Deutsche Lesehalle

Nummer 1 | Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt | 1. Januar 1888

Der arme Makar.

Sibirische Neujahrs-Geschichte von Wladimir Korolenko. Aus dem Russischen von August Scholz.

Es war am Vorabend des Neujahrsfestes, und Makar wußte, daß morgen großer Feiertag sein würde. Ein Feiertag ohne Branntwein war für ihn ein Unding, woher aber denselben nehmen, wenn weder der Kaufmann, noch der tatarische Schenkwirth borgen mag? Unser Makar ist nämlich derselbe „arme Makar“*), den alle Welt zum Narren hält und hänselt, und der eines Tages den Wanderstab ergriff und fortzog in ein fernes, ödes Land — in die düstere, unwirthliche Taiga**) der Jakuten. Hier hatten Makars Väter und Großväter der Wildniß ein Stück frostigen, starren Bodens abgerungen. Zuletzt erstand, wie ein Denkmal des Sieges, ein freundliches Kirchlein auf dem Hügel, und aus der kleinen Ansiedelung war das Kirchdorf Tschalgan, Makars neue Heimathsstätte, geworden.

Schwer war Makars Tagewerk und elend sein Leben, und Hunger und Frost seine täglichen Gäste.

Wenn er betrunken war, dann weinte er wohl und klagte: „O Gott und Herr, wie schwer ist doch unser Leben!“ Außerdem äußerte er bisweilen, daß er Alles im Stiche lassen und „auf den Berg“***) gehen möchte. Dort wird er weder pflügen noch säen, weder Bäume fällen noch auf der Handmühle sein Brod mahlen. Dort würde er in Frieden leben und „seine Seele retten.“ Was das für ein Berg war und wo er lag, das wußte Makar nicht; er wußte nur, daß es wirklich einen solchen Berg gebe, und daß derselbe sehr, sehr weit entfernt war.

Es war, wie gesagt, am Sylvesterabend, und Makar hatte kein Geld, um sich Branntwein zu kaufen. Da kam ihm plötzlich ein glücklicher Gedanke. Er erhob sich und zog seinen abgerissenen Pelz an. Seine Gattin, eine ebenso kräftige und sehnige wie häßliche Frau, errieth natürlich sogleich seinen geheimen Gedanken.

„Wohin, Du Satan?“ schrie sie ihn an — „gehst wieder allein Branntwein trinken?“

*) Makar ist ein Spitzname des russischen Bauern, etwa wie im Deutschen „Michel“ oder „Jochen“. Ueber die Entstehung desselben wird erzählt: Als einst Czar Peter sich die Bauern einer Gemeinde in der Gegend von Rjäsan vorstellen ließ, fragte er den Aeltesten derselben nach seinem Namen. Dieser antwortete: „Makar“. Der Czar meinte, das sei ein hübscher Name, und als er nun auch die übrigen fragte, antworteten sie alle der Reihe nach: „Makar“, weil sie dem Czaren dadurch ein besonderes Vergnügen zu bereiten glaubten.

**) Der sibirische Urwald.

***) Gemeint ist der heilige Berg Athos, der in der Vorstellung des russischen Volkes eine große Rolle spielt.

„Schweig', Alte, will eine ganze Flasche kaufen, wollen morgen zusammen eins trinken.“

Mit listigem Augenblinzeln schlug er sie kräftig auf die Schulter, daß sie fast hingefallen wäre. Da zeigte sich so recht die Schwäche des weiblichen Herzens! sie wußte ganz genau, daß Makar sie belog, doch schmeichelte ihr seine gnädige Behandlung, und sie ließ ihn gehen. Er holte seinen alten Braunen aus dem Stalle, führte ihn an der Mähne heraus und spannte ihn vor den Schlitten. Der Braune brachte seinen Herrn vor das Thor und zum Dorfe hinaus.

Ganz am Ende des Dorfes stand eine einsame kleine Jurte,*) in welcher zwei Fremdlinge hausten, die von fern her und Gott weiß weshalb in diese traurige Wildniß gekommen waren. Makar arbeitete gern für sie, brachte ihnen Holz aus der Taiga und was sie sonst brauchten. Vor dieser Jurte, deren mattglänzende Eisfenster**) durch das Kaminfeuer im Innern hell erleuchtet waren, ließ Makar seinen Braunen halten. Er selbst trat ohne Weiteres ein, stellte sich vor den Kamin und wärmte seine Hände.

Der eine der beiden Fremdlinge lag rauchend auf dem Bette, blies große Ringe in die Luft und folgte, seinen Gedanken nachhängend, mit den Augen den Windungen derselben. Der andere saß, gleichfalls in Nachdenken versunken, in der Nähe des Kamines und sah zu, wie die Flammen an den glimmenden Holzscheiten emporzüngelten.

„Gott mit Euch!“ sagte Makar. Er wußte nicht, welcher Schmerz die Seele dieser Fremdlinge erfüllte, wußte nichts von den flammenden Gedanken der Freiheit, Brüderlichkeit und Menschenliebe, welche die Herzen dieser Jünglinge begeistert und sie schließlich als Geächtete in dieses Land gebracht hatten.

Der junge Mann, welcher dem Kamine gegenüber saß, hob den Kopf empor und blickte Makar verwirrt an, dann erhob er sich vom Stuhle.

„Ah, willkommen, Makar, willkommen! Es ist hübsch, daß Du uns besuchst. Willst Du Thee mit uns trinken?“

„Thee?“ fragte Makar, „warum nicht? Gewiß, Bruder, recht gern.“

Er legte Pelz und Mütze ab. „Ich habe Euch gern, könnt mir's glauben,“ fuhr er fort, indem er sich in einschmeichelndem Tone an den Jüngling wandte.

*) Blockhaus.

**) Die Fenster der Jurten werden aus Eiszapfen verfertigt.

„Wirklich, Makar?“ fragte dieser mit einem bitteren Lächeln, — „nun, dann sag' einmal, was hast Du für ein Anliegen?“

„Ein Anliegen wäre schon da,“ antwortete dieser ein wenig betroffen — „wie hast Du das nur errathen? Nun später —“

Eine Stunde später saß Makar bereits wieder in seinem Schlitten. Er hatte den Fremdlingen unter günstigen Bedingungen fünf Fuhren Holz verkauft und darauf einen ganzen Rubel Angeld bekommen. Er schwor ihnen bei allen Heiligen, daß er das Geld nicht vertrinken würde, und wußte doch ganz genau, daß er sich's nur deshalb geben ließ, um es zu vertrinken. Er ließ keine Gewissensbisse aufkommen; nicht einmal der Prügel gedachte er, mit denen ihn die betrogene Gattin bei der Heimkehr empfangen würde.

Vor der Tatarenschänke hielt er an und trat mit bedächtigem Schritte hinein. Der enge Raum derselben war von stickigen Dünsten erfüllt. An den Tischen saßen auf langen Bänken die Jakuten. Schalen mit Branntwein standen vor ihnen, hier und da hatten sich einige zusammengethan, um Karten zu spielen. Auf einem Strohhaufen im Winkel saß ein betrunkener Jakute, der mit rauher Kehle ein endlos langes Lied angestimmt hatte und dazu im Rhythmus den Oberkörper hin und her bewegte. Er sang, daß morgen großer Feiertag sei und er sich heut betrunken habe; diese Worte variirte er in den mannigfaltigsten Tonarten! Makar gab seinen Rubel hin und erhielt dafür eine Flasche Branntwein. Er steckte dieselbe unter den Pelz und schlich sich möglichst unbemerkt in einen dunklen Winkel. Dort goß er sich Schale auf Schale ein und ließ sich den Trank trefflich munden. Der Branntwein war bitter und mit Wasser und Tabaksaufguß vermengt. Es währte nicht lange, so war Makar betrunken.

In der Schänkstube ward es indessen enger und enger. Immer neue Jakuten kamen heran. Der Schänkwirth sah, daß bald kein Platz mehr sein würde, und schaute sich forschend in der Stube um. Sein Blick entdeckte auch Makar und den Jakuten in der finsteren Ecke. Er trat an den letzteren heran, packte ihn am Kragen und warf ihn zur Thür hinaus. Dann näherte er sich Makar. Dieser mußte als Stammbauer von Tschalgan ein wenig rücksichtsvoller behandelt werden: Der Tatar öffnete die Thür, brachte Makar auf die Beine und versetzte ihm einen so kräftigen Fußtritt, daß er in weitem Bogen mitten in einen großen Schneehaufen flog. Mit Mühe richtete Makar sich aus demselben empor, schwankte langsam zu seinem Braunen hin und fuhr fort.

Im Schimmer des Mondlichtes blitzten die weiten Schneegefilde in hellem Glanze. Von Zeit zu Zeit verschwand der Mond hinter einer Wolke, dann verdunkelten sich die Schneefelder einen Augenblick, und das Nordlicht übergoß sie mit seinem zauberhaften Lichte. Deutlich sah Makar am Saume der Taiga den Jamalachahügel, hinter dem er im Waldesdickicht seine Thierfallen und Vogelschlingen aufgestellt hatte. Plötzlich nahmen seine Gedanken dahin die Richtung. Er sang, daß in seiner Falle ein Fuchs gefangen sitze: morgen wird er den Fuchs verkaufen, und die Alte wird ihn nicht prügeln.

Der Weg wand sich zwischen dichtem, niedrigem Unterholz hin. Zur Rechten und zur Linken erhoben sich Hügel; je weiter Makar kam, desto höher waren die Bäume, desto undurchdringlicher die Taiga. In geheimnißvollem Schweigen lag sie da, die kahlen Aeste der Lärchenbäume senkten sich tief unter der silbernen Last des Reifes. Makar ließ den Braunen am Wege stehen und begab sich mit behutsamen Schritten an die Fallen, welche die Leute von Tschalgan aufgestellt hatten. Der Augenblick schien günstig. Der Besitzer derselben, Aljoschka Tschalganow, Makars Todfeind, war gewiß nicht da. Ueber die knirschende Fläche schritt Makar von einer Falle zur anderen und untersuchte sorgfältig jede einzelne — vergebens, kein Fuchs war gefangen.

Da plötzlich, horch! . . ein leises Geräusch: über die kleine Lichtung drüben schleicht ein Thier. Makar sieht deutlich das röthliche Fell, die spitzen Ohren und den buschigen, wedelnden Schweif! Der Fuchs! Da, auf einmal: ein dumpfer, kräftiger Schlag, der in der nahen Schlucht seinen Widerhall findet. Der Fuchs war in der Falle! Hals über Kopf lief Makar durch das Unterholz, dessen kalte Zweige ihm in die Augen schlugen und sein Gesicht mit Schnee überschütteten. Da taucht plötzlich, wie aus dem Boden hervorgewachsen, eine Gestalt vor ihm auf, es ist Aljoschka Tschalganow. Sein Gesicht war noch finsterer als sonst, und die großen Zähne fletschte er noch boshafter als gewöhnlich.

Beide stürzten zugleich zu der Stelle. Jeder hob die Balken an einem Ende, und der Fuchs, der sich plötzlich frei fühlte — entwischte ihnen. Mit einem Satz war er im Dickicht.

Aljoschka stürzte ihm nach, Makar aber hielt ihn am Pelze fest.

„Tytyma!“ rief er, „das ist mein Fuchs!

„Tytyma, mein Fuchs!“ gab Aljoschka dumpf zur Antwort.

In rasendem Lauf jagten Beide hinter dem Fuchs her. Aljoschka war jedoch immer schlauer gewesen als sein Gegner. Er wandte sich plötzlich um und beugte den Kopf vor, und der arme Makar flog mit dem Magen so heftig gegen dessen harten Schädel, daß er der Länge nach rücklings in den Schnee stürzte.

„Das ist mein Ende!“ dachte er. Seine Kräfte begannen zu schwinden; er hatte das Bewußtsein, daß er todt sei.

❦

Wie das zugegangen, konnte Makar sich nicht vorstellen. Er wußte, daß, wenn der Mensch stirbt, irgend etwas seinen Körper verläßt, und erwartete nun jeden Augenblick, daß dieses Etwas auch seinen Körper verlassen würde. Er wartete umsonst, nichts verließ seinen Körper. Er wußte jedoch, daß er todt war, und daher lag er ruhig und ohne Bewegung.

Auf einmal war es ihm, als ob ihn Jemand mit dem Fuße anstieße. Er wandte sich um und öffnete die Augen. Ueber seinen Körper beugte sich der alte Pope Iwan: Sein langer Priesterrock, seine Pelzmütze und sein langer Bart waren ganz beschneit. Makar erkannte ihn sogleich und war ganz verwundert: es war derselbe Pope Iwan, der bereits vier Jahre vorher gestorben war.

Es war ein guter Mensch gewesen, dieser Pope Iwan. Er hatte Makar niemals wegen des Deputats gedrängt, niemals Opfergeld von ihm verlangt; er verlangte nur eins: daß jedesmal, wenn er kam, eine Flasche mit Branntwein auf dem Tische stand. Er trank, so oft er konnte und so viel er bekam.

Ein guter Mensch war Pope Iwan wirklich gewesen, doch fand er einen schlimmen Tod. Eines Tages, als Niemand von den Seinigen zu Hause war und er schwer betrunken auf dem Bette lag, kam er plötzlich auf den Gedanken, sich eine Pfeife anzuzünden. Er schwankte nach dem mächtigen Kamine hin, in dem ein gewaltiges Feuer brannte, hielt seine Pfeife an das Feuer, um sie zu entzünden, plötzlich jedoch fiel er vornüber und stürzte in die Flammen. Als die Seinigen nach Hause zurückkehrten, fanden sie vom Popen nur noch die Leine.

Und plötzlich stand nun dieser Iwan leibhaftig, wie er im Leben ausgesehen, vor Makar.

„Steh' auf, Makaruschka!“ sagte er, „Du mußt mit mir gehen!“

„Wohin soll ich denn gehen?“ fragte Makar ganz verwundert.

„Wir müssen zum großen Tojon*) gehen.“

„Was soll ich denn bei dem?“ fragte Makar.

„Er wird über Dich Gericht halten,“ entgegnete der Pope ernst.

Makar entsann sich, einmal in der Kirche gehört zu haben, daß man sich nach dem Tode irgendwo vor den Richter zu stellen habe. Er erhob sich langsam und brummte vor sich hin, daß man nicht einmal nach dem Tode Ruhe habe.

Der Pope schritt voraus, und Makar folgte ihm. Letzterer war ganz erstaunt, als er sah, daß sein Begleiter gar keine Spuren im Schnee zurückließ. Auch unter seine Füße blickte er und bemerkte dort ganz dasselbe: der Schnee war glatt und rein wie ein Tischtuch.

„Ist's noch weit?“ fragte Makar nach einer Weile, „ich bin hungrig.“

„Du bist doch gestorben,“ antwortete der Gefragte, „da darfst Du weder essen, noch trinken.“

Das wollte Makar durchaus nicht gefallen. Mürrisch folgte er dem Popen, der ihn immer weiter und weiter gen Osten führte.

*) Tojon = Herr. Der große Tojon = Gott.

Sie hatten offenbar schon eine große Strecke zurückgelegt. Es schien nach dem durchmessenen Raum, daß sie wenigstens schon eine Woche unterwegs waren, so viel Schluchten und Hügel, Flüsse und Seen, Wälder und Fluren hatten sie hinter sich gelassen. Sie stiegen immer höher und höher. Es war immer heller und heller geworden. Das kam daher, weil sie den Sternen immer näher rückten, die bereits die Größe eines Apfels erreicht hatten und mit grellem Gefunkel den Mond umgaben, der sich wie der Boden eines großen goldenen Fasses ausnahm. Die weite Schneefläche, über die sie hinschritten, war ganz hell erleuchtet; zahlreiche Wege, die alle in einem Punkte im Osten zusammenzulaufen schienen, durchschnitten dieselbe. Auf diesen Wegen gingen und ritten Menschen in verschiedener Kleidung und von mannigfachem Aussehen daher. Plötzlich glaubte Makar den einen der Reiter zu erkennen — er bog vom Wege ab und eilte ihm nach.

„Halt! halt!" schrie der Pope, aber Makar hörte nicht mehr. Dieser hatte in dem Reiter einen Tataren erkannt, der ihm vor sechs Jahren einen Schecken gestohlen hatte und vor fünf Jahren gestorben war. Der Tatar ritt auf dem Pferde, das unter ihm nur so dahinflog und mit den Hufen glitzernde Schneewolken aufwirbelte. Dennoch holte Makar, obwohl er zu Fuß war, den davonjagenden Tataren sehr bald ein.

„Ha, Du Schurke!" rief er aus, „habe ich Dich endlich? Das ist mein Pferd, vorwärts mit Dir zum Starosten!"

„Weshalb zum Starosten?" sagte der Tatar, in dem er bereitwillig stehen blieb. „Ist es Dein Pferd, dann nimm es. Ein ganz verfluchter Gaul -- fünf Jahre schon reite ich auf ihm und komme nicht von der Stelle."

Schon griff Makar nach dem Zügel des Pferdes, um es zu besteigen, als der Pope herbeistürzte und ihn zurückriß.

„Siehst Du nicht, Unglücklicher," rief er, „daß der Tatar Dich betrügen will? Weißt Du nicht, was das Sprichwort sagt: Nicht weit kommt man auf gestohlenem Gaule?"

„Ein schlaues Volk seid ihr, ihr Tataren," sagte Makar, „ehe man sich's versieht, betrügt ihr einen."

Der Tatar war ärgerlich darüber, daß der Pope ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht hatte.

„Gieb mir wenigstens ein Blatt Tabak," wandte er sich an Makar.

„Seht!" sagte dieser höhnisch, „stiehlt mir erst das Pferd und will dann gar noch Tabak!"

„Hätt'st ihm den Tabak geben sollen," bemerkte Pope Iwan, als sie bereits wieder unterwegs waren — „hundert Sünden hätte Dir der Tojon dafür verziehen."

„Wart einmal, ich will ihm den Tabak hintragen."

„Wird wohl jetzt zu spät sein," entgegnete Iwan, „sieh Dich einmal um."

Makar blickte sich um, aber kein Tatare war zu sehen — so schnell hatten ihre Füße sie davongetragen.

Immer weiter und weiter dehnte sich die Ebene. Reiter und Fußgänger blieben hinter ihnen zurück, und Hunderte, wenn nicht Tausende von Werst schienen zwischen je zweien dieser Ewigkeitswanderer zu liegen. Unter ihnen fiel Makar besonders ein Greis auf, den er nach Gesicht, Kleidung und Gang sogleich als Tschalganer erkannte. Der Alte trug einen zerlumpten Pelz und auf seinem gebeugten Rücken ein altes Weib. Makar fühlte Mitleid mit ihm und grüßte ihn.

Darauf erzählte der Alte, daß er vor langen, langen Jahren „auf den Berg" gegangen sei, um „seine Seele zu retten". Dort habe er nichts gethan, nicht geackert, noch gesäet. Nachdem er gestorben, sei er zum Tojon gekommen, damit er ihn richte. Da habe ihn dieser geschickt, seine Alte zu holen, und nun bringe er sie hin. Sie habe betteln müssen, nicht Haus noch Kühe noch Brod habe sie gehabt, so schwach sei sie geworden, daß er sie den ganzen Weg habe tragen müssen.

Noch manchen Wanderer traf Makar auf seinem Wege. Er sah Diebe, die gleich Lastthieren mit all dem fremden Gut beladen waren, das sie einstmals entwendet hatten; schmerzlich stöhnten sie unter ihrer schweren Bände. Auch einen finsteren Mörder traf er, der ganz mit Blut besudelt war und mit wildem, unstetem Blick um sich schaute. Vergebens warf er sich in den weißen Schnee, um die blutigen Flecke von seinem Körper zu vertilgen. Neben den Erwachsenen flogen kleine Kinderseelen in ganzen Schaaren, gleich Vögeln durch die Luft dahin.

Makar machte die Beobachtung, daß er weit schneller vorwärts kam, als die Anderen, und war geneigt, das auf Rechnung seines tugendhaften Lebenswandels zu setzen.

„Was meinst Du, Vater," wandte er sich an den Popen, „ich war doch eigentlich ein recht guter Mensch, wenn ich auch manchmal ein Gläschen zu viel trank . . ."

„Wirst bald Alles mit eigenen Augen sehen," sagte dieser kurz. „Sieh, wir sind nicht mehr fern!"

In der That bemerkte Makar, daß es auf einmal in der Ebene licht zu werden begann.

Zuerst brachen einige helle, mächtige Strahlen hinter dem Horizont hervor. Blitzschnell liefen die funkelnden Sterne um den Mond. In der schneeweißen Ebene ward es auf einmal dunkel. Es erhoben sich riesenhafte Nebelmassen und reihten sich wie eine Ehrenwache am Rande der Ebene auf. An einer Stelle im Osten wurde sie auf einmal glänzend hell, wie Krieger in goldener Rüstung. Dann stieg die Sonne am Horizont empor, und die ganze Ebene erstrahlte in blendendem Glanze.

Und dann schien es Makar auf einmal, als ob er ein wunderbares Lied hörte. Es war dasselbe längst bekannte Lied, mit dem die Erde jedesmal die Sonne begrüßt. Makar wollte durchaus nicht weiter gehen, sondern ewig dastehen und lauschen . . .

Aber Iwan zupfte ihn am Aermel.

„Komm," sagte er, „wir sind angelangt!"

Sie traten in einen schönen, geräumigen Saal. In der Mitte desselben stand ein prächtiger Ofen von kunstvoller Arbeit aus reinem Silber, und in demselben brannten goldene Scheite, die eine angenehme Wärme ausstrahlten. Durch Thüren gingen beständig junge Leute in langen weißen Hemden ein und aus. Makar entschied sogleich, daß das die Arbeiter des Tojon seien. Einer derselben trat an den Ofen heran und begrüßte den Popen.

„Der ist wohl aus Tschalgan?" fragte ihn der Arbeiter.

„Ja, aus Tschalgan."

„O, dann müssen wir die große Wage hereinbringen."

„Wozu denn gerade eine große Wage?" fragte Makar den Popen. „Um alles Gute und Schlechte, das Du im Leben vollbracht hast, abzuwägen," antwortete der Befragte." Bei allen anderen Menschen hält das Gute dem Schlechten annähernd die Wagschale; nur die Leute von Tschalgan haben so viel Sünden, daß für sie eine besondere Wage nöthig ist."

Bei diesen Worten war es Makar, als ob ihm Jemand mit einem Striegel über das Herz fahre.

Die Knechte brachten die große Wage und stellten sie in dem Saale auf. Eine Schale derselben war klein und von Gold, die andere ungewöhnlich groß und aus Holz verfertigt.

„Der Tojon kommt!" sagte plötzlich Iwan, indem er hastig seinen Priesterrock zurechtzupfte.

Die mittlere Thür öffnete sich, und ein uralter Mann mit langem, silbernem Barte, der bis an den Gürtel hinabreichte, trat in den Saal. Er war mit reicher Gewandung und kostbarem Pelzwerk bekleidet und hatte warme, mit Plüsch besetzte Stiefel an den Füßen. Beim ersten Blick erkannte Makar, daß es derselbe Greis war, den er auf den Bildern in der Kirche gesehen. Der alte Tojon setzte sich auf einen eigens für ihn hergebrachten Stuhl. Sein Gesicht war gütig. Schwer aber wurde Makar ums Herz, weil ihm auf einmal sein ganzes Leben bis zur geringsten Kleinigkeit in Erinnerung kam: jeder Schritt, jeder Axthieb, jeder Betrug und jedes geleerte Glas Branntwein trat ihm auf einmal lebhaft vor die Seele.

Der Tojon musterte ihn und fragte: „Was hast Du während Deines Lebens getrieben?"

„Weißt es ja selbst," entgegnete Makar, „hast es doch in den Büchern aufgeschrieben."

„Sag's nur selbst," versetzte der Tojon.

Da faßte Makar Muth und begann über die Arbeit seines Lebens zu berichten, und obwohl er genau wußte, wieviel Axthiebe

er gethan, wieviel Stangen er abgehauen und wieviel Furchen er mit dem Pfluge gezogen, so fügte er doch Stangen und Balken zu Tausenden, Holzfuhren und Pud Saatkorn zu Hunderten hinzu.

Als er mit seiner Rechenschaftslegung fertig war, wandte sich der Tojon zum Popen Iwan:

„Geh, bring' das Buch her."

Iwan brachte das große Buch, schlug es auf und begann zu lesen.

„Wieviel Stangen?" unterbrach ihn plötzlich der Tojon, — „lies die Zahl noch einmal!"

Der Pope las die Zahl noch einmal und fügte in kummervollem Tone hinzu: „Er hat dreitausend Stück hinzugelogen."

Da wurde der Tojon zornig.

„Du wagtest, mich zu betrügen? Jetzt glaube ich Dir nichts mehr, nur nach dem Buche werde ich Dich richten."

Die Arbeiter des Tojon hatten unterdessen Makars Stangen und Balken, seine Feldarbeit und all sein sonstiges Lebenswerk auf die goldene Wagschale gelegt. Und diese Arbeit wog so schwer, daß die goldene Schale tief hinabsank und die hölzerne hoch, hoch emporstieg.

Ja schwer ist die Arbeit des Bauern von Tschalgan! Aber es ergaben sich auch für Makar einundzwanzigtausend neunhundertdreiunddreißig Betrugsfälle, und es zeigte sich, daß er vierhundert Flaschen Branntwein getrunken, und er sah, wie nun die hölzerne Schale die goldene überwog.

Da mußte er sich sagen, daß seine Sache gar schlecht stand, und suchte unbemerkt die hölzerne Schale mit dem Fuße aufzuhalten.

Zürnend wandte sich der Tojon zu ihm und sagte:

„Du bist ein Betrüger, ein Faulpelz und Trunkenbold! „Du sollst als Gaul in den Stall des Kirchendieners kommen, der läßt seine Pferde die schwersten Lasten ziehen!"

Kaum hatte der alte Tojon so geredet, als die Thür aufging und sein Sohn im Saale erschien. Er setzte sich zur Rechten des Vaters nieder und sagte:

„Ich habe Dein Urtheil gehört . . . Dein Wille geschehe . . . Aber vielleicht hat er noch irgend etwas zu sagen, — sprich, armer Schelm!"

Da geschah auf einmal etwas ganz Merkwürdiges! Makar, derselbe Makar, der nie in seinem Leben mehr als zehn Worte auf einmal gesprochen hatte, fühlte plötzlich die Gabe der Beredsamkeit in seiner Brust. Er begann zu reden und war selbst ganz erstaunt über seine Worte. Sie quollen ihm nur so aus dem Munde.

Der alte Tojon schien anfangs ärgerlich über die Keckheit, dann jedoch hörte er aufmerksam zu. Iwan war zuerst ganz erschrocken über Makars Beginnen, er zupfte ihn mehrmals am Pelze, doch dieser ließ sich nicht stören.

Makar hatte damit begonnen, daß er durchaus kein Verlangen danach trage, als Gaul in den Stall des Kirchendieners zu kommen. Man solle nicht denken, daß ihm die Lage eines Pferdes so schrecklich scheine: der Kirchendiener hetze zwar seine Pferde, doch gebe er ihnen auch Hafer — ihn aber habe man sein ganzes Leben lang gehetzt, ohne ihm Hafer zu geben . . .

„Man hat Dich gehetzt?" fragte der Tojon streng.

Gewiß habe man ihn gehetzt! Starosten und Aelteste, Beisitzer und Isprawnik, Noth und Hunger, Frost und Hitze, Regen und Dürre, der unfruchtbare Boden und die böse Taiga — sie alle, alle haben ihn gehetzt! Das Vieh geht seinen Weg und schaut zu Boden und weiß nicht, wohin man's treibt . . . und so auch er . . . Wußte er denn, was der Pope in der Kirche gelesen? Wußte er denn, weshalb man ihm seinen ältesten Sohn genommen und unter die Soldaten gesteckt hat, wo dieser Sohn gestorben sei, und wo nun seine armen Gebeine ruhen? Sein Herz habe um Branntwein gebettelt in seinem Kummer . . . Aber sei denn das Branntwein gewesen, was man ihm verkaufte? Dreiviertel davon waren Wasser, den Tabakaufguß nicht gerechnet, so daß von den vierhundert Flaschen dreihundert abgerechnet werden müßten . . .

„Ist das wahr?" fragte der Tojon den Popen.

„Die reine Wahrheit," antwortete dieser eifrig, „die Tataren sind arge Betrüger . . ."

Makar fuhr fort:

Er habe dreitausend Stangen zugelogen, aber sechzehntausend habe er doch gefällt, und sei denn das wenig? Zweitausend davon habe er gefällt, als seine erste Frau krank war, und die Thränen seien ihm an den Wimpern festgefroren, und vor lauter Schmerz sei ihm der Frost bis zum Herzen gedrungen, und doch hätten seine Hände nicht geruht . . .

In den Augen des alten Tojon erglänzte eine Thräne, und die hölzerne Schale stieg.

Und Makar fuhr fort: In ihren Büchern sei Alles aufgeschrieben. Sie sollten doch einmal nachsehen, ob je ein Mensch gegen ihn freundlich und liebevoll gewesen. Und seine Kinder, wo seien sie? Wenn sie starben, habe Kummer sein Herz bedrückt, und wenn sie am Leben blieben, hätten sie ihn verlassen, um auf eigene Faust den Kampf mit Noth und Elend aufzunehmen. Und er sei grau geworden mit seiner zweiten Alten, und das hilflose Alter sei über ihn gekommen. Verwaist und einsam hätten sie dagestanden, wie zwei Fichten in der Steppe, an denen jeder Schneesturm rüttelt.

„Ist das wahr?" fragte wiederum der Tojon.

„Es ist die Wahrheit!" bestätigte aufs Neue der Pope.

Schon begann die hölzerne Schale wieder zu steigen, da bedachte sich der Tojon auf einmal und sagte:

„Aber wie kommt es denn, daß Du in solchem Aufzuge vor mir erscheinst? Dein Gesicht ist finster, Deine Augen trübe und Deine Kleider zerrissen. Disteln und Dornen sind in Deinem Herzen gewuchert und bitterer Wermuth."

Makar senkte sein Haupt und schwieg. Nach einer Weile jedoch begann er von Neuem:

Auch er sei dereinst mit klaren Augen geboren, wie die Anderen, mit Augen, in denen sich Himmel und Erde spiegelten, und mit einem reinen Herzen, das für alles Schöne in der Welt geöffnet war. Wenn er jetzt auf sein Leben zurückschaue, so könne er nicht begreifen, wie er diese schwere Last so lange habe tragen können. Und er habe sie nur ertragen, weil ihm ein Stern im Nebel vorgeleuchtet habe: die Hoffnung! Er habe gehofft und gehofft, aber das bessere Loos sei nicht gekommen. Und wenn seine trüben Augen und sein finsteres Gesicht, der struppige Bart und die zerrissenen Kleider ihn hinderten, einzugehen in die Wohnungen der Gerechten — gut, so wolle er seine düstere, traurige Gestalt in den Tiefen der Erde verbergen, aber schuld sei er nicht . . . nein, schuld sei er nicht! . . .

Er hatte die letzten Worte mit gesenktem Haupte, in verzweifeltem, dumpfem Tone gesprochen. Dann schwieg er ein Weilchen, als ob er sein Urtheil aus dem Munde des Tojon erwartete. Aber Niemand sprach, nur ein leises Schluchzen ließ sich plötzlich vernehmen. Makar hob den Kopf empor und blickte auf. Und da bot sich ihm ein unerwarteter Anblick: der Tojon weinte, und der Sohn des Tojon weinte, und der Pope Iwan weinte, und auch die jungen Arbeiter Gottes vergossen Thränen.

Da fuhr Makar jäh zusammen — wie heilender Balsam fielen die Thränen des Mitleids auf sein wundes Herz, und auch er begann zu weinen, aus Mitleid mit sich selbst, dem armen, armen Makar.

Die Wage aber begann von Neuem zu schwanken, und die hölzerne Schale stieg immer höher und höher . . .

*

Der Morgen dämmerte bereits durch die matten Eisscheiben der Hütte, als Makar aus dem Schlafe erwachte. Er war also nicht in die Taiga gefahren, nicht vor den Tojon gegangen! Sein Rausch war fast verflogen, nur ein dumpfes Gefühl im Kopfe und ein bitterer Geschmack auf der Zunge waren geblieben; dafür aber war ihm ums Herz so leicht, wie ihm noch niemals gewesen! Und Glockenklänge tönten ihm in Ohr und Herz — sie läuteten das neue Jahr ein.

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, da fühlte er, daß seine Augen naß waren: er hatte wirklich im Traume geweint.



Prosit Neujahr!

Zeichnung von Knut Ekwall.

Die Thier- und Pflanzenwelt der Eisgefilde.

Von Dr. Otto Zacharias.

Mit Abbildung.

Wenn im Herbst die Fliegen wegsterben und im Freien kein Schmetterling mehr sichtbar ist, hegt der Stadtbewohner die Ansicht, daß mit der eintretenden kalten Jahreszeit das Thierleben in Feld und Wald so gut wie ganz einfriere. Auf die mit der Büchse jagdbaren größeren Geschöpfe freilich erstreckt er diese Vermuthung nicht, weil ihm das Schaufenster der Wildprethändler ad oculos demonstrirt, daß auch während der kältesten Wintermonate eßbare Vögel und Säugethiere in Menge zu finden sein müssen. Aber von allem kleineren Gethier setzt der in der geheizten Stube sich mollig fühlende Städter voraus, daß dasselbe um die frostige Adventszeit völlig von der Bildfläche verschwunden ist, oder sich geziemend verkrochen und verpuppt hat. Der der Natur näherstehende Landmann freilich weiß in dieser Angelegenheit besser Bescheid. Ein Blick zum Fenster hinaus in seinen Obstgarten zeigt ihm zahlreiche schwärmende Exemplare des Frostspanners (Acidalia brumata) und der Blutlaus, denen es durchaus nicht auf einige Grade Kälte ankommt, wenn es gilt Eier zu legen und Nachkommenschaft zu produziren. Ebenso wenig wie die bereits genannten Insekten lassen sich gewisse Mückenarten (Chironomus) abhalten, in der ausgelassensten Weise über einer aufgethauten Pfütze zu tanzen, sobald ihnen nur nicht gerade von den stöbernden Schneeflocken direkt Konkurrenz gemacht wird. Die sehr erniedrigte Temperatur des November- und Dezembermonats ist also, wie wir sehen, keineswegs im Stande, alles Geflieg und Gekriech in der freien Natur zu ertödten. Noch mehr als der Land- und Forstwirth hat der Naturforscher Gelegenheit, sich von dem Fortbestehen einer ansehnlichen Summe von Leben, welches der Winterkälte Trotz bietet, zu überzeugen. Ja noch mehr: eine spezielle Untersuchung größerer Schnee- und Eisgefilde hat sogar die Thatsache ergeben, daß viele Thiere und auch manche niederste Pflanzen geradezu ihre Existenzbedingungen auf den Schneefeldern des Nordens und an der Oberfläche der Gletscher finden, die man sonst alles organischen Lebens für bar gehalten hat.

Der Leser soll im Nachstehenden über einige Hauptvertreter der Schnee- und Eisflora resp. Gletscherthierwelt näher unterrichtet werden, als er es vielleicht bisher durch die Lektüre populärer Naturgeschichtsbücher gewesen ist.

Jedermann hat schon einmal vom „rothen Schnee“ gehört. Erst vor einigen Jahren (1885) wurde aus Rigi-Kaltbad gemeldet, daß auf den Bergabhängen daselbst große Flächen von Schnee scharlachroth gefärbt seien. Das haben damals Viele gelesen und gehört, aber nur Wenige werden gewußt haben, daß diese rothe Farbe von der massenhaften Anwesenheit eines pflanzlichen Organismus herrührt, von einer Alge, die man wissenschaftlich als Sphaerella nivalis bezeichnet.

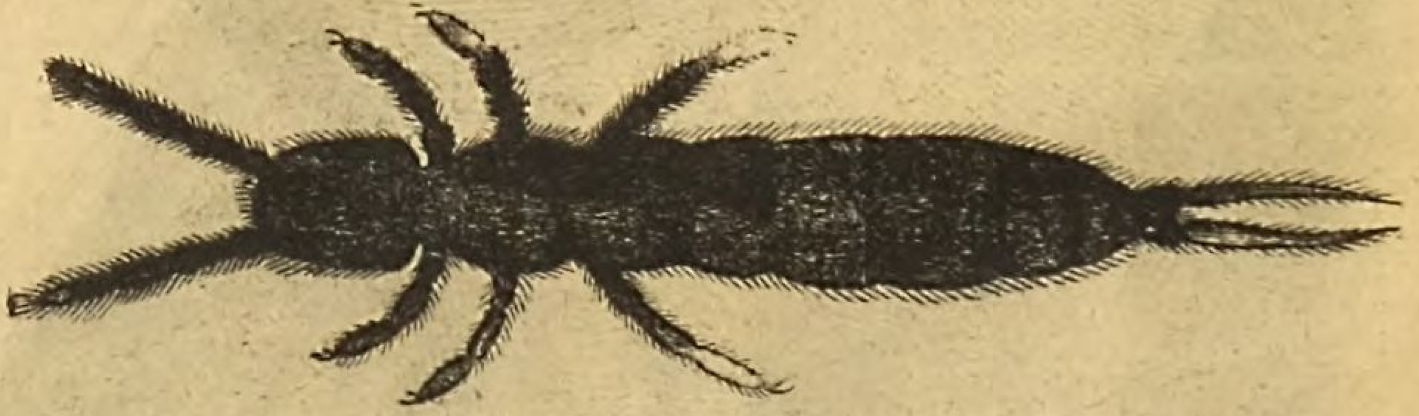
Rother Schnee ist schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bekannt. Er wurde zuerst im Jahre 1760 auf den Savoyer Alpen durch den berühmten Naturforscher H. B. de Saussure entdeckt. Freilich blieb damals die eigentliche Ursache der rothen Färbung noch verborgen. Erst 1818 erhielt man hierüber Aufschluß, als der englische Botaniker R. Brown Proben von rothem Schnee, die in Grönland gesammelt worden waren, eingehend (und zwar mikroskopisch!) besichtigte. Seitdem weiß man mit vollkommener Bestimmtheit, daß die rothen Kügelchen, welche sich auf dem Schnee der arktischen Gegenden und der Hochalpen vorfinden, vegetabilische Wesen sind, welche sich durch bewegliche Schwärmsporen fortpflanzen, d. h. durch kleine Körperchen, die sich mit Hilfe fadenförmiger Fortsätze (Cilien) auf feuchter Unterlage oder im Wasser fortbewegen können. Wir sind mit diesen eigenthümlichen Schwärmzuständen von Wesen, welche notorisch pflanzliche Natur besitzen, erst seit einigen Dezennien vertraut, und das Erstaunen über diese Thatsache war so groß, daß die ersten Entdecker meinten, sie hätten die Pflanze „im Momente der Thierwerdung“ ertappt. Dem war aber durchaus nicht so; man war lediglich mit den merkwürdigen Entwickelungsstadien einer niederen Pflanze bekannt geworden, welche zu dem Zugeständniß nöthigten, daß aktive Bewegung nicht ausschließlich auf das Thierreich beschränkt sei.

Als man nun gelegentlich die örtlichen Bedingungen zu erforschen unternahm, unter denen die rothe Schnee-Alge zu gedeihen pflegt, fand man: daß letztere keineswegs allein die Gefilde des ewigen Schnees belebt, sondern daß sich in ihrer Gesellschaft stets auch noch andere Algen vorfinden. Man kann also von einer förmlichen Schneeflora sprechen, welche die öden kalten Regionen bewohnt, wo die langen Polarnächte herrschen, und die sich auch hoch oben auf den kahlen Abhängen unserer Gebirge angesiedelt hat. Man wird dem gegenüber an die Worte erinnert, welche Goethe dem Mephistopheles bei einer gewissen Gelegenheit in den Mund legt:

„Der Luft, dem Wasser und der Erden
Entwinden tausend Keime sich —
Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten!
Hätt' ich mir nicht die Flamme vorbehalten,
Ich hätte nichts Apart's für mich!“

Man ersieht aus den Erfahrungen, welche man über das üppige Gedeihen der Schnee-Alge an manchen Orten gemacht hat, wie wenig Wärme und Komfort erforderlich sind, um gewissen niederen Organismen das Dasein zu ermöglichen. In jenem Gemisch von Wasser und Schnee, welches die Oberfläche der arktischen Eisfelder zur Sommerszeit bildet, vegetiren unter den denkbar bescheidensten Bedingungen neben der Sphaerella noch mehrere andere Algengattungen, und zwar sind es: sechs Arten von Chroococcaceen, eine Oscillariee, drei Scytonemeen, zwölf Desmidiaceen, zwei Palmellaceen und acht Confervaceen. Der Leser hat sich unter diesen lateinischen Bezeichnungen größtentheils rosetten- und fadenförmige Gebilde von primitivstem Bau vorzustellen.

Zu der aufgezählten Pflanzenwelt, so spärlich sie auch ist, gesellt sich nun eine Fauna, eine Anzahl von Thierarten, von denen vor Allem der zur Familie der Springschwänze (Poduriden) gehörige Gletscherfloh (Desoria glacialis) hervorzuheben ist.



Der Gletscherfloh. (Desoria glacialis.)

Dieses kleine schwärzliche Thier wurde 1840 von dem schweizerischen Naturforscher Désor entdeckt und ihm zu Ehren benannt. Ein anderes zu derselben Familie der Poduriden zählendes Insekt, welches aber von mikroskopischer Winzigkeit ist, ist im Jahre 1873 von Kjallmann auf einem Gletscherfelde in Spitzbergen in ungeheurer Menge vorgefunden worden. Stellenweise war der Schnee ganz davon bedeckt. Bei näherem Zusehen entdeckte man nicht blos erwachsene Exemplare des in Rede stehenden Insekts, sondern auch ungeheure Massen von Eiern desselben.

Ferner ist ein kleiner Rundwurm (Apheleurhus nivalis) als ständiger Bewohner der arktischen Schneegefilde zu registriren. Er wurde 1882 (von Nathorst) ebenfalls auf Spitzbergen entdeckt.

Im Schnee der Hochalpen sowohl wie in anderen permanenten Schneeanhäufungen kommen aber außerdem noch Räderthierchen vor. Darunter versteht man kleine zur Würmergruppe gehörige Wesen, welche am Kopfe einen Wimperkranz tragen, in dessen Mitte die Mundöffnung gelegen ist. Durch die schwingende Bewegung jener Wimpern werden kleine Nahrungsobjekte (Algenschwärmer u. s. w.) herbeigestrudelt und in die Nähe des Mundes gebracht. Weil nun das ganze Organ, wenn es in Funktion ist, den Eindruck eines sich drehenden Rades macht, nennt man die betreffenden Thiere „Räderthiere“ (Rotatoria). Es giebt deren sehr viele Gattungen und Arten; indessen ist im Schnee der alpinen Regionen ganz besonders eine Spezies zahlreich vertreten, welche den Namen Philodina roseola führt. Die Färbung (rosa),

welche in dem Beinamen erwähnt ist, hat ihren Sitz hauptsächlich im Darmkanal des Thierchens und verbreitet sich von da aus im gesammten Körper. Die Ursache dieses auffälligen Kolorits ist in der fast ausschließlich aus rothen Schneealgen bestehenden Nahrung des Thierchens zu erblicken.

Nach alledem haben wir Schnee und Eis nicht mehr als die Sinnbilder der Erstarrung und des Todes in der Natur anzusehen, sondern dieselben als Aggregatzustände des Wassers zu betrachten, welche noch immer fähig sind, Leben in ihrem kalten Schooße zu beherbergen. Für gewöhnlich lebt man in dem Wahne, daß andauernde Temperaturerniedrigung abtödtend auf alles organische Leben einwirken müsse, aber die in den letzten Jahren und Jahrzehnten unternommenen Expeditionen nach dem europäischen Norden haben uns eines Anderen belehrt.

Aus diesen Erfahrungen ergiebt sich auch der Schluß, daß es nicht richtig sein dürfte, wenn manche Zoologen der Ansicht huldigen, daß während der sogenannten „Eiszeit" alles Leben auf den vergletscherten Theilen der Erdkugel vernichtet worden sein müsse. Gegen eine solche Annahme sprechen nicht blos die bereits mitgetheilten Forschungsergebnisse, sondern auch die Wahrnehmung, daß sämmtliche Nordpolfahrer noch in den Meeren der höchsten Breiten eine zahlreiche Thierwelt vorfanden, welche außer durch Unmassen von kleineren Organismen auch durch viele Krebse und Seesterne repräsentirt war. Betrachten wir demnach die Vergangenheit der Erde nach der Analogie, welche uns durch die aktuelle Beobachtung geliefert wird, so hat die Eiszeit durchaus nicht so verheerend und abtödtend auf die Fauna von Europa einwirken können, wie das in manchen Lehrbüchern der Geologie verkündet wird.

Das einfachste Experiment spricht gegen diese Wirkung der Eiszeit. Hacken wir im Winter das fußdicke Eis eines Binnensees auf, und fischen mit einem Gaze-Netz in dem freigelegten Wasser herum, so ergiebt sich trotz der überaus kalten Beschaffenheit des letzteren noch immer die Anwesenheit von thierischem Leben. Wir werden außer Algen auch zahlreiche Copepoden (spaltfüßige Krebse), Insektenlarven und Würmer konstatiren, und somit die Ueberzeugung gewinnen, daß eine niedrige Temperatur die Mannigfaltigkeit der Fauna und Flora wohl zu beschränken, aber sie keinesfalls ganz auszurotten vermag.

Orientalische Stereoskopen.

Von Adolph K. Neufeldt.

I.

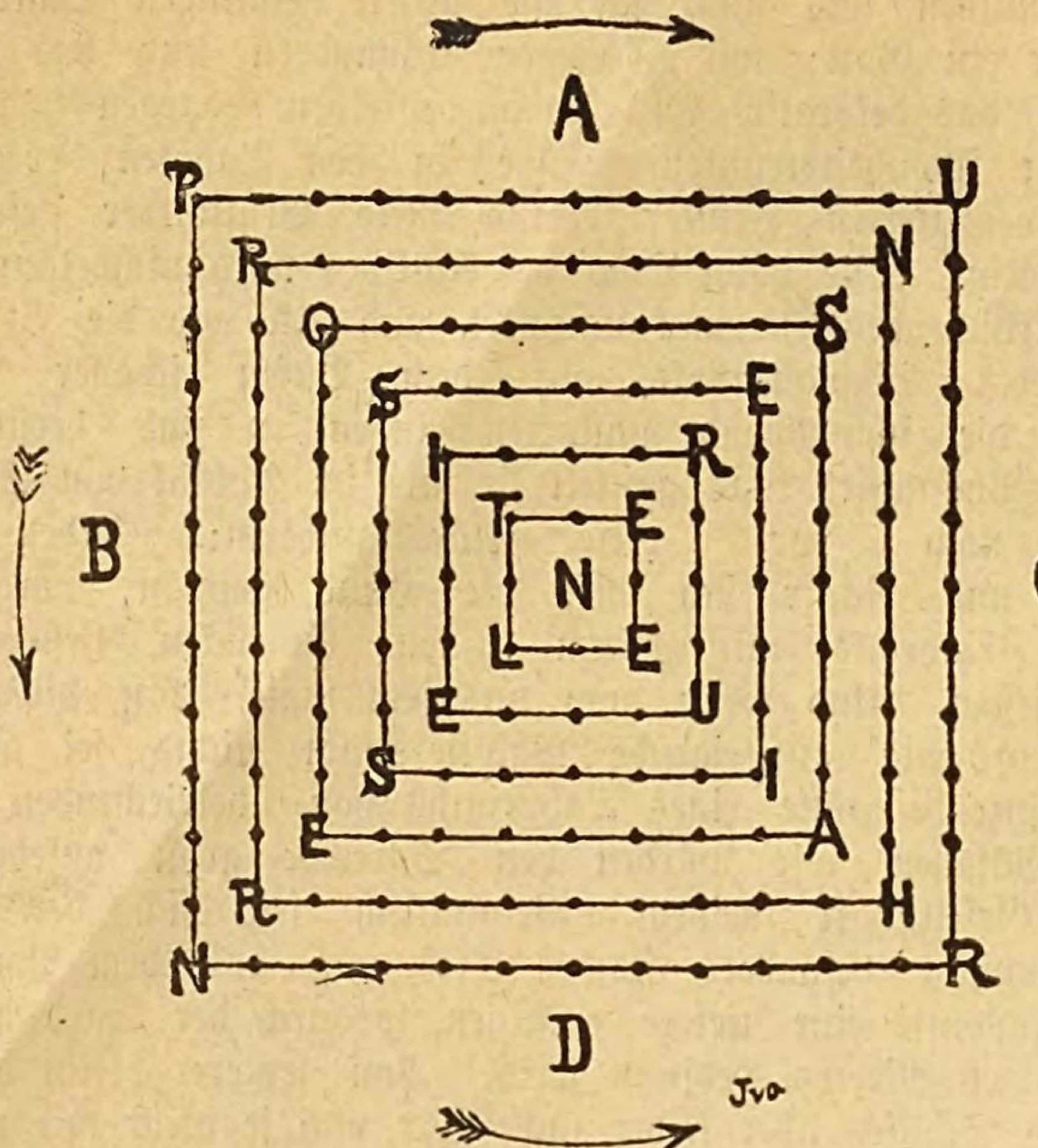
Eine Nacht auf dem Marmarameer und, im Morgenglühen der ersten Maisonne, Konstantinopel! Welche Gegensätze, welch ein Schauspiel! Die silberglänzende Fluth färbt sich purpurn, ein Flammenbad, in dem Mond und Sterne erlöschen. Und was während der Nacht in nebelgrauer Ferne gelegen, jetzt rollt es sich vor uns auf — ein lichtumflossenes, märchenschönes Bild, das Panorama von Skutari und Konstantinopel. Die mit umwaldeten Villen geschmückten Prinzen-Inseln ziehen gleich schwimmenden Felsen an uns vorüber. Drüben ragt der byzantinische Olymp, das Haupt mit der Stirnbinde ewigen Schnees umwunden, empor. Dem flinken Kiel des Lloyddampfers „Vorwärts" voranf springt eine Schaar glänzender Delphine. Langsamer, mit der aus dem Bosporus kommenden starken Strömung kämpfend, ziehen wir längs den zerfallenen epheuumrankten Seemauern des alten Byzanz dahin, vor uns das Eski Seraj. Seine Kioske und Thürme lugen lauschend und lachend zwischen hundertjährigen Platanen, Myrthen, Cypressen und dem edlen Lorbeer hervor. Düster mahnend grüßen die Cypressenhaine der Gräberstadt Skutari herüber. Das „memento mori" scheint aber mit Recht so weit hinausgeschoben, denn was wir hier, auf dem etwa fünf Kilometer langen Wege vom Gefängniß der „Sieben Thürme" bis zur Serailspitze, dem vergoldeten Käfig gefangener Frauenschönheit, sehen, ist das lang aufgerollte Bild lachender Lebenslust, die Versinnlichung dessen, was die Moslem von dem Paradies des Propheten erwarten. Schöner kann dieses nicht sein und der Aufenthalt der entzückenden Houris nicht würdiger. Die tausend Minarets und hundert Kuppeln der Moscheen, unter denen auch manche Grabmoschee sich befinden mag, muthen uns nicht an wie unsere heimischen Stätten der Einkehr zu Gott; wir Fremden bewundern nur das sinnlich Schöne, das dekorativ Reizvolle an denselben, dagegen malen sich unserem schönheitstrunkenen Auge in den Rahmen der tausend leicht vergitterten Fenster ebenso viele Brustbilder gefangener Kiptschakin. Das holde Oval des Antlitzes wird nicht länger von dem verhüllenden Yachmak umfaltet, und hell wie die Brillanten von dem Schwanenhals, auf dem Busen schöner Frauen blitzen die schmachtend umflorten Augen zu uns herüber — in der Phantasie! Was gaukelt sie uns im Anblick von Stambul nicht noch vor, diese Allestäuscherin; haben doch Kunst und Natur sich hier die Hand gereicht, um unsere ersten Eindrücke mit einem stillen Entzücken liebevoll zu umschließen. Und wenn man uns jetzt sagte, daß diese ganze terrassenförmig aufsteigende Paläste-Stadt nichts sei als nur die glänzende Hülle eines Labyrinths von übelriechenden Gassen und Gäßchen, wir würden den Sprecher groß ansehen und seine Gesellschaft meiden. Bekanntlich setzt sich der oberen, im Frühjahr besonders starken Strömung aus dem Pontus in die Propontis eine tiefere entgegen, wodurch der Salzgehalt des Schwarzen Meeres bedingt wird. Von letzterer bleibt der Kiel unseres Schiffes aber leider unberührt, und je mehr wir uns der Serailspitze nähern, um so härter wird der Kampf gegen die Fluthen des Bosporus.

Endlich aber haben wir jene umschifft, und eine neue Welt thut sich uns auf. Wir ankern im „Goldenen Horn", jener 600 Meter breiten und 7 Kilometer tiefen Wasserscheide zwischen Istambul, der Türkenstadt, und Pera, der Stadt der Franken mit dem am Bosporus gelagerten Galata, dem Wohnsitz der Schiffsbevölkerung. Franken nennt man hier Alles, was aus Europa stammt und nicht Türke ist. Scharf heben sich die Gegensätze schon in der Architektur beider Städte ab, und wenn wir uns in diesen erst näher umsehen, werden wir der ersteren noch genug finden, aber nur wenige, die nicht zum Vortheil der Frankenstadt bestehen. Der Umblick über beide, das Goldene Horn hinauf, über den Hafen, den Bosporus und Skutari ist wohl der großartigste und schönste, den die bewohnte Erde bietet. Konstantinopel scheint in einen gelichteten Wald hineingebaut; die breiten Lichtwellen der Mauern brechen sich an den düsteren Schattensäulen der Bosquets, Gärten und Haine, in denen Cypresse und Platane vorwalten. Das stark hügelige Terrain hat der Einförmigkeit und den bei uns beliebten „Straßenzeilen" den Boden entzogen, und natürlich hat man die hochgelegenen Punkte zumeist zur Ausführung von Monumentalbauten benutzt. Aus demselben Grunde steht das bebaute Areal nicht im Verhältniß zur Einwohnerzahl — $1\frac{1}{2}$ Millionen bei einem Umfang von 20 Kilometern. Die Flaggen aller Nationen wehen von den hier stationirten Kriegsschiffen. Hier und da tauchen noch Theile der alten Ringmauern auf, verfallen, mit Epheu umsponnen und überragt von den vielen Thürmen, welche den malerischen Eindruck erhöhen. Vor den Mauern dehnen die armenischen und mohammedanischen Friedhöfe sich aus — herrliche Cypressenhaine.

Ein Gang durch die Straßen macht uns den abschreckenden Gegensatz zwischen der herrlichen Lage und dem Stadtinnern recht augenfällig, wenigstens in Istambul; in Pera, das mehr einer italienischen Stadt gleicht, ist es etwas besser. Der Stolz, die Zierde anderer Städte, die öffentlichen Plätze, die Schmuckanlagen fehlen hier gänzlich. Konstantinopel hat nur wenige und unbedeutende Plätze. Ein wirres Netz von Straßen, rußigen Gassen — eng, schmutzig, krumm, schlecht oder gar nicht gepflastert — legt sich auf Schritt und Tritt hemmend um den Fuß des Wanderers. Von Perspektive ist gar keine, von Aussicht nur wenig die Rede.

Räthsel und Spiele.

Neujahrs-Füllräthsel.



Die Punkte der vorstehenden Figur sind durch Buchstaben zu ersetzen. Die neben den Pfeilstrichen stehenden Buchstaben A, B, C, D bezeichnen: A die sechs Linien von oben nach unten. B von links nach rechts, C von rechts nach links und D von unten nach oben. Jedes Quadrat bildet ein abgeschlossenes Ganze. Die in den Diagonalen stehenden Buchstaben „Prosit Neujahr unseren Lesern“ sind die Anfangs- resp. Endbuchstaben der zu suchenden Worte. Die Pfeilstriche bezeichnen die Richtung, in welcher die Worte zu lesen.

A. I. Aufenthaltsraum einer Sicherheitsbehörde. II. Fremdwort für Athmung. III. Ein Kunsttempel. IV. Eine Fußbekleidung. V. Eine alte Bezeichnung für die Donau. VI. Ein Imperativ (französisch).

B. I. Ein Staat in Amerika. II. Ein Beamter. III. Fremdwort für Haushaltung. IV. Fremdwort für Gesundheit. V. Ein weiblicher Vorname. VI. Bruchtheil-Bezeichnung.

C. I. Eine Militärperson. II. Ein Nutzungsrecht. III. Eine spanische Stadt. IV. Ein türkischer Ehrentitel. V. Ein Tumult. VI. Eine gesetzliche Institution.

D. I. Ein Weitgereister. II. Eine Stadt in Schlesien. III. Eine indische Insel. IV. Italienische Anrede (Plural). V. Eine Pflanze. VI. Eine rumänische Münze.

Die Nummernbezeichnung ist von Außen nach Innen.

Einsatz-Räthsel.

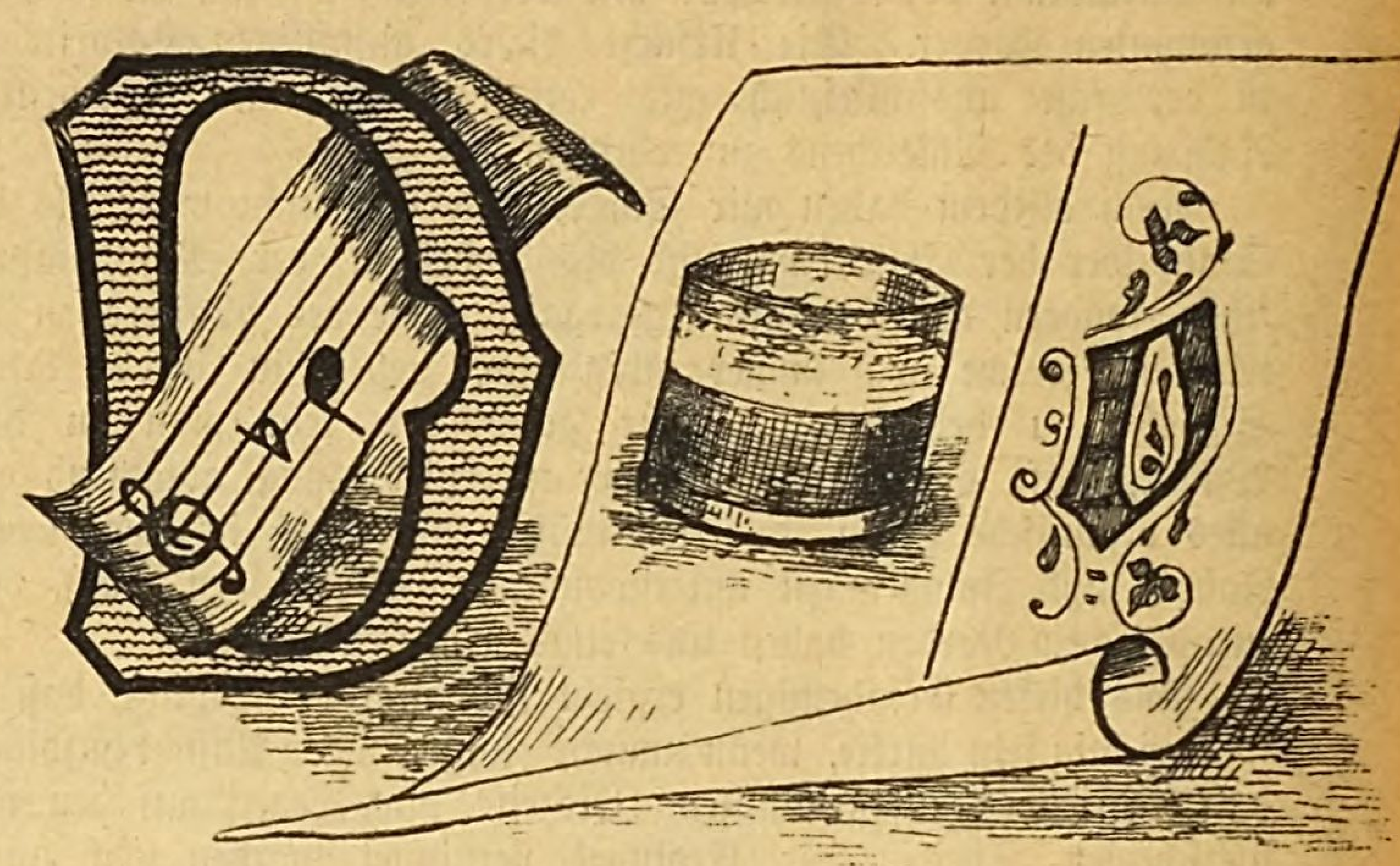
M	a			r	o
S	t			u	g
S	t			z	e
M	e			e	r
H	a			l	n
O	b			o	n
E	i			e	k

In nebenstehender Figur sind die fehlenden Buchstaben in der Weise einzusetzen, daß jede der Horizontalreihen eine sinnrichtige Bezeichnung, die dritte Vertikalreihe von oben nach unten, die vierte von unten nach oben den Namen einer deutschen Stadt ergiebt.

Räthsel.

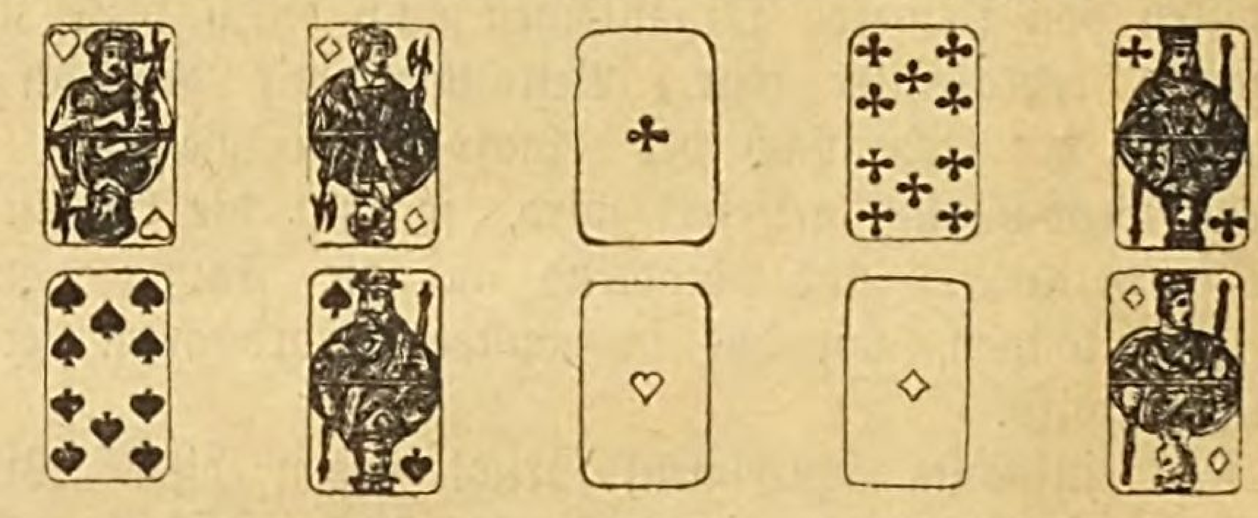
Siehst Du die Ersten zwei von Jemand üben,
So wiss', er ist die Dritt' an Geld und Lieben,
Und daß ihn mit der weiten Gotteswelt
Kein Viertes, ach, vielleicht zusammenhält.

Rebus.

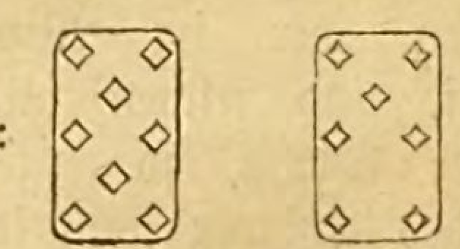


Skat-Aufgabe.

Der Spieler in der Mitte spielt Grand auf folgende Karten:



Im Skat lag:



Der Spieler verliert, trotzdem die Jungen vertheilt sitzen, Pique-Sieben angespielt wird, Careau-Zehn keinen Stich macht, sein Spiel mit 60 Points. Wie saßen die Karten?

Rösselsprung.

mehr	gen	herz	lie	mir	gen	ner	lieb
mein	der	das	ta	zum	die	vom	sel'
ihr	vög-lein	be	zig	singt	vor'm	so	ben
ha	ist	mir	noch	ein	lied	nen	früh
kein	wißt	ein	o	gra	vö's-lein	schwer	ich
es	vom	be	doch	nur	den	ling	storb
es	gar	ling	sa	vög-lein	giebts	wie	von
früh	gen	ja	denn	noch	wollte	ge	ach

Redakteur: Reinhold Schlingmann. – Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 2 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 8. Januar 1888

Die Salonwittwe.

Von Gustav Kleinert.

Es war ein glänzender Ballsaal. Wir bemerken die verschiedenen Gruppen, wie sie sich gewohnheitsmäßig kurz vor Beginn eines Balles zu bilden pflegen. Dem glänzenden Ballsaale entsprechen die glänzenden Toiletten. Die Damen sind dekolletirt. Einige sogar etwas gewagt; indessen man ist ja unter sich. Kein Unberufener hat da etwas zu kritisiren. Die Damen sind übrigens alle hübsch. Ohne Frage! Denn schon Heine behauptet, daß keine Dame häßlich ist. Sie unterhalten sich sehr gut, wie es scheint. Man spricht natürlich von nichts, das heißt eben von Allem. Man klatscht auch ein wenig, jedoch nur über die bisher im Saale noch nicht Erschienenen. Das ist des Landes mal der Brauch. Man klatschte also im Allgemeinen und im Besonderen. Das Letztere bezog sich wesentlich auf eine allgemein beneidete junge Dame, die Salonwittwe, wie sie ein malitiöser Mensch genannt hatte. Sie bildete übrigens häufig einen guten Gesprächsstoff. Die Damen sprachen über die arme „Salonwittwe“ — die übrigens ein ganz hübsches Vermögen besaß — nicht viel Gutes, und die meisten Herren auch nicht, aber aus ganz anderem Grunde. Warum nicht viel Gutes? Auf diese Frage wußte wohl Niemand so recht eine Antwort. Darin besteht ja gerade das große Geheimniß des Klatsches: Alle wollen etwas wissen, aber Keiner weiß etwas.

Plötzlich geht die Thür auf, es wird mit einem Male bedenklich stiller im Saale, nur einige Gruppen flüstern noch leise und deuten mit Blicken nach dem Eingang. Die Salonwittwe ist soeben eingetreten in strahlender Toilette und strahlender Schönheit. Allgemeines, freudiges Begrüßen! Ihre „besten“ Freundinnen reichen ihr die Hand, die andern nicken huldvollst. Man ist entzückt, sie zu sehen; allgemein entzückt. Die kühnsten unter den Herren nähern sich, um einen Tanz zu erhalten; denn das Angebot in diesem Artikel ist gerade bei der Salonwittwe sehr groß. Jetzt unterhält sich die höchststehende Persönlichkeit der Gesellschaft, der Herr Präsident, sehr angelegentlich mit ihr. Er macht ihr schon seit vollen drei Wochen den Hof. Er ist zwar verheirathet, aber seine Frau ist kränklich und allen gesellschaftlichen Vergnügungen abhold. Er macht daher auch mit Vorliebe hübschen Damen den Hof, auch wenn sie verheirathet sind. Darin wird Niemand hoffentlich etwas finden. Er ist einmal ein galanter Mann und kann doch sein gesellschaftliches Talent nicht unter den Scheffel stellen.

Die Salonwittwe muß sich natürlich sehr geschmeichelt fühlen. Indessen trotz ihrer Liebenswürdigkeit, die sie wie gegen jeden galanten Mann so auch insonderheit gegen den Präsidenten zur Schau trägt, würde ein scharf beobachtendes Auge bemerkt haben, daß sie während ihrer Unterhaltung mit dem Präsidenten nicht ganz bei der Sache war und wahrscheinlich ebenso gern mit einem andern Herrn, der gleichgiltig an einer entfernten Säule lehnte, über das große Salonthema gesprochen hätte. Es ist nämlich keineswegs gleichgiltig, mit wem eine Dame bei solchen Gelegenheiten am längsten über „nichts“ spricht. Sie that indessen, als wenn sie unseren Säulenheiligen gar nicht sähe, und blickte nur von Zeit zu Zeit flüchtig über ihn hinweg, als wenn sie Jemanden suche. Dann kokettirte sie mit dem Präsidenten und mit den Anderen, mit dem ersten Besten, Alles um seinetwillen.

Endlich — er verdiente eigentlich so viel Aufmerksamkeit gar nicht — nähert er sich ihr auch, der Gleichgiltige. Ihre Tänze wären längst vergeben, wenn sie ihm nicht einen aufbewahrt hätte. Er merkt das gar nicht und glaubt wirklich, daß sie nach halbstündiger Anwesenheit noch einen Tanz frei hat. Sie ist zu stolz, um ihn das fühlen zu lassen.

Der Tanz beginnt. Sie tanzt den dritten Tanz mit ihm. Er ist sehr langweilig, viel langweiliger als die Andern, deren Unterhaltung sie so fade findet. Aber diese Langeweile interessirt sie; sie deutet sie anders. Warum das nicht auch bei den Andern? Ja, warum!

Noch ein Tanz, dann eine Pause. Die einzelnen Paare promeniren im Saale herum oder lassen sich zur bequemeren, eingehenderen Behandlung des großen Themas in den anstoßenden Salons auf Divans nieder. Auch der Herr Präsident tritt mit der Wittwe in einen kleinen, entfernter liegenden Nebensalon. Rosa mattes Ampellicht, rosa Tapeten, rosa Plüschmöbel, rosa Stimmung, aber nur bei ihm. Er schmeichelt ihr, und es schmeichelt auch gewiß ihr, von dem bedeutenden Manne so bevorzugt zu werden. Sie giebt ihm daher, ohne es eigentlich zu wollen, einige Avancen — man könnte fast sagen Vortheile. Er unterhält sie mit Süßigkeiten wie immer, ein geistreiches Nichts. Von einem verheiratheten Manne schmecken die unter Umständen noch besser, als von einem offenbaren Heirathskandidaten. Indessen genau genommen, es ist doch auch immer so ein Stück Beleidigung. Was denkt er wohl im Grunde seines Herzens von ihr? Was mag er wollen? Er scheint etwas auf dem Herzen zu haben, denn er ist nicht ganz so unbefangen, wie sonst. Sie ist

nicht ängstlich, sie kann sich einigermaßen auf ihre Geistesgegenwart verlassen. Er erzählt ihr von seinem aufwallenden Gefühl, wenn er sie nur von Weitem sähe, ja, daß er ihre Anwesenheit fühle, ohne sie noch zu sehen, daß es ihm in allen Fiebern zuckt, wenn sie die Augen zu ihm aufschlägt. — Sie lassen sich auf einen Divan nieder. Er ergreift ihre Hand. Sie läßt es zu. Er beugt sich zu ihr, indem er lispelt: „Ich bin Ihr Sklave, gnädige Frau, ich könnte Alles für Sie thun, ich könnte ein Verbrechen für Sie begehen."

Dumpfe Pause. „Ein Verbrechen? Das wäre zu viel. Aber könnten Sie sich auch für mich — scheiden lassen, Herr Baron?"

Die Wendung war recht dumm, fast brutal, das fühlte sie sofort. Aber für ihn war es ein Kernschuß. Er stutzt. Er wird noch etwas bleicher, als er ohnehin schon ist. Selbst die rosa Umgebung kann dem leichenblassen Farbenton seines Gesichtes nicht beikommen.

„Sie sind heute in sonderbarer scherzhafter Stimmung, gnädige Frau," bringt er endlich mühsam heraus.

„Nun, was wollen Sie denn eigentlich von mir, Herr Baron?"

Keine Antwort. „Nun, ich will es Ihnen sagen, Herr Baron. Sie möchten sich an meiner Schönheit berauschen — ich bin schön, ich weiß es. Sie möchten mich kompromittiren."

Sie sind Beide aufgestanden und schicken sich an, den Salon zu verlassen. Er hat seine ganze, selbstbewußte Haltung verloren. Er kann nur ein „Sie haben mich mißverstanden, gnädige Frau," herausbringen. Er öffnet die Thür, um sie in den Saal zurückzubegleiten. In dem Augenblick, wo sie eintreten, haben ihre beiden Gesichter wieder denselben normalen, konventionellen Ausdruck. Man merkt nichts von der Aufregung, welche in ihnen kurz vorher gewühlt hat.

„Sie sind sich einig," flüstern ihre Kolleginnen.

Er, der jetzt wieder an derselben Säule lehnt, weiß — er glaubt es nicht nur —, daß der Präsident nichts erreicht hat, was sie nicht vor aller Welt vertreten kann, er weiß, daß sie sich ihm gegenüber nichts vergeben wird, er weiß, daß der Präsident vergebens lächelt, und deshalb ist er der Erste, welcher nach der Abkühlung, die sich immerhin aller Andern bemächtigt hat, sich ihr zu nähern wagt.

Heinrich von Hohenthurm hatte Jura studirt und sich der Eisenbahnkarrière gewidmet. Mit sechsundzwanzig Jahren Assessor, war er schon mit zweiunddreißig Jahren Regierungsrath geworden. Seine Eltern, sehr wohlhabende Gutsbesitzer, waren gestorben; und so bezog er außer seinem Gehalt noch annähernd 2000 Thaler Rente. Mit einem Worte, er war, auch ehe wir noch über seine äußere Erscheinung ein Wort gesprochen haben, für junge Damen eine gute Partie. Außerdem jedoch konnte man ihn noch einen hübschen Mann nennen. Er hatte jenes leichtsinnige, semmelblonde Haar, das man bei Gaslicht beinahe mit weißem verwechseln kann. Dies gab ihm, wenn auch nur auf einen flüchtigen Blick, die Würde eines Greises. Er war ein leiblicher Kopf, der nicht nur „ach, Juristerei durchaus studirt mit heißem Bemühn", sondern sich auch auf anderen geistigen Gebieten mit Erfolg umgesehen. Außer diesen näher gekennzeichneten semmelblonden Haaren hatte er ein Paar wasserblaue Augen, die zu seinem früher in reicher Fülle vorhanden gewesenen Haupthaare in einem komischen Kontrast standen; so ungefähr, als wenn aus Versehen auf der Bühne in einem gothischen Zimmer eine Waldkulisse stehen geblieben ist. Man merkte diesen Augen an, daß sie wohl häufig, wenn nicht immer, verliebt gewesen, aber das Verloben und insonderheit das Verheirathen sicher nur als letzte Instanz gelten ließen.

Wenn wir nun vorhin behauptet haben, daß dieser hübsche junge Mann und Regierungsrath sich mit jener hübschen Wittwe und guten Partie während ihres Tanzes trotz seiner über das Niveau der Mittelmäßigkeit ragenden geistigen Veranlagung sehr langweilig unterhalten habe, so geht daraus hervor, daß er in die Wittwe verliebter war, als wenn er den Schöngeist hätte mit kaltem Blute spielen können! Und wenn jene pikante, schlagfertige junge Wittib die ihr während dieses Tanzes angethane Langeweile mit so huldvollem Lächeln, mit so freundlichen Blicken über sich ergehen ließ, so ist ebenfalls mit mathematischer Sicherheit anzunehmen, daß er in ihren Augen — anders war, als die Andern.

Anders war, als die Andern! Wenn ein Romanschreiber von einem jungen Helden männlichen wie weiblichen Geschlechts so recht nichts Charakteristisches, nichts deckend Bezeichnendes mehr zu sagen weiß, sich vergeblich bemüht hat, seinen Helden durch prägnant, durch scharf kennzeichnende Züge aus der Masse der übrigen, mehr oder weniger gleichgiltigen Umgebung herauszuheben, so ist der Held einfach „anders, als die Andern".

Kurz und gut, unsere beiden Helden Heinrich von Hohenthurm und Emilie Jungheim waren glücklich so weit gekommen, ohne es sich jedoch eingestanden zu haben, daß alle Andern für sie ganz gewöhnliche Menschenkinder waren. Emilie traute sonst so leicht keinem Menschen — wir haben das ja bereits gesehen — wenn sie nicht zwingende Gründe hatte. Hätte sie nicht ein gewisses Gefühl überrumpelt, das die gewöhnlichen Leute gewöhnlich Liebe nennen, das sie sich aber als solche nicht eingestehen wollte, so würde sie ihm nicht so unzweideutig durch ihre Blicke zu verstehen gegeben haben, daß er nur zu fordern brauche, und das Bewilligen nur eine Frage der Zeit sei.

Der große Augenblick rückte heran, wo die Herren die Damen zu Tische führen. Emilie hatte bereits vorher verschiedenen Herren in der liebenswürdigsten Weise die Ehre, ihr Tischkavalier zu sein, abgeschlagen. Der Herr Präsident hatte sich um diese Ehre nicht beworben, aber man ahnte nicht im Geringsten den wahren Grund dieser Zurückhaltung, sondern sah darin irgend einen feinen diplomatischen Schachzug. Es mußte eine ganz besondere Bewandtniß haben, wenn der Präsident die schöne Wittwe dieses Mal nicht zu Tische führte. Und darin hatten die guten Leute ja auch vollkommen Recht, wie man sieht. Man machte die gewagtesten Konjekturen, aber auf die nächstliegende und eigentliche Ursache kam natürlich kein Mensch, mit Ausnahme des jungen Regierungsrathes. Er bat sie daher ohne Bedenken um die Ehre, sie zu Tische führen zu dürfen, und wurde ebenfalls ohne Bedenken als Tischkavalier angenommen. Das erregte einiges Aufsehen. Die Meisten bedauerten den armen, die Verhältnisse so schlecht tarirenden jungen Mann, der den Lückenbüßer spielen wollte, sie belächelten ihn ob seiner Naivetät, sich für einen Bevorzugten zu halten, da er doch wohl nur ein Bauer in dem Schachspiel wäre, dessen König sich eine kleine, wohl beabsichtigte Pause gönnte.

Die Tafel wurde aufgehoben; die ersten Takte einer Polka erklangen. Heinrich fühlte, wie die Figur der schönen Frau bei dem leichtesten Drucke seines, um ihre weich modellirte Taille gelegten Armes nachzugeben schien. Er hatte in diesem Augenblick ein Gefühl, als wenn er — zum Geheimrath ernannt worden wäre. Er begleitete sie später zum Wagen, hob sie hinein. Da plötzlich — wie ward ihm? Ihre vollen Arme wanden sich um seinen Hals, ein Kuß brannte auf seinen Lippen, und der Wagen rollte davon.

Einen Augenblick stand er in süßer Betäubung. Die Ernennung zum Präsidenten würde ihn in diesem Augenblicke kalt gelassen haben. Er strich sich über die Stirn. Er fühlte, daß die Haare auf seinem Haupte noch in gewissenhafter Ordnung und ganz vollzählig waren. Er wollte noch einmal durch den Saal schreiten, obwohl derselbe schon stark gelichtet war. Er mußte sich noch einmal sehen lassen. Die Damen betrachteten ihn mit getheilten Gefühlen. Die Herren zuckten mitleidig die Achseln. Er merkte davon nichts oder legte Alles zu seinen Gunsten aus.

Jetzt klopfte ihm Jemand vertraulich auf die Schulter. Der Präsident stand vor ihm und sagte leise: „Gratulire, Herr Kollege; exquisiter Treffer! indessen, ich brauche Ihnen das wohl kaum zu sagen, doch wohl nur en passant die Affaire mit der kleinen Wittib. Sie werden doch keine Dummheiten machen! Auf Wiedersehen!"

Er sah noch ein Paar in malitiöse Falten gelegte männliche und einige halb neidische, halb naserümpfende weibliche Gesichter und hörte die Thür hinter sich ins Schloß fallen. Was sich der Präsident wohl dachte! Selbstverständlich, er würde doch

keine Dummheiten machen. — Emilie hatte ihn schon während des Tanzes auf morgen Nachmittag um fünf Uhr eingeladen, damit er sich nach ihrem Befinden erkundigen könne.

❦

Es ist vier Uhr. Frau Emilie hatte sehr schlecht geschlafen. Sie war erst um elf Uhr aufgestanden und immer noch müde, abgespannt, gleichgiltig gegen Alles, was sie umgab. Trotz dieser Gleichgiltigkeit war sie aber recht ärgerlich über die sentimentale, verliebte Dummheit, die sie gestern Abend begangen. Heute bei nüchterner Betrachtung, wo nur noch der Verstand und nicht mehr die Phantasie thätig war, blieb von der ganzen großen Rührszene am Kutschenschlag die eine nackte, thörichte, fast unglaubliche Thatsache übrig, daß sie sich ihm an den Hals geworfen. Von den süßen, von den unwiderstehlichen Beweggründen, die sie zu dieser exceptionellen Handlungsweise veranlaßt hatten, bestand keiner vor dem Richterstuhle der kühl berechnenden Vernunft. Es war einfach ein dummer, einfältiger Streich, wie ihn allenfalls ein Backfisch sich zu Schulden kommen lassen konnte, aber keine dreißigjährige Frau.

Und nun gar eine Frau mit ihren Erfahrungen! Nachdem sie von ihrem siebzehnten bis fünfundzwanzigsten Jahre alle fashionablen Bälle, Konzerte und Festivitäten, wo die Damen den Glanzpunkt bilden, durchgekostet hatte, nachdem sie die Herren so ziemlich alle auswendig kannte, sowohl diejenigen, welche „den Damen zart entgegen kommen", wie diejenigen, welche „keck und verwegen" sind, als auch schließlich diejenigen, welchen „wenig d'ran gelegen scheinet, ob sie reizen oder rühren", — da mußte ihr noch eine solche Pensionsnaivetät passiren! Und dazu hatte sie ihn noch für heute Nachmittag eingeladen!

In einer halben Stunde würde er erscheinen mit einer Miene wie Cäsar, als er den Rubikon überschritt. Was mußte er von ihr denken? Nichts oder Alles! Aber er sollte sich wundern, der kühne Ritter; er möchte nur in die Arena kommen; sie würde ihn schon zu treffen wissen. Er sollte nicht nur keinen Fuß breit Terrain mehr gewinnen, sondern sogar das bereits okkupirte wieder herausgeben und die ganzen Kriegskosten bezahlen. Er sollte —

Ja, was hatte er denn verbrochen, der Unglückliche? Sie hatte „ihm", ja, ja, daran ließ sich nichts drehen und deuteln, sie hatte ihm einen ausgeprägten Kuß gegeben. Indessen es war doch seine Schuld nicht. Und nun sollte er dafür büßen! Aber wo bleibt denn da die Logik? Logik? Was Logik! Was kümmert eine empörte Frau die Logik!

Ja und selbst wenn er direkt um ihre Hand bäte — sie hielt das indessen nicht für absolut sicher —; ja selbst dann würde sie ihn fühlen lassen . . . nein, sie wollte ihn gar nicht. Ein Korb, gewiß ein Korb in aller Form, das ist das Beste. Ah! Nun, sie kann es ja mal erst abwarten und ihn — an sich herankommen lassen.

Zehn Minuten vor Fünf. Hätte sie doch dieses verwünschte Wort nicht gesprochen, diese dumme Einladung auf heute! Oder ob er am Ende gar nicht einmal kommen wird, kommen zu einer Frau, die ihm . . . Ha! das wäre infam!

Sie eilt ans Fenster. Sie nestelt an ihrem Haar. Sie wirft einen Blick auf ihre Toilette, einen zweiten in den Spiegel, einen dritten wieder auf die Straße, einen vierten auf ihren Arm und ihre Hand.

Dieser vierte Blick genügt. Er muß kommen, und wahrhaftig, dort biegt er schon um die Ecke. Sie hatte nicht einmal Zeit gehabt, sich zurückzuziehen. Er hatte gegrüßt. Er mußte annehmen, daß sie bereits — und zwar sehnsüchtig, natürlich — auf ihn gewartet hatte; denn es war erst fünf Minuten vor Fünf. Wie ärgerlich war das! Tausend Gedanken, Pläne, Konjekturen, Ansichten, Stimmungen gingen durch ihr konfus aufgeregtes Köpfchen: das dumme Fenster, der dumme Kuß, das dumme Versprechen und — das dumme Gesicht, das er machen würde, wenn sie . . . — „Herein!"

Sie reichte ihm die Hand, doch so, daß sich ein Handkuß nur schwer anbringen ließ. Sie bekam daher auch keinen. Das ärgerte sie. Hätte er ihr einen gegeben, das hätte sie auch geärgert. Er hätte es nicht schlechter treffen können; aber er schien davon nichts zu merken. Er nimmt ungenirt auf einem Fauteuil ihr gegenüber Platz. Sie sprechen vom gestrigen Abend: so im Allgemeinen natürlich. Er sprach dann von dem schönsten Augenblick seines Lebens, von den entzückenden Augenblicken überhaupt, die er an ihrer Seite verlebt, von ihrer Anmuth, die ihn bezaubert, von ihrer Schönheit, die ihn im Banne hält; mit einem Worte, er macht ihr auf Umwegen eine Liebeserklärung.

Sie hatte ihn ruhig angehört, wenig erwiedert, nur einige Interjektionen mit Ausrufungszeichen eingestreut. Sie wollte ihn sicher, sie wollte ihn kühn machen. Nach einer kurzen Pause sagte sie: „Wissen Sie auch wohl, Herr von Hohenthurm, daß alle Herren, hübsche wie häßliche, geistreiche wie bornirte, hochgestellte wie bescheiden situirte, daß sie alle dasselbe nichtssagende, langweilige, in sich selbst verliebte, das Lachen herausfordernde Gesicht machen, wenn sie eine Liebeserklärung vom Stapel lassen? Ich habe gewiß schon einige Dutzend zu hören bekommen und kann es daher beschwören, daß alle Herren in diesem Augenblicke wenig, sehr wenig begehrenswerth aussehen."

„Aber doch wohl nur dann, gnädige Frau, wenn der betreffenden Dame die betreffende Liebeserklärung fatal, unangenehm oder auch nur gleichgiltig ist, wenn sie im Stande ist, die thöricht-süße, die naiv-erhabene, die sentimental-humoristische Situation einer Liebeserklärung kühl zu kritisiren, nicht mit dem Herzen, sondern nur mit dem Verstande aufzufassen, sie wie einen Aufsatz für Obertertia schulmeisterlich zu censiren, nur dann. Und dann mögen Sie auch wohl Recht haben, daß der Betreffende eine klägliche Figur macht. Wenn aber die betreffende Dame selbst mitliebt — verzeihen sie den banalen, aber kurzen und nicht überschwänglichen Ausdruck —, dann wird sie von der eigenthümlichen, bitter-süßen Komik dieser Situation nichts merken, dann wird sie jedes seiner Worte, auch das dümmste, jede seiner Bewegungen, auch die linkischste, dann wird sie Alles, sein Sprechen, sein Handeln, sein Schweigen, seine unbeholfensten Aeußerungen, das ungeschickteste Stammeln seiner Liebesworte bezaubernd, himmlisch, köstlich finden, alles das, was sie im anderen Falle fade, abgeschmackt und unerträglich finden würde. Ob ein Bauernbursche einem Bauernmädchen oder ein König einer Fürstin eine Liebeserklärung macht, sie werden Beide an und für sich gleich dumm in dem einen, gleich süß-beglückend in dem anderen Falle erscheinen. Wer könnte die Verwegenheit haben, eine neue, eine originelle Form finden zu wollen?"

Hier ergriff er ihre Hand, welche sie ihm ließ. Sie war verwirrt, in die Enge getrieben, fast bestürzt, fast angenehm bestürzt. Jedoch nicht bis zu dem Grade, daß sie von der bekannten weiblichen Sophistik, das Thema in ein anderes, für sie günstigeres Geleise zu bringen, nicht Gebrauch gemacht hätte. Sie schlug daher die Augen nieder, als sie erwiederte: „Das war sehr schön gesagt, doch widerlegt es keineswegs, was ich behauptet habe, wenigstens was ich gemeint habe. Ich wollte nur sagen, daß Jeder, der eine Liebeserklärung losläßt, sich unbedingt von derselben die kühnsten Erfolge verspricht. Was bilden sich denn die Herren eigentlich ein? Sie glauben, blos eine banale Phrase drechseln zu müssen, und wir sollen gleich ganz Wonne, ganz Hingebung sein. Wie kann mir in aller Welt deshalb Jemand gefallen, weil ich hübsch bin, oder weil er mich hübsch findet? Ist das nicht absurd? Man sollte wirklich denken, ein verständiger Mensch würde eine Dame endlich mit Süßigkeiten und billigen Schmeicheleien verschonen, wenn er sich sagte, daß sie nun schon an die dreizehn Jahre so etwas anhören muß; er würde sich sagen, die Aermste, was mag sie schon alles für banal übertriebene, zuckersüße verlogene Liebeserklärungsanfälle erduldet haben! was muß sie danach lechzen, endlich einmal etwas Wahrheit, etwas Natürlichkeit, etwas Männlichkeit, ja etwas geistreiche Grobheit meinetwegen zu hören! Dieses ewige „Madame, wie reizend sind Sie!" „mein Leben für einen Augenblick in Ihrer wonnegetränkten Nähe," diese Tiraden an „das göttliche Weib, an das Ideal" müssen auf die Dauer — verzeihen Sie das harte Wort! — langweilig werden."

Er hatte mittlerweile ihre Hand fahren lassen; jetzt ergriff er sie von Neuem und sagte: „Abgedroschen, mag sein, aber immerhin

ist diese Komödie so alt wie die Welt, und Jeder — dagegen können auch Sie nichts einwenden — hat mal eine Zeit gehabt, wo er dieses uralte Stück schön fand, entzückend sogar, um dieses Wort trotz der verpönten Phrasenhaftigkeit zu gebrauchen. Und ich bin jetzt trotz Allem, was Sie mir da so Abschreckendes sagen, und ich bin jetzt in der glücklichen Zeit, diese uralte Komödie zum ersten Mal bezaubernd zu finden."

Er hat sich dicht neben sie gesetzt, er legt seinen Arm um ihren Leib, er sinkt von der Chaiselongue herab auf die Kniee, legt seinen Kopf in ihren Schooß und sagt nichts mehr. — Sie hat alles das gelitten, ebenfalls stumm; sie legt die Hand über ihre Augen; es tritt eine Pause ein, eine süße Pause für Beide, wo das Entzücken durch ihre Glieder rieselt, wo jedes weitere Wort ein Verbrechen wäre, wo auch der größte Philosoph nichts mehr zu sagen wüßte, wo Jeder nur noch ganz Gefühl, ganz Seele, ganz Liebe ist.

Ein plötzliches Aufzucken: Sie hebt seinen Kopf auf und sagt leise: „Sie lieben mich, Heinrich?"

„Ja!"

„Und wollen mich heirathen?"

„Ja!"

„Ja, aber warum," indem sie ihn in ihre Arme schließt, „hast Du das denn nicht gleich gesagt?"

Vom modernen Jagdwesen.

Hierzu das Bild: „Jagdfrühstück" von G. H. Kotschenreiter.

Das siegreiche Vordringen der Humanität hat zwar unser Jagdwesen von mancher Barbarei früherer Zeiten befreit, nichtsdestoweniger haben die Thierschutz-Vereine auf diesem Gebiet noch gegen manche mit der Bildung und Gesittung nicht in Einklang zu bringende Formen der Jagd anzukämpfen. Es ist ein erfreuliches Zeichen der Neuzeit, daß selbst ein Fachorgan für das Jagdwesen in solchem humanen Geiste geleitet wird, und wir lenken deshalb die Aufmerksamkeit auf dasselbe. Es erscheint unter dem Titel „Illustrirte Jagd-Zeitung", herausgegeben von dem Oberförster W. H. Nitzsche. Verlag der Illustrirten Jagd-Zeitung in Leipzig. Mit der theoretischen und praktischen Behandlung des ganzen Gebietes, bei welcher wir die methodische Ausübung der Jagd auf die verschiedensten Thierarten und in aller Herren Länder kennen lernen, zieht das Blatt die gesammte einschlägige Naturkunde in den Bereich der Betrachtung. Es ist dies ein Feld, auf welchem das allgemeine Interesse viel Anregung und Befriedigung findet. Die Charakteristik der Thierarten erstreckt sich nicht allein auf ihre äußeren Merkmale, sondern auch auf deren geistige Natur. Obwohl die neuere Forschung in dieser Hinsicht bereits eine Fülle von Beobachtungen zusammengetragen hat, so muß im Großen und Ganzen dies Gebiet doch noch als ein sehr dunkles betrachtet werden. Immer mehr Licht hineinzutragen, ist eine Nebenaufgabe der genannten Zeitschrift; wir finden in derselben zahlreiche überraschende Wahrnehmungen, welche das geistige Leben der Thiere beurkunden.

Mit dem fachmännischen Inhalt verbindet sich von selbst der unterhaltende. Zur Jagd gehört das Abenteuer, und so sind fast alle die zahlreichen Erzählungen und Berichte über Jagden von spannendem, oft sogar von höchst sensationellem Interesse. Besonders aufregender Natur erscheinen so die Schilderungen der russischen Wolfs- und Bärenjagden; aber auch bei anderen geht es nicht immer glatt ab und kommen interessante Episoden vor. Die Interessensphäre der Zeitschrift erstreckt sich auch auf die Jagdzustände in den verschiedenen Ländern; in dieser Hinsicht ist eine Erörterung der Jagdverhältnisse an der deutsch-französischen Grenze, wie wir solcher in Nr. 4 des Blattes 1886 begegnen, von aktuellem Interesse.

Die „Illustrirte Jagd-Zeitung", welche wir hiermit dem Wohlwollen aller Freunde von Wald, Wild und Natur warm empfehlen, erscheint jetzt in ihrem fünfzehnten Jahrgange, und zwar zu dem in Anbetracht ihrer reichen künstlerischen Illustration sehr mäßigen Preise von 6 Mark jährlich. Sie wird in wöchentlichen Nummern, aber auch in Monatsheften ausgegeben. In den seit ihrer Begründung 1873 verflossenen vierzehn Jahren hat sich dieses Fachorgan durch seine Gediegenheit und Vielseitigkeit einen großen Freundeskreis erworben. Von seiner künstlerischen Ausschmückung geben wir dem Leser in dem beifolgenden Bilde von Kotschenreiter einen Ausschnitt. Es bietet uns ein Stück Jägerleben in so intimer Erfassung und ausdrucksvoller Charakteristik, daß es jeden Beschauer anheimeln wird.

Wie man rechnet!

Von D. Friedländer.

Frau Doktor S: „Das Nähen sämmtlicher Sachen, die Sie hier sehen, Frau Räthin, kostet mich sechsundreißig Mark. — Ich hatte eine Näherin im Hause. Die bekam drei Mark täglich; in zwölf Tagen hat sie mir dies Alles fertig gestellt."

Frau Räthin: „In der That billig! Indeß darf man doch wenigstens noch eine Mark täglich auf Nebenkosten rechnen!"

Frau Doktor (verwundert): „Nebenkosten?"

Frau Räthin: „Nun, ich meine das Essen" —

Frau Doktor: „Aber ich bitte Sie, meine Liebe: in einem Haushalt kommt es doch wahrlich nicht darauf an, ob eine Person mehr mitißt?"

Frau Räthin: „O, doch! — In einem sehr großen Haushalt möchte ich dies allenfalls gelten lassen, aber — hörte ich doch, wie Sie selbst neulich Ihrer Köchin, als sie einholen ging, zuriefen, sie möge nicht vergessen, daß die Näherin morgen käme. — Und die Beleuchtung" —

Frau Doktor (lächelnd): „Ach, nicht der Rede werth! — Ich lasse meine große Blechkanne immer bei Stobwasser füllen, ob dann nun eine Lampe mehr brennt" —

Frau Räthin: „Das Garn, die Nadeln" —

Frau Doktor: „Alles Kleinigkeiten! Ich bin erstaunt, liebste Räthin, daß Sie dies Alles in Betracht ziehen!" — — —

Frau Beckmann: „Ganz entschieden würde ich Ihnen rathen, die theuere Wohnung aufzugeben. Sie quälen sich ja rein für die Miethe! Und dabei dies elende Quartier!"

Frau Horn: „Das ist leicht gesagt, beste Frau Beckmann! wo aber eine billige Wohnung hernehmen?"

Frau Beckmann: „Wohnungen giebt es in Menge!"

Frau Horn: „Ja, das sagen alle Diejenigen, die nicht genöthigt sind, danach zu suchen. — Ich habe mir gewiß Mühe genug gegeben. Kleine Wohnungen sind entschieden sehr rar!"

Frau Beckmann: „Dann müssen Sie vor's Thor ziehen! — In die Gegend, wo ich wohne! Stralsunder- oder Demminer-Straße. Dahin ungefähr!"

Frau Horn: „Du lieber Himmel! Das können Sie wohl, da Sie in der Stadt nichts zu thun haben, aber bedenken Sie doch: mein Mann ist in der Leipziger-Straße im Geschäft; wenn er diesen Weg viermal des Tages zurücklegen soll!"

Frau Beckmann: „Die Pferdebahn ist so billig; für zehn Pfennig kann man schon eine sehr weite Strecke fahren! — "

Frau Horn: „Für zehn Pfennig! Das macht vierzig Pfennig täglich! Im Abonnement ist's billiger?! Nun ja, es giebt aber immerhin ein nettes Sümmchen, und der Zeitverlust, die mannigfachen Beschwerlichkeiten!"

Frau Beckmann: „Oder vielleicht richtet es sich Ihr Mann so ein, daß er nicht zu Tisch geht und Abends früher kommt!"

Frau Horn: „Und Tags über von Stullen leben?"

Frau Beckmann: „Braucht er nicht! In der Leipziger-Straße sind so viele Restaurants, wenn er da um zwölf Uhr etwas ißt, hält er es bis zum Abend aus!"

Frau Horn: „Und Klara, die für's Geschäft arbeitet, muß fast alle Tage liefern!"



Jagdfrühstück. Originalzeichnung von G. H. Kotschenreiter.

Illustrations-Probe aus der „Illustrirten Jagd-Zeitung.“

Frau Beckmann: „Die ist jung, kann laufen!“

Frau Horn: „Ja, wenn sie sich aber erst müde gelaufen hat, wird es mit der Arbeit wohl schlecht von Statten gehen!“

Frau Beckmann: „Dann fährt sie eine Tour!“

Frau Horn: „Und ich habe meine Kundinnen auch in dieser Gegend. Wenn es auch nicht sehr viele sind, für die ich noch schneiderc; es bringt doch immer etwas! — Ich müßte also auch fahren! Wenn ich das alles zusammenrechne, dann“ —

Frau Beckmann: „Ach, das giebt man so im Einzelnen aus, das merkt man gar nicht!“ — —

❦

Müllern: „Wissen Se wat Neiei, Nadeken, ick schmeiß de olle Knopplöcher zum Deibel! Wat wer' ick mir mit dem Kram rumquälen un de Oogen rauskieken, wo Sie so ville Jeld mit's Trikotballiennähen verdienen. — Wat Sie können, det kann ick ooch, un det ick de Maschine or'ntlich trampeln kann, det wissen Se doch noch von de Miletärhemden her. — — Ick koof mer so'ne neie Schiffchenmaschine; die zwee Mark, die ick alle Woche abzahlen muß, schlag' ick ja zehnmal raus!“ — —

Nadeken: „Na jewiß Müllern! ick hab' mer schonst immer jewundert, det Sie ewig an die olle Knopplöcher kniebeln, wo Allens jetzt Trikotballien näht!“

Ein halb Jahr später.

Müllern: „Na heren Se Nadeken, Sie hab'n mer aber ooch eklich wat vorjelogen, von wejen funfzehn bis sechzehn Mark Verdienst de Woche. — Ick schufte doch nu den janzen Dag, un Abends nach zehne, wenn ick nich mehr Maschine nähen darf, denn mach ick de Handarbeit d'ran un sitze bis um Uhrener zweien oder dreien. Un so jeht's eenen Dag, wie den andern, un eene Nacht, wie die andere, aber — — von wejen funfzehn bis sechzehn Mark Verdienst de Woche, nee Nadeken — da steht nischt von d'rin!“

Nadeken: „Wenn Sie't nich schaffen, kann ick nich vor! Denn wer ick woll (achselzuckend) flinker mit sind.“

Müllern: „Denn wer'n Se woll eklich pfuschern!“

Nadeken: „Na heren Se Müllern, det verbitt ick mir! Von wejen pfuschern! Wenn ick meine Dallien ooch merschdendheels noch mal retour bekomme, na — denn drahg ick se widder hin! — Ick jeh mit se spazieren, un de Henochen — wat meine Arbeitgebern is — die fährt mit se — in 'ne Droschke sogar! — Mit Trikotballien is det nu 'mal so 'ne Sache, die müssen immer unterwejens sind!“

Müllern: „Eh ick mir aber mit's Hin- und Herdrahgen de Zeit verloofe, mach ick doch lieber 'n paar Stiche mehr d'ran, dat se feste sinn — un jleich jut sinn!“

Nadeken: „Trikotballien sinn niemals jleich jut; erscht müssen se Bewejung haben!“

Müllern (begütigend, recht vertraulich): „Nadeken na nu hören Se 'mal: wie ville Dallien machen Se denn nu so'n Dag fertig?“

Nadeken: „Von die, wo't drei Mark for't Dutzend jiebt, mach ick Stückener zehne, det sinn allemal zwee Mark fufzig, un von die bessern, na denn wer'n et sechse ooch sieben, kurz, wenn de Woche rum is, krieg ick meine funfzehn bis sechzehn Mark uff een Brett uffjezählt!“

Müllern (sie mit dem Ellenbogen anstoßend, recht mit Nachdruck): „Nadeken, die krieg ick ja ooch — aber nu horchen Se doch 'mal — nu hab ick doch noch vier bis fünf Mark Auslagen uff de Seide, un uff 'n Strutt, un uff Maschinenöl — — un die hab'n Sie doch ooch — — un die muß ick doch von die fufzehn Mark abziehen!“

Nadeken: „Ja, wenn Se det dhun!“

Müllern: „Det muß ick doch dhun; aus welche Kasse soll ick et denn nehmen? Un wer bezahlt mer denn den Petroleum, den ick jede Nacht verbrenne — un die Nadeln, die ick verknalle — un die Maschine nutzt sich —“

Nadeken (abwehrend): „Nanu hören Se schon uff, wenn Se so rechnen!“

❦

Der Freischütz.

Von J. W. Jansen.

Die Legende vom Freischütz oder schwarzen Jäger, wie dieselbe unter dem Titel „Der Freischütz“ fürs Theater bearbeitet worden, mag wohl als bekannt vorausgesetzt werden. Die folgende ursprüngliche Lesung derselben dürfte dagegen nur Wenigen unter die Augen gekommen sein:

Es war einmal ein Jäger, der seit geraumer Zeit kein einziges Stückchen Wild mehr geschossen und heimgebracht hatte, so daß sein Herr ihn seines Dienstes zu entlassen drohte. In seinem Unmuthe zog der Waidmann darauf wieder in Feld und Wald hinaus. Es dauerte nicht lange, da stand plötzlich ein schwarzgekleideter Fremder vor ihm, der ihn in mitleidigem Tone fragte, was ihm doch fehle, da er so verdrießlich dreinschaue? Der Jäger erzählte, was vorgefallen, worauf der Fremde recht herzlich lachte. Das ärgerte den Jäger, und dieser versetzte: „Spotte nicht, oder ich jage Dir eine Kugel durchs Hirn!“

„Da müßtest Du doch weit geschickter sein,“ lautete die Antwort; „schieß nur immer zu, gleich hier, auf drei Schritt Entfernung!“

„Diesen Hohn sollst Du mir theuer büßen,“ sprach der Jäger, legte an und schoß mit sicherer Hand.

Aber sieh, der Fremde fängt die Kugel auf, lacht und ruft: „Dein Schuß taugt nicht, lieber Freund; gieb mir das Gewehr einmal her! Siehst Du da auf jenem Kirchthurme den Sperling sitzen?“

„Jawohl!“

„Nun gieb mal Acht!“

Der Schuß knallte, und der Spatz — fiel tödlich getroffen zu Boden.

Erschrocken hat der Jäger dem Spiele zugesehen; der Fremde aber fuhr in beruhigendem Tone fort:

„Wenn Du willst, so kannst Du das Kunststückchen auch lernen; ja mehr noch, ich werde Dich lehren, Alles zu treffen, sogar ohne nur hinzusehen; und wenn Du es siehst, gleichviel in welcher Entfernung, treffen sollst Du immerhin! Hast Du Lust, so machen wir einen Akkord auf sieben Jahre, Du verpfändest mir aber Deine Seele!“

So der Fremde in einem Athem.

Einen Augenblick besann sich der Jäger, dann sprach er: „Es gilt, aber unter einer Bedingung, daß Du mir nämlich immer vorher sagest, was ich schieße.“

„Mit Vergnügen,“ erwiederte der Fremde, zog darauf geheimnißvoll ein Pergament aus der Tasche hervor und reichte dasselbe dem Jäger mit der Aufforderung, es mit seinem Blute zu unterzeichnen.

Die Unterschrift erfolgte.

❦

Sieben Jahre hindurch übte nun unser Jäger die Jagd mit einem Erfolge, daß es eine Lust war, und ein Jeder darüber erstaunte.

Als endlich der letzte Tag vor dem Ablauf des Kontraktes anbrach, da ward es dem Jäger aber doch etwas sonderbar zu Muthe. Seine Frau merkte ihres Mannes Trübsinn und fragte ihn nach der Ursache, worauf der Mann ihr die ganze Geschichte mittheilte. Das besorgte, aber kluge Weibchen dachte eine Weile nach und sprach dann beruhigend: „Das hat gute Wege; geh' Du heute nur ruhig in den Wald, aber halte strenge an den Akkord, daß der Fremde Dir vor dem Schusse sagen muß, was Du schießest.“

Der Mann zog, wiewohl nicht ganz ohne Beklemmung, in den Busch und erblickte bald den unheimlichen Fremden, der mit einem hämischen Lächeln schon seiner wartete.

Es dauerte auch nicht lange, da zeigte sich in der Ferne ein ganz sonderbares, gefiedertes Geschöpf, das im freien Felde allerhand Kreuz- und Quersprünge machte.

„Halt,“ sagte der Jäger, „das Thierchen will ich einmal aufs Korn nehmen,“ und schon legte er sein Gewehr an, als er sich

glücklicherweise noch bei Zeiten des Rathes seiner Frau erinnerte und den Führer fragte: „Aber was ist das für ein Thier?"

Der Fremde sah zu und schaute wieder, mußte aber schließlich erklären, so ein Thier habe er in seinem Leben noch nicht gesehen, er könne es nicht sagen.

„Nun, dann gilt unser Kontrakt auch nicht mehr," erwiedert der Jäger, und kaum sind diese Worte gesprochen, da verschwindet der Verdächtige auf ebenso räthselhafte Weise, wie er vorher erschienen war.

Der Jäger eilt dann auf die gefiederte Erscheinung zu und entdeckt unter der Federfülle — seine eigene Frau. Diese war nämlich erst durch ein Faß mit Syrup gekrochen und hatte sich darauf in einem Bettfederhaufen herumgewälzt und so die Vogelrolle gelungen abgespielt

Ein Ringkampf mit dem Tiger.

Erzählung eines afrikanischen Missionärs.

Eine Gesellschaft von Hottentotten hatte sich bei dem Missionär eingefunden und machte ihm die Anzeige, daß in dem nahen Walde sich ein großer Tiger gezeigt hätte. Es wurde der folgende Tag nun zu einer Tigerjagd im Hochwalde bestimmt. Die Missionäre zogen mit einer großen Schaar Hottentotten aus.

Noch waren sie nicht sehr weit in den Hochwald gedrungen, als sie schon die Spuren von der Nähe ihres Wildes fanden, wobei die Hottentotten sich scheu aneinander drängten. Die Spuren führten sie bald in den tiefen Wald. Sie zogen eine Zeit lang unter hochstämmigen Palmen und Bananen hin. Da das Gebüsch aber zu dicht war, um in dasselbe gänzlich eindringen zu können, so wurden einige Schüsse abgefeuert, um den Tiger mobil zu machen, und wirklich — gleich darauf ließ sich ein Rauschen und Rasseln vernehmen, ein Knicken der Zweige und das dumpfe Geräusch mächtiger Sprünge.

Die Augen Aller richteten sich nach einer Stelle, wo das Gebüsch besonders niedrig war; hier sah man das bunte Fell des Tigers einige Male über den grünen Büschen erscheinen, der in mächtigen Sätzen nach der rechten Seite hin entfloh. Da sich das Gebüsch bis an den Fluß hinzog, und nicht zu erwarten war, daß der Tiger dasselbe verlassen werde, so wurde beschlossen, das ganze Dickicht ringsum zu besetzen und durch wiederholte Schüsse den Tiger aufzuregen, bis er sich in den freien Hochwald herauswagen würde.

So zog denn der ganze Jagdtroß nach der Seite hin, nach welcher man soeben den Tiger hatte entweichen sehen; nur Herr Schmidt, der eine Missionär, blieb mit einem Hottentotten, welcher ihm gewöhnlich als Dolmetscher diente, zurück, um erst abzuwarten, ob der Tiger wieder zurückkommen werde, ehe er sich noch den Blicken der übrigen Jagdgesellschaft gezeigt hatte; denn es ist selten, daß der Tiger flieht. Wenn er durch Schüsse aufgeschreckt wird, läuft er gewöhnlich eine Strecke, bis er in ein sicheres Versteck kommt, von dem aus er bequem seinen Sprung gegen seine Verfolger ausführen kann.

Nach und nach verhallte der Lärm der Jagd. Die Wipfel der mächtigen Bäume bewegten sich sanft, und in ihr Gesäusel tönte das Geschrei der durch die Schüsse aus ihrem Nachtschlaf aufgeschreckten Vögel, von denen die Wälder Afrikas in so reicher Anzahl belebt sind. Der Missionär und sein Hottentotte bogen endlich in eine Schlucht, die vom wüthenden Wasser im Frühjahre zerrissen war und selten von einem menschlichen Fuß betreten wurde.

Plötzlich schienen sich die starren Augen des Hottentotten zu vergrößern, seine Lippen bebten, und kaum vermochten sie den ängstlichen Ausruf: Kaiffau! Kaiffau! (Tiger, Tiger!) auszusprechen.

In demselben Momente wurde der Gegenstand seines Schreckens sichtbar; der Tiger sprang mit zwei Sätzen auf den Hottentotten zu und zerriß ihm mit einem Schlage seiner mächtigen Tatze das ganze Gesicht. In demselben Augenblick legte der Missionär seine Flinte an, um den gefährlichen Schuß zu wagen; aber der Tiger, welcher wohl ahnen mußte, welcher von Beiden sein gefährlichster Feind sei, ließ von dem Hottentotten ab und sprang auf Schmidt los. Dieser drückte sein Gewehr ab, aber es versagte, und nun stand er unbewaffnet dem gräßlichen Feinde entgegen, nur seiner natürlichen Kraft, die allerdings eine fast übermenschliche war, vertrauend.

Den mächtigen Biß, welchen der Tiger zu machen im Begriff war, parirte der Missionär mit dem Ellbogen seines linken Armes, den er so tief als möglich in des Tigers Rachen drücken konnte; mit dem rechten Arm umschlang er den Hals des Raubthiers und drückte ihn krampfhaft fest an sich. Dieser dagegen zerfleischte ihm mit der scharfen, über seine Schulter geschlagenen Tatze den Rücken, während er mit seinen Hinterfüßen ihm die Beine so heftig zerkrallte, daß Schmidt die Kraft einen Augenblick vor Schmerz verlor und rücklings fiel. In dieser bedrängten Lage wollte er seine Kraft nicht durch unnützes Hilferufen verschwenden, doch schrie er dem Hottentotten zu, diesen Augenblick zu benutzen, um den Tiger, den er von unten festhielt, von oben anzugreifen. Der Hottentotte aber konnte wegen des überströmenden Blutes von dem furchtbaren Kampfe nichts sehen. Der Missionär versuchte, den Tiger unter sich zu bekommen; die Kraft der Verzweiflung, die Gewißheit des Untergangs, veranlaßten ihn zu einer letzten, krampfhaften Anstrengung.

Der Tiger widerstand mit aller Gewalt, aber Schmidt bohrte seinen zerfleischten Fuß in die Erde, packte das Unthier blitzschnell an der Kehle und drehte dasselbe mit kraftvollem Drucke herum; im nächsten Augenblicke lag der Tiger rücklings auf der Erde.

So viel besser auch des Missionärs Lage war, so fühlte er doch, daß er den übermächtigen Anstrengungen des Tigers nicht mehr lange Widerstand leisten konnte.

Seine Kräfte schwanden; es galt einen letzten Angriff zu machen; Schmidt zog langsam das rechte Knie in die Höhe und setzte es dem Tiger in die Bauchhöhle. Der Tiger schlug wüthend mit seinen Vordertatzen. Schmidt verdoppelte seine Anstrengung; mit der Hand preßte er die Kehle, mit dem Knie die Bauchhöhle so gewaltig, daß der Tiger sein lautes, die Wälder erschütterndes Gebrüll ausstieß.

Dieses drang zu der Jagdgesellschaft, die sich nach den verschiedensten Richtungen zerstreut hatte. Wenige Augenblicke später sprang der Missionär Eberstein über die nächsten Büsche und sah mit Entsetzen den grauenvollen Kampf.

Es war keine Sekunde zu verlieren, Schmidt's Augen traten aus ihren Höhlen hervor. In diesem entscheidenden Moment krachte ein Schuß — der Tiger, durch das Gehirn getroffen, streckte sich der Länge nach aus. Missionär Eberstein war herangesprungen, hatte seine Büchse über seines Freundes Arm und Schulter gelegt und die Bestie so mitten durchs Auge getroffen.

Schmidt lag ohnmächtig auf der Leiche des furchtbaren Tigers, mit welchem er gerungen hatte.

Unterdessen waren die Uebrigen alle herzugekommen und standen staunend um den kühnen Sieger, der mit Blut übergossen auf seinem Feinde schlummerte. Eine Laubbahre wurde geflochten, auf welcher der Verwundete neben dem erlegten prachtvollen Tiger im Triumph hereingetragen wurde. Lange währte es, bis er sich wieder erholte; sein linker Arm konnte nicht geheilt werden. Das Fieber ergriff ihn so stark, daß er Afrika verlassen und seine Genesung auf vaterländischem Boden abwarten mußte. Da lebt er denn noch jetzt und sieht mit tiefer Rührung auf einige Ueberreste jenes Tigers, den er ausgestopft mitbrachte, der aber jetzt sehr von den Motten zerfressen ist.

Zur Erinnerung an jenen denkwürdigen Kampf nennt man ihn: „Tiger-Schmidt."

Räthsel und Spiele.

Rebus.



Ketten-Räthsel.

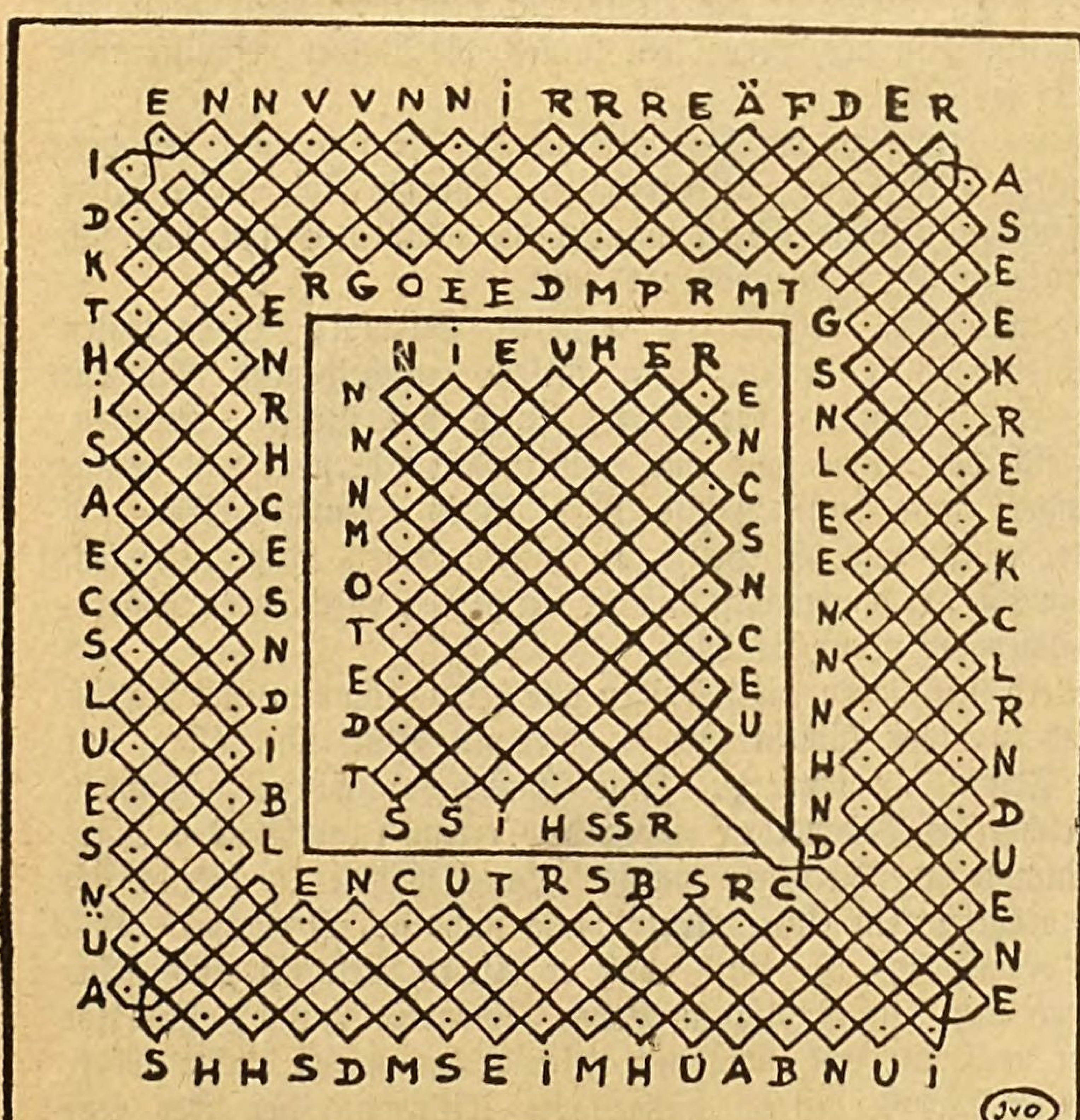
Es sind neun Wörter zu bilden, dergestalt, daß die Endsilbe des vorhergehenden Wortes zugleich die Anfangssilbe des folgenden Wortes ist. Die Wörter bedeuten:

1. Einen weiblichen Vornamen.
2. Eine Gestalt aus dem Volksglauben.
3. Einen Baum.
4. Einen römischen Kaiser.
5. Eine Blume.
6. Einen gottbegeisterten Mann.
7. Einen Gott.
8. Ein Hausgeräth.
9. Eine militärische Bezeichnung.

Räthsel.

Ich nenn' Dir ein geheiligt Wesen,
Deß Namen Du schon oft gelesen.
Stellst Du den ersten Laut nach hinten,
So wirst Du's in Italien finden.

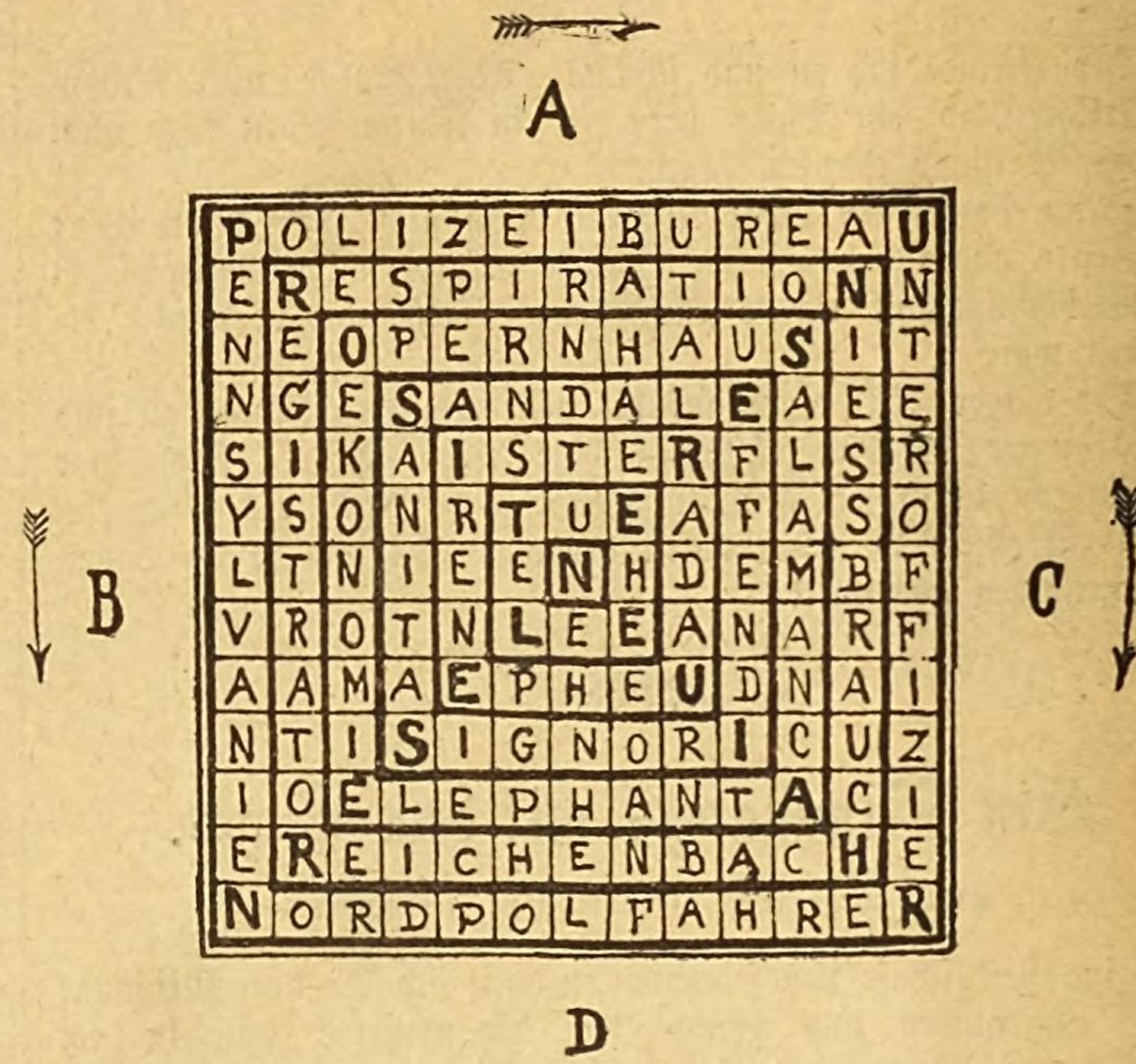
Der gordische Knoten.



Welchen Text ergeben die Buchstaben in der richtigen Reihenfolge verbunden?

Auflösung der Räthsel aus Nummer 1.

Neujahrs-Füllräthsel.



Einsatz-Räthsel.

M	a	d	u	r	o
S	t	r	a	n	g
S	t	e	l	z	e
M	e	s	s	e	r
H	a	d	e	l	n
O	b	e	r	o	n
E	i	n	b	e	ck

Räthsel. Bettelarmband. **Rebus.** Gesindenachweisbureau.

Skat-Aufgabe.

Der Spieler in der Vorhand hat:



Den Rest hat Hinterhand. Gespielt wird folgendermaßen:

Vorh.	Mittelh.	Hinterh.	
1. Pique-Sieben	2. Pique-König	3. Pique-Junge	— 6
2. Trefle-Junge	3. Coeur-As	1. Coeur-Zehn	— 23
1. Pique-As	2. Pique-Zehn	3. Careau-Zehn	— 31

Der Spieler hat unter den gegebenen Bedingungen mit 60 Points verloren.

Rösselsprung.

Ach! Giebt's denn gar kein Vöglein mehr,
Das mir vom Frühling wollte sagen?
Es ist mein Herz zum Sterben schwer
Von den gestorbnen sel'gen Tagen.

Ihr wißt es ja vom Frühling noch,
Wie ich so lieb die Lieder habe.
O Vöglein, Vöglein, singt mir doch
Ein einzig Lied nur noch vor'm Grabe!

Oskar v. Redwitz.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 3 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 15. Januar 1888

Losgerissene Akkorde

Eine Erzählung von Olga von Oberkamp.

I.

Auf den Dächern lag der Schnee und verbreitete trotz der vorgerückten Stunde eine gewisse Helligkeit über das Gemach. Der Schriftsteller Walther von Mönning legte ein Manuskript bei Seite, in dem er geblättert hatte; Klara von Mönning, seine junge Frau, die unweit von ihm am Fenster saß, ließ die Handarbeit in den Schooß fallen, und nur Erika von Sterneck, die junge, angehende Pianistin, die am Klavier Platz genommen hatte, fuhr fort, die Hände in leisen, träumerischen Akkorden über die Saiten gleiten zu lassen.

„Wie verworren Du heute Abend spielst, Erika,“ sagte die Frau des Hauses plötzlich in mißgelauntem Ton. „Ich finde, daß Du Dich endlich einem gründlicheren Musikstudium widmen mußt, wenn Du etwas erreichen willst —“

„Das finde ich nicht,“ warf Walther von Mönning ruhig dazwischen. „Ich meine im Gegentheil, daß man sehr musikalisch sein muß, um so phantasiren zu können, wie Fräulein von Sterneck.“

„Ah so! — Das wußte ich nicht, diese losgerissenen Akkorde, diese Musik ohne Anfang und ohne Ende nennst Du also phantasiren?“

Walther blickte abgewandten Hauptes in die Dämmerung hinaus. Er schien nicht willens, sich mit seiner Frau, mit der er in den zwei Jahren seiner Ehe noch nie ein und derselben Meinung gewesen, in einen unfruchtbaren Streit einzulassen.

„Es giebt so Vieles im Leben, was keinen Anfang und kein Ende hat,“ sagte er endlich leise, mehr zu sich, als zu den Anwesenden redend. „Losgerissene Akkorde, die plötzlich in uns erklingen, wir wissen nicht woher; Lichtstrahlen, die in unsere Seele fallen, die aufblitzen und erlöschen, und die uns im Aufflammen und Verglühen ihres flüchtigen Wetterleuchtens gleichwohl ungeahnte Tiefen enthüllen und unentdeckte Welten erschließen.“

„Du redest wieder einmal in Räthseln,“ unterbrach ihn Frau von Mönning, „darf ich Dich bitten, deutlicher zu sprechen?“

„O gewiß, meine Liebe! Ich frage Dich, in welcher nur einigermaßen durchgeistigten Menschenseele wären sie noch nicht erklungen, diese losgerissenen Akkorde? Stelle Dir vor, ich wäre bei irgend einem Besuche, den ich mache, gezwungen, eine Zeit lang im Vorzimmer zu warten. Ich sitze ganz ruhig auf einem Sessel am Fenster und beobachte die Straßengänger; da tönt aus dem Nebengemach plötzlich eine Stimme an mein Ohr, die mich auffahren läßt. Was ist's mit der Stimme? Ich kenne sie nicht, ich habe sie eben zum ersten Mal vernommen, aber gleichwohl, wie im Chor, antworten ihr alle Stimmen meines Innern; die Echos meiner Seele werden wach, und Töne hör' ich mit einem Mal in mir erklingen, mystische, geheimnißvolle Klänge, ähnlich dem Glockengeläut aus meerversunkenen Städten. Oder: ich schlendere durch die Straßen der Großstadt, meine Lebensgeister befinden sich in jenem dolce far niente, das keine Wünsche aufkommen läßt; da, im Vorüberstreifen, trifft mich plötzlich das Auge einer mir vollständig fremden Frau, und merkwürdig, das Auge fesselt mich. Wie der Blitz in einer hundertstel Sekunde den Weg vom Himmel zur Erde findet, so hat dieser Blick, einem Blitzstrahl gleich, den Weg durch mein Inneres zurückgelegt; und sonderbar, bei diesem jähen Aufflammen war es mir, als wäre meine Seele ein weites, wallendes Meer, und als höben sich aus diesem Meere winkende Inseln, grünende Gestade, unentdeckte Welten, um eine Sekunde lang zu leben, um sich einen Augenblick zu sonnen im Blick jenes fremden Auges, dem die Zaubergewalt gegeben war, sie aus ihrer geheimnißvollen Tiefe herauf zu beschwören. Und da, meine Liebe, hast Du das ohne Anfang und ohne Ende, da hast Du den losgerissenen Akkord,“ schloß Herr von Mönning lächelnd. „Und ich glaube, es hätte meinerseits wohl kaum dieser langen Auseinandersetzung bedurft, denn auch Du wirst ein oder das andere Mal ein Gleiches erlebt haben.“

„Ich!?“ Die junge Frau lachte auf. „Wo denkst Du hin! Nur Euch schönen Seelen, Euch Dichtern und Künstlern kann derartiges passiren, und Dir allerdings — ich schwöre darauf — mag dergleichen hunderte von Malen begegnet sein.“

Mönning schüttelte verneinend das Haupt. „Du irrst,“ lächelte er spöttisch, „mir begegnete dergleichen nur ein einziges Mal.“

„Thor!“ lachte die junge Frau bitter. „Es lag ja nur an Dir, aus dem einen Mal viele Male zu machen, warum hast Du die Einzige nicht gehalten, die den losgerissenen Akkord in Deiner Seele erklingen ließ?“

„Lassen sich Akkorde halten und Lichtstrahlen in Fesseln schlagen, ist der Duft der Rose ein bleibender?“

„Nein, mein Lieber, aber die Erinnerung daran.“

„Da hast Du Recht.“

Die junge Frau war aufgestanden. „Es ist ein Unglück für uns real denkende Menschen, daß ihr Künstler mehr in der Ein-

bildung denn in der Wirklichkeit lebt. Du erlaubst daher, daß ich Dich vor der Hand Deinen Schwärmereien für Deine Unbekannte überlasse, ich liebe es nicht, in Rollen dritten Ranges zu figuriren. Adieu!"

Es giebt Frauen, die den ungestimmten Instrumenten gleichen: die geringste Berührung entlockt ihnen einen Mißton. Frau von Mönning zählte zu diesen Frauen. Einen Augenblick hatte ihr Gatte ihr verwundert nachgesehen, als stelle er sich auch in dieser Stunde wie schon oftmals die Frage, wie diese Frau eigentlich an seine Seite gekommen, und dann mit dem halb ironischen, halb gleichmüthigen Lächeln eines Philosophen, der längst gelernt hat, sein Leben und die Schmerzen seines Lebens zu belächeln, begann er im Gemache hin und her zu schreiten.

Die Dämmerung hatte sich mittlerweile draußen und drinnen gelagert, und aus derselben leuchtete nichts mehr als das blasse, edel geschnittene Gesicht Erika Sternecks, und als ihre weißen Hände, die träumerisch leise noch immer über die Tasten hinglitten. Er trat hinter sie.

„Sie suchen, wie immer, die Dissonanzen unserer Ehe mit Harmonien zu übertönen, Fräulein Erika," sagte er in Anspielung auf die vorhergegangene Szene mit seiner Frau.

Sie wandte das Haupt nach ihm um. „Sie hätten Ihrer Gattin die kleine Episode aus Ihrem Leben da vorhin nicht erzählen sollen," meinte sie vorwurfsvoll, „und wenngleich — wie ich voraussetze — es nur ein flüchtiger Blick gewesen ist, den Sie dereinst mit einer Andern getauscht, Ihre Art zu erzählen legte dem Blick eine Bedeutung bei, die — —"

Er neigte sich über sie: „Es war aber kein Blick," sagte er sie unterbrechend.

„Es — war — kein — Blick?"

Sie ließ die großen, dunklen Augen fast wie erschreckt eine Sekunde lang in den seinigen ruhen. „Was war es denn?"

„Ein Seele in Seele schmiegen, ein Kuß so rein, wenn Sie wollen, wie der Kuß des Zephyrs, wenn er über weiße Lilien irrt!"

Ihre Hände zuckten jäh zusammen und schlugen einen verlorenen Ton an, um dann wieder regungslos auf der Klaviatur liegen zu bleiben.

„Desto schlimmer, Herr von Mönning," stammelte sie.

„Nein, desto seliger!" Er stand ihr jetzt gegenüber, leicht an den Flügel gelehnt. „Selig noch jetzt; denn als Sie vorhin die losgerissenen Akkorde erklingen ließen, Fräulein Erika, da erklang plötzlich wieder in mir das alte, längst verklungen geglaubte Lied. Wieder kam die Erinnerung, wieder der Zauber jenes einen längst verwehten Augenblicks über mich. Wie soll ich es mit Worten schildern? Mir war, als hätte jene holde Mädchengestalt mit einem Mal die Räume durcheilt, die uns trennten; mir war, als stände sie plötzlich neben mir und lächelte auf mich nieder. Wie damals und noch intensiver durchdrang mich der seelische Duft ihres Wesens; wie damals fühlte ich mich gleichsam gehoben, getragen von den weißen Fittigen einer jungfräulichen Seele, auf denen noch kein Erdenstäubchen lastete. Und merkwürdig, anstatt daß die Erinnerung verblaßt, trat sie heute, gerade heute so greifbar körperlich vor mich hin, daß es fast ans Unheimliche streifte."

„Ans Unheimliche?" Sie stammelte die Silben erbebend nach und sah starr zu ihm hinüber.

„Es ist so dunkel, wollen wir nicht eine Lampe anzünden, Herr von Mönning?" frug sie nach einer Weile fast ängstlich.

„Nein, nein, noch nicht," wehrte er ab. „Ich will's Ihnen erzählen, jetzt, sogleich, aber das kann ich nur im Dunkeln."

Er war von ihr zurückgetreten und begann von Neuem im Zimmer auf und ab zu schreiten.

„Es war also, wie vor vier Jahren," begann er gedämpften Tones, „Oberstlieutenant v. S. hatte an diesem Abend zahlreiche Gesellschaft geladen. Die letztere aber hatte sich bereits etwas vor Mitternacht zerstreut, der Oberstlieutenant, der an Herzkrämpfen litt, war noch vor einem improvisirten kleinen Konzert von einem heftigen Anfall seines alten Uebels heimgesucht worden. Die Anwesenden hatte, wie immer bei solchen Anlässen, Schrecken ergriffen. Man entfernte sich wie auf der Flucht. Alles verlor den Kopf. Unglücklicherweise hatte man, da es bereits auf elf Uhr ging, das Gas im Hause verlöscht, und als ich, der Letzte der flüchtigen Schaar, die schwergeprüfte Familie verließ, mußte ich mich in vollständiger Dunkelheit die Treppe hinunter tasten. Nach mancherlei Hindernissen auf dem letzten Treppenabsatz angelangt, machte ich beim matten Schein des Lichts, der durch die offene Hausthür hereinfiel, zwei Entdeckungen: die erste, daß draußen ein wahres Sündfluthwetter eingetreten war, und die zweite, daß ich mich nicht allein befand; denn vor mir, eine Stufe tiefer denn ich, in Mantel und Kapuze gehüllt, stand eine Dame. Wer war sie und woher kam sie? Hatte sie sich von der Straße herein geflüchtet, um hier Schutz vor dem Unwetter zu suchen, oder war sie, bei einer anderen Familie, als der des Oberstlieutenants, im Hause zu Gast gewesen? Ich sage bei einer anderen, denn ich entsann mich nicht, in den Salons des Oberstlieutenants eine Mädchengestalt von solch jugendlich-zarten Formen gesehen zu haben. Wie dem aber auch immerhin sein mochte, Eines war gewiß, die Fremde wollte das Nachlassen des Regens abwarten; ich desgleichen, und so warteten wir Beide in tiefem Schweigen. Warum ich die Dame nicht anredete, ich weiß es nicht. Es giebt eine Stille, die man sich zu unterbrechen scheut, gerade als verlöre man mit dem ersten Worte, das man spricht, ein geheimnißvoll Beseligendes, das man vorher besessen.

Seltsames Schweigen! Es spann seine mystischen Kreise immer enger und enger um uns her, und das eintönige Rauschen des Regens, das gleichmäßige Wehen des Windes, der taktgemäße Schlag unserer Herzen, das Alles klang in die feierliche Stille nur so ungefähr hinein, wie die Töne eines eintönigen Wiegenliedes, das Sinne und Seele vollends in Schlummer wiegt.

Um so erschreckender mußte deshalb das Erwachen sein, als jetzt über uns im zweiten Stock die Außenthüre der Wohnung des Oberstlieutenants geräuschvoll geöffnet wurde. Was mochte sich dort oben mittlerweile ereignet haben? Man vernahm es deutlich, eine Gestalt in nachschleppendem Gesellschaftskleid floh etliche Stufen herab, als wolle sie dem Jammer drinnen entfliehen. Aber der hastende Fuß vermochte die Flüchtige nicht weit zu tragen, man hörte sie plötzlich mit dumpfem Fall in die Kniee brechen, und: „todt, todt, todt," gellte es, wimmerte es über uns hin in Tönen, wie ich sie noch niemals von Menschenlippen vernommen hatte, während dumpf in derselben Minute die Mitternachtsstunde schlug. Todt! Es klang so entsetzlich, dies eine Wort, das in Nacht und Graus und Glockenklang hinein gerufen worden. Der junge Kopf vor mir wandte sich jäh und bangend nach mir um, zwei große, flehende Augen blitzten mich an. „Schütze mich!" schienen die zwei Augen zu flehen, und unwillkürlich legte ich den Arm um die schwanke Mädchengestalt, als müßte ich sie schützen, bis der geheimnißvolle Würger Tod hinweggezogen.

So standen wir im Dunkel, Eins an das Andere geschmiegt. Ihre kleine Hand, die einen Fächer umschlossen hielt, verlor sich in meiner Rechten. Unbewußt hatte sie sich an mich gelehnt, unbewußt hatte ich sie an mich gezogen. Das Wort „Todt", das über uns hin geklungen, hatte gleichsam ein geheimnißvolles Band um uns her geschlungen; wie von den Schauern der Ewigkeit berührt, neigte ich mich über die, die ahnungslos, willenlos ihr Haupt an meine Brust gelehnt, tiefer und tiefer, bis meine Lippen die ihrigen berührten."

Walther schwieg und blieb stehen. Erika Sterneck wandte sich langsam nach ihm um; ihr Antlitz erschien in diesem Augenblick so blutleer, daß es sich fast unheimlich aus dem Zwielicht abhob.

„Ist Ihre Erzählung zu Ende?" frug sie leise.

„Sie ist's. Die Berührung meiner Lippen hatte die Unbekannte aus ihrer träumerischen Unbefangenheit gerissen, und wie das Märchen-Glück entflieht, so entfloh sie mir, und nichts von ihr blieb in meinen Händen zurück, als ein Stück ihres Fächers."

Erika ließ vom Flügel her einige kurze Akkorde erklingen, und dann, wie in scheuer, ängstlicher Frage, rang es sich von ihrem Munde:

„Und hat sich in Ihre Erinnerung an jenen Augenblick nie etwas wie Verachtung gedrängt, dachten Sie nie, daß das Mädchen,

das sich an die Brust des Fremden geneigt, eine Kokette sein könnte?"

„Nie! Denn die Kokette hätte sich halten lassen, die Kokette würde mir etwas zurück gelassen haben, das mir die Wege zu ihr gebahnt hätte."

„Und Sie wissen nichts von ihr?"

„Nichts als was ich bei der Berührung ihrer Lippen erfahren."

Walther stand jetzt vor dem Flügel, aber er verstummte mit einem Mal. Der Sitz vor dem letzteren war leer, und leer auch war das Gemach.

Erst spät am Abend erschien Fräulein von Sterneck wieder. Aber seltsam, ihr Blick vermied den Hausherrn. Sie theilte der Hausfrau scherzend mit, daß sie ihr vollkommen Recht geben müsse hinsichtlich des Tadels, den sie über ihr Spiel ausgesprochen, und daß sie in Folge dessen schon morgen ihre Studien am Konservatorium von Neuem aufzunehmen gedenke. Erika sagte das gerade, als die Glocke die zwölf Schläge vernehmen ließ, und zitternd sprang sie empor. „Leben Sie wohl, Herr von Mönning!" flüsterte sie. Die Hand, die sie in die seine legte, war eiskalt.

II.

Elf Monate waren seither verflossen, und viel Trauer und viel Leid hatten das Jahr gebracht. Wenn man den Stadtkirchhof von der linken Seite her betrat, dort wo sich die neuen Grabhügel wölbten, einer neben dem andern, fand man einen Grabstein mit der Aufschrift: „Hier ruht Klara von Mönning. Sie starb im vierundzwanzigsten Lebensjahre."

Im vierundzwanzigsten Lebensjahre! Die Welt bedauerte die junge Frau, die plötzlich an der Diphtheritis verstorben, und die ein unmündiges Kind hinterließ, ein paar Tage lang, um sie sodann über einer anderen Stadtneuigkeit und über irgend einem neuen Todesfall zu vergessen.

Walther hatte Fräulein Erika in einigen Zeilen ersucht, vorläufig die Pflege seines Kindes zu übernehmen, diese aber das Anerbieten kühl abgelehnt unter dem Vorwand, daß sie für den kommenden Abend von dem Fürsten von W. aufgefordert worden sei, einige Pièecen vorzutragen in einer Soirée, die der Fürst zu geben beabsichtige, und daß ihre Kunst, bevor sie vor ein solch kritisches Publikum aus den ersten Kreisen trete, all ihre Zeit erfordere.

Wie schön sie war, schön trotz der Blässe, die über ihren ausdrucksvollen Zügen lag, als sie in dem einfachen weißen Mullkleide mit der weißen Rose im Haar unter die Gäste trat. Die Gesellschaft, die bereits auf das Talent der jungen Künstlerin aufmerksam gemacht worden war, kam Erika Sterneck freundlich entgegen.

„Sie sind so blaß, mein Fräulein, fürchten Sie unsere allzustrenge Kritik?" lachte die Fürstin von W., indem sie selbst die junge Dame zum Flügel geleitete.

Erika Sterneck stammelte einige verlegene Worte, ihre Hand, die den zusammengefalteten Fächer auf den Flügel legte, zitterte, und ihr Auge hatte sich plötzlich eigensinnig zu Boden gesenkt, als sie unter den Anwesenden Walther von Mönning entdeckte.

„Die Dame trägt nur eigene Phantasien vor," tönte es da und dort aus den Gruppen der Gesellschaft.

„Ein gewagtes Spiel," meinte einer der anwesenden Herren, ein Komponist, mit einem etwas boshaften Lächeln.

Aber für das Talent einer Erika Sterneck war das Spiel nicht zu gewagt. Im Anfang freilich schien eine gewisse Beklommenheit auf der jugendlichen Klavierspielerin zu lasten, dann jedoch strömte unter den weißen Händen Melodie auf Melodie hervor, eine immer rührender, ergreifender und mächtiger als die andere. Gleichwohl spendete man Fräulein Sterneck nach ihrer ersten Pièce nur einen gemäßigten Beifall. Man war diesem ungewöhnlichen musikalischen Improvisationstalent gegenüber noch zu erstaunt, zu überrascht über ein Können, das man bei so großer Jugend nicht erwartet hatte.

Das zweite Mal fiel der Applaus schon stürmischer aus, und das dritte und letzte Mal wollte das Beifallklatschen kein Ende nehmen. Dessenungeachtet fand sich Fräulein Erika bewogen, sich bescheiden den Lobsprüchen zu entziehen, die man nun reichlich und von allen Seiten ihrem Talente zu spenden begann.

Es war dreiviertel auf Zwölf, als sie, wie sie vermeinte unbemerkt, dem glänzenden Gesellschaftskreis durch eine Seitenthüre entfloh.

Allein, in Mantel und Kapuze gehüllt, schritt die junge Dame nunmehr die Treppe hinab. Sie war eben im Begriff, die letzten Stufen hinabzusteigen, als eilende Schritte hinter ihr ertönten und eine bekannte Stimme sie bei ihrem Namen rief. Erika wandte das Haupt: „Herr von Mönning!" Fast erschreckt entfloh es ihren Lippen. Er trat auf sie zu und blieb grüßend vor ihr stehen. „Ich bin Ihnen nachgeeilt, mein Fräulein, um Sie zu fragen . . . haben Sie schon einen Wagen, oder darf ich Ihnen einen Sitz in dem meinigen anbieten?"

Sie antwortete nicht. Sie, die vor kaum einer Viertelstunde der großen glänzenden Gesellschaft so muthig gegenübergestanden hatte, stand nun erblassend und erglühend dem Einen gegenüber. Ihre Glieder bebten, und ihre Hände zitterten so sehr, daß ihnen der Fächer entglitt und geräuschvoll auf die Steinquadern herabfiel.

Herr von Mönning beugte sich nieder, den letzteren aufzuheben. „Schade," sagte er mit einigermaßen unsicherer Stimme, die auch bei ihm auf eine mühsam unterdrückte Erregung hindeutete. „Ihr Fächer ist zerbrochen, Fräulein Erika, und ist nun die mangelhafte Beleuchtung daran schuld oder meine Ungeschicklichkeit, genug, das zerbrochene Stück will sich nicht finden lassen."

Er hatte bei den letzten Worten zu ihr emporgesehen und blieb plötzlich stehen, erstarrt wie sie selbst. Wie wurde ihm denn? Der Mantel, die Kapuze, die jugendlich zarten Formen, und endlich ihr Erblassen und Erröthen, dazu die stille Feierlichkeit der Nacht wie damals vor Jahren und endlich — der Fächer. Das Alles durchzuckte ihn mit einem Mal wie ein Blitz.

„Erika, wo ist das Stück zu diesem Fächer, das sich nicht finden lassen will?" Wort für Wort, hastig, drängend hatte er die Frage hervorgestoßen.

Und sie, sie wollte antworten und verstummte doch.

„Fräulein Erika, wo ist das Stück, das zu diesem Fächer gehört?" noch einmal hastig, fiebernd fiel es von seinen Lippen.

Sie aber streckte die Hände vor, sie lächelte, sie weinte. „Was soll ich Ihnen antworten," stammelte sie. „Wie einst . . ."

„Wie einst?" rief er, sie unterbrechend. „O Erika, lassen Sie mich nicht länger im Zweifel, reden Sie, sprechen Sie, das Stück dieses Fächers ist . . .?"

„Ist seit Jahren — in Ihren Händen, Herr von Mönning," murmelte sie.

„Erika! O Gott, o Gott! so wäre es wahr, so wäre also damals . . ."

„Ja — damals —" stammelte sie.

„Nach der Gesellschaft im Hause des Oberstlieutenants von W.?" unterbrach er sie.

„Ja, ja. Ich sollte daselbst konzertiren, fand jedoch bei meinem Kommen die Gesellschaft schon in der Auflösung begriffen, und da . . ."

„Und da in dem dunklen Hausflur fand ich Dich, fandest Du mich! Ist es so, Erika?" rief er jubelnd.

„Es ist so."

„Und ich zog Dich an mich wie eben jetzt, Geliebte, beim Klang der zwölften Stunde?"

„O Walther!"

„Und küßte Dich, wie ich Dich in diesem Augenblick küsse."

„Gott! Gott!"

„Und wenn ich Dir nun, hörst Du, Erika, nun an meinem Herzen die Frage stellte, Erika, mein Leben, mein Glück, meine verlorene, meine ewig vergebens gesuchte und endlich wiedergefundene Geliebte, darf der losgerissene Akkord von damals weiter klingen, weiter in ein neues Leben hinein — Darf er, Erika?"

Und da sah sie zu ihm empor, und die Hände wie zum Gebete faltend, schluchzte sie in seligen Thränen an seiner Brust:

„In ein neues Leben — er darf, Walther, er darf!"

Der Brocken.

Von M. Wilhelm Meyer.

Nach der Klippenwildniß in der mittleren Region, welche grause Bilder des uranfänglichen Chaos vor uns aufrollt, wechselt der Charakter der Landschaft, indem wir immer kräftiger aufwärtssteigen, schnell wie eine Wandeldekoration im Theater. Zuerst begegnen wir den reizenden, wild romantischen Ilsefällen. Nirgend sonst habe ich bei einer Gebirgslandschaft so viel Lieblichkeit mit so gewaltigen Zügen vermischt gefunden. Denn diese beiden Grundtöne dulden einander nicht. Die Lieblichkeit wird gar leicht von allzugewaltig ausgelösten Tönen felsiger Wildniß erdrückt. Hier aber halten sich beide Wirkungen gleichkräftig die Waage und vereinigen sich zu einem gar seltsam romantisch-idyllischen Ganzen. Die schweren Granitblöcke, welche sich im tief eingegrabenen Flußbette der Ilse mit Riesenleibern übereinander wälzen, können mit ihren steinstarren Empfindungen nicht zu Worte kommen über all dem scherzend übermüthigen Geplauder der rauschenden Jugendkraft und dem überquellenden, waghalsig vorwärts treibenden Leben des krystallhellen Gebirgsbachs, der mit tausend silbernen Fäden die steinernen Riesen umgarnt wie mit einem magischen Netzwerk, in welchem sie gefangen und all ihrer finstern Macht beraubt, der Zauberin Ilse zu Füßen schmachten müssen.

Hier ist es auch, wo die Prinzessin zu baden pflegt, und alle die dunkeln Tannen, welche am Ufer zwischen den Steinen regungslos emporragen, mit zottig zerzaustem Haupthaar, das sind die verzauberten Lauscher, welche hier die Prinzessin überraschen wollten zu eigener frevLentlicher Lust. Nun müssen sie mit erstarrten Gliedern, aus denen die Leidenschaft harziges Blut in langen Thränenströmen drängt, alltäglich die Wunderbare schauen, wie sie den süßen Leib in den krystallenen Fluthen kühlt, und dennoch fest eingewurzelt bleiben in unsäglicher Qual ewig unbefriedigten Verlangens. Wie viele schon von diesen Unglückseligen hat die Verzweiflung in selbstmörderische That gestürzt! In krachendem Sturze warfen sie sich gewaltthätig der Grausamen in den Arm, und heute liegen ihre entseelten, morschenden Leiber dahingestreckt über den brausenden Wasserstürzen, und mit dem krausen Haare spielte in unverbesserlichem Uebermuthe die badende Prinzessin.

Aber eilen wir höher hinauf, damit uns nicht ein ähnliches Schicksal treffe.

In Windungen dem greisen Haupte des uralten Bergriesen näher rückend, verlassen wir nun den Lauf der Ilse und dringen immer tiefer in finstere Tannenwälder ein. Gar viele Eichhörnchen hüpfen vor uns her, schnellen die hohen Tannenstämme empor und verstecken sich hinter ihnen, so daß man nur ihre braunen Köpfchen mit den großen, neugierigen Augen hervorgucken sieht, die uns Eindringlinge ängstlich und voller Zorn zugleich mustern. Dann springen die wunderlichen Thierchen in plötzlichen nervösen Sätzen hin und her, von einem Baum zum andern und bombardiren uns dabei nicht selten mit raschelnden Tannenzapfen, die von den wieder emporschnellenden Zweigen herabfallen. Und endlich eilen sie weit hinweg in die geheimnißvolle Tiefe des Waldes. Denn die kleinen, geschäftigen Kobolde sind bestellt, dort im Innern der Wildniß dem Hexengezüchte die Ankunft frecher Eindringlinge zu melden, damit man sie bei ihren unheimlichen Geschäften, wenn sie ihre Hexensäfte zusammenbrauen in den tiefen Höhlenrachen der Bergeinöde, nicht belauschen könne. Die flinken Aufpasser thun ihre Pflicht gut. Denn obgleich wir dem altbekannten Tummelplatze des Höllengeschlechtes immer näher kommen, bemerken wir außer einigen zahnlosen Mütterchen, die, mit großen Kiepen auf dem krummen Rücken, Heidelbeeren suchen gehen, vorläufig weiter keinen Teufelssenblingen.

Dagegen nimmt die Landschaft einen immer unheimlicheren Charakter an. Gleich riesigen Spinnenbeinen klammert sich knorriges Wurzelzeug an den Steinblöcken fest, welche auf steiler Wanderung als natürliche Treppenstufen dienen. Wie blutdürstige Vampyre müssen die Tannen ihre Lebenssäfte aus dem Erdreich saugen, um ihr Dasein hier oben noch kümmerlich fristen zu können. Aber viele von ihnen unterliegen dem mörderischen Kampfe dennoch. Sie schrumpfen zu Zwergen zusammen, und unter der Qual des Daseins krümmt sich krankhaft ihr sonst so schlanker Leib. Graugrünes struppiges Flechtwerk wuchert schmarotzend in den morschen Zweigen.

Und immer höher steigend gelangen wir nun zu dem sogenannten Schneeloche, einer weiten, vom Baumwuchs entblößten Einsenkung, die ganz mit Steinblöcken überfäet ist, zwischen denen wildes Strauchgestrüpp unheimlicher Art, prunkende Giftgewächse mit einladend rothen Beeren oder heimtückischem Milchsafte im üppig schwellenden Leib den strauchelnden Fuß umschlingt. Hie und da ragen aus dem chaotischen Gewirr braune Baumleichen, vom Blitzstrahl mitten auseinander gerissen, mit zersplitterten, moosüberwachsenen Aesten hervor.

Den Abschluß dieses wüsten Feldes nach oben bildet eine felsige Wand, die theilweise von Buschwerk und Tannen drapirt ist. Darüber aber ragt vereinzelt eine steile, zerklüftete Klippe empor, wie der letzte Zahn im Munde eines Greises. Die Felswand war offenbar einmal überall mindestens so hoch, wie die höchste Spitze dieser Klippe. Die Zeit aber hat sie zerschlagen und herabgestürzt. Die Trümmer liegen nun über das wüste Schneeloch hingestreut, und nur diese letzte Säule ragt noch trotzig widerstehend auf.

Das breite, kahle Haupt des Brockens, welches sich über diesem Abhange in flachem Bogen zu wölben beginnt, ist fast immer in dichte Wolken gehüllt. Wie viel tausend Wanderer haben sich hierüber schon bitter beklagt. Auch als ich zum letzten Male über den Brocken ging, trieben die Wolken wieder in wilbem Reigen über die öde Gipfelebene hin. Aber ich beklage mich darüber nicht, weil ich nun einmal nicht Berge ersteige, nur um oben gewesen zu sein und ein Bergpanorama dort gesehen zu haben, das so und so weit nach allen Richtungen hin reicht, beispielsweise bis zu jenem in dämmerndes Nichts zerfließenden Punkt, den wir enthusiastisch für den Kirchthurm der meilenweit entfernten Stadt X erklären. Mir sind die abwechslungsreichen Eindrücke des Weges selbst der eigentliche Genuß des Wanderns, und im speziellen Falle des Brockens danke ich es gerade meiner geliebten Freundin Natur, daß sie die Dinge auch hier so zweckmäßig eingerichtet hat, denn ohne die jagenden, kämpfenden, phantastisch zerfetzten Wolkengebilde, welche die triefend-feuchte Luft erfüllen, würde der alte Blocksberg seinen Charakter gänzlich verlieren. Sonne gehört nicht in dieses wüste Bild, das uns im Geiste weit zurückversetzt in uranfängliche Epochen der Schöpfung.

So wie sich hier die Welt unseren Augen darstellt, mag sie etwa in jenem Zeitalter beschaffen gewesen sein, das den allerersten Anfängen, in welche wir uns vom Ilsensteine aus versetzten, unmittelbar gefolgt ist. Flaches Land ragte in breiten Stücken aus dem dampfenden Meere empor. Aber das Land ist ewig in dichte Nebel gehüllt, so daß die Dämmerung kaum ein paar Spannen weit sehen läßt. Aus morastigem Boden entwickelt sich eine spärliche Vegetation, Unkraut der niedrigsten Art. Himmel und Erde sind noch tief verschleiert. Der Schöpfer verhüllt keusch sein unvollendetes Werk vor den strahlenden Augen des Universums, um ihnen den häßlichen Anblick eines noch so gänzlich unreifen Weltembryonen zu ersparen.

Aber unten im weiten Meere, das sich langsam zu klären beginnt, regt es sich schon lebendiger. Im flüssigen Elemente waren die Lebensbedingungen weit günstigere, als auf dem öden, schlammigen Boden der Ur-Inseln dieses dunkeln Zeitalters, das man die kambrische Periode nennt. Das Meer bevölkert sich mit unzähligen, fremdartigen, häßlichen Geschöpfen, unter denen die krebsähnlichen Wesen, mit unzähligen krabbelnden Beinen, die höchsten Organismen, die Herren der Schöpfung sind. Zuerst waren diese Thiere noch blind, wie es scheint; dann aber entwickelten sich an langen Stielen, wie sie jetzt noch einige Krebse und die Schnecken besitzen, unsicher umhertastende Augen: Ein Zeichen, daß es endlich zu dämmern begann und die Geborenen des Erdreichs hier zum ersten Male erfuhren, daß es eine Welt außerhalb des eigenen Körpers giebt.

Aber diese Welt beschränkte sich damals noch auf einen Umkreis von wenigen Spannen, so weit wir eben jetzt auf dem Gipfel



In der Armenküche.

des Brockens unsern Blick ausdehnen können im undurchdringlichen Nebel. Doch alle die schweren, drückenden Dünste schwinden endlich, und unser Blick schweift nun von erhabenem Standpunkte über das ungeheure Panorama des Weltgebäudes hin, in dessen unergründlicher Tiefe Sonnenschwärme zu dämmernden Wolken werden.

Welch einen unermeßlichen Weg legte die schöpferische Natur zurück bis zu diesem Gipfel!

In der Armenküche.

Ein Stück soziales Leben zeigt heute unser Bild. In dem Kellerraum irgend eines großen, unfreundlichen Hauses der Stadt befindet sich die Armenküche. Hier erhalten die Vertreter der unteren Tausende für wenige Pfennige ein Mittagsmahl, meist aus einer Schüssel bestehend. Um die Mittagsstunde füllen sich die Räume. Dann sitzen dicht nebeneinander auf den hölzernen Bänken kräftige Gesellen, die eben erst vom Arbeitsplatze hierhergekommen sind und noch keine Zeit gefunden haben, Gesicht und Hände zu reinigen, Bettler, welche für die im Laufe des Vormittags erbettelten Pfennige hier ihren Hunger stillen, auch junge Mädchen, Arbeiterkinder, mit Körben am Arm: sie holen das Essen in die nahegelegenen Wohnungen. Ihre Mütter müssen vielleicht auch den Tag über zum Unterhalt der Familie thätig sein und finden nicht Zeit, am Heerd zu stehen; in die Armenküche aber mag die Familie nicht wandern, um dort an Ort und Stelle zu speisen. Dann und wann tritt auch ein Mann in die Armenküche, dem man es ansieht, daß er einst bessere Tage erlebt hat, daß er wohl einst auf feinerem Service gespeist hat, als ihm hier geboten wird. Das sind die wahrhaft Unglücklichen, denn sie vergessen die Vergangenheit nie und hören nicht auf, sie mit der Gegenwart zu vergleichen.

Dichtung und Wahrheit in Fritz Reuters Gestalten.

Von Gustav Raatz.

XIII. Das Urbild des „Don Juan."

Im Don Juan führt uns Reuter eine Figur vor, welche alle diejenigen Eigenschaften an sich hatte, die man mit einem solchen Mädchenjäger zu verbinden pflegt. Fast sechs Fuß hoch, gut zweihundert Pfund schwer, die Nase stark gekrümmt und kräftig, die Wangen roth und weiß, das Benehmen gewandt und über das Alltägliche hinausreichend — so beschaffen war dieser Lebemann und Bramarbas nach den Aufzeichnungen in „Ut mine Festungstid".

Don Juan, ein Buchhändler und aus Stralsund stammend, hatte als begeisterter Anhänger der damaligen politischen Bewegung auf dem Hambacher Feste eine große Rede gehalten, die ihm eine längere Festungshaft eintrug. Obgleich er nicht studirt hatte, gaben sich dennoch Reuter und die andern verurtheilten Studenten einem engeren Verkehr mit ihm hin, eben weil er Persönlichkeit besaß und seine allgemeine Bildung keine gewöhnliche war; daß sich aber das Einvernehmen zu keinem innigen gestaltete, lag daran, daß unser Held wegen seines vorlauten und renommistischen Wesens und sonstiger Eigenschaften nicht sonderlich anmuthete. Reuter kam indeß mit ihm gut aus und hielt etwas auf ihn; er fand Gefallen an der schönen und kernigen Baßstimme, an den heiteren und neckischen Liebesliedern und an den Dichtungen dieser Gattung, und obgleich er ihn einen argen Sünder nennt, dem jede Schürze recht war, so läßt er kein strenges Urtheil über ihn walten und verleiht den Schilderungen milde Farben. Als Don Juan von Magdeburg her in Graudenz eintraf, kam er Reuter wie gerufen. Mit ihm wollte er den ihm unleidlichen Philosophen und Dichter Schr... (s. Schramm's Bild!), der mit seinem schwülstigen „Paulus" ihn und die Genossen plagte, in Schach setzen, was auch schon in den nächsten acht Tagen erreicht war, indem das Heldengedicht durch den Singsang: „Hesperus! Hesperus! Bring' dem Liebchen Gruß und Kuß!" verspottet wurde.

Seiner Vergangenheit getreu machte sich Don Juan in Graudenz alsbald an die Schänkjungfer heran, und nun einmal weiten Herzens, in dem alle Tage was Neues Platz hat, wendet er auch Aurelien, der Tocher des Proviantmeisters und lütt Kopernikus' Braut, seine Neigung zu. Um zum Ziele zu gelangen, begleitet er Reuter bei der Ablieferung des Transparents, und während die Mutter Licht herbeiholt, will er jene umfangen, packt aber den mit Frauenkleidern behangenen Kleiderständer, da die Begehrte behende ausgewichen ist. Indeß zeigt er sich wegen des Korbes nicht ungehalten, vielmehr läßt er an ihrem Verlobungstage den halben Anker Wein draufgehen, den er sich für den Tag seiner nicht fernen Freilassung aufbewahrt hatte.

Später (1866) schrieb Reuter an Justizrath Schultze (Kapteihn) nach Meseritz, Don Juan sei todt oder verschollen; 1868 meldete er L. Königk in Posen, er wäre schließlich verwirrten Geistes geworden und in diesem Zustande nach Amerika ausgewandert und verschollen; in einem anderen Briefe deutete er auch ein altes Leiden bei ihm an.

Wahrheit und Dichtung liegen bei Wilhelm (Gustav Friedrich Ewald) Cornelius nicht zu weit auseinander und begegnen sich zudem in mancherlei Punkten. Nach Angabe des Taufregisters der St. Nikolaikirche zu Stralsund war er das siebente und jüngste Kind des Schiffbaumeisters Johann Cornelius und seiner Ehefrau Eva Ilsabe und wurde geboren am siebenundzwanzigsten Mai 1809. Sein Geburtshaus war das letzte in der jetzigen Wasserstraße, Ecke der Fährstraße, führt jetzt die Nummer dreiunddachtzig und ist Hauptzollamtsgebäude. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, erlernte sodann die Buchhandlung in Kassel und hielt sich später u. a. in Stuttgart auf. Wie auch aus einem dem Verfasser vorliegenden Portrait in ganzer Figur hervorgeht, war er ein hochgewachsener und, wie Reuter richtig bemerkt, gegen sechs Fuß messender, aber wegen des mehr schlanken, wenn auch breitschulterigen Körperbaues wohl kaum zweihundert Pfund schwerer Mann mit gerader und imponirender Haltung. Unter der hohen Stirn blickten die hellblauen und schönen Augen sehr lebhaft hervor, während die Nase die von Reuter beschriebene Form hatte, nämlich krumm und dick. Das ausgebildete Kinn verräth Selbstbewußtsein, und noch kühner wird das markirte Gesicht mit den weichen Formen durch den zu beiden Seiten herabhängenden, wenn auch nicht starken Schnurrbart, der in der Farbe dem braunen Haupthaar entsprach. Besser vergegenwärtigen kann man ihn sich, wenn man, wie ein Zeitgenosse von ihm sagt, an die Portraits neugriechischer Bandenführer, wie eines Canaris, Bozzarris, Maurocordato u. a. denkt, welche Aehnlichkeit durch die von ihm beliebte Tracht wesentlich verstärkt wird. Denn er kleidete sich nicht nur sorgsam, sondern auch recht auffällig; man sah ihn in möglichst bunten oder hellsilbergrauen engen Beinkleidern, sowie mit einem frackartig ausgeschnittenen pelzverbrämten und mit Querschnüren besetzten Schlafrock, aus dem das seidene Taschentuch herausflatterte, daherschreiten, während das Haupt mit einer fezähnlichen gestickten Troddelmütze bedeckt war, worauf auch in der Erzählung gelegentlich hingewiesen worden ist. Sich dessen bewußt, daß er schön und stattlich war, trug er eine nur zu sehr bemerkbare und durch einen majestätischen Gang gesteigerte Eitelkeit zur Schau, welche laut Zeugenaussagen um so unangenehmer wirkte, je weniger er seinen Hang nach Vordringlichkeit und Renommisterei, sowie sein tiefliegendes und tönendes Stimmorgan herabdämpfte. Es war ihm eben ein großer Prozentsatz der Falstaffnatur eigen, die Sinnlichkeit war sein Element, und wenn die Laune über ihn kam, dann offenbarte er eine Unterhaltungsgabe, die namentlich Diejenigen hinriß, welche Ohren für pikante Dinge und solcherlei Lieder hatten.

Die Veranlassung zu seiner Verhaftung und alsdann Verurtheilung zu sechs Jahren Festung war seine Rede über das „konstitutionelle Deutschland" auf dem Hambacher Feste

gewesen; außerdem stand er als Redakteur eines Straßburger konstitutionellen Organs auf der schwarzen Liste. (Auf dem Hambacher Feste, unter einer Betheiligung von etwa dreißigtausend Menschen am siebenundzwanzigsten Mai 1832 auf Schloß Hambach, jetzt Maxburg genannt, bei Neustadt a. d. Hardt wurde von den verschiedenen Rednern Folgendes gefordert: Souveränetät des Volkes, Republikanisirung Deutschlands, dessen Einigung, und das Zusammenhalten der europäischen Freistaaten.) Daß er mit verhältnißmäßig so wenigen Jahren abkam, läßt die Folgerung zu, er habe sich weniger als die anderen Redner in die Sache vertieft gehabt, und übrigens lauten die Aussagen über ihn, er hätte in politischen Dingen wohl eine die Aufmerksamkeit anregende, keineswegs jedoch eine radikale und reformatorische Rolle gespielt, was ganz seinem Wesen angemessen.

Während der Untersuchungshaft zu Berlin rief er auf dem Hofe „Unkel" Dambach wiederholt an, er möge es doch bewirken, daß ihm sein beschlagnahmtes Vermögen (die sehr frühzeitig verstorbenen Eltern hatten ihm dreißigtausend Mark hinterlassen) ausgefolgt werde, um nach Amerika auswandern zu können, doch hörte er jedesmal den bestimmten Bescheid: „Erst absitzen!" Die erste Festungshaft hatte er in Stralsund zu bestehen, und es erging ihm den Umständen nach recht gut dort, also daß er tagtäglich in der Begleitung eines Nachtwächters spazieren gehen konnte. Die Annehmlichkeiten hörten natürlich unter dem strengen General Hacke in Magdeburg auf, wohin er versetzt worden war. Reuter knüpft bei ihm eigentlich erst an die Magdeburger Zeit an und charakterisirt ihn als einen vorlauten Menschen, der ihn und andere Festungsgenossen durch eine unbedachte Aeußerung nach dem oberen Fenster hin in Betreff der glücklich bewerkstelligten Flucht zweier Gefangenen in bedenkliche Verlegenheit gebracht. Zwar ist dieser Umstand von Zeugen nicht bestätigt, wohl aber eingeräumt worden, daß er auf Thatsache beruhen dürfte. Noch genauer lernte ihn Reuter in Graudenz kennen, wohin er mit Vogler (Kopernikus) nachkam. Wenn nun Reuter erzählt, er hätte mit ihm den Philosophen und Dichter wegen des religiösen Heldengedichts Paulus „dümpeln", d. h. kleinmachen, hänseln wollen, so steht dieser Behauptung diejenige Schramm's entgegen, der sich in Bezug auf diesen Punkt zum Verfasser dahin ausgelassen, daß ein solches Unterfangen, ihm übrigens nicht erinnerlich, allenfalls nur hinter seinem Rücken hätte versucht sein können, und übrigens hätte außer dem späteren Dichter Niemand ein Interesse daran gehabt, ihn zu kränken, wozu die Erzählung hinreichend Beweise liefere.

Doch in dem anderen hervorgehobenen Punkte, daß er mit Cornelius alsbald in dem losesten Verhältniß stand, wäre Reuter der Wahrheit nahe gekommen. Denn dieser neue Gefährte, obschon kein Flaschenfreund, hatte Leidenschaften, welche auch die Uebrigen anwiderten, indem er in einem Grade der Sinnlichkeit fröhnte, daß man gern seine Nähe mied und am wenigsten mit ihm zusammenwohnen mochte. „Er konnte keine Dirne im Vorübergehen ohne Musketierhuldigung lassen und schmuggelte sogar solch ein Exemplar im Soldatenmantel ein . . . er war wurmstichig durch und durch . . . es äußerten sich bei ihm die Folgen des Lebenswandels . . . Witte konnte es bei ihm nicht aushalten und trug auf Trennung an . . . man duzte sich nicht mit ihm und zählte ihn überhaupt nicht mit." In ähnlicher Art urtheilt auch ein anderer und hochachtbarer Genosse über ihn, der ihm dazu noch nachsagt: „Er war Keinem sympathisch wegen seiner Eitelkeit, Schwatzhaftigkeit, Unzuverlässigkeit und Renommisterei." Ob Cornelius der Schänkjungfer gehuldigt, hat sich nicht klarstellen lassen, obschon es vermuthet wird, da er ja auch, was Reuter allerdings nicht erwähnt, der Frau des Aufwärters, wenngleich vergeblich, nachstellte. Auch wird angenommen, er könne, falls ihn Reuter bei Ablieferung des Transparents mitgenommen, in der Dunkelheit Aurelien nachgetrachtet haben, weil ihm eine solche Handlungsweise sehr ähnlich sähe.

So stark nun auch solche Aussagen gegen ihn einzunehmen vermögen, so werden sie andererseits durch die gleichfalls einhelligen Hinweise auf seine besondere Begabung, welche sich auch aus seinen Dichtungen kundgab, abgeschwächt, und zu diesem Milderungsgrunde tritt noch ein anderer, von dem aus beurtheilt zu werden, jeder Mensch ein Recht hat, nämlich die physische und psychische Beschaffenheit. Wie leicht und mühelos bringt es Mancher zu einem Tugendhelden und zu einem Muster in Sittlichkeit, ohne daß daran gedacht wird, daß ihm überhaupt nicht oder doch nur wenig der Trieb und die Neigung zu Abirrungen angeboren war, während ein Anderer, und sei er auch von den besten Vorsätzen beseelt und sich wegen des Begangenen gram, der Macht der Sinne unterliegt. Nur ihm, dem Letzteren, gebührt der Preis, wenn er es endlich fertig gebracht, der Neigung und Sünde Herr zu werden! Dieselbe oder eine ähnliche Erwägung scheint auch Reuter geleitet zu haben, indem er die Thorheiten und Handlungen des Genossen in heruntergetönten Farben vorführte, also daß der Leser über diese Figur mehr das Mitleid und das Bedauern walten läßt.

1839 kam Cornelius frei und hielt sich einige Zeit bei seiner mit dem Bürgermeister in Greifswald verheiratheten Schwester auf. Die Sturm- und Drangperiode scheint der nunmehr Dreißigjährige hinter sich gehabt zu haben, was aus Stralsunder Aufzeichnungen von achtbarer Seite zu schließen sein möchte. Als ein angesehener Gesellschafter mit vollendeten Manieren hatte er Zutritt in den ersten Häusern, und dazu war er ein Liebling der Damen, die für den prächtigen, wenn auch auffallend gekleideten Mann förmlich schwärmten, ohne daß man aber darum wüßte, er hätte die Eine lieber gehabt als die Andere, wie er überhaupt unverheirathet und ohne Geschäft blieb. Mit Vorliebe wandte er sich der Muse zu, und manche der veröffentlichten Sachen sind noch auf der Rathsbibliothek zu Stralsund vorhanden. Er verfaßte Lust- und Schauspiele, und verherrlichte namentlich den vier Tage vor seiner Geburt gefallenen Ferdinand von Schill. Von den vielen Freiheitsliedern lautet das eine folgendermaßen:

Elf Bräute sind von mir geliebt,
Die zwölfte mir noch fehlt;
Damit es nun ein Dutzend giebt,
Hab' ich Dich, Kind, erwählt.
Doch fürcht' nicht, daß ich's türkisch treib',
Ein guter Christ ich bin und bleib'.

Die erste, meine liebe Braut,
Die Freiheit ist genannt;
Die zweite, früh mir angetraut,
Mein deutsches Vaterland;
Dazu neun Musen wohlgezählt,
Das sind die elf, die ich erwählt.

Und willst Du nun die zwölfte sein
Und werden mein genannt,
So sei aus Deines Herzens Schrein
Die Eifersucht verbannt;
Denn trotz der Ehe heil'ger Pflicht
Laß ich von diesen Elfen nicht.

Niemals ließ man es ihn fühlen, daß er als sogenannter „Königsmörder" gesessen, vielmehr gab man das Bedauern zu erkennen, daß ein solch politisch unschädlicher Mann verurtheilt und aus dem thätigen Leben herausgerissen worden war. Er selbst half sich über alles Ungemach mit seinem Temperamente hinweg, indem er es in humoristisch-sarkastischer Weise behandelte. Daher focht es ihn nicht weiter an, was Reuter über ihn gesagt, und daß bei seiner Neigung zum Verschwenden sein Vermögen bedenklich zusammenschmolz. In der Erwartung auf besseren Erfolg seiner Leistungen wanderte er nach Amerika aus, Niemand aber weiß, wann und wo er gestorben und begraben ist. Doch nicht im Zustande verwirrten Geistes schied er von der Heimath, sondern in dem der Geistesschwäche, diese ist zurückzuleiten auf die Festungshaft.

Anmerkung. Wer von den geehrten Lesern hätte die Güte, mir nähere Angaben zu machen über den Wirthschafter Trebert, oder mir wenigstens die Adresse nachzuweisen seiner Frau oder sonst eines Wissenden? Trebert war 1849 mit Reuter zusammen in Thalberg bei Treptow a. d. Tollense. Gefällige und baldige Angaben sind an den Verfasser nach Wismar zu richten.

Räthsel und Spiele.

Quadrat-Aufgabe.

a	a	a	e
e	h	h	k
k	l	l	n
n	o	o	z

Die Buchstaben des Quadrats sind so umzustellen, daß die wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten. Die Wörter haben zu bezeichnen: 1. eine Zwistigkeit, 2. eine Pflanze, 3. eine biblische Person, 4. eine Stadt am Rhein.

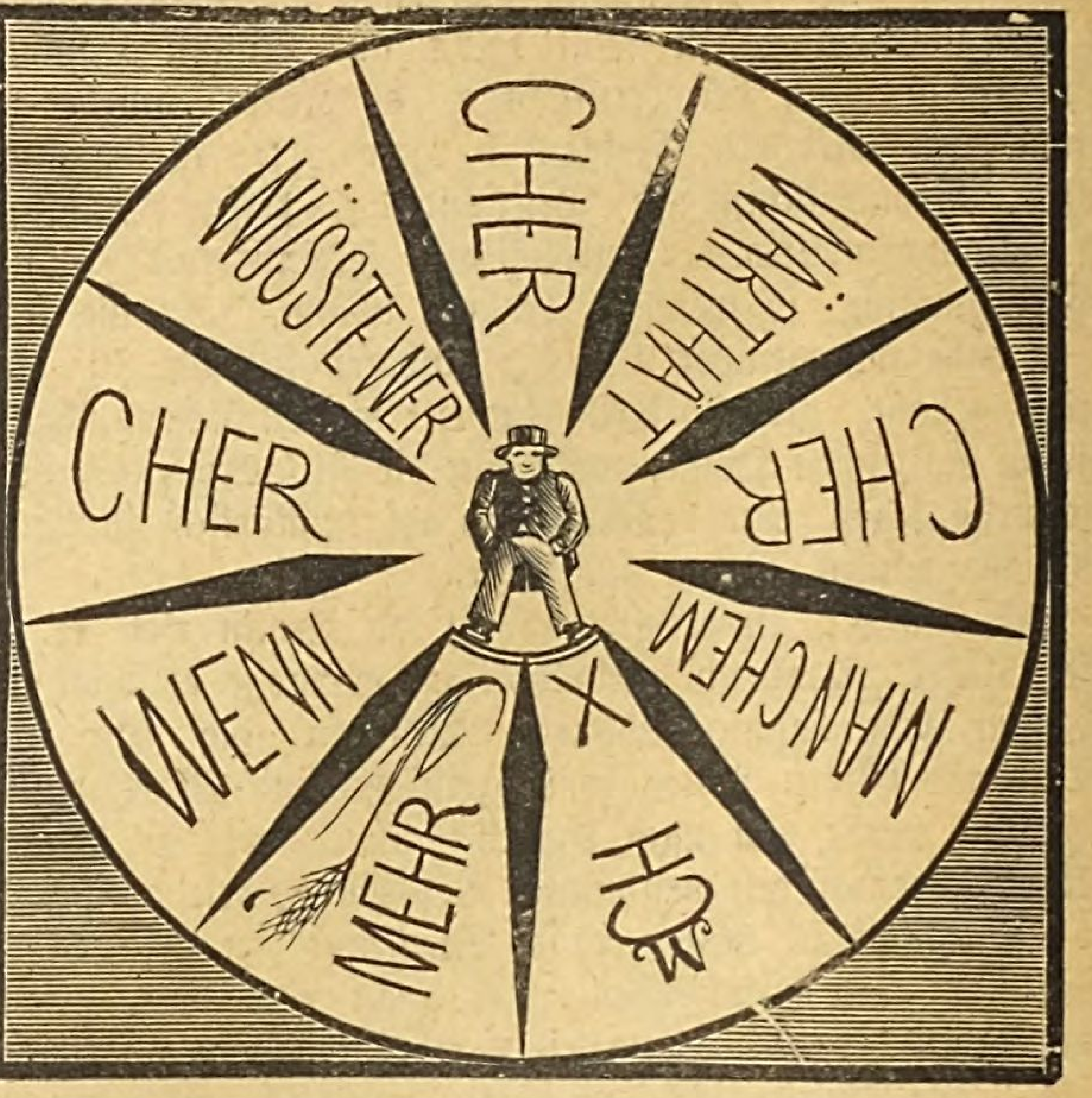
Königszug-Logogriph.

			now.	nez	**ro-**			
		be-	**e-**	ma-	ti-	ne		
	ne-	son	di-	**nar**	**mar**	ne	be-	
dict	**i-**	re-	va.	**da-**	au	**ro.**	si-	**e-**
ros	si-	ne	ez	men-	dern-	li	be-	si
	ni	**sa-**	**im-**	bad	**nie-**	bo-	**zam**	
	tel-	**e-**	mer-	go-	**e-**	ber	us	
	lit	grün	phra-	**da-**	bert	sä-	ra-	
le-	**te-**	**es-**	im	ne	**hu-**	**mu-**	**a-**	er
mach	la	tel-	**cal-**	ro-	ron	ne	dau-	lau-
	e-	**feu-**	er-	de-	kar	**ra-**	**Ka-**	
		las-	bach	**re-**	to-	ne		
			tic	**ot-**	gi-			

Vorstehende 87 Silben ergeben 29 Worte, jedes zu 3 Silben. Die Anfangsbuchstaben dieser Worte von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, bilden zwei Zeilen aus Schillers Glocke. Die Anfangssilben sind stark gedruckt.

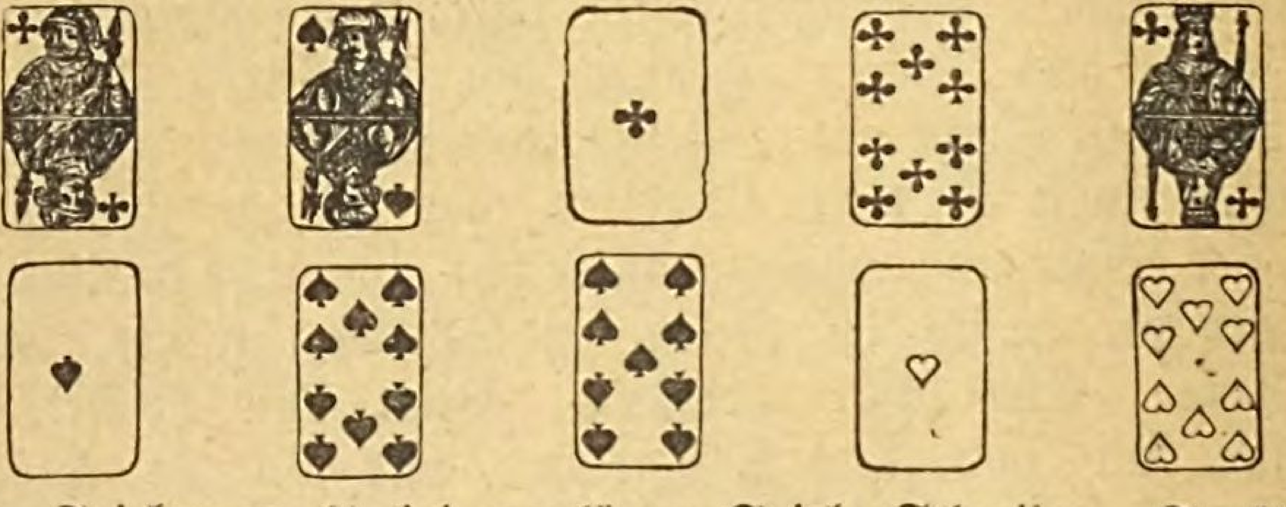
Die Worte bezeichnen: 1. einen männlichen Vornamen, 2. eine weibliche Person aus Carlos, 3. eine getrocknete Frucht, 4. einen spanischen männlichen Namen, 5. einen berühmten Erfinder, 6. einen weiblichen Vornamen, 7. einen Nebenplanet, 8. Sohn des Odysseus, 9. dehnbaren Kleiderstoff, 10. einen weiblichen Vornamen, 11. einen schlechten Witz, 12. einen Bewohner Afrikas, 13. ein würtembergisches Dorf, 14. einen spanischen Namen, 15. einen Abkühlungsort, 16. eine Pflanze, 17. eine spanische Stadt, 18. einen berühmten Kriminalisten, 19. einen männlichen Vornamen, 20. einen Nebenfluß der Weichsel, 21. einen Märchendichter, 22. einen Fluß in Afrika, 23. eine Fläche, 24. ein erloschenes russisches Geschlecht, 25. einen Heiligen, 26. einen Tondichter, 27. einen männlichen biblischen Namen, 28. einen spanischen Dichter, 29. einen Indianer.

Rebus.



Skat-Aufgabe.

Der Spieler in der Mitte spielt Grand auf folgende Karten:



Der Spieler macht bei regulärem Spiele Schneider. Tauschen jedoch die Aiden eine einzige Karte aus, kann Spieler Schneider werden. Wie saßen die Karten?

Räthsel.

Mit J war's ein berühmter Mann,
Mit Z hat man oft Schmerzen dran,
Mit H weckt's uns am Morgengrau'n,
Mit K ist's auf dem See zu schau'n.
Mit B ist's überall bekannt,
Mit L als deutscher Fluß benannt

Auflösung der Räthsel aus Nummer 2.

Rebus. Habe lange nicht so gelacht.

Ketten-Räthsel.

Rosa, Satan, Tanne, Nero, Rose, Seher, Hermes, Messer, Sergeant.

Räthsel. Apis — Pisa.

Der gordische Knoten.

Man beginnt mit dem im inneren Theile links oben stehenden „N" und stellt abwärts gehend, indem man die Linie des Knotens verfolgt, die Buchstaben aneinander. Der Text ist:

Nur muß der Eine nicht den Andern mäkeln,
Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen.
Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Daß es allein der Erde nicht entschossen.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 4 — Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt — 22. Januar 1888

Sein Vater.

Von Charlotte Niese. (Lucian Bürger.)

Ehe Valentin Hartungs Mutter die Augen schloß, gab sie ihm ihre seit Jahren heimlich gesammelten Ersparnisse. Es waren nur achtzig Thaler, aber der Knabe vergaß über der Freude dieses Besitzes fast die Trauer um den Verlust des einzigen Wesens, das ihn geliebt. Kein Mensch wußte um seinen Reichthum, Niemandem sprach er davon; und an demselben Tage, wo seine Mutter auf den Kirchhof gebracht ward, ging er heimlich davon. Valentin war immer ein Träumer gewesen: seit er denken konnte, hatte ihn ein sonniges, glänzendes Bild verfolgt, das Bild seines Vaters, der vor zwölf Jahren nach Amerika gegangen, um niemals wieder von sich hören zu lassen. Diesen Vater wollte Valentin suchen; er mußte ihn finden, dessen war er gewiß, und wie schön würde das Leben alsdann werden! Denn ein Vater, der nach Amerika geht, muß steinreich geworden sein; er wird sich vor Freuden nicht lassen können, wenn er seinen herangewachsenen Sohn sieht, und er kann sich nie wieder von ihm trennen.

So träumte Valentin. Und weil er ganz allein in der Welt stand und kein Mensch sich um ihn kümmerte, so störte ihn Niemand in seinen Träumen. Unbehelligt reiste er von Mitteldeutschland nach Antwerpen, und als er auf dem großen Dampfschiffe stand und mit den anderen Auswanderern unter dem Klange der Musik nach dem zurückweichenden Ufer winkte, fand er das Leben ganz wunderschön.

Auch die Ueberfahrt verging dem Knaben wie im Fluge; wie die Sonne aus den Meerestropfen funkelnde Diamanten machte, so lag Valentins Zukunft vor ihm, wie ein Märchenland. Was that es, daß er den Vater bei seiner Ankunft in New-York nicht fand? Er würde schon kommen, dachte er, als er, wie alle anderen Zwischendeckspassagiere, im Gänsemarsch bei dem Beamten von Castle Garden vorbeimarschirte; und nachdem er von seiner zusammengeschmolzenen Baarschaft ein Emigrantenbillet erstanden, ließ er sich geduldig mit den anderen Leidensgefährten nach Westen verladen. Denn alles kleine Elend mußte alsbald in Herrlichkeit sich wandeln.

So fuhr Valentin gen Westen. Er hatte sich ein Billet genommen, das ihm gestattete, vierundzwanzig Stunden lang in den schmalen, übelriechenden Wagen zu bleiben. Dann ward er ausgesetzt; und er hatte ein unbestimmtes Gefühl der Unsicherheit, was dann mit ihm werden sollte. Sorgen machte er sich eigentlich nicht — sein Vater mußte ja bald kommen, hätte er nur doch ganz gern gewußt, ob er in den nächsten Tagen seinen Hunger stillen würde. Aber wenn er die Augen schloß, sah er wieder vor sich jene prächtigen Zimmer, in denen sein Vater wohnte; von Reichthum und Pracht in Gedanken umgeben, wichen die alltäglichen Sorgen von ihm, und er schlief ganz sanft ein. Nicht Jeder würde ihm das Letztere nachgemacht haben, denn in einem Emigrantenzuge ist es nicht sehr behaglich. Kinder schreien, die Frauen zanken sich mit ihren Männern, und die jungen Mädchen schäkern unverhohlen mit den Burschen. Ueber Allem aber liegt eine dumpfe, schwere, mit Kohlenstaub erfüllte Luft, und wenn die Lampen Abends angezündet werden, leuchten sie trübe, wie durch einen dichten Nebel.

Valentin merkte von allem diesen gar nichts. Er saß in einer Ecke, eingezwängt zwischen der Holzwand und einer dicken Frau, welche zwei Kinder auf dem Schooße hielt. Er mußte schöne Sachen träumen, denn er lachte im Schlaf, und die Frau sah ihn manchmal ganz verwundert und vielleicht auch neidisch an, denn ihr war schon lange das Lachen, selbst im Traume, vergangen.

Es war tiefe Nacht geworden, bleigrauer Nebel lag auf der Landschaft ringsumher, und die Lokomotive stieß von Zeit zu Zeit einen schrillen Pfiff aus, der wie ein Klagelaut klang, als empfinde sie selbst Mitleid mit der lebendigen Fracht, welche sie tagtäglich einem ungewissen Loose entgegenführen mußte. Plötzlich schrie sie herzzerreißend auf, und in demselben Augenblicke krachten die Wagen in den Fugen. Holz- und Glassplitter kreischten, als wenn sie in einer Mühle gemahlen würden, und Valentin erwachte aus seinen schönen Träumen, während er durch die Luft geschleudert ward.

Dann verlor er aber doch die Besinnung und kam erst wieder zu sich, nachdem er eine Zeit lang ganz still auf der feuchten Erde lag. Sein erster Gedanke galt seinem Vater; zu einem zweiten kam er nicht, denn eine rauhe Hand faßte ihn an der Schulter mit derbem Griff.

„Lebst Du, oder bist Du todt?" fragte der Zugführer mit heiserer Stimme. Der Mann sprach deutsch, aber Valentin sah ihn verstört an.

„Ich weiß es nicht!" murmelte er dann. Neben und über ihm lagen Trümmer, und aus ihnen drang lautes Stöhnen und Wimmern. Er mußte plötzlich an die vielen kleinen Kinder denken, welche jetzt gar nicht mehr schrien, und auf seine Stirn trat kalter Angstschweiß.

Aber der Zugführer leuchtete ihm mit einer Laterne ins Gesicht.

„Scheinst mir heil geblieben!“ knurrte er und zog den Knaben unter einigen Sparren hervor. „Steh auf, Bursche, und sei keine Memme! Hast Du mich verstanden?“

Valentin stand schon auf den Füßen. Er sah plötzlich, daß der Andere stark blutete, aber er konnte sich nicht besinnen, woher das wohl komme. Der Zugführer schien seine Wunden nicht zu beachten. „Du mußt nach der nächsten Station laufen und unser Unglück melden!“ sagte er befehlend. „Die Station heißt Babylon — sie müssen uns Hilfe schicken — verstehst Du mich?“

Valentin verstand gar nichts, aber er wagte es nicht zu sagen.

„Gerade aus mußt Du laufen! Immer den Schienen nach und . . .“ der Zugführer hielt plötzlich inne und stieß einen wilden Schrei aus. „Gott im Himmel, wo habe ich meine Gedanken! In einer halben Stunde kommt der Expreßzug von Chicago an Babylon vorbei! Er hält dort niemals still, und wir liegen auf seinem Geleise! Barmherziger Heiland! Laufe für Dein Leben, Bursche! Sie müssen in Babylon Signale geben, damit der Expreß hält. Keine Laternen, hörst Du? Keine Laternen! Der Nebel ist zu stark. Knallkapseln, hörst Du, Knallkapseln, oder wir sind Alle verloren!“

Der Zugführer hatte Valentin einige Schritte auf die Schienen begleitet, während er athemlos auf den Knaben einredete. Sein Kopf blutete und das Sprechen machte ihm Mühe. Dennoch hielt er Valentins Arm wie mit eiserner Klammer umfaßt. Dieser hörte wieder ein herzzerreißendes Stöhnen und wollte sich umwenden, aber der Andere schob ihn vorwärts.

„Laufe für Dein und unser Aller Leben! Knallkapseln — Knallkapseln!“

Er rief das Wort noch eine Zeit lang hinter Valentin her, und dieser begann mechanisch zu laufen. Zuerst dachte er eigentlich an gar nichts und lief auch nicht besonders schnell; aber als er erst einige Male über die Eisenstangen zwischen den Schienen gefallen war und sich arg gestoßen hatte, bekam er allmälig eine Empfindung von dem, was er thun sollte. Immer dichter legte sich der Nebel um ihn und auf seine Lungen, das Athmen ward ihm beschwerlich; aber plötzlich war es ihm, als höre er die Stimme des Kondukteurs hinter sich, der ihm zurief: „Laufe, sonst sind wir Alle verloren!“

Valentin lief. Er wunderte sich selbst fast, daß er so schnell laufen konnte; manchmal dachte er, daß er seinem Vater entgegenlaufe, und dann kam es ihm vor, als müsse er sein ganzes Leben lang laufen und laufen, und könne doch niemals ankommen. Hin und wieder stolperte er, aber er stand in demselben Augenblick wieder auf den Füßen, sein Athem ging keuchend, und manchmal fühlte er einen glühenden Stich zwischen den Schultern — aber er lief weiter.

Lorenz Blöcker, der Stationsvorsteher in Babylon, saß an einem geschützten Platz vor dem Bahngebäude und schlief den Schlaf des Gerechten. Er hatte vor einigen Stunden eine neue Sorte Whiskey probirt, und da dieselbe seinen Gliedern eine angenehme Müdigkeit verlieh, so mußte sie gut sein. Ueber dieser Müdigkeit vergaß er gänzlich, ob der Emigrantenzug von New-York die Station Babylon bereits passirt hatte, und im Grunde genommen war es ihm auch egal. Er empfand durchaus kein Wohlwollen für die Einwanderer, vielleicht deshalb, weil er auch einmal eingewandert war, und er freute sich immer, wenn der Emigrantenzug in Babylon nicht hielt und keine neuen Ankömmlinge absetzte, denn er fand, daß es schon mehr Leute als genug in Amerika gäbe, die doch eigentlich nichts dort zu suchen hatten. Daher knurrte er auch wie ein angeschossener Bär, als Jemand ihn plötzlich am Arme berührte.

„Halloh, was giebt's? Bist Du mit dem Emigrantenzug angekommen, dann scheere Dich zum Teufel!“

Er hatte die Augen kaum geöffnet und legte den Kopf wieder an die Wand.

„Der Emigrantenzug ist entgleist!“ flüsterte es neben ihm.

Lorenz Blöcker öffnete die Augen etwas weiter, ohne den Kopf zu heben.

„Geschieht ihm recht!“ murmelte er. „Was wollen die Leute alle hier?“

„Der Zug von Chicago wird in ihn hineinfahren,“ keuchte Valentin. „Der andere Zug liegt auf demselben Geleise!“

Jetzt war Lorenz Blöcker aufgefahren. Mit seiner kleinen Laterne leuchtete er dem Knaben ins Gesicht, dann stand er langsam auf, reckte die Glieder und fluchte.

„Diese verd . . . Emigranten! Wo sind nun die Signallaternen?“ Schwerfällig wandte er sich einer Seite des Stationshauses zu, aber Valentin faßte ihn am Arm.

„Es ist dicker Nebel!“ sagte er, mit Mühe sprechend.

„Was geht Dich das an, Bursche!“ rief Lorenz Blöcker, dem der Whiskey noch im Kopfe saß. „Ist es meine Schuld, wenn der Nebel da ist? Meinst Du, daß wir in Amerika das Wetter machen können? Ich hole die Signallaternen, und wenn man sie nicht sehen kann, so ist's nicht meine Schuld!“

Er ging in eine Thür hinein und kehrte gleich darauf mit einigen Laternen wieder. Aus der Ferne klang dumpfes Brausen, die Erde zitterte zuerst leise, dann immer stärker. Das war der Chicago-Expreßzug. Valentin hatte sich auf Lorenz Blöckers verlassene Bank gesetzt; er zitterte vor Kälte, er sah in den immer dichter werdenden Nebel hinaus, ohne Gedanken, ohne Bewußtsein. Manchmal durchzuckte ihn die Erinnerung an Etwas, das er sagen sollte und doch vergessen hatte — plötzlich aber fuhr er auf und faßte den Stationsvorsteher am Arm.

„Die Knallkapseln solltet Ihr nehmen! Keine Laternen! Habt Ihr verstanden?“

Lorenz Blöcker faßte sich an seinen umnebelten Kopf und fluchte herzhaft. Dann stürzte er in sein Zimmer, und als eine Minute später die Riesenlokomotive des Expreßzuges mit lautem Pfeifen an Babylon vorbeisausen wollte, knallte es so oft unter ihren Rädern auf, daß sie, obschon ungern, ihre fliegende Eile minderte und endlich stehen blieb.

Es war noch früh am Morgen, als die Stadt Babylon aus ihrem Schlafe mit der angenehmen Nachricht geweckt ward, daß in ihrer Nähe etwas Besonderes passirt sei. Alle Leute waren froh darüber, denn es ist ganz erfreulich, einmal einen neuen Gesprächsstoff zu haben, und wer nur irgend Zeit hatte, der lief zum Bahnhof.

Dort stand Lorenz Blöcker, umgeben von einem Kreise seiner besten Freunde, und erzählte Allen seine neuesten Heldenthaten. Er hatte seinen Rausch gänzlich ausgeschlafen und strahlte ordentlich vor Wichtigkeit. „Ja, Jungens!“ sagte er eben zu seinem Zuhörerkreise, „Ihr wißt gar nicht, was ich in dieser Nacht Alles durchgemacht habe! Es war ein Nebel, den man mit keinem Messer, sondern mit einem Beil hätte durchhauen müssen, um Luft zu kriegen, und ich konnte keine Signallaterne von einem Stecknadelknopfe unterscheiden. Bei Gott nicht! Als da der Expreßzug heranbrauste, und ich genau wußte, daß der in sein Verderben lief, weil doch der Emigrantenzug auf seinen Schienen lag — eine halbe Stunde von hier nur — da kann ich wohl sagen, daß mir mein bischen Verstand mit einem Male davonlief, obgleich ich sonst doch nicht auf den Kopf gefallen bin, wahrhaftig nicht! Aber da kam mit einem Male eine innere Stimme, und mir fielen die Knallkapseln ein, die im Nebel einen vernünftigen Spektakel machen. Na, da war denn Alles gut, wenn aber Lorenz Blöcker nicht da gewesen wäre, dann hätten die Gentlemen aus Chicago und Buffalo sich auch wundern sollen, anstatt daß sie jetzt ruhig in ihren Schlafwagen blieben und nur etwas mehr gähnten als gewöhnlich!“

Lorenz Blöcker war fertig. Er wischte sich den Schweiß von seinem rothen Gesicht und blickte sich triumphirend im Kreise um. Da war es denn auch kein Wunder, daß einer seiner Freunde, Billy Malone, ein Irländer von zweifelhaftem Aussehen, den breiten, schäbigen Hut abnahm und drei Hochs für Mr. Blöcker ausbrachte. In dieses Hoch stimmten alle Anwesenden begeistert ein, auch der Zugführer vom Chicago-Expreß, der noch vor Kurzem Lorenz ein betrunkenes Schwein genannt hatte, jetzt aber reumüthig in sich ging. Weil die Passagiere von dem genannten Zuge nun allmälig aufgewacht und die Heldenthaten Blöckers

ihnen klar gemacht waren, so nahmen sie den Vorschlag des Stationsvorstehers, zu seinen Gunsten eine kleine Kollekte zu veranstalten, sehr günstig auf, und nach einer halben Stunde befand Lorenz sich in Besitz einer sehr anständigen Summe, die er mit einer Miene, als habe er noch viel mehr verdient, einsteckte.

Bei der allgemeinen Begeisterung für die glückliche Rettung des Chicago-Expreß dachte eigentlich kein Mensch an den Emigrantenzug und noch viel weniger an die Ursache seines Unglücks. Selbstverständlich fuhr im Morgengrauen ein leerer Zug an die Unglücksstätte; die Verwundeten wurden ins Hospital, die Todten ins Leichenhaus gebracht, und die Gesunden schickte man weiter gen Westen. Auch wußte man sehr bald, daß die Lokomotive des Emigrantenzuges in einen schwerbeladenen Güterwagen gefahren war, der herrenlos und unerwartet auf dem Geleise gestanden hatte; wie aber dieser Güterwagen auf das Geleise gekommen, darnach fragte in der ersten Erregung kein Mensch. Lorenz Blöcker hätte allerdings eine Auskunft geben können: am Abend vorher war eine Depesche für ihn gekommen, daß ein Güterzug den letzten Wagen verloren hatte; aber wenn der Whiskey gut mundete, kümmerte Lorenz sich nicht viel um Depeschen, und deshalb sah er auch gar nicht hin, als die Verwundeten und Todten auf der Station Babylon ausgeladen wurden. Schließlich war es ja auch einerlei, wo solch ein armer Einwanderer den Boden düngte! Wenn aber von Zeit zu Zeit eine etwas unbehagliche Unruhe über ihn kam, dann sprach er desto lauter von sich und seinem Verdienste um den Chicago-Expreßzug und redete sich dann in die vollste Ueberzeugung hinein, daß er, Lorenz Blöcker, einer der vortrefflichsten Menschen unseres unvollkommenen Erdballs sei.

Viele Menschen glaubten ihm; auch Fred, sein „bester“ Freund; aber es muß allerdings bemerkt werden, daß die Welt auf Freds Urtheil nicht den geringsten Werth legte, denn dieser Letztere gehörte nicht zu jenen Menschen, vor denen Jedermann sich beugt. Es war ein langer, müde und vertrunken aussehender Mann, mit etwas verschwommenen Augen und wildem, struppigem Haar, der eine unüberwindliche Scheu vor jeder Arbeit besaß und meistens, ohne ein Wort zu sprechen, auf dem Bahnhofe oder im Städtchen herumbummelte. Seine einzige Beschäftigung bestand Tage lang darin, an einem Strohhalm zu kauen und in den Himmel zu starren. Manchmal seufzte er, spuckte den Strohhalm aus und murmelte einige halb englische, halb deutsche Worte, denn er war von Haus aus ein Deutscher, gerade so wie Lorenz Blöcker; aber im Allgemeinen beschränkte sich seine ganze Unterhaltung nur auf das Strohhalmkauen. Heute aber, nachdem er Blöckers Reden stillschweigend angehört hatte, murmelte er einige Worte in den Bart, welche ihrem Tonfall nach sehr bewundernd klangen, und Lorenz klopfte ihm zufrieden auf die Schulter.

„Ja, old boy; man soll nur Glück haben und dazu die nöthige Dosis Verstand, dann geht Alles gut. Du hast von Beidem nie viel besessen, ich weiß wohl, aber das thut nichts. Du bist doch ein guter Kerl, und wenn Du in mein Wohnzimmer gehst, dann steht dort die Flasche mit 'was Gutem auf dem Tisch! Bediene Dich nur, es kommt mir heute nicht darauf an!“

Fred nickte. Von Blöckers langer Rede hatte er den letzten Satz am besten verstanden. Er drehte sich ziemlich schnell um, spuckte den Strohhalm aus, seufzte und ging mit gemächlichen Schritten in das Stationsgebäude. Lorenz Blöckers Wohnzimmer sah eigentlich nicht sehr wohnlich aus. Außer einem groben Tische und zwei Stühlen befand sich nichts darin, was Anspruch auf Bequemlichkeit machen konnte, es sei denn, daß der schlechte Fuselgeruch, der den ganzen Raum erfüllte, für einige Nasen etwas Anziehendes besaß. Jedenfalls war Blöckers Wohnzimmer für Fred ein halbes Paradies; er athmete die schlechte Luft in demselben mit Entzücken ein, setzte sich auf einen der Stühle und starrte unverwandt eine halbgefüllte, dunkle Flasche an, welche ohne Korken auf dem Tische stand. Lorenz hatte sich wahrscheinlich soeben für seine Reden gestärkt, und mit zufriedenem Nicken griff Fred nach der Flasche, um sie an den Mund zu setzen, als er aus dem Nebenzimmer einen leisen Ruf vernahm, der ihn aufhorchen ließ.

An das Wohnzimmer stieß ein kleiner Raum, der Lorenz zum Schlafen diente. Er war mit noch weniger Luxus, als das oben erwähnte Zimmer eingerichtet: nur einige wollene Decken lagen unordentlich auf dem schmutzigen Fußboden. Von hier aus erklang fortgesetzt leises Stöhnen und Jammern, und obgleich Fred eigentlich durchaus nicht neugierig war, so stand er doch allmälig auf, nahm seine Flasche in die Hand und guckte ein wenig durch die Thürspalte. Flach auf dem Fußboden warf sich ein Knabe herum. Er hatte die Augen geschlossen und die Hände geballt; sein Gesicht glühte im Fieber, und manchmal schrie er laut auf, als ob er viele Schmerzen empfinde.

Fred betrachtete den Jungen mit dem Ausdruck des größten Erstaunens. Er war so überrascht, daß er sogar vergaß, was er in der Hand hielt. Die Branntweinflasche fiel auf den Fußboden, und etwas von ihrem Inhalte spritzte dem Knaben ins Gesicht. Dieser öffnete die Augen, „Vater!“ rief er, und seine müden Arme streckten sich aus, als wollten sie Jemanden umfangen.

Fred war so entsetzt, daß er die Branntweinflasche aufzuheben vergaß. Er öffnete die schläfrigen Augen so weit, wie es ihm möglich war, und dann schüttelte er den Kopf.

„Donnerwetter! der Junge scheint verrückt zu sein! was will er eigentlich?“

„Vater!“ schluchzte Valentin noch einmal. Er hatte sich aufgerichtet und sah hilfeflehend um sich. „Geh' nicht wieder fort, hörst Du? Ich will es nicht!“

Fred trat ängstlich einige Schritte zurück, die Blicke starr auf den Kranken gerichtet. „Donnerwetter!“ sagte er noch einmal. „Ich soll nicht fortgehen! Er will es nicht? Na, das ist eine forsche kleine Kreatur!“

Hilflos sah er sich um.

„Na, Du liegst da nicht zum Besten! Wirst wohl sterben müssen; aber alle Menschen müssen sterben!“

Er sagte diese Worte in einem beruhigenden Ton; aber es schien nicht, als wenn Valentin ihren Inhalt verstände. Vielleicht würde derselbe auch seine Wirkung bei ihm verfehlt haben, denn man muß schon alt geworden sein, um sich durch philosophische Gemeinplätze trösten zu lassen, und Valentin war noch jung. Er hatte das Bewußtsein wieder vollständig verloren, und bei seinem Reden und Schreien ward es Fred unheimlich zu Muthe.

„Sei doch still!“ sagte er mehrere Male, aber als seine Worte nicht beachtet wurden, faßte er einen großen Entschluß.

Forts. folgt.

Geist und Körper.

Von Dr. L. Alfred Damm.*)

Die bisherige, allgemein giltige Ansicht über Geist und Körper gipfelt in der Annahme, daß beide in gewisser Hinsicht Gegensätze seien.

Unter den Begriff des Geistes fällt bisher alle Thätigkeit des menschlichen Organismus, die nicht sichtbar, überhaupt nicht wahrnehmbar ist.

Man ist wohl allgemein darüber einig geworden, das Hirn als den Sitz des Geistes anzusehen, obgleich es nicht allein unter den Philosophen und Denkern, sondern auch unter den Gebildeten überhaupt noch genug Vertreter anderer Ansichten giebt. So meinen die Einen, der Geist sei durchaus nicht an die Materie gebunden, er sei etwas Unfaßbares, Wesenloses, das den Menschen als bevorzugten Geschöpfen von der Natur verliehen worden sei; Andere glauben, der Geist bringe von außen in den Menschen, und wieder Andere haben andere Ansichten.

Doch hat, wie gesagt, in diesem Jahrhundert die Ueberzeugung,

*) Abdruck aus dem gegenwärtig im Erscheinen begriffenen Werke: „Neura“, Handbuch der Medizin für Aerzte und gebildete Nichtärzte. Ein System der ganzen medizinischen Wissenschaft, dargestellt von Dr. med. L. Alfred Damm, Spezialarzt für Nervenleiden. Verlag der Staegmeyr'schen Verlagshandlung (Ant. Carl Staegmeyr) München 1888.

daß das Hirn der Sitz des Geistes sei, immer mehr Boden gewonnen.

Außer dem Geist nimmt man noch eine Seele an, die theils als für sich bestehend, getrennt vom Geist, theils als Theil desselben betrachtet wird. Man rechnet zu ihr die Charaktereigenschaften und die Fähigkeit, „seelische" Erregungen aufzunehmen.

Ueber den Sitz der Seele giebt es keine feststehende Meinung, und wenn irgenwo, so divergiren hier die Ansichten.

Unter Körper versteht man die den Sinnen wahrnehmbare Materie des menschlichen Organismus.

Ueber das Unvollkommene dieser bisher giltigen Definitionen wollen wir jetzt nicht sprechen, da dasselbe aus unserer späteren Betrachtung zur Genüge hervortreten wird.

Man stellt nun den Geist zu dem Körper in einen gewissen Gegensatz, d. h. man nimmt an, daß der Geist ebenso wie der Körper für sich bestehe, das der erstere das Höhere, Edlere, Vollkommenere sei, während der Körper als etwas weniger Hohes und Werthvolles angesehen wird. Redewendungen, wie: der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach, charakterisiren diesen Standpunkt recht gut.

Dieser Gegensatz, wenn wir so sagen dürfen, ist fundirt auf eine Ansicht, die, in die richtige Beleuchtung gestellt, wohl das Wunderbarste offenbart, was unsere vorgeschrittene Kultur, unser großes Wissen, unsere weit vorgedrungenen und in hohem Glanze strahlenden Wissenschaften aufweisen, das Seltsamste, was wir kennen; wir meinen die Ansicht von der Selbstständigkeit des Körpers.

So unbegreiflich es wohl Jedem bei ruhiger Ueberlegung erscheinen mag, und so ungern man es wohl zugestehen wird, aus der Welt ist die Thatsache nicht zu schaffen, daß nicht nur die ganze medizinische Wissenschaft, sondern auch ein großer Theil der Philosophie und anderer Wissenschaften auf einer Basis aufgebaut sind, die „Selbstständigkeit des Körpers" heißt.

Es läßt sich nicht wegleugnen — man hat bisher die Organe, die Theile des menschlichen Körpers als selbstständige, lebende Wesen angesehen! Man hat die Ansichten, die vor Jahrhunderten, ja Jahrtausenden aufgestellt wurden, im Laufe der Zeit ruhig mit angenommen, ohne es für nöthig zu halten, sie auf ihren Werth oder Unwerth zu prüfen. Was damals, als es noch keine Anatomie gab, ein Galenus, Aeskulap und Andere als richtig erkannten und feststellten, das hat unsere Zeit mit ihren außerordentlichen Kenntnissen und ihrem großen Wissen von den anatomischen Verhältnissen als ein Evangelium an sich genommen, an dem man nicht deuteln und wenden dürfe, und so ist es gekommen, daß nicht etwa nur theoretisch, sondern ebenso, ja leider vor Allem, in der Praxis die jetzt lebende Generation der Aerzte und, ihnen ohne jede Kritik Heerfolge leistend, die Gebildeten und die Nichtgebildeten die Selbstständigkeit der Organe als Dogma beibehielten.

Wahrlich! es wird und muß das Staunen und die Verwunderung jedes denkenden Menschen erregen, daß es nur geringen, klaren und logischen Nachdenkens bedarf, um den Beweis zu erbringen, daß der grundlegende Baustein einiger ganzen Wissenschaften von schlechtem, unhaltbarem Material, daß er von so leichter Beschaffenheit ist, daß ihn der geringste Stoß selbst einer unkundigen Person umwerfen kann.

Freilich müßte der, der diesen Stoß ausführen wollte, auch sicher vorbereitet und gewärtig sein, daß das ganze hohe, auf dem Grundstein aufgeführte Gebäude mit Einem Male nachstürzte, und Mancher, dem wohl starke Zweifel an der Festigkeit und Haltbarkeit des Grundsteins aufgestiegen waren, hat sich wohl vor diesen Folgen gescheut. Denn mit dem Zusammenbruch wäre nichts Anderes erreicht worden, als ein noch unvollkommenerer und unsichererer Zustand, als bisher, ein Chaos, dessen Wirren nicht abzusehen gewesen wären. Darum müßte der, der Hand an das Gebäude legen wollte, zu gleicher Zeit auch einen anderen Grundstein legen, auf dem er es wieder aufzubauen versuchen müßte.

Aber, so werden wohl Viele sagen, ist denn wirklich und wahrhaftig die Selbstständigkeit des menschlichen Körpers und seiner Theile ein Dogma der bisherigen medizinischen Wissenschaft?

Wer irgendwann und irgendwie einmal in nähere Berührung zu derselben trat, wer vielleicht selbst leidend ist, oder für andere Kranke Interesse hat, der wird keine weitere Auseinandersetzung nöthig haben; auf allen Gebieten und Zweigen besteht diese Ansicht als etwas so Selbstverständliches, daß man einen Zweifel daran oder gar eine Kontroverse darüber als außer dem Bereich der Möglichkeit liegend ansieht.

Wer aber noch nicht selbst Gelegenheit gehabt haben sollte, sich von dem thatsächlichen Vorhandensein dieser Ansicht zu überzeugen, dem mögen einige nahe liegende Beispiele genügen.

So glaubt man, daß ein lungenkranker Mensch gesunde, gute Luft einathmen müsse, weil gerade die Lunge die Athmung versorgt; so meint man, daß ein Magenkranker deshalb gewisse Speisen vermeiden müsse, weil der Magen verdaut; so ist man der Ansicht, daß ein Blutarmer oder Bleichsüchtiger Eisen nehmen müsse, weil man gefunden hat, daß dieser Stoff dem Blut bei dieser Krankheit fehlt; so ist man der Ueberzeugung, daß eine zuckerkranke Person wiederhergestellt werde, wenn sie dem Körper keinen Zucker, resp. Zucker bildende Stoffe zuführe; so hofft man, daß man einen Krebskranken oder an einer ähnlichen Wucherung Leidenden durch eine Operation seiner Geschwulst von seinem Leiden befreien könne; so glaubt man Neuralgien, überhaupt „Nervenschmerzen" durch Durchschneidung, resp. Dehnung der betreffenden Nerven heilen zu können; so meint man, daß eine gebärmutterkranke Frau, ein Nieren-, Milz-, Haut-, Leber-, Darm- 2c. Leidender nur durch Maßnahmen gesunden könnten, die das betreffende Organ treffen*); kurz, man hat bisher das Prinzip eingehalten, daß jede Erkrankung, mag sie sein, welche sie wolle, nur in der Weise zu beseitigen sei, daß man die entsprechenden Organe behandelte.

Wir brauchten nur irgend ein beliebiges, selbst das neueste Lehrbuch irgend eines Zweiges der medizinischen Wissenschaft aufzuschlagen und Seite für Seite umzuwenden, wir würden tausende und abertausende Beispiele anführen können.

Mag es mit den obigen genug sein; sie beweisen hinreichend die Thatsache, daß die bisherige Medizin alle einzelnen Organe oder Theile des menschlichen Körpers als selbstständige Wesen ansieht, und daß sie in der Praxis darnach handelt.

Von den Vertretern der medizinischen Wissenschaft ausgehend, pflanzte sich diese Ansicht auf diejenigen der anderen Wissenschaften, besonders der philosophischen, fort und drang dann in alle Kreise und Schichten des Volkes, in denen sie sich so vertieft hat, daß es sicherlich sehr schwer halten wird, sie wieder zu entfernen.

Wir haben im Vorhergehenden die bisher giltigen Definitionen von Geist und Körper kennen gelernt; wir wollen jetzt zusehen, worin das Wesen beider besteht, und werden dabei ein Urtheil über die bisherigen Ansichten gewinnen.

Wir wollen vom Körper, d. h. natürlich vom thätigen, lebenden Körper, ausgehen.

Daß die Thätigkeit der Organe oder Theile keine selbstständige ist und sein kann, haben wir schon besprochen, und schon das einfache Nachdenken, selbst bei vollkommenem Mangel an anatomischem Wissen, wird uns das Richtige treffen lassen.

Nehmen wir an, die Organe oder Theile seien selbstständige Wesen, seien Wesen im Wesen, so müßten sie zweierlei Eigenschaften besitzen: erstens müßten sie ihre Thätigkeit beibehalten auch nach ihrer Entfernung aus dem Körper, die künstliche Blutzufuhr vorausgesetzt. Daß dies nicht der Fall ist, braucht kaum erwähnt zu werden. Zum Anderen, wie würde sich wohl, selbst nur den denkbar geringsten Einfluß von Seiten der Organe auf ihre Thätigkeit zugestanden, das Leben des Organismus gestalten?

Unter solchen Verhältnissen würde dies oder jenes Organ im gegebenen Zeitpunkt zu viel oder zu wenig thun, zu schnell oder zu langsam thätig sein für das Wohlbefinden der Gesammtheit. Die gewaltigsten Störungen und Unregelmäßigkeiten würden die Folge sein müssen, ja es kann überhaupt nicht zweifelhaft sein,

*) Gerade in unseren Tagen hört man oft von „lokaler Affektion" sprechen, ein Ausdruck, der nur von jener Ansicht aus verständlich ist.



Ein Berliner Straßenbild. Originalzeichnung von T. Oedberg.

daß bei solchen Bedingungen der menschliche Organismus keinen Tag, ja keine Stunde bestehen könnte.

Es ist nicht nöthig, hierüber viele weitere Worte zu machen oder Beispiele anzuführen; der letzte Grund allein ist schon vollauf genügend, die Unhaltbarkeit jener Ansichten zu beweisen. An und für sich ist jede Beweisführung eigentlich überflüssig, denn es kommt noch ein Moment hinzu, das eben das Wunderbare, ja Unbegreifliche, Unfaßbare in der ganzen Sache bildet: die Kenntniß, die unsere Zeit von dem anatomischen Zusammenhang der einzelnen Organe und Theile des menschlichen Körpers mit dem Nervensystem besitzt. Wenn man vor Jahrtausenden die selbstständige Thätigkeit derselben als unumstößliche Thatsache betrachtete und Jahrhunderte lang an dieser Ansicht festhielt, so darf dies uns nicht Wunder nehmen, da in jener ganzen langen Zeit kein Leichnam zergliedert wurde, und da man in Folge dessen keine Ahnung von dem Bau des Körpers hatte. Aber daß wir, daß die medizinische Wissenschaft dieses Jahrhunderts dieselbe Ansicht beibehalten hat, trotzdem sie mit unermüdlichem Eifer das kleinste Objekt im menschlichen Körper erforscht hat und genau den Verlauf und die Ausbreitung jedes Nerven kennt, das ist eine Erscheinung, die in ihrer Unbegreiflichkeit wohl einzig dasteht. Und wenn man sich dann noch erinnert, welchen Fleiß, welche Anstrengungen, welche Forschungen die Philosophie angewendet und gemacht hat, um das Wesen des menschlichen Organismus zu ergründen, dann scheint es fast nicht möglich zu sein, daß nicht wenigstens hier die Kenntniß der anatomischen Verhältnisse auf ihre praktische Verwerthung hingedrängt hat. Schluß folgt.

Ein Berliner Straßenbild.

Hierzu die Originalzeichnung von C. Oedberg.

Für die Straßenphysiognomie Berlins liefert das in unserm Bilde dargestellte Fuhrwerk einen höchst charakteristischen Zug. Wohl in keiner großen Stadt der Welt findet der Hund in so umfangreichem Maße als Zugthier Verwendung, als in der Spreestadt, und so kommt es, daß in ihrem großartigen Getriebe oft als äußerste Gegensätze Hofkarosse und Hundeequipage gemüthlich aneinander vorüberziehen. Besonders am Frühmorgen ist die letztere Gattung von Vehikeln zahlreich in den Straßen vertreten; schon mit dem ersten Morgengrauen fährt auf denselben der Bäckerlehrling die frischen Backwaaren von Haus zu Haus; aus der Umgebung Berlins wird, obwohl die größeren Lieferanten auch auf mit Pferden bespannten Wagen in die Stadt fahren, so die Milch in die Wohnungen geschafft; kleine Umzüge werden mit dem Gespann von Hunden bewerkstelligt, Lieferungen an Heizungsmaterial, Coaks und Briquets, in geringen Quantitäten versandt u. s. w. Mit dem wachsenden Verkehr des Tages wird dies primitive Transportmittel zwar mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt, vorzüglich in den vornehmeren Gegenden; ganz verschwindet es aber nie von der Bildfläche. Es kommt auch nicht selten eine so heitere Szene vor, wie die in unserm Bilde dargestellte; die Dressur des Hundes zum Zugthier bleibt unvollkommen und vermag nie ganz die demselben tief innewohnenden Triebe zurückzuhalten; die zwischen Katze und Hund bestehende uralte Feindschaft läßt den letzteren beim Anblick eines biedern Katers alle höheren Dienstpflichten vergessen.

Der kleinste Staat Europas.

Von Fritz Kirchberg.

Welches ist der kleinste Staat Europas? Der Eine wird meinen: das Fürstenthum Monaco; der Andere: die Republik Andorra; ein Dritter: das Fürstenthum Liechtenstein und ein Vierter: die Republik San Marino. Aber sie alle können nicht das Kuriosum für sich beanspruchen, das kleinste selbstständige Gemeinwesen zu sein, das die Geschichte und die Civilisation Europas geschaffen. Den wirklich kleinsten Staat unseres Erdtheils kennen nur sehr wenige; denn in den Geographiebüchern fehlt er meistens, und in den Zeitungen wird er unter den Nachrichten über die Welthändel nie erwähnt. Nur gelegentlich ereignet sich hiervon ein Ausnahmefall, und dieser Ausnahmefall ist eben jetzt eingetreten. Veranlassung dazu hat die Krankheit unseres Kronprinzen gegeben. Dieselbe hat nicht nur das große deutsche Reich, sondern auch jenen kleinsten Staat in hochgradige Aufregung versetzt und unmittelbar vor Weihnachten darin eine wahrhaftige Völkerbewegung verursacht. Das aber ging so zu.

Vor einiger Zeit las man in den Zeitungen ungefähr folgende Nachricht: „Von Aachen aus ist eine Wallfahrt für die Genesung des Kronprinzen nach dem Gnadenorte Moresnet veranstaltet. Sie fand unter außerordentlicher Betheiligung statt, selbst aus Baiern waren Gläubige herbeigeströmt. Eine mehr als 5000 Theilnehmer zählende Prozession, welche allmälig bis zu 10,000 Personen anwuchs, bewegte sich am Mittwoch, den einundzwanzigsten Dezember, vom Jakobsthor zu Aachen dem Wallfahrtsorte Moresnet zu, um durch Gebet die Wiedergenesung des Kronprinzen zu erwirken. Alle Stände waren in der Prozession vertreten, und nicht wenige Theilnehmer hatte auch die Umgebung Aachens zu derselben entsandt. Tags vorher waren die zwei, das Alter des Kronprinzen durch ihre Schwere von siebenundfünfzig Pfund repräsentirenden Opferkerzen ausgestellt; es war rührend anzusehen, wie alte Mütterchen, gebeugte Greise, Invaliden, Kinder und Frauen auf die dabei befindlichen Tellerchen ihr Scherflein zur Bestreitung der Unkosten für das Geschenk hinterlegten. In der Prozession wurden in hübscher Umhüllung die beiden Riesenkerzen, welche die Aufschrift trugen: „In aller Trübsal, Angst und Noth bitte für uns, o allerseligste Jungfrau Maria. Fleh' für den Thronfolger des deutschen Reiches, unsern erkankten Kronprinzen!" von je acht weißgekleideten Mädchen getragen. Gegen acht Uhr Abends kehrten die Wallfahrer in schönster Ordnung zurück."

Dieser Wallfahrtsort nun — das ist der kleinste Staat Europas.

Er heißt Moresnet oder auch Kelmis in deutscher Bezeichnung und besitzt, obwohl selten Jemand etwas von ihm gehört hat, seit mehr denn siebzig Jahren bereits seine absolute Autonomie, seine Unabhängigkeit und, wenn auch nicht alle, so doch ebensoviele Attribute der Souveränetät, wie die Staaten Andorra, Monaco und San Marino, die bekanntlich ja auch nur einer Halbsouveränetät sich erfreuen.

Allen diesen genannten Staaten gegenüber jedoch besitzt das „Territorium von Moresnet," wie es amtlich genannt wird, den großen Vorzug absoluter Unbekanntheit, des idealen Ausschlusses der Oeffentlichkeit, und die Moresneter oder Kelmiser zweifeln nicht einen Augenblick daran, daß derjenige Staat der glücklichste ist, von dem man nie spricht, und daß ihr Staat dieser glücklichste unter der Sonne sei.

Die Kleinheit des Kelmiser Reiches ist thatsächlich eine liliputanerhafte; man möchte dasselbe weit eher in Gullivers Reisen, als auf der Landkarte von Europa suchen. Das Fürstenthum Monaco ist im Vergleich mit ihm ein ungeheures Land und die Republik Andorra oder das Fürstenthum Liechtenstein eine Großmacht. Einige Zahlen mögen die Verhältnisse veranschaulichen.

Andorra	ca. 507	Quadrat-Kilom.	6000	Einwohner	(ungefähr)
Liechtenstein	178,4	" "	9124	"	(1880)
San Marino	61,77	" "	7816	"	(1874)
Monaco	ca. 15,00	" "	7049	"	(1878)
Moresnet	3,30	" "	1—1200	"	

In den uns geläufigeren Meilenmaßen ausgedrückt, stellt sich das Verhältniß von Moresnet zu Monaco folgendermaßen:

Monaco mißt $^3/_{11}$ geographische Quadratmeilen, also ein wenig mehr als eine Viertel Quadratmeile; Moresnet dagegen nur $^1/_{17}$ oder noch genauer $^3/_{60}$ geographische Quadratmeilen.

Ferner sei zur Vergleichung angeführt:

Während Moresnet 330 Hektar umfaßt, bedeckte das Stadtgebiet von Berlin nach der Messung von 1878: 6057 Hektar, innerhalb desselben der Thiergarten 240 Hektar, der kleine Thiergarten in Moabit 30 Hektar, der Zoologische Garten 22 Hektar. Das

Gemeindegebiet von Wien mißt 5624 Hektar, wovon allein der Prater 2018, der Polizei-Rayon der Donaustadt 14,966 Hektar (etwa die Größe des schweizerischen Kantons Appenzell-Innerrhoden), der Wiener Centralfriedhof allein 198 Hektar. Die Stadt London bedeckt gar 31,650 Hektar (die Größe von Reuß ältere Linie) und das Polizeigebiet derselben, einschließlich der City, die ungeheure Fläche von 180,500 Hektar, das ist ungefähr die Ausdehnung des Herzogthums Sachsen-Koburg-Gotha, übertrifft mithin mit Ausnahme von sechs alle übrigen der 25 Kantone der Schweiz.

Das autonome Territorium von Moresnet ist also nicht einmal um die Hälfte größer als der Berliner Thiergarten, aber mehr denn fünfmal kleiner, als der Wiener Prater; der Wiener Centralfriedhof würde mehr als das halbe Gebiet der Republik bedecken, und die Kommune London ist hundertmal so ausgedehnt wie sie.

Geben wir endlich genaue Auskunft, wo dieser merkwürdige Staat zu finden ist. Er liegt auf dem halben Wege von Aachen nach Verviers, in einem reizenden Thale, welches von einem Flüßchen, die Gueule genannt, bewässert wird. Dieses Wässerchen ergießt sich in einen See, und am Ufer des Sees erhebt sich eine alte Burg, welche mindestens bis in die Zeit Karls des Großen zurückreicht. Oestlich begrenzen die preußischen Kreise Aachen und Eupen, westlich die belgische Provinz Lüttich das herrliche Gemeinwesen.

Wie in aller Welt konnte in dem alten Europa ein Fleckchen Erde ohne Herrn bleiben? Der Grund läßt sich am besten mit einigen leicht veränderten Heine'schen Versen ausdrücken:

Und da keiner wollte leiden,
Daß der Andere es nähme,
Nahm es keiner von den beiden.

Die beiden Rivalen waren: das Königreich Preußen und das Königreich der Niederlande.

Moresnet besitzt nämlich reiche Zinkminen, die an der Galmeilagerstätte auf dem Altenberge sich befinden, ehemals sehr ergiebige Ausbeute gewährten und jetzt dem Betriebe der weitverbreiteten Bergwerks- und Hüttengesellschaft „Vieille-Montagne“ angehören. Im Jahre 1815, als die siegreichen Verbündeten eine neue Karte von Europa entwarfen, wurde eine Kommission beauftragt, die Grenze zwischen Preußen und den Niederlanden festzustellen. Alles ging gut, bis die Beauftragten auf die Zinkmine stießen. Da konnte man sich nicht einigen, beide Mächte erhoben Anspruch auf die Mine. Verhandlungen ohne Ende gingen hin und her; man versuchte es selbst mit einem Schiedsspruch; aber dieser hatte nur zur Folge, daß die Rechte beider Länder als gleichwerthig erklärt wurden; ebensowenig konnte man sich über eine Abfertigungssumme, die das eine Land an das andere zu zahlen hätte, einigen; kurz, man beschloß endlich, dem strittigen Erdwinkel seine Unabhängigkeit zu lassen und ihm die Unverletzlichkeit eines neutralen Gebiets zu gewähren.

Der Vertrag, der auf solche Weise eine neue kleine Republik schuf, wurde am 16. Juni 1816 zwischen den beiden betheiligten Mächten abgeschlossen; nach der Gründung des Königreichs Belgien im Jahre 1830 ging er rechtsverbindlich vom Königreich der Niederlande an den neuen Staat über. Indessen hatten die Vertragschließenden nicht die ganze Gemeinde unangetastet gelassen. Sie theilten sie in drei Theile: Preußisch-Moresnet mit heute etwa 650 Einwohnern, Belgisch-Moresnet mit ungefähr gleicher Bevölkerung, und Neutral-Moresnet, unsere Republik, 330 Hektar groß mit wenig mehr als tausend Bewohnern.

Die Gemeinde, in deren Bann die Bergwerke lagen, hieß im achtzehnten Jahrhundert Kelmis. Sie gehörte zu den österreichischen Niederlanden. Durch die französische Revolution wurde Kelmis mit der Nachbargemeinde Moresnet vereinigt, der ursprüngliche Name aber hat sich im Volksmunde für den preußischen und den neutralen Theil bis auf den heutigen Tag erhalten.

Als Kelmis neutral erklärt wurde, war es ein armseliges Fleckchen Erde, auf dem sich kaum fünfzig Hütten um eine schlecht ausgebeutete Mine gruppirten. Inzwischen hat sich die Sachlage geändert. Moresnet zählt heute mehr als 800 Häuser, von denen einige wohl versehene Kaufläden enthalten. Der Ackerbau blüht, die örtliche Industrie verleiht den Bewohnern einen gewissen Wohlstand. Auch hat das Emporblühen des Ortes nicht verfehlt, die Begehrlichkeit der beiden Nachbarstaaten zu erregen; vor nicht langer Zeit haben sie den Versuch gemacht, die Beute zu theilen. Aber im letzten Moment konnten sie sich nicht verständigen; und so entging Moresnet noch einmal der Annexion.

Preußen und Belgien unterhalten jedes einen Kommissar in Moresnet zum Zweck, entstehende Schwierigkeiten auf gütlichem Wege beizulegen. Der belgische Vertreter ist seit vierzig Jahren der Ehrenpräsident des Tribunals in Verviers, Herr Cramer, und der preußische Vertreter ist fast ebenso lange im Dienst. Aber außer dieser der Form nach bestehenden Souveränetät ist die winzige Republik völlig unabhängig.

Sie kennt nicht die Segnungen des Konstitutionalismus; sie ist politisch noch ein Patriarchat nach alter Sitte. Ihr oberster Leiter begnügt sich mit dem bescheidenen Titel eines Bürgermeisters. Er heißt Schmitz und befindet sich seit drei Jahren im Amt. Es ist ein braver Landmann, kräftig und kupferroth, Eigenthümer eines der hübschesten Häuschen des Thales und sehr stolz auf seine souveräne Würde. Er verwaltet das Staatsarchiv, die Kataster seines Reiches und die Porträts aller seiner Vorgänger. Man sieht ihn gewöhnlich Abends sehr leutselig seinen Schoppen in einem Bierhause am Seeufer trinken, das es seiner Würde schuldig zu sein glaubt, den etwas anmaßenden Namen „Casino“ zu führen. Selten sieht man hier das Staatsoberhaupt ohne seinen Stellvertreter, einen alten freundlichen Arzt, der die ganze Bevölkerung der Republik kennt vom ältesten Bürger bis zum jüngst geborenen Sprossen.

Wie sind diese beiden Würdenträger zu ihren Aemtern gekommen? Einfach, indem sie den preußischen und belgischen Kommissar von ihrer Eignung zu den Posten überzeugten und von ihnen ihre Bestätigung erhielten. Einmal im Amt, ist es allein Sache des Bürgermeisters, die zehn Beiräthe zu ernennen und sie zusammenzurufen, wenn er es für nöthig erachtet. Ein Wahlrecht giebt es nicht in Moresnet, ebenso wenig Parteien oder politische Kämpfe. Die Beschlüsse werden gewöhnlich einstimmig gefaßt, und die Staatsangelegenheiten gehen von selbst ohne irgend welche Erschütterungen. Kommt noch hinzu, daß die Bürger von Moresnet keinen Militärdienst kennen, daß eine militärische Besetzung ihres Landes vertragsmäßig jedem Staate der Welt verboten ist, und daß sie durchschnittlich im Jahr nicht mehr als vier Mark Steuern auf den Kopf zahlen, so wird man zugeben, daß sie die glücklichsten Leute in Europa sind.

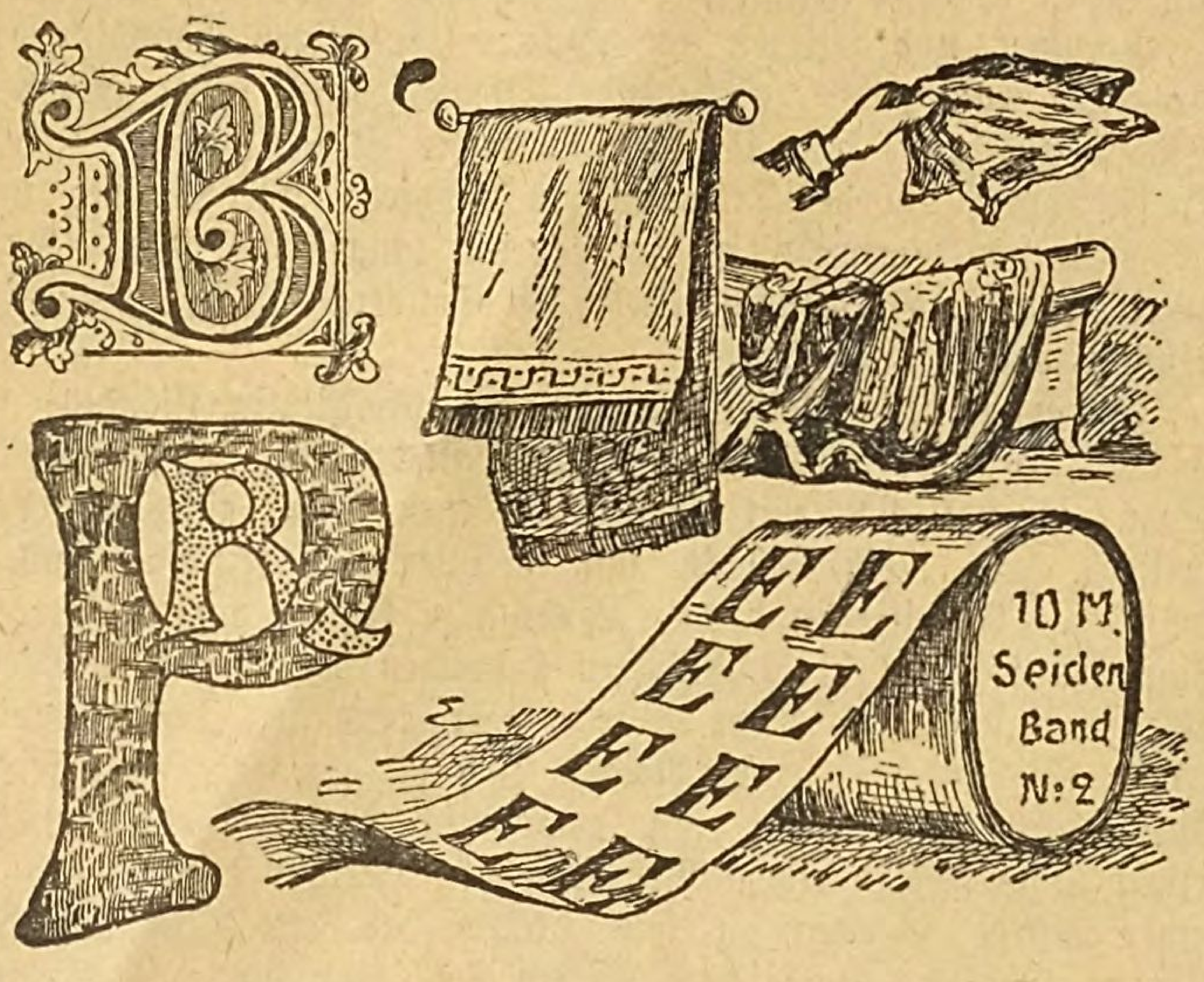
Ihre 9600 Mark Einkünfte genügen der Republik, um ihre Wege zu unterhalten, ihre Schule zu subventioniren und ihre bewaffnete Macht zu besolden, die sich auf einen einzigen Mann reduzirt. Dieser Soldat ohne General oder General ohne Soldaten ist mit einer Moresnetschen Staatsuniform ausgestattet, trägt eine Landeskokarde und einen prächtigen Reichssäbel. Sichtbar ist er gewöhnlich nur im Café des Carabiniers, wo die Bürger von Aachen Sonntags den kleinen Landwein von Kelmis zu trinken pflegen.

Erwähnenswerth ist noch, daß sich die Moresneter Bürger der Zollfreiheit für den Import preußischer und belgischer Waaren erfreuen, nicht aber für Export; und daß sie seit langem die Trennung von Kirche und Staat durchgeführt haben, indem sie die Sorge für die Unterhaltung des Kultus der Minengesellschaft überlassen.

Alles das scheint die Bewohner des glücklichen Ländchens dem Neide Europas würdig zu machen. Und dennoch nagt ein doppelter unbefriedigter Ehrgeiz an der Seele ihres Bürgermeisters, der ihm die Ruhe seiner Nächte raubt. Erstens sähe er Moresnet gern im Besitz einer Mineralquelle; und da er durchaus keine entdecken kann, sieht er sich genöthigt, künstliche Mineralwässer zu fabriciren. Zweitens träumt er von eigenen Moresnetschen Postmarken — mit dem Bilde des Staatsoberhaupts natürlich. Aber es scheint, daß sich unüberwindliche internationale Schwierigkeiten der Erfüllung seines Wunsches entgegenstellen. Das vollkommene Glück ist eben nicht von dieser Welt.

Räthsel und Spiele.

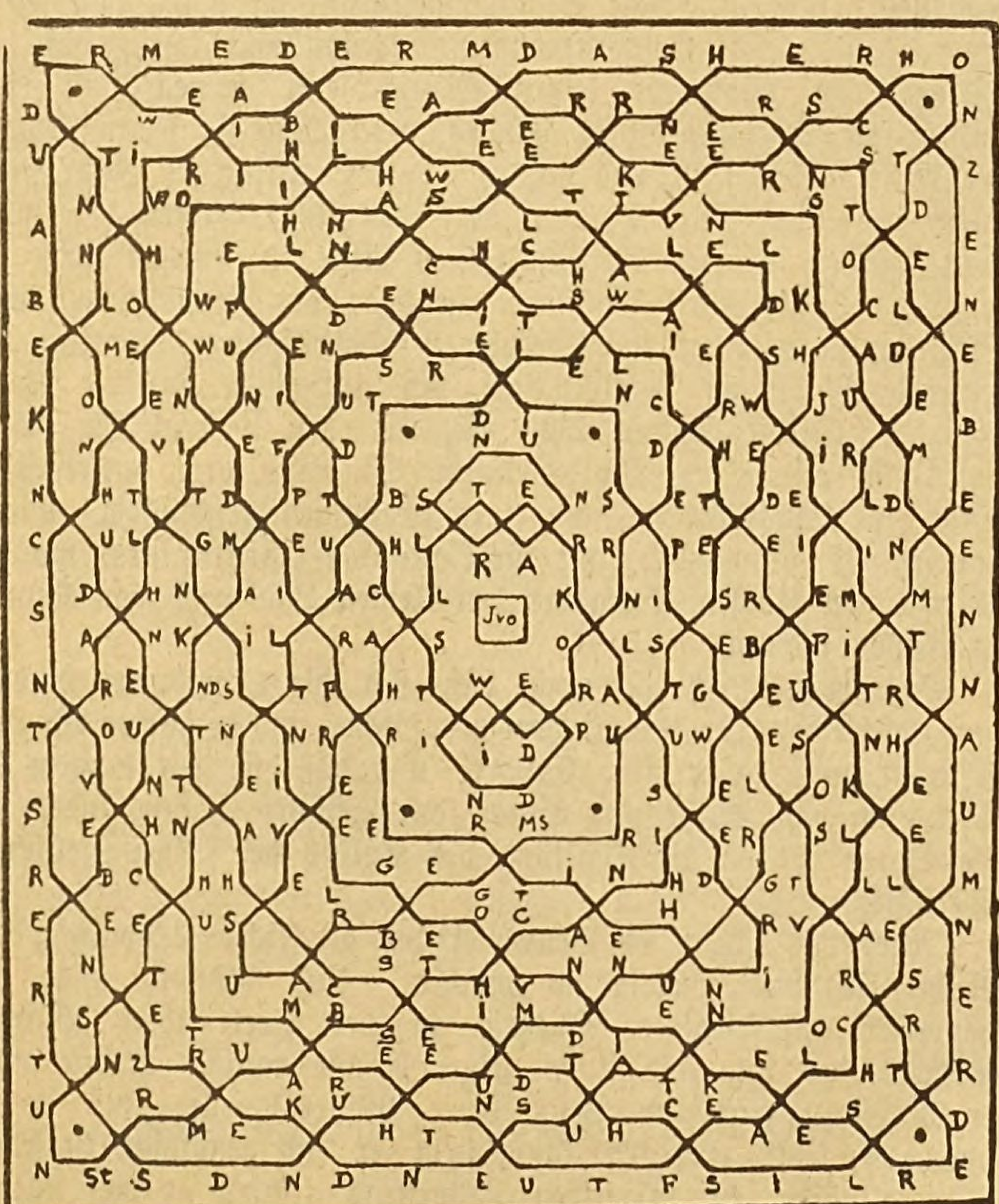
Rebus.



Räthsel.

Mit a verdanken wir's den Fischen,
Mit ä kann's erleichtern und erfrischen,
Mit i durch Apostroph geschürzt
Ward oft ein Mädchennam' gekürzt,
Mit o erstrebt es Held und Wicht,
Nun, räthst Du's oder räthst Du's nicht?

Dechiffrir-Aufgabe.



Welchen Text ergeben die vorstehenden Buchstaben in der richtigen Reihenfolge gelesen?

Räthsel.

Es schwingt mit Kraft begeist'rungsvoll sich auf,
Natur besingt es, Helden, hohe Thaten.
Ein Zeichen vor: in raschem Siegeslauf
Zwingt es die Welt; ihm folgen, ist gerathen.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 3.

Quadrat-Aufgabe.

z	a	n	k
a	l	o	e
n	o	a	h
k	e	h	l

Königszug-Logogriph.

Dagobert, Eboli, Rosine, Martinez, Edison, Irene, Satellit, Telemach, Elastic, Regine, Kalauer, Araber, Niedernau, Narvaez, Damenbad, Immergrün, Estella, Feuerbach, Ottokar, Radaune, Musäus, Zambesi, Ebene, Romanow, Benedikt, Rossini, Ephraim, Calderon, Hurone.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit.

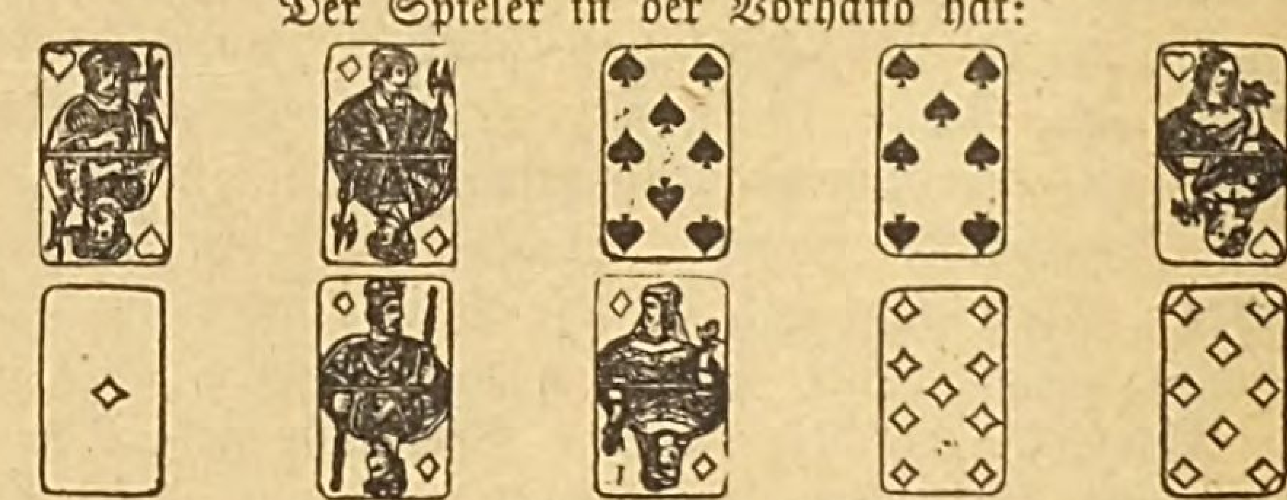
Rebus.

Man fange bei dem Worte „Wenn" an aufwärts nach rechts herum zu lesen, indem man nach jedem Wort oder Silbe das Centrum „Mann" mit liest, so ergiebt sich:

„Wenn mancher Mann wüßte
Wer mancher Mann wär',
Thät mancher Mann manchem Mann
Manchmal mehr Ehr."

Skat-Aufgabe.

Der Spieler in der Vorhand hat:



Hinterhand hat:



Im Skat lag:



Im ersten Falle spielt Vorhand Careau-As lang aus und Mittelhand sticht, zieht den Jungen, spielt dann Treffle-As. Die Aiden bekommen 27 Points, da Careau-König nachgespielt wird. Tauschen die Aiden Coeur-Dame in der Vorhand gegen Careau-Zehn in der Hinterhand aus, wird Spieler folgendermaßen Schneider. Er sticht die vorgespielte Careau-Zehn, zieht dann Atout und spielt Treffle-As aus. Vorhand sticht und spielt nun fünfmal Careau. Da alle Augen in Pique fallen, hält Spieler zum Schluß Treffle-As und Coeur-As und wird dadurch mit 23 Points Schneider.

Räthsel. Jahn, Zahn, Hahn, Kahn, Bahn, Lahn.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 5 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 29. Januar 1888

Sein Vater.

Von Charlotte Niese. (Lucian Bürger.)

Fortsetzung.

„Ich muß den Jungen wohl fortbringen, damit Du Lorenz und mich nicht mehr störst!“ sagte Fred plötzlich, hob den Knaben auf seine Arme und trug ihn aus dem Stationshause. Es sollte gerade ein Zug ankommen, daher mußte Lorenz auf seinem Posten sein, und alle Leute, welche reisen wollten, standen gleichfalls auf dem Perron. In Folge dessen schritt Fred unbeobachtet nach der anderen Seite davon, immer noch Valentin auf den Armen tragend. Zuerst ging er ziemlich rasch eine Allee von Ahornbäumen hinunter: allmälig aber ward sein Schritt langsamer, er seufzte wiederholt und schüttelte endlich verdrießlich den Kopf. So gelangte er an einen großen, wohlgepflegten Garten, dessen Gitterthür er vorsichtig öffnete. Rasen und einzelne Bäume, Gebüsche und Blumenrabatten wechselten miteinander ab, aber Menschen sah man nicht. Es war nämlich mittlerweile gegen Mittag geworden, und die meisten Leute in Babylon aßen um zwölf Uhr. Fred nickte zufrieden, er that einige Schritte in den Garten, legte seine Last in den Schatten eines Baumes, steckte die Hände in die Taschen und ging, anscheinend sorglos, davon.

So fand der Landagent Abner Johnson, als er eine Stunde später in seinem Garten spazieren ging, Valentin Hartung in wilden Fieberphantasien unter den Bäumen. Mr. Johnson war selbstverständlich erstaunt über diesen sonderbaren Fund, aber da eine deutsche Dame seinen Hausstand führte, welche sich mit Wohlthun beschäftigte, wie Abner ironisch bemerkte, so mußte der alte taube Gärtner Jon Valentin zu Fräulein Amanda Rottmann ins Haus tragen. Sie mochte sehen, wie sie mit diesem neuen Kranken fertig ward. Abner Johnson behauptete nämlich immer, daß Fräulein Amanda nur vergnügt sei, wenn sie Jemand zu pflegen habe, und weil sie sonst keine anderen hervorragenden Schwächen besaß, so hatte er nichts gegen dieses Vergnügen einzuwenden, vorausgesetzt, daß seine eigene Bequemlichkeit keine Einbuße erlitt. So ward Valentin auf ein weiches Lager gebettet, sah zwischen Wachen und Träumen manchmal ein gutes altes Gesicht über sich gebeugt und bildete sich ein, daß er jetzt bei seinem Vater sei. Er lag aber einige Wochen krank und kam erst wieder zum klaren Bewußtsein, als schon der Oktober ins Land gezogen war und die Nächte sehr dunkel wurden.

Der Stationsvorsteher Lorenz Blöcker war nicht mehr so guter Laune, wie an dem Tage nach dem Eisenbahnunglück. Obgleich er noch immer von dem Gelde, das für ihn gesammelt war, sich einige Extraflaschen Whiskey kaufte, so übte dieser vorzügliche Trank nicht mehr eine so beruhigende Wirkung auf ihn aus. Der schwer verwundete Zugführer des Emigrantenzuges hatte einige sonderbare Dinge gegen ihn ausgesagt, und allmälig kam es heraus, daß Lorenz Blöcker nicht den Chicagoexpreß gerettet haben würde, wenn ein Emigrantenjunge ihm nicht, im Auftrage des Zugführers, die Nachricht von dem Eisenbahnunglück gebracht hätte. Dieses Emigrantenkind lag augenblicklich noch krank bei Mr. Abner Johnson, dem reichen Landagenten; aber Abner, der ein schlauer Kopf war, hatte schon genug aus ihm heraus gefragt, um ganz davon überzeugt zu sein, daß Herr Blöcker sich nicht wie ein Held, sondern wie ein Schuft benommen. Weil jedoch Abner Johnson mit der Eisenbahnkompagnie in genauer Verbindung stand, so konnten die Sachen für Lorenz recht schlecht werden.

Dieser besaß genug gute Freunde, welche ihm Alles mittheilten, was man über ihn in der Stadt sprach, und er befand sich daher in der übelsten Laune, die er, so oft er nur konnte, an Fred ausließ. Fred war in der letzten Zeit weniger auf den Bahnhof gekommen, als sonst. Er war noch mehr als sonst seine besonderen Wege gegangen, und er hatte jetzt die absonderliche Gewohnheit angenommen, alltäglich wenigstens einmal an Abner Johnsons Garten vorbei zu gehen und vor dem Gitter eine Weile stehen zu bleiben. Der Landagent bemerkte den großen, vertrunken aussehenden Mann wohl, er beachtete ihn indessen nicht weiter; aber als Fred einmal mit Lorenz Blöcker ging und seiner Gewohnheit nach vor dem Garten stehen blieb, stieß Lorenz einen grimmigen Fluch aus.

„Was bedeutet das hier? Weshalb stehst Du und gaffst Abner Johnsons verd . . . Platanen an? Ist es nicht genug, daß der Kerl mich ruiniren wird? Mußt Du ihm auch noch den Gefallen thun, seine Bäume anzusehen? Ich habe Abner Johnson in meinem ganzen Leben nichts gethan, und der Kerl bringt mich um meine Stelle und Alles nur deswegen, weil der verfluchte Bengel, der Emigrantenbalg, zu ihm gelaufen ist und ihm Alles erzählt hat. Der Teufel hole mich, wenn ich dem Jungen nicht lieber ein Messer zwischen die Rippen gestoßen hätte, als ihn fortzulassen! Kann's auch noch nicht begreifen, wie die Kröte aus meinem Schlafzimmer sich fortgestohlen hat,

Wäre der nur bei mir geblieben, ich hätte ihn schon unschädlich machen wollen, aber wenn Einer Pech haben soll . . ." der Rest seiner Rede ward unverständlich, denn Lorenz hatte sich bereits mit der Whiskeyflasche über die Unannehmlichkeiten des Daseins getröstet.

Fred hatte, wie immer, still zugehört. Er kaute an einem ganz neuen Strohhalm, und derselbe schien ihn für eine Weile ganz zu beschäftigen. Dann aber räusperte er sich plötzlich und begann zu sprechen:

„Fräulein Rottmann ist eine gute Dame," sagte er, halb entschuldigend. „Als Bob Griffith mir das Messer in die Schulter stieß, und ich ganz allein im Hospital lag, ist sie zu mir gekommen und hat mir etwas vorgelesen. Der Teufel hatte viel zu thun in ihren Geschichten, er holte immerfort Trunkenbolde und schlechte Leute — das war ganz amüsant. Und sie hat auch den Jungen gepflegt!"

Seit Jahren hatte Fred nicht so viel auf einmal gesprochen, und Lorenz war über diese Beredsamkeit so erstaunt, daß er nichts zu erwiedern wußte. Beide gingen schweigend weiter, und nur beim Abschiede bemerkte Lorenz, daß er eines Tages an Abner Johnson und besonders an dem Emigrantenbalg blutige Rache nehmen werde. Er hatte ja eigentlich keinen besonderen Grund, sich zu rächen, aber er gehörte zu den Naturen, welche alle eigenen Fehler und sogar Verbrechen auf das Konto ihrer Nebenmenschen schieben.

Valentin Hartung befand sich unterdessen sehr wohl und ahnte gar nicht, daß er den Haß des Stationsvorstehers erweckt hatte. Er dachte noch immer sehr viel an seinen Vater und empfand jeden Abend eine kleine Enttäuschung, wenn der Tag verstrichen war, ohne ihm den Ersehnten gebracht zu haben.

Das arme Fräulein Rottmann mußte mit großer Geduld alle seine Muthmaßungen anhören, wo sein Vater sich wohl befände, und selbst Abner Johnson ward mehr als einmal ernsthaft von Valentin gefragt, ob er ihm nicht sagen wolle, wo er den Gesuchten finden könne. Selbstverständlich lachte Abner über diese harmlose Frage, wie Alle, welche von der sonderbaren Idee Valentins hörten, und da Babylon nur ein kleines Nest war, in dem jede Kleinigkeit schnell bekannt wurde, so wußten bald viele Menschen, welch wunderbarer Fremdling Abner Johnson ins Haus gefallen. Auch Lorenz Blöcker erfuhr von der Absicht des Knaben — Stationsvorstehern wird bekanntlich Alles mitgetheilt — und sein Zorn ward immer größer.

„Weißt Du," sagte er zu Fred, dem er immer alle Gedanken mittheilte, weil er sicher war, nicht verrathen zu werden, „weißt Du, wenn ich Abner Johnson einmal einen Schabernack spielen kann, so thue ich es mit tausend Freuden — den dummen Bengel aber möchte ich in eine Theertonne und dann in einen Sack mit Federn stecken! Denke Dir, der kommt über das Wasser geschwommen, blos um seinen Vater zu suchen — gerade so, als wenn solche Kreatur einen anständigen Vater hätte. Der Alte brät natürlich längst in der Hölle, und ich habe nicht eher Ruhe, als wenn der Junge dort auch röstet! Wenn sie mir meine Stelle nehmen, so kommt das nur von dem verfluchten Schwätzer; Lorenz Blöcker ist aber nicht der Mann, sich lange schlecht behandeln zu lassen!"

Fred hörte seinem Freunde, wie immer, schweigend zu. Er hatte plötzlich aufgehört, an seinem Strohhalm zu kauen, und sah mit einem sonderbaren Blicke vor sich hin, als versuche er, über irgend etwas nachzudenken. Es schien ihm schwer zu werden, aber endlich meinte er doch:

„Weshalb sucht der Junge seinen Vater?"

Lorenz lachte, trotz seiner üblen Laune. „Weiß ich es? Er denkt vielleicht, bei ihm Arbeit zu finden, um Geld zu verdienen — die dummen Leute in Deutschland meinen ja immer, Jeder, der nach Amerika geht, muß steinreich werden! Oder der Junge hat vielleicht auch keine Mutter mehr und weiß nicht mit sich hin — solche Sachen passiren ja manchmal — na, Alter, trink einmal! Du siehst ganz verglast aus, als wenn Du Dir lange nichts Gutes hinter die Binde gegossen hättest!"

Und Lorenz reichte dem Andern seine geliebte, ihn selten verlassende Flasche. Fred trank in vollen Zügen, dann wischte er sich den Mund mit dem Handrücken ab und seufzte befriedigt. Er äußerte sich auch nicht weiter, sondern hörte schweigend zu, als Lorenz ihm Dies und Jenes erzählte. Fred und Lorenz waren nämlich seit einer Reihe von Jahren miteinander bekannt und hatten manche Abenteuer gemeinsam erlebt, die eine nähere Untersuchung von der Polizei nicht immer vertrugen. Als indeß Fred an dem Tage seiner elenden kleinen Wohnung zuschritt, stand er mehrfach still, schüttelte den Kopf und versuchte nachzudenken. Aber wenn man manches Jahr hindurch viel Branntwein getrunken und gar nicht nachgedacht hat, dann ist die letztere Beschäftigung weit schwerer, als die erstere, und deshalb ging Fred schließlich lieber noch in einen Schnapsladen und vergaß das Nachdenken.

Es war gerade in diesen Tagen, daß Abner Johnson mit Valentin Hartung ein ernstes Wort sprach. Der Letztere hatte seine Gesundheit wiedererlangt und sah frisch aus; aber er litt an Langerweile und empfand doch mehr als einmal, daß er sich nach Deutschland sehne. Verschiedentlich hatte er mit verweinten Augen in irgend einer Zimmerecke gesessen und auf alle Fragen, was ihm fehle, geantwortet, daß er seinen Vater suchen wolle. Schließlich wurde Abner ärgerlich über den Jungen. Er schickte seinen office-boy fort, welcher sein Komptoir in Ordnung halten und für ihn Botengänge thun mußte, und erklärte Valentin, er müsse jetzt bei ihm in Dienst treten. So geschah es denn auch: Anstatt daß Valentin, wie er geträumt, zu seinem Vater ging, um bei ihm in Pracht und Ueppigkeit zu leben, mußte er jetzt das Büreau des Landagenten kehren, einige Briefe schreiben und verschiedene Geschäfte für ihn besorgen. Obgleich Fräulein Rottmann in ihrer liebenswürdigen Weise dem Knaben sagte, daß er jetzt seine Laufbahn in Amerika beginne, wie so viele Millionäre es gethan, so fühlte Valentin sich doch nicht besonders zufrieden. Er hatte sich das amerikanische Leben so ganz anders gedacht, von Büffeljagden, Goldfeldern und Indianern geträumt, nun saß er in einer kleinen langweiligen Stadt und erlebte gar nichts! Nur eines Tages, als Abner Johnson ihm einen sechsläufigen Revolver schenkte, freute er sich unbeschreiblich, aber sein jetziger Prinzipal enttäuschte ihn wiederum. Er sagte ihm nämlich trockenen Tones, er gäbe ihm den Revolver, weil er unten im Hause neben der Office schlafen und den Geldschrank bewachen sollte, „aber," fügte er lächelnd hinzu, „es ist nur des Scheines wegen. Mein Geldschrank ist meistens leer, denn ich bringe mein Geld auf die Bank, aber die Leute müssen mich für reicher halten, als ich bin: das ist gut fürs Geschäft. Du aber brauchst Dich nicht um die Diebe zu bekümmern, wenn sie wirklich kommen sollten; es sei denn, ich sagte Dir, daß mehr als hundert Dollars im Schranke sich befinden!"

Valentin konnte aber doch nicht unterlassen, sich im Pistolenschießen zu üben und sich allerhand Räubergeschichten auszudenken, und da er unten im Erdgeschoß neben der Office ganz allein schlief, während die übrigen Mitglieder des Hauses oben ihre Schlafzimmer hatten, so muß man es erklärlich finden, wenn er jede Nacht mit dem Gedanken einschlief, nach einigen Stunden einen Dieb todtschießen zu müssen.

So ging es allmälig vom Herbst zum Winter über. Draußen lag hoher Schnee, die Schlittenbahn war vorzüglich, und in den Häusern brannten mächtige Feuer in den Kaminen, eine behagliche Wärme verbreitend. Es gab aber auch Häuser, wo kein Feuer brannte, und Fred saß kalt und frierend in seinem Zimmer, das übrigens diesen Namen in keiner Weise verdiente. Es war ein dumpfes, feuchtkaltes Loch, und man konnte es Fred kaum verdenken, daß er jetzt tapfer von innen einheizte, so daß seine Nase immer röther und dicker ward. Er hatte in dieser Zeit die Straßen rein geschaufelt und noch durch andere Arbeiten sich etwas Geld verdient, so daß er die Mittel zu der inwendigen Erwärmung besaß. Ueberhaupt war Fred in den letzten Monaten etwas weniger arbeitsscheu geworden, und einige Dollarsnoten lagen, in altes Papier gewickelt und in einer blechernen Wichsschachtel versteckt, unter seinem Bettzeug. Was Fred mit diesem Schatze wollte, sagte er nicht einmal Lorenz Blöcker. Er ging nicht mehr viel an Abner Johnsons Hause vorüber; im Gegen-

theil, er vermied den Stadttheil, in dem dasselbe lag, mit großer Beharrlichkeit, manchmal nur sah er die Ahornallee, welche dorthin führte, wie in Gedanken verloren, hinab, und dann seufzte er tief auf, als ob er eine große Sorge hätte. So kam das Weihnachtsfest heran, und Fred, den es noch sehr fror, kaufte sich eine neue Flasche Whiskey. Als er diese ausgetrunken, grub er an seinem Bett herum, holte die Wichsschachtel und ging mit ihr zu einem Trödler, der sich vor wenig Wochen erst etablirt hatte, und der mit Kleidungsstücken handelte, welche in New-York nicht zu verkaufen waren. Hier gab es aber für Freds Augen prächtige Anzüge, und als der Händler ihm für wenig Geld eine alte, schmierige Livree anbot, welche kein Amerikaner gekauft hätte, weil sie nach Negern roch, stieg Fred sofort in dieselbe hinein und ging wohlgefällig schmunzelnd über die Straße. Zum Glück war es schon recht dunkel, sonst würde Fred vielleicht Aufsehen erregt haben, aber jetzt beachtete ihn kein Mensch, und er ging langsam, mit zögernden Schritten nach Abner Johnsons Haus.

Valentin stand an die Gartenthür gelehnt, er sah auf den glitzernden Schnee und dachte an die Heimath — heute war Weihnachtsabend, aber in Amerika feiert man diesen Tag nicht so, wie in Deutschland. Valentin hätte fast geweint — aber er wußte, daß Abner Johnson keine Thränen liebte — deshalb sah er starr auf den Schnee und merkte nicht, daß Alles vor seinen Blicken schwamm. Da fühlte er sich leicht an der Schulter berührt und sah erstaunt auf. Neben ihm stand ein langer Mann von schlechter Haltung und wunderbar aussehender Kleidung.

„Was wollt Ihr?" fragte er kurz, und der Andere hustete etwas verlegen.

„Nehmen Sie es nicht für ungut, junger Herr!" sagte er auf Deutsch mit ziemlich heiserer Stimme, „aber ich wollte doch einmal sehen, wie's ginge. 's war doch damals eine üble Geschichte, und Sie sahen schlecht genug aus —"

Er stockte plötzlich. Mr. Johnsons Hausthür hatte sich soeben geöffnet, und ein heller Lichtschein fiel auf Fred sowohl wie auf Valentin. Der Erstere sah komisch genug aus in der schmierigen hellgrünen Livree mit blanken Knöpfen, die ihm durchaus nicht paßte, und Valentin brach in ein lautes, spöttisches Gelächter aus.

„Ihr seht ja famos aus!" rief er, noch immer lachend; „kommt doch näher und laßt Euch bei Licht besehen!"

Fred trat scheu zurück. Er verstand keinen Spott und fand seinen Rock wunderhübsch, aber der Ausdruck im Gesichte des Knaben beunruhigte ihn doch.

„Ich will nicht hinein," sagte er, „nur 'mal etwas fragen!" Er steckte den Kopf zwischen die Schultern und suchte verzweiflungsvoll nach Worten. „Wollte mich nach Ihrem Namen erkundigen, junger Herr! Hab' gehört, daß Sie Ihren Vater suchen, und —" er stockte, während Valentin roth ward vor Zorn. Wie konnte ein so gemein aussehender Mensch sich um seine Angelegenheiten bekümmern.

„Was geht Euch mein Name und mein Vater an!" rief er verächtlich. „Wenn mein Vater Euch hörte, würde er Euch prügeln — versteht Ihr?"

Fred sah den Knaben bittend an. „Meine nur, wenn Sie mir Ihren Namen sagen wollten, es könnte —"

Aber Valentin unterbrach ihn, indem er dem Andern einen kräftigen Rippenstoß gab — Fred stand ohnehin nicht fest auf den Füßen — jetzt glitt er aus und fiel in den Schnee.

„Trunkenbold!" rief Valentin noch einmal, dann lief er ins Haus, die Thür fest hinter sich schließend. Dadurch verschwand der helle Lichtschein, und Fred lag einen Augenblick ganz still und sah gedankenlos in den sternenklaren Himmel. Langsam richtete er sich allmälig wieder auf und blickte noch einmal nach dem Hause.

„Trunkenbold!" wiederholte er und ballte die Faust. Dann aber suchte er sich selbst zu beruhigen. „Er hat Haare auf den Zähnen und ist forsch wie — wie ein deutscher Junge."

Gebückt und träge ging er seinem kalten Zimmer zu.

Schluß folgt.

Geist und Körper.

Von Dr. C. Alfred Damm.

Schluß.

Wir betrachten als feststehend, daß alle Organe, alle Theile des Körpers keine selbstständigen Wesen, daß sie vielmehr durchaus abhängig sind vom Nervensystem, das, wie wir wissen, mit ihnen durch die Nerven verbunden ist.

Alle Thätigkeiten des Körpers finden im Nervensystem statt und werden durch Werkzeuge, eben die Organe und Theile, zum Ausdruck gebracht.

Das Nervensystem ist allein die Centrale, von der aus alle Thätigkeiten geleitet, bestimmt, geregelt werden. Nicht die Milz und Leber ist es, von denen Bestimmungen über Blutbildung, Zusammensetzung des Blutes 2c. ausgehen: nicht die Lunge ist es, die die Tiefe und die Dauer der Athemzüge festsetzt; nicht der Magen oder Darm sind es, die die Verdauung unterhalten und die eine Nahrung schwer, die andere leicht verdauen; nicht das Blut ist es, das seine Bestandtheile selbst bestimmt und beliebige Stoffe, z. B. Eisen in sich aufnehmen kann u. s. w., nein, jede Thätigkeit, mag sie sein, welche sie wolle, geht vorerst im Nervensystem vor sich und wird von da, einzig nach dem Interesse für die Gesammtthätigkeit, den einzelnen Werkzeugen übertragen.

Wir finden demnach folgende Definition des Körpers:

Die Thätigkeit des Körpers findet im Nervensystem statt und wird durch Organe und Theile zum Ausdruck gebracht.

Suchen wir jetzt die Definition des Geistes!

Man versteht, wie wir oben gesehen haben, unter Geist alle Thätigkeiten, die wir mit unseren Sinnen nicht wahrnehmen können. Wir werden demnach dazu zu zählen haben: den Verstand, das Denken und Urtheilen, den Willen, das Gedächtniß und außerdem, da wir die Seele als zum Geist gehörig ansehen müssen, die Charaktereigenschaften und die Fähigkeit, gewisse, die „seelischen", Erregungen aufzunehmen.

Nun wissen wir aber Folgendes: der Geist, im engeren Sinne, hat seinen Sitz in gewissen Theilen des Hirns. Wir wissen weiter, daß er mit der Thätigkeit dieser Theile vollständig identisch ist.

Diese Identität, die als solche für philosophische Probleme der verschiedensten Richtung von weittragendem Einfluß sein muß, wird durch eine Thatsache festgestellt, die wir erst später ausführlich besprechen und beweisen werden. Dieselbe besteht darin, daß bei einer Erkrankung jener Hirntheile, die sowohl in einer Zunahme als auch in einer Abnahme der Nervensubstanz bestehen kann, der Geist mit dieser gleichen Schritt hält, d. h., er steigt oder fällt; er wird vollkommener, edler, zeigt Zufriedenheit, inneres Glück, klaren Verstand und andere Fähigkeiten, oder er wird niedriger, verliert die edlen Eigenschaften, die bisherige Begabung, das Talent, die Fähigkeiten nehmen mehr und mehr ab, Gedächtnißschwäche, Pessimismus, Unzufriedenheit mit dem Geschick machen sich geltend.

Daß dies sich in der That so verhält, daß der Geist des erwachsenen Menschen zunehmen und abnehmen kann im Verlaufe weniger Jahre, ist über allen Zweifel erhaben, wie wir später sehen werden; für uns gehen aus dieser Thatsache zwei wichtige Momente hervor; wir finden: erstens, daß der Geist des Menschen unmöglich etwas Wesenloses, Unfaßbares sein kann, wie von Vielen noch geglaubt wird; und zweitens, daß er eins ist, daß er vollkommen identisch ist mit der Thätigkeit jener Theile des Hirns.

Die Seele des Menschen hat ihren Sitz nicht im Hirn, sondern im Rückenmark (zu dem wir bekanntlich den Nervus sympathicus rechnen). Auch sie ist völlig identisch mit der Thätigkeit dieses Theiles des Nervensystems, da sie bei Erkrankung des letzteren ebenfalls zu- oder abnimmt. Es sei nebenbei bemerkt, daß sich auf diese Thatsache die tiefgreifendsten Erscheinungen unserer Zeit stützen. Denn da die Erkrankung jenes Theiles des Nervensystems, wie wir sehen werden, eine außerordentlich häufige und verbreitete ist, und da sie weiter in jedem einzelnen Falle schließlich in einer Abnahme der Nervensubstanz gipfelt, so finden hierin

die Zunahme des Egoismus und der ihm entstammenden Eigenschaften, die Selbstüberschätzung, das Streben nach irdischen Gütern, die Zunahme der Verbrechen und andere Zeichen unserer Zeit ihre ebenso einfache wie zweifellose Erklärung und Begründung.

Wenn wir jetzt eine Definition des Geistes im weiteren Sinne suchen, so finden wir Folgendes:

Die Thätigkeit des Geistes findet im Nervensystem statt und wird durch keine Organe oder Theile des Organismus zum Ausdruck gebracht.

Aber diese Erklärung, so zutreffend und erschöpfend sie für den ersten Augenblick erscheinen mag, kann doch nicht ohne Einschränkungen bestehen bleiben.

Denn ist nicht die Sprache, die doch durch verschiedene Organe zu Stande gebracht wird, der Ausdruck des Geistes, des Verstandes oder des Gedächtnisses oder der Seele? Und ist nicht im Grunde genommen jede unserer Handlungen, die wir mit Bewußtsein ausführen, der Ausdruck des Geistes? Und weiter! Prägt sich nicht in unserem Mienenspiel unser Gedankengang, unsere Gesinnung wieder? Ist nicht das Auge mit seinem Glanze*) ebenso, wie mit seinem matten Schein, ist nicht der Blick des Menschen der Ausdruck seines Geistes, seiner Seele?

Also auch der Geist besitzt Organe und Theile als Werkzeuge, durch die er zum äußeren Ausdruck gebracht werden kann.

Worin besteht nun der Unterschied zwischen Geist und Körper?

Das letzte Wort „kann" zeigt uns den Weg, den wir gehen müssen, um die Erklärung zu finden.

Der Geist des Menschen kann zum äußeren, wahrnehmbaren Ausdruck gelangen, aber es besteht keine Nothwendigkeit, kein Zwang; er kann ebenso gut thätig sein, ohne äußeren Ausdruck zu finden.

Wir haben demnach folgende präzise Definition des Geistes

Der Geist des Menschen ist diejenige Thätigkeit des Nervensystems, die durch Organe oder Theile des Körpers zum äußeren Ausdruck gelangen kann, aber nicht muß, und hinsichtlich des Körpers: Der Körper des Menschen ist diejenige Thätigkeit des Nervensystems, die durch Organe oder Theile zum äußeren Ausdruck gebracht werden muß, d. h. die körperliche Thätigkeit muß gleichzeitig im Nervensystem und in jenen Objekten vor sich gehen.

Stellen wir jetzt diese beiden Erklärungen einander gegenüber.

Wie anders muß uns doch das Wesen von Geist und Körper jetzt erscheinen, gegenüber den Ansichten, die bisher allgemeine Giltigkeit hatten!

Wer wird es jetzt wohl wagen, den Geist höher zu stellen, als den Körper, wer wird wohl jetzt noch behaupten wollen, daß der Geist edler, vollkommener sei, als der Körper, wer wird jetzt wohl noch vom starken Geist und schwachen Fleisch reden wollen?

Der Unterschied zwischen Geist und Körper ist ein rein äußerlicher, bezieht sich einzig und allein auf eine Fähigkeit, die der erstere besitzt, während sie dem anderen abgeht. Im Grunde genommen, in ihrem Wesen sind sich beide vollständig gleich; sie finden an ein und demselben Orte, in ein und derselben Weise statt.

Und dabei dürfen wir nicht übersehen, daß diese Unterscheidung zwischen Geist und Körper nur theoretischen Werth hat, wenn wir so sagen dürfen, daß aber in der Praxis, in der Anwendung, wie sie bei der medizinischen Wissenschaft in die Erscheinung tritt, ein Auseinanderhalten beider durchaus unmöglich ist.

Hier wird es uns erst klar, wie eng verbunden Geist und Körper sind, daß sie niemals sich trennen lassen, daß sie ein geeintes Ganze bilden. Und könnte es anders sein, da sie beide am gleichen Orte, eben im Nervensystem vor sich gehen?

Allerdings muß man sich gestehen, daß eine geraume Zeit vergehen wird, ehe diese Ansichten so in Fleisch und Blut übergegangen sind, daß sie allgemein praktische Verwerthung finden. Aber die Thatsachen, die in jedem einzelnen Abschnitt und Kapitel der Medizin wiederkehren werden, werden in ihrer Deutlichkeit und Zweifellosigkeit eine beredtere Sprache führen, als alle Deduktionen. Man wird sehen, wie jede Erkrankung, mag sie sein, welche sie wolle, außer den Veränderungen des Körpers gleichzeitig Störungen des Geistes und der Seele herbeiführen muß, und mit dieser Thatsache wird in Zukunft nicht allein die medizinische Wissenschaft, sondern auch andere, wie die Jurisprudenz, die Philosophie, die Geschichtsforschung u. s. f. zu rechnen haben.

Wir fassen jetzt die einzelnen Punkte unserer Besprechung zusammen und fragen uns, ob die Theilung der Thätigkeiten des Nervensystems in geistige und körperliche scharf trennend und zutreffend ist.

Die Antwort ist eigentlich schon gegeben und muß verneinend lauten, denn wir haben auch hier Thätigkeiten, die wir sowohl dem Körper, wie dem Geist zuschreiben müssen. Wir nehmen als Beispiel nochmals die Sprache. Da sie gleichzeitig im Nervensystem und durch Organe zum Ausdruck gebracht wird, müssen wir sie zur körperlichen Thätigkeit zählen; auf der anderen Seite ist sie aber wieder ein Werkzeug des Geistes, denn nur dann, wenn dieser thätig ist, kann auch sie thätig sein.

Dieselben Verhältnisse weisen die anderen, oben angeführten Thätigkeiten auf.

Wir sehen also: die Theilung der Thätigkeiten des Nervensystems in geistige und körperliche giebt zwar für die größere Anzahl derselben ein, wenn auch geringes, Unterscheidungsmerkmal an, aber eine präzise, scharfe, sämmtliche Thätigkeiten umfassende Trennung giebt sie nicht. Wir finden in dieser Thatsache einen neuen Beweis für unsere Behauptung, daß eine derartige Theilung überhaupt nicht möglich ist. Stets und in jedem einzelnen Falle müssen, bei dem Abhängigkeitsverhältniß aller Theile unter einander, Fehler und Ungenauigkeiten entstehen, die jeder Eintheilung nur unter gewissen Umständen und von bestimmten Gesichtspunkten aus Werth verleihen.

Wenn wir die beiden Ausdrücke geistig und körperlich, z. B. in „geistiges und körperliches Wohlbefinden" trotzdem beibehalten, so ist dies ein Zugeständniß an ihre allgemeine Verbreitung. Wenn wir aber von „geistiger und körperlicher Thätigkeit" sprechen, so geschieht dies nur mit gewissen Einschränkungen, in einem gewissen Sinne; wir ziehen das Verhältniß in Betracht, in dem beide zu der Willensthätigkeit stehen.

Wir verstehen also unter geistiger Thätigkeit die geistige Arbeit des Menschen. Dieselbe erstreckt sich nicht allein auf den Verstand und das Gedächtniß, wie beim Nachdenken, sondern auch auf diejenigen Thätigkeiten, die im gewöhnlichen Leben fast immer mit ihr verbunden sind: auf das Schreiben und Sprechen, und werden diese deshalb in Zukunft als zur geistigen Arbeit zugehörig angesehen.

Unter den Begriff der körperlichen Thätigkeit fallen: erstens, die körperliche Arbeit, die Thätigkeit der Muskulatur, und zweitens, die Thätigkeit derjenigen Organe, die dem Willen des Menschen unterworfen sind.

*) Bisher wurde der Glanz, weil man ihn nicht erklären konnte, von manchen Aerzten einfach weggeleugnet, so unglaublich dies auch gegenüber der allgemeinen Erfahrung erscheinen mag.

Orientalische Stereoskopen.

Von Adolph H. Neufeldt.

II.

Die Hunde sind für das Straßenleben Konstantinopels so charakteristisch, wie auf der anderen Seite des Erdballs für das Wildenleben Australiens. Sie sind frei wie jene und verleugnen doch nicht die Zugehörigkeit zu dem Moslem, so wenig wie jene die Herrschaft des schwarzen Mannes. Und welche miserable, verkommene Gattung ist es, welche die zumeist öden Straßen Konstantinopels belebt! Ein ganzes Exemplar zu finden dürfte schwer fallen. Zerfetzt, geschunden, verkrüppelt sind alle. Getreten, geschlagen, überfahren, im Kampf um die magere Mahlzeit gebissen, zerrissen, allen Unbilden des Wetters preisgegeben, von faulen Abfällen, dem Koth der Straße lebend, führen diese unglücklichen Geschöpfe ein schreckliches Dasein. Sie haben ganz Konstantinopel unter sich getheilt, und wehe dem armen Vieh, welches bei der Verfolgung oder Dunkelheit

in ein fremdes Hundeviertel sich verläuft. Hinein kommt es, aber nicht mehr hinaus. Sein magerer Kadaver wird für gute Beute erklärt, nichts bleibt von ihm im Sand der Straße, als die abgenagten, in der Sonne bleichenden Knochen. Der Grieche, der roheste Patron des südöstlichen Europas, findet noch ein Vergnügen daran, seinen Hang zur Grausamkeit an diesen armen, geduldigen und für den Menschen harmlosen Thieren zu üben. Der Türke dagegen wendet ihnen das allerdings bescheidene Maß seiner Liebe zu. Er bedeckt den jungen Wurf mit Matten und Körben, spendet auch einmal mit gnädiger Hand einen besseren Bissen und sorgt dafür, daß die Steinnäpfe und Scherben täglich mit Wasser gefüllt werden. Am Tage umherlungernd oder faul in der Sonne liegend, vereinzelt oder in Rudeln von zehn und mehr, erfüllen diese Thiere Nachts die menschenleeren, lichtlosen Straßen mit ihrem Geheul. Dennoch muß man Allah danken, daß sie da sind. Denn wer sollte sonst die Straßen vom Unrath säubern, wonach hier keine Hand sich ausstreckt, während tausend rege Hände täglich und nächtlich bemüht sind, Alles auf die Straße zu befördern, was verdorben und schlecht ist. Also nicht zum Schaden, sondern zum Vortheil Konstantinopels, auch in sanitärer Beziehung, besteht diese Einrichtung, die bei uns gar nicht denkbar wäre. Blicken wir aber doch ein wenig um uns! Was sehen wir da? Neben prächtigen, aber verfallenen Palästen mit defekten Treppen die elendesten Holzhütten, mehr Wetterschutz als Wohnung. Zwischendurch Strecken von Trümmerhaufen, die nie Jemand entfernte, und unaufgeräumte Brandstätten. Wie der äußere Unterschied zwischen Stambul und Pera, so auch der innere. In jenem finden wir Fremden überhaupt kein Unterkommen, in Pera dagegen komfortabel eingerichtete Hotels wie bei uns. Ueberraschte uns bei Stambul die Nacht, wir fänden uns nimmer hinaus, denn da brennt nicht das winzigste Oellämpchen, dagegen liefen wir jeden Augenblick Gefahr, von einem Wächter als Brandstifter, Räuber 2c. verhaftet zu werden.

Das geschieht nämlich einem Jeden, der Nachts ohne Papierlampe auf der Straße betroffen wird. Anders in Pera, wo wir auf dem in einer späten Stunde zu besuchenden „Korso" noch frohe Einkehr halten werden. Hier sehen wir elegante Kaufläden, dort haben wir die „Bazare" mit ihren primitiven Verkaufsstellen. Eines hat allerdings Stambul auch, das ist die Pferdebahn. Wunderbar genug nimmt sie sich hier aus. Originell ist der Vorläufer, welcher dem modernen Vehikel in den engen Straßen und unter dem hinter seiner Zeit zurückgebliebenen Volk dadurch Bahn bricht, daß er mit wichtigen Geberden, als gälte es irgend eine große Neuigkeit, und mit wildem Geschrei dem Wagen vorausläuft und, wo Worte und Zeichen nichts ausrichten, Stöße und Püffe nach allen Seiten austheilt. Werfen wir einen Blick auf den Buch- und Kunsthandel, der seine Verkaufsstellen in der Straße hat, so staunen wir wohl über eine uns unbekannte Preßfreiheit. Direkt aufrührerische Schriften liegen offen aus und werden von der Polizei ebenso ignorirt wie die Bilder bedenklichster Art, welche hier und da den Blicken begegnen. Mit dieser Toleranz hält gleichen Schritt das Erwerbsleben überhaupt. Hier kann Jeder Alles treiben, so lange er nur nicht wider die Gesetze verstößt. In Pera sind die Straßen gerader, lichtvoller und länger als in Stambul; dort waltet das flache Dach, hier der Kuppelbau und das Minaret vor; Stambuls kleine vergitterte Lichtluken halten den Vergleich nicht aus mit den vielen und großen Fenstern, welche die Häuser von Pera erhellen. Nur die Menschen sind hüben und drüben dieselben, und die Zeiten, wo die Hunde von Stambul den nicht türkisch gekleideten Franken anbellten, sind längst vorüber. Der Fez paßt jedem Schädel, und ob Christ oder Muselmann, diese universale Kopfbedeckung bringt sie alle unter einen Hut. In den Bazaren konzentrirt sich das gesammte merkantile Leben Konstantinopels. Sie sind eine Art Handelsfestung, diebes- und feuersicher, ein riesiger Arnheim, zu dem nur die Einleger die Schlüssel haben, und auch diese nur bis Sonnenuntergang, wenn Alle hinaus müssen und angestellte bewaffnete Wächter die verschlossenen eisernen Pforten bewachen. Da eine Menge Häuser und selbst Paläste ganz oder theilweise von Holz gebaut sind, zählen Feuersbrünste nicht eben zu den Seltenheiten, und natürlich nehmen diese Brände oft bedeutende Dimensionen an. Daher die ungeheuren Steingewölbe der Bazare mit dicken massiven Mauern, auch im Innern. Ganz Konstantinopel könnte in Flammen aufgehen, der Bazar von diesen umwogt werden, seine kostbaren Schätze blieben doch erhalten, ohne jede menschliche Beihilfe. In die gewölbten Dächer der Bazare sind Oberlichtfenster eingelassen. Diese erhellen die langen labyrinthischen Gänge, längs denen kleine Nischen, die Verkaufsstellen, hinlaufen. Eine Bodenerhöhung von 50—60 Ctm. dient als Ladentisch. Darauf und ringsumher liegen die Waaren ausgebreitet, in deren Mitte der krummnasige Türke mit übergeschlagenen Beinen sitzt, angethan mit Kaftan, Schnabelschuhen und Turban. Die Wasserpfeife steht ihm zur Seite, er umhüllt sich mit aromatischen Wolken. Die Geschäfte sind nach Branchen geordnet. So bemerken wir nebeneinander wohl an zwanzig Farbwaaren- und Droguengeschäfte, die sich in Bezug auf möglichstes Offenlegen aller Waaren und stilvolles Arrangement gegenseitig überbieten. Die viel begehrten Erzeugnisse der Schwertfeger weisen köstliche Arbeiten von Damaskus auf, kunstvoll ausgelegte ciselirte Schwerter, aber auch gute Solinger Klingen, welche durch Güte ersetzen, was sie an Pracht vermissen lassen, und reizenden Absatz finden. Hier weilen am liebsten die Männer, die Frauen bei den Nischen der Juweliere, welche „glänzende" Geschäfte machen. Allerdings weisen ihre Läger eine Fülle und Reichhaltigkeit auf, wie sie nur noch auf einer Weltausstellung annähernd ihres Gleichen haben.



Lord Byron.

Am prächtigsten und mannigfaltigsten ist die Abtheilung der Textilbranche. Die Industriellen Persiens und Smyrnas entfalten hier die wundervollsten und farbenprächtigsten Teppiche und Shawls, das Schönste, was auf diesem Gebiete irgend zu leisten ist. Phantastisch reizvoll sind die orientalischen Stickereien, besonders die Tischdecken, in denen Arabien brillirt. Viele Sachen interessiren als Spezialgebrauchsgegenstände der Türken. Man sieht sogar ganz intime Garderobenstücke und Toilettegegenstände — auch der Damen — den profanen Blicken der Ungläubigen preisgegeben. Wer möchte seinen Nacken nicht willig unter dieses zierliche Pantöffelchen beugen, das dem goldenen Pantoffel aus „Aschenbrödel" nichts nachgiebt. Wir sehen kostbare, farbenprächtige Unterkleider. Ein sonderbarer krummer Pinsel, zu dessen Stiel Arabien die wohlriechende Wurzel liefert, dient für die blendend weißen Zähne der Damen, die wir freilich zu sehen nicht Gelegenheit finden; es ist die Zahnbürste der Haremsfrauen und ein bedeutender Importartikel. Verlassen wir jetzt die Bazare, die tagsüber von Käufern und — Käuferinnen nimmer leer werden, und verweilen wir kurze Zeit auf der Galatabrücke.

Von den beiden Pontonbrücken über das „Goldene Horn" ist die untere, die Anlegestätte der kleinen längs des Bosporus und nach Skutari verkehrenden Dampfer, die bedeutendste. Sie verbindet Pera und Galata mit Stambul und rangirt in Bezug auf Frequenz mit London bridge. In Einem aber steht sie einzig und unerreicht da, das ist in der Mannigfaltigkeit der Typen und Kostüme ihrer Passanten, deren Teint vom zartesten Weiß hinunterreicht bis zu der unvergleichlichen Schwärze des Nubiers. Und denken wir uns nun dazu den großen, gewaltigen, kunstverschönerten Naturrahmen, zu unseren Füßen schnell segelnde Kaiks, weiterhin ein Mastenwald — die im Goldenen Horn ankernden, ein- und ausladenden Kauffahrteischiffe und die hier stationirten Kriegsschiffe aller Nationen, vereinzelt hinüberreichend bis zu der golden schimmernden, schneebekränzten Küste Kleinasiens, vor der die blühenden, meerumrauschten Prinzen-Inseln gelagert sind! Wer hier zum ersten Mal steht, glaubt einen Maskenzug zu sehen, der nimmer endet und in jeder Minute die Gestalt wechselt. Wir finden das erklärlich, wenn wir erwägen, daß das türkische Reich zehnmal so viel Bodenfläche hat wie Deutschland, und daß jenes über drei Erdtheile sich verbreitet. Die Bewohner dieser drei Erdtheile sind es, denen wir hier begegnen. Sie alle haben Beziehungen zur Hauptstadt und ziehen daher zu Fuß, zu Wagen, auf Roß, Esel oder auf Kamelen reitend. Man kann sie unterscheiden nach Stämmen und Berufszweigen.

Am Ende der Brücke steht der Brückengelderheber. Es werden täglich ca. 40,000 Piaster (à 20 Pfennig) eingenommen und sofort an den Gläubiger entrichtet, denn auch der Brückenzoll ist, wie so viele Staatseinnahmen in der Türkei, verpfändet. Der „Zöllner" macht die biblische Rangirung mit den Sündern begreiflich. Sein schwarzer Teint ist entschieden „waschecht" bis auf die Seele. Er mag schon Manches auf dem Kerbholz haben, was der späteren Verrechnung vorbehalten bleibt. Aber er ist nicht so dumm, es schon vor dem jüngsten Tage auszuplaudern. Ein beständiges Grinsen lagert auf seinem, von weißen Bartstoppeln umrahmten Gesicht; aber die Peitsche in seiner nervigen Rechten deutet auf eine Neigung, den Brückenzoll eventuell mit Hilfe derselben beizutreiben. Den kahlen Schädel deckt der Fez, der zugleich Federhalter ist, d. h. Halter der Feder, die bei dem Mangel an Haar hinter dem Ohr nicht haften würde. Wir hören ein Plätschern zu unseren Füßen. Da rudert eben ein dicker Moslem mit kurzgeschorenem Vollbart und grünem Turban seine drei Frauen aufs Meer hinaus. An uns vorbei aber wirbeln, so rasch der Zöllner sie passiren läßt, Türken, Griechen, Albanesen, Bulgaren, Serben, Tscherkessen — diese wie auch die Juden durch ihre Trachten ganz besonders auffallend — Armenier, Zigeuner und europäisch gekleidete, nur mit dem Fez bedeckte Franken. Ein Alttürke mit würdiger Miene trabt behend auf einem Grauthier daher, überholt von einem Tscherkessenoffizier auf feurigem Araberhengst. Es ist dies eine hohe, edle Gestalt, von einem langen, reich geschmückten Waffenrock umschlossen. Auf der Brust prangt statt der Orden eine Reihe von — Patronen. Der Krieger erscheint geradezu als das Ideal männlicher Schönheit; manches schöne feuchte Auge hinter den umgitterten Fenstern wird bei seinem Anblick aufflammen, ihm folgen, wie so mancher halblaute Seufzer, welcher aber wohl mehr dem zurückbleibenden Schattenmann — dem Gatten gilt. Jetzt naht eine prächtige Karosse. Weiße Schleier wehen im Luftzug des „goldenen Horns", buntfarbige Mäntel quellen hervor. Wir wissen, wer darinnen sitzt, und neugierig blicken die Augen der Schönen auf uns. Daß wir aber nicht zu tief hineinblicken, dafür sorgt der dem Wagen folgende Reiter, ein langer häßlicher Eunuche, dessen Knochen so zu sagen im Winde klappern. Seine Seele ist wie sein Gesicht von der Farbe der Falschheit und ebenso ausgedörrt, ein leeres Pergamentblatt, auf welches der Thorschreiber des Paradieses einst als Signalement das einzige Wort: „Schurke" schreiben wird. Daß die schmalen, blutlosen Lippen sich nie zum Kusse schließen, dazu hat ihm Gott einen Nasenklumpen ins Gesicht gesetzt, der unter Brüdern seine fünf Pfund wiegt.

Hier naht ein stolzer Priester Roms in vollem Ornat, mit heiserer Stimme angebettelt von einem zerlumpten Zigeunerweib. Lächerlich zierlich und geziert erscheint uns der Inselgrieche in reich gestickter Landestracht, um die Hüften das Spitzenröckchen einer — Dame vom Ballet, um die Schultern die Fustanella mit künstlerischem Faltenwurf. Sein Eindruck sinkt noch mehr im Hinblick auf das auch von ihm angestaunte türkische Militär, welches soeben mit klingendem Spiel heranzieht und nun außer Tritt über die Brücke marschirt. Ganz besonders fesselt den Blick jener lange schmale Wagen — einem unserer Bierwagen nicht unähnlich — der mit zwei buntgeschmückten Prachtochsen bespannt ist. Ein phantastisch kostümirter Schwarzer wandert neben diesem, ihr Führer. Den Wagen überspannt ein leichtes Rohrgestell, behängt mit einer feuerrothen Decke. Goldgelbe Franzen geben derselben ein reicheres Aussehen. Unter diesem Baldachin thront wieder eine Schaar türkischer Frauen, so heiter und plauderhaft, wie ein deutscher Kaffeeklatsch bei der sechzehnten Tasse. Sie sind in Gewänder mit „schreienden" Farben gekleidet. Zwei Langsitze durchziehen den ganzen Wagen; darauf sitzen sie Rücken an Rücken. Den Füßchen — alle Türkinnen haben kleine Füße — fehlt der Absatz, sie hängen herunter. Die weiten, mit Spitzen garnirten Pluderhöschen lassen noch die Farbe der bunten Strümpfe erkennen. Zwischen diesen Frauen hockt eine gleich muntere Schaar ganz kleiner Buben und Mädchen, alle mit Rosen geschmückt und Orangen in den Händen. Wir sehen allerliebste schwarze Lockenköpfchen mit Schmachtaugen und hübsche kaffeebraune Kerle, denen der Fez ordentlich fesch auf dem Kopfe sitzt. Nicht alle Gestalten dieses Maskenzuges „aus dem Leben" sind von so fesselndem Reiz. Dazwischen drängen sich auch Krüppel, halb oder fast ganz nackt, mit widerlichen Gebrechen Behaftete, welche den Ekel in unserer Seele erst noch dadurch zur Gährung bringen, daß sie ihre Gebrechen dem verfolgten Wohlthäter ad oculos demonstriren. Eine Kupfermünze befreit uns von der unangenehmen Nachbarschaft. Soeben erscheint eine Gesandtschaft im Galaaufzug mit Spitzenreiter und einem Gefolge von Kawassen. In sein weißes, lang wallendes Gewand gehüllt, geht der schlanke Beduine stolz vorüber. Blauschwarze Sudanesen, Mekkapilger aller Nationen des Orients — sie alle, alle kommen und gehen, eine nimmer rastende Völkerwanderung im Rahmen der Galatabrücke.

Das Kapitel von den Frauen auf der Straße wäre interessanter und pikanter, wenn wir die starren starken Mauern mit den Blicken durchdringen und eine Reihe von Haremsbildern, Szenen aus dem türkischen Familienleben, vor dem Leser aufrollen könnten. Welcher Mann, welcher Fremde aber dürfte sich rühmen, Einblick in jenes gewonnen zu haben? Ein mir befreundeter Türke sagte mir, er würde mich sehr gern in sein Haus einführen und mich mit seinen Kindern bekannt machen; es könnte sich auch ereignen, daß — allerdings nur auf einen Augenblick und tiefverschleiert — seine Frau hereinkommen würde, um uns den Kaffee zu serviren.

Wie das Wasser kocht.

Naturwissenschaftliche Plauderei von S. von Thümen.

Gewiß ist es einer der gewöhnlichsten Vorgänge des täglichen Lebens: „das Kochen des Wassers"; es giebt wohl keinen Haushalt, wo derselbe sich nicht so und so oft alle vierundzwanzig Stunden abspielte. Trotzdem aber oder vielleicht richtiger gesagt: gerade dieser Alltäglichkeit halber dürfte es nur sehr Wenige unter unseren liebenswürdigen Leserinnen — und kaum mehr auch unter unseren Lesern — geben, die ein klares Bild sich davon machen können, wie denn eigentlich dies Kochen des Wassers vor sich geht. Daß ein Feuer, ein Gefäß und ein Quantum Wasser erforderlich sind, weiß Jedermann, aber wie diese drei Faktoren sich zu einander verhalten, wie das ganze Phänomen überhaupt zu Stande kommt, darüber denkt Niemand nach — ist die Sache doch nur zu alltäglich und darum scheinbar keines Interesses werth!

Wir bitten aber dennoch, uns gütigst gestatten zu wollen, daß wir ein Bischen über dies' „Kochen des Wassers" plaudern. Keine Zeit wäre ja auch geeigneter hierzu als die gegenwärtige, die im Zeichen der brodelnden Theemaschine, der dampfenden Punsch- und Grogglâser steht. Während wir sonst zumeist das Wasserkochen nur in der Küche beobachten können, ist es jetzt — da es draußen friert und schneit und stürmt — salonfähig geworden, und es wird kaum Jemand geben, auf den das gleichmäßige, sanfte, murmelnd-bullernde Geräusch im Kessel nicht den anheimelndsten Eindruck machte. Während also die schlanken, rosigen Finger der lieblichen Haustochter unablässig den Hahn des Samowar auf- und abdrücken, das siedende Wasser ausströmen zu lassen, um die Schalen der lustig plaudernden Gäste immer von Neuem zu füllen, sei es mit dem milden Aufgusse des chinesischen Krautes, sei es mit einer kräftiger wirkenden Mischung irgend eines der edlen Destillationsprodukte, erbitten wir uns ein kurzes geneigtes Gehör.

Das Kochen oder, um den wissenschaftlicheren Ausdruck zu gebrauchen, das Sieden des Wassers, vollzieht sich, indem zwei physikalische Vorgänge gleichzeitig und nebeneinander verlaufen: die durch die Hitze bedingte Leistungsfähigkeit und die durch das nämliche Agens hervor erufene Ausdehnung der Körper. Die vom Feuer erzeugte Wärme kann auf das Wasser nur allein durch die Wandungen des zur Aufnahme desselben dienenden Gefäßes übertragen werden. Die fortschreitende Erhitzung dieses letzteren übt ihren Einfluß zunächst nur auf die dem Boden und den Wänden nächsten Wasserschichten aus, und zwar geschieht dies um so schneller, je besser das Material des Gefäßes die Wärme leitet.

Auf diesen letzteren Umstand namentlich gründet sich die Konstruktion jener Gefäße, die man mit dem Namen „Schnellsieder" bezeichnet, obwohl dieselben größtentheils noch lange nicht so vollkommen hergestellt werden, wie dies möglich wäre, berücksichtigten die Fabrikanten mehr die physikalischen Gesetze. So besagt eines dieser Gesetze, daß, je glatter die Oberfläche eines Körpers ist, um destoweniger derselbe die Wärme aus- und zurückstrahlt; und umgekehrt: je rauher die Oberfläche, desto mehr ist dieselbe im Stande, die empfangene Hitze fortzupflanzen bezw. abzugeben. Der nachstehende boshafte Schabernack, der zuweilen in Küchen verübt wird, beruht auf diesen Eigenschaften der Kochgefäße. Bestreicht man nämlich den Boden eines eisernen Kessels dick mit Fett, macht ihn also ganz glatt und eben, dann vermag der Koch selbst nach stundenlangem Einfeuern das Wasser im Kessel nicht zum Sieden zu bringen, die darin befindlichen Speisen nicht gar zu bekommen, während solches sonst bekanntlich in derlei eisernen Gefäßen immer ganz besonders schnell gelingt. Wären also — um auf die „Schnellsieder" zurückzukommen — Boden und Wände derselben nicht, wie dies zumeist der Fall ist, aus ganz glattem Blech gefertigt, sondern vielmehr rauh oder gerieft, dann würden diese Vorrichtungen noch um Vieles schneller und besser ihrem Zwecke genügen.

Wie wir sahen, erwärmen sich zunächst jene Wasserschichten, die den sich erhitzenden Gefäßwänden zunächst liegen; durch die Wärme, welche auf sie übertragen wird, dehnen sie sich, zuerst langsam, dann immer mehr aus; sie werden hierdurch aber auch leichter als die übrigen, noch kalten Theile des Wassers, und in Konsequenz des Gleichgewichtsgesetzes der Flüssigkeiten verfolgen sie das Bestreben, den Platz mit den schwereren Wasserschichten zu wechseln und an die Oberfläche zu steigen.

Nach und nach aber empfängt das Gefäß vom Feuer mehr Hitze, als es sogleich abzugeben im Stande ist, die Temperatur der Wandungen wird nunmehr eine so hohe, daß — vorzüglich an solchen Stellen, wo die Oberfläche kleine Unebenheiten aufweist — einzelne Wasseratome, welche der erhitzten Wand unmittelbar anliegen, in Dampf umgewandelt werden. Die kleinen dieser Gestalt entstehenden Dampfbläschen erheben sich äußerst schnell, da sie ja sehr leicht sind, um nach oben zu steigen. Es gelingt jedoch den ersten niemals, bis an die Oberfläche zu gelangen, weil sie während des Passirens durch die noch kühleren Wasserschichten durch deren niedere Temperatur verdichtet und wieder aufgelöst werden.

Durch dieses nunmehr unausgesetzte Emporsteigen zahlreicher Dampfbläschen und das Wiederauflösen derselben in den noch kälteren Theilen wird die eigenthümliche Bewegung des Wassers hervorgerufen, die wir wahrnehmen, bevor dasselbe zum vollständigen Sieden gelangt. Gleichzeitig aber hiermit entsteht auch, ebenfalls durch die Bewegung und Wiederauflösung der Dampfbläschen bewirkt, ein leises, doch aber ganz charakteristisches Geräusch. Wir sagen: „das Wasser singt."

In dem Maße nun, wie die gesammte Wassermenge im Gefäße sich immer mehr und mehr erwärmt, desto höher gelangen auch die, gleichzeitig dabei größer und zahlreicher werdenden, Dampfblasen, ehe sie der Verdichtung unterliegen. Endlich aber findet eine solche überhaupt nicht mehr statt, und die Dampfblasen platzen erst an oder, wenn man will, auf der Oberfläche des Wassers. Nunmehr ist der gesammte Inhalt an Wasser nahezu ebenso heiß geworden, wie die ohne Unterbrechung auffsteigenden, immer massenhafter entstehenden Dampfblasen. Letztere bilden in ihrer Gesammtheit eine richtige emporsteigende starke Strömung, alle sich ihnen in den Weg stellenden Wassertheilchen mit in die Höhe reißend und, wenn bis zur Oberfläche hinaufgebracht, sie hier ringsum fortschleudernd. Wir sagen: „das Wasser wallt, es kocht".

Jetzt ist die Kraft des aus unzähligen kleineren Bläschen sich zusammensetzenden Dampfes eine so große geworden, daß sie nicht allein Anlaß geben kann, ansehnliche Wassermengen über den Rand des Gefäßes hinauszuschleudern — „es kocht über" —, sondern daß selbst das Gefäß, wenn durch einen Deckel fest geschlossen, der Spannung nicht mehr zu widerstehen vermag. Es erfolgt eine Explosion: „der Kochtopf platzt". Findet solches statt in Gefäßen großen Umfanges, in Dampfkesseln der Maschinen oder Fabriken, so ist die Folge eine oft die furchtbarsten Katastrophen veranlassende „Kesselexplosion".

Es würde uns sehr freuen, hätten vorstehende Auseinandersetzungen unseren verehrten Leserinnen und Lesern ein wenigstens annähernd klares Bild verschafft von dem so alltäglichen Vorgange des Wasserkochens; wäre ihnen verständlich geworden, wie die enormen Kräfte, welche bei dem Sieden des Wassers entstehen, Kräfte, mit deren Hilfe allein wir ja fast alle unsere Maschinen getrieben sehen, nichts Anderes sind, als eine Umwandlung erzeugter Wärme, vermittelt durch die natürlichen Gesetze der Leistungsfähigkeit und der Ausdehnungsfähigkeit der Körper!

Bildniß des Lord Byron.

Nachdem in der am vorigen Sonnabend erschienenen Nummer 39 des „Berliner Tageblatt" eine Charakterschilderung des Lord Byron und seiner Muse veröffentlicht worden ist, bieten wir heute dem Leser im Bilde die persönliche Erscheinung des großen brittischen Dichters.

Räthsel und Spiele.

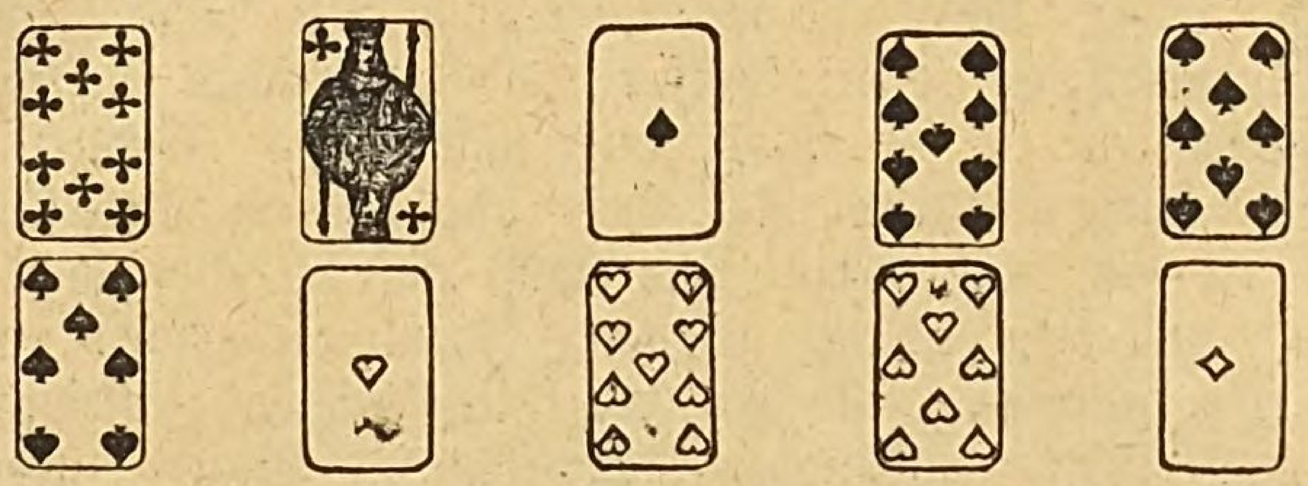
Räthsel.

(Unorthographisch.)

„Guste, schnell die ersten Beiden!
Ei, wie schmutzig ist es hier!
Sauberkeit nur mag ich leiden!
Mache dann auch Drei und Vier!
Nun, was stehst Du? Zwei und eile!
So die Herrin kommandirt,
Scheltend eine ganze Weile,
Wie's für Frauen sich gebührt.
Und sie sprach's zur Küche Ersten,
Einem Mädchen schmuck und fein.
Doch die wollt' vor Aerger bersten:
Denn sie zog's zum Stelldichein.
Unten wartet' schon der stramme,
Heißgeliebte Musketier,
Er, für den sie völlig Flamme
War seit gestern und Drei Vier.
Und nun mußte sie ihn meiden,
Schaffen, was die Frau befahl,
Mußt' in ihrem Herzen leiden
Fast des Ganzen heiße Qual.

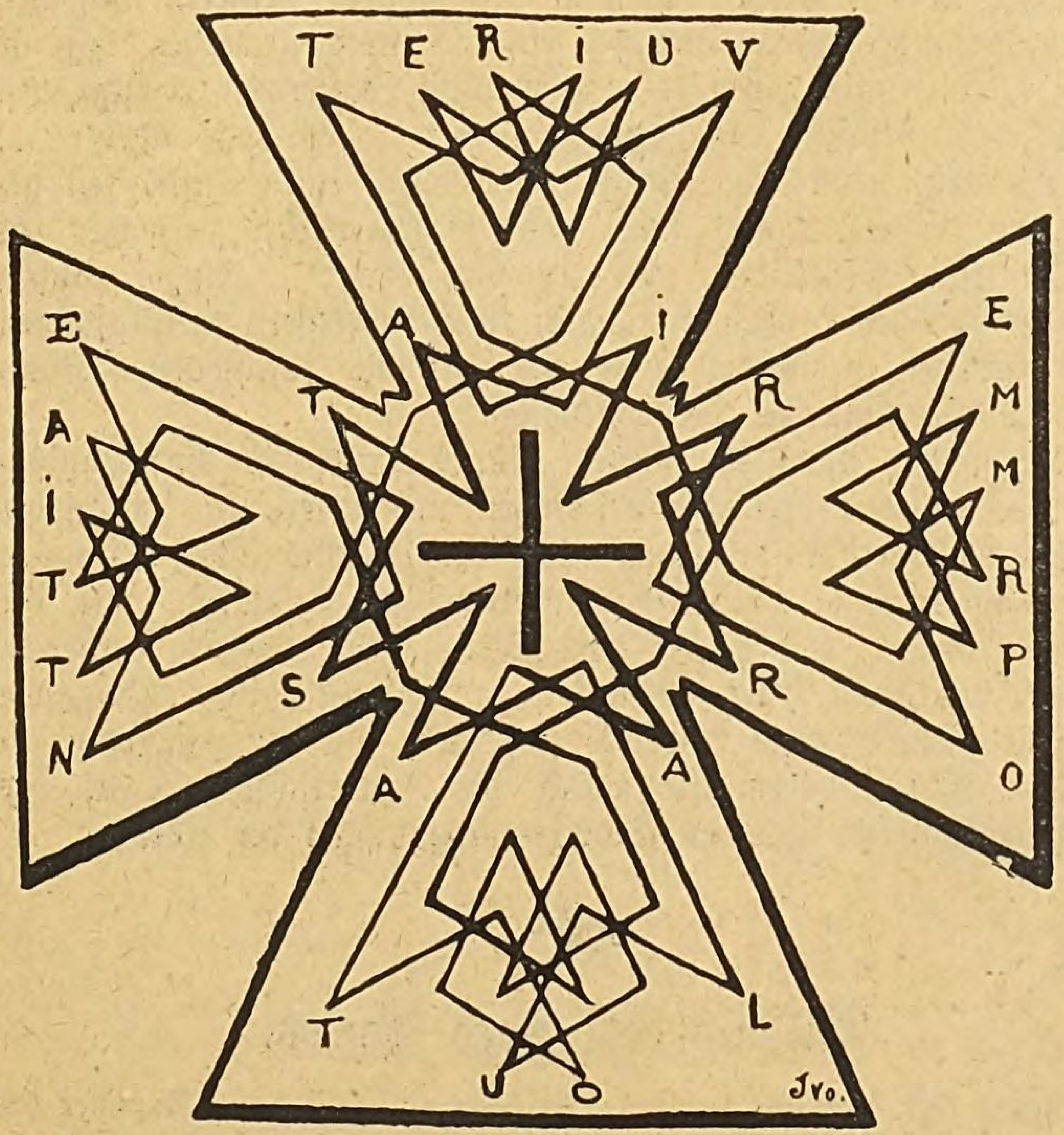
Skat-Aufgabe.

Der Spieler in der Hinderhand reizt und behält Tournee auf folgende Karten:



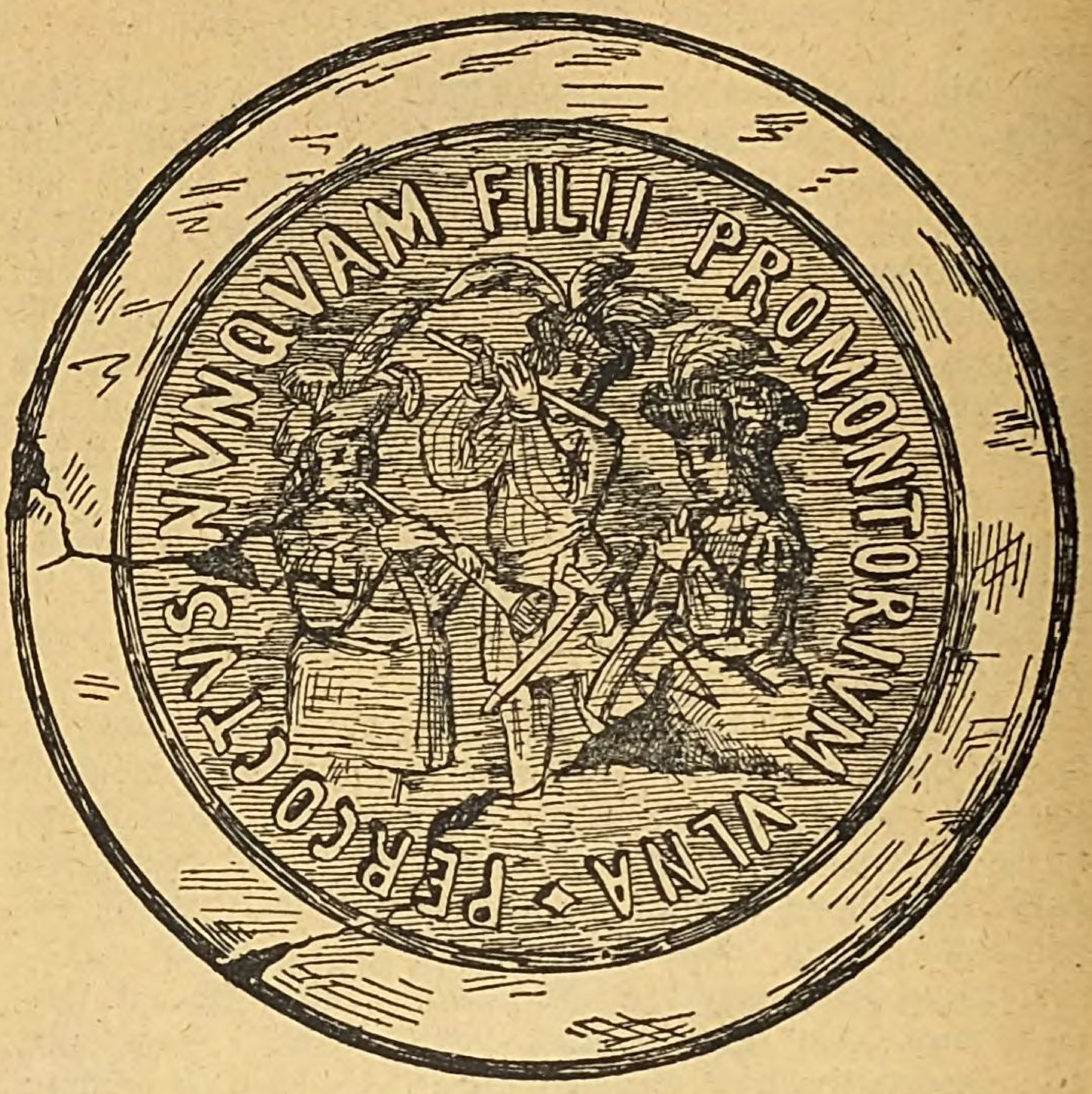
Im Skat liegen zwei Fauchsen. Der Spieler gewinnt, trotzdem keine Zehn blank sitzt, sein Spiel mit 61 Points.
Was lag im Skat, wie müssen die Karten der Gegner sitzen?

Zickzack.



Welchen lateinischen Text ergeben die Buchstaben des „Zickzacks" in der richtigen Reihenfolge verbunden?

Räthselhafte Inschrift.



Charade.

Die erste wirkt begeisternd auf des Soldaten Herz
Und läßt ihn schnell vergessen der Wunde herben Schmerz.
Die zweite Silbe ist günstig, wenn man die erst' erringt,
Bald Heil, bald Schmach und Schande sie einem Lande bringt.
Das Ganze war vor Zeiten ein mächtiger Kriegesheld,
Von dessen Ruhmesthaten die Sage viel erzählt.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 4.

Rebus. Bücher in Prachteinband.

Räthsel. Thran, Thrän', Thrin', Thron.

Dechiffrir-Aufgabe.

Man beginnt mit dem unten in der linken Ecke stehenden „N" und stellt, aufwärtsgehend, die an der Linie der Figur stehenden Buchstaben aneinander. Der Text, welcher sich ergiebt, ist:

Nun steh'n entlaubt die Wälder,
Der Nordwind peischt die Felder,
Ein Spiegel starrt der See.
Kein Vöglein singt vom Baume,
Die Welt als wie im Traume,
Schläft unterm Tuch von Schnee.

Wohl hat das ernste Leben
Mit Sorg' und Müh' und Streben
Und Kampf uns nicht verschont;
Doch jedes Sturms Gebrause
Verhallt an uns'rer Klause,
Drin heit'rer Friede wohnt.

Der Weihnachtslichter Funkeln
Erlischt, die Schatten dunkeln,
Wir aber merken's kaum.
Denn hell von tausend Kerzen
Erstrahlt in unsern Herzen
Der Liebe Weihnachtsbaum.

Räthsel. Ode — Mode.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 6 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 5. Februar 1888

Sein Vater.

Von Charlotte Niese. (Lucian Bürger.)

Schluß.

Vielleicht kam Fred plötzlich die Erinnerung, daß auch er einmal ein deutscher Junge gewesen, denn er blieb nach einer Weile stehen und stöhnte tief auf. Dann aber ging er in eine Schänkstube und bestellte sich ein Glas Whiskey.

„Trunkenbold!" sagte er wie mechanisch zu sich selbst, dann trank er in einem Zuge das Glas leer.

Die Befürchtungen Lorenz Blöckers erfüllten sich. Zum ersten Januar ward er seiner Stellung enthoben und mußte das Stationsgebäude verlassen, um einem anderen, zuverlässigeren Beamten Platz zu machen. Sein Zorn war unbeschreiblich; aber er fraß ihn mehr in sich hinein, als daß er viel darüber gesprochen hätte, und nur Fred wußte, daß er sich noch einmal an Allen, welche seine Absetzung befürwortet, rächen wolle. Unter diesen befand sich in erster Linie Abner Johnson, und Fred nickte gleichgiltig, als Lorenz ihm Anfangs Januar mittheilte, daß er jetzt in der Lage sei, Mr. Johnson etwas anzuthun. Fred arbeitete nicht mehr, aber er trank unaufhörlich, und seine schöne grüne Livree war bereits wieder verkauft. Er saß auf seinem Bette, in sich zusammengesunken, als Lorenz ihm obige Mittheilung machte.

„Mr. Abner geht nämlich heute Nachmittag auf zwei Tage nach Rochester. In seinem Geldschrank sind aber fünftausend Dollars, die ihm heute Morgen gebracht wurden. Ich hörte selbst, wie er es zu dem verd . . . Bengel sagte, der bei ihm noch immer herumlungert. „Paß' gut auf!" sagte er; „ich kann sie nicht mehr nach der Bank hinbringen!" Sieh' mal, Fred, da machen wir Beide ein gutes Geschäft — ein besseres als damals in Pennsylvanien, wo wir beinahe erwischt wurden! Wir gehen dann gleich mit dem Nachtzuge nach New-York, und Mr. Johnson kann uns lange suchen!"

Fred hatte seinem Freunde mürrisch zugehört.

„Ich mag nicht mehr stehlen!" sagte er halb trotzig. „Dabei ist im Ganzen wenig zu holen, und wenn sie einen kriegen —"

Lorenz lachte.

„In Babylon fangen sie niemals einen vernünftigen Dieb!" sagte er. „Laß mich nur machen, Du sollst sehen, daß keine Gefahr dabei ist! Ich habe Alles bedacht und vorgesehen; Du kannst mir nur etwas helfen, weiter sollst Du nichts thun — das ist doch besser, als daß wir alle beide verhungern!"

„Da ist aber der Junge!" knurrte Fred, sich langsam hin- und herschaukelnd und seine schmutzigen Hände betrachtend. „Ich will nicht, daß dem Jungen etwas geschieht, verstehst Du?"

Lorenz zuckte die Achseln.

„Wenn der Bengel sich nicht verrückt benimmt, krümme ich ihm kein Haar. Das Geld ist mir die Hauptsache. Der Junge ist zwar an Allem schuld — aber ich denke, dem wird vielleicht noch ein Anderer das Lebenslicht ausblasen, weil er so unverschämt ist!"

Fred erwiederte nichts mehr, und als Lorenz seinen Freund verließ, hatte er ihm seine genauen Instruktionen mitgetheilt.

An diesem Abend ging Valentin Hartung später zur Ruhe als sonst, und als er endlich einschlief, quälten ihn böse Träume. Denn mit den fünftausend Dollars hatte es seine Richtigkeit; sie befanden sich wirklich im Geldschranke, und Valentin fühlte eine schwere Verantwortung auf sich ruhen. Daher hatte er auch alle sechs Läufe seines Revolvers geladen und die Waffe unter sein Bett gelegt. Dann aber war er doch schließlich eingeschlafen, und obgleich die offene Thür seines Schlafzimmerchens nach der Office ging, und er den Geldschrank eigentlich immer im Auge behalten wollte, so vergaß er doch endlich die Wirklichkeit, um sich vom Traumgott wirre Bilder vorgaukeln zu lassen. Diese Nacht verlief in den meisten Straßen von Babylon wie gewöhnlich. Der Nachtwächter saß in dem geschützten Vorbau des Stadthauses und hielt die Augen geschlossen; in einigen Schänken prügelten sich die Kartenspieler, ohne von der Polizei belästigt zu werden, und hier und dort schlich vorsichtig ein Betrunkener nach Hause.

In Abner Johnsons Haus war Alles still. Fräulein Rottmann und die Dienstmädchen hatten sich zeitig zur Ruhe begeben, und der Gärtner Joe lag, beide tauben Ohren von Kissen umgeben, laut schnarchend im Bette. Da hatten es Lorenz Blöcker und Fred nicht sehr schwer, ihren Plan auszuführen. Lorenz drückte behutsam eine Fensterscheibe in der Office ein, nachdem er am Weingeländer heraufgeklettert war, und beide Freunde begaben sich alsdann an die Arbeit. Eigentlich war es allerdings Lorenz, welcher Stemmeisen, Bohrer und Hebel brauchte, Fred hielt eine kleine Diebslaterne in der Hand und leuchtete dem Andern. Er mußte sehr viel getrunken haben, denn seine Hand zitterte so, daß das Licht der Laterne einen flackernden

Schein bald hier-, bald dorthin warf, obgleich Lorenz ihn brummend ermahnte, sich zusammenzunehmen. Aber Fred war zerstreuter als gewöhnlich; er schien sich gar nicht für den Geldschrank zu interessiren und murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin, so daß Lorenz nur mit Mühe seinen Zorn beherrschte. Endlich war die Thür des Schrankes geöffnet, Lorenz schien Uebung in diesen Dingen zu haben, und mit zufriedenem Lächeln griff der ehemalige Stationsvorsteher in ein Schubfach, als Fred plötzlich einen Laut des Entsetzens ausstieß. In der Thür, welche nach seinem Schlafgemach führte, stand Valentin im weißen Nachtkostüm. Er hatte einen Revolver in der Hand, blickte aber halb verschlafen und rathlos auf die Einbrecher, welche einen Augenblick mit weitgeöffneten Augen diese Erscheinung anstarrten. Fred hielt die Laterne hoch, und ihr Schein fiel in Valentins blasses Gesicht. In der nächsten Minute hatte Lorenz seine Fassung wiedergewonnen. Er erkannte Valentin wohl, und mit rachsüchtigem Lächeln hob er seine eigene Waffe. Dann knallten zwei Schüsse gleichzeitig durch das stille Haus, und mit einem wilden Fluch griff Lorenz noch nach einem Packet Banknoten, warf den Revolver fort und schwang sich aus dem Fenster.

Als Amanda Rottmann und die Polizei in die Office traten, fanden sie nur zwei sehr stille Gäste. Valentin war durch den Kopf geschossen und wahrscheinlich auf der Stelle todt gewesen, Fred hingegen athmete noch, obgleich ihm aus der Brust große Blutstropfen quollen. Als Jemand sich über ihn beugte, um zu sehen, ob noch Leben in ihm sei, nickte er unmerklich mit dem Kopfe.

„Er zielte gut!" murmelte er. „Gerade auf die Laterne hat er geschossen, und vorhin sagte er noch: Vater!"

Es war ihm nicht klar, daß Valentin nicht mehr lebte; er verlor auch alsbald die Besinnung und ward ins Hospital gebracht, um dort entweder zu sterben oder wieder so weit zu gesunden, daß er ins Zuchthaus geschickt werden könnte. Die Polizei von Babylon wünschte dringend das Letztere, denn es war doch zu ärgerlich, keinen der Einbrecher bestrafen zu können. Lorenz Blöcker war nämlich nirgends aufzufinden und hatte das Packet mit den fünftausend Dollars wirklich mitgenommen. Weil aber Jedermann der Ansicht war, daß Fred den kleinen Valentin erschossen habe, so freute man sich nur, den Hauptverbrecher doch in Händen zu haben. Die Bevölkerung von Babylon hätte ihn gern gelyncht, wenn er nicht eben todtkrank gewesen wäre, und Alle freuten sich darauf, ihn hängen zu sehen.

Es dauerte aber über sechs Monate, ehe Fred ohne Hilfe auf seinen schwachen Beinen stehen konnte. Inzwischen war es Hochsommer geworden, und die meisten Leute in Babylon hatten ihn vergessen. Auf den Bäumen lag schon ein herbstlich bunter Schein, und im Hospitalgarten waren die meisten Blumen verblüht. Fred saß manchmal unter einem Baume und blickte in die Ferne, und als er kräftiger ward, ging ein Krankenwärter mit ihm spazieren, damit er die nächste Sitzung des Gerichtes gut aushalten könne. Der Gefangene that Alles ohne Widerrede, und er sah jetzt besser aus, als vor seiner Verwundung. Er trank natürlich keinen Branntwein mehr, und man konnte sehen, daß er eigentlich hübsche Züge besaß. Aber er sprach noch ebenso wenig wie sonst, und obgleich verschiedentliche Versuche mit ihm angestellt waren, um ihn zu verhören, so mußten sie doch an seiner Schweigsamkeit scheitern.

Es war an einem warmen Sommerabend, und Fred ging mit einem Wärter, wie schon seit einigen Tagen, spazieren. Heute ging es dem Kirchhof zu, der nicht weit vom Hospital lag, weil der Wärter mit dem Todtengräber etwas zu besprechen hatte, und Fred, der noch niemals dort gewesen, sah theilnahmlos auf die grünen Gräber, die weißen Kreuze und die goldenen Inschriften. Der Todtengräber war nicht gleich zu finden, und Fred folgte seinem Wärter langsam bis zum äußersten Ende des Gottesackers. Dort lagen erst wenige Gräber, nur hier und da erhob sich ein Kreuz, oder eine Traueresche senkte ihre grünen Zweige auf ein Kindergrab. Auf einem mit rothen Rosen bewachsenen Grabe stand ein schneeweißes Marmorkreuz. Es war größer als die meisten andern, und Fred betrachtete es unwillkürlich. Die Abendsonne warf ihre schrägen Strahlen auf dasselbe, und ein Name leuchtete rothgolden auf dem weißen Grunde. Fred blieb plötzlich stehen. „Valentin Hartung!" sagte er halblaut. „Valentin Hartung! wer kann das sein?"

Der Krankenwärter, welcher neben ihm ging, sah ihn erstaunt an. Das war kein gebildeter Mensch, der viel Zartgefühl besaß, und hätte er es gehabt, würde er es an Fred nicht verschwendet haben.

„Na, alter Junge!" sagte er halb lachend, „Du kannst Dich aber famos verstellen! Das ist doch der Knabe, dem Du damals bei Abner Johnson die Kugel durch den Kopf geschossen hast. Er war ein Deutscher, wie Du, und die Leute sagten nachher, er sei ein Bischen verrückt gewesen, weil er seinen Vater suchen wollte. Sonderbare Idee das! Mr. Johnson und Miß Rottmann haben ihm aber ein Kreuz gesetzt, das mindestens dreihundert Dollars kostet, und jede Woche liegen hier frische Kränze! Na, was machst Du denn nun? willst Du wieder krank werden?"

Fred kniete vor dem Grabe und legte sein Gesicht auf die kalte Erde. Mit seinen schwachen Händen klammerte er sich an das weiße Kreuz und wollte sich nicht fortziehen lassen. Er murmelte liebkosende Worte und sah immer wieder zu dem goldenen Namen hinauf, als müßte der, welcher ihn einst getragen, ihn hören. Aber es blieb Alles stumm. Die Sonne sank unter, die Rosen dufteten, und glühendes Abendroth warf einen magischen Schein über den Kirchhof, dann kam die Dunkelheit, und Fred ward gezwungen, ins Hospital zurückzukehren.

*

Lorenz Blöcker aber lebt jetzt in Deutschland. Er hat sich in Amerika ein Vermögen erworben und nimmt in seinem Heimathstädtchen eine so geachtete Stellung ein, wie der Besitz von einigen Tausend Thalern es verlangt. Ueber amerikanische Verhältnisse weiß er sehr viel zu erzählen, aber er räth nur denen in die neue Welt zu gehen, welche „sich nicht aus jeder Kleinigkeit etwas machen."

„Ich hatte zum Beispiel einen guten Bekannten," so erzählt er wohl manchmal, „das war wirklich kein übler Mensch, aber er ist doch im Zuchthaus zu Sing-Sing — am Hudson liegt es — gestorben, weil er sich immer gleich Alles zu Herzen nahm. Fred Hartung, so hieß er nämlich, hätte mich beinahe auch einmal ins Unglück geritten, weil er so tolpatschig war. Die Geschichte ist zu lang, um sie zu erzählen; aber ich riß mich doch noch mit Mühe und Noth heraus! Ja, ja, man muß das Leben nehmen, wie es ist, meine Herren!" und mit dieser Redensart pflegt Lorenz seine Bemerkungen zu schließen. Er ist solide geworden, trinkt nur noch Bier und wird sich vielleicht noch verheirathen. An Valentin Hartung denkt er niemals mehr — solche unbedeutende Tropfen im Ocean der Menschheit werden immer sofort vergessen.

Die Skat-Rechnung.

Von O. W.

Die Spielerwelt des beliebtesten aller Spiele theilt sich in zwei Lager: die Einen bezahlen gleich, die Anderen schreiben auf. Letzteres ist namentlich in Norddeutschland wohl allgemein üblich und hat manche Vorzüge vor dem Spiel per cassa; man spart nicht nur Zeit und kleines Geld, kann die Zahl der Spiele und das Geben kontroliren, merkt nicht so leicht die Größe des Verlustes, sondern hat auch den unzweifelhaften Vorzug, das neueste „Weihnachtsgeschenk", einen feinen Skat-Blok gebrauchen zu können, auf dem das übliche „Glücksschwein" in Goldbruck prangt. Aber das Aufschreiben hat eine große Schattenseite: die Schlußrechnung. Mancher ist ein famoser Spieler, aber wenn es an die Berechnung geht, dann hapert es. „Bitte, lassen Sie mich ausrechnen," sagt ein eifriger Skatjünger, und im Handumdrehen ist er fertig; doch wenn er die Probe macht, stimmt es nicht. Man sucht den Fehler, findet ihn nicht gleich

und fängt die Berechnung von Neuem an. Ein anderer Spieler will dem ersten zuvorkommen, er läßt sich die Zahlen nennen und fängt an, auf seine Weise auszurechnen, indem er die letzten Ziffern abstreicht, aber das Resultat stimmt auch nicht, und schließlich greifen alle Spieler zum Bleistift, um zu sehen, wer es zuerst „richtig herausbringt". Unter diesen Umständen muß es als ein wahres Bedürfniß bezeichnet werden, eine praktische Methode kennen zu lernen, welche auf kürzestem Wege ein sicheres Ergebniß liefert. Namentlich für das Skatspiel auf der Eisenbahn, das zu den nützlichsten und vergnüglichsten Dingen gehört, aber an der Schlußstation ein jähes Ende findet, ist es unbedingt erforderlich, die Bilanz mit Dampfgeschwindigkeit zu machen. Und dies geschieht nun folgendermaßen:

Man addirt zunächst die gewonnenen Points und bringt etwaige verlorene davon in Abzug. Die Summe (Quersumme) theilt man durch die Zahl der Spieler (3, 4 oder 5) und findet so den Durchschnitt. Derjenige Spieler, dessen Pointszahl den Durchschnitt übersteigt, hat gewonnen, wer sich mit seinen Points darunter befindet, hat verloren, wer gerade den Durchschnitt erreichte, hat sich umsonst bemüht. Um nun die Größe des Gewinns oder Verlustes jedes Einzelnen zu finden, ermittelt man die Differenz zwischen der Zahl seiner resp. Points und dem Durchschnitt und multiplizirt das Ergebniß wieder mit der Zahl der Spieler. Das liest sich in der Beschreibung etwas weitläufig, gestaltet sich aber in der Praxis ganz einfach. Exempla docent:

1. Drei Spieler: A + 150 B + 50 C + 70

+ 150
+ 50
+ 70
+ 270 : 3 = 90

also: A + 150
− 90
+ 60 × 3 = + 180

B + 50
− 90
− 40 × 3 = − 120

C + 70
− 90
− 20 × 3 = − 60

oder: A + 145 B + 37 C − 71

+ 145
+ 37
+ 182
− 71
+ 111 : 3 = 37

also: A + 145
− 37
+ 108 × 3 = + 324

B + 37
− 37
0 = 0

C − 71
− 37
− 108 × 3 = − 324

2. Vier Spieler: A + 360 B + 14 C + 14 D + 13

+ 360
+ 14
+ 129
+ 13
+ 516 : 4 = 129

also: A + 360
− 129
+ 231 × 4 = + 924

B + 14
− 129
− 115 × 4 = − 460

C + 129
− 129
0 = 0

D + 13
− 129
− 116 × 4 = − 464

Vergleichung:
+ 924 − 460
0 − 464
+ 924 − 924

oder: A − 110 B − 55 C + 416 D + 39

+ 416 − 110
+ 39 − 55
+ 455 − 165
− 165
+ 290 : 4 = − $72\frac{1}{2}$

also: A − 110
− $72\frac{1}{2}$
− $182\frac{1}{2}$ × 4 = − 730

B − 55
− $72\frac{1}{2}$
− $127\frac{1}{2}$ × 4 = − 510

C + 416
− $72\frac{1}{2}$
+ $343\frac{1}{2}$ × 4 = + 1374

D + 39
− $72\frac{1}{2}$
− $33\frac{1}{2}$ × 4 = − 134

Vergleichung:
+ 1374 − 730
− 510
− 134
− 1374

NB. Beim Spiel um $\frac{1}{4}$ Pfennige braucht man mit 4 nicht zu multipliziren, sondern es zeigen die Differenzen: − 182 ($\frac{1}{2}$), − 127 ($\frac{1}{2}$), + 343 ($\frac{1}{2}$), − 33 ($\frac{1}{2}$) sogleich den Verlust resp. Gewinn in Pfennigen an. Spielt man um $\frac{1}{2}$ Pfennige, so multiplizirt man statt mit 4 alsbald mit 2, um die gewonnenen resp. verlorenen Pfennige zu ermitteln.

3. Bei fünf Spielern:
A + 69 B − 17 C + 311 D + 285 E − 15

+ 69
+ 311 − 17
+ 285 − 15
+ 665 − 32
− 32
+ 633 : 5 = $126\frac{3}{5}$

also: A + 69
− $126\frac{3}{5}$
− $57\frac{3}{5}$ × 5 = − 288

B − 17
− $126\frac{3}{5}$
− $143\frac{3}{5}$ × 5 = − 718

C + 311
− $126\frac{3}{5}$
+ $184\frac{2}{5}$ × 5 = + 922

D + 285
− $126\frac{3}{5}$
+ $158\frac{2}{5}$ × 5 = + 792

E − 15
− $126\frac{3}{5}$
− $141\frac{3}{5}$ × 5 = − 708

Vergleichung:
− 288
+ 922 − 718
+ 792 − 708
+ 1714 − 1714

u. s. w.

Auf diesem Wege läßt sich, zumal bei dem Spiel zu Vier und Fünf, das Soll und Haben der Spieler schnell und sicher ermitteln. Man merke sich also kurz und bündig:

Suche die Quersumme, theile durch die Spielerzahl und multiplizire die Differenzen zwischen dem Durchschnitt und den Points mit der Spielerzahl.

Daß hierbei alle vier Spezies: Addiren, Subtrahiren, Multipliziren und Dividiren anzuwenden sind, kann den auf der Schulbank gebildeten Skatspieler nicht geniren.

Wer aber das mathematische Rezept nicht behalten kann, der merke sich folgendes Sprüchlein:

Gewinn im Skatspiel und Verlust
Du also schlau berechnen mußt!
Addire Alles, was gewonnen,
Zieh' ab, was nicht dem Pech entronnen,
Dann theile durch der Spieler Zahl,
Den Durchschnitt find'st Du allemal.
Wer drunter ist, der hat verloren,
Wer drüber, war im Glück geboren.
Nun zähl' die Punkte sonder Rast,
Die mehr Du als den Durchschnitt hast,
Und mit der Spielerzahl sie mehre,
Damit das Resultat Dich lehre,
Wie viel Points sind Dein Gewinn, —
Den steckst Du in die Tasche 'rin!

Probatum est!

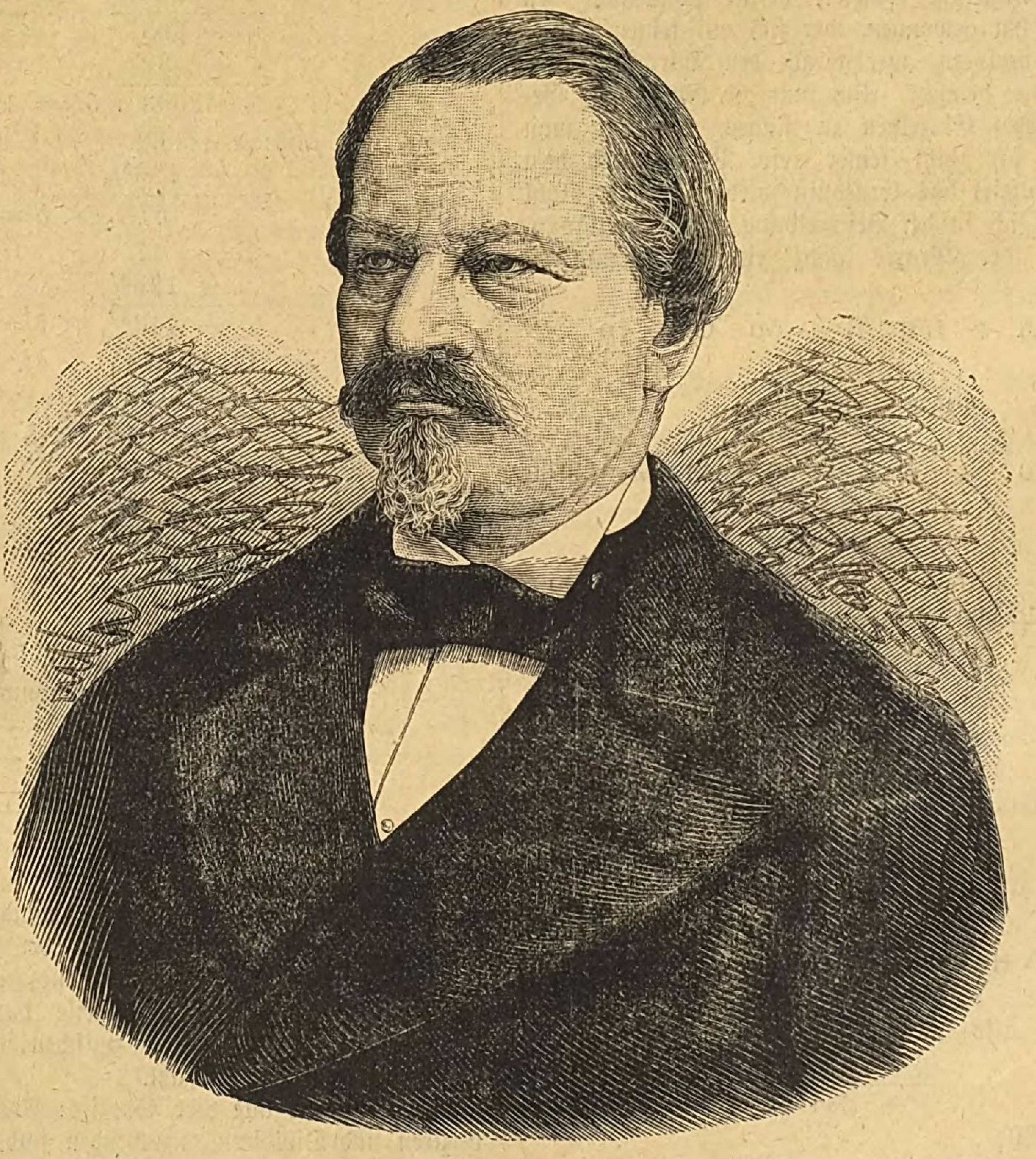
Gustav Freytags Dichter-Gestalten.

Von Reinhold Schlingmann.

Hierzu das Bildniß des Dichters und vier Bilder aus der Freytag-Galerie.

Im Gedächtniß der Menschen wohnen zwei Gattungen von Vorstellungen nahe nebeneinander; so verschiedenartig ihre Herkunft ist, so gleichwerthig erscheinen sie uns an Stärke und Gehalt. Die einen sind die Eindrücke des Selbsterlebten, die andern die Niederschläge unserer durch dichterisches Schaffen befruchteten Einbildungskraft. Je größer die Einwirkung eines Dichters auf seine Nation, um so tiefer wurzeln im Gedächtniß die Bilder und Gestalten, die er ihr vor Augen geführt, wenngleich letztere nie dem realen Leben angehört, nur im dichterischen Prozeß entstanden sind. Ein Marquis Posa, ein Faust sind dem deutschen Volke zur Wirklichkeit geworden; sie sind sein eigen Fleisch und Blut.

Von deutschen Dichtern der Gegenwart hat keiner so tiefe Eindrücke hinterlassen, wie Gustav Freytag. Wie er in geschichtlicher Forschung und in dichterischem Schaffen Gestalten und Handlungen zeichnete, in welchen die werthvollsten Charaktereigenschaften deutschen Wesens, dessen tiefinnerliches Fühlen und Gedankenkreise wiederkehren, so erfaßte wieder die deutsche Nation diese dichterischen Anschauungen mit solcher Wärme und Lebhaftigkeit, daß sie denselben in der Vorstellung konkrete Festigkeit verlieh, als spiegle sich darin nicht von fremdem Geiste Erdachtes, sondern Selbsterlebtes. Unwillkürlich übte die erregte Einbildungskraft eine künstlerische Thätigkeit, in so fern sie die noch schattenhaften Umrisse der Figuren und Szenen zu immer mehr greifbarer Deutlichkeit ausgestaltete. Vor Allen fühlten sich deutsche Künstler berufen, solche Szenen figürlich hinzustellen, und so entstand unter dem Namen Freytag-Galerie eine Reihe von Illustrationen zu Freytags Werken. Das Unternehmen ging von der Leipziger Verlagshandlung von Edwin Schlömp aus; es umfaßt 20 Darstellungen, in welchen wir den ersten Künstlernamen, wie P. Thumann, W. Camphausen, A. Menzel, Woldemar Friedrich, C. Hoff, H. Kaulbach, O. Knille und A. Liezen-Mayer begegnen. Von ihren Darstellungen führen wir dem Leser vier in kleineren Holzschnitt-Nachbildungen vor.



Gustav Freytag.

Die erste Illustration vergegenwärtigt uns eine Szene aus dem dritten Bande der „Ahnen“ unter dem Sondertitel: „Die Brüder vom deutschen Hause.“ Die Jungfrau Friederun erscheint hier zur Weihnachtszeit unter den Kindern als Jungfrau Maria und spendet denselben Geschenke. Ritter Ivo wird von der hoheitsvollen Erscheinung des Mädchens so ergriffen, daß er dasselbe mit dem Ruf empfängt: „Gegrüßt seist Du Maria, Du Stern des Meeres!“

In dem zweiten Bilde sehen wir eine Szene aus dem vorangegangenen Bände der „Ahnen“ unter dem Titel: „Ingo und Ingraban.“ Der junge Mönch Gottfried, der in heißer Liebe zu der Jungfrau Walburg entbrannt ist, offenbart dem Bischof Winfried seinen schweren Kampf zwischen Liebe und Entsagung. Einen anmuthigen Gegensatz zu dem ernsten Charakter dieser Illustration bietet das darunter stehende Bild zu dem Bande: „Das Nest der Zaunkönige“, eine Liebesszene zwischen dem Junker Immo und der Hildegard.

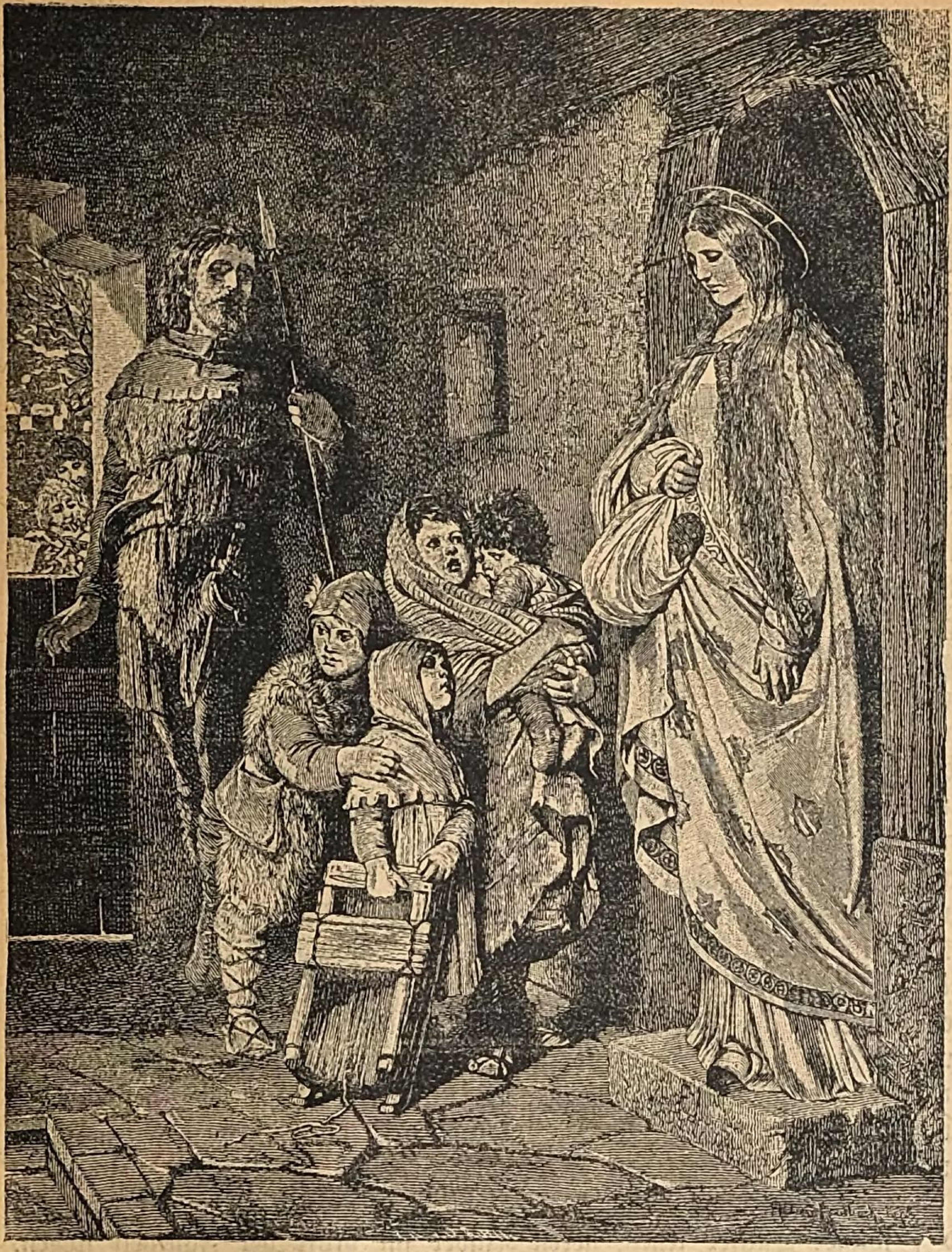
Das dritte Bild ist eine Szene aus dem Roman: „Die verlorene Handschrift.“ Ilse, das Kind der Natur, welches durch seine Ehe mit einem Gelehrten aus dem ruhigen Landleben in das beengte Treiben der städtischen Gesellschaft verpflanzt wurde, ist zum ersten Mal auf das väterliche Gut zurückgekehrt und durchwandert die Wirthschaftsgebäude, alle Einrichtungen mit dem Interesse musternd, welches diejenige erfüllen muß, die einst hier als Tochter des Hauses waltete. Alle Kompositionen der Galerie sind vorzüglich in der Anschauung des Dichters erfaßt. Bereits in mehreren hunderttausend Blättern haben diese Bilder in verschiedenen Formaten, in Pracht- und Volksausgaben Verbreitung gefunden, ein Beweis, in wie hohem Grade sich die Herzen des deutschen Volkes mit der Seele des Dichters verwandt fühlen. Wohl durfte dieser sich an seinem 70. Geburtstage des deutschen Volkes Hausfreund nennen und dem Bewußtsein Ausdruck geben, daß er als solcher auf die Bestrebungen des gegenwärtigen und künftigen Geschlechts Einfluß gewonnen. Und auch seine Gestalten sind uns liebe Hausfreunde geworden; in der vollendeten Plastik ihrer Erscheinung, in der vornehmen Charakterzeichnung und Idealität des Dichters, in voller künstlerischer Wahrheit erschaut, erwärmen sie unsere Seele mit ihrem belebenden Pulsschlag.

Der St. Nikolaustag.

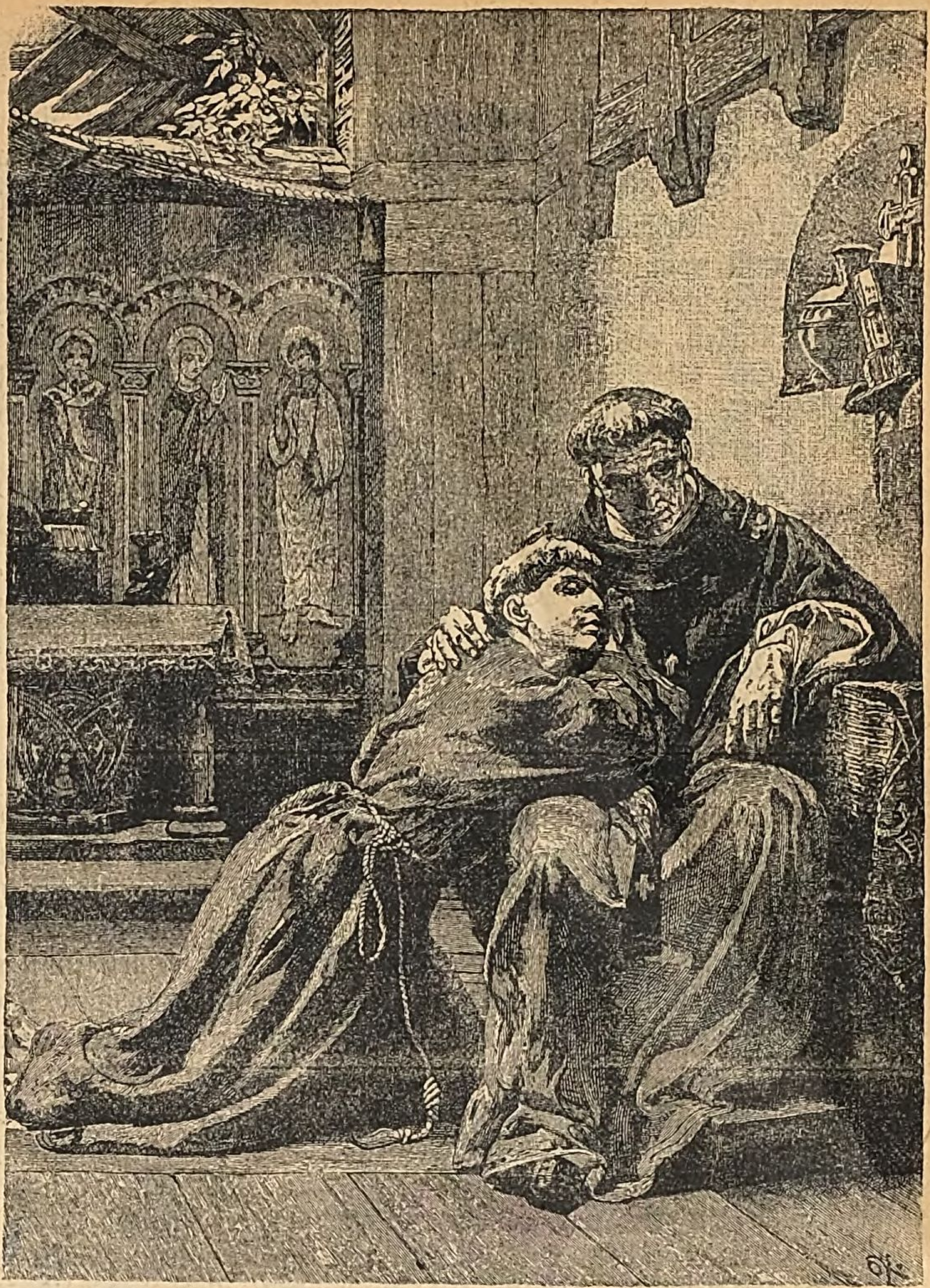
Von Dr. Anton Eichler.

Die Beständigkeit lokaler Gewohnheiten ist eine der seltsamsten Erscheinungen, die sich dem Forscher des Volkslebens darbieten. Nirgends zeigt sie sich auffälliger als in Oesterreich, diesem Lande, in welchem die verschiedensten Nationalitäten mit einander in Berührung kommen.

Man ist überrascht, zu sehen, wie treu isolirte deutsche, italienische und slavische Dörfer ihren überlieferten Gewohnheiten anhängen. Die Eltern scheinen den höchsten Werth darauf zu legen, daß ihre Kinder die alten Feste in den hergebrachten Formen weiter begehen. Das Weihnachtsfest z. B. ist in deutschen Gegenden fast eine Art nationalen Palladiums. Vergangenheit und Zukunft sieht der Vater an diesem Fest verkörpert vor seinen Augen



Ivo und Friederun. Von H. Kaulbach. (Die Brüder vom deutschen Hause.)



Gottfried und Bischof Winfried Von G. Knille. (Ingo und Ingraban.)



Ilse auf das väterliche Gut zurückgekehrt. Von Paul Meyerheim.
(Die verlorene Handschrift.)



Immo und Hildegard. Von H. Kaulbach. (Nest der Zaunkönige.)

vorüberziehen. Ist seine Mutter todt, so erinnert er sich ihres Lächelns, mit dem sie ihn, das dankende Kind, vor langen Jahren unter dem Christbaume empfing und erblickt mit inniger Freude eine Aehnlichkeit mit ihr in den Zügen seines jüngsten Kindes. Lebt sie noch, so sitzt sie in der warmen Ecke am Ofen und streichelt ihren Enkeln die wirren Kindsköpfe mit nicht geringerer Zärtlichkeit, als sie einst den Kopf ihres Sohnes liebkoste.

So gehen die alten Feste ihren Weg durch die Zeiten. Daß sie gewesen sind, ist der Grund dafür, daß sie sind und sein werden. Das versteht sich von selbst. Aber weniger leicht ist es, die Beständigkeit gewisser lokaler Gewohnheiten zu erklären, die oft auf ein paar entlegene Ortschaften eines verlorenen Weltwinkels beschränkt sind, und die Niemand ein Interesse hat, am Leben zu erhalten. So nimmt beispielsweise in Wurzen, einem kleinen slavischen Dörfchen in Krain, die Amme beim Taufgang ein Leib Brod und giebt es der ersten Person, welcher der Zug auf dem Wege vom Hause nach der Kirche begegnet. Diese Person muß das Brod nehmen, ob sie will, oder nicht. Der Gebrauch, sagt man, soll symbolisch andeuten, daß das Kind barmherzigen Sinnes werde. Sind die Bewohner aller benachbarten Dörfer mit so edelmüthigem Herzen geboren, daß bei ihnen ein ähnlicher Wunsch überflüssig wäre? Und wenn nicht, warum hat keines von ihnen die Sitte bewahrt oder angenommen? Man kann doch nicht annehmen, daß Wurzen mit seinen fünfhundert Einwohnern das letzte Ueberbleibsel einer selbstständigen Race sei (obwohl große Theorien manchmal auf keiner breiteren Grundlage erbaut worden sind), denn fast jedes Dörfchen hat einige solcher nur ihm eigenthümlichen Gewohnheiten, die nur langsam aussterben und sich fast niemals weiter ausbreiten, während dieselbe Gewohnheit plötzlich wieder in entfernten Ortschaften auftaucht, die mit jenen gar keinen oder nur geringen direkten Verkehr haben.

Andere Sitten sind ein Vorrecht von gewissen Personen, und die Erscheinung, daß sie tief eingewurzelt sind und eifersüchtig gehütet werden, ist nicht selten. Der Wunsch, auf anderer Leute Kosten die eigenen Bedürfnisse zu bestreiten, ist menschlich, wenn auch nicht löblich; die Krainer Kindbetterinnen machen indeß ziemlich ausgiebigen Gebrauch von diesem Menschenrecht. Die Taufgesellschaft geht von der Kirche zum nächsten Wirthshaus, und dort nimmt sie allen Männern, die sie in der Wirthsstube findet, ohne Gnade die Hüte weg, wenn der Held des Tages ein Junge ist, oder entwendet ihnen Kleidungsstücke aller Art, die eine Mutter gern aufbewahrt, wenn unglücklicherweise ein Mädchen geboren ist. So geraubte Gegenstände können gegen eine kleine Münze wieder zurückerworben werden. Der Betrag, der herauskommt, ist nicht groß, aber er „summt sich auf," wie die Hebeammen sagen, und gewöhnlich hat die Mutter alle Ursache, mit zufriedenem Lächeln den Raub zu überzählen. Was geschehen würde, wenn ein unternehmender und schlecht gezogener Bursche den Säugling zurückbehielte als Geißel für den gestohlenen Hut, ist gewiß eine der schwierigsten Doktorfragen; vorgekommen aber ist es noch nicht, Niemand ist kühn oder verderbt genug, es zu wagen.

Bei den Slaven des südwestlichen Oesterreich hat das Weihnachtsfest eine weit geringere Bedeutung als bei den Deutschen. Es ist bei ihnen eine religiöse Feier und nichts weiter. Um so beachteter ist dagegen das St. Nikolausfest am 6. Dezember, das unter den benachbarten Deutschen nur als eine Vorfeier zu dem großen Fest der Christenheit gilt.

Es ist sonderbar, daß selbst die frömmsten und best unterrichteten der slavischen Landleute keine Ahnung von der Legende des Heiligen haben, dessen Tag ihnen die Gelegenheit zu so lärmender Freude giebt. Er wird mit jener eigenthümlichen Mischung von Ernst und Frivolität behandelt, welche einen absterbenden Mythus charakterisirt. Abends karikirt man ihn in Maskeraden und Morgens lobpreist man ihn; aber selbst die Mummerei hat einen erziehlichen Zweck.

Ein Bursche, der gehörig über die religiöse Bedeutung des Tages instruirt ist, wird maskirt, in lange, weiße Gewänder gesteckt, mit einer seidenen Leibbinde umwunden und mit Mitra und Krummstab ausgestattet. Zwei Engel begleiten ihn, — junge Leute, etwa wie Chorknaben gekleidet, doch gleichfalls mit seidenen Schärpen, einen Korb in der Hand, und ein ganzer Haufe Teufel mit geschwärzten Gesichtern, Hörnern, Schweinerüsseln und ähnlichen phantasievollen Verunstaltungen folgt ihnen. Sie alle sind mit Ketten beladen, welche sie grausam schütteln und rütteln. Einen Teufel darzustellen gilt als ein größerer Spaß, als einen Engel zu machen, und jeder, der sich die nöthige Ausrüstung beschaffen kann, wird dazu zugelassen. Im Abendzwielicht des 5. Dezember, dem Tage vor der kirchlichen Feier, beginnt der würdige Bischof seine Runde. Das ist nun das Zeichen für alle möglichen kindischen Streiche, und gewöhnlich folgt die ganze Kinderschaar dem Zuge des heiligen Nikolaus, der von Haus zu Haus zieht. Der Heilige tritt hinein in Begleitung der beiden Engel, während das schwarze Gefolge draußen bleibt und seine Possen vollführt. Die Kinder des Hauses werden nun einzeln vom heiligen Nikolaus aufgerufen und eingehend examinirt. Dieser Theil der Aufführung vollzieht sich mit dem größten Ernst und Anstand. Einfache religiöse Fragen werden dem Kinde je nach seinem Alter vorgelegt, worauf es einige Gebete und Lieder herzusagen hat, denen die anwesenden Erwachsenen mit voller Andacht lauschen. Wenn die Prüfung erfolgreich bestanden ist, beschenken die Engel das Kind mit Aepfeln und Nüssen; wenn dieses jedoch die Fragen mangelhaft beantwortet hat, wird es in eine Ecke abseits gestellt. Nun werden die Teufel hereingeholt. Den guten Kindern dürfen sie sich nicht nähern, die schlechten jedoch können sie puffen und knuffen und schrecken nach Herzenslust. Anfangs thun sie das als eine Obliegenheit ihrer Pflicht; ihr Vergnügen suchen sie in sonderbaren Tänzen und Hanswurstiaden und in den lustigen Bemühungen, den älteren Mädchen die Gesichter zu schwärzen. Ihren Possen werden auf den Dörfern keine Zügel angelegt; in manchen Städten jedoch sind sie verboten. Zuweilen kann man schon einige Wochen vor St. Nikolaus Teufel an Fenstern solcher Häuser sehen, deren Kinder im Rufe der Faulheit stehen, oder deren ältere Töchter als besonders anziehend bekannt sind.

Wenn der heilige Nikolaus seine Runde gemacht hat, kehren die Kinder in ihre Wohnungen zurück, aber sie nehmen nicht an, daß nun der Heilige verschwunden sei, sondern sie rechnen noch stark auf seine Freigebigkeit. Nachdem sie ihr Abendgebet gesprochen haben, stellen sie vor dem Schlafengehen Schüsseln und Körbe auf das Fensterbrett, worein sie einen Zettel mit ihrem Namen gethan haben. Da hinein legen die Eltern die Geschenke, die sie ihren Kleinen zugedacht haben, und die von diesen der Güte des heiligen Nikolaus zugeschrieben werden. Der folgende eigentliche Feiertag wird allein in der Kirche begangen.

In Wahrheit kann ein solches Fest unsere Weihnachten nicht ersetzen. In Gegenden, wo mit Ausnahme einiger Sommermonate die Familienmitglieder selten getrennt sind, mag sich der Wunsch nach einer feierlichen Gelegenheit zur Vereinigung der ganzen Familie weniger geltend machen, als in Ländern, wo Eltern und Kinder oft beständig durch weite Entfernungen getrennt sind, und auch jene besondere Art von Vergnügen, die unserm Kulturzustand fremd ist, mag dem einfachen Volk angemessen sein, das es ausübt. Aber St. Nikolaus ist wenigstens in einer Beziehung lehrreich für die Literaturhistoriker. Manche Szenen in alten Mirakelspielen werden durch die St. Nikolausfeier verständlicher, und man ersieht an dieser deutlich, wie Possen und selbst Zoten in die heiligsten Stoffe eindringen konnten. Doch waren deswegen die komischen Szenen der alten Mysterien nicht nothwendig frivol, weil sie von einem breiten Humor zeugten. Der Humor ist eben zu verschiedenen Zeiten verschieden. Der Witz der Mysterien ist für uns todt, und was wir von ihm noch verstehen, das ist das Gröbere, ja nach unseren heutigen Anstandsbegriffen das Unsaubere darin. Sie waren eben nicht für uns geschrieben, und in manchen Perioden war Lachen und Weinen nicht so weit von einander entfernt, wie es uns heute scheint. Der St. Nikolaustag in Krain ist ein Beweis dafür. Alte Weiber weinen über Antworten und Gebete der Kinder und lachen dazwischen unbändig über die Possen der Teufel, erblicken aber in diesen beiden Gemüthszuständen keinen Widerspruch. In ihrem Gelächter ist keine Frivolität, in ihren Thränen keine Falschheit beides kommt aus ihrer Natur oder ihrem Gedächtniß.

Die erste Feldwache.

Von H. M.

Es war eine regenschaurige Septembernacht. Das x-te Infanterie-Regiment lag auf Vorposten, und unter dem Schutze der ausgestellten Feldwachen hatte das Gros nach anstrengendem Gefechte sich der wohlverdienten Ruhe hingegeben. Hans von Katzenklau, ein bis dahin nur unter den jüngeren Kameraden geahntes Talent, hatte den wichtigsten Posten, die Feldwache an der Hauptstraße, bezogen. Sie lag an dem Parke des Rittergutes Gr. Kl., dem Quartier des mit den Truppen nicht zusammen bivouakirenden Divisions-Kommandeurs.

Welcher Kontrast! — im Divisionsquartier beim heiteren Mahle fröhliches Lachen und heller Gläserklang, auf Feldwache dagegen, wo der Regen peitscht und ein wärmendes Feuer nicht angezündet werden durfte, stumme Resignation vor Hunger und Kälte, nur zeitweise unterbrochen durch verdrießliche Befehle der Feldwach-Kommandanten und einige Flüche der Unteroffiziere.

Die Mäntel sind bereits durchweicht, und das wenige Stroh reicht kaum hin, um auf dem aufgeweichten Boden eine dünne Streu zum Lagern auszubreiten. Einige Mannschaften, welche sich vor dem strömenden Regen unter die über einen Mühlbach führende Brücke geflüchtet, werden, kaum in den Armen des Schlummergottes eingewiegt, unter heftigen Flüchen aus ihrer Ruhestätte aufgescheucht. Die im Mühlteiche aufgestauten Wassermassen durchbrachen die sie eindämmende Schütze, und entfesselt nahmen sie den ihnen durch den Bach vorgeschriebenen Lauf über unsere Krieger hinfort.

Wie das Räderwerk einer Uhr, so das Ablösen der Posten, Absenden und Zurückkehren der Patrouillen. Von Frost geschüttelt, doch der Disziplin gehorchend, nehmen sie die Gewehre und ziehen von dannen; vor Mattigkeit schleichend, doch vom Marsche erwärmt, kehren sie zurück. Welch eine Ironie liegt in solch einem Moment in dem Liede: „Ha, welche Lust Soldat zu sein!" Wie beneiden diese Armen ihre Kameraden im „lagernden Gros", welche bei duftendem Kaffee plaudernd oder singend am erwärmenden Feuer sitzen und das Schreckliche des Unwetters kaum empfinden.

H. v. K., in seinen „Radmantel" gehüllt, hat auf einem Steine Platz genommen und schaut erwartungsvoll bald nach dem Gutsgehöft, bald die rückwärtsführende Straße entlang. Was beunruhigt ihn? Nicht der Feind kann es sein, nicht die Unsicherheit eines jungen Offiziers bei der ersten Feldwache und noch dazu in so großer Nähe „Seiner Exzellenz", o nein! Es ist heute sein Geburtstag — der erste als Offizier — und die Kameraden im Gros, welche statt der in der Garnison üblichen Freibowle heute auf seine Kosten einen Bivouaks-Glühwein trinken, hatten ihm doch versprochen, seiner nicht zu vergessen. Sollten sie es etwa dabei bewenden lassen, auf sein Wohl anzustoßen und zu trinken? Doch nein, da naht sich schon von rückwärtsher ein Gefreiter, ein „Kochgeschirr" in der rechten Hand schwenkend. Habt Dank, ihr Kameraden, sei gesegnet, du lang erwarteter Augenblick, wo ein wärmender Trank den erstarrten Leib stärken und dem jungen Krieger neues Feuer in die Adern jagen soll. Die Unteroffiziere und Mannschaften haben zwar vom Piket her ihren erfrischenden Kaffee zugetragen erhalten, was aber ist bei einem solchen Hundewetter dieser gegen den duftenden Feuertrank des Glühweins. Ein Himmelreich für solch einen Schluck, und daher fällt manch scheeler Blick auf jenes Kochgeschirr.

Schnell und ohne vorher die Glückwunschsbezeugungen der Kameraden aus dem Munde des Ueberbringers entgegenzunehmen, öffnet das Geburtstagskind den Feldkessel. Hineinblickend stößt er gegen den Gefreiten Worte aus, welche auf bedeutende zoologische Kenntnisse schließen lassen, denn durch das unvorsichtige Tragen des Gefäßes war dasselbe fast leer und überdies der geringe Inhalt noch kalt.

Um eine schöne Hoffnung ärmer, aber zu stolz, um von dem Gutsbesitzer, welcher die Truppen über die „Exzellenz" vergessen zu haben schien, für sich und die Mannschaft etwas zu erbitten, zieht er den Mantelkragen hoch über die Ohren, übergiebt dem ältesten Unteroffizier auf wenige Stunden die Feldwache und wirft sich auf die dürftige Lagerstätte nieder, um im Schlafe Vergessen zu suchen.

Die aus dem Gros durch die Nacht hinzitternden Töne der Regimentsmusik: „Ich bete an die Macht der Liebe u. s. w." bilden auch das Schlummerlied unseres jungen Kriegers, der sich ach, so ganz anders, die erste Wacht ausgemalt hatte.

Doch auch diese Nacht schwindet, wie so manche, und schleichend naht sich ein verhängnißvoller Morgen. Noch schlummert unser Krieger, noch lagern gespenstige Nebel auf Flur und Wald, da horch — ein Schuß in der Postenkette, dann sogleich ein zweiter, dem schneller und immer schneller mehrere Schüsse folgen. Rauh aus den süßen Träumen aufgescheucht, ist die Feldwache sofort an den Gewehren und rückt in der Richtung, aus welcher die Schüsse kamen, vor. Keuchend kommt ein Mann von dem Doppelposten Nr. 2 mit der Meldung entgegengelaufen:

„Meldung vom Doppelposten Nr. 2. Auf dem Wege von Z. nach hier rückt die Schimmelschwadron der uns feindlich gegenüberstehenden schwarzen Husaren heran und befand sich bei meinem Verlassen des Postens mit der Queue am Ausgange des Gehöftes W."

„Hans, heut kommt Dein Ehrentag," so sagt sich unser muthiger Krieger, und „Schwärmen in der Richtung auf Doppelposten Nr. 2," so lautet sein Kommando.

Auf der Höhe, wo dieser Posten bereits die Tagesstellung eingenommen hatte, angekommen, bemerkt H. v. K., daß er im Eifer des Gefechts seinen Krimstecher verloren, doch auch, daß der gemeldete Feind in Marschkolonne in der That heranrückt. Trotz des starken Nebels sieht unser Krieger ganz deutlich aus der Tiefe berganrückend die weißen Leiber der Pferde und die dunklen Schabracken und Attilas der Reiter.

Mit seinen Kriegsschulkenntnissen in der Taktik sagt er sich, daß, wenn er ein geradezu vernichtendes Feuerresultat erzielen will, er nicht erst die Schwadron zur Attaque aufmarschiren und anreiten lassen dürfe, sondern daß jetzt der geeignete Moment zum Salvenfeuer gekommen sei.

„Erstes Glied 700; zweites Glied 800 Meter auf die anrückende Kavallerie — legt an — Feuer!" so kommandirt mehrmals unser Held und ruft, als die Schwadron nicht einmal die einfachsten Regeln der Taktik befolgt, sondern in der „Kolonne zu Dreien" ruhig weiter heranrückt, ganz empört aus:

„Weiß Gott, die Kerls respektiren mein Feuer gar nicht. Kolossal, auf Ehre, der Rittmeister verdient infam kassirt zu werden, so wahr ich Hans von Katzenklau heiße."

Die fortgesetzten Salven unseres tapferen „Genies" alarmiren nicht nur die Nebenfeldwachen und Pikets, sondern auch das Gros, und bald ist man auf der ganzen Linie im Vormarsch gegen den „Feind".

Noch ruhig in weichen Kissen schlummernd, erwacht von dem wilden Kriegslärm der Herr General. Empört, daß gegen seinen ausdrücklichen Befehl die Truppenbewegungen lange vor der festgesetzten Zeit beginnen, wirft er sich ärgerlich in seine Uniform und begiebt sich zu Fuß auf den nahegelegenen Kampfplatz. Er trifft noch gerade rechtzeitig ein, um die Situation überschauen und die Belehrung H. v. K.'s durch den nun erst recht in Redefluß gekommenen Lagerkommandanten anzuhören.

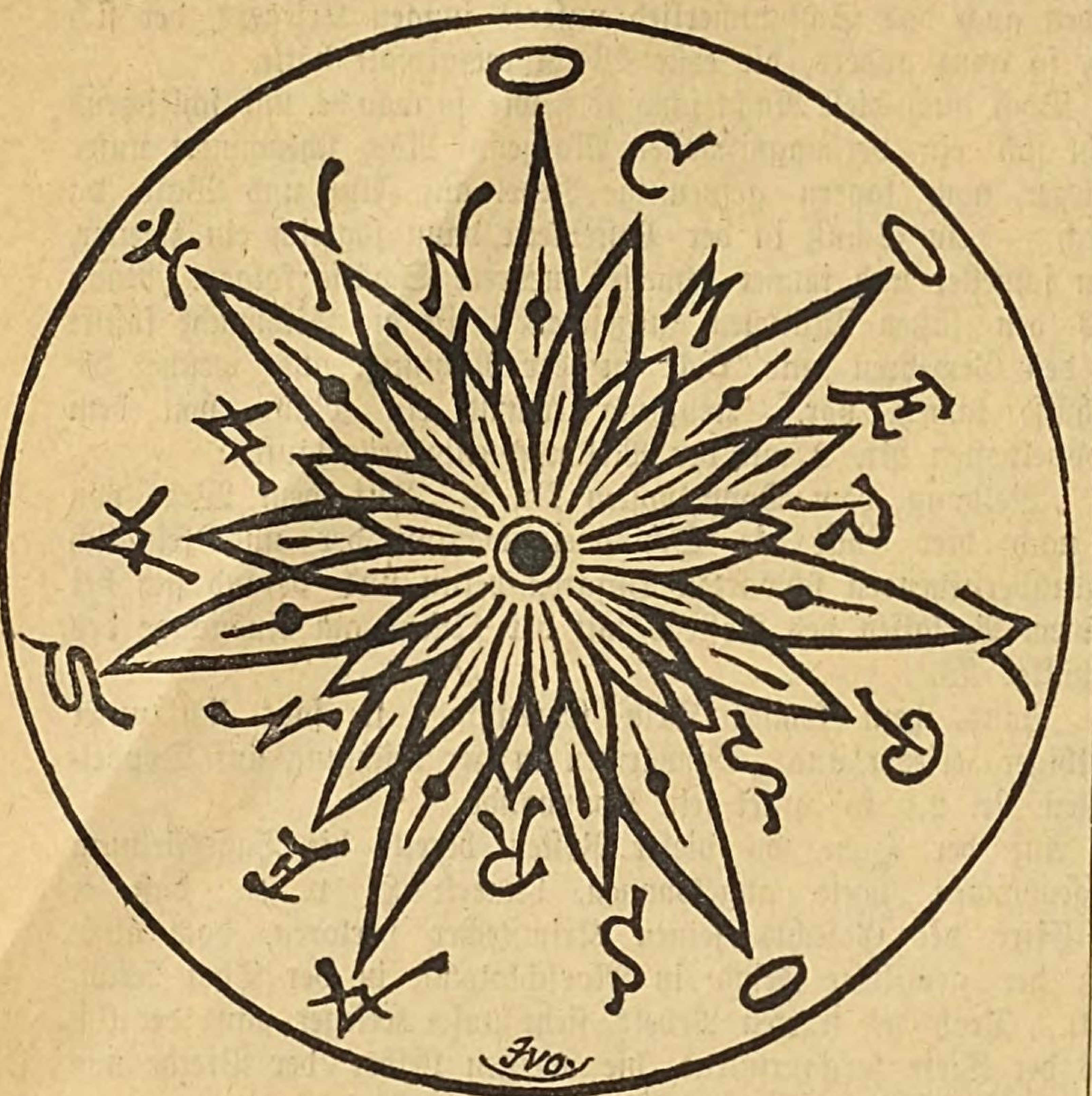
Jene Husaren, welche, unbeirrt von dem auf sie gerichteten Feuer, todesmuthig ihren Weg fortsetzten, waren eine Heerde Gänse, welche aus dem vor der Postenkette liegenden Dorfe W. zur Weide hinausgetrieben wurden und mit ihren weißen Leibern und grauen Flügeln, im Nebel gespenstig vergrößert, als jene Schimmelschwadron erschienen.

Schmunzelnd klopft Se. Exzellenz unserem jungen, tief niedergedrückten Krieger mit den Worten auf die Schulter:

„H. v. K., Ihr seid der Welt Jahrhunderte zu spät geboren, denn Euch wäre es trotz der Gänse sicherlich geglückt, das Kapitol zu erobern."

Räthsel und Spiele.

Dechiffrir-Rosette.



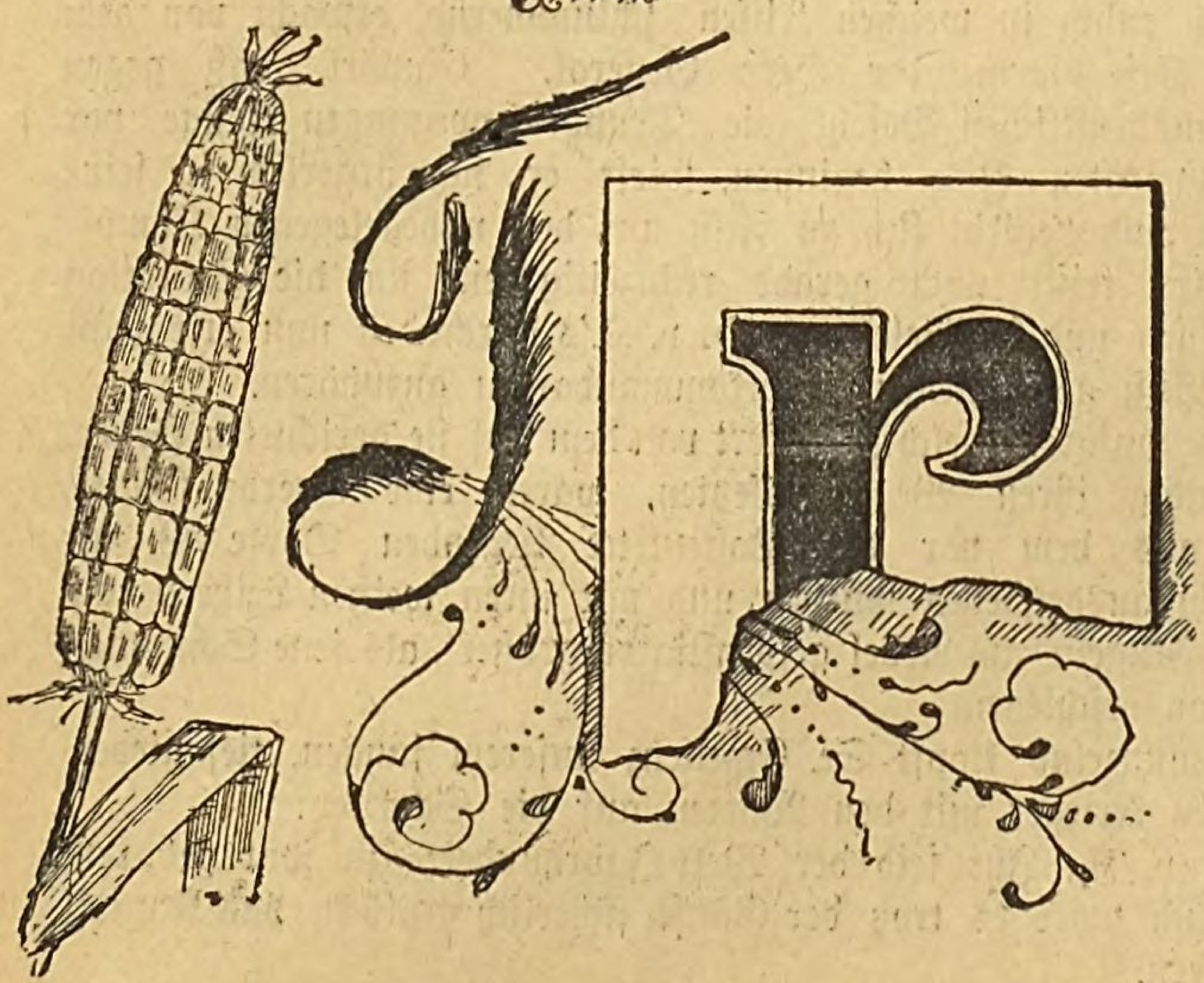
Welchen Text ergeben die Buchstaben der Rosette?

Räthsel.

Dreisilbig.

Alle Mädchen mit Entzücken
Denken an mein erstes Wort.
So vermag sie zu berücken
Nicht des Eises lust'ger Sport.
Daß die Zeit auch weiter schreite,
Merken sie beim Ersten nicht.
Traurig sind sie, wenn das zweite
Wort man doch auch endlich spricht.
So erfüllt uns auch mit Trauer
Das vereinte Ganze meist,
Wenn der Dichtung düstrer Schauer
Seine Macht an uns beweist.

Rebus.



Königspromenade.

sie	ich	daß	ü	der	ich	weckt	ster
im	sen	ber	ob	die	licht	fen	im
traum	le	ra	ken	blü	nem	mond	wie
zu	sie	schung	schrek	klei	ten	ei	sie
grüs	kelch	glüb	chens	und	scham	vor	ge
sen	rem	lieb	ten	mor	gen	duft	som
näch-	des	eu	in	laßt	der	kin	mer
vor	tens	vor	dem	Haus	ge	we	sen

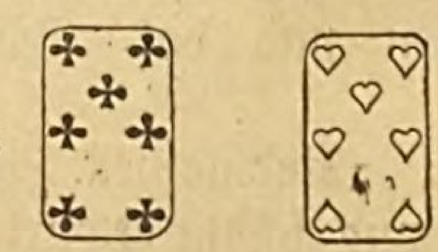
Räthsel.

Die Erste ist dreiviertel der Zweiten;
Es geht die Zweite mit eilendem Schritt.
Der Näscher läßt sich das Ganze bereiten,
Und Anderen theilt er kein Viertelchen mit.
Doch ist das Ganze auch häufig gefährlich;
Oft kündet's entzügelte Volkswuth an.
Dann Eins, Polizei! Doch stets nur spärlich
Und niemals in Zwei rückt sie heran.

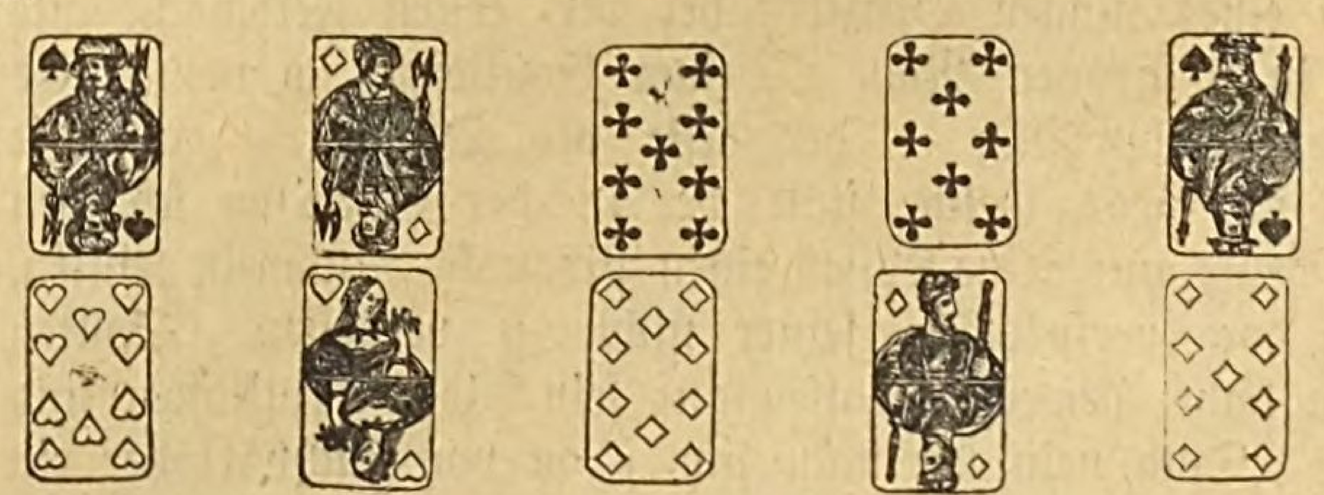
Auflösung der Räthsel aus Nummer 5.

Räthsel. Fegefeuer.

Skat-Aufgabe.

Im Skat lag: 

Der Spieler tournirte Trefle-Sieben und gewinnt dadurch, daß auch Coeur-Sieben noch im Skat lag. Denn Vorhand hatte folgende Karten:



Der Spieler bringt Atout-Zehn und König, auf Pique- und Coeur-As fällt jedesmal König und Dame, Carreau-As macht einen Stich, und Spieler hat demnach mit 61 Points gewonnen.

Zickzack.

Man beginnt mit dem innen links stehenden „A" und stellt die Buchstaben, die Linie des Zickzacks verfolgend, aneinander. Der Text ist: Ave, imperator, morituri te salutant.

Räthselhafte Inschrift.

Garnisonskapelle.

Percoctus nunquam filii promontorium ulua
Gar nie Sohn's Cap Elle.

Charade. Siegfried.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 7 — Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt — 12. Februar 1888

Der Sergeant Schulze.

Eine wahre Militär-Humoreske von Alfred Wahl.

Originelle Korporals-Figuren, wie sie die langen Friedensjahre vor 1848 zeitigten, sind heutzutage gänzlich aus der Armee verschwunden. Wer jetzt nach zwölfjähriger, tadelfreier Dienstzeit bei der Truppe seinen Civil-Versorgungsschein in der Tasche hat, dient nur selten, und meist widerwillig, noch ein Weilchen weiter, denn die Anforderungen des Dienstes sind zu vielseitige, die Anspannung aller geistigen und körperlichen Kräfte zu groß und die freie Zeit zu knapp bemessen.

Da war's früher ganz anders!

Der Dienst der Infanterie bestand beinahe ausschließlich im Exerzieren, worin allerdings Wunder an Strammheit und Exaktität geleistet wurden. Die Schießübung erledigte man damals an einem einzigen Tage, da des alten Feldmarschalls Suwarow Grundsatz: „Die Kugel ist eine Thörin, nur das Bajonett ist weise," als Dogma in allen Armeen galt. Das Turnen war noch nicht eingeführt, und der Felddienst, von dem Niemand viel hielt, nahm auch nicht übermäßig Zeit in Anspruch. Außer bei dem „geliebten" Exerzieren, wobei es freilich in der Regel höchst ungemüthlich zuging und Püffe und Scheltworte hagelte, ging Alles seinen gemächlichen Schlendrian, einen Tag wie den anderen weiter, und bei des Gamaschendienstes ewigem Einerlei befanden sich wohl und ergrauten die Offiziere und Korporale.

Im . . ten Infanterie-Regiment, das in T . . . garnisonirte, befehligte in den vierziger Jahren der Hauptmann D. schon seit anderthalb Dezennien die . . te Kompagnie des Füsilier-Bataillons. Er war ein strenger alter Herr und, weil er es, obwohl seit fast drei Jahren der älteste Hauptmann im Regiment, noch nicht zum Major gebracht hatte, ängstlichst auf die Würde seiner Stellung bedacht und natürlich wie Alle, die am Stabsoffizier-Fieber leiden, immer mißvergnügt, gereizt und ärgerlich.

Sein Lieblings-Unteroffizier, weil ein Exerziermeister par excellence, war der Sergeant Schulze, der seit seinem Dienstantritt, vor vollen fünfundzwanzig Jahren, der nämlichen Kompagnie angehörte. Nur klein von Körper, ein weniges über das Militärmaß, war Schulze um so größer an soldatischen Eigenschaften. Zwei Stunden vor Beginn des Dienstes mit dem Glockenschlag erhob er sich von seinem Lager, und war am Vormittage kein Dienst, wie z. B. an den Sonn- und Festtagen, so stand er demungeachtet im Sommer Punkt fünf, im Winter um sechs Uhr auf, um sofort seine militärische und erziehliche Thätigkeit als Korporalschaftsführer seinen Untergebenen gegenüber zu beginnen. Die mit seiner Mannschaft belegte Stube war das Muster von Sauberkeit und Ordnung, der Anzug seiner Leute tadellos, ihre Helme und Waffen spiegelblank und ihre Haltung die vorschriftsmäßigste in der ganzen Kompagnie. Dabei ging er Allen mit gutem Beispiel voran und konnte sich rühmen, selten eine Rüge, niemals eine Strafe erlitten zu haben.

Seine breitschultrige, gedrungene Gestalt hielt er kerzengrade, der neu eingeführte Waffenrock saß ihm wie angegossen, und der Sitz seiner Halsbinde, genau einen Finger breit über die Tressen des Kragens hervorragend, war das Entzücken sämmtlicher Vorgesetzten. Der exakte Bindensitz spielte damals eine noch ungleich größere Rolle, als jetzt, und bei den Inspizirungen durch die Generale bestand kein Truppentheil, der dagegen fehlte. War doch in der ganzen Armee des greisen Obersten Hannemann in Berlin Ausspruch bekannt: „Der Fähnrich in Kommiß ist mich der schönste Mann im Staate, und die größte Zierde des preußischen Soldaten überhaupt ist mich die Halsbinde; denn je höher die Halsbinde, um so höher — die Bildung."

Auch unserem Sergeanten Schulze war diese Sentenz bekannt, und da er sich, außer der mühselig erlernten Kunst von etwas Lesen und Schreiben, nicht weiter mit den Wissenschaften beschäftigt hatte, bemühte er sich, vorzüglich außer Dienst, durch eine besonders hohe Halsbinde seinen Soldaten und dem Civil-Publikum zu imponiren. Auf einer solchen Riesenbinde saß sein dickes Haupt mit dem martialischen Antlitz, dem die großen, abstehenden Ohren, der blonde gewaltige Schnauzbart, die kleinen stechenden, dunkelgrauen Augen und der breite Mund mit den langen Zähnen einen noch grimmigeren Ausdruck verliehen. Seine Haare, die nach der Stirn zu schon dünn wurden, waren streng kommißmäßig durch reichliche Anwendung von ungesalzenem Schweinefett, das gleichzeitig zum Einschmieren der Stiefel und beim Gewehrputzen praktische Verwerthung fand, wie zwei Bretter nach vorn gekrümmt. Kurz seine Persönlichkeit war ganz nach dem Sinne seines gestrengen Chefs, des Hauptmanns D., der ihn im Dienste, um sich eine solche Kraft recht lange zu erhalten, nach Möglichkeit begünstigte und ihn hauptsächlich zum Drillen zurückgebliebener oder fauler und ungeschickter Füsiliere verwendete. Und das war sein eigentliches Element; das Nachexerzieren einer Abtheilung Malpropperer seine Lieblingsbeschäftigung.

Um das Bild des Sergeanten Schulze zu vervollständigen, kann indiskreter Weise nicht unerwähnt bleiben, daß, einmal in seinem Leben, die Liebe sein kriegerisches Herz berührt hatte. Die große und kräftige Köchin des Hauptmanns D., Katharine mit Namen, hatte es ihm, vor ein Dutzend Jahren etwa, angethan. Auf einem Kompagnie-Ball am Geburtstage des Königs lernte er die Holde kennen und lieben. Weil er sich damals schon der Anstellungs-Berechtigung erfreute, hatte er beschlossen, der Kaserne und seiner Korporalschaft zu entsagen und sich als Gensdarm anstellen zu lassen.

Er war auch wirklich zur sechsmonatlichen Probedienstleistung in eine Stelle auf das Land berufen worden und mit schwerem Herzen von T... und Katharine geschieden. — Aber er konnte sich in seine neue Lage nicht einleben. Mit den Bauern hatte er ewig Streit, weil sie ihn äußerlich nicht so zu honoriren brauchten, wie daheim seine Soldaten. Im Wirthshaus stand Keiner auf, wenn er eintrat, und redete er Einen auf der Straße an, so nahm er nicht einmal die Hacken zusammen, noch weniger eine halbwegs vorschriftsmäßige Haltung an. Dann mißfiel ihm der Anzug der Kerle, und an das gänzliche Fehlen der Halsbinde vermochte er sich absolut nicht zu gewöhnen. Ueberdies war es ihm beim Glase Bier oder Branntwein wiederholt vorgekommen, daß Einer, wenn auch nur schüchtern, widersprach oder nicht voll seiner Meinung zu sein schien.

Ein solches Leben unter so ungedrillten Dummköpfen fand er unerträglich, und als das halbe Jahr um war, kehrte er in seine Garnison zurück. Bezüglich Katharinens, die sich schon auf die „Frau Gensdarm" gespitzt hatte, tröstete ihn der Gedanke, daß sein Hauptmann, der, obwohl selbst verheirathet, kein Freund der Ehe war, doch wohl schließlich die Genehmigung ertheilen würde, seinen Schatz als „Frau Sergeantin" in die Kaserne einzuführen.

Aber eine schwere Enttäuschung war das Erste, das in T... seiner harrte. Die Jungfer Katharine hatte nämlich während seines Kommandos einen baumlangen Sergeanten-Kollegen des ersten Bataillons auch zur Probedienstleistung, respektive Stellvertretung, als Vice-Geliebten angenommen, und weil Schulze in Liebesaffairen ebenso stramm dachte, wie beim Exerzieren, so hatte er unverzüglich das Verhältniß zu der Ungetreuen gelöst. Von da ab gehörte er voll und ganz allein dem Dienste an, dem er sich womöglich mit doppeltem Eifer hingab. Nur an einigen Abenden in der Woche verließ er die Kaserne und besuchte eine Kneipe, wo man ihn kannte und gebührend beachtete. Trotz des knappen Gehalts der guten alten Zeit erlaubten ihm seine Verhältnisse eine derartige Extravaganz, denn er war von Hause aus nicht unvermögend.

Die Wiederaufnahme seiner gewohnten Dienstpflichten hatte Katharinens Bild bald in seinem Herzen verwischt, und als sie sein Nachfolger, der bei der Berliner Polizei eine Stellung bekommen hatte, als sein Eheweib mit sich nahm, dachte er der alten Minnezeit nur als einer Episode höchster Thorheit, eines richtigen preußischen Sergeanten unwürdig.

Während der größte Theil der Menschheit sich ärgert, wenn er am frühen Morgen, besonders im Winter, um des Tages Last und Mühe zu beginnen, aus den warmen Federn muß, so war das umgekehrt für unseren Freund ein Augenblick tiefster Befriedigung. Da er, trotz der ihm von der Huld seines Chefs bis Mitternacht gewährten permanenten Urlaubskarte, vor elf Uhr wieder in der Kaserne war und auch äußerst mäßig lebte, so war er Morgens immer frisch und von dem Hochgefühl, daß nun seine Herrscher-Herrlichkeit begann, belebt und voll durchdrungen.

Sobald er sich in der Frühe angezogen hatte, was nicht übermäßig viel Zeit in Anspruch nahm, trank er den Kaffee, den sein Putzer ihm bereitete, und widmete dann die Zeit bis zum Dienst lediglich der Fürsorge um seine Füsiliere. Nachdem er jedes einzelne Bett, ob es auch vorschriftsmäßig gemacht, gemustert hatte, wobei ihm manches Donnerwetter entfuhr, ließ er die Leute ohne Waffenrock antreten, um sich von ihrer Reinlichkeit und richtigen Haarfrisur zu überzeugen. Dann umgürtete er sich mit dem Seitengewehr und unterzog die Spinde der Mannschaft gewissenhafter Besichtigung, wobei ihn der zweite seiner Korporalschaft zugetheilte Unteroffizier und der Stubendujour als Adjutanten begleiten mußten.

Präzise eine halbe Stunde vor Beginn des Kompagnie-Dienstes befahl er mit lauter Stimme: „Heraustreten!" setzte sich, vor dem kleinen Spiegel stehend, der neben seinem Bette hing, den Helm mit hörbarem Ruck auf sein würdiges Haupt und nahm dann mit feierlicher Miene sein Gewehr aus seines Putzers Hand entgegen, das er nun einer eingehenden Prüfung unterzog. Während dessen mußte der Unteroffizier unten auf dem Exerzierplatze vor der Kaserne die Korporalschaft rangiren, in zwei geöffneten Gliedern aufstellen und den Anzug nochmals einer sorgfältigen Besichtigung unterwerfen. War Alles im Stande, so begab sich ein Gefreiter zu dem Sergeanten mit der täglich gleichlautenden Meldung: „Korporalschaft angetreten, Alles in Ordnung!"

Mit ernster Miene und voller Hoheit in Haltung und Geberden, sich der Erhabenheit des Augenblicks bewußt, nahm Schulze mit gnädigem Kopfnicken diese Meldung entgegen und folgte langsam, das Gewehr in der linken Hand haltend, dem vorauseilenden Gefreiten.

Sobald der Unteroffizier seinen Führer erblickte, kommandirte er laut genug, um einer Brigade verständlich zu sein: „Stillgestanden, richt' Euch, Augen links!" und stellte sich selbst auf den rechten Flügel der Korporalschaft. — Sergeant Schulze war nun allgemach bis auf drei Schritte an seine Abtheilung herangekommen, deren „Richtung" er zunächst mit Feldherrnblick überschaute, dann reckte er den Kopf so hoch aus der Halsbinde, als es ihm seine körperliche Beschaffenheit irgend erlaubte, und rief lauthin schallend: „Guten Morgen, Füsiliere!" worauf, wie aus der Pistole geschossen, unisono die brüllende Antwort „Guten Morgen, Herr Sergeant Schulze!" erfolgte. War die Erwiederung nicht laut und energisch genug, oder kam gar Einer mit einer Silbe nach, so wiederholte er das „guten Morgen, Füsiliere," so lange, bis die Antwort „klappte".

Diese Szene hatte sich in der eben beschriebenen Art viele Jahre Tag für Tag abgespielt, als sie an einem schönen Frühlingsmorgen zufällig in der Person des Hauptmanns und Kompagnie-Chefs D. einen Zuschauer erhielt. Der Letztere, der pünktlich zu der von ihm befohlenen Zeit auf dem Platze war, kam heute aus irgend einer Veranlassung eine halbe Stunde früher, ging in den unmittelbar an die Kaserne anstoßenden Kasinogarten und beobachtete von dort aus voll Erstaunen das militärische Schauspiel. Der Sergeant Schulze, der keine Ahnung von der Nähe seines Chefs hatte, war darum nicht wenig erschrocken, als ihn dieser bei Beginn des Dienstes abseits rief und mit folgenden Worten anredete, richtiger anschnauzte: „Was war denn das für eine Komödie, die Sie vorhin beim Antreten Ihrer Abtheilung aufführten?" Und ohne eine Antwort abzuwarten, die bekanntlich beim Militär, selbst auf direkte Fragen, von dem Untergebenen nur höchst selten gegeben werden darf, fuhr er fort: „Wenn der erste Mann Ihrer Korporalschaft heruntertritt, sind Sie mit dabei und kommen nicht, aufgeblasen wie ein Frosch, mit dem Sie überhaupt viel Aehnlichkeit haben, nachgetrollt. Was aber das „guten Morgen, Füsiliere" betrifft, so ist das eine Anmaßung von Ihm, Serrrgeant Schulze, sich dergleichen nur zu erlauben. Dieses Recht habe nur ich und die höheren Herren Vorgesetzten. Will Er „guten Morgen" sagen, so thue Er es meinetwegen, wenn Er aufsteht. Wie ich es heute gehört und gesehen habe, verbiete ich es Ihm hiermit. Merk' Er sich das!"

Aufs Tiefste in seinen Empfindungen gekränkt, mit zuckendem Wehe im Herzen, marschirte der tapfere Sergeant im vorschriftsmäßigen Parabeschritt auf seinen Platz zurück. Es war ihm beklommener zu Muthe, als damals, wo er die Untreue Katharinens erfuhr, und in einem Zustand, der an Betäubung grenzte, that er seinen Dienst, so daß er sich zur Verwunderung der übrigen Unteroffiziere und der Soldaten, von denen keiner den Zusammenhang ahnte, heute mehrfache Rügen wegen seiner Unaufmerksamkeit zuzog. Zum ersten Male in seinem Leben dankte er Gott,

daß das Exerzieren vorüber war, und wie von einer Centnerlast befreit athmete er auf, als er sich auf seiner Stube seiner Armaturstücke entledigt hatte.

Nimm dem Menschen eine Idee, mit der sein ganzes Denken und Fühlen zusammenhing, und der blaue Himmel scheint ihm grau gefärbt, die strahlendste Sonne verdüstert und die lachendste, üppigste Landschaft eine Einöde. So ging es Schulzen. Wie ein Träumender schlich er durch die weiten Räume der Kaserne, unsicheren Schritts und mit bleichen Wangen, nachlässig saß ihm die Halsbinde, dieser Stolz des Kriegers, im Nacken mehr als zwei Zoll, vorn nur einen Strohhalm breit über dem Kragen des Waffenrocks hervorragend. Bei all dem Uebel nur ein Glück, daß der folgende Tag ein Sonntag war und er Zeit gewann, über sein Schicksal nachzudenken. Aber der Sonntag verstrich, wie so viele Sonntage, und ohne daß unser Held zu einem Entschlusse über sein zukünftiges Verhalten kam.

Die Füsiliere warfen verstohlene Blicke nach ihrem Führer, dessen Munde heute kein Donnerwetter entfuhr, und lautlos, als wenn ein Schwerkranker in der Nähe wäre, ging Jeder an seine Verrichtung. Endlich, die Zeit zum „Heruntertreten" war fast gekommen, rief der Sergeant mit matter Stimme den Unteroffizier zu sich und befahl ihm, die Korporalschafts-Führung zu übernehmen und ihn bei dem Feldwebel am Fieber krank zu melden.

Am Abend des vierten Tages war Schulze nach langem geistigen Ringen endlich mit sich im Klaren. Er erbat sich von dem Feldwebel die Erlaubniß, einen Spaziergang machen zu dürfen, weil er sich ziemlich wohl fühle und morgen wieder zum Dienst erscheinen wolle. Dann kleidete er sich mit aller Sorgfalt an, winkte den Gefreiten Strammermann, der sein besonderes Vertrauen genoß, zu sich heran, flüsterte demselben etwas leise zu und verließ erhobenen Hauptes, wie in früheren Zeiten, die Kaserne.

Punkt acht Uhr trafen sich Sergeant und Gefreiter am S . . . Thore, und was hier während einer halben Stunde verhandelt wurde, hat keines Menschen Ohr erfahren.

Vom nächsten Tage an rangirte der Unteroffizier, wie früher, auf dem Exerzierplatz vor der Kaserne die Korporalschaft, und kräftig ertönte das „guten Morgen, Füsiliere" des Sergeanten, und die Antwort der Soldaten. Nur der Gefreite Strammermann verließ regelmäßig eine Viertelstunde früher, wie die Anderen, die Stube, durchstrich den Kasinogarten und musterte scharfen Blickes, wie der Führer einer Schleichpatrouille in der Nähe des Feinds, jeden Winkel bei der Kaserne, nahm dann Aufstellung an der Ecke des großen Gebäudes, die der Wohnung des Kompagnie-Chefs zunächst lag, und trat erst in die Reihe seiner Kameraden ein, als der letzte Ton des „guten Morgen, Herr Sergeant Schulze" verklungen war.

Die Welt war zwei Monate älter geworden, ohne daß sich etwas Bemerkenswerthes ereignet hätte. Schulze war wieder ganz der alte, große Held und schien den Zwischenfall mit seinem Chef völlig vergessen zu haben. Militärisch lebte man jetzt in der Zeit der Felddienstübungen, und weil der Sommer sehr heiß war, rückten die Truppen schon frühzeitig aus. Vom Thurme der B.-Kirche schlug es gerade fünf Uhr Morgens, als der Sergeant Schulze durch das Haupt-Portal der Kaserne langsam, mit der Befriedigung in Miene und Haltung, wie sie nur das ausgeprägteste Selbstbewußtsein dem Manne und Soldaten verleiht, daher geschritten kam. Kräftig ertönte des Unteroffiziers Kommando: „Stillgestanden, richt' Euch, Augen links," mit sonorer Stimme des Korporalschaftsführers Gruß: „Guten Morgen, Füsiliere," energisch und „rund", wie der militärisch-technische Ausdruck lautet, die Erwiederung: „Guten Morgen, Herr Sergeant Schulze," als plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, eine tiefe, Allen wohlbekannte Stimme dem beim ersten Laute zur Bildsäule erstarrten Sergeanten ein: „Guten Morrrgen, Herrrrrr Serrrgeant Schulze," scheinbar aus himmlischen Höhen, entgegenschrie.

Erst als die Stimme mit verdoppelter Stärke, das rrrrr lange nachschnarrend, den Morgengruß wiederholt hatte, gelang es dem Sergeanten, der an allen Gliedern zitterte, sich so weit zu beherrschen, daß er den Kopf nach der Richtung des Schalls drehte und kaum vernehmlich: „Guten Morgen, Herr Hauptmann," stammelte. Ja, er war es selbst, der gefürchtete Chef, der aus einem Fenster des zweiten Stockwerks seine lange und hagere Gestalt weit herauslehnend, den Morgengruß seinem Untergebenen entgegengeschleudert hatte. Eine Minute lang sahen sich sprachlos Hauptmann und Sergeant Aug' in Auge, dann ertönte wieder die Stimme aus der Oberwelt, diesmal womöglich noch knarrender und schnarrender, als vorhin:

„Drrrrrei Tage Mittelarrrrrest, Serrrrrgeant Schulze! Guten Morrrrrgen, Herrrrr Serrrrrgeant Schulze!"

❦

Zwei Stunden später saß eine geknickte Gestalt, vor sich hin starrend, keines Gedankens fähig, im Militär-Arrestlokale, die Feldmütze nachlässig auf dem Kopfe, seine vierschrötige Figur in eine Bekleidung fünfter Garnitur gehüllt.

Als beim Appell der Feldwebel den Kompagnie-Befehl verlas, lautete der bezügliche Passus kurz und bündig: „Der Sergeant Schulze erhält drei Tage Mittelarrest wegen Nichtbefolgung eines gegebenen Dienstbefehls."

Die Seelenqualen, die unser Held im Hotel des Vater W., des Arrestaufsehers, erduldete, wolle sich die schöne Leserin und der geneigte Leser selbst ausmalen. Die Feder eines Goethe gehörte dazu, solches Herzeleid zu schildern!

Nur gerüchtweise erzählte man sich in der Kaserne, daß der Sergeant Schulze während seiner Strafzeit weder sein Brod berührt, noch seine brennenden Lippen an dem Inhalt des Wasserkruges, der vor ihm stand, gekühlt habe. Thatsache ist, daß er nach Verbüßung der drei Tage wegen Erkrankung am Gallenfieber in das Lazareth aufgenommen werden mußte.

Wenn auch seine kräftige Natur nach und nach die Krankhei[t] überwand, so machte doch seine Genesung nur sehr langsam Fortschritte, und wer weiß, welches Ende diese Sache noch genommen hätte, wenn nicht ein unvorhergesehenes Ereigniß Schulzens tief erschüttertem Gemüthe zum lindernden Balsam geworden wäre. Der Hauptmann D. war nämlich unter Beförderung zum Major in ein Regiment nach Königsberg versetzt und in seine Stelle der Divisions-Adjutant Hauptmann v. M. zum Kompagnie-Chef ernannt worden. Dieser — ein noch junger Mann — benutzte die erste sich darbietende Gelegenheit, den kranken Sergeanten im Lazareth aufzusuchen.

Die kurze Unterredung beschloß der neue Chef mit den Worten: „Ich habe nichts dagegen, daß Sie Ihre Korporalschaft durch den Unteroffizier antreten lassen und sie dann mit „guten Morgen, Füsiliere" begrüßen. Machen Sie nur, daß Sie bald wieder gesund werden, denn es gehen drei Unteroffiziere in Civilstellen ab, und ich kann Ihre bewährte Kraft nicht lange missen."

Wie ein Wunder aus alter biblischer Zeit wirkten diese Worte. Kaum acht Tage waren vergangen, und der Exerzierplatz der B.-Kaserne erdröhnte wieder von dem schneidigen: „Guten Morgen, Füsiliere" und der nicht minder schneidigen Antwort: „Guten Morgen, Herr Sergeant Schulze!"

La Quaresima.

Von Dr. Anton Eichler.

Die Mütter der gegenwärtigen Generation von Neapel pflegten ihren Kindern zu erzählen, daß in der Mitternachtsstunde des Fastendienstags, wenn der gute Karneval sich auf der Höhe seiner Fröhlichkeit befindet, ein altes Weiblein erscheine, welches dem Vergnügen plötzlich ein Ende bereite. Ihr Gesicht sei bleich und abgezehrt, und ihr grobes, schwarzes Kleid könne die Verkrüppelung ihrer Formen kaum verbergen. Das sei die Quaresima (die Fastenzeit), die alte Feindin Karnevals. Im Verlauf der Geschichte entwickelt sich zwischen den beiden Gegnern ein Gespräch, welches nur in der Beweglichkeit des neapolitanischen Dialekts und der Zungenfertigkeit der dortigen alten Weiber in seiner ganzen Drastik wiedergegeben werden kann. Die größten

Fluchvirtuosen in Shakespeares Dramen nur können ungefähr den Grundton dieses Dialogs treffen, aber vielleicht würde selbst ein Shakespeare oder ein Abraham a Santa Clara vor der wörtlichen Uebersetzung desselben zurückschrecken.

Der Gegenstand des Streites ist ungefähr der folgende: Karneval fragt seine Gegnerin, warum sie ihr Kloster verlassen habe, um die Welt mit ihrer Gegenwart zu beunruhigen, die sie hasse, da sie nur Nahrung bringe, die Jedermann verabscheue, und Dinge, die Niemandem Freude bereiten. Darauf antwortet sie, daß Karneval ein verschwenderischer und prasserischer Taugenichts sei, der die Welt bald ruiniren würde, wenn sie nicht rechtzeitig käme, um die Dinge wieder in Ordnung zu bringen. Nachdem sich der Streit in Einzelheiten verloren, wird der fröhliche Schwärmer durch die Beredsamkeit der alten Keiferin vollständig geschlagen und flieht ungesäumt von dannen. Die Männer und Frauen aber, welche dem Konflikt beiwohnen und Karneval lieben, fallen über Quaresima her und prügeln sie weidlich durch, so daß sie unter ihren Händen ihren Geist aufgiebt. Das ist das klägliche Ende der Quaresima.

Wenn sich ein Kind erdreistet, an der Wahrheit dieser Geschichte zu zweifeln, so weisen die Mütter nur stillschweigend auf die schwarze Puppe vor dem Fenster, welche als Ebenbild Quaresimas die ganze Fastenzeit hindurch ein Schrecken der Neapolitaner ist, — und der Zweifler verstummt augenblicklich.

Sich eine Puppe machen und dieselbe dann hassen, ist gerade keine gewöhnliche und auch keine allzu geistreiche Belustigung; die Leute von Neapel scheinen es jedoch für einen reizenden Scherz zu halten. Sie haben alle eine ernstliche Abneigung gegen die Fastenzeit. Wenn sie auch das Fasten selbst nicht so streng nehmen, so empfinden sie doch das Schweigen jeder Musik und des öffentlichen Lebens, das ernsthafte Aussehen der Straßen als eine fatale Sache, die einen niederdrückenden Einfluß auf ihr Gemüth ausübt. Die kalten Winde machen dort den März zu einem der unangenehmsten Monate des Jahres, und auch dies schreiben sie dem unheilvollen Einfluß der verhaßten Quaresima zu. Von dem, was ihnen eine unangenehme Pflicht ist, eine Karikatur zu machen und dieselbe dann zu mißhandeln, das scheint ihren gepreßten Gefühlen einige Erleichterung zu verschaffen.

Solch ein Bild der Quaresima kann vom Nachsichtigsten nicht ein Kunstwerk genannt werden. Bei flüchtiger Betrachtung hat es einige Aehnlichkeit mit den schwarzen Puppen, welche über den Thüren der Lumpengewölbe baumeln. Die erste Pflicht einer Quaresima ist, häßlich zu sein, und darin zeichnet sie sich gewöhnlich auch ganz besonders aus. Eine nähere Besichtigung zeigt jedoch, daß sie ihre Verdienste hat, und daß der Plan, nach dem sie angelegt, großartiger, als die Ausführung ist.

Die Lumpenpuppe trägt einen langen schwarzen Rock und ein weißes Kopftuch, wie es scheint eine rohe Nachbildung des römischen Kostüms, und in den Händen hält sie einen schwer mit Flachs beladenen Spinnrocken mit einer Spindel. Sie hat keine Beine; an deren Stelle ist ein spitzer Stock in ihren Körper hineingebohrt, dessen anderes Ende eine Orange trägt. Darin stecken sieben Federkiele, welche die Fastenwochen symbolisch andeuten sollen. An jedem Sonnabende wird mit ungeheurem Jubel ein Kiel ausgerissen, so daß die Puppe schließlich nur einen übrig behält. Unter der Orange befestigt man einen Reifen aus Weidenzweigen, und an diesem werden die verschiedenen Speisen angebracht, die während der Fastenzeit erlaubt sind, als ein gesalzener Häring, kleine Mehlkuchen, Erbsen, getrocknete Bohnen, kleine Knoblauchbündel, Zwiebel, Kohl, Schnüre mit Feigen, geröstete Kastanien und noch vieles Andere mehr, bis sich die epikuräische Einbildungskraft des Arrangeurs erschöpft hat. Unter den Eßwaaren müssen sich dann auch noch mindestens zwei Flaschen befinden, von denen die eine Wein enthält, während die andere mit Spirituosen angefüllt sein soll, obgleich gewöhnlich eine harmlosere Flüssigkeit untergeschoben wird. Das ist die Quaresima in ihrem vollen Glanze.

Keinem Schurken eines schrecklichen Räuberromans oder einer moralischen Jugendschrift war jemals sein Schicksal klarer vorher bestimmt, als der Quaresima, und so kann sie sich auch nicht in der Oeffentlichkeit zeigen, ohne einen Strick um den Hals zu tragen. Man erlaubt ihr weder zu stehen noch zu liegen; die einzige Stellung, deren man sie für würdig hält, ist, in der Luft aufgehängt, zu pendeln. Zuweilen wird sie vor einem Fenster aufgehängt; ihr eigentlicher Platz, der ihr auch gewöhnlich zugewiesen wird, ist aber die Mitte der Straße. In diesem Falle ist sie das gemeinsame Eigenthum der beiden einander gegenüber wohnenden Familien und wird derartig an zwei Stricken befestigt, daß sie bequem nach beiden Seiten zu den Fenstern hineingezogen werden kann. Wo eine solche Figur existirt, sollen eifrige Liebhaber zuweilen Veilchenbouquets und Bonbonnièren und in unserer Zeit der vorgerückten Bildung sogar Liebesbriefe unter dem langen schwarzen Kleide verbergen, so daß die Ironie des Schicksals selbst die spröde und heilige Quaresima zu einer Liebesbotin und Heirathsvermittlerin umwandelt.

Es ist jedoch nicht diese zufällige Schwäche, sondern das Abscheuliche ihrer ganzen Erscheinung, was sie zum Gegenstand des allgemeinen Hasses macht und ihr das fröhlichste aller Begräbnisse sichert. Wenn die kurze Spanne Zeit ihrer Herrschaft abgelaufen ist, wenn die Glocken nach zweitägigem Schweigen wieder fröhlich erklingen, wenn am letzten Fastentage das Gloria in der Kirche gesungen wird, dann muß Quaresima ihre hohe Stellung verlassen und den Scheiterhaufen besteigen. Ein Packet Schießpulver wird unter dem Rocke befestigt, der mit der Zeit sehr schäbig geworden ist, und das Freudenfeuer hierauf entzündet. Wenn die brennende Puppe dann in die Luft fliegt, werden Raketen und Schwärmer losgelassen, und jeder freut sich, daß die leidige Fastenzeit vorüber ist. Freilich darf an dem Tage noch kein Fleisch gegessen werden, doch Kuchen und Konfekt gewähren einen leckeren Vorgeschmack des bevorstehenden Festes.

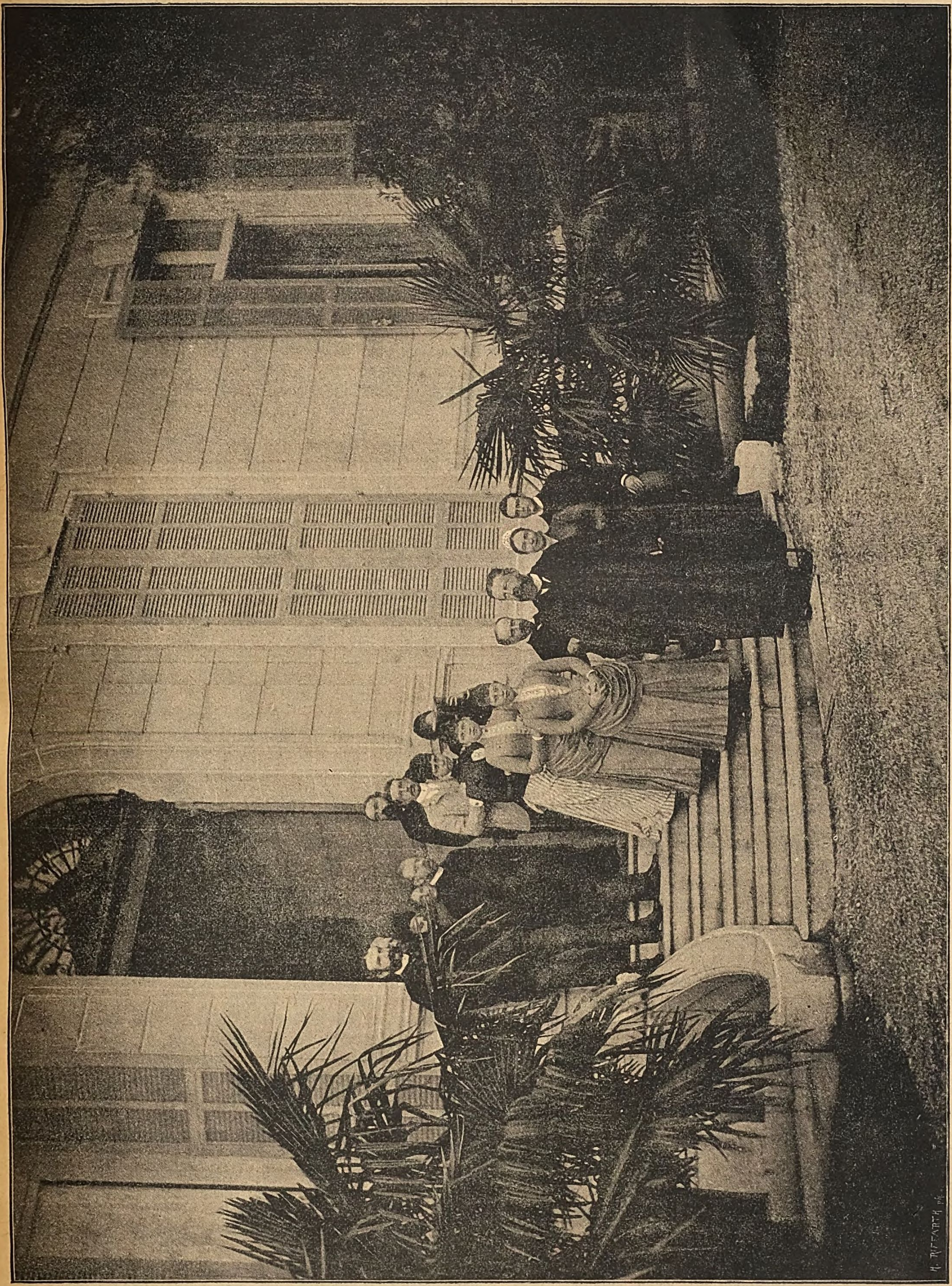
Wenn man eine Fischersfrau, mit der man nicht näher bekannt ist, fragt, weshalb sie die wunderliche Figur mache, so wird sie wahrscheinlich antworten, daß es ein Akt der Verehrung sei. Andere werden behaupten, daß eine Quaresima Glück bringe. Welcher Art aber das Glück sei, ob es sich auf das Lotto, auf Vermögen, Gesundheit oder langes Leben beziehe, davon können oder wollen sie nichts erzählen. Einstmals mag die Puppe auch noch eine ernstere Bedeutung gehabt haben. In einfacheren Tagen mag sie dazu gedient haben, diejenigen, welche sie anblickten, daran zu erinnern, daß die Zeit der Abtödtung alles Fleisches gekommen sei. Der Abscheu, den sie erregte, ist dann auch durchaus erklärlich durch die Eigenschaft der meisten Menschen, denjenigen durchaus nicht ihre Neigung zuzuwenden, welche sie so häufig an die Pflichten mahnen, die sie lieber vergessen möchten.

Von der obigen kleinen Geschichte, welche die Mütter ihren Kindern erzählen, giebt es übrigens noch eine andere und pikantere Lesart, die freilich den Kindern verborgen, aber zuweilen von den liebevollen Ehemännern ihren Frauen ans Herz gelegt wird. Danach ist Quaresima keine Nonne, sondern Karnevals Frau. Sie ist sehr erzürnt über das verschwenderische Leben ihres Herrn Gemahls, und der Streit endet damit, daß dieser ihr den Spinnrocken in die Hand giebt und ihr empfiehlt, immer weiter zu spinnen, bis sie so mager wird, daß die Sterne durch ihren Körper scheinen. Wenn man weiß, wie sehr die Korpulenz im südlichen Italien bewundert wird, so kann man sich denken, wie bitter diese Schmähung ist. Nachdem der Karneval das gesagt hat, merkt er, daß nichts Boshafteres mehr zu sagen sei, und entwischt verständigerweise so schnell, als er nur kann.

Die kronprinzliche Familie in San Remo.

Nach einer Originalphotographie von S. Scotto in San Remo.

Heute, wo die Blicke und Gedanken All-Deutschlands sich nach dem lieblichen Rivieraplätzchen richten, ist das Gruppenbild der kronprinzlichen Familie, das wir unsern Lesern hiermit bieten, wohl doppelt willkommen. Vor dem gegen Osten liegenden Portal der Villa Zirio sehen wir die ganze Familie, die Aerzte



Gruppenbild der kronprinzlichen Familie mit ihrer Begleitung vor der Villa Zirio in San Remo.

Nach einer Photographie aus dem Verlage von E. Scotto in San Remo.

und die hervorragenden Persönlichkeiten des Hofstaates gruppirt. Vorn, vor der ersten Treppenstufe, steht die uns Allen wohlbekannte Gestalt des Kronprinzen, in den Havelock gehüllt; die eine Hand stützt sich auf den Stock, die andere hält den Hut. Das Gesicht des hohen Herrn trägt den Ausdruck zuversichtlicher Ruhe. Hinter dem Kronprinzen, links, sieht die Kronprinzessin hervor, das freundliche Morgenhäubchen auf dem glatt gescheitelten Haar; hinter der Kronprinzessin Dr. Hovell, der Assistent Mackenzies. Rechts vom Kronprinzen sehen wir den jetzt abgereisten Hofmarschall Radolinski, und auf den Stufen hintereinander stehend die jungen Prinzessinnen (ganz vorn das jugendfrische Gesichtchen der Prinzeß Margarethe) und Prinz Heinrich mit seinem Adjutanten. Die Prinzessinnen in der bekannten Straßentoilette, Prinz Heinrich in der hellen Joppe, in der er gewöhnlich die Straßen San Remos durchwandert. Der Arzt Dr. Schrader, Graf v. Seckendorff und andere Personen des Gefolges schließen die Gruppe ab, die zu beiden Seiten von südlichen Pflanzen umrahmt wird. Die Aufnahme erfolgte kurz vor Weihnachten; das Arrangement der Gruppe ist das Verdienst der Frau Kronprinzessin.

Dichtung und Wahrheit in Fritz Reuters Gestalten.

Von Gustav Raatz.

XIII. Das Urbild des „Sluſuhr."

Sluſ'uhr ist der abgefeimte und gleißnerische Teufel in der „Stromtid", während seine Gesinnungsgenossen David und Pomuchelskopp sich zu einer kunstgerechten Taktik nicht aufzuschwingen vermögen und darum nach der Eingebung ihres Meisters handeln. Wie könnte es auch anders sein? Denn Notar Sluſ'uhr ist ein gebildeter Mann, er besitzt Welt- und vor Allem Menschenkenntniß, er weiß sein Benehmen je nach der Lebensstellung der Personen einzurichten, und hinter dem wohlmeinenden, freundschaftlichen und noblen Wesen, dieses gehoben durch eine einschmeichelnde Sprache, wittert man nicht sogleich die tückischen Absichten. Sich dessen bewußt, welchen Eindruck Haltung und Kleidung hervorrufen, legte er auf die Ausstattung seiner Figur einen merklichen Fleiß, woran er es um so weniger fehlen ließ, als ihn die Natur in mancher Beziehung vernachlässigt hatte, indem er nur kleinen und hageren Wuchses war, graugelbe Gesichtsfarbe, graugelbliche Augen, graugelbliche Haare und Schnurrbart und trockene Lippen besaß, und ihm obenein die abstehenden Ohren eine Aehnlichkeit mit der „Rott" (Ratte) verliehen. So die Leibes- und Geistesbeschaffenheit dieses Junggesellen, der trotz aller Heimlichkeiten und ehrlichen Gebahrens bald in dem Rufe stand, ein unbarmherziger Halsabschneider zu sein.

In voller Parade, d. h. mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit und mit ausgesuchtestem Raffinement trat er auf, als es galt, den wenn auch nicht innerlich gesunkenen, so doch sehr leichtsinnigen Axel von Rambow um den ererbten Herrensitz Pümpelhagen zu bringen. Die in Haken endigenden Fäden, die noch nicht recht über die Grenze langen wollten, gewannen unter seiner Anleitung und Anordnung an Länge und Stärke zum Behagen des nach fremdem Besitz strebenden Emporkömmlings Pomuchelskopp und Davids, der wegen seiner Wechsel auch Wünsche hatte. Alles war aufs Geschickteste und Sorgsamste eingeleitet worden, so daß es nur noch eines Ruckes bedurfte, um das Netz über dem Opfer zusammenschlagen zu lassen, als jedoch ein Umstand dazwischen trat, der alle schlaue Berechnung über den Haufen warf. Denn Axel setzte sich mit den drei sauberen Patronen mit dem Gelde seiner Schwestern auseinander, also daß sie mit verblüfften Gesichtern abziehen mußten.

Die ferneren Einzelheiten über Sluſ'uhr spielen sich mehr auf das politische und gesellschaftliche Leben hinüber. 1848 benahm er sich aus Klugheitsrücksichten als ein Liberaler, ließ sich in den Reformverein aufnehmen und den Vollbart wachsen. Indeß fand seine Heuchelei auf dem Verbrüderungsball (Kapitel 42) den verdienten Lohn, indem ihn Unkel Bräſig, infolge einer spitzen Anspielung auf den vom Thron gejagten Louis Philipp, mit dem Kreuzdorn dermaßen durchschachtete, daß er seines Bleibens nicht wußte. Schließlich fiel er dem Spott und der Lächerlichkeit anheim, als der von ihm herbeigerufene Arzt die Striemen als durchaus ungefährliche bescheinigte.

Nun zur Wahrheit übergehend, wollen wir vorerst bemerken, daß Reuter auf Befragen einmal erklärt hat, alle Gestalten in der Stromtid wären bis auf Moses und Sluſ'uhr erdichtete. Das konnte er einräumen, ohne irgendwie mit dem Strafrecht in Konflikt zu kommen; denn einmal war Moses, wie wir bereits in seinem Bilde gesehen haben, ein durchaus edler Charakter, und Sluſ'uhr wiederum brauchte nicht in eine unkenntliche Maske gesteckt zu werden, weil das über ihn in der Dichtung Gesagte von Zeugen hinreichend erhärtet werden konnte, und solche lebendigen Zeugnisse sollen auch dem Verfasser bei der näheren Schilderung des so seltsamen und traurigen Helden maßgebend sein. Die Behauptung nun, daß Reuter all die anderen Figuren in der Stromtid lediglich aus sich selbst heraus geschaffen haben will, sie demnach in Wirklichkeit nimmer vorhanden gewesen sein sollen, möchte dennoch nicht in vollem Umfange Geltung haben, und wenn wir die Sachlage recht erfassen, so ist anzunehmen, daß der Dichter des ewigen Fragens und wie überhaupt nach dieser oder jener anderen Figur überdrüssig seine Zuflucht zur Ausflucht nahm, und eine zweite Ursache zu solcher Maßnahme lag unstreitig in seiner freundschaftlichen Stellung zu manchen behandelten Personen, welchen er zu seinen Zwecken nicht ganz ihre Natürlichkeit hatte belassen können.

Was bedeutet nun der Name Sluſ'uhr? Genau ins Hochdeutsche läßt sich das Wort nicht übertragen, so daß eine Begriffserweiterung behufs Erklärung vorgenommen werden muß. Slusen heißt soviel als heimlich und in lauernder Art wie ein Raubthier umherschleichen und sich in Vortheil setzen. Uhr wörtlich Ohr, hier aber dem Sinne gemäß ein Ohr, das nach Unredlichkeit aushorcht. Der Mecklenburger beschreibt solche Deutung durch die sprichwörtliche Redensart: auf beiden Ohren gebrannt sein. Wennschon in dem Worte „slusen" das Nöthige liegt, so dient das Wort „Uhr" zur Verstärkung desselben, und man hat sich demnach unter einem Sluſ'uhr einen Menschen vorzustellen, der, alles Gewissens und jeder Nächstenliebe bar, die Redlichkeit mit gleißnerischem Blick beschleicht und ausbeutet. Ein Sluſ'uhr: ein Wolf in Schafskleidern.

Derjenige, dem Reuter diese vielbesagende und charakteristische Benennung zu Theil werden ließ, war der Notar Schröder zu Neubrandenburg. Trotz der Namensumgehung wußte man in näheren Kreisen sofort darum, wer kopirt war, und man empfand eine Genugthuung darüber, daß der Betreffende in seinem Denken und Thun endlich und für alle Zeit einen Richter gefunden hatte. Mancherlei ehrenwerthe Zeugenaussagen liegen in dieser Hinsicht dem Verfasser vor, dazu keine selbst in untergeordneten Dingen von den anderen abweichend, und wenn das Mitgetheilte mit der Dichtung in Vergleich gebracht wird, so muß gesagt werden, daß die Dichtung in die Wahrheit zurückfällt, eben weil Schröders Figur ohne nennenswerthes Beiwerk auftritt.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst das Aeußere dieses Mannes. Etwa mittelgroß und sehr mager, mit hellblondem Haar, kleinen, grauen, schlaublickenden, stechenden und bebrillten Augen, mit blaßgrauen, sehr hageren Backen, jedoch formgerechter Nase, wußte er aus seinem Aeußeren durch einen kokett-gravitätischen Gang und andere anerzogene Mittel etwas zu machen. Obschon das tiefliegende Organ scharf und unangenehm klang, so war andererseits die Art und Weise seiner Anwendung geradezu von bestrickendem Erfolge und namentlich dann, wenn es zu sarkastischen und witzelnden Bemerkungen angewandt wurde, die Schröder übrigens effektvoll zur Geltung brachte. Noch mehr bestach er durch ein Benehmen, das die eigentliche Absicht nicht errathen ließ. Man glaubte es nämlich mit dem uneigennützigsten und wohlmeinendsten Menschen zu thun zu haben; er war anscheinend die

Freundlichkeit, Gefälligkeit und Dienstfertigkeit selbst und verstand so einschmeichelnd einen Gegenstand entgegenzuführen, als hätten die Gedanken, Gefühle und Absichten in eigener Brust geschlummert. Als Meister in der Ueberredung sprach er kein Wort zu viel und zu wenig, jedes war sorgsam abgewogen und auf ein bestimmtes Ziel angelegt, und nur selten führte das fein erdachte Exempel zu einem falschen Resultate. Getreu seinem Wahlspruche: „Jeder ist Dieb in seiner Nahrung!" unterschied er in den Mitteln nicht peinlich, und sie waren ihm schon recht, sobald sie nur nicht vom Buchstaben des Gesetzes angegriffen werden konnten, und daß dies nicht so leicht geschah, davor sicherte ihn seine bekannte Geriebenheit, die ihm namentlich solche Kunden zuführte, deren Angelegenheiten in Wahrheit durchgedrückt werden mußten. Sich so vorzugsweise mit solchen Sachen befassend, wurde seine Praxis sehr einträglich und brachte ihn zu Vermögen — im umgekehrten Verhältnisse durfte er sich jedoch einen gar armen Mann nennen, eben weil er aller Liebe, Anhänglichkeit bar war. So sehr er sich auch anläßlich häufigen Wirthshausbesuches in aufdringlicher Art um näheren Anschluß befleißigte, so gelangte er doch zu keiner gesellschaftlichen Stellung.

So ungefähr gegen 1865 übernahm er die Krappmühle bei Neubrandenburg zu seinem Wohnsitze.

Reuter hat also bei Schröder seine Phantasie nicht willkürlich schießen lassen und sich an Thatsächliches gehalten. Das trifft auch zu in Betreff des raffinirten Vorgehens gegen den Rittergutsbesitzer Axel von Rambow auf Pümpelhagen, nur mit der Wendung, daß sich das Faktum in ähnlicher Art und in anderem Zusammenhange in Pommern abgespielt hat. Desgleichen hat es seine Richtigkeit mit Schröders Benehmen und Aufführung während der revolutionären Bewegung von 1848, indem er aus Klugheitsrücksichten, wie er ja überhaupt den Mantel sehr nach dem Winde hing, mit den Liberalen in ein Horn stieß und sich als Freiheitsmann den Schnurrbart wachsen ließ. Ob er trotz aller solcher Vorsichtsmaßregeln dennoch ein politisches Fiasko machte, das auf dem Verbrüderungsball ihm mit dem Knüppel auf dem Rücken quittirt wurde laut Reuterscher Darstellung, mag dahingestellt bleiben; immerhin ist es gewiß, laut Zeugenaussage, daß er öfters und besonders in seinem Hause manche Tracht Prügel hat aufladen müssen, von der er aus naheliegenden Gründen nicht Redens machte. Warum ihn der Dichter als Junggeselle auftreten läßt und der Wirklichkeit gemäß nicht als Verheiratheten, dafür fehlt uns um so mehr eine Erklärung, als er ihn sonst mit Merkmalen ausgestattet hat, die jeden Zweifel an der Persönlichkeit ausschließen.

Nicht lange nach Uebernahme der Krappmühle starb Schröder, den zu beobachten und in seinen Handlungen und Gesinnungen zu studiren Reuter während seines Aufenthalts zu Neubrandenburg hinreichend Gelegenheit gehabt hatte.

Berliner Bilder.

Von Margarethe Henke.

Vor dem kaiserlichen Palais.

(Einige Personen, hin und her gehend, von Zeit zu Zeit in das historische Eckfenster blickend.)

Ein Herr (eine Dame am Arm führend): „Laß uns nur etwas warten!"

Dame: „Wenn es nur nicht zu lange dauert. Mein schöner Strauß wird welk werden, und wir werden zu spät zur Gratulation kommen."

Herr: „Ach, was hat das zu sagen! Wir können doch nicht in die Provinz zurückreisen, ohne den Kaiser gesehen zu haben."

(Zwei sehr modern gekleidete Damen im Gespräch auf- und abgehend.)

Die Eine: „Und dann einen niedlichen Hut und auch Schirm und Handschuhe passend. Das Uebereinstimmende der einzelnen Toilettengegenstände macht die ganze Toilette erst elegant. Das Jäckchen eng anschließend, damit die Figur gut hervortritt. Ein vorzüglich sitzendes Korset ist natürlich Hauptbedingung zu jedem Anzug. Es drückt ja etwas, aber man gewöhnt sich daran, denke ich. Bücken kann ich mich natürlich nicht. Eine schlanke Taille, überhaupt eine schöne Figur ist doch das Vorrecht der Berlinerin; in kleinen Städten sieht man selten eine gute Figur. Aber Du hörst wohl nicht, Hedwig?"

Die Andere: „Ja, ja. Augenblicklich denke ich mehr an unseren allverehrten Kaiser. Horch, hörst Du die Musik? Die Wachparade naht."

Ein Junge: „Sie kommt schon — jetzt heißt es aufpassen. Komm, wir wollen uns ein Bischen vordrängeln!"

Ein Schutzmann: „Wollt Ihr wohl in der Front bleiben, Ihr Krabben!"

Der Junge: „Na, na, es wird doch noch ein Bischen Patriotismus erlaubt sind."

(Die Bewegung in der Menge steigert sich von Augenblick zu Augenblick — jetzt marschirt die Wachmannschaft unter klingendem Spiel am Palais vorbei. — Brausendes Hurrah der tausendköpfigen Versammlung erschallt. Der Kaiser ist an das Fenster getreten. Dann zerstreut sich die Menge.)

Die andere Dame: „Hast Du gesehen, wie huldvoll er gegrüßt hat? Und ich glaube, er hat uns gesehen."

Die Erste: „Hast Du Elfriede Meyers eng anschließende Jacke gesehen?"

Die Zweite: „Nein. Ich glaubte, eng anschließend sei gar nicht mehr Mode."

Die Erste: „Sehr sogar! Uebrigens, wenn Elfriede es trägt, ist es Mode. Ihr Anblick ist dasselbe, als wenn man die Modenwelt zur Hand nimmt. Was Puder anbetrifft — —"

(Sie gehen weiter.)

Ein Junge (auf die beiden Damen zeigend): „Achtung! Frisch gestrichen!"

Ein Anderer: „Man nich zu dichte 'ran! So 'wat hält nich Farbe."

(Ein älterer Herr, ein junges Mädchen am Arm führend, eine Viertelstunde später langsam und spähend am kaiserlichen Schloß vorüberschreitend.)

Herr: „Warte nur noch ein wenig, mein Kind; er muß ja gleich erscheinen. Wir werden doch nicht abfahren, ohne den Kaiser gesehen zu haben."

Junges Mädchen: „Sieh Dich nur nicht so um, Papachen! Ich glaube, die Leute sehen uns auf den ersten Blick an, daß wir nicht Berliner sind."

Herr: „I, was schadet denn das?"

Junges Mädchen: „Nun, man will doch nicht hier für Kleinstädter gehalten werden. Die Berliner thuen ohnehin, als ob es eine Schande sei, nicht Berliner zu sein."

Herr: „Komm, wir wollen jenen Mann mit der rothen Mütze fragen, der da am Opernhause sitzt." (Zu dem Dienstmann in befehlendem Ton): „Sie! Pflegt der Kaiser nicht um diese Zeit am Fenster sich zu zeigen?"

(Dienstmann bleibt, ohne den Kopf zu heben, sitzen.)

Herr (ungeduldig): „Wollen Sie nicht antworten?"

Dienstmann zu einem hinzutretenden Genossen: „Det is ja jerade, um aus der Haut zu fahren un sich daneben zu setzen! Als ob man blos dazu da is, sich von so'n ollen Onkel aus Friedeberg kujenieren zu lassen!"

Das junge Mädchen zu ihrem Vater: „Du hättest ihm nur etwas geben sollen, Papa, dann hätte er uns sicher Auskunft ertheilt."

Herr: „Nun, da kommt ein netter Junge mit aufgeweckten Zügen, wollen den fragen. (Seine Börse ziehend und dem Knaben ein Geldstück bietend.) Kannst Du uns nicht sagen, mein Sohn, ob wir um diese Zeit den Kaiser hier sehen können?"

Der Knabe (das Geldstück in Empfang nehmend): „Ja woll, det kön'n Se. Kommen Se man morjen wieder her um dieselbe Zeit, det heeßt (grinsend) 'n Viertelstündeken früher!"

Junges Mädchen (lächelnd): „Papa, ich glaube, das war einer der berüchtigten Berliner Schusterjungen."

(Gehen weiter.)

Räthsel und Spiele.

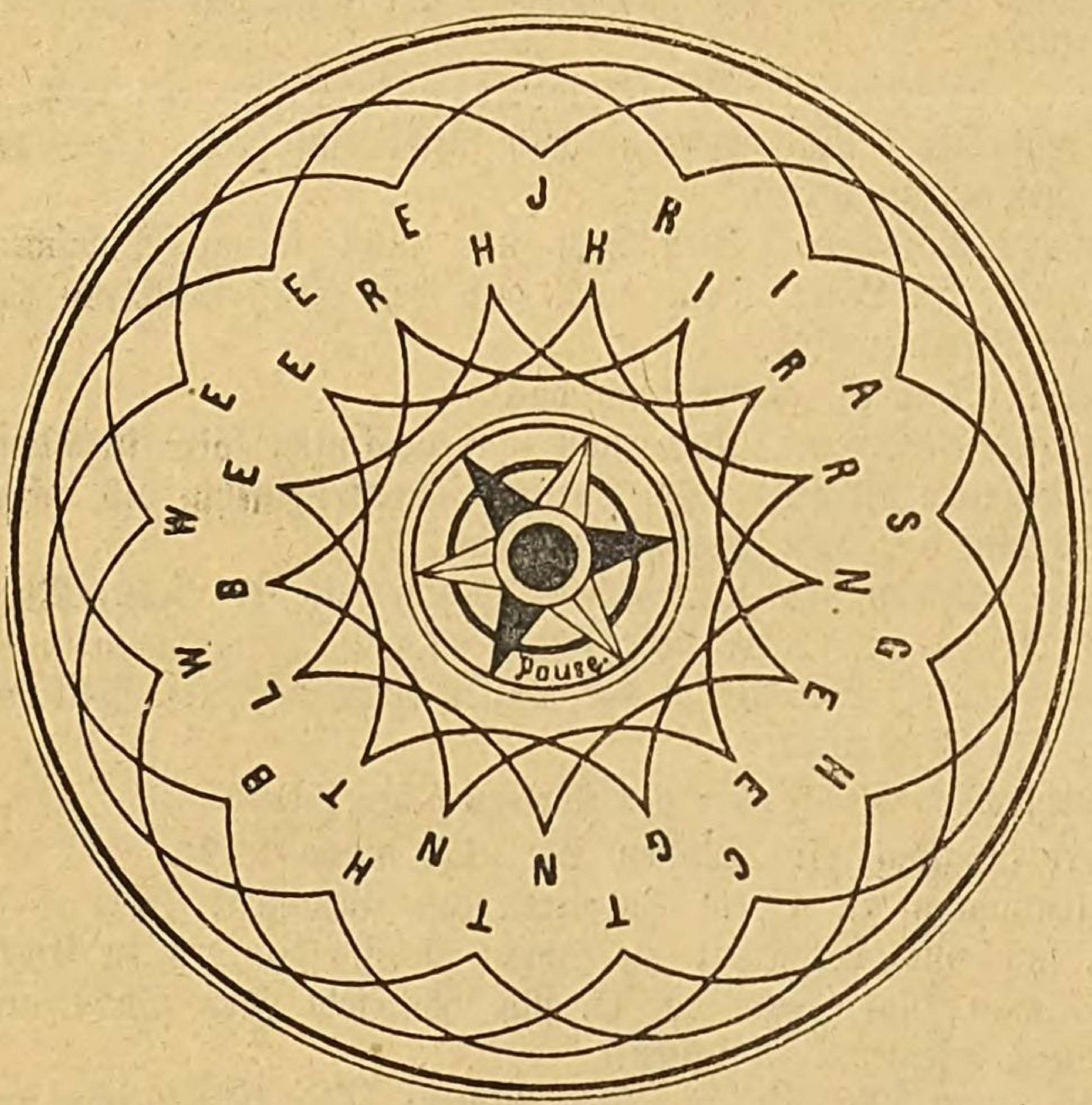


Ein Uebungsstück für die Fertigkeit im Ausschneiden.

Räthsel.

Vom ersten ißt Du,
Das zweite trinkst Du,
Vom Ganzen liest Du.

Kaleidoskop.



Die beiden Schriftkreise ergeben, durch die Kaleidoskoplinien verbunden, zwei bekannte Sprichwörter. Man liest zuerst den innern, dann den äußern Kreis.

Räthsel.

Ich kann mit a Dir ein Gebirge zeigen,
Daran sich lehnt ein unruhvolles Land.
Mit o kann man es eher schon ersteigen,
Doch ist auch dies ein luftig-hoher Stand.
Im Aug' hat mancher es mit e zu eigen;
Doch wird das — sagt man — selten anerkannt.

Räthsel.

Es ist ein Wunderding: bald groß, bald klein;
Ein Kopf; kein Rumpf; es steht auf einem Bein.
Es steht? Jawohl! Allein nur, wenn ich's schlage;
Und wenn ich schlage, sticht es ohne Frage.
Bei seiner Faulheit läßt's das Gehen bleiben;
Von selber geht es nicht, doch läßt sich's treiben.
Es trennt, doch nur um fester zu verbinden.
Gar häufig wirst Du's Lasten tragend finden.
Es hängt von ihm oft ab des Malers Kunst,
Was lieb Dir ist und hoch in Deiner Gunst.
Du hast's gewiß; nur hab' es nicht im Kopf,
Man nennt Dich sonst besessen, einen Tropf.
Auch Deine Frau hat's! Aermster, sieh Dich vor,
Und wahre Dir Dein Auge, Wang' und Ohr.
Hast Du mein Wort gefunden, halt's am Schopf,
Und sage mir: ich traf es auf den Kopf.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 6.

Dechiffrir-Rosette.

Man beginnt mit dem „M" und verbindet — die Linie der Rosette verfolgend — nach rechts die an den Spitzen stehenden Buchstaben. Der Text ist: Mens sana in corpore sano.

Räthsel. Ball, ade — Ballade.

Rebus. Meisterstück.

Königspromenade.

Vor des Liebchens kleinem Fenster
Weckt im Mondlicht ich die Blüten.
Ei, wie sie vor Scham und Schrecken
Ob der Ueberraschung glühten.

Morgen, duft'ge Sommerkinder,
Laßt in eurem Kelch sie lesen,
Daß ich, sie im Traum zu grüßen,
Nächtens vor dem Haus gewesen.

W. Müller v. Königswinter.

Räthsel. Auflauf.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 8 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 19. Februar 1888

Der Kuß vor Pele Mouna's Thron.

Skizze von Maurus Jokai. Deutsch von Ludwig Greiner.

In der Mitte der Insel Hawai erhebt sich der Vulkan Kilau-Ea, und in seiner Tiefe haust die mächtige Göttin Pele Mouna. Diese Pele Mouna ist von den Einwohnern von Hawai sehr gefürchtet, und mit Recht; denn ihr verdankt zwar die Insel, daß sie aus der Tiefe des Meeres emporgehoben wurde, aber damit Niemand vergesse, daß Pele Mouna, die Göttin des Feuers, auch jetzt noch am Leben ist und ihre Macht ausübt, pflegt dieselbe alle fünf oder sechs Jahre die Insel zu erschüttern, und dann verändern Berg und Thal, See und Fluß ihren Ort und ihre Gestalt, ganz zu schweigen von den Behausungen der Menschen und Thiere, von Dörfern und Wäldern, welche ganz in Asche begraben werden.

Im Jahre 1837 hatte Pele Mouna wieder einmal ihre zornigen Tage, der Kilau-Ea hatte seine Umgebung bereits nach allen Seiten hin mit Lavaströmen übergossen und war schon wieder ruhiger geworden; aber noch zerstörten furchtbare Erdbeben die Insel, die Thäler füllten sich mit Steinmassen, die Kokoswälder geriethen in Brand und wurden bis ans Meeresufer hinab vom Feuer verzehrt, und selbst das Meer schien von dem Fieber des Erdinnern angesteckt, denn es brüllte und schäumte und brach sich ringsum an den Ufern in mächtigen Wogen.

Keins von all den Mitteln, zu welchen die Weisen des Landes gerathen hatten, fruchtete auch nur das Geringste, vergebens wurden Schweine geopfert, vergebens zerschnitten sich die Fürsten die Wangen, vergebens schlugen sich die Frauen die Köpfe wund, — nichts vermochte den Groll der Göttin zu beschwichtigen.

Da that der greise Tana-Ruku, das Oberhaupt der Tabus, den Spruch kund, daß Pele Mouna nicht eher versöhnt sein werde, als bis sich ein Jüngling fände, der Angesichts der Göttin einer hawaischen Jungfrau einen Kuß gäbe.

Das Küssen wird auch in Hawai nicht in den Schulen gelehrt, und um zu küssen, braucht man auch dort nicht durch gesetzliche Vorschriften gezwungen zu werden; mit diesem Kuß aber war der mißliche Umstand verknüpft, daß die Göttin Pele Mouna in der Tiefe des feuerspeienden Berges wohnte, und man sich also dorthin begeben mußte, um den Kuß zu geben und zu empfangen.

Wenn sich schließlich auch ein Mann fände, der muthig genug wäre, um sich für einen Kuß von schönem Mädchenmunde in den Krater eines feuerspeienden Berges zu wagen, so würde immer noch das Mädchen fehlen, dem nach einem solchen Stelldichein gelüstete.

Aber siehe! was kam, das war die verkehrte Welt; denn ein Mädchen war es, welches sich zuerst zu dem gefährlichen Opfer entschloß — aber es wollte sich kein Mann als Genosse finden.

Tana Ruku empfand tiefe Reue über seinen Spruch, denn die muthige Jungfrau war seine eigene Tochter; doch tröstete er sich damit, daß Niemand sich den Kuß verdienen wollte, obwohl Olani-Roa, — so war ihr Name, — ein wunderschönes Mädchen war. Sie war kaum fünfzehn Jahr alt, ihr Gesicht nur ein wenig gebräunt, wie ja die Hindumädchen an Weiße den Europäerinnen nahekommen; aber hell leuchteten ihre Augen.

Wenn die Perlenfischer Hawais an den Inselriffen eine besonders schöne Perle oder Koralle fanden, so versäumten sie niemals zu sagen: „Diese Koralle ist roth wie Olani-Roas Mund, diese Perle gleicht ihren Zähnen, wenn sie lächelt."

Und trotzdem zeigte Niemand Lust, diese süßen, rothen Lippen im Kilau-Ea zu küssen! Oh, wir Weißen, wir haben doch ein viel heißeres Blut! Wir sind im Stande, uns für einen Kuß in ein noch viel tieferes Feuer, in den feurigen Schlund der Hölle zu stürzen!

Olani-Roa that Alles, um die jungen Leute zu ermuthigen. Vermochten die Flammen ihrer verführerischen Augen der Schaar der jungen Männer, deren Herzen im Stillen so sehr für sie schlugen, keinen Muth einzuflößen, so versuchte sie es mit Worten, indem sie ihnen genau den Weg beschrieb, welcher in den Krater des Kilau-Ea führte. Sie hatte denselben oft unter der Führung ihres Vaters zurückgelegt. Es ist dies weder ein unausführbares, noch ein allzu gefährliches Wagestück, es gehört dazu blos ein muthiges Herz, ein schwindelfreier Kopf, ein festes Auge und flinke Beine, um von Fels zu Fels zu springen, vor den herabstürzenden Flammenbächen nicht zurückzubeben, über die glühenden Lavamassen, welche nur eine dünne, verhärtete Kruste bedeckt, rasch hinwegzuschreiten und die dampfenden Kessel der feuerspeienden Hügel zu umgehen. Sechzig solcher Hügel steigen vom Grunde des Vulkans auf; von ihnen schlängeln sich Gänge aus erstarrter Lava nach der Tiefe; einer der Hügel schleudert glühende Erzmassen in die Höhe, die andern schweigen, und es steigt blos Rauch von ihnen auf. Und wenn der Mensch ganz unten in der Tiefe des Kraters angelangt ist, wo er hinblicken kann in das Innere der Erde, während er über seinem Haupt nur durch eine schmale runde Oeffnung den Himmel wie einen blauen Stern schaut, wenn ihn rings die dichteste Finsterniß umgiebt und unter

ihm die Glühhitze des ewigen Feuers brennt — dann eine Umarmung und ein heißer Kuß von den Lippen des schönen Mädchens! Findet sich denn kein Mann, der dafür sich begeisterte?

Doch Niemand fand sich.

Da, als die Noth am höchsten war, führte ein günstiger Wind ein fremdes Schiff in den Hafen von Hawai. Der Eigenthümer desselben war ein junger französischer Gelehrter. Kein Gelehrter, wie wir sie uns gewöhnlich vorstellen, kein in dumpfer Stube blaß gewordenes, hinter Büchern brütendes bedauernswerthes Wesen, sondern ein stattlicher, kühner Mann, der die Urwälder und die Sandwüsten der Erde durchforschte und so die Geheimnisse der Natur aufdeckte, aus ihrem Buche studirte.

Und hier war ein sehr lesenswerthes Blatt dieses Buches vor ihm aufgeschlagen: der fürchterliche Krater eines Vulkans. Die Buchstaben sind deutlich, Jedermann kann sie verstehen, es gehört aber Muth dazu, bis zu Ende zu lesen.

In dem Hafen Wai-Akea ging der junge Gelehrte vor Anker. Als er dem Fürsten des Landes seinen Besuch abstattete, theilte ihm derselbe — es herrschte damals Kamaha-Muha — den verhängnißvollen Spruch des Tabu mit, welcher die Herzen der hawaischen Jünglinge damals mit hitzigerem Fieber erfüllte, als der Kilau-Ea die Berge und Thäler der Insel. „Sie brennen," sagte er, „vor Liebe und brennen vor Scham, haben aber keine Lust, auch noch in dem Schwefelfeuer des Kilau-Ea zu brennen; sie schwanken nun zwischen Gefahr und Schmach."

Diese Worte erfüllten den Gelehrten mit Freude; er erklärte, er selbst werde das Hindumädchen in die Tiefe begleiten.

Nicht die schönen Augen Olani-Roas, nicht ihre Korallenlippen reizten ihn dazu. Es giebt noch eine stärkere Macht, eine zwingende Zauberkraft; kennt Ihr sie nicht? Was Cook zwang, dreimal den Erdball zu umschiffen, was Franklin nach den schwimmenden Bergen des nördlichen Eismeeres lenkte; was den Gelehrten vom Krankenbette emporschnellt, um ihn nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung reisen zu lassen, dort eine Sonnenfinsterniß beobachten zu können — das ist stärker als jeglicher Durst, der Herz und Seele plagt: es ist der Wissensdurst.

Kamaha-Muha erschrak, als er den Entschluß des Gelehrten vernahm: wenn er umkäme, würde ganz Frankreich ihn rächen und über Hawai herfallen, und dies würde sein Land noch mehr erschüttern als die Erdbeben. Nichts konnte den jungen Franzosen von seinem Entschlusse abbringen.

Der Kilau-Ea gleicht nicht seinen Brüdern: ehemals mag vielleicht auch er so kegelförmig gestaltet gewesen sein; doch war er gleich nach seiner Entstehung zusammengesunken, und nun liegt er inmitten eines zerklüfteten Felslabyrinthes gleich einem tiefen Amphitheater da, dessen riesige Galerien der beifallslustigen Schaaren harren, während unten in der Tiefe unausgesetzt olympische Spiele sich darstellen, die alle Schauspiele in den Cirken des Antonius übertreffen.

Fünfzig bis sechzig kleinere zuckerhutförmige Berge kämpfen und drängen mit und unter einander, wie wenn einer den andern an Größe zu überragen trachtete; bisweilen sinkt einer zusammen, für ihn entsteht an anderer Stelle ein neuer; wird der Leiter der Spiele zornig, so schüttelt er sie durcheinander, daß sie wie die Fliegen hierhin und dorthin fallen; will er aber eine besondere Pracht entfalten, so entflammt er alle zumal, bis das flüssige Feuer bis zum Rand der obersten Galerie emporschwillt und, dieselbe überfluthend, die Thäler mit Feuerbächen überströmt.

Als der Gelehrte mit seinen zitternden Begleitern den Rand des Kraters erreichte, war die Lava bereits in die Tiefe des Kessels zurückgekehrt; die spitzen Kegel aber rauchten noch, und leises Dröhnen hallte von dem Felsentrichter, auf dessen Grunde, einem erstarrten Meere gleich, die erkaltete Lava sich ausbreitete; aus den Rissen der Lava aber leuchtete das unterirdische Feuer hervor, welches hier helle weiße und dort schwarze dunkle Rauchwolken emporsandte, deren Asche der Umgebung eine düstere graue Färbung verlieh. Davon hoben sich blos zwei breite Streifen geschmolzenen Schwefels ab, welche einige unruhige brennende Berge auch jetzt noch ohne Unterlaß ihren Spalten entsandten. Ein schwarzer Dampf, den keine Gewalt des Windes zu vertreiben im Stande war, lag dicht über dem Schlunde des Kraters und gestattete keinen Einblick in denselben.

In diesen Schlund mußte der Gelehrte hinabsteigen.

Der Tabu segnete ihn und Olani-Roa und flehte die dort unten wohnende Göttin an, sich ihnen gnädig zu erweisen. Sodann trat das kühne Paar Angesichts des ganzen zitternden Volkes seinen Gang in den Krater an.

Anfänglich mußten sie durch weiche Asche waten, welche unter ihren Füßen wie frischgefallener Schnee knirschte; sobald eines von ihnen auf einen unter der Asche locker daliegenden Stein trat, rollte dieser unter den Füßen hinweg und kollerte laut krachend in die Tiefe. Olani-Roa schritt voran.

Bisweilen blickt die Hindu-Amazone mit ihren großen schwarzen Augen auf ihren Gefährten zurück, als wolle sie ihm zurufen, keine Furcht zu haben. Dessen bedurfte es aber nicht, denn der Gelehrte hat kaltes Blut; er schreit nicht ängstlich auf, wenn ihm aus einer Lavaspalte plötzlich heißer Dampf entgegenwallt, sondern er nimmt ruhig sein Thermometer heraus und notirt, wie viel Grad nach Celsius der siedende Dampf aufweist; ihn ergreift kein Schwindel, wenn er in die gähnende Tiefe hinabblickt, sondern er befragt sein Barometer, um wie viel Grade das Quecksilber sinkt, und um wie viel der Druck der Atmosphäre zunimmt.

Nun gelangten sie an eine abschüssige Lavaebene, deren erstarrter Rücken so glatt ist, wie Eis; die Kruste mag eine Dicke von einem halben Fuß haben; über diese mußten sie kriechend hinweggleiten. Unter der dünnen Oberfläche kann man noch das hohle Zischen des siedenden Erzes vernehmen, und sobald das Mädchen das Ende seines langen Stockes an einer Stelle in die noch biegsame Rinde stößt und wieder herauszieht, schießt durch die Oeffnung das Gas pfeifend empor, und rothe Gluth blickt mit glühenden Augen von dort hervor. Der schwankende Lavasteg knirscht unter ihren Tritten, wie junges Eis, und unter ihnen, nur wenige Zoll entfernt, gähnt eine entsetzliche Tiefe, deren Urgrund ewiges Feuer in stetem Aufruhr erhält; rings umgiebt sie ein athembeklemmender schwarzer Rauch. Besorgt blickt Olani-Roa auf den Gelehrten zurück, aber sein Antlitz zeigt auch jetzt nicht mehr Furcht als früher.

Jetzt kamen sie an einen breiten Schwefelfelsen, von dessen lichtgelber Farbe sich in wundervoller Weise die Gestalten der zwei dahinschreitenden Menschenkinder abhoben.

Von diesem Felsen mußten sie auf ein Felsplateau niedersteigen, das sich in stufenweisem Abfall am Fuß der steil abfallenden Felswand hinzog; aus den Spalten der schwindelnden Felswand drang weißlicher Dampf, und aus einigen größeren Oeffnungen strömten murmelnde Bächlein in die Tiefe; aber keine Wasserbächlein, sondern rothleuchtende Bäche geschmolzenen Erzes, welche Feuerfälle von grausiger Schönheit an den vorspringenden Felsen bildeten, von denen sie in ihrem Laufe aufgehalten wurden.

Endlich hörten die steile Wand und das Plateau auf, und die kühnen Eindringlinge mußten ihren Marsch in die Tiefe über loses Gerölle von Lavastücken und Schwefelmassen fortsetzen.

Olani-Roa kletterte mit größerer Kühnheit als der Gelehrte; stets war sie voran, wenn es galt, von Fels zu Fels zu springen, und wiederholt reichte sie ihrem Begleiter die Hand, während er mit mathematischer Genauigkeit berechnete, ob wohl der Felsen, auf welchen er springen sollte, unter seiner Last nicht ins Rollen gerathen würde. Jetzt erfaßte Olani-Roa die Hand des jungen Gelehrten und hieß ihn, ihr muthig folgen; Pele zürne nicht, denn Pele kenne die guten Menschen; jetzt mußten sie über ein erst seit Kurzem erstarrtes Lavafeld rennen, ja rennen, denn die harte Lava war noch so heiß, daß ein menschlicher Körper die Berührung mit ihr nicht länger als einen flüchtigen Augenblick auszuhalten vermochte.

Hier unterbrach ein breiter Abgrund ihren Weg; aus seiner Tiefe quoll todbringender Dampf empor; als sie am Rand dieses Abgrundes mit verhaltenem Athem dahin eilten, erreichten sie endlich auf dem Grunde des Vulkans einen jener brennenden Kegel, welche ihre furchtbare Thätigkeit noch in voller Pracht entfalteten.

Der dreißig Klafter hohe zuckerhutförmige Kegel baute sich aus reinen Lavamassen auf; am Fuße war er bereits zu bimssteinartigem Gestein erstarrt, während an der Spitze noch feuerspeiende Spalten brennende Asche und zischende glühende Erzmassen auf die Wände niedersandten und aus dem mittleren Krater lodernde Flammensäulen in die Höhe schossen.

Von Entzücken hingerissen blieb der Gelehrte stehen und blickte umher. Ueber seinem Haupte sah er, wie durch einen engen runden Schornstein, in weiter Ferne den blauen Himmel; rings um ihn her funkelten die steilen Basaltwände in schauerlich schöner Beleuchtung; unter seinen Füßen fühlte er den glühenden Boden erbeben, den die im Innern der Erde kämpfenden Elemente erschütterten. Auch hier wohnt Gott, auch hier bewundert der Gelehrte die Größe der Natur, und wenn sein Herz erbebt, so geschieht es von unaussprechlicher Wonne.

In diesem Augenblick schlang sich ein weicher Arm um seinen Nacken.

Als nun der Gelehrte in die Augen des schönen Mädchens blickte, entdeckte er darin ein noch größeres Feuer, eine noch hehrere Flamme, als er bis jetzt bewundern gelernt hatte. Daß doch die Gelehrten dies so spät lernen!

„Hier vor uns ist Peles Königsstuhl," sprach jetzt Olani-Roa, „es war ihr Wunsch, daß vor ihrem Angesicht ein Mann ein Weib küsse, denn dann werde ihr Zorn besänftigt sein."

Der Gelehrte war jung und hatte hohe Achtung vor den göttlichen Wünschen; er drückte also das Mädchen an sich und küßte Angesichts der unterirdischen Flammen ihre Lippen, wobei er bemerkte, daß es noch etwas gebe, dessen Wärme oder, besser gesagt, dessen Hitze Celsius' Thermometer nicht mehr anzugeben vermag.

„Jetzt aber eilen wir zurück, denn die Nacht bricht an, und wir werden oben mit Ungeduld erwartet!"

Auf demselben Weg, der sie herabgeführt hatte, mußten sie nun zurückkehren. Olani-Roa blickte jetzt öfter nach dem Gelehrten zurück, als beim Herabsteigen, und ihre Schritte waren nicht mehr so sicher wie vorher.

Bereits hatten sie den Gang erreicht, welcher zu dem Schwefelfelsen führte, und schon waren die Fußspuren sichtbar, welche sie in der weichen Asche zurückgelassen hatten. Als nun Olani-Roa sich wieder nach dem Manne umwandte, um ihre flammenden Augen den seinigen begegnen zu lassen, da trat sie fehl, und ehe noch ihr Begleiter sie erhaschen konnte, stürzte sie unaufhaltsam von dem schmalen Basaltsteg in die bodenlose Tiefe hinab. Unten wallte tosend das Lavameer — nach einer Sekunde war keine Spur mehr davon wahrzunehmen, daß ein menschliches Geschöpf in dasselbe hineingefallen war.

Die Hindus, welche am Rand des Kraters standen, sahen Olani-Roa in die Tiefe hinabstürzen: ihr Schmerzensgeschrei übertönte das Toben der ewigen Feuer. Einige Minuten stand der Gelehrte wie betäubt auf der Stelle, von welcher Olani-Roa verschwunden war, dann eilte er schweren Herzens auf den Fußspuren zurück.

Als er allein auf dem obersten Rand anlangte, war es bereits finstere Nacht; der alte Tabu saß mit zwei frischen Wunden in den Wangen zum Zeichen der Trauer betrübt auf der Erde, rings um ihn her standen die übrigen Tabus und die Häuptlinge.

„Warst Du vor Peles Königsstuhl?" fragte er den Gelehrten, wobei er sich die Thränen trocknete.

„Ich kam von dort."

„Hast Du sie geküßt?"

„Ja."

„Dann ist Pele versöhnt," sprach der greise Tabu aufstehend und wandte sich zu seinen Gefährten: „doch forderte sie Olani-Roa zum Opfer, da sie einen Fremden geküßt hat."

Sodann warfen sich Alle mit dem Gesichte zur Erde und begannen einen eintönigen Trauergesang zur Versöhnung Peles und zum Andenken Olani-Roas anzustimmen.

Der Gelehrte aber stand am obersten Rande des Kraters; die Nacht war bereits vorgeschritten, rings umher die todte Natur, drunten das Züngeln zahlloser lodernder Flammen, das großartige Feuerwerk der unruhigen Kegel: Feuersäulen, Schwärme von Millionen von Funken, Feuerbäche von Fels zu Fels stürzend und von Feuertropfen sprühend, die in den Thälern sich zu brennenden Teichen vereinigen mit hoch sich aufbäumenden Wogen, gleich denen des sturmgepeitschten Meeres, dumpfes Brausen auf dem Grunde des Kraters und hoch oben der reine stille Sternenhimmel. — Der Gelehrte aber gedachte des Kusses, den ihm die Korallenlippen Olani-Roas gegeben hatten.

Orientalische Stereoskopen.

Von Adolph H. Neufeldt.

III.

Nur vor den Freunden des Hauses und auch vor diesen nur selten wird die Frau des Türken den Yachmak lüften. Weiter sagte mir ein Türke — ein wohl situirter Staatsbeamter — daß er seit sechzehn Jahren in glücklicher Einehe lebe, und daß die meisten Türken so leben. Nur sehr wenige und sehr reiche Türken gestatten sich den Luxus einer zweiten, höchstens noch einer dritten Frau. Erlaubt sei es, bis zu vier Frauen zu nehmen, das Gesetz fordere aber als unerläßliche Vorbedingung den Nachweis, daß auch die Mittel für den Unterhalt der neuen Frau vorhanden seien. Jeder Frau muß nach dem Gesetze ihr besonderer Hausstand eingerichtet werden, in dem sie ganz unabhängig von jeder anderen Frau schaltet und waltet als Herrin; selbst gemeinsame Küche und Tafel sind ausgeschlossen. Die bekannten, bei uns verbreiteten „Haremsgeschichten", besonders jener kleine Krieg von Frau gegen Frau, der oft mit dem Pantöffelchen geführt werde, seien die müßige Erfindung von Leuten, die von dem türkischen Familienleben keine Ahnung haben und von dem Umstand sich irreführen lassen, daß nie ein Türke mit seiner Frau zusammen auf der Straße erscheint, daß diese nur von Dienerinnen oder Eunuchen begleitet werden oder befreundete Damen in größerer Gesellschaft zusammen ausgehen. Sieht der sensationsdurstige Fremde nun eine solche Frauenschaar, gefolgt von nur einem Eunuchen oder einigen Dienerinnen, so zählt er sie gleich zu dem Harem eines einzigen Türken, überhaupt sieht er wegen des Mangels jeglicher männlichen Begleitung in allen Frauen Haremsdamen. Befragt, warum er seine Frau nicht begleite, da er sie doch so liebe, erwiedert der Türke, die gute Sitte verbiete jede Begegnung mit der Frau auf der Straße. „Ich kann," fuhr er fort, „eben von meiner Frau den zärtlichsten Abschied genommen haben, ich kann sie wenige Stunden später auf der Straße treffen, so werde ich mit keinem Wort, mit keiner Geste, keinem Blicke verrathen, daß ich sie kenne, daß ihr Wiedersehen mir Freude macht, und ich begierig bin, zu erfahren, woher sie kommt, wohin sie geht. Sie ist mir fremd, ich ihr, und so gehen wir an einander vorüber. Kein Türke wird es je wagen, eine Frau auf der Straße anzusprechen, das thuen nur jene unverschämten Fremden, welche diese gute Sitte nicht kennen oder nicht achten; aber sie werden nie eine Antwort von einer türkischen Frau erhalten. Diese wird sie nur befremdet anblicken und weitergehen. Soweit mein Gewährsmann.

Dies deckt sich mit meinen eigenen Beobachtungen insofern, als die räumliche Abgeschiedenheit der Frauen selbst im Straßenverkehr möglichst aufrecht erhalten wird. Auf dem Dampfer, selbst auf der gemeinsamen Pferdebahn wird die räumliche Trennung durchgeführt, auf letzterer nur mit einer abtheilenden Gardine. Ich erwähnte vorhin eine eigenthümliche Bauart der Häuser resp. von deren Straßenfront. Auf den kurzen Seiten werden die Fenster angebracht, die mit Holzstäben so vergittert sind, daß man immer nur Theile, nicht aber das ganze Gesicht der Herausschauenden sehen kann. Diese kann also die ganze Straße überblicken, nicht aber dem Nachbar in die Fenster schauen oder von dort beobachtet werden. Abgesehen von dieser strengen Absonderung von jedem männlichen Umgang, bewegen sich die türkischen Frauen auf der Straße mit großer Freiheit, ja oft mit einer für unsere Begriffe

fabelhaften Ungenirtheit. Sie tragen da ein weites Gewand, oft von dem schwersten Seidenstoffe. Dasselbe ist einfarbig, diese Farbe aber meist eine grelle. Am beliebtesten sind: olivengelb, hellblau, rosa, papageiengrün. Man erklärte mir dies als ein ferneres Ueberwachungsmittel, indem der begleitende Eunuche resp. die Dienerin auch dann, wenn sie im Gewühl der Straßen oder der Bazare von der Herrin auf Augenblicke getrennt werden, diese durch ihr grelles Gewand noch beobachten können. Was übrigens den Schleier (Yachmak) der Türkinnen anbetrifft, so dient er nach meinen Beobachtungen mehr zur Koketterie als zur Verhüllung. Je nach dem Alter und den Reizen der verschleierten Schönen ist er mehr oder weniger dicht. Der Leser hat gewiß schon Bilder der so verhüllten Türkinnen gesehen, und ich selbst habe mir einige gekauft. Wenn er aber meint, darinnen die Photographien von echten Türkinnen zu besitzen, so befindet er sich in einer angenehmen Täuschung. Die türkische Frau läßt sich weder malen noch photographiren; die zu jenen Bildern sitzen, sind schöne Judenmädchen, welche eben den Türkinnen so ähneln, daß sie kaum von ihnen zu unterscheiden sind. Sie werden dafür gut bezahlt, und viele ernähren sich davon. Will man schöne Frauen im vollsten Staate sehen, so muß man am Freitag, dem türkischen Sonntage, nach dem Ufer, den sogenannten „Süßen Wassern", gehen, denn Alles fährt dann aufs Wasser.

Das Korset.

Nach Robert L. Dickinson.

Seit den Tagen Martials und Galens sind Anklagen und Spott reichlich auf das künstliche kleine Ding, Schnürleibchen genannt, losgelassen worden. Ein systematisches Studium ist ihm bisher jedoch nur in geringem Maße zu Theil geworden, und die Ansichten gehen hierüber weit auseinander. Häufig begegnen wir der Meinung, daß das Korset viel Unheil anrichte; es ist eine Liste von fünfundneunzig Krankheiten aufgestellt worden, die durch zu festes Schnüren sich einstellen sollen; Bouvier, der eine eingehende und interessante Geschichte dieses Kleidungsstückes geschrieben hat, versichert, „daß das moderne Korset, mäßig geschnürt, einen schätzenswerthen Einfluß auf die Gesundheit eines gesunden Weibes habe," und zwischen diesen extremen Ansichten bewegen sich die Anderer in allen Nüancen. Aber eine unbegründete Versicherung ist von geringer Glaubwürdigkeit. Um eine klare Anschauung von den Wirkungen des Korsets zu erlangen, müssen wir den Druck messen, den es ausübt, die Vertheilung desselben bestimmen und die Verschiebungen einzelner beweglicher Organe, die dem Drucke ausgesetzt sind, feststellen.

Der Druck des Korsets wird bestimmt mit Hilfe eines Manometer-Apparates; der Druck wirkt unmittelbar auf eine Quecksilbersäule, die vorher im Gleichgewicht gehalten wurde; nach Anlegung und Schließung des Korsets wird die Säule verdrängt, und die Veränderung ihrer Lage wird an einer Skala abgelesen. So wurde als der geringste Druck eine Gewichtszahl von 21 Pfunden, als der größte die von 88 gefunden. Interessant und bemerkenswerth ist, daß in den ersten 20 Sekunden nach dem Einhaken der Korsetstangen ein merklicher Fall des Quecksilbers in der Röhre stattfindet, was der Verschiebung innerer Organe, der Austreibung von Blut aus Leber und Unterleib und von Luft aus den Lungen zugeschrieben werden muß. Dieser Fall des Quecksilbers zeigt eine mehr gleichmäßige Vertheilung des Druckes über den ganzen Rumpf hinaus.

Irgend eine körperliche Bewegung im Korset, wie Aufstehen, sich Niederlegen, Drehen oder Strecken des Körpers vermehrt den Druck und läßt die Säule um 1/2 bis 1 1/2 Zoll steigen. Mißt man sofort nach Abnahme des Korsets den Taillenumfang und nach einigen Minuten wieder, so bemerkt man, daß derselbe um 1 Zoll zugenommen hat.

Die größte Wirkung, die das Korset in der Verringerung des Umfanges leistet, beträgt 6 Zoll; auch Fälle, wo durch Anlegung des Korsets keine Verringerung eintritt, der Taillenumfang also derselbe bleibt, kommen vor. Die durchschnittliche Zusammenziehung beträgt bei 52 Fällen 2 1/2 Zoll; das Maximum 4 1/4, das Minimum 1 Zoll.

Der Druck steht in keinem festen Verhältniß zu der Verringerung des Taillenumfangs. Zwei Fälle werden das erläutern.

X. Y. Taillenumfang ohne Korset 29 Zoll, mit Korset 23 1/2. Differenz 5 1/2 Zoll. Der Druck des Korsets beträgt 65 Pfund.

A. Z. Maß ohne Korset 27 Zoll, mit Korset bei 73 1/2 Pfund Druck 25 1/2 Zoll. Differenz 1 1/2 Zoll.

Im ersten Falle geben die dem Druck ausgesetzten Theile bald nach, im zweiten Falle leisten sie mehr Widerstand.

Die Brusthöhle erleidet eine geringe Verminderung an Größe und eine geringere Veränderung an Gestalt durch das Korset als die Bauchhöhle. Die Einschnürung ist am größten unterhalb der fünften Rippe. Der untere Theil der Lunge ist daher zusammengepreßt, und die Fähigkeit, diesen Theil der Brusthöhle auszudehnen, sehr verringert. Eine Kompensation wird zum Theil durch das Korset, wenn es so angelegt wird, daß es zugleich die Schultern hebt, herbeigeführt, indem es die oberen Lungenklappen zwingt, die Athmung auszuführen. Das freiere Spiel der Lungenspitzen der Frauen, die ein Korset tragen, sollte eine weit weniger häufige Verdickung an diesen Theilen erwarten lassen als bei Männern, während Affektionen an der Basis gewöhnlicher sein sollten. Eine vermehrte Neigung zu Emphysem*) der oberen Lungenlappen könnte ebenfalls erwartet werden.

Die Form der Brust und des Unterleibes ebenso wie die Athembewegungen werden zweifellos durch zu festes Schnüren modifizirt. Die Brust unterscheidet sich nicht merklich bei Knaben und Mädchen unter zehn Jahren. Obgleich die Form fast bis zum zwölften Jahre dieselbe bleibt, werden die Athembewegungen des Leibes etwas geringer und die der Brust etwas größer bei Mädchen als bei Knaben. Um diese Zeit und schon früher werden Schnürleiber getragen, und wenn sie auch den Körper nicht materiell zusammenpressen, so verhindern sie doch die freie Ausdehnung der unteren Rippen.

Auch wenn wir gezwungen wären, sagt ein Autor, anzunehmen, daß die eigenthümlichen Athembewegungen der Frauen hauptsächlich von der Natur beabsichtigt seien, wofür keine Ursache entdeckt werden kann, so kann man doch nicht umhin zu denken, daß die Einschränkung der Athmung auf den oberen Theil der Brust bei der erwachsenen Frau in keinem geringen Maße auf das unbiegsame Futteral zurückgeführt werden muß, das die Bewegungen der Rippen und des Bauches hemmt. Die Landfrau, die kein Korset kennt, athmet ähnlicher einem Manne als die städtische. Dann ist die Thätigkeit der Brust- und der Bauchhöhle der Frau im Schlafe viel weniger von der des Mannes unterschieden, als im wachenden Zustande. Untersuchungen, die man hierüber an Indianermädchen machte, zeigten, daß Personen, die nie ein Korset getragen hatten, Athembewegungen hatten, wie sie dem männlichen Geschlechte eigen sind, so daß, was die Indianer wenigstens anbelangt, man behaupten kann, der Originaltypus der Respiration bei Männern und Frauen ist die Athmung mit dem Bauche; der eigenthümliche Typus der civilisirten Frau ist ausgebildet durch Einschnürung des Leibes.

Die durchschnittliche Luftmenge, die beim Athmen aufgenommen wird, beträgt ohne Korset 163 Kubikzoll, mit Korset 133, also 30 Kubikzoll weniger.

Die Bauchhöhle hat einen viel größeren Druck und eine viel bestimmtere Veränderung in der Gestalt zu erdulden, als die Brusthöhle. Ohne Korset neigen sich die Brüste herab; während, wenn nach Anlegung des Korsets die „Büste gehoben" ist und der Leib herunter- und herausgedrängt ist, dieser der am meisten hervortretende Theil des Profils ist. Der größte Druck wird auf die Rippenknorpel ausgeübt.

*) Erweiterung der Lungenbläschen mit Schwund der zwischen denselben gelegenen Scheidewände. Die Symptome dieser Krankheit bestehen in einem chronischen Luftröhrenkatarrh und schweren asthmatischen Anfällen.



Mädchen mit Hahn.

Auf beiden Seiten der Leber lastet das Gewicht und zwar an einer Stelle, wo sie nur während tiefer Athmung von der Lunge bedeckt ist. Der seitliche Druck wird Leber und Milz mehr in die Mittellinie drängen. Der Magen wird zwischen seine mehr soliden Nachbarn gezwängt, obgleich Leber und Milz leichter einem Drucke nachgeben. Zwei Zoll tiefer liegen weite luftgefüllte Räume (die Därme), so daß nur Bauchspeicheldrüse, Niere und ein kleiner Theil der Leber den Druck auszuhalten haben. Noch tiefer liegen die Eingeweide. So finden wir 1. daß, wo die soliden Organe sind, der größte Druck stattfindet; 2. den geringsten Druck, wo hohle Eingeweide liegen; 3. daß Organe, die verhältnißmäßig fixirt sind, eine große Last zu tragen haben; 4. daß auf freier bewegliche Organe, wie die Gedärme, eine geringere, direkt verschiebende Kraft ausgeübt wird.

Wir sahen, daß die Zone des höchsten Druckes über die Leber geht. Seitlich mögen die Rippen widerstandsfähig genug sein, um dieser Kraft in beträchtlichem Maße entgegen zu arbeiten; aber gerade da, wo die stärkste Zusammenziehung stattfindet, über den Rippenknorpeln und in der Magengegend, muß der Druck um so bestimmter den vordern Theil der Leber nach unten drängen, so daß dieses Organ, das eine mehr obere und horizontale Lage hat, eine mehr vordere und vertikale bekommt. Diese Veränderung ist ausnahmslos und wird überall gefunden, wie lose auch immer das Korset getragen wurde. Auf der Seite, die nach vorn liegt, wird in den meisten Fällen ein transversaler Einschnitt bemerkt, der bei Manchen so ausgeprägt war, daß die Leber fast entzweigeschnitten zu sein scheint. Je früher das Korset getragen wird, desto mehr wird die Leber affizirt, da sie verhältnißmäßig größer beim Kinde als beim Erwachsenen ist; sie hat bei diesem den vierzigsten Theil des Totalgewichts, bei jenem den dreißigsten, ja den zwanzigsten Theil.

Die Leber kann in dreifacher Weise affizirt werden:

1. Sie wird nach oben oder nach unten gedrängt, je nachdem der Druck unterhalb oder oberhalb derselben ausgeübt wird. Die genaue Lage des Druckes ändert sich mit der Mode, die Kleider zu tragen; meistentheils geschieht die Veränderung nach unten, und diese kann so weit gehen, daß die Leber die ganze rechte Seite und die Front des Unterleibes auszufüllen scheint.

2. In Folge des seitlichen Druckes kann die Leber in ihrem vertikalen Durchmesser verlängert werden, so daß ein größerer Theil in Berührung mit den Brust- und Bauchwänden gebracht wird. Dies ist eine sehr gewöhnliche Folge festen Schnürens.

3. Der Druck kann tiefe Risse in der Lebersubstanz hervorbringen, so daß Theile dieses Organs losgelöst zu sein scheinen und sich wie bewegliche Schwellungen durch die Bauchwände anfühlen. Vergrößerungen der Leber, hervorgerufen durch zu enges Schnüren, sind häufiger, als angenommen wird.

Die Untersuchung ergab also folgende Resultate:

1. Der größte Druck bei tiefer Athmung ergab 1,625 Pfund auf den Quadratzoll, bei ruhiger 0,625.

2. Der Gesammtdruck, ausgeübt durch das Korset, schwankt zwischen 30 und 80 Pfund; er beträgt bei lose geschnürtem 35, bei fest geschnürtem Korset 65 Pfund.

3. Innerhalb der ersten halben Minute nach dem Anlegen des Korsets wird durch Verschiebung der beweglichen Theile innerhalb des Körpers ein Ausgleich und Nachlassen des Druckes bemerklich.

4. Der Taillenumfang ist kein Kriterium für festes oder loses Schnüren. Der Unterschied zwischen dem Umfang der Taille mit und ohne Korset giebt keinen direkten Anhaltspunkt weder für das Druckgewicht, noch für die Verringerung der Luftaufnahme beim Athmen. Nachgiebigkeit der Organe und Gewohnheit beeinflussen diese Daten.

5. Die Fähigkeit der Ausdehnung der Brust ist durch Tragen des Korsets um $1/5$ beschränkt.

6. Das Athmen der Frauen mit der Brust ist hauptsächlich der Gewohnheit des Korsettragens zuzuschreiben.

7. Die Brusthöhle wird weniger durch das Korset affizirt, als die Bauchhöhle.

8. Die Bauchwandung wird dünner und schwächer durch den Druck.

9. Die Leber ist dem direkten Druck ausgesetzt und öfters verschoben, als jedes andere Organ.

10. Die Organe des Unterleibes werden durch zu enges Schnüren um $1/3$ Zoll herabgedrückt.

Auf weitere nachtheilige Folgen des Korsettragens können wir nicht eingehen.

Bettelarmband und Schellentracht.

Von Edmund Bayer.

Bettelarmband! Wer mag nur den wunderlichen Namen erdacht haben? Ein wirklicher Bettler, bezw. eine ebensolche Bettlerin trägt doch kaum diesen mehr oder minder luxuriösen Schmuckgegenstand; und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß ein feuriger Liebhaber oder aufmerksamer Ehemann, welcher den Gegenstand seiner heißen Sehnsucht oder zärtlichen Sorgfalt mit einem solchen Modeartikel beschenkt, letzteres keineswegs für einen Bettel erachtet; denn sonst würde er denselben, falls er den Grundsatz „Noblesse oblige“ zu dem seinigen gemacht hat, nicht spendiren. Aber weil die holden Damen den Kreis ihrer Verehrer mit Bitten um theils einfache und bekannte, theils kostbare und originelle Münzen und Medaillen für die neue Armzier zu bestürmen pflegen, also auf die liebenswürdigste Weise von der Welt „betteln“, heißt jene ein für allemal Bettelarmband. Nun, möge das klimpernde Ding seinen Namen herhaben, woher es wolle, so viel ist sicher, daß es — besonders in der Mehrzahl — schon manchen nervösen Herrn der Schöpfung, dessen Galanterie sich eben nur in den bescheidensten Grenzen hält — soviel man fürs Haus braucht — zu heller Verzweiflung gebracht hat. Ein mir befreundeter Theaterhabitué, der als Premièrentiger bekannt und in sämmtlichen Musentempeln Berlins Hans in allen Gassen ist, war außer sich, als er in dem Genusse von „Galeotto“ durch das Klingeln des Armbandes seiner schönen Nachbarin, welche beständig das Glas nach ihren reizenden Augen führte, wesentlich beeinträchtigt zu sein glaubte. „Das ist ja die reine Wallfahrt nach Ploërmel,“ brummte er ironisch in den Bart, während er mit der Rechten verzweiflungsvoll über seinen „offenen“ Kopf fuhr. „Wie lange wird's dauern, da glaubt man sich im Foyer auf die Alm versetzt. Es fehlt nur noch der Kuhreigen!“ Ich suchte den malitiösen Kritikus zu trösten. „Lieber Doktor,“ erlaubte ich mir zu bemerken, „Sie zählen, wenn ich nicht irre, zu den Verehrern des „größten Lyrikers nach Goethe“. Schließen Sie gefälligst die Augen und träumen Sie dem Gedicht „König ist der Hirtenknabe“ nach! Bei Ihrer reichen Phantasie kann es Ihnen nicht fehlen, sich schleunigst in die Situation hineinzuhypnotisiren. Wie heißt es doch dort mit einer kleinen Variante?

„Und das singt und klingt so lieblich,
Und so lieblich rauschen drein
Spitzenkleid und Atlasrobe . . .“

Was würden Sie wohl sagen, wenn jetzt die Schellentracht wieder aufkäme, die einst die ganze Welt beherrschte, jetzt aber nur noch von den Harlekins und sonstigen Narren der Faschingszeit sowohl auf der Straße als auf den bals masqués et parés getragen wird?“ — „Das wäre allerdings der Gipfel des Nonsens,“ rief mein Gegenüber aus. „Indessen nichts ist unmöglich. Das Bettelarmband ist gewissermaßen nur ein vorgeschobener Posten. Allmälig folgt die Schellenkappe, hierauf die Schellenjacke, und schließlich sind unsere Huldinnen von oben bis unten mit Schellen behängt. Klingt's nicht, so klappert's doch. Eigentlich paßte auch eine solche Tracht zu den stilgerechten Hauseinrichtungen und Biertempeln mit ihren Butzenscheiben und Eichentruhen, Simsen und Krügen.“

Ich konnte dem Sprecher nicht ganz Unrecht geben. Frau Mode ist eine launische Göttin, heute so und morgen so gestimmt. Aber was hat es mit der Schellentracht auf sich? Nun, diese seltsame Geschmacksrichtung war seit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts bis um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in hohem Grade chic. Um nicht weitschweifig zu werden, möge nur einiger historischer

Persönlichkeiten gedacht und an ihrem Beispiele die Beschaffenheit der Schellentracht erläutert werden.

Herzogin Anna von Braunschweig, die Gemahlin Wilhelms I., welche im Jahre 1429 starb, pflegte einen Gürtel mit Schellen um den Leib zu tragen; und von den Damen, welche die auf Befehl Herzog Ottos von Braunschweig in den Jahren 1370 und 1376 zu Göttingen veranstalteten Festlichkeiten und Ritterspiele durch ihre Gegenwart verherrlichten, meldete ein Tagebuch, „Dat olde Bock", naiv genug: „Sie waren alle wunderschön und mit purpurnen Kleidern angethan, hatten hinten dicke Wülste," — also schon damals Tournüre! — „und um sich klingende Gürtel und Borten mit Schellen, die Schur, Schur, Schur, Kling, Kling, Kling machten."

Auch die Panzer und Wehrgehenke Heinrichs des Löwen, sowie des Herzogs Heinrich I. von Sachsen (gest. 1252) waren mit Schellen besetzt; von dem Sohne des ersteren, König Otto IV. (1198—1215), hat sich ein interessantes Bildniß erhalten. Man sieht den Braunschweiger auf dem Throne sitzen und zwar bekleidet mit einem weißen, von schmalen und breiten Borten eingefaßten Talare, der mit großen goldenen Schellen behängt ist. Zur Rechten des Herrschers steht sein Bruder Heinrich im weißen Mantel und Untergewand, welche ebenso wie die Bekleidung der Beine mit silbernen Schellen und Cymbeln verziert sind. Zur Linken zeigt sich ein anderer Bruder, Herzog Wilhelm, in gleichem Anzuge wie der soeben beschriebene; vorn an der Brust und um die Beine erscheinen ebenfalls Schellen.

In der Moritzkirche zu Halle steht am dritten Pfeiler vom Altare gegen Süden das von Konrad von Eimbeck im Jahre 1411 gearbeitete Steinbild des Schutzpatrons des ehemaligen Erzstifts Magdeburg, des heiligen Mauritius. Auch diesem Heiligen hat der genannte Meister in seltsamem Anachronismus einen Gürtel mit Schellen gegeben; und er gilt als „Schellenmoritz" noch heute für ein Wahrzeichen der guten Stadt Halle an der Saale Strande.

Wie die Schellentracht der Ritter, die auf hohem Rosse zum fröhlichen Turnei die Lanzen einlegten, beschaffen war, möge der treffliche Johann Fischart schildern, der in seiner dem Rabelais nachgebildeten Satire „Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung" (1575) die äußere Hülle seines riesenhaften Helden Gargantoa folgendermaßen beschreibt:

„Zu seinem Leibrock nahm man 1800 Ballen Genuesischen Karmesin-Sammet — ein fein Wappenröcklein, darein silberne Schillelein und Flinderlein zum Thurniren und Schlittenfahren an Kettlin hiengen. Dann solches war damals der Brauch, daß man mit einem klingenden Gepreng und prangenden Gekläng, als wann der hohe Priester ins Heiligthum gieng, auf dem Platz erschien. Seither aber die Thurnier, das ist, die Adels Probier, sind abgangen, haben die Fuhrleut ihren Gäulen die Schellen angehängt . . ."

Daß die groteske Schellentracht der alten Zeit gar wohlgefiel, geht auch aus einer Stelle in Georg Rollenhagens „Froschmeuseler" hervor, einer Dichtung, welche in humoristischer Weise den Kampf der Frösche und Mäuse nach dem Vorbilde Homers schildert. Daselbst wird die Erscheinung des Mäusekönigs in folgenden Versen gerühmt:

Der König aber insonderheit
Hatt' angethan ein Wunderkleid,
Eines kohlschwarzen Maulwurfs Haut,
Dafür den Mäusen selber graut.
Zu schürzen er sich auch anfing
Mit einem gülden Gürtelring,
Daran viel schöner Glöcklein hiengen,
Die prächtig konnten einher klingen.

Allmälig begann die Schellentracht, welche ursprünglich eine Auszeichnung hoher Personen gewesen war, auch in den breiten Schichten des Volkes platzzugreifen, ohne deshalb von den Fürstenthronen und Edelsitzen verbannt zu werden. Schließlich schmückte sich alle Welt mit Schellen. Wie groß der Luxus war, welchen man damals zu Zeiten mit dem tönenden Zierrath treiben konnte, wird aus der Stelle einer Chronik klar, an welcher es heißt:

„Anno 1400. biß man schrieb 1430. war so ein grosser Uberfluß an prächtigen Gewant und Kleidunge, der Fürsten, Grafen und Herren, Ritter und Knechte, auch der Weiber, als vor niemahls gehöret worden; da trug man silberne Fassungen oder Bänder mit grossen Glocken von 10. 12. 15. und bißweilen von 20. Marcken. Etliche trugen Rheinische Keiten von 4. oder 6. Marcken samt köstlichen Halsbändern, grossen silbern Gürteln und mancherley Spangen."

Sogar die Schwerttänzer in Hessen, eine jener zahlreichen Gesellschaften, welche der in psychriatischer Beziehung höchst merkwürdigen Tanzwuth, einer Volkskrankheit des Mittelalters, ihr Dasein verdankten, banden, ehe sie ihre Uebungen begannen, Schellen vor die Kniee und huben an, wie folgt:

Also sollen meine Gesellen
Ihre Schellen
Lassen klingen,
Wie die Engel im Himmel singen!

Alles hört im Leben endlich einmal auf; ein zwar trivialer, nichts destoweniger aber unbestreitbarer Satz: und so verschwand auch die Schellentracht wieder. Doch scheint sich dieselbe nicht plötzlich vom Schauplatz ihrer Triumphe zurückgezogen zu haben; denn noch auf der Krönung Karls V. (1520) erschienen die oberen und obersten Hofchargen, um einen heutigen offiziellen Ausdruck zu gebrauchen, in Schnabelschuhen, welche mit goldenen und silbernen Schellen verziert waren.

Zu guterletzt war die wunderliche Tracht nur noch bei den Narren, Volks- und Hofnarren, sowie den Mitgliedern der originellen Narrengesellschaften zu finden. Deren gab es im Mittelalter nicht wenige, berühmt war besonders die Geckengesellschaft zu Cleve, welche Graf Adolf von Cleve im Jahre 1381 stiftete, und deren Mitglieder sich zu den Ordenskapiteln in einer Mönchskutte von gelber und rother Farbe, mit zahlreichen Schellen auf dem Haupte und am Aermel, einzustellen pflegten; das Ordenskleid selbst wies vorn einen silbergestickten Narren mit Schellen auf.

Die Schellen der übrigen Narren waren theils am Ende der Eselsohren, theils auf der Gugel, theils am Gürtel befestigt. Auch vertraten sie die Stelle der Knöpfe und zeigten sich nicht nur am Schienbein, sondern auch am Knie, Ellbogen und an den Schuhspitzen, — kurz kein Theil der Kleidung, welche die lustigen Räthe für sich in Anspruch nahmen, war frei von dem klingelnden Brimborium.

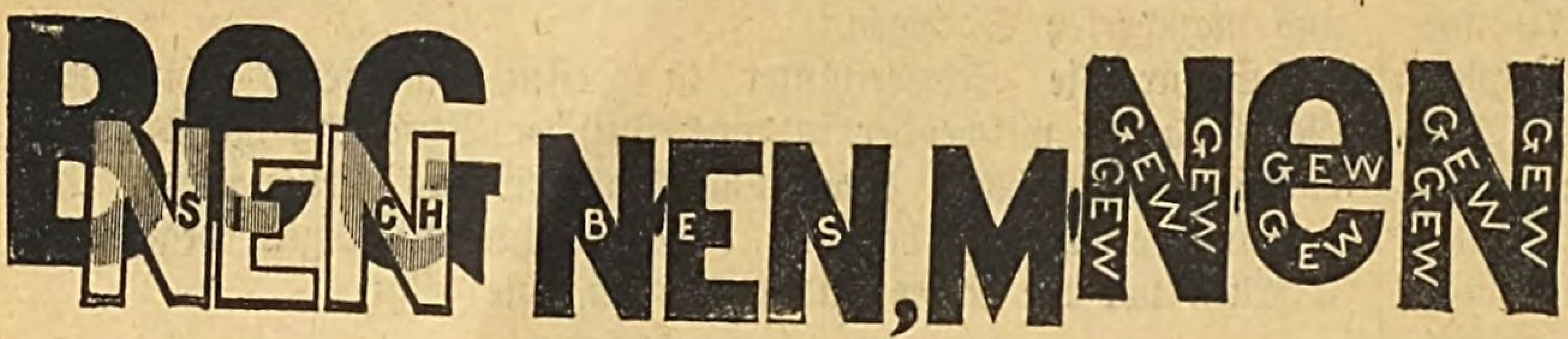
Wie mag es aber einst, als noch jedermann sich an der Schellentracht sich erfreute, gesungen und geklungen haben! An allen Wegen und Stegen, auf hohem Berge und im tiefen Thal, unter niederem Hüttendache, wie im stolzen Palaste, allerorts hörte man das Glöckchen erklingen, hier Gold-, dort Silberglocken und dazwischen Stimmen von gröberer Legirung. Mit Hilfe der Schellentracht konnte man damals den Reichthum besser zur Schau legen, als heute mit den sogenannten Bettelarmbändern, die trotz ihres Namens herausfordernd genug sind. Von den letzteren aber ist es noch ein weiter Weg bis zu der Freude und dem Stolze der Altvordern. Darum braucht der Eingangs erwähnte Kritikus, so wenig als die Gesinnungsgenossen desselben, für seine zukünftige Ruhe zu bangen, es dürfte doch noch mancher Tropfen Wasser den Berg hinabeilen, ehe sich die schönere Hälfte der Menschheit entschließen wird, aufs Neue als „wandelnde Glocke" zu erscheinen.

Zu unserem heutigen Bilde.

Er geberdete sich heute auch gar zu tyrannisch auf dem Hofe, der große Haushahn; mit dem ganzen Stolze, zu dem ihn sein prachtvolles buntschillerndes Gefieder berechtigte, durchschritt er wie ein gebietender Feldherr das Terrain; sein Krähen hallte wie ein Schlachtruf, und wo er hinkam, flüchtete die Henne mit lautem Gegacker und schirmte mit ihren Flügeln die Küchlein vor dem Zorn des Gefürchteten. Auch die kleine Grete fand, daß er es zu arg treibe, und daß er einmal kalt gestellt werden müsse. In wie wilder Hast der Flüchtling sich auch der Verfolgung zu entziehen gesucht, endlich hat sie ihn doch erwischt, und nun trägt sie den sich heftig sträubenden Gefangenen in das dunkle Verließ, wo er Zeit hat, über seine Tyrannengelüste nachzudenken.

Räthsel und Spiele.

Rebus.



Füll-Räthsel.

	e					e	
	e					e	
		e			e		
	e					e	
	e					e	
		e			e		
	e					e	
	e					e	

In vorstehender Figur sind die leeren Felder durch die entsprechenden Buchstaben so auszufüllen, daß die horizontalen Reihen folgende Bezeichnungen ergeben: 1. ein griechischer Sagenheld, 2. ein europäischer Fluß, 3. ein Philosoph und Naturforscher, 4. eine wohlriechende Blume, 5. der Name mehrerer Städte des Alterthums, 6. ein bonapartistischer Staatsmann, 7. ein deutscher Dichter und Schriftsteller, 8. ein Insekt.

Blüthen-Räthsel.



Silben-Räthsel.

Aus den nachfolgenden Silben sollen siebzehn Worte gebildet werden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen heißen Wunsch des deutschen Volkes ergeben.

A, be, ben, ber, bo, bür, ber, e, e, e, e, e, ei, erz, fer, geu, gen, gen, gen, gel, huus, lert, ler, li, li, mi, na, nen, no, no, non, ot, p, ra, re, re, rück, sen, sche, sie, ti, ti, ta, tha, :or, u, vor.

Die Worte bedeuten:

1. Ein deutscher Dichter.
2. Weiblicher Vorname.
3. Stadt in der Provinz Sachsen.
4. Münzsorte.
5. Eine Baumart.
6. Eine Naturerscheinung.
7. Gebirge in Deutschland.
8. Asiatischer Volksstamm.
9. Seestadt in Italien.
10. Mythisches Riesengeschlecht.
11. Zwei Buchstaben.
12. Begrenzung eines Gewässers.
13. Biblischer Frauenname.
14. Oesterreichisches Kronland.
15. Mineral.
16. Wohlschmeckende Frucht.
17. Operette.

Rösselsprung.

			was	spricht	ich's	wie			
		so	tragen	sein	dort	lich	will		
	ein		so	sen	das	stumm		her	
träu	hen	sen	ist's	will	zärt	zen	lieb	blick	ich
traum	soll	mer	geste	grab	le	und	wie	du	im
soll	dem	kein	we	zür	sagen	dich	nicht	so	nem
lied	ge	dirs	um	se	selber	in	kannst	hab	es
	flehen		ich	nimmer	ne	es		mei	
		mein	hen	sollst	wills	du	selbst		
			dir	glück	du	nicht			

Auflösung der Räthsel aus Nummer 7

Räthsel. Reh — Porter — Reporter.

Kaleidoskop.

Bei dem inneren Kreise beginnt man mit dem Buchstaben „L", bei dem äußeren mit dem Buchstaben „W". Alsdann verfolgt man von den gegebenen Buchstaben aus die Linie des Kaleidoskops. Der Text des inneren Kreises heißt: „Lehren bringt Ehren". der des äußeren: „Wer schweigt, bejaht".

Räthsel. Balkan — Balkon — Balken.

Räthsel. Nagel.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 9 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 26. Februar 1888

Der Holzhof.

Erzählung von M. Goldschmidt. Aus dem Dänischen von Dr. E. Lobedanz.

Das Haus meines Onkels war nichts weniger als romantisch und dieser würde sicherlich in großes Erstaunen gerathen, wenn er erführe, daß es Stoff zu einer gedruckten Erzählung geboten hätte. Es gab weder Kinder noch Lustbarkeiten und Gesellschaften darin. Obgleich des Onkels Gewerbe (er war Holzhändler, Branntweinbrenner und Schankwirth in einer kleinen Stadt), ihn zwang, zwanzig Knechte — Meier, Brenner, Kutscher, Wärter und Arbeiter — sowie ein zahlreiches Laden- und Kontorpersonal und wenigstens fünf Mädchen zu dessen Aufwartung zu halten, so ging doch Alles so ruhig und einförmig wie eine Maschine seinen Gang.

Wenn ich des Morgens hineintrat, glänzte die Wohnstube ordentlich vor Reinlichkeit. Frischer Sand bedeckte den Fußboden, im Sommer stand ein Blumenstrauß auf dem Tische und verbreitete einen milden Wohlgeruch im Zimmer, im Winter stellte man ein kleines Rauchfaß mit Räucherpulver auf den Kachelöfen. Auf einem kleinen Tisch in der Ecke standen einige Tassen, der silberne Sahnentopf und die silberne Zuckerschale, die Theemaschine und eine kleine Schüssel mit Butterbrod. Sobald mein Onkel den Thee getrunken hatte, durfte Niemand bis zwölf Uhr ins Zimmer kommen. Die Tante war in der Küche und der Onkel im Kontor oder auf den Speichern beschäftigt. Schlag zwölf Uhr stand der Mittagstisch gedeckt. Onkel und Tante saßen auf dem Sopha, und die beiden Handlungsdiener traten mit einem Bückling ein. Wenn sie ihre Suppe gegessen hatten, erhoben sie sich und gingen in den Laden, mochte nun ihre Anwesenheit dort erforderlich sein oder nicht; sie kamen pünktlich zurück, wenn das zweite Gericht zerlegt war; mit einer kleinen Verbeugung gegen Onkel und Tante leerten sie ihr Glas Wein und verließen den Tisch, ohne für gewöhnlich auch nur ein Wort gesprochen zu haben. Der Buchhalter, der schon in die Dienste meines Onkels getreten war, als dieser sich etablirte, blieb einige Minuten länger; man tauschte einige Bemerkungen über die Bücher aus oder über die Zahlungsfähigkeit dieses oder jenes Mannes oder über ein Feuer auf dem Lande. Dann verließ auch der Buchhalter das Zimmer mit einer Verbeugung, und mein Onkel legte sich hin, um Mittagsruhe zu halten.

Als Kind hatte ich nie gewagt, die feierliche Stille an Onkels Mittagstisch zu unterbrechen, aber als ich Student geworden war und in einer Gesellschaft, bei der auch einer meiner früheren Lehrer zugegen war, geraucht hatte, als ich über Gott und die Unsterblichkeit der Seele zu raisonniren anfing, da wagte ich es, einen Schritt weiter zu gehen.

Als wir einmal bei Tische saßen, sagte ich zu meinem Onkel: „Es ist heute prächtiges Wetter; sollen wir nicht am Nachmittag mit Tante eine Segelpartie unternehmen?“

Der Klang meiner Stimme erschreckte mich beinahe selbst, und die Blicke aller Anwesenden richteten sich unwillkürlich auf mich.

Aber noch erstaunter schauten sie meinen Onkel an, als er entgegnete: „Du kannst Tante fragen, ob sie mitgehen will.“

Jetzt durfte ich mich an die Letztere wenden und sagen: „Sie machen uns doch das Vergnügen, nicht wahr, Tante?“

Das Erstaunen der Tischgesellschaft erreichte seinen höchsten Grad, als sogar die Tante sprach und mir entgegnete: „Da Du ein so tüchtiger Student geworden bist, muß man Dir wohl den Gefallen thun.“

Mein Muth kannte jetzt keine Schranken mehr, ich würde mit dem Sultan selbst angebunden haben, und als die Anderen sich erhoben, bat ich den Onkel, ein Glas echten alten Madeira herauszurücken unter dem Vorwande, daß ein solches Dessert der Gesundheit außerordentlich zuträglich sei. Seit der Zeit blieb der Madeira eine ständige Zugabe zum Mittagstisch meines Onkels, und ich wurde von allen Bediensteten des Hauses als allmächtig im Hause angesehen.

Nach Tisch trat wieder dieselbe feierliche Stille wie am Vormittage ein. Die häusliche Maschinerie setzte ihre einförmige Bewegung fort. Selten erlitt sie eine Unterbrechung durch die Ankunft eines Gutsbesitzers oder Pfarrers vom Lande; oder ein Kapitän, der ein Schiff meines Onkels glücklich heimgeführt hatte, machte seine Aufwartung. Dann ging es hoch her! Ich erinnere mich, wie mein Onkel einmal in ängstlicher Erwartung umherging. Er hatte ein Schiff auf eine ungewöhnlich lange Fahrt ausgesandt, und die letzte Nachricht, die uns von demselben erreicht hatte, war, daß es während eines Sturmes im biskayischen Meerbusen gesehen worden war. Mein Onkel ging hinter dem Ladentisch auf und nieder. Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und pfiff alle möglichen Melodien durcheinander — das war ein Zeichen, daß er sich nicht in rosiger Stimmung befand.

„Klausen,“ wandte er sich an den ersten Kommis, „ist die Post noch nicht gekommen?“

„Nein, Herr,“ entgegnete Klausen.

Mein Onkel brummte: „Zur Hölle mit dem Schiff, wenn es

nicht anders sein kann, wäre nur mein tapferer Kröger gerettet!"

Dann ging und pfiff er weiter. Plötzlich wurde der Laden von einem großen, breitschultrigen Manne verfinstert, der zur Thür hereintrat. Mein Onkel blickte auf — im nächsten Augenblick war er mit einem Satz über den Ladentisch und lag dem Eintretenden in den Armen. „Kröger!" rief er außer sich vor Entzücken und küßte den Kapitän.

„Mein lieber Herr und Prinzipal!" sagte der Kapitän.

„Haben Sie auch das Schiff mitgebracht?" fragte mein Onkel, nachdem er sich gefaßt hatte.

„Ja, das versteht sich! Es liegt draußen in der Bucht, wegen des Gegenwindes, ich bin in meinem Boot ans Land gegangen. Alles ist wohl an Bord! Die Schute ist bis zur Schanzkleidung befrachtet!"

Eine Menge Fragen und Antworten kreuzten sich dann, während mein Onkel den Kapitän zum Wohnzimmer hinführen wollte; aber der Kapitän erklärte, daß er sogleich wieder an Bord zurückkehren müsse. Als er gehen wollte, fragte Onkel:

„Glauben Sie, daß Sie das Schiff bis heute Abend hineinbugsiren lassen können? Dann lasse ich einem Oxhoft Wein den Boden ausschlagen und auf meinem Hofe eine Treibjagd auf Enten und Truthühner veranstalten, um den Matrosen etwas zu gute zu thun."

Der Kapitän erwiederte: „Ich werde ihnen nur einen Anker versprechen; reicht's nicht, so läßt sich noch immer über das Oxhoft reden. Adieu bis dahin!"

„Denken Sie auch daran, daß Sie selbst mein Gast heute Abend sind!" rief ihm der Onkel noch auf die Straße hinunter nach. Kurz darauf sah ich, wie mein Onkel nachdenklich die Höhe und Breite des Ladentisches mit den Augen maß, über den er so unversehens gesprungen war; dann eilte er schnell zu seiner Frau in die Küche.

Gegen Abend waren alle Bediensteten des Hauses, die abkommen konnten, auf dem Holzhofe des Onkels versammelt, welcher sich bis zum Strande und dem kleinen Bootshafen, der hier angelegt war, erstreckte. Der Onkel und die Tante standen mit dem Kapitän an der kleinen hölzernen Landungsbrücke, während die Leute sich ehrerbietig zurückhielten; in der Ferne sah man zwei Boote heranrudern, sie waren voll von Matrosen und wurden von den Strahlen der untergehenden Juni-Sonne beschienen. Als die Boote sich der Brücke näherten, streckte mein Onkel ungeduldig die Hand aus und rief: „Willkommen, meine Freunde!"

Aber die Mannschaft des ersten Bootes blieb auf den Rudern liegen, bis das zweite Boot sie eingeholt hatte; darauf erhoben sich alle Ruder zugleich, die Matrosen nahmen die schwarzen glänzenden Hüte ab, und ein dreimaliges Hurrah schallte über die stille Bucht. Jetzt konnten des Onkels Leute, die im Hintergrunde standen, es nicht länger aushalten, mochte es nun gegen den Respekt gehen oder nicht. Ladendiener, Knechte, Kutscher und Wärter ließen zur Erwiederung ein ebenso dröhnendes dreimaliges Hurrah erschallen, um zu zeigen, daß sie auch theilnähmen an der Freude. Mein alter Brummbär von Onkel war so gerührt, daß er es ganz vergaß, die Rede zu halten, auf die er sich, wie ich vermuthete, den ganzen Nachmittag vorbereitet hatte. Inzwischen waren die Matrosen ans Land gestiegen und hatten sich unter Anführung des Steuermannes in Reih und Glied aufgestellt.

„Jetzt ein Hurrah für unseren Kapitän, Leute," sagte der Steuermann, „dann schlagen wir unseren Kurs nach dem Anker Wein ein." Ein mächtiges Hurrah erschallte und noch eins und noch eins, dann setzte sich der Zug unter Lärm und Jubel in Bewegung. Mein Onkel schritt so still und bleich einher, wie bei einem Leichenbegängniß, manchmal machte er auch eine ärgerliche Bewegung, als ob er sich seiner Gefühle schämte; aber es half ihm nichts, jedesmal wenn er den Kapitän und die Matrosen ansah, zuckte es wieder in seinem Gesicht, und als er sein Zimmer erreicht hatte, setzte er sich auf einen Stuhl und ließ den Kopf auf den Tisch sinken.

Ich konnte nicht leugnen, daß dies stille Krämerleben doch auch seine Poesie habe, und an jenem Abend wünschte ich mehr als einmal, daß ich nicht Student, sondern Kaufmann wäre.

Jetzt ging es los in der Gesindestube. Die Matrosen sangen und tanzten und thaten, als wenn sie zu Hause wären. Sie achteten nicht der älteren Rechte, welche die Knechte auf die Mädchen zu haben glaubten, und die Mädchen schienen die Knechte ganz vergessen zu haben. Ich glaubte den Letzteren ansehen zu können, daß sie innerlich die Hurrahs bereuten, mit denen sie die Ankunft der Gäste begrüßt hatten. Als es die Matrosen zuletzt allzu bunt machten, gingen die Andern verdrießlich zu Bett.

Aber dergleichen Szenen waren selten im Hause meines Onkels, sie dienten nur dazu, um als Ausnahme die Regel von seiner Langweiligkeit und Einförmigkeit zu bekräftigen. Die einzige Stelle im Hause, die täglich belebt war, war der Holzhof. Da mein Onkel der einzige Kaufmann in der Stadt war, der mit Holz handelte, hatte er die Lieferungen für jeden Neubau und für jede Feuerung, er verkaufte an alle Tischler und Zimmerleute in der Stadt und der stark bevölkerten Umgegend. Auf seinem Holzhof versammelten sich Hofbesitzer, Prediger und Bauern. Hier schloß man Geschäfte wie auf einem Markte ab; hier wurde gestohlen, und der entdeckte Dieb durchgeprügelt; hier fanden Schlägereien statt, und hier versöhnte man sich, wenn man sich geschlagen hatte.

Der Holzplatz erstreckte sich in einer Länge von hundert Ellen von den Gebäuden bis zum Strande. Am oberen Ende war er breit und von Speichern und Stallungen umgeben; längs des Gartens wurde er schmäler und war nur von einem Stacket umgeben. An der Stelle, wo der Hof schmäler wurde, lag ein großer dänischer Bullenbeißer vor einem ungeheuren Stapel Latten an der Kette.

Manchen Wintertag habe ich als Kind auf dieser Stelle Soldat gespielt; das Hundehaus war mein Winterquartier, und mehr als ein Bauer bekreuzigte sich, wenn er den kleinen Burschen dicht an den großen Hund geschmiegt sah. Aber in Erwiederung dieser Freundschaft hatte ich ihm auch manchen Knochen gebracht, von dem das Fleisch noch nicht so sorgfältig abgenagt war, wie die ökonomischen Grundsätze meiner Tante es vorschrieben; an manchem heißen Sommertag hatte ich ihm frisches Wasser gebracht und ihn ebenso schön gewaschen, wie mich die Mamsell.

Wenn aber gegen Abend die Menschen sich entfernt hatten, wenn die Schatten der aufgespeicherten Holzmassen lang wurden und die Augen des Hundes in der Dämmerung funkelten, als ob er sich bewußt wäre, daß jetzt sein Dienst beginne, dann wurde es unheimlich auf dem Holzhof. Die Lattenhaufen sahen aus wie gothische Thürmchen, die viereckigen Brettermassen wie dunkle Thürme, und die langen Reihen von Balken und Bohlen glichen Wällen. Hier und dort ragte die schlanke Spitze einer Latte hervor, ein einzelnes Brett hatte sich aus dem Haufen herausgeschoben, eine einzelne Bohle war heruntergefallen, und dies verlieh dem Ganzen das Aussehen einer verfallenen Burg, in der Geister ihr Wesen trieben. Die Leute in der Gesindestube wußten auch davon zu erzählen, daß man manche Nacht seltsame Laute dort draußen hörte, dann tobte der Hund und riß an seiner Kette, wenn man aber hinausging und nachsah, war nichts da. Daran mußte ich denken, wenn die Dunkelheit hereinbrach, und wenn ich dann den Hund ansah, kam er mir vor wie ein ganz anderer Hund, es war mir, als ob er auf seine geheimnißvolle Gesellschaft warte.

So war es in meiner Kindheit; später wurde ich natürlich verständiger. Gewiß ist es jedoch, daß der Hund weder mich noch irgend ein anderes Mitglied des Hauses in der Nacht kannte.

Im zweiten Sommer meiner Studentenzeit, kurz nach meiner Ankunft in der kleinen Stadt, wurde ich eines Nachts von dem Onkel geweckt. Er stand vor meinem Bett, mit einem Hirschfänger in der einen und einem großen Gewehr in der anderen Hand. „Steh' auf," sagte er, „und geh' mit mir!"

Ich war erschreckt in die Höhe gefahren und konnte mich nicht sogleich sammeln. „Was ist los, Onkel?" fragte ich.

„Steh' auf und kleide Dich an! Indessen kann ich Dir erzählen, was es giebt. So! Hier sind Deine Beinkleider! . . . Ich habe schon seit einem Monat bemerkt, daß der Hund fast jede vierte Nacht unruhig ist. Die Leute glauben, daß es spukt,

aber ich weiß besser, was es zu bedeuten hat: Man stiehlt mir mein Holz. Heute ist der Spuk wieder da und es ist heller Mondschein. Auf Dich kann ich zählen, komm mit mir, aber bewaffne Dich auf alle Fälle mit einer Büchse."

Schnell kleidete ich mich an, griff nach der doppelläufigen Jagdflinte, die stets geladen an der Wand hing, und folgte dem Onkel.

Schon als wir uns dem Holzhof näherten, konnten wir deutlich das Toben des Hundes hören. Als wir zu der Thür gekommen waren, welche den Hof von dem Holzplatz trennte, zitterte mein Onkel so, daß er nicht den Schlüssel ins Loch stecken konnte; aber der Hund, dessen scharfer Geruchssinn ihm offenbarte, daß sich Hilfe näherte, schien neue Kräfte zu sammeln, und plötzlich hörte es sich an, als ob er sich, rasend vor Wuth, von der Kette losgerissen habe und auf etwas einstürzte. Da fiel ein Schuß, der Hund stieß ein dumpfes Geheul aus, und Alles wurde still. Ich war so zornig darüber, daß man den Hund getödtet hätte, daß ich aufs Gerathewohl durch die alte Thür nach der Richtung hinschoß, wo der Schuß gefallen war. Man hörte einen leisen Schrei, aber als der Onkel endlich das alte Thor erschlossen hatte und wir auf den mondbeschienenen Platz hinaustraten, war nichts zu sehen. Einen Augenblick kam es mir so vor, als ob ich durch eine Lücke zwischen den Holzhaufen einen Schatten über die angrenzende Koppel hingleiten sähe; aber im nächsten Augenblick war er verschwunden, und ich war geneigt zu glauben, daß ich mich getäuscht hätte.

Mein Onkel bezeugte keine besondere Lust, weiter zu gehen und die Holzhaufen zu durchsuchen, und mir ging es ebenso. Ich hatte freilich noch einen Schuß in meiner Flinte, aber der Gedanke, vielleicht einen Menschen wegen einiger Stücke Holz tödten zu können, gefiel mir durchaus nicht. Daher kehrten wir um, und unser nächtliches Abenteuer war zu Ende.

Am nächsten Morgen wurde die Wunde des Hundes untersucht. Es zeigte sich, daß eine Kugel den Kopf gestreift und ein Stück Haut mit fortgerissen hatte, übrigens war der Hund nur durch die Erschütterung gelähmt worden, und der Thierarzt machte uns Hoffnung auf seine Herstellung. Das Thier wurde in die Gesindestube gebracht und auf ein altes Kissen gelegt, während den Leuten, die in der Stube aßen, befohlen wurde, sich möglichst ruhig zu verhalten, um den Patienten nicht in seinem Schlummer zu stören.

Als ich später am Tage bei dem Hunde stand, der mit halboffenen Augen wie in einer Erstarrung dalag, kam Jemand vorbei, und ich bemerkte, wie die Augen des Hundes sich plötzlich ganz öffneten, vor Wuth glänzten, und wie er einen ohnmächtigen Versuch machte, sich zu erheben. Ich wandte mich schnell um, um zu sehen, wer es wäre. Es war Niemand anders, als einer der Kommis; er ging vorbei, ohne den Hund anzusehen, aber gerade diese zur Schau getragene Gleichgiltigkeit im Verein mit den Symptomen, die das Thier zeigte, erweckten mein Mißtrauen, und ich beschloß, in aller Stille den Menschen zu beobachten.

Es war ein großer, hübsch gewachsener Bursche mit einem frischen, angenehmen Gesicht. Er pflegte ein Segelboot im Sturm ebenso ruhig zu lenken, wie er ein Pfund Kaffee abwog; ich hatte gesehen, daß er eine Möve im Fluge mit derselben Sicherheit herunterschoß, wie er auf dem Lager ein Stück Stabeisen abhieb.

Auf den Bürgerbällen war er, wenn auch gerade kein vollendeter Kavalier, so doch ein flinker und beliebter Tänzer. Obgleich mein Onkel sonst „die Kopenhagener", — worunter er die Kommis, die für etwas Anderes als den Ladentisch, das Kontor und den Holzhof Sinn hatten, verstand, — nicht leiden konnte, so hörte ich ihn doch oft jenen Kommis als den gewandtesten und zuverlässigsten erwähnen, den er je gehabt hätte, und es wurde mir trotz meines Mißtrauens schwer, ihn für den Mitschuldigen von Holzdieben zu halten.

Uebereinstimmend mit jener Beobachtung, die mein Onkel gemacht hatte, bemerkte ich drei Tage lang nichts Besonderes. Aber am vierten fiel mir eine merkwürdige Unruhe auf, die sich des Kommis bemächtigt zu haben schien. Er aß des Mittags wenig oder nichts, antwortete verwirrt auf alle Fragen und konnte nicht einmal die Kunden im Laden abfertigen. Am Nachmittag ging er auf seine Kammer, und ich hörte, wie er eine Pistole oder ein Gewehr lud und die Waffe unter das Bett schob.

Jetzt meinte ich, sei die Reihe zu handeln an mir. Ich verschaffte mir heimlich den Schlüssel zu einem der Speicher, die auf den Holzplatz hinausgingen; dorthin brachte ich unter dem Vorwande, Strandmöven schießen zu wollen, die doppelläufige Flinte und dann etwas Brod und eine Flasche Wein, die mein Abendbrod bilden sollten. Endlich steckte ich beim Fortgehen zwei kleine Pistolen zu mir, die sonst in des Onkels Schlafzimmer hingen. Als es dunkel zu werden begann, blieb ich unten im Garten, bis das Thor des Holzplatzes verschlossen war, und verbarg mich dann im Speicher.

Der Abend war still. Durch die halb geöffnete Thür konnte ich hören, wie die Maikäfer summten und das Meer dumpf gegen das Ufer rauschte. Um Mitternacht ging der Mond auf und es wurde hell auf dem Holzplatz; über einzelne Stellen warfen die Latten und Holzhaufen ihre seltsamen, geheimnißvollen Schatten.

Die Uhr schlug eins, und ich begann schläfrig zu werden, da hörte ich ein leises Geräusch und war sofort wach. In dem Gebäude, welches an der Grenze zwischen Hof und Holzplatz lag und zur Aufbewahrung von Salz und Theer diente, öffnete sich eine Luke, und durch sie schwang sich — der Kommis. Vermuthlich war er durch eine Luke nach dem Hofe zu hereingestiegen und mit Hilfe einer Theertonne so hoch heraufgekommen, daß er auf der anderen Seite wieder herabspringen konnte. Vorsichtig häufte er etwas Holz zusammen unter der Luke, um sich einen schnellen Rückzug zu sichern. Dann ging er, instinktmäßig immer den Schatten suchend, nach der Seite des Holzhofes, der an die Koppel des Nachbars grenzte, und stand eine Zeit lang völlig still. Indessen richtete ich den Lauf meiner Büchse auf ihn, um drohender auszusehen, wenn ich ihn anrufen sollte. Dann machte ich meine Pistolen fertig und nahm auch einen tüchtigen Schluck aus der Weinflasche, um mir Muth zu machen.

Kurz darauf hörte ich ein leises Flüstern, hörte, wie ein Brett aus dem Plankenzaun herausgenommen wurde, und — ein junges Mädchen stieg durch die Oeffnung auf den Platz.

In diesem Augenblick überkam mich ein Gefühl der Beschämung. Da saß ich mit einer doppelläufigen Büchse, deren einer Lauf mit einer Kugel und der andere mit Hagel geladen war, mit zwei scharf geladenen Pistolen und einer Flasche Wein, die ich beinahe geleert hatte, um nicht den Muth zu verlieren. Und der fürchterliche Feind, gegen den ich mich so bis zu den Zähnen bewaffnet hatte, war Niemand anders als der sanfte Gott Amor.

Jetzt begriff ich vollkommen die Unruhe des armen Burschen — im Alter von achtzehn Jahren hat man Mitgefühl mit dergleichen. Jetzt begriff ich auch, daß das Geräusch jede vierte Nacht zu hören war, in Ermangelung eines brieflichen Verkehrs hatten die Liebenden wahrscheinlich ein für allemal diese Frist für ihr Rendezvous bestimmt.

Das Einzige, was ich an der ganzen Geschichte auszusetzen fand, war, daß ich nicht selbst die Stelle des Kommis einnahm; denn ich kannte das junge Mädchen sehr gut, es war unsere hübsche Nachbarin, die Tochter des Hutmachers Petersen. Im letzten Winter hatte ich mit ihr auf dem Bürgerballe getanzt — damals lag in ihren dunkelblauen Augen eine jugendliche Sorglosigkeit und doch ein beinahe bacchantisches Entzücken über die schnelle Bewegung des Tanzes, so daß mein Herz schneller zu schlagen begann.

Das liebende Paar war indessen dicht an mir vorbeigegangen und verschwand in einem Gartenhäuschen. Ich starrte den Mond eine Zeit lang an und schlief dann auf einem harten, einsamen Lager ein.

Schluß folgt.

Die künftige Kalender-Reform.

Von M. J.

Unter dieser Aufschrift bringen die A. P. L. einen höchst interessanten Artikel, dem wir folgende Hauptpunkte entnehmen. — „Was ist das eigentlich für eine Reform," schreibt man dem Verfasser dieses Artikels, einer bekannten wissenschaftlichen Größe, „von der jetzt geredet wird, und für deren Lösung die astronomische Gesellschaft von Frankreich einen Preis von fünftausend Franken ausgesetzt hat? Der Neujahrstag würde nicht mehr auf den ersten Januar fallen, man würde diesen Tag als nicht zum Jahr zählend betrachten, sondern wie eingeschaltet zwischen dem verflossenen und dem kommenden Jahr, mit einem Wort, als besonderen Festtag. Die Jahre würden sich dann vollständig gleichen, und die Daten beständig auf dieselben Wochentage fallen. Könnten Sie nicht dem Leser einige Aufklärung über diesen Punkt verschaffen?"

Die gewünschten Aufklärungen sind leicht zu geben. Es datirt ja nicht von gestern, daß gewisse, scharfsinnige Geister es bedauern, unsern so unregelmäßigen und unlogischen Kalender fortbestehen zu sehen, und sie haben das Gelübde gethan, die möglichen Verbesserungen einem gründlichen Studium zu unterwerfen. Die ungleichen Monate von 31, 30 und 28 Tagen; die Namen September, Oktober, November, Dezember für den neunten, zehnten, elften und zwölften Monat, obgleich ihre lateinischen Namen doch besagen: der siebente, achte, neunte, zehnte Monat; die Jahre, welche so geordnet sind, daß alle Jahresdaten unvollständig bleiben, da sie erst alle sieben Jahre wieder auf dieselben Wochentage fallen, und noch viele andere Unvollkommenheiten sind ebenso viele Mängel, welche an Genauigkeit und Logik gewöhnte Geister verschwinden sehen möchten. Eine große Zahl der Bewohner unseres Planeten empfindet ohne Zweifel in keiner Weise das Bedürfniß irgend einer Vervollkommnung des Kalenders; wenn Julius Cäsar nicht die alte, willkürliche Kalender-Berechnung der Priester des Königs Numa Pompilius reformirt, und Gregor XIII. das Jahr nicht um zehn Tage abgekürzt hätte, so würden sie sich ebensowenig darüber beklagen. Und wenn die Jahreszeiten nach dem Kalender gerade verkehrt fielen, wie zu den Zeiten der Egypter unter Sesostris, was würde das ihnen ausmachen! Es giebt so einige glückliche Leute, welche immer und mit Allem zufrieden sind, und welche nicht einmal die Kartoffeln erfunden haben würden. Es giebt andere, welche im Gegentheil immer wünschen, sich vom Guten zum Bessern zu erheben, und welche, ohne daß sie deshalb Pessimisten wären, gute Sachen denjenigen vorziehen, die noch zu wünschen übrig lassen.

Einer von diesen Freunden des Fortschritts war es, der eines Tages fünftausend Franken zur Eröffnung einer Wettbewerbung aussetzte über „die besten Wege, welche einzuschlagen sind, um die Unvollkommenheiten des gegenwärtigen Kalenders abzustellen." — Etwa fünfzig Abhandlungen sind von allen Ländern der Erde eingesandt worden. Die astronomische Gesellschaft von Frankreich hat eine Kommission ernannt, welche den Preis unter sechs gekrönte Bewerber getheilt hat. Der Vorschlag, dem die Kommission den ersten Preis zuerkannt hat, ist der einfachste von allen, ja in der That so einfach und praktisch, daß seine Annahme und Durchführung fast unbemerkt vorübergehen würde. Derselbe stellt eine der Haupt-Unregelmäßigkeiten ab, von denen soeben gesprochen wurde, nämlich den fortwährenden Wechsel der mit den Daten des Jahres korrespondirenden Wochentage und zwar durch ein überaus praktisches Verfahren. Diese Unregelmäßigkeit der Jahre rührt daher, daß es im Jahre keine genaue Anzahl von Wochen giebt, sondern zweiundfünfzig Wochen und noch einen Tag darüber. Eben dieser Ergänzungstag ist es, der uns im Wege steht. Was könnte man mit demselben machen? Ludwig der Elfte zauderte nicht lange wegen einer solchen Kleinigkeit: Schaffen wir ihn also ab! Aber man kann ihn doch nicht in einen Sack nähen, ins Wasser werfen und den Richterspruch des Königs durchgehen lassen. Man kann die Zeit nicht tödten, wie man es auch anfängt. Nun wohl, wenn wir ihn auch nicht in Wirklichkeit abschaffen, so thun wir es denn wenigstens scheinbar, heben wir ihn aus seinem Rahmen heraus und lassen ihn Januar Nr. 0 sein; der erste Januar folge dann erst am kommenden Tage. Bei diesem Vorschlag ist der Neujahrstag weder der erste Januar noch auch der erste Tag in der ersten Woche; er ist einfach der „Neujahrstag", ein Festtag, dem man einen beliebigen Namen geben könnte. Das Jahr beginnt stets mit einem Montag, ebenso jedes der vier Trimester oder Vierteljahre, von denen jedes dreizehn Wochen, einundneunzig Tage zählt, nämlich zwei Monate mit je dreißig Tagen und einen Monat mit einunddreißig Tagen. Die Monate April, Juli, Oktober sind dem Januar gleich, da diese vier die Trimester eröffnen, und so fort. Wenn man sich einmal daran gewöhnt haben wird, die Tage eines Trimesters zu kennen, so werden auch die Tage des ganzen Jahres bekannt sein und dadurch eben und zur selben Zeit auch diejenigen aller Jahre. Das würde gewiß, und Niemand wird es bestreiten, ein großer Fortschritt, eine wünschenswerthe Verbesserung sein. Die Daten der historischen, politischen oder Familien-Ereignisse würden beständig an denselben Wochentagen wiederkehren. Wer erinnert sich z. B., daß die Schlacht bei Waterloo an einem Sonntag geliefert wurde und daß dieser Tag einen gewissen Antheil an der Zuversicht der Verbündeten hatte, den „Sabbathschänder" endlich zertreten zu können! Wenn man einen Geburtstag feiert, einen Hochzeitstag, Todestag u. s. w., so besitzt man denselben nach unserm gegenwärtigen Kalender nur unvollkommen, da er nicht mehr an demselben Wochentage eintrifft. — So könnte man sehr leicht und auf die Dauer den bürgerlichen Kalender festsetzen, und es bliebe nur noch der religiöse übrig, d. h. den Tag für das Osterfest zu bestimmen, welches gegenwärtig beweglich ist auf einen Zeitraum von fünfunddreißig Tagen, und dessen fortwährende Verschiebung noch heute eine so große Rolle in den bürgerlichen Angelegenheiten spielt: Ferien der Parlamente, der Universitäten, der Schulen, der öffentlichen, mit dem Fasching zu Ende gehenden Lustbarkeiten u. s. w. Mit einem Worte: man würde endlich einen immerwährenden, ewigen Kalender besitzen.

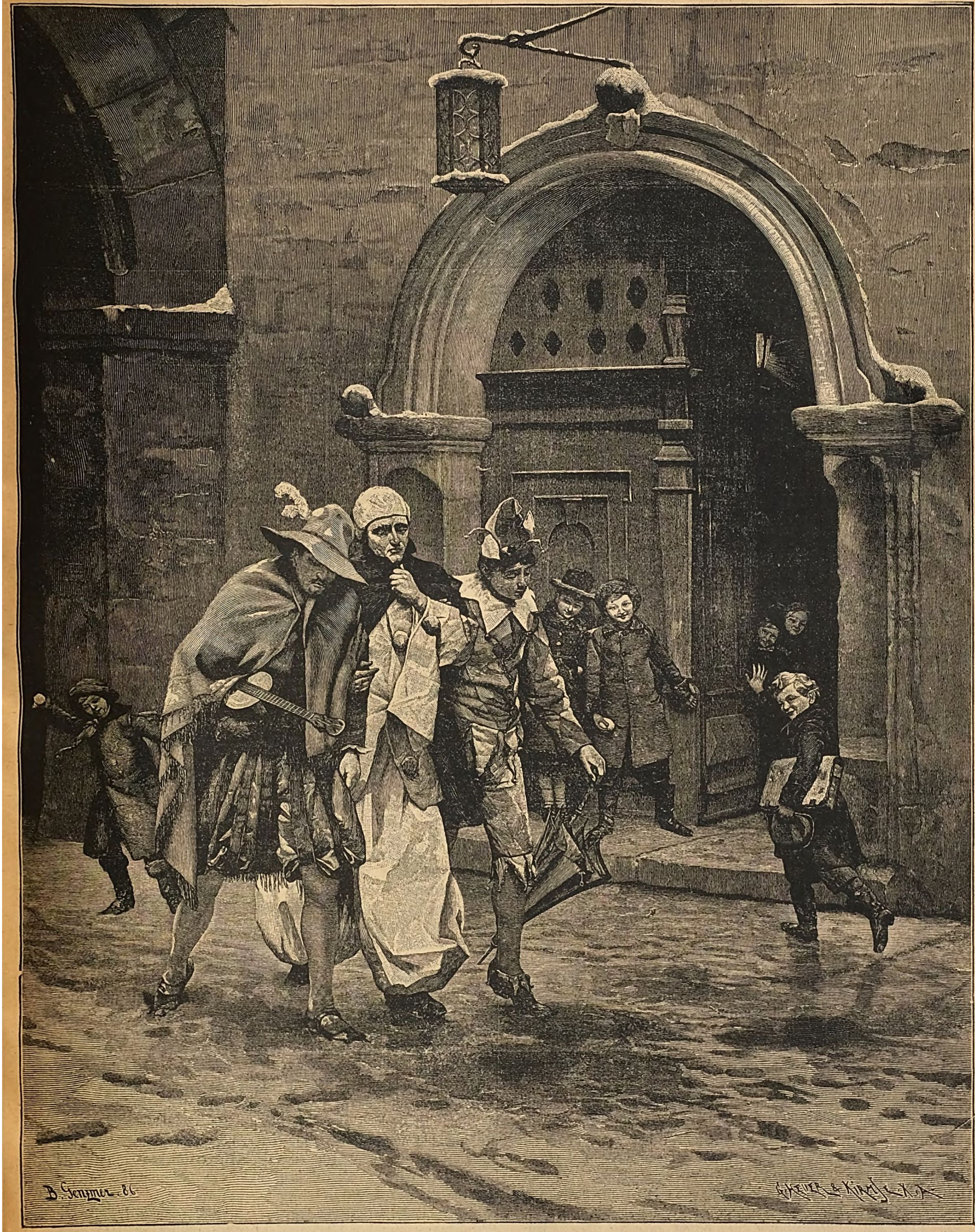
Da diese Reform nichts an den Wochen und Monaten ändert, mit denen unsere Sitten und Gebräuche so eng verknüpft sind, daß es unmöglich scheint, jemals etwas daran ändern zu wollen, so könnte sie ganz leicht eingeführt werden und würde ohne merkliche Störung vorübergehen. Eine bei Gelegenheit der Weltausstellung von 1889 sich bildende internationale Kommission könnte beschließen, daß mit Beginn des nächsten Jahrhunderts der Kalender auf diese Weise zu einer neuen immerwährenden Form geordnet würde. Die Russen und Griechen, welche noch immer um zwölf Tage hinter der Natur zurückgeblieben sind, weil sie sich nicht entschließen konnten, die gregorianische Reform anzunehmen, würden dann vielleicht auch geneigt sein, diese Gelegenheit zu benutzen, um sich mit der Sonne besser in Einklang zu setzen. Was das Datum des Jahresanfangs betrifft, so läßt dieser Reformplan dasselbe, wo es jetzt ist, weil die Schwierigkeiten eines Wechsels viel größer wären, als die Vortheile, die daraus ersprießen könnten.

Werden die Gesetzgeber diesen Vorschlag billigen? Werden sie die Einführung desselben beschließen? Ja, wenn sie den Fortschritt lieben. Hoffen wir, daß diese Zeilen dazu beitragen werden, diesem Plan auch in Deutschland Anhänger zu gewinnen.

Faschings-Kehraus.

Nach dem Gemälde von B. Genzmer.

Dem Leben abgelauscht, versetzen uns die humoristischen Vorgänge auf unserem Bilde in eine alte Stadt Westdeutschlands, wo dem lustigen Prinz Karneval noch aufrichtig und verständnißvoll gehuldigt wird. Es ist unschwer zu ergründen, zu welcher Tageszeit und Stunde die drei schwankenden Gestalten den Heimweg antreten; die Architektur unseres Bildes



Faschings-Kehraus. Nach dem Gemälde von B. Genzmer.

reicht zwar nicht bis zum Zifferblatte des alten Klosterthurmes, einer aus dem Kleeblatt hätte wohl eine Uhr, sie ist jedoch nicht aufgezogen, aber die Schuljugend verräth, daß es $^3/_4 8$ Uhr Morgens ist. „Wie anders, Gretchen, war dir's", möchte man gleich dem bösen Geist im „Faust" rufen. Wie anders war es euch dreien gestern Abend, als ihr mit klaren Köpfen und hellen Augen den maskengefüllten Saal betratet! Lustig erklangen die Schellen an der Narrenkappe des Jüngern, der Pierrot erregte durch seine Späße hundertstimmiges Gelächter, während der fahrende Sänger mit seinen Liedern manches Herz bezwang — und jetzt: „Verstummt ist die Harfe", dem Träger der Guitarre, welche auffälligerweise noch alle Saiten hat, ist der Hut angetrieben, die schlaff herabhängende Krempe ist das Barometer für die im Innern des Sängers wüthende „Depression", dem Hanswurst ist der Humor vergangen, kaum ist er noch im Stande, den seinem Kostüm oktroyirten Ueberzieher festzuhalten, und der regenschirmbewaffnete Narr ist sammt seinen klingenden Anhängseln still geworden.

Zur Bezeichnung jenes Zustandes, der mit unerbittlicher Konsequenz nächtlichen Trinkgelagen und sonstigen Schwärmereien folgt, schafft die deutsche Sprache immer neue Ausdrücke, entsprechend den Schmerzen, welche das Hirn der Betroffenen durchwühlen: Katzenjammer, Haarwurzelweh, graues Elend, Blechschädel, Kater 2c. Einer solchen Sphäre gehören offenbar die drei vom Fasching heimstrebenden Typen an. Nur mit der größten Anstrengung überwinden sie die wie Blei in den Gliedern liegende Müdigkeit, die Augenlider hangen schwer herab, Vorüberziehende haben den schläfrigen Gesellen zwar schon den Rath gegeben, sich stützende Hölzchen unter die Augenlider zu stecken, aber unser Kleeblatt sieht und hört nichts mehr.

In reizenden Kontrast treten zu den drei Jammerhelden die frischen Gestalten der Schulknaben; sie haben ausgeschlafen, schauen blitzenden Auges frisch in die Welt hinein und springen elastisch umher; wenn sie auch die Tragik des Momentes noch nicht voll begreifen, so ahnen sie doch den Zustand der drei bunten Männer und eröffnen ungestraft ein Bombardement mit Schneebällen. Lassen wir die abgewirthschafteten Faschingsbrüder ihre Straße ziehen; sie gedenken einen langen Schlaf zu thun. Zwar wird das Erwachen schauerlich sein, aber der gesalzene Meeresbewohner, der schon oft die größten Kater bezwungen, wird auch an ihnen seine Zauberkraft bewähren.

Das Bild war eine Zierde der Jubiläums-Kunstausstellung in Berlin und hat damals recht günstige Kritiken erfahren. Der Schöpfer desselben, B. Genzmer, ist 1858 in Boggusch, Kreis Marienwerder, geboren; er besuchte die Berliner Kunstakademie und hat sich durch verschiedene kleinere und größere Werke in der Künstlerwelt einen geachteten Namen erworben.

Amok.

Von Dr. Anton Eichler.

Das Amok ist eine berechtigte Eigenthümlichkeit der Malayen. Diese Eigenthümlichkeit ist eine Art „originärer Wahnsinn," wie er sonst in der fühlenden Natur nicht vorkommt. Am nächsten steht ihm noch die plötzlich ausbrechende Wildheit der Elephanten. Beide — Elephant und Malaye — treiben in diesem Zustande allerhand lebensgefährlichen Unfug, scheinbar ohne zu wissen, was sie thun.

Dennoch bereut der Malaye keineswegs seine Thaten, wenn er wieder zum Gleichgewicht seines Gemüths zurückgekehrt ist. Im Gegentheil ist es eine Eigenthümlichkeit des Amok, daß es, obwohl es ein Ausfluß leidenschaftlicher Erregung ist, mit einem gewissen Anspruch rechtlicher, ja selbst gemüthlicher Geltung auftritt. Anderen Nationen erscheint es nicht recht begreiflich, daß die plötzliche Nachricht, ein treuer Verwandter sei gestorben, dem trauernden Hinterbliebenen die Pflicht auferlegt, den ersten besten Menschen zu meucheln. Nicht so den Malayen. Das Amok ist unter ihnen eine gewöhnliche, ja selbst geschätzte Einrichtung, wie bei uns die Poesie oder irgend eine andere Kunst.

Der civilisirte Europäer schreibt eine tiefempfundene Elegie oder setzt einen prächtigen Grabstein, wo der Malaye ins Freie rennt und Alles um sich herum kurz und klein schlägt. Beide Verrichtungen sind Schutzmittel gegen den Kummer und Beurkundungen eines tiefen Gefühls. Aber wenn die Civilisation zu stiller Trauer und zu zweifelhaften Versen neigt, und sonstige uncivilisirte Völker die Gesichter schwärzen, die Kleider zerreißen und sich vielleicht mit Messern zerhacken, hackt der Malaye — und er allein — andere Leute zusammen.

Folgender Fall von Amok ist verbürgt. Er geschah zu Singapore. Ein malayischer Hadschi, d. h. ein solcher, der einmal eine Pilgerfahrt nach Mekka mitgemacht und nun zeitlebens diesen Ehrentitel führt, Namens Ibrahim, erhielt ein Schreiben von Mekka, worin ihm mitgetheilt wurde, daß seine Tochter gestorben sei. Es verlautet nichts davon, daß dieser Hadschi bis dahin ein wilder und grausamer Mann gewesen. Aber als er die betrübende Nachricht erhielt, nahm sein Kummer die Form einer unbezähmbaren Wuth gegen das menschliche Geschlecht an. Seine Tochter war todt, — warum sollten die Uebrigen noch länger leben? Von dieser Ueberlegung bis zur That war ein Schritt. Er nahm sein malayisches Kriß zur Hand und stach sogleich den Hauseigenthümer nieder, der zufällig zugegen war. Ein kleiner Knabe, der daneben stand, hatte Geistesgegenwart genug, zu entfliehen und die Thür von außen zu verrammeln.

Nun sollte man meinen, die Schwierigkeit, hinauszukommen, hätte dem wuthentbrannten Malayen Zeit genug gelassen, um sich abzukühlen. Aber weit davon entfernt, kletterte Ibrahim durch das Dach hinaus, drang in ein Haus, erstach zwei Frauen, rannte auf die Straße zurück, tödtete einen Chinesen, der ihm gemüthlich entgegenwackelte, griff einige andere Personen an und wurde endlich von einem unerschrockenen eingeborenen Schutzmann vermittelst einer Stange niedergeschlagen. In wenigen Minuten hatte er sechs Personen verwundet und drei auf der Stelle getödtet.

Nach einer Weile hatte der Sturm in seinem Innern ausgetobt, und als er darauf gefragt wurde, warum er das Unheil angerichtet hätte, antwortete er, er wisse es nicht. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er jemals über die Zustände in seinem Gemüth bessere Auskunft geben wird.

Das „Amok laufen" ist eben eine anerkannte „gute alte Sitte" der malayischen Gesellschaft, das ist die Erklärung, bei der wir uns beruhigen müssen.

Es ist nicht immer ein großer Kummer nöthig, um einen Malayen zu veranlassen, Amok zu laufen. Ich habe einmal, als ich durch Java reiste, in Gesellschaft einiger Holländer, mit Schrecken gesehen, wie das Amok über einen unserer malayischen Diener kam, seine Züge verzerrte, und wie Höllengluth aus seinen Augen flammte. Er war bald überwältigt, denn diesmal war die Ursache unzweifelhaft der Genuß von Opium, Bangur (indischer Hanf) oder Haschisch, der aus ihm keinen allzu gefährlichen Gegner machte.

In der Regel jedoch scheint das Amok der äußerste Ausdruck einer wilden Verzweiflung und eines sinnlosen Kampfes gegen die ganze Ordnung der Dinge zu sein. Wer denkt dabei nicht an die Berserkerwuth, diese freiwillige oder originäre Tollheit der alten heidnischen Normannen? Es wird wohl dieselbe psychologische oder vielleicht physiologische Erscheinung sein. Wenn die Berserkerwuth über sie kam, heulten sie wie Hunde, zerbissen ihre Schilde und stürzten sich auf Menschen oder Thiere, ohne Schutz, ohne Schirm, als ob sie unverwundbar wären, gleichgiltig gegen die Zahl der Feinde oder die Größe der Gefahr. Das Amok sieht nicht viel anders aus. So werfen ethnographische Beobachtungen unter niederen Racen ein eigenthümlich erklärendes Licht auf sonst unbegreifliche Eigenheiten aus der Jugendzeit unserer eigenen Race.

Aber die Berserkerwuth war eine profitable Tollheit; denn die Betroffenen traten den blindwüthigen Gesellen Alles ab, was diese wollten, ihr Eigenthum und ihre Weiber, wenn es sein mußte.

Mancher primitive Schurke hat wahrscheinlich die Verrücktheit geheuchelt, um zu etwas zu kommen. In den Sagas streckte ein Held wie Grettir diese unbändigen Eisenfresser gewöhnlich nieder. Bei den Malayen dagegen kann von Heuchelei keine Rede sein. Ihr Amok nimmt seinen Verlauf wie ein Fieberanfall, und wenn sie niedergeschlagen und gefesselt sind, werden sie plötzlich vernünftig und vergessen die ganze Angelegenheit. So lange als das Amok als Tollheit und die Tollheit als göttlich gilt, wird die Sitte unter einer so leidenschaftlichen Race, wie die Malayen eine sind, nicht aussterben.

Eine Bärenjagd.

Von Georg Schäfer.

Auf dem Wege nach Conway war ich mit drei Freunden in einer nordamerikanischen Farm eingekehrt. Hier theilte uns der Wirth mit, daß die Bären in seinen Getreidefeldern argen Schaden angerichtet hätten und er denselben deshalb eine Falle legen wolle. Er führte uns an den betreffenden Ort, und wir überzeugten uns davon, daß derselbe sich vortrefflich zur Aufstellung der Falle eignete, da kleine Zweige mitten auf dem Wege niedergetreten waren. Der Farmer hieb aus einer jungen Buche den nöthigen Klotz; wir trieben ihn in den Ring hinein, verbargen die Falle gut und brachten dann Alles so weit als möglich wieder in den früheren Stand. Nachdem dies geschehen, nahmen wir unser Fischereigeräth und gingen damit an den Bach hinunter, der gleich hinter der Farm sich hinzog. Wir brachten die schönsten Forellen heim.

Gleich nach Sonnenuntergang machte sich die älteste Tochter mit einem jüngeren Bruder auf, um die Kühe zusammenzutreiben. Sie war siebzehn Jahre alt, eine bäuerische Schönheit. Beide glaubten die Kühe binnen einer Viertelstunde zu finden, da ein vortrefflich abgerichteter Hund sie wie immer begleitete.

Sie waren bereits eine halbe Stunde fort, und wir saßen rauchend vor dem Hause, als wir ein scharfes, hastiges Bellen vernahmen; es war der Laut, den der Hund giebt, wenn er geärgert wird und zugleich Furcht empfindet. Gleich darauf ertönte ein lauter, schnell sich wiederholender Angstschrei Mariens, der Tochter unseres Wirths, durch die stille Abendluft. „Herr mein Gott!“ jammerte die Mutter, die eben aus der Thür trat. „Was ist der Marie geschehen? Sollten die Bären. . . . ?!“

Kaum war das Echo von des Mädchens Angstruf verklungen, als der Hund aufs Neue wüthend zu bellen anfing, und wir Bruder und Schwester gleichzeitig angstvoll schreien hörten. Wir griffen nach den Büchsen, die alle geladen waren, und eilten unter der Führung des Vaters und der Mutter den Kindern zu Hilfe.

Der Weideplatz lag nördlich von dem Hause, das Kornfeld westlich, da aber das Vieh sich über zwanzig Acker Waldland verbreiten konnte, kam es auch in die Nähe des Feldes. Das Schreien kam geradewegs von der Fenz (dem Zaune) zwischen der Weide und dem Felde her, und an der Fenz liefen wir hin. Nach etwa hundert Ruthen gelangten wir in den Wald, und eine kleine Strecke weiter ging es in eine tiefe Schlucht hinab, durch welche früher wahrscheinlich ein Fluß geströmt war. Sie war dicht mit Buchen bestanden, und wir hörten nun das Hilferufen in ziemlicher Nähe. Der Hund hatte bald bellende, bald winselnde Töne von sich gegeben, aber als wir an dem Rande der Schlucht ankamen, stieß er einen gellenden Wehschrei aus, und wir hörten dann seine Stimme nicht mehr. Dagegen schrieen die Kinder ununterbrochen: „Hilfe! Hilfe! Vater! Vater! . . . Hil . . . fe!“

Diese Angstrufe beschleunigten unsere Schritte. Bald sah ich eine Oeffnung, in der ein flaches breites Felsstück in die Schlucht hineinragte, die allmälig tiefer wurde. Unser Wirth erreichte die Stelle zuerst. Ich sah ihn plötzlich, wie erstarrt, stehen bleiben und die Hände in Entsetzen zusammenschlagen. Dann rief er in einem Tone, den ich nie vergessen werde: „Herr Gott! Herr Gott!“ Im nächsten Augenblick mußte er seine Frau festhalten, damit sie nicht in die Tiefe hinunter springe. Als ich selbst oben auf dem Vorsprung ankam, übersah ich die Lage.

Auf dem Felsen unter uns, in einer Tiefe von etwa fünfzehn Fuß, erblickte ich einen verstümmelten Hund und einen todten jungen Bär. Auf einem niedrigen Baume, der aus der Seite der Schlucht herausgewachsen war und über dieser hing, kauerten, fast über der Mitte der Tiefe schwebend, die beiden Kinder, und zu ihnen hin kletterte eine riesige Bärin mit ihrem zweiten Jungen.

Die alte Bärin war nur noch wenige Schritte von Marien entfernt, als wir erschienen.

Was war geschehen? Der Hund hatte jedenfalls den einen jungen Bären zuerst angegriffen, und der zweite hatte sich auf den Baum geflüchtet, während die Alte den Hund zerriß. Während dies geschah, hatten sich die Geschwister wahrscheinlich auf den nächsten bequem zu ersteigenden Baum gerettet.

Kein wildes Thier ist muthiger, als die Bärin, wenn ihre Jungen in Gefahr sind. Das Thier hatte es jetzt offenbar auf Marien abgesehen, und in wenigen Augenblicken konnte es ihr Opfer packen. Wir standen auf dem Felsvorsprunge und wagten nicht zu schießen, denn Marie sowohl als ihr Bruder befanden sich in einer Linie mit der Bärin. Die arme Mutter der Kinder schrie wie wahnsinnig, und Marie rief, als sie uns sah, noch lauter um Hilfe. Die alte Bärin nahm gar keine Notiz von uns, außer daß sie sich einmal nach uns umsah. Jetzt streckte sie eine Vordertatze nach dem Mädchen aus. Es war kein Augenblick zu verlieren. Dem Knaben riefen wir zu, er möge herunter springen, aber er verstand uns nicht. Im nächsten Augenblick entschloß ich mich zu einem kühnen Wagniß.

„Gebt Acht!“ rief ich den Andern zu und sprang hinunter in die Schlucht. Im nächsten Augenblicke stand ich wieder fest auf den Füßen. Zum Glück hatte mein Sprung die Aufmerksamkeit der alten Bärin erregt, und ich erhielt dadurch Zeit, mich schußfertig zu machen. Hätte sie sich nicht nach mir umgedreht, sie würde mit der gewaltigen Tatze die arme Marie gepackt haben, ehe ich etwas zu thun vermochte. Aber sie sah mich, sah, daß ich unter ihr war, und wendete sich dann wieder nach ihrem Opfer hin.

In demselben Augenblicke hatte ich das Gewehr angelegt und feuerte. Ich hatte dicht hinter das Schulterblatt gezielt, aber das Herz gefehlt.

„Herunter! Herunterspringen!“ rief ich Marien zu, während der Bär zögerte. Die Hoffnung auf Rettung hatte dem Mädchen neue Kraft gegeben. Während das Thier nochmals eine zornige Bewegung nach ihr hin machte, hing sie sich an den Baumstamm und ließ sich dann auf die Steine herunterfallen. Mit einer Art Grunzen sprang auch die Bärin von dem Baum herab und wendete sich nun gegen mich. In dem Augenblicke knallte die Büchse meines Freundes Harris, und mit einer Kugel im Herzen brach das riesige Thier zusammen.

Da sank Marie kraftlos nieder; dem Knaben mußte man von dem Baum herunterhelfen, da ihm die Angst alle Kraft benommen hatte. Eine Zeit lang hegte ich auch für die Mutter Besorgniß, denn sie war gänzlich überwältigt von der Aufregung.

Ehe wir den Heimweg antreten konnten, war das Dunkel der Nacht auf den Wald niedergesunken. Von Marien erfuhren wir, daß sie auf die Gefahr zuerst durch die Anwesenheit des jungen Bären aufmerksam gemacht worden wären, den der Hund sogleich angegriffen habe. Sie war damals mit dem Bruder in der Schlucht, und als sie die Alte kommen sahen, flüchteten sie sich auf den Baum, ohne zu bemerken, daß vor ihnen schon ein zweites Junge auf denselben geklettert war. Von der entgegengesetzten Seite der Schlucht, nach welcher eine Flucht möglich gewesen wäre, kam die Bärin her.

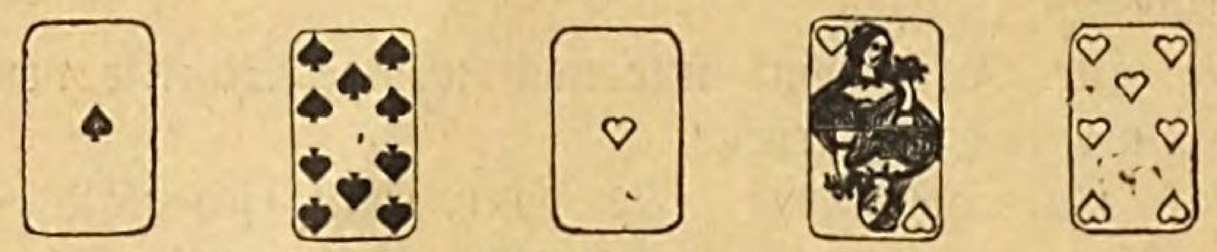
Der Leser wird sich nicht wundern, daß wir um Mitternacht ohne Bedauern die Falle wieder wegnahmen. Doch gedachten wir sie noch einmal aufzustellen, und zwar an demselben Ort, denn wir wußten, daß sich noch mehrere Bären in der Gegend aufhielten.

Räthsel und Spiele.

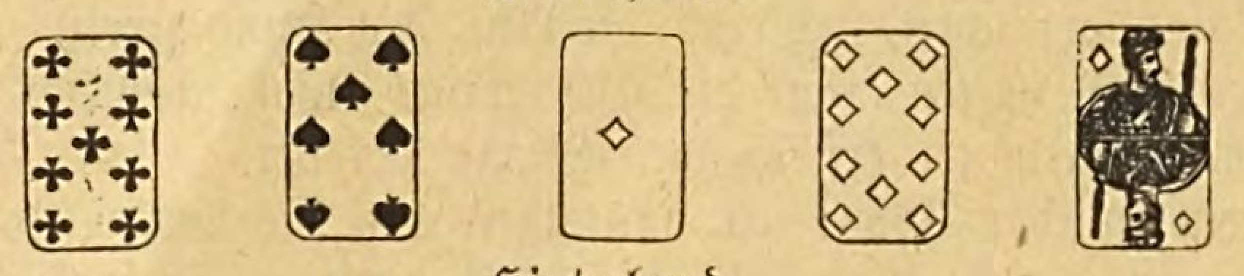
Skat-Aufgabe.

Es wird Trefle-Solo gespielt, Hinterhand ist Spieler. Die Alden haben nach den ersten fünf Stichen 22 Points, die Karten sind folgendermaßen vertheilt:

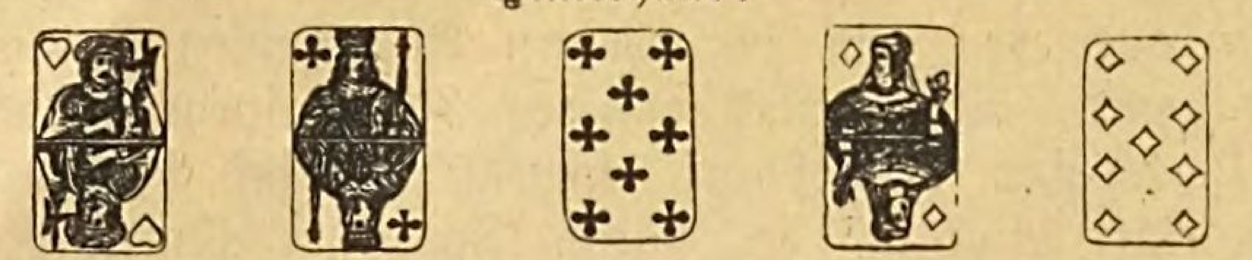
Vorhand:



Mittelhand:



Hinterhand:



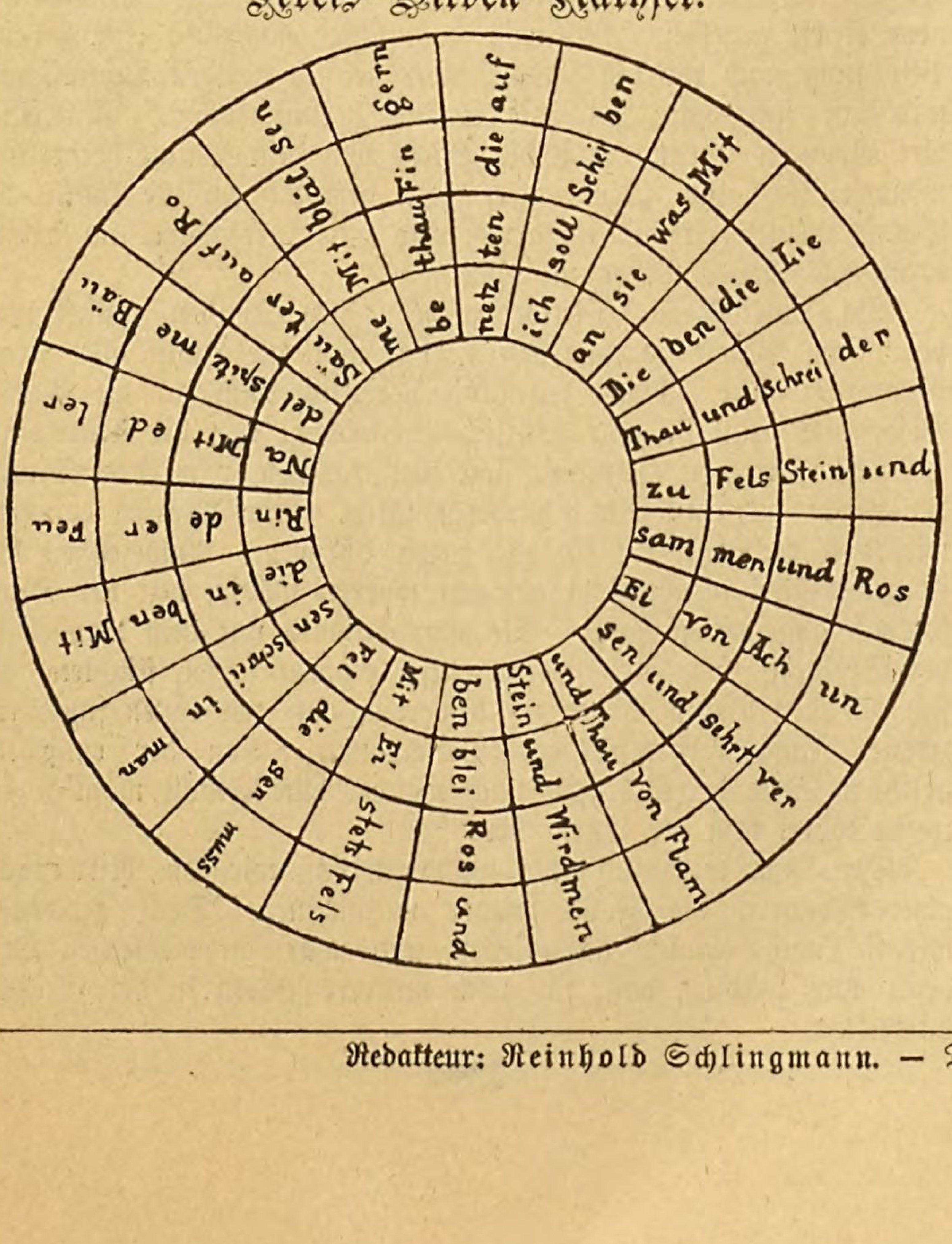
Wer gewinnt das Spiel?

Zahlen-Räthsel.

1	1	1	1	1	1
1	1	1	2	2	2
2	3	3	3	3	4
4	4	4	4	4	4
5	5	5	5	5	5
5	6	6	7	7	8

Die in der vorstehenden Figur enthaltenen Zahlen sind so zu ordnen, daß die Summe jeder Horizontalreihe, jeder Vertikalreihe und jeder der beiden Diagonalreihen gleich 21 beträgt. Wie kommen die Zahlen zu stehen?

Kreis-Silben-Räthsel.



Räthsel.

Oft ruft der schmerzgeplagte Kranke
Die Erste aus in bittrem Weh;
Vertrauend hebt sich sein Gedanke
Dahin, wo Zwei ist: auf zur Höh'.

Und ist er wieder heil, gesundet,
Sitzt er bei festlich-frohem Schmaus,
Wo der Champagner perlt und mundet,
Da bleibt das Ganze selten aus.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 8.

Rebus. Vor Beginnen sich besinnen, macht gewinnen.

Füll-Räthsel.

H	e	r	k	u	l	e	s
W	e	i	c	h	s	e	l
S	t	e	f	f	e	n	s
V	e	i	l	c	h	e	n
H	e	r	a	k	l	e	a
C	h	e	v	r	e	a	u
M	e	i	s	s	n	e	r
H	e	i	m	c	h	e	n

Blüthen-Räthsel.

Verfolgt man, von rechts unten anfangend, die Buchstaben, welche die Blüthen bilden, so liest man:

Einst sah ich viele Blumen blühen
An meinem Weg; jedoch zu faul,
Mich pflückend nieder zu bemühen,
Ritt ich vorbei auf stolzem Gaul.

Jetzt, wo ich todessiech und elend,
Jetzt, wo geschaufelt schon die Gruft,
Oft im Gedächtniß höhnend, quälend,
Spukt der verschmähten Blumen Duft.

Heinrich Heine.

Silben-Räthsel.

1. Gellert, 2. Ottilie, 3. Torgau, 4. Thaler, 5. Eberesche, 6. Regenlogen, 7. Hunsrück, 8. Araber, 9. Livorno, 10. Titanen, 11. E p, 12. Ufer, 13. Noemi, 14. Siebenbürgen, 15. Eisenerz, 16. Rebe, 17. Nanon. Gott erhalte unsern teuren Kronprinzen.

Rösselsprung.

Ich will's Dir nimmer sagen,
Wie ich so lieb Dich hab',
Im Herzen will ich's tragen
Will stumm sein wie das Grab.

Kein Lied soll Dir's gestehen,
Soll flehen um mein Glück;
Du selber sollst es sehen,
Du selbst in meinem Blick.

Und kannst Du es nicht lesen,
Was dort so zärtlich spricht,
So ist's ein Traum gewesen:
Dem Träumer zürne nicht!

R. E. Prutz.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 10 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 4. März 1888

Der Holzhof.

Erzählung von M. Goldschmidt. Aus dem Dänischen von Dr. E. Lobedanz.

Schluß.

Am nächsten Tag drückte mich das Geheimniß sehr, dessen Zeuge ich gewesen war. Ich lächelte Hansen mehrere Male so schelmisch wie möglich an, hustete und sagte: „Hm! hm!" aber er schien nichts zu bemerken und bewahrte einen unerschütterlichen Ernst.

Es machte einen merkwürdigen Eindruck auf mich, daß man mein Vertrauen so zurückwies. Das Geheimniß, welches mir noch eben so heiter und lächelnd vorgekommen war, erschien mir jetzt ernst und finster, meine Sittlichkeit empörte sich über das Verhältniß der beiden jungen Menschen zu einander, und ich sagte zu mir selbst, daß es meine unabweisbare Pflicht sei, zu offenbaren, was ich wußte. Aber jedes Mal, wenn ich so zu der Ueberzeugung gelangt war, daß Schweigen ein Verbrechen sowohl gegen die Sittlichkeit als auch gegen das junge Paar selbst, welches seinem Verderben entgegeneilte, sein würde, überkam mich ein Gefühl, daß meine Ueberzeugung nicht die richtige sei, und daß ich den Verräther spielte, wenn ich spräche.

Das Geheimniß wurde mir lästig, ich litt förmlich darunter; so muß dem Barbier des König Midas zu Muthe gewesen sein, als er entdeckte, daß sein Herr Eselsohren habe. Ich glaube, ich wäre krank geworden, wenn sich nicht das Schicksal meiner erbarmt hätte. Einige Tage später ging ich eines Morgens auf dem Holzhofe auf und nieder und starrte das lose Brett an. Dies Brett war mein einziger Vertrauter, ich hatte eine Art Zuneigung zu demselben gefaßt und brachte einen großen Theil des Tages in seiner Nähe zu. Plötzlich sah ich meinen Onkel vom Strande heraufkommen. Er trug einen Holzschuh in der Hand und ging ungewöhnlich schnell; ich konnte sofort sehen, daß etwas Besonderes los war.

„Jetzt habe ich den Dieb!" rief er, sobald er mich bemerkte.

„Welchen Dieb, Onkel?"

„Nun einen von den Dieben, die mein Holz stehlen — hier habe ich den Beweis!"

Mit diesen Worten hob er den Holzschuh empor und schwenkte ihn triumphirend.

„Ich werde kurzen Prozeß machen!" fuhr der Onkel fort; „alle meine Leute sollen verhört und Ole Jensen sogleich verhaftet werden."

„Aber, Onkel! was hast Du denn entdeckt?"

„Ich habe entdeckt, wer in der vergangenen Nacht hier auf dem Hofe gewesen ist! Ich habe auf der Lauer gelegen und alle meine Leute genau beobachtet, aber ich konnte nichts herausbringen. Als ich diese Nacht schlaflos im Bette lag, fiel es mir ein, daß die Diebe sich gewiß über das schmale Stück Land, welches bei niedrigem Wasserstand zwischen dem Stacket und der See liegt, zurückzögen, und daß man vielleicht ihre Spuren auf der Koppel finden könnte. Ich konnte kaum das Morgengrauen erwarten. Nun bin ich da gewesen und — richtig, da waren Spuren, und ungefähr zehn Schritt jenseits des Stackets fand ich diesen Holzschuh, der in die Spuren paßt. Ueber dem Spann ist ein O. J. 5. ausgeschnitten. Er gehört dem Wärter Ole Jensen; ein O. J. 5. ist mit rothem Zwirn auf seinen langen Strümpfen eingenäht. Er soll sogleich zur Polizei."

Jetzt durfte ich nicht länger schweigen. Ein Unschuldiger kam in Verdacht, er würde verhört und verhaftet werden, während der Schuldige frei ausging!

„Onkel," sagte ich, „wenn Sie mir Ihr Wort darauf geben wollen, daß Sie nicht zornig werden, so will ich Ihnen Alles erzählen."

„Du?" rief mein Onkel mit schlecht verhehltem Verdruß darüber, daß ich vielleicht mehr entdeckt hatte, als er.

„Ja, Onkel; aber geben Sie mir Ihre Hand darauf, daß Sie nicht zu streng sein werden. Sie werden eine seltsame Geschichte zu hören bekommen."

Des Onkels Neugier erwachte, und er gab mir die Hand. Ich erzählte ihm die Ereignisse jener Nacht.

„Zum Kukuk noch mal!" sagte der Onkel und warf den Holzschuh hin, „der Schlingel! . . . Folgtest Du ihnen in den Garten?"

„Nein, Onkel," entgegnete ich und schlug die Augen nieder.

Er ging dann mit den Händen auf dem Rücken auf und nieder, und ich glaubte, daß er darüber nachdächte, was er in der Sache thun sollte; aber plötzlich blieb er vor mir stehen und sagte:

„Ludwig, Du hast Dir gewiß Alles nur eingebildet, so etwas kann in meinem Hause nicht vorkommen."

„Sie können es ja mit Ihren eigenen Augen sehen, Onkel!"

„Himmeldonnerwetter, kann ich das wirklich?" rief er und rieb sich die Hände.

„Ja, das nächste Mal, wo sie sich treffen, brauchen Sie nur in den Speicher zu gehen."

„Ja, aber wann treffen sie sich, Du Schlaukopf? He?"

„Nun, jede vierte Nacht, außerdem werde ich es Hansen schon anmerken."

„Hm, ja, thue das; aber sei nur vorsichtig und verrathe Dich nicht. — Denn ich will die Sache aus eigener Anschauung kennen lernen," fügte er mit strengem Ton hinzu, „und dann soll Hansen ein Donnerwetter regieren."

Es nützte meinem würdigen Herrn Onkel nichts, daß er sich vor mir zu verstellen suchte; ich merkte nur zu gut, daß ihm die Geschichte ein inneres Behagen verursachte. An den beiden folgenden Tagen suchte er vergebens dem vertraulichen Verhältniß, das durch das gemeinschaftliche Geheimniß zwischen uns entstanden war, aus dem Wege zu gehen, da es nach seinen Begriffen sehr unpassend für einen Onkel war. Wenn er zu mir sprach, war sein Ton anfänglich hart und unfreundlich; aber allmälig wurde er milder und weicher, und das Gespräch wandte sich unserem Geheimniß zu. Schließlich verlangte er jedes Mal neue Einzelheiten über die nächtliche Szene. Dann unterbrach er sich plötzlich und sagte: „Ich spreche mit Dir nur davon, um Dich zu ermahnen, nicht zu plaudern. Denke daran, daß es sich um den Ruf eines jungen Mädchens handelt; mit dergleichen ist nicht zu spaßen."

Der vierte Abend kam endlich, und der Onkel und ich begaben uns in den Speicher. Als wir nun im Dunkel da saßen, mein Onkel auf einem Haufen Hanf und ich auf einem Kaffeesack, ließ er auch den letzten Rest seiner Würde fahren, und es entschlüpften ihm Worte wie: „Stecke den Kopf heraus und sieh, ob die Dirne kommt . . . Ist sie da? . . . Mach' die Luke weiter auf, laß mich den Kopf herausstecken! . . . Nun sieh doch, wie er sie um die Taille faßt — verflucht, daß ich schon so ein alter Nußknacker bin!"

„Sollen wir ihnen nachgehen, Onkel?" fragte ich, als das liebende Paar im Garten verschwunden war.

„Nein, der Schuft hat ja geladene Pistolen bei sich — das ist doch eine verdammte Wirthschaft hier im Hause mit den Schießwaffen. Ich werde den Kommis alle Flinten und Schießwerkzeuge abnehmen, sonst kommen sie mir schließlich in den Laden und wägen den Zucker mit geladenen Pistolen im Gürtel ab. Laß uns jetzt fortgehen!"

Als wir draußen im hellen Mondschein standen, fiel dem Onkel wahrscheinlich wieder seine Würde ein, und er bereute es, sie im Dunkeln so ganz bei Seite gesetzt zu haben.

„Jetzt habe ich genug von den Narrenspossen!" sagte er. „Morgen werde ich ernstlich mit Hansen reden, solche Unsittlichkeit werde ich nicht in meinem Hause dulden. Geh' jetzt zu Bett!"

Ich ging zu Bett und schlief ruhig; denn ich wußte sehr gut, daß trotz Onkels Drohungen die Sache der Liebenden sich nicht in besseren Händen befinden konnte.

Nach einigen Stunden Schlaf wurde ich plötzlich von unserer alten Mamsell geweckt, die mich am Arm zog und meinen Namen rief.

„Was ist los?" schrie ich.

„Sie sollen schnell zu Ihrem Onkel kommen."

„Zu Onkel? Ist er schon auf?"

„Schon? So wissen Sie wohl noch nicht, was mit Hansen geschehen ist?"

„Mit Hansen?"

„Ja, mit Hansen!" sagte die Mamsell und ergötzte sich eine Weile an meiner erwartungsvollen Miene. „Ihr Onkel ging um fünf Uhr in die Kammer der Handlungsdiener, um Hansen zu rufen, da erwiederte Hansen: Geh' zum Teufel! und legte sich auf die andere Seite. Dabei hatte er nicht einmal ein Federbett über sich. Hansen muß entweder betrunken gewesen sein oder er hatte nicht ausgeschlafen."

„Ja, so ist es wahrscheinlich. Aber was sagte mein Onkel?"

„Ja, was er sagte? Er sagte gar nichts, sondern ging still aus der Kammer; aber wir sehen wohl ein, daß es nicht dabei bleiben kann. — Es thut mir sehr leid um den armen Hansen," fuhr die Mamsell fort und trocknete sich die Augen mit der Schürze, „er ist sonst doch immer ein anständiger, ehrbarer Mensch gewesen, und jetzt kommt er so an!"

„Nun, nun, das läßt sich wohl wieder gut machen."

„Wieder gut machen? Wenn er zum Herrn sagt: geh zum Teufel und ihm dann noch — den Rücken zukehrt? Aber stehen Sie schnell auf und legen ein gutes Wort für Hansen bei dem Onkel und der Tante ein. . . . Ach, bitten Sie für Hansen bei Ihrer Tante, lieber Ludwig!"

„Ja, Mamsell Grete, das werde ich thun, aber lassen Sie mich jetzt meine Kleider anziehen."

Als ich in den Laden hinunter kam, gingen alle Handlungsdiener mit niedergeschlagenen Augen einher, es war, als ob ein Gewitter in der Luft schwebe, und als ob sie fürchteten, plötzlich den Blitz zucken zu sehen.

Im Kontor saß der Onkel in dem alten lederbeschlagenen Lehnstuhl und hatte eine so majestätische Miene aufgesetzt, als ob er Pluto wäre und in der Unterwelt richten sollte.

Der Buchhalter saß am Fenster und schnitt Federn; sein Gesicht sah eben so phlegmatisch aus wie sonst, aber seine Hand zitterte, wenn er die Spitze abschneiden wollte.

Nach einer langen Pause sagte mein Onkel: „Du sollst hier mit Thenning Zeuge sein. Geh' und hole Hansen!"

Während er sprach, wandte er sein Gesicht dem Fenster zu, um mich nicht anzusehen und etwas von seiner Majestät zu verlieren.

Ich ging in den Hof, um Hansen aufzusuchen. Er war auf dem Holzhofe, und als mein Blick zuerst auf ihn fiel, war er gerade damit beschäftigt, einen Ladenjungen durchzuprügeln. Dann hieb er Stangeneisen für einen Bauer ab und schlug so gewaltig zu, daß das Eisen beim ersten Schlage brach.

Ich näherte mich ihm und sagte: „Hansen, ich sollte Sie bitten, zu meinem Onkel zu kommen."

Hansens blasses Gesicht wurde noch blasser, aber ohne ein Wort zu sagen, nahm er seine Schürze ab und folgte mir. Als wir ein wenig gegangen waren, fragte er: „Ist der Herr sehr böse?"

„Nein, das habe ich nicht bemerkt."

„Ja, ich kenne den Herrn — wenn er nur nicht Hand an mich legt."

„Das thut er gewiß nicht, Hansen! Darüber können Sie ganz ruhig sein."

Wir kamen zum Kontor. Hansen sagte ehrerbietig: „Guten Morgen!" aber Onkel antwortete nicht und sah nach dem Fenster hin. Ohne sich umzudrehen, sagte er zum Buchhalter: „Thenning! sagen Sie dem Menschen, was ich Ihnen aufgetragen habe."

Der Buchhalter räusperte sich mehrere Male, ehe er die folgenden Worte herausbringen konnte: „Hansen! Es thut mir leid . . . Aber Du hast den Herrn beleidigt . . . Ich habe den Auftrag, Dir zu sagen, daß Du augenblicklich das Haus verlassen sollst . . . Hier ist Dein Lohn."

Bei den letzten Worten schob der Buchhalter Hansen einen kleinen Haufen Geld hin, zog sein Taschentuch heraus und putzte sich die Nase.

„Herr!" sagte Hansen mit bebenden Lippen, „jagen Sie mich nicht außer der Zeit fort. Ich wußte nicht, daß der Herr es wäre, sonst hätte ich mir eher die Zunge abgebissen, als gesagt, was ich gesagt habe."

„Das ist mir einerlei," entgegnete der Onkel barsch; „ich kann Ihn jetzt nicht mehr in meinem Dienste gebrauchen."

„Lassen Sie mich nur noch die drei Monate bis zur Ziehzeit bleiben," bat Hansen; „der Herr ist ja sonst so gut."

„Nein, es bleibt bei dem, was Er gehört hat!" entgegnete mein Onkel, ohne den Blick vom Fenster abzuwenden.

„Lassen Sie mich nur noch vier Tage bleiben!" bat Hansen beinahe weinend; „der Herr weiß nicht, wie unglücklich er mich macht."

Der Onkel antwortete: „Danach will ich mich erst erkundigen. Das kommt auf Hutmacher Petersen an."

„Auf Hutmacher Petersen?" rief Hansen mit einem Gesicht, auf dem Ueberraschung und Gewissensangst geschrieben standen.

„Ja, auf Hutmacher Petersen," sagte der Onkel noch einmal; „Ludwig, sage einem von den Jungen, er solle zu Hutmacher Petersen gehen, ihn von mir grüßen und ihn bitten, er möchte so gut sein, sich sogleich mit seiner Tochter bei mir einzufinden. Sage der Tante, sie möge mir mein Frühstück hierher schicken."

Es dauerte ziemlich lange, ehe Hutmacher Petersen mit seiner Tochter erschien. Der Onkel aß gemüthlich sein Butterbrod; der Buchhalter spitzte Federn und sah dann und wann den Onkel an, um eine Lösung des Räthsels in seinem Gesicht zu finden. Hansen stand unbeweglich da mit blassen Wangen und blauen Lippen. Hatte er Strafe verdient, so litt er sie jetzt reichlich.

Endlich kam Petersen mit seiner Tochter, die ungefähr in demselben Zustand wie Hansen war. Als sie nun auch Hansen dastehen sah, schwankte sie und fiel auf einen Stuhl nieder.

„Guten Morgen, Nachbar!" sagte mein Onkel; „bitte, nehmen Sie Platz! Entschuldigen Sie, daß ich Sie bemüht habe; aber es handelt sich um eine Sache, bei der Sie ganz besonders betheiligt sind. Auch Sie sind dabei betheiligt, mein kleines Mamsellchen. Wissen Sie vielleicht, worum es sich handelt?"

Lotte war nicht im Stande zu antworten. Ich fühlte, wie mir das Blut zu Kopf stieg, denn ich fürchtete, daß der Onkel jetzt Alles sagen würde.

„Kurz und gut, Nachbar!" fuhr mein Onkel jedoch fort. „Dort steht mein Kommis Hansen; er soll heute fortgejagt werden — wollen Sie ihm Ihre Tochter zur Frau geben?"

Der Hutmacher, welcher sehr hitzig von Natur war, sprang wüthend auf und rief: „Mit dem Landstreicher sollte ich meine Tochter verheirathen? Hat er Geld, um sich zu etabliren, wenn die Krippe leer ist? Komm, Lottchen, laß uns gehen!"

„Warten Sie ein wenig, Nachbar, das ist auch meine Ansicht. Wenn ich ihn aber in Bisserup etablire und ihm die Aufsicht über meine Speicher übertrage — läßt es sich dann nicht machen?"

„Das ist was Anderes!" sagte Petersen, und sein Gesicht veränderte sich, wie wenn plötzlich Licht in ein dunkles Zimmer gebracht wird.

Lotte war aufgesprungen, hatte sich vor meinem Onkel auf die Kniee geworfen und ihm die Hand geküßt; Hansen stand einen Augenblick sprachlos da, dann sprang er zu, ergriff Onkels andere Hand und küßte sie.

Mein Onkel wandte sich wieder zum Fenster hin, als ob er nach seiner Würde suche, aber sie nicht finden könne; der Buchhalter beschäftigte sich wieder mit dem Taschentuch.

„Jetzt ist's gut, meine Kinder," sagte der Onkel endlich, „jetzt wollen wir zu meiner Frau gehen und die Verlobung feiern. Sonntag könnt Ihr aufgeboten werden."

„Hat's denn so 'ne Eile?" fragte Petersen.

„Ja," sagte Onkel und kniff Lotte in die Backe, „eine gute That soll man nicht aufschieben."

Als man auf die Verlobten getrunken hatte, sagte mein Onkel: „Hansen, Du stehst jetzt nicht mehr in meinem Dienst. Nur ein Geschäft mußt Du mir noch besorgen."

„Gern, Herr!" sagte Hansen und erhob sich schnell.

„Komm mit," fuhr Onkel fort, „und nimm Deine Geliebte mit."

Ich glaubte ein Recht zu haben, ihnen Gesellschaft zu leisten, und begleitete sie.

Der Onkel führte sie auf den Holzhof; als er vor dem losen Brett angekommen war, blieb er stehen und sagte: „Schlage mir das Brett mit ein paar vierzölligen Nägeln fest."

Lotte wurde glühendroth; Hansen stammelte: „Herr, wie haben Sie das erfahren?"

„Von dem da," erwiederte Onkel und zeigte auf mich; „das ist der Verräther, der euch belauscht hat."

Das junge Mädchen bedachte sich einen Augenblick, dann lief sie auf mich zu, fiel mir um den Hals und küßte mich.

Noch einmal vergaß mein Onkel seine Würde. „Du Schelm, Du!" sagte er, „mir gehört der Holzhof, und Du streichst die Miethe ein."

„Königsphantasien".

Von Guido Reinhart.

Hierzu zwei Bilder.

In schöner Sommerszeit, wenn sich die Menschheit eine Erholungspause in ihrem Arbeitsleben gönnt, pflegen jetzt die Wunderbauten des unglücklichen Königs Ludwig II. in dem bayrischen Gebirge das Wanderziel der Touristen zu sein. Mächtig ist die Schaulust durch die von denselben in die Oeffentlichkeit gedrungenen Schilderungen erregt worden; unsere Leser besonders erhielten im Sommer 1886 durch zahlreiche diesen Gegenstand behandelnde Feuilleton-Artikel des „Berliner Tageblatt" dazu Anreiz, sich von der märchenhaften Erscheinung dieser Bauwerke Vorstellungen zu bilden. Sowohl denjenigen, welche sich dadurch zu einer Besichtigung der Schlösser veranlaßt sahen, als solchen, denen dies nicht vergönnt war, wird eine umfassende und durch ungemein reiche Illustration veranschaulichte Darstellung, welche gegenwärtig in einem Prachtwerke unternommen wird, von hohem Interesse sein.

„Die Königs-Phantasien" ist der Titel dieses Werkes, welches uns in zwei ersten Lieferungen vorliegt. Es wird darin ein Gesammtgemälde des königlichen Schaffens in Wort und Bild vor uns aufgerollt, und zwar in einer solchen Fülle von üppigem Prunk und künstlerischer Schönheit, daß durch diese die gewählte Bezeichnung wohl gerechtfertigt erscheint. Der Schwerpunkt des Unternehmens liegt unstreitig in der illustrativen Darstellung, in welcher sich nicht weniger als 250 Abbildungen, theils in Vollbildern, theils in kleineren Bildern aneinanderfügen. Der das Werk als sein Erstlings-Unternehmen herausgebende: „Verlag der Literarischen Gesellschaft" (Ph. Vorhauer), welche Leipziger Firma Mittelpunkt einer großen schriftstellerischen Gemeinschaft zu werden strebt, hat für die bildliche Veranschaulichung Kräfte gewonnen, welche in der vervielfältigenden Kunsttechnik Weltruf haben, so die von Angerer & Göschl, Jos. Albert, D. Boussod-Valadon. Das Arrangement der Illustrationen wurde einem reichbegabten Münchener Künstler von bestem Ruf: Peter Kraemer übertragen.

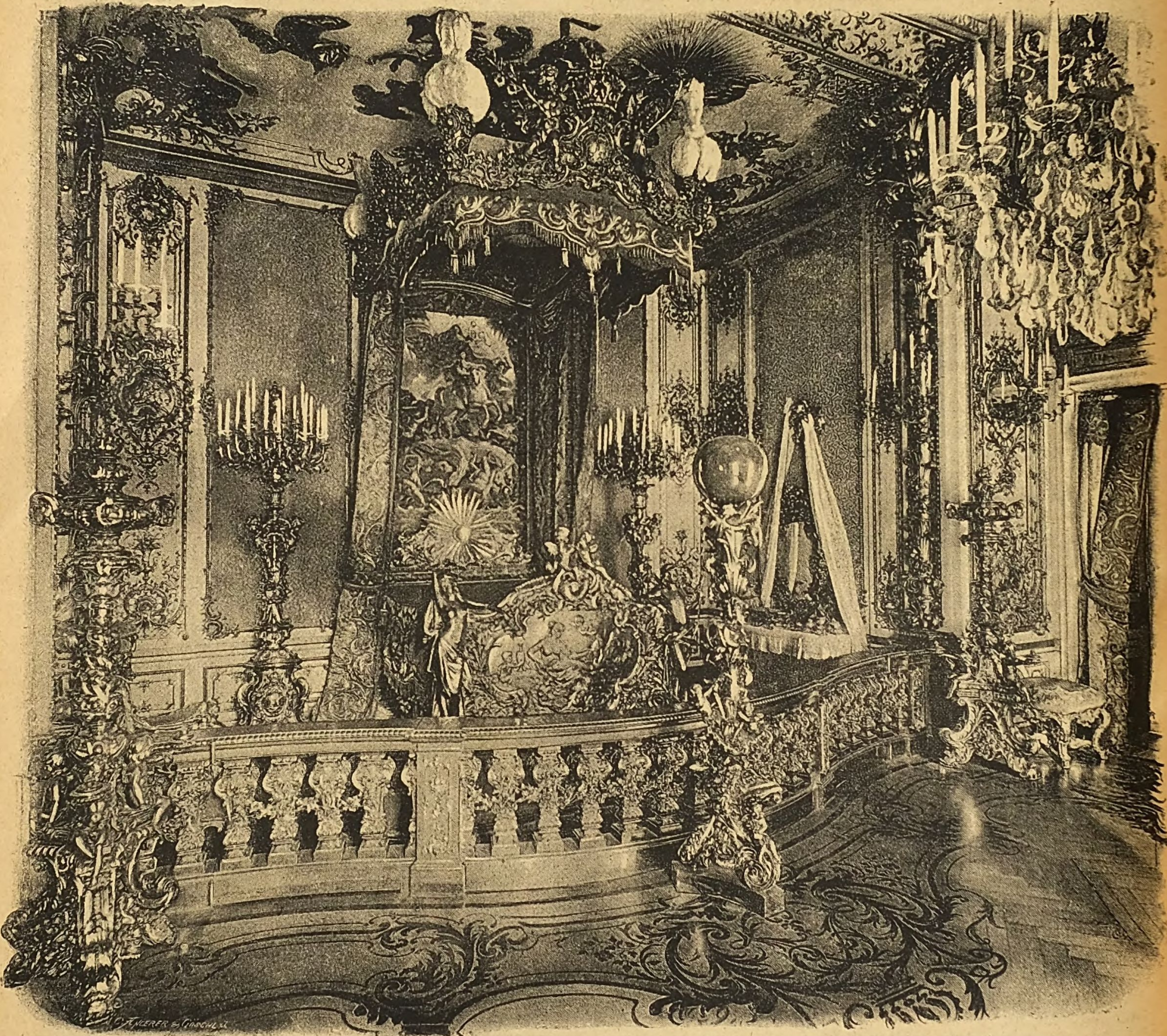
Was die textliche Schilderung anlangt, so vervollständigt dieselbe aus der Feder von Arthur Mennell die bildliche in einer so lebendigen Weise, daß der Leser höchst anschauliche Eindrücke empfängt. Die Wirkung ist um so nachdrucksvoller, als auch der herrliche Naturrahmen für die phantastischen Schloßbauten mit in den Bereich der Darstellung gezogen wird. Diese beginnt mit der des Schlosses Herrenchiemsee, dem „bayrischen Versailles", und wird mit der Sage von dem in dem See versunkenen goldenen Palast eingeleitet. Die hier eingefügten großen Bilder zeigen uns die Schloßfront mit der großartigen Dekoration der springenden Wasser und dem effektvollen Pegasusbrunnen im Park, sowie anderer Fontainengruppen. In zwei folgenden Abbildungen sehen wir uns in die prunkvolle Eingangshalle des Schlosses und in den wunderbaren Saal: „Salle de l'oil de boeuf" versetzt. Von dem großartigen Paradezimmer bietet die zweite Lieferung zwei Theilansichten; sodann führt uns ein Vollbild die aus üppigster Phantasie hervorgegangene Saal-Dekoration mit dem von großer Marmorbalustrade umschlossenen Paradebett vor Augen, ein anderes die „salle de guerre" mit dem Einblick in die Spiegelgalerie, ein drittes das eine hohe künstlerische Wirkung hervorrufende Berathungszimmer. Aus dem Bilderschmuck des Werkes bieten wir dem Leser hiermit zwei Ausschnitte. Das Schlafzimmer ist in den Farben Königsblau und Gold gehalten; das Nachtlicht leuchtet aus einer blauen Glaskugel.

In den folgenden Lieferungen wird die Wanderung zu den Schloßbauten in München mit dem berühmten Wintergarten und den königlichen Prunkwagen fortgeführt; die nächsten Hefte werden die Wunderbauten von Hohenschwangau und Neuschwanstein mit den auf einsamster Höhe versteckten Königshütten, dann Linderhof in seinem Waldesdunkel und endlich Schachen und Schloß Berg behandeln. Der Umfang des Werkes ist auf 16 Lieferungen à $1\frac{1}{2}$ Mark festgesetzt.

Die unterseeische Kabeltelegraphie.

Von Wilhelm Stoß.

Wir leben im Zeitalter der Elektrizität. Maschinen werden von ihr getrieben und Arbeit in den mannigfachsten Formen geleistet. Wir können ihre Arbeitskraft aufgespeichert mit uns führen und zur Wirkung kommen lassen, wann es uns beliebt. Wir können sie umsetzen in Licht und Wärme, die Hauptbedingungen unseres Daseins. Sie trägt meilenweit unsere Stimme und hält sie in verschlossenen Behältern fest. Wissenschaft und schöne Künste verwerthen sie, der Heilkunst ist sie ein wichtiges Hilfsmittel geworden. Mehr und mehr kommt uns ihre Wirkung zwischen Himmel und Erde zum Bewußtsein. Ja, schon erheben sich Stimmen bedeutender Forscher, welche in den Bewegungserscheinungen, die wir Elektrizität nennen, die Ursache alles Werdens vermuthen. Ihre höchste kulturgeschichtliche Bedeutung aber hat die Elektrizität dadurch erlangt, daß sie auf vorgeschriebenen Bahnen Länder und Erdtheile mit einander verbindet und zwischen den Bewohnern derselben einen Verkehr in wenigen Stunden vermittelt, zu welchem noch vor dreißig Jahren Wochen und Monate nöthig waren. Nicht nur über das gesammte civilisirte Festland der alten und neuen Welt ist ein ungeheures Telegraphennetz ausgebreitet, das sich ununterbrochen von der Westküste der Pyrenäen-Halbinsel bis zu den Küsten Sibiriens und Chinas, vom Stillen Meere, von den nördlichen Seen Amerikas bis an das Südende von Central-Amerika ausdehnt, sondern auch die Ozeane werden durch Kabelleitungen durchschnitten und sämmtliche Erdtheile und bedeutenderen Inseln unter einander verbunden.

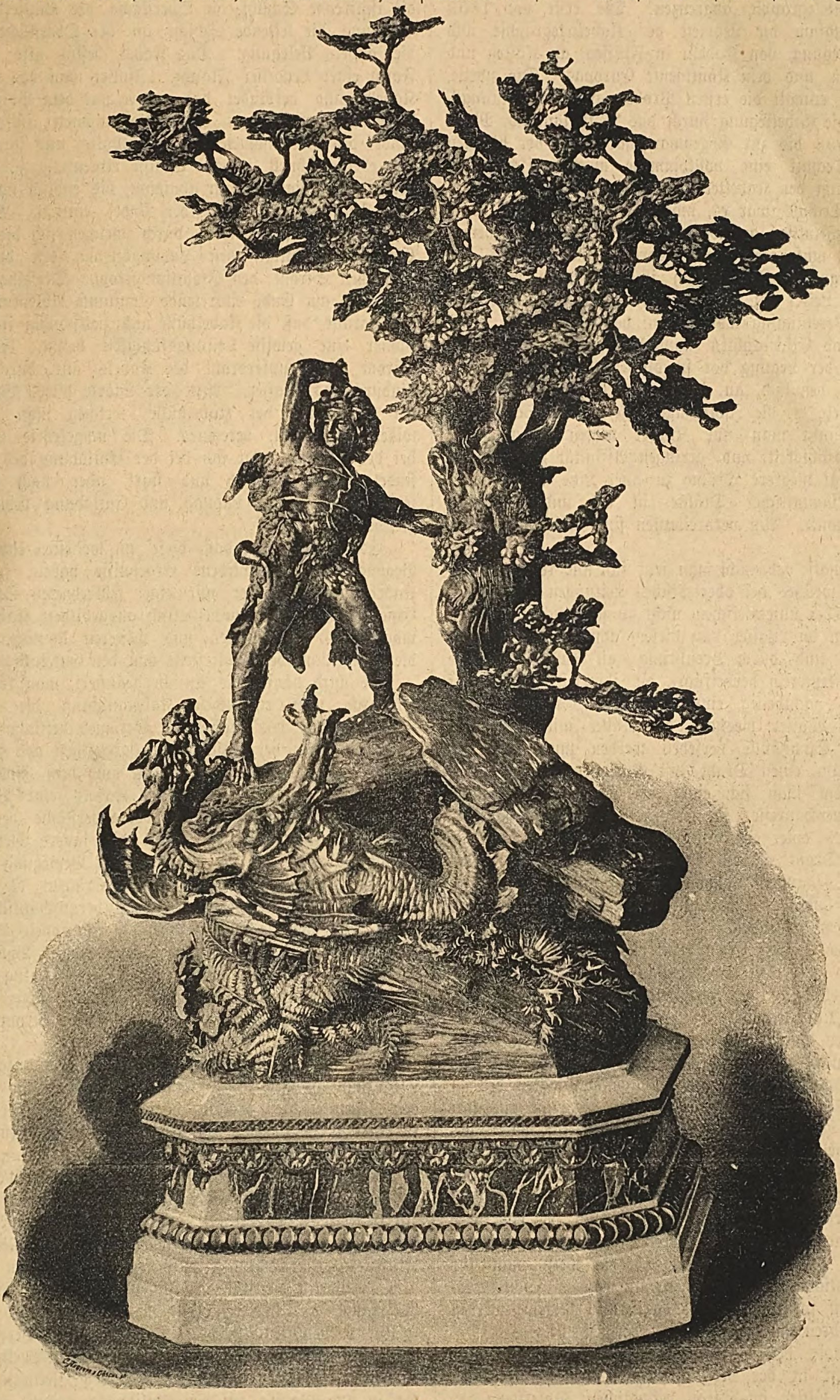


Schlafzimmer des Königs-Schlosses Herrenchiemsee.

So vermitteln nicht weniger als zehn atlantische Kabel den Verkehr direkt zwischen Europa und Nord-Amerika, von denen sechs von Valentia (Irland), zwei von England und zwei von Frankreich ausgehen und auf Neu-Fundland oder Neu-Schottland enden. Projektirt ist außerdem ein Strahl von Leitungen nach den Azoren, welche mit Bermuda verbunden werden sollen, von wo sich dann wieder verschiedene Leitungen nach dem nordamerikanischen Festlande und den Bahama-Inseln abzweigen werden. An Süd-

Amerika ist Europa durch zwei direkte Leitungen von Lissabon aus über Madeira, St. Vincent bis Pernambuco angeschlossen.

Außer den verschiedenen Kabeln, welche durch das Mittelmeer hindurch Afrika mit Europa verbinden (nämlich drei von Marseille nach Algier, zwei von Marseille nach Bona, eins von Modica auf Sizilien über La Valette nach Tripolis und eins von Trient über Kandia nach Alexandria) nimmt die ungeheure Kabelverbindung Europa-Afrika-Asien-Australien zunächst ihren Weg durch die ganze Länge des Mittelländischen Meeres. Sie geht von England über Lissabon, Gibraltar und La Valette nach Alexandrien, von da über Land bis Suez, und durchschneidet in dreifacher Linie das Rothe Meer bis Aden. Aden ist mit Bombay durch ein doppeltes Kabel, Bombay mit Madras oberirdisch, Madras mit Penang, Malacca, Singapore, Saigon, Hongkong, Shanghai, Nagasaki in Japan und Wladiwostock verbunden. Von Penang zweigt sich ein Kabel ab nach Rangoon in Siam und von Hongkong eins nach den Philippinen.



Siegfried-Statue. Ganz aus Silber. Burg Neuschwanstein.

Der Erdtheil, dessen Inneres der Kultur noch wenig zugänglich ist, ist schon zum Theil oder wird in nächster Zeit von einem ungeheuren Kabelgürtel umschlossen, der, von Aden ausgehend über Zanzibar, Mozambique, Delagoa-Bai nach Port Natal führt, von wo eine oberirdische Leitung nach Kapstadt geht. Von hier aus wird sich der Gürtel an der Westküste entlang über Mossamedes, Loanda, St. Thomas, Bessar bis St. Louis anschließen, welches bereits über die Kanarischen Inseln hinweg mit Kadix in Spanien verbunden ist. — Ebenso wie Afrika ist der größte Theil von Süd-Amerika von einem Kabelgürtel umzogen. Von Panama, das mit Galveston in Nord-Amerika über Tehuantepec und Veracruz in Verbindung steht, zieht sich das Kabel längs der Westküste bis Valparaiso, welches quer durch Argentinien mit Montevideo oberirdisch verbunden ist. Von Montevideo umschließt das Kabel die Ostküste über Santos, Rio de Janeiro, Bahia, Pernambuco bis Para. Hier endet es und beginnt erst wieder bei Georgetown, theilt sich bei Trinidad in zwei Arme, von denen der eine sämmtliche größeren Inseln der kleinen Antillen bis Portorico verbindet, während der andere nur noch S. Cruz berührt. Von Portorico laufen beide Linien nebeneinander über Jamaica und Cuba nach Pta. Rassa in Nord-Amerika. Von Kingston auf Jamaica zweigt sich eine Linie nach Colon ab, welche wieder mit Panama oberirdisch verbunden ist. Mit Ausnahme von Cayenne sind demnach sämmtliche großen Städte Südamerikas dem internationalen Kabelverkehr angeschlossen. Der fünfte Erdtheil, Australien, steht mit den übrigen durch eine doppelte Kabellinie von Port Darwin über Java nach Singapore in Verbindung. Je ein Kabel führt von Neu-Seeland und Tasmania nach dem australischen Kontinent.

Es ist selbstverständlich, daß es erst langjähriger Erfahrungen bedurfte, ehe es gelang, die Kabeltelegraphie zu so hoher Leistungsfähigkeit auszubilden. Es lassen sich genau drei Entwickelungsperioden der Kabeltelegraphie abgrenzen. Die erste, von 1809 bis 1854, ist gleichsam die Lehrzeit der Kabeltelegraphie und umfaßt die erste Legung von Kabeln in Flüssen, an Küsten und zwischen den Inseln und dem Kontinente Europas. Die zweite, von 1855 bis 57, enthält die ersten Proben größerer Leistungsfähigkeit, nämlich die Kabellegung durch das Mittelländische Meer. Die dritte, von 1858 bis zur Gegenwart, hat neben der höchsten Vollendung der Technik eine vollkommene mathematisch-wissenschaftliche Ausbildung der Kabeltelegraphie geschaffen.

Aufgabe der Technik war es, möglichst haltbare und unter den gegebenen Verhältnissen am wenigsten kostspielige Kabel herzustellen. Allgemein muß jeder Leitungsdraht eines Kabels, die Kabelseele, seiner ganzen Länge nach isolirt werden, weil das Wasser ein guter Leiter ist. Einen isolirten Draht nennt man Kabelader. Die Vereinigung von Adern heißt Aderlitze. Diese wird mit Hanf und Eisendrähten umwickelt, welche das Kabel während und nach der Legung vor schädlichen Einflüssen schützen. Man unterscheidet demnach an jedem Kabel 1. den leitenden Draht, die Kabelseele, 2. die Isolirungsmasse, 3. die Schutzhülle. Als Kabelseele benutzt man nur Kupfer wegen seiner hohen electrischen Leitungsfähigkeit und geringen Affinität zum Sauerstoff. Man vereinigt mehrere Drähte zu einer Litze, weil schwerlich Fehlerstellen sämmtlicher Drähte in ein und demselben Querschnitt vorkommen. Am verbreitetsten sind drei- und siebendrähtige Litzen.

Als Isolationsmasse gebraucht man jetzt fast nur reines Guttapercha. Kautschuk welches bei oberirdischen Leitungen mit Erfolg verwandt wird, ist bei unterseeischen nicht zu gebrauchen, weil es bei längerem Liegen im Wasser von diesem achtzehn bis zwanzig Prozent aufnimmt und durch Berührung mit Kupfer chemische Veränderungen in letzterem herbeiführt, die ihrerseits wieder auf die Kautschukmasse nachtheilig einwirken. Die Guttapercha ist etwas leichter als Wasser, weshalb das Kabel mit einer entsprechend schweren Schutzhülle versehen werden muß, wenn es untersinken soll. Um einen Draht mit Guttapercha ohne Naht zu überziehen, bedient man sich einer von Siemens und Halske konstruirten Guttaperchapresse, in welcher die Guttapercha vermittelst des Druckes einer Schraube um einen durch die Masse hindurchgezogenen Draht gepreßt wird. Die Schutzhülle dient außer zu der eben genannten Beschwerung namentlich zum Schutz gegen mechanische Einflüsse. Die größte Verbreitung haben Eisen- und Bleiumhüllungen gefunden. Als Mittelglied zwischen der Guttapercha und dem harten Eisen dient eine Hanflage.

Hand in Hand mit den Fortschritten der Technik ging die wissenschaftliche Ausbildung der Kabeltelegraphie bei Aufstellung einer Theorie der Kabellegung. Erstere hatte besondere Kabelschiffe mit geeigneten Versenkungsapparaten zu konstruiren, letztere die unter den gegebenen Verhältnissen (Meerestiefe, Kabelkonstruktion) erforderliche Schiffsgeschwindigkeit und Rollgeschwindigkeit des zu versenkenden Kabels zu berechnen. Die erste derartige ausführliche Theorie, von Longridge und Brooks aufgestellt, hatte sich als unrichtig erwiesen, da sie sich auf die falsche Prämisse, der Reibungswiderstand sei proportional dem Quadrate der Geschwindigkeit, gründete. Werner Siemens, der die Unrichtigkeit dieser Theorie zuerst festgestellt hat, war es auch, der eine neue Theorie der Kabellegung aufstellte, deren Resultate sich mit der Erfahrung deckten. Mit Hilfe dieser Theorie weiß man für jedes Kabel von bestimmten Dimensionen, mit welcher Geschwindigkeit sich das Schiff fortbewegen und das Kabel versenkt werden muß, um die Gefahren eines Reißens zu vermeiden.

Der größte Erfolg, den die theoretische Kabeltelegraphie aufzuweisen hat, besteht in der Möglichkeit, von den Endstationen aus die Lage einer mitten im Ozean befindlichen Fehlerstelle des Kabels zu berechnen. Es ist eine der schönsten Errungenschaften des Mathematikers, wenn er am Ende seiner Berechnungen sagen kann: Da ist der Fehler, dort ist das Kabel zu heben und die schädliche Stelle zu beseitigen. Wie eine solche Berechnung möglich ist, kann an dieser Stelle nicht ausgeführt werden. Es sei nur ganz oberflächlich erwähnt, daß das Kabel dem System der elektrischen Kondensatoren angehört. Die Kabelhülle bildet nämlich die isolirende Schicht, die Oberfläche des Kupferdrahtes die eine Belegung, die leitende Schicht an der Oberfläche der Kabelhülle die andere Belegung. Das Kabel besitzt also die gewöhnliche Form einer Leydener Flasche. Isolirt man das eine Ende eines Kabels und verbindet das andere mit dem Pole einer Batterie, dessen anderer Pol zu einem Galvanometer führt, so schlägt die Nadel des Galvanometers zuerst plötzlich und stark aus und kehrt fast ebenso schnell in eine gewisse Ablenkung zurück, welche dann verhältnißmäßig langsam abnimmt, bis endlich nach längerer Zeit eine konstante Ablenkung der Nadel eintritt. Man nennt den ersten momentanen Strom, durch welchen sich die Kabelhülle mit Elektrizität sättigt, den Ladungsstrom, den darauf folgenden schwachen Strom den Isolationsstrom. Derselbe wird gemessen durch die am Ende eintretende konstante Ablenkung. Er erklärt sich daraus, daß die Kabelhülle nicht vollständig isolirt ist, sondern immer eine gewisse Leitungsfähigkeit besitzt. Es geht also ein Strom vom Kupferdraht des Kabels aus durch die Kabelhülle hindurch ins Wasser. Aus der Stärke dieses Stromes läßt sich der Widerstand der Kabelhülle, welchen man den Isolationswiderstand nennt, berechnen. Die umgekehrte Erscheinung, wie bei der Ladung, zeigt sich bei der Entladung des Kabels. Diese findet wieder plötzlich und stark, aber nach der entgegengesetzten Seite, statt. Ladung und Entladung bedürfen einer fast gleichen Zeit.

Es leuchtet ein, daß diese im weitesten Umriß geschilderten Beobachtungen verschiedene Ergebnisse haben, je nachdem das Kabel unverletzt oder mit einer fehlerhaften Stelle behaftet ist. Eine vollkommene mathematisch ausgebildete Kabeltelegraphie ermöglicht es, aus solchen und weiteren ähnlichen Beobachtungen die Entfernung der Fehlerstelle von den Endstationen zu berechnen.

Es wird häufig die Ansicht geäußert, man könne durch einen möglichst weit reichenden Kabelanschluß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des elektrischen Stromes bestimmen. Dies ist in Wahrheit nicht der Fall. Ganz abgesehen von den verschiedenen Widerständen verschiedener Drähte und dem Isolationswiderstand tritt in Folge der Ladung des Kabels eine Verzögerung des Stromes ein. Denn die an der Oberfläche der Kabelhülle erweckte Induktionselektrizität zieht die innere Elektrizität an und bringt dadurch eine Verzögerung der Bewegung der Elektrizität hervor. Varley hat durch ein Experiment die Geschwindigkeit des elektrischen Stromes in Kabeln veranschaulicht. Er fingirte durch eingeschaltete Widerstände die Stationen des australischen Kabels: Gibraltar, Malta, Suez, Aden, Bombay, Calcutta, Singapore, Java und Australien. Zuerst schlug die Nadel auf der Station Gibraltar aus, zwei Sekunden später auf Malta und so fort, bis nach dreißig Sekunden der Strom in Australien eintraf.

Will man berechnen, um welche Zeit ein aufgegebenes Kabeltelegramm an dem Bestimmungsorte anlangt, so hat man ferner den Zeitunterschied zwischen der Abgangs- und der Ankunftsstation in Betracht zu ziehen. So geht die Sonne in Bombay 3 Stunden 58 Minuten, in Kalkutta 5 Stunden 1 Minute, in Batavia 6 Stunden 14 Minuten, in Hongkong 6 Stunden 44 Minuten, in Yokohama 8 Stunden 26 Minuten früher auf, als in Berlin. In Chikago 6 Stunden 43 Minuten, in New York 5 Stunden 49 Minuten, in Panama 6 Stunden 11 Minuten, in San Franzisko 9 Stunden 2 Minuten später als in Berlin. Wenn also in Berlin die Uhr 12 Uhr Mittags zeigt, so ist die Uhr in Yokohama 3 Uhr 34 Minuten früh und in San Franzisko 9 Uhr 2 Minuten Abends. Dagegen haben Berlin und Kapstadt einen Zeitunterschied von nur 21 Minuten, Berlin und Zanzibar von nur 1 Stunde 43 Minuten. Den Zeitunterschied zwischen Berlin und Manila auf den Philippinen rechnet man 16 Stunden 49 Minuten, weil die Philippinen jenseits der Linie des Datumwechsels liegen.

Zum Schluß noch eine kurze Bemerkung über unsere Kolonien. Die Neu-Guinea am nächsten gelegene Station, welche telegraphisch

erreicht werden kann, ist Cooktown. Das Kabel geht bis Port Darwin, das mit Adelaide und dieses wieder mit Cooktown oberirdisch verbunden ist. Die Entfernung von Cooktown bis Kaiser-Wilhelm-Land ist ungefähr die gleiche, wie von Berlin nach Paris oder, mit Bezug auf den Seeweg, wie von Hamburg nach Newcastle. — Bezüglich Kameruns kommt das Kabel nur so weit in Betracht, als ein dahin in Fahrt begriffenes Schiff von einer telegraphischen Nachricht auf St. Vincent oder in St. Louis eingeholt werden kann, falls der Dampfer daselbst anzuhalten beabsichtigt. Das projektirte große Kabel längs der Westküste von Afrika wird voraussichtlich Kamerun direkt berühren. Ebenso ist anzunehmen, daß der in Aussicht genommene große Bogen von Kapstadt bis Mossamedes eine Zwischenstation an der Walfisch-Bay (Lüderitz Land) erhalten wird. — Zanzibar ist, wie bereits erwähnt, als Zwischenstation des Kabels von Aden nach Port Natal dem allgemeinen Weltverkehr angeschlossen.

Orientalische Stereoskopen.

Von Adolph K. Neufeldt.

IV.

In den „Süßen Wassern" bei Konstantinopel entfaltet sich eine augenblendende Pracht der Toiletten. In den mit schwellenden Seidenpolstern ausgestatteten kaiserlichen Equipagen sitzen die Haremsdamen in ganzen Wolken von Spitzen und Seidenzeugen. Diese verhindern sie nicht, mehr als nur ihre feinst gearbeiteten Stiefelchen sehen zu lassen. Auch die durchsichtigen fleischfarbenen Seidentrikots werden bloßgelegt und zwar so, wie es bei uns nicht Mode ist. Hellgelbe Handschuhe und ein farbenprächtiger Sonnenschirm mit Spitzenbesatz sind Gegenstände, die keiner Haremsdame fehlen dürfen. Der Leidenschaft der Türkinnen für Brillanten haben wir schon gedacht, und natürlich verfehlen sie nicht, dieselben in der Sonne blitzen zu lassen. Ungenirt lagern und bewegen sich die Damen im Sonntagsstaat am Ufer, den Wasserfahrenden zuschauend — ein fesselndes, farbenprächtiges Bild. Meine Frage nach der Zahl der Frauen resp. Haremsdamen des Sultans beantwortete mein vorerwähnter Freund ausweichend: „Er mag eine, zwei, drei — ein Dutzend Frauen haben, vielleicht auch gar keine; ich weiß es nicht, ich bin ein Türke." Zu deutsch: „Meine Name ist Hase, ich weiß von nichts."

Wer da glaubt, daß der Straßenwitz nur in Berlin gedeihen könne, der irrt. Auch in Konstantinopel bei den als denkträge verschrieenen Türken sprießt diese Wucherung zwischen dem Steinpflaster hervor, und desto mehr, je weniger von letzterem in den Straßen vorhanden ist. So hat der Straßenwitz aus „Café Chantant" ein „Café Scheitan" gemacht. Scheitan heißt auf deutsch Teufel, und wahrhaftig, Vorzimmer der Hölle sind die Chantants, welche den Korso Peras, den Brennpunkt des dortigen öffentlichen Lebens, säumen. Der ganze Verkehr von Pera durchjagt diese Straßenvene; hier ist der Sammelplatz der Fremden. Aber entgegen der allgemeinen Annahme, daß der Weg zur Hölle breit, bequem zu gehen und gut gepflastert sei, ist dieser Korso nur eine etwas bergige, schmale und schlecht gepflasterte Gasse. Wenn der Abend auf breitem schwarzen Fittich sich auf Konstantinopel senkt und seine paradiesische Schönheit auslöscht, beginnt das Leben in den Cafés Scheitans. Terpsichore und Polyhymnia, welche bei uns hübsch züchtig und mit dem gehörigen Lampenfieber vor das Publikum treten, erscheinen hier in leichtem, losem Gewande, die verschämten Wangen in Ermangelung jeder Naturfarbe mit Rouge gefärbt. Nehmen wir an, es wären nur Bastardschwestern der von uns verehrten Musen, welche hier auf Rauchwolken, die uns den Athem benehmen, thronen. Tout Istambul et Pera findet sich ein (natürlich nur der männliche Theil), um den Abend, nach türkischen Begriffen, angenehm zu verbringen. International, wie die hier gebotenen Kunstleistungen, sind die Darsteller derselben, die Künstler und — Künstlerinnen. Wir sehen und hören da eine böhmische Damenkapelle, abgedankte Pariser Chansonetten, hochgeschürzte spanische Tänzerinnen, verblaßte Berliner Bänkelsängerinnen, eine schwarze Schlangenbändigerin, deren heimathliche Hütte am Nil liegt, ausgesungene Tenöre und verkrachte Akrobaten. Es giebt unter dieser Gattung keine verlorene Existenz, die nicht hoffte, am „Goldenen Horn" sich wiederzufinden. Dennoch gilt der Besuch der Teufelcafés als ein kapitales Vergnügen, und dicht umdrängt sind die Tische, über welche neben Kaffee auch Bier und sonstiges Flüssige in breiten Strömen sich ergießt. So tingeltangelt das den ganzen Korso entlang. Die Gäste kommen und gehen wie die Künstlerinnen, welche nach berühmten Mustern vom hohen Olymp auch mal zu den Menschen herabsteigen, um mit ihnen zu leben als Menschen. Der Eintritt vollzieht sich en masse, der Aufbruch vereinzelt, und da alle von jenseits des Goldenen Horns Gekommenen sich ihre Papierlaternen anzünden, die dort so unentbehrlich sind, wie uns der Hausschlüssel, genießen wir jetzt den Nachglanz des täglichen Maskenzuges über die Galatabrücke.

Einen lichtvollen Gegensatz zu diesem Teufelstreiben bieten die Moscheen und die darin und darum sich abspielenden Szenen. Es sollte uns in der Stadt der tausend Minarets und der hundert Kuppeln auch wohl schwer fallen, sie zu übersehen. Und wenn wir es dennoch thäten, so würde der Ruf des Derwischs vom Minaret herab uns bald genug daran erinnern. Hoch oben steht er, die Hände hinter die Ohren gelegt, das Haupt zum Himmel erhoben, und ruft, weithin vernehmbar, sein „Gott ist groß! Ich bezeuge, daß außer Gott kein Gott ist und Mohammed der Abgesandte Gottes! Herbei zum Gebet!" (Heja a la sala!) Die Wirkung dieses fünfmal am Tage ertönenden Rufes ist eine ganz unbeschreibliche. Wie im Märchen der Schlaf im „Dornröschenschloß" auf alle Insassen sich herabsenkt, wie und wo sie gerade stehen, gehen und hantiren, so versinkt hier Alles sofort in Unthätigkeit. Jedermann auf der Straße steht still, kein Fuhrwerk, kein Reiter bewegt sich vorwärts. Der Geschäftsmann, der Arbeiter, Käufer und Verkäufer, noch eben gesprächig, geschäftig, verstummen, kreuzen die Arme über der Brust und sprechen im Gedanken den feierlichen Gebetruf mit. Kaum ist er verhallt, so setzt sich Alles wieder in Bewegung, um nun mit möglichster Eile die nächste Moschee aufzusuchen und dort das von allen Gläubigen geforderte Gebet zu verrichten.

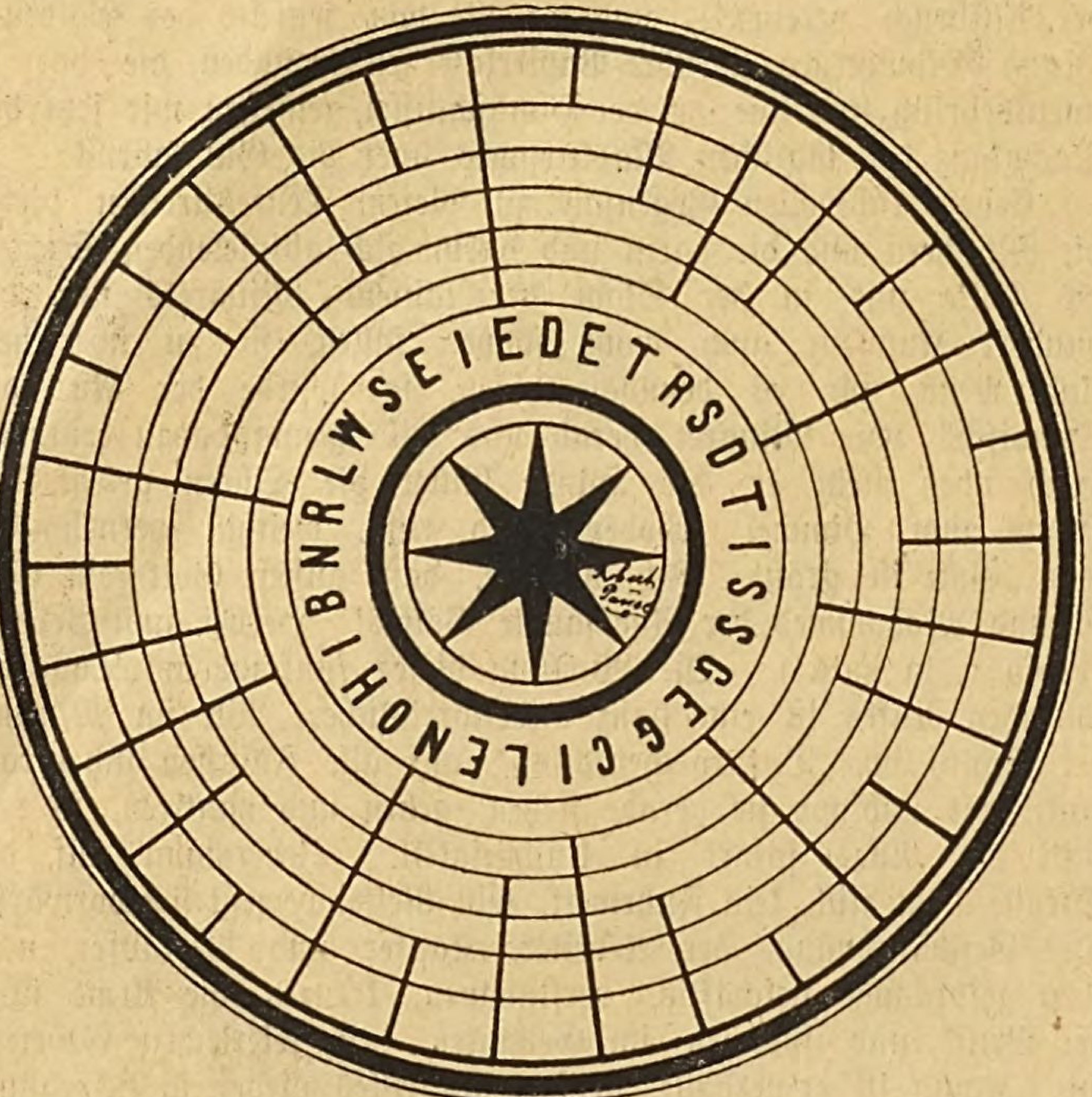
Wo keine Moschee in der Nähe oder ein Verlassen des Standorts nicht gut möglich — wie zum Beispiel auf dem Felde, im Boot, auf der Landstraße — breitet der Türke seinen Teppich, im Nothfall auch seinen Kaftan vor sich aus, die er nun dem geweihten Boden der Moschee gleich achtet und mit abgezogenen Schuhen betritt, um zu beten. Der Türke betet nämlich niemals auf der bloßen Erde. Er ist, so sonderbar das bei dem in Konstantinopel angehäuften Schmutz erscheint, sehr reinlich, und auch diese außerordentliche Reinlichkeit entspringt den frommen Gebräuchen. Diese fordern, daß er vor dem Betreten der Moschee, resp. vor verrichtetem Gebet sich Hände, Füße und Ohren wasche, bei welch letzterem Vorgange natürlich Gesicht und Bart auch etwas abbekommen. Zu diesem Zweck hat jeder Vorhof einer Moschee einen Brunnen oder sonst eine Wascheinrichtung am Eingang. Die Brunnen haben oft klassische Form; man sieht, daß Künstlerhände dabei thätig waren. Die Brunneneinrichtung ist eine solche, daß immer mehrere Personen sich zugleich und möglichst rasch waschen können. Ein umlaufendes Rohr mit kleinen Hähnen ist verbunden mit einer Steinrinne und die Hähne selbst mit beckenartigen quadratischen Steinen, in welche das Wasser fließt. Hölzerne Stangen zum Festhalten der Hände (bei der Fußwaschung) führen in angemessener Höhe um die Waschrinne herum. Den Brunnen umgiebt ein Arkadenhof, gewissermaßen das Bindeglied zwischen jenem und der Moschee. Die Moscheen sind fast alle einander gleich. Riesige starke Pfeiler tragen die kuppelförmig gewölbte Decke. Vier kleinere Seitenräume von der gleichen Art umgeben die Haupthalle. Die Wände sind mit Koransprüchen bedeckt, mit erinnerungswürdigen Gebetteppichen und Siegestrophäen behangen, zu diesen zählen auch Musikinstrumente.

Räthsel und Spiele.

Räthsel.

Ich hatte im Sommer an der See
Gar köstliche Zeit mit ihr mit e.
Es läßt sich nicht beschreiben, wie
Wir waren in einander mit ie.
Wir waren glücklich, doch völlig froh
Erst dann, als wir uns hatten mit o.

Linien-Räthsel.



Welchen Text ergeben die im Kreise stehenden Buchstaben mittelst der Verschiedenheit der Linien gelesen?

Räthsel.

Würd' fester ich doch meiner Eins verbunden,
Die ich als eine wahre Zwei erfunden!
Doch fehlt das Ganze ihr, und ich bin arm
An Zweiten sehr zu unser beider Harm.

Füll-Räthsel.

e						e
			e			
e						e

In vorstehender Figur sind die leeren Felder durch die Buchstaben a c g i i l l l m n o o p p p r r s s s t t t t u u u v so auszufüllen, daß die oberste Horizontalreihe eine Figur in der Raumlehre, die unterste einen fremden Ausdruck in der Geometrie, die erste Vertikalreihe eine militärische Bedeckung, die letzte einen Gebrauchsgegenstand der Maler, die eine Diagonalreihe eine französische Kaiserin, die andere eine der neun Musen ergiebt.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 9.

Skat-Aufgabe.

Das Spiel gewinnen die Aiden und zwar bei folgender Spielweise:

Vorh.	Mittelh.	Hinterh.	
1. Coeur-As	2. Careau-Zehn	3. Trefle-König	+ 25
2. Pique-As	3. Careau-As	1. Careau-Neun	— 22
3. Pique-Zehn	1. Careau-König	2. Careau-Dame	— 17

Wirft der Spieler beim ersten Stich ab, spielt Vorhand Coeur-Dame nach und Mittelhand wirft Careau-As hinein. Das Spiel würde sich also folgendermaßen gestalten:

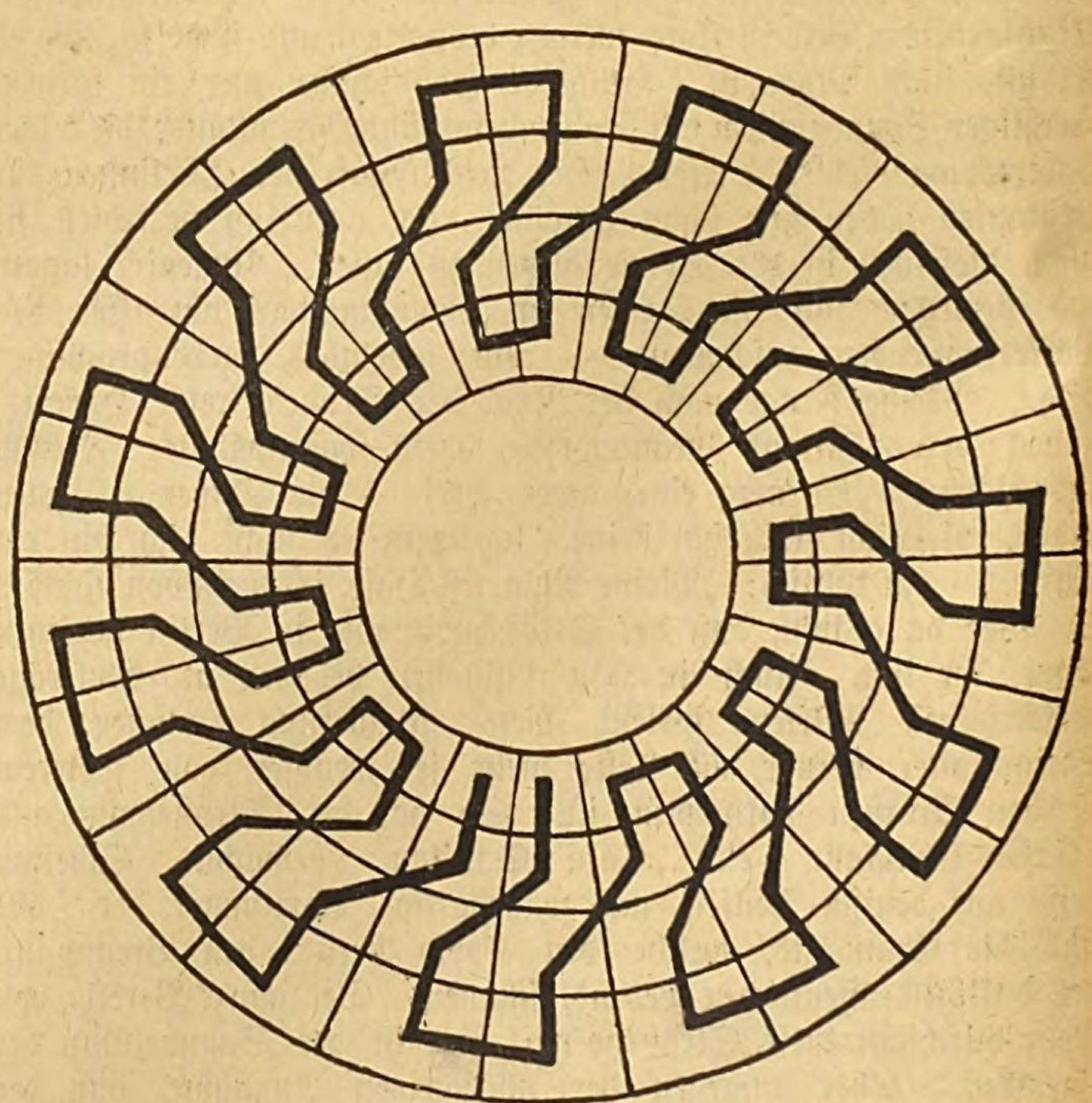
Vorh.	Mittelh.	Hinterh.	
1. Coeur-As	2. Careau-Zehn	3. Careau-Neun	— 21
1. Coeur-Dame	2. Careau-As	3. Careau-Dame	— 17

Der Spieler muß also stets verlieren, wenn auf Coeur-As und Dame Careau-As und Dame gewimmelt wird. Bei jeder andern Spielart gewinnt der Spieler, zieht er beispielsweise zuerst Pique-As, bekommen die Aiden nur 58 Points, ebenso wenn Mittelhand Coeur-As sticht.

Zahlen-Räthsel.

1	4	5	4	5	2
2	3	4	3	4	5
1	8	2	3	1	6
7	1	5	5	2	1
7	4	4	1	4	1
3	1	1	5	5	6

Kreis-Silben-Räthsel.



Mit Eisen muß man in die Felsen schreiben,
Mit Feuer in die Rinde edler Bäume,
Mit Nadelspitz' auf Rosenblätter-Säume,
Mit Fingern auf die thaubenetzten Scheiben.
Mit was soll ich an sie die Lieder schreiben,
Die Thau und Stein und Ros' und Fels zusammen?
Ach, unversehrt von Eisen und von Flammen
Wird Thau und Stein und Ros' und Fels stets bleiben!

M. G. Saphir. „Wilde Rosen"

Räthsel. Austern.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle
Nummer 11 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 11. März 1888

Um ein Armband.

Novelle von Klara Jäger.

Die lange Schleppe eines dunkelgrünen Tuchkleides glitt vom Arme ihrer Trägerin schwer und massig auf den Fußboden hinab.

Die Reiterin, hohe Röthe auf Stirn und Wangen, offenbar im Kampfe mit ihren beschleunigten Athemzügen, riß mit heftigen Geberden die Stulphandschuhe von den wohlgepflegten, aber keineswegs zierlichen Händen, den hohen Männerhut vom Kopfe und warf jedes Stück einzeln — die Reitgerte zuerst — ihrer Kammerzofe zu, ohne diese selbst auch nur eines flüchtigen Blickes zu würdigen.

„Nun?“ fragte sie dann, sich zu einer Kollegin wendend, die bereits „fix und fertig“, die Hände auf die Hüften gestemmt, mitten im Zimmer stand, des Winkes gewärtig, der sie — Nummer Sechs des heutigen Abendprogrammes: „Miß Elisas unübertreffliche Leistungen auf dem Trapez“ — in den Cirkus hinausrufen sollte.

„Nun? Was sagst Du?“

„Famos!“ rief Miß Elisa und klopfte mit ihren Daumnägeln wie mit zwei Liliputhänden lebhaften Beifall. „Es ging wie geschmiert. Auch nicht eine Evolution mißlang! Du und Deine sechs Apfelschimmel, Ihr werdet den Glanzpunkt dieser und vieler nachfolgenden Saisons bilden. Der Direktor strahlte vor stolzer Freude! Apropos, darf man gratuliren, Coralie?“

„Wozu?“

„Verstelle Dich nicht, Cora! Wir wissen es Alle, daß Du nur zu wollen brauchst, um morgen oder übermorgen unsere Frau Direktorin zu sein.“

„Bah! Ein kinderreicher Wittwer, mit weißgesprenkelten Haaren. Viel Ehre in der That. Ein Fünfziger! Aber ich bin erst zwanzig Jahre alt; da macht man noch keine Ansprüche an die Zukunft.“

„Hast Du um Bedenkzeit gebeten, Cora?“

„Wie klug Du ausfragst!“

„O natürlich, natürlich! . . . Nun ja, Du bist ein Glückspilz . . . Dir wird's gelingen. Ich dagegen . . . poor me . . . mir bekam eine einmal bei ähnlicher Gelegenheit erbetene Bedenkzeit recht herzlich schlecht . . . hätte ich damals nur lieber blind zugegriffen . . .“

Miß Elisa seufzte aus tiefster Brust, während Coralie, offenbar gar nicht mehr nach der Gefährtin hinhörend, sich von ihrer Dienerin umkleiden und die Haare zu einer anderen Frisur loslösen ließ.

„Hör' nur, welch ein Lärm,“ hob Elisa nach einer kleinen Pause von Neuem an. „Die Albernheiten der Gebrüder Terrabianchi finden auch heute, wie jeden Abend, ein begeistertes Publikum. Wie man nur über solche Possenreißerei lachen kann! Mir sind sie ein Greuel . . .“

„Mein Himmel, Minna, wie ungeschickt Sie sind!“ schalt Coralie auf ihr Kammermädchen mit zorniger Miene und Geberde. „Ich bin doch wahrhaftig kein gefühlloser Perrückenstock! Wenn Sie nicht vorsichtiger werden, schicke ich Sie heute noch fort. . . . auf der Stelle.“

Das arme gescholtene Mädchen erröthete vor Scham und Unwillen. Sie erwiederte aber keine Silbe und gab sich die ersichtlichste Mühe, das krause, lange Haar der Schulreiterin zu glätten, ohne der Besitzerin desselben auch nur im Geringsten wehe zu thun.

Minna war die Waise eines bankerotten Kaufmanns. Sie hatte eine gute Erziehung genossen, war im Wohlleben groß geworden und hatte sich nie träumen lassen, daß sie dereinst das bittere Brod der Dienstbarkeit — einer solchen Dienstbarkeit! — werde essen müssen. Aber sie hatte eine kränkliche, gänzlich mittellose Mutter zu ernähren, und Coralie war freigebig gegen ihre Bedienung. Sie zahlte einen hohen Lohn, und einige Mark mehr oder weniger im Monat, das fiel bei Minna mehr als bei Anderen ins Gewicht.

Elisa wollte sich über Coralies Zorn halbtodt lachen. Sie kannte nur zu gut die Quelle desselben und glaubte keinen Grund zu haben, ihre Freude darüber zu verstecken.

Sie trat an Coralies Toilettentisch heran, der mit raffinirter Eleganz ausgestattet war, spielte scheinbar ganz unbefangen mit verschiedenen auf ihm umherliegenden Schmuckgegenständen und sagte dann halblaut:

„Alles erbärmliches Zeug gegen Samelsohns neuestes Armband.“

Coralie richtete sich auf und sah ihre Kollegin starr an.

„Wundervoll sage ich Dir!“ fuhr Miß Elisa fort. „Ein Prachtstück ersten Ranges! Perlen, Saphire und Brillanten. Entzückend! Ueberirdisch schön! . . . Aber was rede ich denn! Du kennst es ja. Herr Samelsohn sagte dem Fürsten Sascha, den ich heute Morgen zufällig bei dem Juwelier traf — ich mußte mir meine zerrissene Uhrkette ausbessern lassen, nichts weiter — Du seiest förmlich verliebt in das herrliche Armband und . . .“

„Nun und was antwortete Sascha?“ fragte Coralie, sich so lebhaft nach Miß Elisa umwendend, daß Minnas halb vollendeter

Lockenbau auf dem Haupte der Kunstreiterin in die ernsteste Gefahr gerieth, gänzlich zu mißlingen. „Warum stockst Du?"

„Oh," sagte Elisa sehr langsam. „Der Fürst erkundigte sich nach dem Preise."

„Und? Und dann?"

„Legte er das Etui mit dem Armband wieder auf den Ladentisch. Er fand den Preis viel zu hoch. Ha, ha, ha . . . es war sehr komisch. Ich hatte Mühe, ernsthaft zu bleiben! . . . Aber Du, Cora, Du scheinst die Sache tragisch zu nehmen. Bah! Wer wird sich ärgern über solche Bagatelle. Kauft es der Eine nicht, so kauft es ein Anderer. Und bekommst Du das Armband nicht, so legt man es vielleicht mir zu Füßen. Es wäre nicht undenkbar, daß . . ."

„Ah, ja, freilich . . . ich vergaß . . . Dein kreuzbeiniges Streichhölzel!" rief Coralie ärgerlich. „Der hat ja sonst nix auf der Welt Gottes als seinen vollen Geldkasten und seine Adoration für eine gewisse Reifenspringerin und Trapezgöttin. Ja, ja, laß Dir's nur verehren, das dumme Ding mit den Perlen und Saphiren . . . i frag' nix nach, nun Du hungrig d'rauf worden bist!"

Miß Elisa stampfte mit den Füßen. „Coralie!" stieß sie heraus, „das Streichhölzel" nimmst Du gleich zurück, und daß er „kreuzbeinig" ist, das auch! Hörst Du! Ich lasse mir meinen Seppi nicht schlecht machen, so wenig wie Du Deinen Sascha."

„Denkst wohl gar, er macht Dich zur Frau Baronin, Dein Seppi, Du einfältiges Ding Du!?"

Miß Elisa war im Begriff, den Angriff mit der gleichen Waffe zurückzugeben, aber da ertönte das wohlbekannte Zeichen, das sie hinaus in den Cirkus „zur Arbeit" rief. Sie warf nur noch ihrer Kollegin zum Abschied mehrere Kußfinger zu.

„Addio, mia cara!" rief sie lachend. „O, es ist zu komisch, wenn man einen Knauser zum Anbeter hat! Der arme Fürst und die arme Cora! Apropos, mein Schatz: Wo ist Dein schöner Sascha eigentlich her? Aus Mingrelien? Dieu de Dieu, wo liegt denn eigentlich Mingrelien?"

Sie hüpfte kichernd und grüßend hinaus, die kleine Minna aber athmete auf wie von schwerer Last befreit. Diese Elisa war ihr sehr unangenehm.

Die „Damen" hatten zwar ihr Wortgefecht abwechselnd in deutscher und fremder Sprache ausgefochten, vielleicht um die „Magd" doch nicht Alles hören zu lassen. Aber Minna hatte leider zu viel gelernt, um den abscheulichen Jockeyjargon nicht verstehen zu können, der hier ihr Ohr traf.

„Geben Sie mir mein braunes Cashmirkleid, Minna! Ich fahre nach Hause," entschied Coralie und befahl, daß man auf heute Abend für sie absage. „Ich habe Kopfweh."

Sie war zu einem Souper geladen, das der Direktor der Diva zu Ehren drüben im Centralhotel veranstaltet hatte. Mit zusammengezogenen Brauen verließ sie den Cirkus, warf sich mißmuthig in die Kissen eines herbeigerufenen Wagens, fuhr in ihre Wohnung und gab dort die bestimmte Weisung: „Ich bin für Niemand zu Hause!"

Es war unerhört! Nicht genug, daß Sascha ihr das versprochene Armband vorenthielt; er war heute Abend nicht einmal im Cirkus erschienen, obgleich er doch gestern noch hoch und theuer versichert hatte, daß er sich, wie ein Kind auf Weihnachten, auf Coralies erste Vorführung der herrlichen sechs in Freiheit dressirten Schimmel freue. Allen Proben hatte er von Anfang bis zu Ende beigewohnt; er kannte jedes der edlen Thiere beim Namen; er hatte ihre künstlerische Ausbildung so zu sagen überwacht und gefördert. Und nun der wichtige Augenblick gekommen war, der für die Meisterin und deren vierbeinige Schüler ohne jeden Zweifel den größten Triumph umschloß; nun der Cirkus überfüllt, der Enthusiasmus des Publikums für Coralie kaum je zuvor dagewesene Dimensionen angenommen hatte, nun war, zum ersten Male seit sie den Fürsten kannte, sein Platz in der Loge, rechts vom Eingang zu den Ställen, leer geblieben. Was konnte Schuld daran sein? fragte sich Coralie immer wieder und wieder. Sascha hatte ihr die ganze Freude dieses Abends verdorben; ja mehr noch: der Treulose hätte durch sein Ausbleiben fast den Erfolg dieses Abends für Coralie in Frage gestellt. Nur mit Aufwendung aller Willenskraft war sie vermögend gewesen, ihre Gedanken von Sascha ab und ihrer Aufgabe zuzuwenden. Aber der Zorn hatte sie fast aufgezehrt während der Vorstellung, und dann . . . diese Elisa mit ihren abscheulichen Spöttereien!

Und nun daheim, in ihren eignen vier Pfählen, nichts von Sascha; weder eine Bestellung, noch ein Briefchen . . . noch das Armband! Es war, um aus der Haut zu fahren. Daß ihm ein Unglück zugestoßen sein könne, auf einen so sentimentalen Einfall kam Coralie nicht! Sollte sie einen Boten an ihn absenden? Sollte sie ihm schreiben?

Sie schüttelte lebhaft den Kopf. Ihre Handschrift war, euphemistisch ausgedrückt, sehr . . . unaristokratisch! Sie war das Einzige, was an Coralie noch „kindlich" genannt zu werden verdiente. Und was die Orthographie anbelangte, so mußte Coralie sich selbst sagen, daß sie sich den Fragen derselben gegenüber in beständigem Schwanken befand. Wozu also sollte sie sich gegen Sascha so gefährliche Blößen geben? An derartigen unvorsichtig verfaßten „Dokumenten" war schon manche Verbindung zwischen Kunstjüngerinnen und hohen Aristokraten unrettbar gescheitert.

Sollte Graf Brinken am Ende doch Recht haben mit seiner neulichen Behauptung, der Fürst sei bereits verheirathet? Wie dumm, daß die mingrelischen Fürstengeschlechter im Gothaer Almanach nicht aufgeführt werden.

Vergeblich hatte Coralie gehofft, Sascha werde noch zu später Stunde bei ihr Einlaß begehren und dann . . . abgewiesen werden; zum ersten Male abgewiesen werden! Er kam nicht.

Nach einer schlaflosen Nacht fuhr Coralie zu für sie ungewöhnlich früher Stunde aus. Richtig, bei Samelsohn im Schaufenster lag noch das bewußte Armband. Gott sei Dank, sagte sie sich, Elisas „Streichhölzel" hat es also wenigstens nicht erstanden!

Sie fuhr am „Klub" vorüber. Um diese Stunde war Sascha gewöhnlich dort und pflegte in der Nähe des Eckfensters mit den riesigen Spiegelscheiben zu sitzen. Man konnte ihn dann von der Straße her deutlich erkennen. Aber heute war er nicht dort.

Endlich, endlich . . . es fing bereits an zu dunkeln und die Zeit war nicht allzu fern mehr, wo Coralie sich abermals in den Cirkus verfügen mußte . . . da endlich ließ der Fürst sich melden.

Sollte sie schmollen? Sollte sie schelten? Sollte sie die Unbefangene spielen? Coralie entschied sich für das Letztere.

„Wie schade, Prinz, daß Sie gerade gestern fehlen mußten!" rief sie ihm fröhlich entgegen.

Er küßte ihr galant die Hand. „Wer bedauert das mehr als ich!" sagte er, seiner Angebeteten gegenüber auf einer weichen Ottomane platznehmend. „Wahre Tantalusqualen habe ich erduldet. Aber gottlob, jetzt bin ich wieder frei. Sie ist soeben nach Paris weitergedampft. Ich habe sie selbst „eingeschifft."

„Ja, von wem sprechen Sie nur, Prinz?" lachte Coralie. „Ich will doch nicht hoffen, daß ich am Ende gar Ursache hätte, eifersüchtig zu werden?"

„O non, ma chère!" lachte der Fürst, daß seine großen weißen Zähne grell unter dem schwarzen Husarenbart hervorblitzten. „Sie haben nichts zu fürchten! Meine gute alte Tante ist nahe an siebzig und häßlich, häßlich wie die Nacht. Denken Sie sich, gestern Nachmittag, als ich mich schon für den Abend zu rüsten beginne . . . Sie wissen, wie ich mich auf diesen Abend gefreut habe . . . werde ich plötzlich in den Kaiserhof citirt. Die Fürstin Kurakin, soeben angekommen, wünsche mich zu sprechen, hieß es. Nun, darin lag nichts Auffälliges. Die Fürstin ist meines Vaters Schwester, sie hatte durch Zufall erfahren, daß ich hier sei . . . kurz, ich beeile mich natürlich, ihr meine Aufwartung zu machen. Sie aber — versetzen Sie sich in meine Lage, Coralie — sie läßt mich nicht wieder los! Ich Opferlamm, armes, unglückliches, mußte den ganzen Abend zubringen bei der alten Tante."

„La, la," sagte Coralie, mit dem Finger zu dem Fürsten hinüberdrohend, innerlich hoch erfreut, „ihre Bildung" und ihre „Belesenheit" auch einmal in ein günstiges Licht rücken zu können,

„wie heißt es doch im „Nathan"? Kein Mensch muß müssen. Wissen Sie das wohl, Prinz? Und ein Prinz, ein Fürst — kein Derwisch — sollte müssen?"

Sascha beugte sich abermals über die wohlgepflegte Hand der Schulreiterin und drückte sie mit gesteigerter Zärtlichkeit an seine vollen rothen Lippen. Wie vortrefflich seine schöne Freundin sich auszudrücken wußte. Sie hatte ohne Zweifel eine gute Erziehung genossen, und an diese Vorstellung knüpfte der Fürst mit Blitzesschnelle eine ganze Reihe anderer Gedanken und Vorstellungen. Hätte Coralie nur den zehnten Theil davon errathen können, sie wäre im siebenten Himmel gewesen. So aber ließ sie sich mit Behagen auch an dem genügen, was sie sah und hörte.

„Der große Dichter Lessing muß ein sehr unabhängiger Mann gewesen sein!" scherzte der Fürst. „Jedenfalls hat er niemals eine Tante Kurakin besessen. Ich mußte, mußte bei ihr bleiben; mußte ihr den ganzen Abend erzählen oder sie erzählen hören und dabei unzählige Partien Ecarté spielen. Eine nach der anderen verlor ich. Natürlich, meine Gedanken waren ja im Cirkus . . ."

„Bei den sechs Apfelschimmeln," warf Coralie ein.

„Oh ja, bei diesen unvergleichlich herrlichen Geschöpfen!" rief der junge Fürst begeistert aus.

„Sehr schmeichelhaft!" versicherte Coralie. „Sie vergessen, daß ich gleichfalls ein Geschöpf Gottes bin. An mich zu denken hatten Sie natürlich keine Zeit gestern Abend."

„O Sie böse, böse kleine Schlange" rief der Fürst. „Wie Sie mich in die Enge getrieben haben! Aber ich will mich lieber nicht mit Ihnen auf Silbenstechereien einlassen, dabei komme ich zu kurz. Ich, ich werde durch Thaten reden."

Coralie dachte an das Armband; — eigentlich hatte sie immer an dasselbe gedacht — und ein seltsames Lächeln flog über ihre Züge.

„Geduld!" sagte sie sich im Stillen. „Ich werde dennoch siegen."

Laut aber rief sie.

„Hätte ich Sie doch belauschen können in Ihrem tête-à-tête mit der alten Tante."

„Es ist gut, daß das unmöglich war. Sie würden mich als sehr ungalant und unliebenswürdig kennen gelernt haben. Ich war sehr zerstreut, sehr übler Laune. Hätte die Fürstin im Spiel verloren, sie würde das sicherlich nicht übersehen haben. Aber da sie unaufhörlich gewann — wir Russen spielen stets um Geld und hoch, sehr hoch — war sie glückselig und merkte nichts. Mir vor Augen aber schwebte fortwährend das Bild . . ."

„Der sechs Apfelschimmel!" warf Coralie ein und ergötzte sich an der offenbaren Verlegenheit des Fürsten.

„Sie sind grausam!" sagte er mit einem Anflug von Gekränktsein.

„Nicht doch!" rief sie, ihm ihre Hand hinüberreichend, nach der er mit seinen beiden Händen griff, sie auf der ausgestreckten Fläche der einen leise streichelnd und bewundernd. „Sie wissen doch, Prinz, was sich neckt . . .?"

„Das liebt sich!" rief er wie elektrisirt, und mit leidenschaftlicher Gluth küßte er die schöne Hand, die sich so ganz in seine Gewalt gegeben sah.

Plötzlich aber stieß Coralie einen leisen Schrei aus, biß sich auf die Lippen und lehnte sich in ihren Sessel zurück, während der Fürst erschreckt aufsprang.

„Um Himmels willen, was ist geschehen? Was fehlt Ihnen?" rief er erbleichend.

„O nichts! Es ist nichts!" sagte Coralie leise, sich wieder aufrichtend und an dem Schloß eines schmalen Goldreifens zerrend, den sie am rechten Handgelenk trug, und den sie jetzt, mit verächtlich aufgeworfenen Lippen, weit von sich warf. „Das elende Goldblech hat mir weh gethan . . . das ist Alles. Sehen Sie hier, Prinz, der Reifen ist zerbrochen und . . ."

„Unter meinen Händen!" rief der Fürst. „Oh ich Ungeschickter! Können Sie mir das verzeihen, Cora? Wollen Sie mir nicht darüber zürnen?"

Sie lachte hell auf.

„Es ist ja nicht der Rede werth," rief sie lustig. „Und ich bin schuld, Prinz, nicht Sie. Wozu trage ich überhaupt Schmuck, und noch dazu solchen Jahrmarktschmuck? Ich könnte mich freilich mit meinem guten Herzen entschuldigen. Sehen Sie, das arme dünne Reiflein dort ist ein Geschenk meines ersten Reitlehrers; eine Prämie, die er mir einmal als einer gelehrigen Schülerin gab. Es war bisher mein Lieblingsstück. Ha, ha! Das dumme Ding!"

Dem Fürsten wurde einigermaßen schwül ums Herz bei diesen Auseinandersetzungen. Das Armband mit den Perlen, Brillanten und Saphiren tanzte beständig vor seinen Augen. Er hatte ein schlechtes Gewissen, er hätte das Armband kaufen und Coralie verehren müssen! Der Juwelier forderte freilich einen ungeheuren Preis. Aber . . . am Ende . . . was wollte Sascha machen? Nach dem eben Erlebten blieb ihm kaum etwas Anderes übrig, als Coralie zu entschädigen. Er erhob sich.

„Sie sehen mich ganz zerknirscht, Theuerste," sagte er. „Aber es ist bekanntlich nie zu spät, eine Versäumniß wieder gut zu machen, so lange man überhaupt noch Athem hat. Also auf Wiedersehen, Coralie, und . . . versprechen Sie mir, sich nie wieder mit solchem werthlosen Goldblech zu schmücken! Für Sie ist das Schönste und Kostbarste kaum schön und kostbar genug."

Er sprach es mit Ekstase, und mit Ekstase drückte er aufs Neue ihre Hand an seinen Mund. Der blöde Schäfer! Aber blöde Schäfer sind allemal die sichersten Heirathskandidaten.

Jetzt war Coralie ihrer Sache gewiß. Das Armband — vielleicht selbst der Fürst — sollten ihr alsbald für immer ganz zu eigen gehören.

Ein triumphirendes Lächeln auf den feingeschnittenen Lippen, kreuzte sie die Arme unter der Brust und warf sich der Länge nach rückwärts auf die Ottomane, auf der Sascha wenige Augenblicke zuvor gesessen hatte. Sie hätte laut aufjubeln mögen, aber Minna war im Nebenzimmer und bereitete das Erforderliche für die Cirkustoilette ihrer Herrin vor. Coralies Füße hüpften und zuckten, als ob sie dieselben nach dem Rhythmus eines Tanzes bewegte.

Endlich, endlich sie hatte erreicht, was sie so heiß ersehnt, so unablässig angestrebt. Sie sollte vielleicht bald einen vornehmen, sogar einen fürstlichen Namen tragen! Unermeßliche Reichthümer sollten zu ihrer Verfügung stehen. Jeden Einfall, jede Laune konnte sie sich befriedigen und — was wichtiger als alles Andere war — sie hatte nicht mehr nöthig, um die Gunst des Publikums zu buhlen, unaufhörlich in der Gefahr, übertroffen, in den Schatten gestellt, über die Achsel angesehen zu werden! Die Aussicht, Frau Direktorin zu werden, hatte anfänglich manches Verlockende für sie gehabt; aber seit Fürst Sascha ihr huldigte, hatte sie jene Aussicht aus einem ganz anderen Gesichtspunkt betrachten gelernt. „Daß ich eine Närrin wäre!" sagte sie sich. „Das Reiten und Kunststückerl produziren ist schon lang' nit mehr meine Passion! Und als Frau Direktorin. . . . ei ja, da müßt' i schön d'ran; alli Täg' womöglich, und immer gäb's etwas Neues und Absunderliches auszutifteln. No, no, da bedank' i mi schön! I will mir a besseres Leben zurechtmachen, als das alleweil so wie gerad jetzt, nixthun und lustig sein! Hab' mich abrackert genua all die Jahre."

An Sascha selbst dachte sie dabei nicht oder doch nur herzlich wenig.

Er gefiel ihr, denn er war ein schöner, stattlicher Mann. „G'rad so, wie's für mi paßt!" sagte sie sich.

Daß er ein gutherziger Enthusiast, ein weicher Charakter sei, hatte sie bald erkannt; ihn zu „dressiren", mußte ein Kinderspiel sein.

Daß sie ihn liebte, machte sie sich erst gar nicht weis. Was war denn auch diese vielgepriesene und oft besungene Liebe? Die Perlen, die sie zu bieten hat, sind doch nichts weiter als buntschillernde Seifenblasen. Wenn sie zerplatzt sind, ist Alles aus. Aber Glanz und Pracht und Reichthum, das ist etwas; das läßt sich mit Händen greifen, läßt sich festhalten und genießen. Dahinter stand keiner von den entsetzlichen Quälgeistern, die ihre Kindheit vergiftet hatten, der Hunger, die Noth, die Verlassenheit.

Hu! Coralie schauderte zusammen, wie von einem plötzlichen Frost geschüttelt. Sie hatte lange nicht an die Vergangenheit zurückgedacht; seit Jahren nicht!

Auf einmal trat sie wieder so klar vor ihre Seele, diese Vergangenheit, als ob sie in einen Spiegel blickte. Forts. folgt.

Dichtung und Wahrheit in Fritz Reuters Gestalten.

Von Gustav Raatz.

XV. Das Urbild des „Hofrath Altmann."

Obgleich der Hofrath Altmann in der erzählenden Dichtung „Dörchläuchting" eine zweite Rolle zugewiesen erhalten hat, so trägt er dennoch wesentlich zur Belebung des Ganzen bei, indem er seinen ihm angeborenen und niemals verletzenden Humor und zumal bei fröhlichen Zechereien im Rathskeller vortrefflich zur Geltung brachte. Zwar steht er einem höheren Gedankenkreise fern, aber es packt dennoch, was er spricht und bemerkt, und dazu hatte er eine eigene Art, sich zu benehmen und zu bewegen, also daß er den Mittelpunkt der jeweiligen Gesellschaft bildete, wobei ihm seine freigebige Hand und der hinter ihm stehende Reichthum Beistand leisteten. Somit bot er eine Figur, an der das feinere gesellschaftliche Leben zu Neubrandenburg in seinen Vorzügen und Schwächen trefflich beleuchtet werden konnte, und wie das dem Dichter gelungen, davon möge sich Jeder selbst durch Lesen der Erzählung überzeugen, weil wir uns nur auf diejenigen Punkte beschränken wollen, auf welche es in Bezug auf Darlegung der Wahrheit hauptsächlich ankommt. Trotz seines schon mehr vorgerückten Alters war Hofrath Altmann noch in einem Grade verliebt, daß er nach dem Tode seiner dritten Frau nach einer vierten Ausschau hielt und solche endlich in der Person der nach dem Geschmacke damaliger Zeitrichtung stark französirenden Karoline Soltmann (der „gelen Person"), welche bei der Prinzeß Christel als Kammerfrau angestellt war, erhielt. Hinreichend bekannt ist seine Stellung zu Dörchläuchting (Durchlaucht). Dieser schrullenhafte Fürst, der es vorzog, Sommers über in Neubrandenburg Hof zu halten, befand sich in immerwährender Geldverlegenheit und zwar dermaßen, daß er nicht einmal das Frühstücksgebäck bezahlen konnte und infolge dessen der Kredit bei der Bäckersfrau unter Null gesunken war. Da mußte Altmann in solchen und anderen peinlichen Nöthen mit seinen reichen Geldmitteln aushelfen, und auf Grund dieser, später übrigens nur zähe geleisteten Vorschüsse bildete sich zwischen Beiden ein Verhältniß heraus, das als ein sehr kordiales bezeichnet werden durfte, so daß die Leute dem Altmann nachsagten, er wäre „hellschen un sihr liftau" zum Herzoge, welche Ansicht er gelegentlich durch die Bemerkung bestätigte: „Dörchläuchting brukt mi mehr, as ick em bruk."

Die Wahrheit verhält sich zur Dichtung folgendermaßen: Neumann (Friedrich Georg Karl), so ist der wirkliche Name der Figur, erblickte das Licht der Welt zu Neustrelitz im Jahre 1761 und starb am 3. November 1838 im Alter von 77 Jahren. Wie hieraus ersichtlich, hat ihn Reuter nicht persönlich gekannt, und das, was er von ihm erzählt, vom Hörensagen, so daß es auch nachgesehen werden muß, daß der Großvater ein simpler Briefträger gewesen sein soll, mit solchen Vorfahren aber sein Nachfolger im Amte aufwarten konnte. Wer seine Eltern gewesen, hat sich nicht aufdecken lassen, das ist auch nebensächlich. Jedenfalls waren sie nicht unbemittelt, weil sie ihn die Rechte studiren ließen, worauf er sich als Advokat in Neustrelitz wohnhaft machte. Hier trat er zu seinem Landesherrn, dem Herzog Adolf Friedrich IV., dessen volksthümliche Anrede und Bezeichnung „Dörchläuchting" und „Dörchläuchten" war, mit der Zeit in immer nähere Beziehungen; denn Dörchläuchting war wegen seiner Mißwirthschaft ewig klamm in Geld, und bei Neumann war Geld, so daß er wegen Vorschusses bei Hofe eine unentbehrliche Persönlichkeit wurde und obenein persona grata, also daß für ihn der Herzog eigens eine Richterstelle schuf zur Schlichtung der Streitigkeiten in der Schauspielertruppe. Sich seiner Unentbehrlichkeit wohl bewußt, erlaubte er sich zu seinem Herrn und Gebieter, was Reuter durchaus nicht übertrieben hat, ein sehr kordiales Benehmen. Das geht auch aus folgender und wohl noch nicht weiter bekannter Episode hervor. Der Herzog hatte bei Neumanns eine Gevatterstelle übernommen und war unverhofft zeitig erschienen. Neumann befand sich noch in Hemdsärmeln, und eilig die Flügelthüren aufmachend rief er ihn an: „Dörchläuchten kamen hüt ok verflucht tiedig!"

Ob er von diesem Herzog oder erst von dessen ungleich tüchtigerem Nachfolger zum Hofrath ernannt worden, hat sich nicht mit Sicherheit feststellen lassen. Jedenfalls darf aber angenommen werden, daß mit dem im Jahre 1794 erfolgten Hinscheiden seines Gönners es auch mit bewußter Richterstelle aus war, so daß er sich nach etwas Anderem umsah und Sekretär bei der Neubrandenburger Hagel- und Feuerversicherungsgesellschaft wurde, welches Amt ihm ein gutes Gehalt gewährte, so daß er sich und unter Mitwirkung anderer Mittel zu einem sehr wohlhabenden Manne aufzuschwingen vermochte. Er war zweimal verheirathet gewesen, zuerst 1791 und dann 1804, und daß ihn Reuter, obgleich er sicherlich darum gewußt, dennoch nach der vierten Frau langen läßt, geschah wohl deshalb, um seine Hinneigung zu dem Ewigweiblichen besser hervorheben zu können.

Hofrath Neumann besaß eine stattliche, wohlgenährte und gut mittelgroße Gestalt; er hatte ein glattrasirtes rundliches Gesicht mit kleinen schalkhaft blitzenden Augen, und wenn er ging, trat er ruhig und fest auf. Ewig war er heiter und voller Späße, ein Liebhaber von Wein und leckeren Gerichten, ein Freund fröhlicher Gesellschaften, ein vortrefflicher Unterhalter — mit einem Worte: er war ein jovialer Lebemann vom Scheitel bis zur Zeh, als welchen ihn der Herzog gern leiden mochte, und als den ihn Reuter in der Dichtung so wirkungsvoll zu verwerthen gewußt.

Unerklärliches aus der Geschichte der Goldmacherkunst.

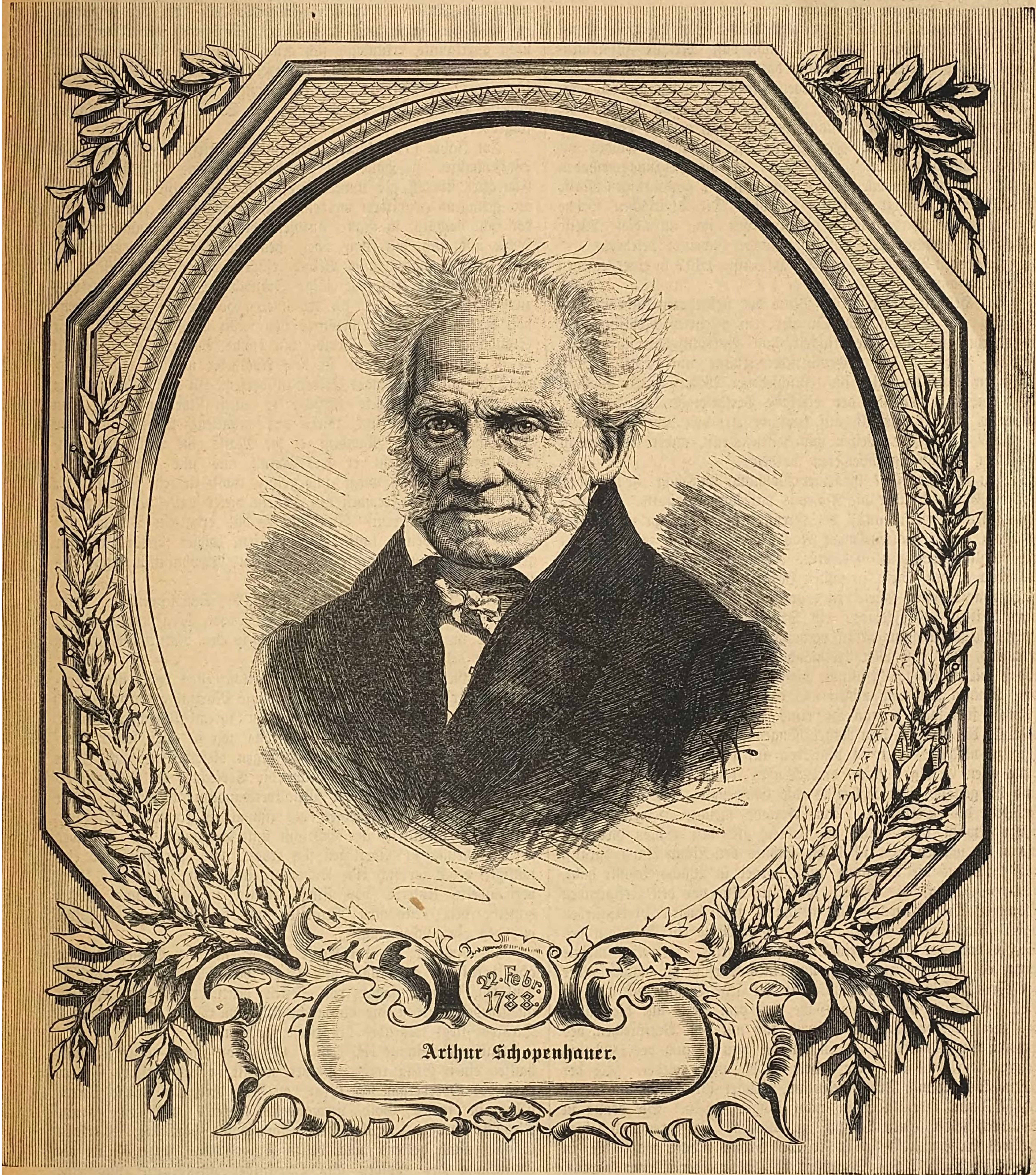
Von R. Hartung.

Es ist oft für hochgebildete Menschen sehr schwer, sich von Ansichten loszumachen, die ihnen durch ihre Erzieher als wissenschaftlich erwiesen und begründet hingestellt sind und auch schon ihres Alters wegen ehrwürdig und unantastbar erscheinen, die jedoch sich im Lichte der jetzigen Wissenschaft als irrig erweisen. Wir erinnern hier nur an die Kämpfe der berühmten Astronomen Galilei, Kopernikus, ferner des muthvollen Kolumbus und Anderer.

Aehnlich ist es auf dem Felde der Chemie gegangen, wo früher der jetzt verlachte Glaube an den Stein der Weisen und die Goldmacherkunst in allen Schichten der Menschheit unumstößlich feststand.

Aus jener Zeit ist uns eine Reihe geheimnißvoller und höchst merkwürdiger Vorkommnisse bekannt geworden, welche unbegreiflich sind und dennoch Glaubwürdigkeit verdienen, da in allen Fällen Ort, Zeit und achtbare Zeugen derselben genannt werden. Diese ans Wunderbare grenzenden Berichte gewinnen noch durch den Umstand erheblich an Bedeutung und Reiz, daß hierbei der Betheiligung von Fürsten und anderen hochgestellten Personen Erwähnung geschieht, von denen ausdrücklich hervorgehoben wird, daß dieselben nicht zu den Leichtgläubigen gehörten, vielmehr selbst das größte Interesse daran hatten, die vor ihren Augen sich abspielenden Erscheinungen zu ergründen. Der Antheil von Männern aus den höchsten Kreisen wird dadurch erklärlich, daß die Alchemie oder Goldmacherkunst in früheren Jahrhunderten in allen Ständen getrieben wurde. Die verlockende

Aussicht, durch dieselbe unermeßliche Reichthümer zu erwerben, veranlaßte früher fast Jedermann, sich damit zu beschäftigen. Vom Kaiser bis zum Handwerker und Bauer gab sich Alles mit dieser vermeintlichen Kunst ab; Verschwender und bankerotte als Zeugnisse für die Richtigkeit der alchemistischen Anschauungen galten. Bevor wir dieselben einer näheren Betrachtung unterziehen, schicken wir zum besseren Verständniß der hierbei gemachten Wahrnehmungen Einiges in Kürze voraus.



Arthur Schopenhauer.

Kaufleute suchten darin das Mittel, wieder zu Vermögen zu gelangen.

Es dürfte sich daher wohl verlohnen, diesen interessanten Erzählungen hier einen Platz einzuräumen, um so mehr, als dieselben

Nach Ansicht der Alchemisten gab es eine Substanz, welche, mit schmelzenden unedlen Metallen in Berührung gebracht, diese augenblicklich in Gold verwandelte. Dieselbe wurde „Stein der Weisen“ genannt, und es sollte davon schon eine verschwindend kleine

Menge die berühmte Eigenschaft besitzen. Die Alchemisten behaupteten, dieses kostbare Mittel erst nach Jahrhunderte langem emsigen Suchen und Forschen gefunden zu haben. Sie hielten dessen Darstellung so geheim, daß weder Gefängniß und Folter noch glänzende Versprechungen sie zur Preisgabe dieses köstlichen Produkts zu bewegen vermochten.

Der Glaube an die Möglichkeit solcher Metallverwandlungen stützte sich besonders auf die Ansicht, daß Metalle zusammengesetzte Körper seien, so nämlich, daß sie alle aus denselben Bestandtheilen, jedoch in verschiedenen Mengenverhältnissen und verschiedener Reinheit beständen. In dieser Annahme wurden die Alchemisten durch den Umstand bestärkt, daß gewisse Legirungen oder Zusammensetzungen der Metalle die Farbe des Goldes annehmen und daß in denjenigen Zeiten, wo die Prüfungsmethoden noch höchst unvollkommen waren, man mit der goldfarbigen Masse wirklich Gold erlangt zu haben glaubte. Die Thatsachen, welche wir nunmehr wiedergeben werden, lassen sich auf diese Weise indeß nicht erklären und mußten manchen Zweifler bekehren.

Folgenden Vorfall machte Dr. Helvetius 1667 in einer eigenen Schrift bekannt.

Dr. Helvetius war um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts Leibarzt des Prinzen von Oranien, ein gelehrter Mediziner, der in hohem Rufe der Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit starb. Er glaubte nicht an die alchemistischen Künste und zeigte sich in mehreren Schriften als ihr entschiedener Widersacher. Plötzlich aber trat er 1667 als der eifrigste Vertheidiger derselben auf. Er war, wie er erzählt, auf folgende Art von dem Vorhandensein des Steins der Weisen und dessen Kraft, andere Metalle in Gold zu verwandeln, überzeugt worden.

Ihn besuchte 1667 in seiner Wohnung im Haag ein Fremder, der ein Gespräch über die Alchemie mit ihm anknüpfte. Helvetius sprach seine Zweifel aus; der Fremde suchte ihn zu widerlegen, und um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben, zeigte er ihm die fragliche Substanz. Helvetius betrachtete sich die Sache genau; während er den Stein in seinen Händen hatte, schien er mit dem Fingernagel dessen Härte zu erproben und siehe, es gelang ihm, ohne Wissen des Fremden ein Stückchen davon abzulösen und unter seinem Fingernagel zu verbergen. Nun bat er den Fremden dringend, ihm eine Metallverwandlung zu zeigen. Dieser lehnte indeß die sofortige Erfüllung dieser Bitte ab, versprach aber, in drei Wochen wiederzukommen und es dann zu thun. Sobald der Fremde fort war, begann Helvetius mit der kleinen Menge des Steins, die ihm an dem Nagel hängen geblieben war, einen Versuch zu machen; er warf denselben auf schmelzendes Blei, jedoch ohne allen Erfolg. Nach drei Wochen kam der Fremde wieder, und da gestand ihm Helvetius die Entwendung und die Fruchtlosigkeit des Versuches. Der Fremde meinte, Helvetius habe besser gewußt, das Mittel zu stehlen, als den rechten Gebrauch davon zu machen. Er schob die Schuld der Nichtwirkung darauf, daß Helvetius die Substanz nicht vorher in Wachs gehüllt habe, bevor er sie auf das Metall warf, sie also vor den zerstörenden Dämpfen des Bleies nicht geschützt und diesen preisgegeben habe. Nach vielen Bitten gab er dem Arzte ein Stückchen des Steins von der Größe eines Rübsamenkorns. Helvetius meinte zwar, es sei dies zu wenig, um einen Versuch zu machen, aber der Fremde seinerseits behauptete, dieses sehr Wenige sei noch zu viel. Er theilte darauf die Gabe, ließ dem Arzte nur die Hälfte des zuerst Gegebenen und entfernte sich mit dem Versprechen, des anderen Tages wiederzukommen, um bei dem Versuch des Helvetius gegenwärtig zu sein. Er kehrte indeß nicht wieder. Als der Abend kam, konnte Frau Helvetius, welcher ihr Mann die Sache erzählt hatte, ihre Ungeduld nicht länger zügeln. Sie drang in ihn, doch selbst einen Versuch zu machen. In ihrer und seines Sohnes Gegenwart schmolz er 22 Gramm Blei, warf die in Wachs gehüllte kleine Quantität des Steins der Weisen darauf, ließ Alles noch eine Viertelstunde schmelzen und goß dann das Metall aus. Und siehe, es war Gold! Der Münzwardein im Haag und mehrere andere Goldarbeiter prüften es und fanden das reinste Gold.

So war aus einem angesehenen, gelehrten Gegner des Glaubens an die Herstellung des Steins ein eifriger Vertheidiger desselben geworden. Wie mußte dieses Beispiel auf die große, ungelehrte Welt wirken!

Interessant ist noch der Antheil, welchen der berühmte scharfprüfende Philosoph Benedikt Spinoza an dem Kampfe für und gegen den Stein der Weisen genommen hat. Er, der besonders in religiösen Dingen weniger als leichtgläubig war und Autoritäten nicht anerkannte, erkundigte sich genau nach allen Umständen, und sprach zuletzt brieflich seine Ueberzeugung dahin aus, daß auch für ihn diese Verwandlung vollkommen überzeugend sei. Ein anderer Bericht über die Wirkung des Steins der Weisen lautet folgendermaßen:

Im Jahre 1750 konditionirte in der Offizin des Franke'schen Waisenhauses zu Halle ein Apotheker, Namens Reussing, dessen Charakter überall als unverdächtig, dessen Kenntnisse in der Chemie als genügend geschildert werden. Ihn gewann ein Fremder lieb, der sich damals in Halle aufhielt, die Apotheke manchmal besuchte und sich mit ihm über chemische Gegenstände unterhielt. Von dem Fremden zum Besuch eingeladen, erhielt Reussing in dessen Wohnung von ihm einige Stäubchen eines grauen Pulvers zum Geschenk, so viel als an der inneren Höhlung eines Löffelchens von der Größe eines Ohrlöffels von selbst hängen bleibt. Diese Stäubchen wischt der Fremde mit etwas Baumwolle ab, wickelt sie in Papier und giebt sie dem Apotheker mit der Anweisung, dieselben auf schmelzendes Silber zu werfen. In dem Laboratorium der Waisenhausapotheke schmilzt er einen silbernen Löffel von $2^1/_2$ Loth Gewicht und wirft das erhaltene Papier mit den Stäubchen darauf. Nachdem er die Masse eine Weile hat fortschmelzen lassen, gießt er das Metall aus und findet, daß die neue Masse 3 Loth wiegt und reines Gold zu sein scheint. Er sucht darauf den Fremden auf. Allein dieser hatte sich von Halle bereits wieder entfernt. Nun läßt er das erhaltene Produkt von einem Goldarbeiter kunstgemäß prüfen; dieser erklärt es für reines Gold und erkauft es für den gewöhnlichen Preis des Goldes.

Diese Geschichte ist von Reussing's Schwiegersohne, dem Kriegs- und Domänen-Rath Dr. von Leysser, Berg- und Salinen-Direktor in Halle, mitgetheilt, der sich in den Naturwissenschaften rühmlich bekannt gemacht hat.

Mit Genugthuung erzählen die Alchemisten noch einen Vorfall, welcher dem Professor der Philosophie Martini (gestorben 1621) zu Helmstedt begegnete und diesen zu ihrem Anhänger machte. Dieser, ein eifriger Feind der Alchemie, zog in allen seinen Vorlesungen, wo sich Gelegenheit bot, gegen dieselbe los, und suchte alle Gründe zu widerlegen, welche die Verfechter der Goldmacherkunst für die Richtigkeit der Metallverwandlung anführten. Aber beschämt mußte er schweigen, als einmal ein fremder Edelmann, der gerade hospitirte, ihn höflichst unterbrach und aus Gründen der Erfahrung zu widerlegen sich erbot. Als der Professor einwilligte, erbat er sich eine Kohlenpfanne, einen Tiegel und Blei, verwandelte letzteres vor seinen Augen in Gold und reichte dasselbe dem erstaunten Professor mit den Worten hin: „Löse mir den Zusammenhang!"

Alle Zweifel an der Kraft des Steins der Weisen wurden aber vernichtet, als nicht nur 1647 von Christian IV. dänische Dukaten, sondern sogar von Seiten deutscher Fürsten Münzen ausgegeben wurden, die aus alchemistischem Golde geprägt waren. Darüber liegt folgendes historische Faktum vor.

Kaiser Ferdinand III. erhielt 1648 von einem gewissen Richthausen einen Gran rothes Pulver, womit in des Kaisers Gegenwart der Oberbergmeister Graf von Ruß drittehalb Pfund Quecksilber in feines Gold verwandelte, woraus man eine große Medaille prägte, welche den Sonnengott darstellte, Merkurs Schlangenstab haltend und dessen Flügelschuhe tragend (um die Entstehung des Goldes aus Quecksilber anzudeuten) und eine lateinische Inschrift erhielt, welche den wunderbaren Vorgang erwähnt und den 15. Januar 1648 als Zeitbestimmung angiebt. Dieselbe soll sich noch 1797 in der Schatzkammer zu Wien befunden haben. Nachdem sich Kaiser Ferdinand so von der Wirksamkeit des Steins der Weisen überzeugt hatte, ließ er den

Verfertiger der von ihm bewunderten Substanz öffentlich auffordern, sich bei ihm zu melden, und versprach ihm noch dazu 100.000 Reichsthaler als Belohnung. Dieser Aufruf blieb natürlich vergeblich, und es erscheint unbegreiflich, wie man durch das Versprechen einer Geldbelohnung Adepten überreden zu können glaubte, das ihnen bekannte Mittel, Gold in ungeheuren Mengen darzustellen, anzugeben.

Nach solchen angeführten Beweisen zweifelten nur Wenige an dem Vorhandensein der erwähnten Kunst, die größte Anzahl der Fachkenner sprach sich offen von ihrem Dasein aus, und in der juristischen Praxis wurde die Wahrhaftigkeit ihres Zeugnisses unbezweifelt angenommen.

Beispielsweise haben die Leipziger Rechtsgelehrten mehrmals ihre Ueberzeugung von der Existenz des Steins der Weisen klar ausgesprochen, und noch im Jahre 1725 gab dieselbe Juristenfakultät ein Gutachten ab, wobei es sich um Silber, das in Gold verwandelt worden war, handelte. Die Gräfin Anne Sophie von Erbach hatte auf ihrem Schlosse Frankenstein einem als Wilddieb verfolgten Flüchtling Schutz gewährt; zum Dank verwandelte dieser, welcher ein Alchemist war, der Gräfin sämmtliches Silbergeschirr in Gold. Ihr Gemahl, Graf Friedrich Karl, nahm davon die Hälfte in Anspruch, weil der Zuwachs des Werthes auf seinem Gebiete und in der Ehe erworben sei. Die Leipziger Rechtsgelehrten gaben ihm Unrecht: weil das streitige Objekt vor der Verwandlung als Eigenthum der Gräfin anerkannt worden sei, müsse es auch nach der Verwandlung ihr Eigenthum bleiben.

Orientalische Stereoskopen.

Von Adolph K. Neufeldt.

V.

An den Kronleuchtern in den Moscheen sieht man sogar Straußeneier und Strohbündel hängen, Dinge, welche die Mekkapilger von ihren Wanderungen mitgebracht — auf dem heiligen Boden von Mekka gesammelt. Nirgends aber sieht man Bildnisse irgend welcher Art; dieselben gelten als sündhaft. Der Fußboden ist mit Teppichen bedeckt, auch wohl mit einem Stroh- oder Binsengeflecht. Gemeinsame Gebete finden nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, z. B. bei Leichenfeierlichkeiten statt. Dann besteigt ein Vorbeter die Kanzel, und alle Anwesenden sprechen ihm nach. Die Kanzeln haben oft kunstvolle Treppenaufgänge; ich sah unter Anderem eine durchbrochene Marmorarbeit, die wie mit der Laubsäge hergestellt schien. Für gewöhnlich betet der Muselmann einzeln. Er hockt dann mit unterschlagenen Beinen vor einer Art Lesepult in Fußbankhöhe. Auf jenem liegt der Koran aufgeschlagen. Die riesigen Lettern machen ihn weithin lesbar. Der betende Türke liest eine Stelle daraus laut vor und beginnt dann eine Unterhaltung mit zwei (gedachten Engeln), d. h. er ist ihr Wortführer. Der eine klagt den Türken an, der andere vertheidigt ihn und schließt dieses interessante Kapitel mit dem laut ausgesprochenen Vorsatz der Besserung. Man hat auch Grabmoscheen, in deren Gewölbe (dem Auge nicht sichtbar) die Särge in Sarkophagen stehen. Die Steinplatten der letzteren sind oft künstlerisch ornamentirt. Eine schwere schwarze Sammeldecke deckt sie zu, der Saum ist mit Silberbrokat umzogen. Ein am Ostende befindlicher Aufsatz trägt den Fes oder Turban des Verstorbenen. Bei hochgestellten Würdenträgern ist dieser mit Brillantagraffen und Paradiesvogelfedern geschmückt. Unter der Kopfbedeckung liegen die reich gestickten Leibgurte des Todten. Der Türke ruht hier im Kreise der Seinen, mit Frauen und Kindern. Sein Haus-Gebetteppich ist an einer der acht Seiten der Moschee aufgehängt. Ein schweres, oft massiv silbernes Gitter schließt die Vorhalle ab.

Nach dem Koran müssen die Todten noch vor Sonnenuntergang beerdigt werden. Dies erklärt die oft tolle Hast nach den Friedhöfen wie überhaupt die schnelle Beförderungsweise der Todten. Ein rasch fabrizirter Sargkasten wird mit dem Hausteppich des Verstorbenen umwickelt; die improvisirte Bahre nehmen vier Träger auf, und fort geht es nach der nächsten Moschee in einem manchmal ganz heidenmäßigen Trab. Vor der Thür der Moschee befindet sich ein ambosartiger, circa ein Meter hoher Stein, auf den der Sarg gehoben wird, während die Leidtragenden in die Moschee gehen, um zu beten. Dann geht es weiter nach dem Friedhof. Es giebt solche in und außer der Stadt. Immer hat man die schönsten Aussichtspunkte dazu erwählt, welche natürlich ein Lieblingsaufenthalt der Lebenden sind. Bei Volksfesten herrscht dort eine recht ausgelassene Fröhlichkeit. Das ist aber keine Impietät, wie man glauben mag, sondern es entspricht nur der Lebensanschauung der Heimgegangenen, wie solche noch in ihren Grabsprüchen zu Tage tritt.

Dies führt uns über in die große Stadt der Todten, nach Skutari. Warum dort der größte Friedhof ist? Das ist leicht beantwortet. In Asien lebte der Prophet, in Asien liegt die heilige Stadt Mekka, nach dort richtet sich das Antlitz des Betenden; und darum ist Asiens Boden heiliger als der Europas. Wer dort ruht, hat keine Störung mehr zu fürchten; sein Grab bleibt unberührt und, ob arm ob reich, mag er dort schlafen, bis die Trompeten des jüngsten Gerichts erschallen. Betreten wir nach der Fahrt über die schimmernde Fluth den heiligen Boden dieses größten Friedhofes. Hart am Gestade des Bosporus zieht er sich eine Stunde lang hin, steigt er eine halbe Stunde weit hinauf an dem hier sich ausbreitenden Höhenzug. Lange, gerade, rechtwinklig sich schneidende Straßen gestatten den Durchgang. In diesem Dunkel ernster Majestät, im Schatten der zum Himmel aufsteigenden Cypressen erblicken wir nichts als Grabsteine und wieder Grabsteine, alle ziemlich einander gleich. Sie stehen da krumm und schief, viele schon umgefallen, und Niemand ist da, der sich die Mühe nähme, sie wieder aufzurichten. Nirgends auch bemerken wir die Spur einer liebend pflegenden Hand. Drei Steine für jeden Todten! Einer in Sarggröße liegt flach auf der Erde. Senkrecht darauf stehen zwei Steine, einer am Kopf-, einer am Fußende. In den Kopfstein gemeißelt sehen wir bei Männern den Fes oder Turban, bei Frauen ein Bouquet, dieses vergoldet. Also auch noch gegen die todten Schönen galant! Unter jenen Abzeichen befindet sich ein kurzes Nationale. Der Fußstein enthält Koransprüche oder die Bitte um Fatiha — ein stilles Gebet. Nirgends finden wir ein pomphaftes Verkünden der Verdienste des Verstorbenen. Ich habe mir einige Grabsprüche notirt. Hier nur drei: „Die Welt ist vergänglich. Nichts ist von Dauer außer Gott. Heute mir, morgen Dir.“ — „Wir sind Gott und kehren zu Gott zurück.“ — „So oft der Frühling zurückkehrt, hat der Fluren Grün mir das Leben versüßet. O, Freund! Im Frühling gehe an mir vorüber und freue Dich des Grüns, das frisch aus meinem Staube sprießet.“ Ein schönes Wort. Der Frühling ist da, frisch sprießet das Grün; ist es nicht, als hörten wir den Todten zu uns sprechen? Und doch zieht es uns fort aus dieser lautlosen Stille, hinüber nach dem lachenden Byzanz, auf das sich soeben der Abend herabsenkt. Ein Volk Seeschwalben huscht geräuschlos, gespenstisch an unserer Barke vorüber. Der Bootsführer erschrickt. Es sind die ewig ruhelosen Seelen der im Bosporus Ertrunkenen.

Zum Bildniß Arthur Schopenhauers.

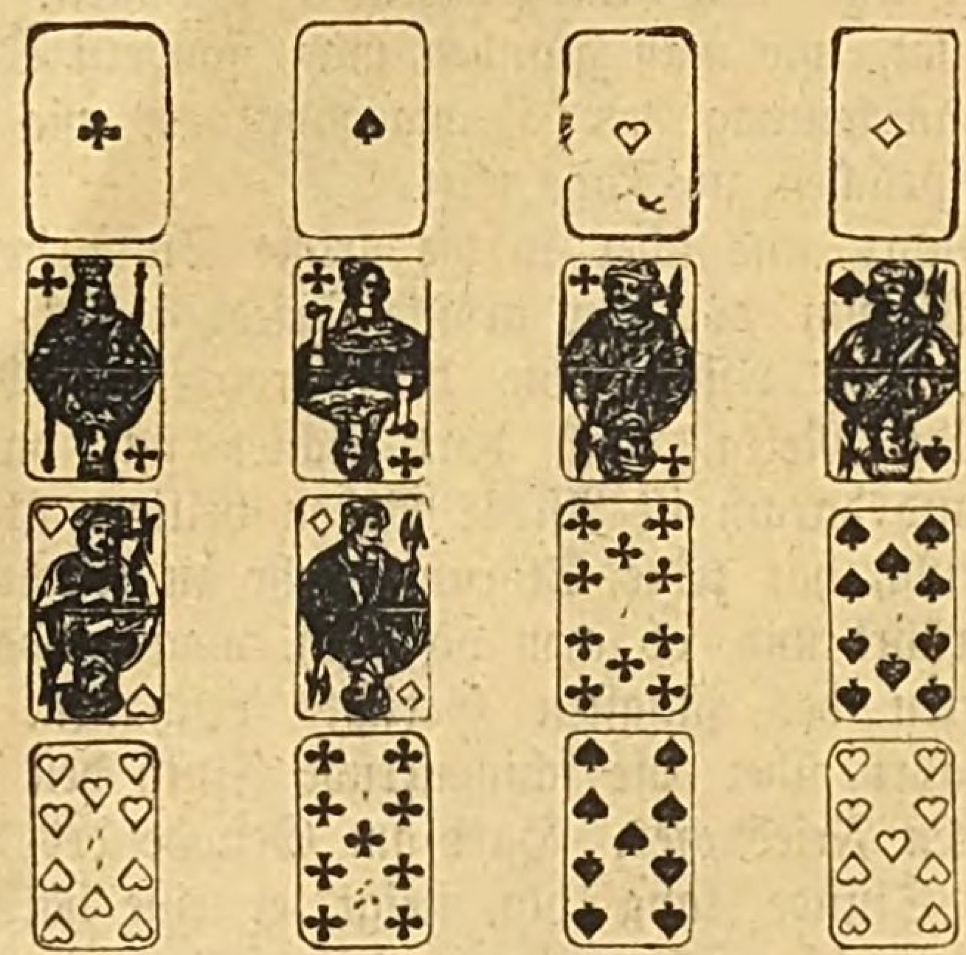
In einer Reihe von Artikeln aus der Feder Otto Neumann-Hofers, welche im „Zeitgeist“ erschienen, ist das Leben und Wirken Schopenhauers anläßlich seines 100. Geburtstages geschildert worden. Unsere Leser werden gern, als Ergänzung zu diesen Aufsätzen, ein Bildniß des großen Philosophen erhalten, umsomehr, als man den Portraits Schopenhauers nur selten begegnet.

Räthsel und Spiele.

Räthsel.

Ihm fiel Eins Zwei des Rechts getrennt zur Last,
Als er's vereint beging. Er that's in Hast,
Erlitt's daher mit B und ward gefaßt.

Quadrat-Räthsel.



Ordnet man die Karten derart, daß die Reihenfolge derselben in jeder bezüglichen Horizontal- und Vertikal-Reihe dieselbe ist, legt dann für jede Karte einen Buchstaben unter — gleichwerthige Karten sind gleiche Buchstaben — so erhält man: Reihe 1 einen Weiblichen Vornamen, Reihe 2 einen bekannten preußischen Minister, Reihe 3 einen weiblichen Vornamen, Reihe 4 ein Reich in Hinterindien.

Lotto-Räthsel.

			J		A		D	J
S				O		S	E	
	E				N		E	N

		R		E			L	E
R	E			L	J			
S		R	A				L	

	E		T		N		E	
	A		D	E				G
C		E	R			J		

A A B B B C C C D E E F F G G G G H H I I I I I
L L L L M M N N N O O R R R R S T T T U U.

Wenn vorstehende Buchstaben richtig in die Quadrate gesetzt werden, lautet die 1. Reihe (wagerecht) berühmter italienischer Nationalheld, die 2. Geschichtsschreiber, die 3. deutsches Herzogthum, die 4. französischer Dramatiker, die 5. Romanschreiber, die 6. italienischer Sänger, die 7. deutscher Schriftsteller, die 8. preußische Festung, die 9. französischer Komponist. Alsdann wird die mittelste senkrechte Reihe den Namen eines bedeutenden Opernkomponisten ergeben.

Rebus.



Citaten-Räthsel.

Jedem der nachstehenden zehn Citate ist ein Wort zu entnehmen. In derselben Aufeinanderfolge aneinandergereiht, ergeben die entsprechenden zehn Wörter ein bekanntes Sprichwort.

1. Wem die Wahrheit lieb ist, der meidet die Lüge.
2. Was Gott thut, das ist wohlgethan.
3. Ihr wißt ja nun wohl, so ist es beschlossen.
4. Nein, nicht länger kann ich's lassen; will ihn fassen.
5. Also sprach er und gab dem geistlichen Herren die Zügel.
6. Drum will ich, bis ich Asche werde, mich dieser schönen Erde freu'n.
7. Ich fuhr von St. Goar den grünen Rhein zu Berge.
8. Sanft Peter war gleich dahinter her, als wenn es ein goldener Apfel wär.
9. Es wird nicht mehr der Aar in diesen Forsten horsten.
10. Dort sollt' es ihm nunmehr recht übel ergehn.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 10.

Räthsel. Verlebt, verliebt, verlobt.

Linien-Räthsel.

Man beginnt mit dem Bubstaben R. Reiht alsdann die andern vier Buchstaben, welche wie das R unter gleicher Liniengröße stehen an dasselbe an. Indem man bei den kleiner werdenden Linien auf dieselbe Weise verfährt, erhält man das Sprichwort:
Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.

Räthsel. Brautschatz.

Füll-Räthsel.

e	l	l	i	p	s	e
s	u				p	s
c		g		r		t
o			e			a
r		t		n		m
t	u				i	p
e	v	o	l	u	t	e

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 12 — Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt — 18. März 1888

Um ein Armband.

Novelle von Klara Jäger.

Fortsetzung.

Eine Wohnung war es kaum zu nennen, was Coralie da vor sich sah. Es war mehr eine Art von Erdhöhle; tiefer gelegen als der schlecht gepflasterte Hof zwischen den vier hohen Häusermauern, von dem aus man da hinunter gelangte auf Stufen, die so schmal und so ausgetreten waren, daß man, geradeaus schreitend, sofort das Gleichgewicht verlieren und vornüber hätte stürzen müssen. Und welche Luft da unten! Dumpf, feucht, von Moder- und Pilzgeruch gesättigt; dunkel die Wände, die Thüren, die Fenster mit ihren kleinen trüben, schmutzigen Scheiben. Der geringe Hausrath von dürftigster Beschaffenheit; Alles ungepflegt und vernachlässigt! Armuth und Unordnung führten hier das Szepter, zwischendurch auch Mißmuth, Erbitterung, Krankheit und Unfriede.

Dort, in jener Behausung, die den Namen einer Wohnung kaum verdiente, saß Tag für Tag stundenlang in der schulfreien Zeit ein Häuflein schwarzäugiger, zerlumpter Kinder um große Päcke von Abfall aller Art, die Knochen von den Lumpen, die Kohlenstückchen von den Papieren, das Glas von Eisen und Blech scheidend. Vater und Mutter suchten draußen auf den Straßen diese Handelsartikel mühsam zusammen, erstanden sie auch wohl für wenige Pfennige von den sparsamen Köchinnen oder von den kleinen Kosthausbesitzern in den abgelegenen Stadttheilen. Pfui, welch ein mephitischer Geruch! Coralie glaubte ihn vor sich aufsteigen zu fühlen. Mit gerunzelter Stirn griff sie nach einem kostbaren Flacon, das neben ihr auf einem dreieckigen, mit Plüsch überzogenen Tischchen stand, und hielt es dicht an ihre rosigen Nasenflügel.

Ah! Das war ein besseres Parfum. Dies Eßbouquet mußte sie doch endlich auf andere Gedanken bringen. Wozu nur alle jene dummen Erinnerungen? Sie hatten wirklich nicht den mindesten Zweck!

Aber sie ließen nicht von ihr, jene Bilder aus längst vergangener Zeit, so sehr Coralie sich auch Mühe gab, sich von ihnen loszumachen. Immer wieder tauchten sie vor ihr auf, so greifbar deutlich, so frisch, als ob sie eben erst entstanden seien.

Da sah sie die unsaubere, zerwühlte Bettlade, auf der einstmals ein älterer Mann in heftigsten Schmerzen sich Tag und Nacht hin und her warf, jammernd, stöhnend, fluchend; wochenlang, monatelang, mit wenigen Unterbrechungen. Dann kamen einmal vier Männer mit einem langen Deckelkorb und hanfenen Tragriemen, die trugen den Kranken in ein Hospital, und wieder nach einer Weile setzte sich die Mutter eine große schwarze Tüllhaube auf den Kopf, band sich ein altes Tuch und eine Schürze von gleicher Farbe vor und nahm die Kinder alle fünf — jedes mit einem schwarzen Tüchlein versehen, von mitleidigen Nachbarn hergeliehen — mit auf den Kirchhof. Dort war schon ein tiefes Loch gegraben, und in dies Loch senkten sie einen schwarzgestrichenen Bretterkasten, in dem der todte Vater lag.

Coralie konnte sich nicht entsinnen, daß irgend Jemand bei diesem Vorgang Thränen vergossen hatte.

Nachher aber wurde es zu Hause nur immer schlimmer. Der Hunger war jetzt ein stehender Gast im Hause, denn die Mutter allein konnte nicht so viel verdienen, um fünf gesunde Kindermägen zu befriedigen. Da gab es unaufhörlich Zank und Streit — die Höhle ward zur Hölle. Coralie entfloh ihr, so oft sie nur konnte. Im Vorderhause wohnte ein Nagelschmied mit seiner Familie; dort erhielt sie oftmals zu essen, auch wohl abgelegte Kleidungsstücke von dem gleichaltrigen Töchterchen, und Coralie — die damals freilich noch einfach Karoline hieß — athmete auf, wenn sie bei den gutherzigen Leuten sein konnte. In dem Hause derselben lernte sie eines Tages einen jungen Seiltänzer und Akrobaten kennen — einen Neffen des biederen Schmiedemeisters, — der mit großer Begeisterung von seinem „Künstlerberuf" sprach und Wunderdinge zu erzählen wußte von seinem Leben, von dem vielen Gelde, das er verdiente, und was er künftig damit beginnen wolle.

Coralie hörte mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen athemlos zu. Sie wähnte in eine Märchenwelt zu blicken und konnte sich nicht satt sehen und hören.

Das belustigte den jungen Athleten, und er kramte immer buntere und verlockendere Bilder seiner Existenz vor seiner kleinen Zuhörerin aus, bis er endlich eines Tages sagte:

„Hör' mal, Du schwarzäugig' Dirndl Du, wann's Du Lust hast, nachher bring' i Dich schon unter, irgendwo, wo Du was Rechts lernen kannst. Du hast a hübsches Frätzel, bist gewachsen wie a Rohrstöckel; wann's Du Dich noch a bissel mehr auslegst, magst Du ganz a gute Figur machen; und marschiren und Dich behaben in allen Stücken, wie's halt bei uns so sein muß, das wollen wir Dir schon beibringen. Magst Du mit mir hinausziehen zu meine Leut', so sag's! I nehm' Dich schon gern mit!"

Und richtig, die Mutter hatte nichts dagegen, und so protegirt kam Coralie als zwölfjähriges Kind unter die Kunstreiter und wurde eine wissensdurstige und gelehrige Schülerin. Anfänglich war sie glückselig über die mit ihr vorgegangene Veränderung. Sie meinte unaufhörlich, daß sie nur träume. Aber auch selbst dann, als schwere und böse Zeiten kamen, als die Anforderungen, die man an ihre Geschmeidigkeit, ihren Muth, ihre Kräfte und ihre Ausdauer stellte, fast ins Ungeheure wuchsen, bedurfte es nur eines Gedankens an das verlassene „Vaterhaus", um ihr auch das Allerschwerste erträglich und anstrebbar zu machen. Eine Drohung nur, sie wieder heim zu schicken, wäre für sie weit fürchterlicher gewesen, als die ärgste Strafe, die sie über ihre Mitschüler und Mitschülerinnen gelegentlich verhängen sah. Aber sie hütete sich wohlweislich, sich solche Strafen zuzuziehen. Aus Klugheit, durchaus nicht aus angeborener Musterhaftigkeit.

„Es ist einfach dumm, nicht gleich zu gehorchen," sagte sie sich. „Man wird ja doch dahin gebracht, zu thun, was die Großen wollen, und die Püffe und Schläge hat man noch extra."

Bei dieser Denkart und ihrer unleugbar großen Begabung machte Coralie reißende Fortschritte, und in wenigen Jahren war ihr Name im Munde Aller, die sich für den Cirkussport interessirten. Sie hatte sich zu dem Ruf emporgeschwungen, weit und breit die beste Schulreiterin zu sein. Die Direktoren bewarben sich aufs Eifrigste, sie wenigstens zu einigen Gastvorstellungen zu gewinnen, wenn es ihnen nicht gelang, sie für eine ganze Saison an sich zu fesseln, und das Publikum, insbesondere die Herrenwelt, wetteiferte mit ihnen, Coralie zu feiern und zu verwöhnen.

Und Coralie hatte auch dafür, sich feiern und verwöhnen zu lassen, eine hervorragende Begabung! Sie wußte die große Dame mit einer Würde und einem Anstand zu spielen, der nur den allergünstigsten Rückschluß auf ihre Abstammung zuzulassen schien und allerhand Gerüchte zu Tage förderte, die sie zu einer sehr vornehmen Persönlichkeit stempeln sollten.

Da sie die Ohren und Augen stets offen hielt, so hatte sie sich so nebenher allerlei für ihre Lebensrolle außerordentlich Nützliches angeeignet und wußte es so unbefangen zu gebrauchen, daß Jedermann darauf schwor: sie müsse eine vortreffliche Erziehung genossen haben.

Fabel auf Fabel entstand um ihre gefeierte Persönlichkeit, und je undurchdringlicher das Dunkel war, in das sie selbst ihre Herkunft und ihre früheren Beziehungen zu hüllen wußte, um so mächtiger wuchsen die Vermuthungen und Andeutungen, die natürlich alle sehr weit von der Wirklichkeit abwichen.

Von „zu Hause" hatte sie wenig oder nichts gehört, seit sie fort war. Nur von Zeit zu Zeit hatte ihr ehemaliger Protektor, der Neffe des Nagelschmieds, ihr Dies oder Jenes von ihrer Mutter oder von ihren Geschwistern mitgetheilt. Zwei von diesen waren gestorben, drei in die Fremde gegangen; vor einigen Jahren hatte die Mutter — unglaublich genug — sich zum zweiten Male verheirathet und ihrem Gatten zu den acht Kindern aus seiner ersten Ehe noch ein neuntes geschenkt. Wie der „Neffe" berichtete: ein elendes Geschöpf mit verkrümmten Gliedern, das blind zur Welt gekommen.

Coralie hörte das Alles ohne besondere Theilnahme mit an. Herz hatte sie nie besessen. Aber es war ihr unbequem, dergleichen Berichte entgegennehmen zu müssen. Sie ging dem Akrobaten — einem unberufenen Zwischenträger schalt sie ihn — so viel wie möglich aus dem Wege. Er aber wußte sie immer wieder aufzufinden, was freilich jetzt nicht mehr schwer war, und ihr dann jedesmal größere oder kleinere Summen für ihre armen Verwandten abzulocken.

Vor einigen Wochen war ihr sogar ein Schriftstück mit der eigenhändigen Unterschrift ihrer Mutter zugegangen, aus welchem Coralie erfuhr, daß ihre Mutter zum zweiten Mal Wittwe geworden und nun lediglich auf die Hilfe ihrer berühmten und reichen Tochter angewiesen sei. Die alte Frau ließ um Uebersendung des Reisegeldes für sich und ihre blinde kleine Sarah bitten, fest entschlossen, sich künftig von ihrer geliebten Coralie nicht mehr zu trennen, und dies um so mehr, als Sarah, nach Aussage berühmter Aerzte, durch eine Operation sehr wohl in den Besitz des fehlenden Sehvermögens gesetzt werden könne, Coralie aber das einzige Wesen auf der Welt sei, das seiner kleinen Schwester zu diesem Glück verhelfen könne.

Coralie hatte diese Epistel, das Werk eines bezahlten bombastischen Winkelschreibers, einfach zerrissen und ihrer Mutter, bei Strafe ihrer Ungnade, verboten, einen so „hirnverbrannten Plan" zur Ausführung zu bringen. Beigeschlossen waren hundert Mark, als letzte Abfindungssumme.

„So viel hab' ich Euch im Leben nicht gekostet!" war der herzlose Zusatz gewesen, mit dem Coralie ihren Beziehungen zur Mutter ein für alle Mal ein Ende gemacht zu haben glaubte, denn der Akrobat hatte ihr „heilig" schwören müssen, seine unausstehlichen Hin- und Herreden zu unterlassen und künftig die Fragen nach Coralies Aufenthalt gefälligst unbeantwortet zu lassen, wobei die schlaue Egoistin allerdings aus den Augen ließ, daß es auch auf anderem Wege nicht schwer fallen konnte, zu erforschen, wo die gefeierte Primadonna der Cirkuswelt gerade ihre Triumphe feierte.

*

Fürst Sascha wollte direkt zum Juwelier gehen, um jenes oft erwähnte Armband für Coralie zu erstehen, koste es was es wolle. Jetzt durfte er ihr das werthvolle Schmuckstück nicht länger vorenthalten, und er wollte es auch nicht, denn Coralie war in der That bezaubernd, entzückend. Er war nie so begeistert, so berauscht geradezu, von ihr gegangen wie heute. Mit welcher Liebenswürdigkeit und geistigen Anmuth wußte sie zu plaudern; wie taktvoll und zurückhaltend, wie tadellos war ihr Benehmen — durchaus nicht „verhältnißmäßig" gemeint, sondern wirklich und wahrhaftig! Und dann diese Augen! Diese großen tiefdunklen Lichter hinter den langen, seidenweichen, schwarzen Wimpern. Wer konnte hineinblicken und kalt bleiben?

Coralie, die Zierde der equestrischen Künstlerstätten, mußte auch die Zierde eines jeden aristokratischen Salons, seines Salons, sein können. Außer jener alten häßlichen Tante, mit der Sascha gestern im Kaiserhof endlos Ecarté hatte spielen müssen, besaß er keine näheren Verwandten, welche ihm Unbequemlichkeiten bereiten könnten, und wenn Coralies Herz . . .

Sascha wurde aus diesem eifrigen Selbstgespräch durch eine unerwartete Anrede herausgerissen.

„Halloh, Sascha! Wo in Kukuksnamen kommst denn Du her? Wir Alle daheim wähnten Dich in Paris."

„Und ich Dich in Petersburg," sagte Sascha, statt aller Antwort dem Freunde herzlich die Hand schüttelnd.

„Komme auch soeben erst von dort," erwiederte Michael Nikolajewitsch. „Bin noch ganz mürbe von der langen Fahrt."

„Und wie schaut's aus daheim?" fragte Sascha.

„Gut! Das heißt: wie man's nehmen will. Gut und auch wieder schlecht."

„Das klingt ja sehr geheimnißvoll."

„Höre, Sascha, ich muß Dir sagen, Du bist ein verteufelter Glückspilz; wir sind Alle ganz starr vor Erstaunen und Neid, ich besonders! Du scheinst den Altmeister Goethe — wie die Deutschen die weiland Weimarische Excellenz zu nennen belieben — gründlicher studirt zu haben, als nöthig wäre . . ."

„Ja, um Gottes willen, Michael, wovon redest Du eigentlich?" rief Sascha halb belustigt, halb ungeduldig. „Ich verstehe Dich so wenig, als ob Du chaldäisch sprächest."

Michael lachte. Dann rezitirte er mit Pathos:

„Doch wem gar nichts d'ran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt."

„Wie meinst Du das?" fuhr Sascha auf. „Ich verstehe Dich auch jetzt noch nicht."

„O Du übervorsichtiges Menschenkind! Glaubst Du, ich hätte Dich nicht durchschaut? Es war kolossal gescheidt von Dir, so plötzlich abzureisen und keine Silbe — alle die langen Monate — von Dir hören zu lassen. Das hat sie ja mürbe machen müssen!"

„Ja, von wem sprichst Du denn, Michael?"

„Von wem anders, als von dem schönsten Mädchen Petersburgs, von meiner liebreizenden Kousine Paulowna?"

„Von Paulowna!" sagte Sascha, und eine leichte Röthe huschte über seine edlen Züge. „Ah bah, Michael, Du weißt so gut, als ich selbst, daß Paulowna sich nie um mich gekümmert hat, und daß ich . . ."

„Daß Du Dich eine Zeit lang anscheinend vergeblich um ihre Gunst bemüht hast! Ja, ja; aber tempi passati, mein Bester. Jetzt ist die schöne Paulowna Dein, de coeur et d'âme. Sie verzehrt sich in Sehnsucht und Liebesgram nach ihrem ungetreuen Seladon und . . ."

„Spötter!" rief Sascha. „Du hast mich zum Besten."

„Bei Gott, es ist mir heiliger Ernst mit Allem, was ich Dir sage! Paula ist ganz untröstlich über Deine plötzliche Abreise, über Dein hartnäckiges Schweigen, über . . ."

„Und woher wolltest Du eine so unglaubliche Kunde haben?"

„Woher? Aus der allerbesten, allersichersten Quelle: von meiner eigenen Schwester. Du weißt, sie ist Paula's Busenfreundin, ihre Vertraute."

„Eine höchst empfehlenswerthe Vertraute," spöttelte Sascha.

„Oh, es giebt Fälle, wo Vertrauensbruch zum Gebot werden kann," warf Michael hin.

„Jesuitische Moral, die schwer zu begründen ist."

„Durchaus nicht! Wo es unabsehbares Kreuz und Leid zu tilgen gilt, wo man Unglück in Glück verwandeln kann, da schwindet jedes Bedenken; da ist es Pflicht zu reden, nicht zu schweigen."

„Aus Dir redet der Poet, der Novellist. Du darfst nicht vergessen, Michael Nikolajewitsch, daß ich ein trockner Realist bin."

Michael lachte.

„In der Theorie," rief er. „Warum denn wärest Du vor vier Monaten so Hals über Kopf abgereist? He?"

„O, das hatte seinen triftigen Grund. Es trieb mich mit Gewalt fort in die Fremde. Ich . . . ich wäre . . . erstickt, wenn ich hätte zurückbleiben müssen."

„Siehst Du wohl, wie Recht ich habe!"

Sascha schwieg. Der Andere aber sah ihn scharf an.

„Gestehe es nur: Paulowna hat Dich weggetrieben; ohne es zu beabsichtigen natürlich. Ihr spieltet Katze und Maus mit einander. Einer glaubte vom Andern, er könne ihn nicht ausstehen."

„Paulowna hatte dazu nicht die mindeste Berechtigung!" stieß Sascha hervor.

„Doch! Doch! Dein Benehmen gegen sie war auf einmal ganz anders geworden — so hat sie nämlich zu meiner Schwester gesagt — und daraus habe sie — Paulowna nämlich — gefolgert, daß Du sie bei näherer Bekanntschaft durchaus nicht liebenswürdig gefunden und Deine anfängliche Annäherung durch frostiges Benehmen, ja durch Schroffheit wieder hättest wett machen wollen."

„Eine ausgezeichnete Menschenkenntniß verräth sich just nicht in solcher Annahme," meinte Sascha, immer noch im Kampfe mit seiner besseren Ueberzeugung, der er ein jubelndes Hervorbrechen durchaus nicht gestatten wollte. „Warum verhielt sich denn Paulowna so überaus . . . reservirt, damals, als ich es gewagt hatte, ihr meine Huldigung zu Füßen zu legen? Wenn von frostigem Benehmen, von Schroffheit und dergleichen überhaupt die Rede sein kann, so ist es sehr fraglich, wer von uns den Anderen darin übertroffen hat, und ob ich die Kunst, zu beleidigen, nicht erst von meiner schönen Meisterin gelernt habe."

„Köstlich, köstlich!" rief Michael Nikolajewitsch. „Sie lieben sich wie zwei Turteltauben, aber sie zerhacken sich, anstatt sich zu schnäbeln! Warte nur, Sascha, in meiner nächsten Novelle spielt ein solches Paar die Heldenrolle."

„Du hast gut lachen!"

„Ich dächte, die allergrößte Berechtigung zum Lachen hättest Du. Soll ich Dir denn durchaus erst den Punkt aufs I setzen, Sascha? Du warst ein Schmetterling, der bald zu dieser, bald zu jener Blume hinüberflatterte — nicht wahr, das kannst Du nicht leugnen? Auf einmal erblüht in Deiner Nähe die holdeste aller Rosenknospen, Paulowna. Sie erblicken und ihr huldigen ist für Dich eins. Sie aber, gewarnt von ihren älteren und erfahrungsreicheren Blumenschwestern . . ."

Michael unterbrach sich lachend.

„Genug der Metaphern!" sagte er. „Das Uebrige mußt Du Dir selbst sagen. Und damit Hollah, mein Junge! Ich denke, Du wirst klug genug sein, Dein wirklich impertinentes Glück mit beiden Händen zu ergreifen und zwar sobald wie möglich."

„Warum das?" fragte Sascha etwas erkünstelt trotzig.

„Weil einmal die Kleine sonst ganz zu verblassen droht, und weil ein Brief an Dich — dessen Inhalt sich mit dem, was ich Dir soeben gesagt habe, im Wesentlichen deckt — in Paris auf unserer Botschaft liegt — und weil . . . weil Paulowna um diesen Brief nicht nur weiß, sondern ihn sogar . . . indirekt wenigstens — veranlaßt hat."

„Das mußt Du mir durch einen Eid bekräftigen, Michael."

„Bei Allem, was mir heilig ist, es ist volle Wahrheit."

Sascha drückte dem Freunde bewegt die Hand. Er war keines Wortes mehr mächtig; aber Michael, eine leise Aufwallung von Rührung schnell bekämpfend, rief:

„Ja, ja, Theuerster, Du hast gegründete Ursache, Dich bei mir zu bedanken . . . Aber nun genug! Man erwartet mich im Auswärtigen Amt. In zwei Stunden etwa bin ich wieder mein eigener Herr. Wo treffen wir uns, Sascha?"

„Ist Dir das Café X. genehm?"

„Versteht sich. Auf Wiedersehen also; um acht Uhr. Paßt Dir die Stunde?"

„Ja."

Michael Nikolajewitsch eilte davon.

Der Fürst aber schritt weiter gleich einem Nachtwandler. War es Wahrheit, was er soeben erfahren hatte? Paulowna, dieser Engel an Schönheit und Güte, dies edelste, anmuthigste Geschöpf auf der weiten Gotteswelt; sie, sie liebte ihn; sie hatte gestattet, daß es ihm gesagt werde; sie sehnte sich nach ihm, sie vergrämte sich in schmerzlichster Ungewißheit seiner Gegenliebe; sie dachte nur an ihn, sie lebte nur für ihn, während er . . .? Seine Züge verfinsterten sich. War er einer solchen namenlosen Seligkeit, wie sie jetzt vor ihm auftauchte, denn noch würdig?

Hatte er nicht vor einer halben Stunde noch ernstlich erwogen, ob er nicht . . . jene Andere . . . er scheute sich jetzt Coralies Namen auch nur zu denken — zu seiner Gattin machen sollte?

Wie war das nur möglich gewesen?

Er stand vor sich selbst wie vor einem Räthsel. Das Glühlicht hellaufflammender Leidenschaftlichkeit, in welchem Coralies Bild eben noch vor seinen erregten Sinnen hin- und hergaukelte, war wie durch einen Zauberspruch erloschen. Er sah sie auf einmal so, wie sie in Wirklichkeit war. Was hatte ihn denn so magnetisch in ihre Kreise gezogen?

Seine Leidenschaft für Pferde, für den Sport, ihre Meisterschaft auf diesem Gebiet. Und dann: sie war in den Kreisen, in denen Sascha sich hier bewegte, in gewissem Sinne die Königin des Tages. Es gehörte in diesem Winter zum guten Ton, der Schulreiterin zu huldigen.

Schluß folgt.

Eine Tabakpflanzung.

Von Dr. Anton Eichler.

Das Leben der Neger bewegt sich in sehr engen Grenzen, und doch findet man in ihm vieles Eigenartige, was das Interesse des Ethnographen und des Volkswirthes wachzurufen geeignet ist. Der Schwarze unterscheidet sich von dem Weißen im Allgemeinen dadurch, daß er nur sehr wenige von den Einflüssen, die ihn umgeben, auf sich wirken läßt, so daß seine ganze Lebensweise uns fremdartig erscheint. Er ist wie ein Klavier, das wohl Tasten, aber keine Saiten hat. Man mag darauf hämmern so viel man will, das Instrument giebt keine Antwort. Selbst jetzt, nachdem ein Vierteljahrhundert nach seiner Emanzipation verflossen ist, hat sich wenig an dieser Verfassung des Negers geändert.

In keinem Staate der Vereinigten Staaten kommen die spezifischen Erscheinungen des Negerthums deutlicher zur Erscheinung, als in den südlichen Grafschaften Virginiens, in denen sich vor dem großen Sezessionskriege der Hauptsitz der Sklaverei befand. Heute noch wie damals werden hier die Weißen bei Weitem an Zahl übertroffen. Der Tabaksbau war und ist der Hauptbetrieb dieser Gegenden, und um ihn zu pflegen, sind die Schwarzen unerläßlich; denn der Anbau des Tabaks erfordert eben solche anstrengende Arbeit wie derjenige der Baumwolle.

Grundeigenthum haben die Neger trotz der Emanzipation nur in sehr geringem Maße zu erwerben gewußt. Ihren Lohn zu sparen und sich dafür ein Stückchen Land zu kaufen, war nicht ihre Sache. Der größte Theil des Grund und Bodens ist immer noch im Besitze der früheren Eigenthümer, die ihn entweder selbst bebauen oder durch einen Verwalter bewirthschaften lassen. Die Arbeit auf den Feldern und in den Werkstätten wird immer noch von den Negern besorgt, und auch die Lebensweise derselben unterscheidet sich nur in wenigen Punkten von der alten.

Jede große Tabakpflanzung ist in sich eine große Gemeinschaft, jedes Bedürfniß wird durch die Eingesessenen selbst befriedigt, und in jeder Verlegenheit können sie einander durch ihre Geschicklichkeit und Handfertigkeit helfen. Es macht sich auch kein Verlangen nach weiterer Gesellschaft geltend. Sie sind Alle durch Bande des Blutes und der Heirath verbunden, und ihre soziale Lage ist genau dieselbe. Rangklassen giebt es unter ihnen nicht, das Einzige, was hierbei in Rechnung kommen kann, ist der Unterschied des Alters. Die Greise, die noch unter der Sklaverei gearbeitet haben, erfreuen sich einer besonderen Achtung und werden wie eine Art von Propheten geehrt.

Die schwarzen Arbeiter heirathen meist schon sehr früh, dabei ist das Wachsthum ihrer Familien immer weit beträchtlicher als bei den Weißen. Sowohl die Zunahme ist eine größere, als auch die Sterblichkeit eine geringere. Die kleinen Schwarzen werden von ihren Müttern sorgsam gegen Nässe und Kälte geschützt und zugleich systematisch abgehärtet, und in Krankheitsfällen erfreuen sie sich einer musterhaften Pflege seitens der Alten. Sobald die Kleinen gehen können, werden sie zu einem Stammesbruder in die Schule geschickt, wo sie so lange bleiben, bis sie zur Arbeit alt und kräftig genug sind. Dann beschäftigt man sie gegen einen mäßigen Lohn, der so lange den Eltern zufällt, bis die Kinder mündig geworden sind oder heirathen. Zuweilen werden manche durch Arbeitsmangel genöthigt, eine Anstellung bei einer Eisenbahn zu suchen oder nach einer Stadt auszuwandern. So bald sie aber eine Kleinigkeit erworben haben, kehren sie nach ihrer Heimathsfarm zurück und gründen sich dort ihre Familie.

Die Negerwohnungen einer Plantage liegen beisammen und sind große, aus Brettern errichtete Hütten. Jede derselben enthält im untern Stockwerk ein geräumiges Zimmer, welches als Kammer, Küche und Wohnraum dient, und oben eine Bodenkammer, die zugleich Schlafzimmer und Wirthschaftsraum darstellt. Bilder, die aus illustrirten Zeitungen oder heiligen Büchern ausgeschnitten sind, schmücken die Wände. Der Ziegelheerd ist groß und offen, so daß das Feuer den Raum nicht nur erwärmt, sondern ihn auch erleuchtet. Darum sind Lichter und Lampen unbekannte Erscheinungen. Holz erhalten die Neger genug, und sie treiben damit eine Verschwendung, die den Neid eines jeden Europäers erwecken könnte. In kalten Nächten verbrennen sie riesige Quantitäten auf ihrem Heerde, ihrer ganzen Länge nach strecken sie sich daneben aus und schlafen so ruhig und warm, wie in einer Sommernacht unter den Wipfeln der Platanen. Sie sind außerordentlich geschwätzig, und in Ermangelung von neuem Unterhaltungsstoff erzählen sie sich die alten Geschichten tausendmal wieder. Im Uebrigen sprechen sie gern über Bibelstellen, für die sie immer eine eigenthümliche Auslegung haben, und lassen sich von denjenigen ihrer Genossen, welche lesen können, gern Kapitel aus der heiligen Schrift vortragen.

Jeder Hauseigenthümer hat vor oder hinter dem Hause seinen Garten, in dem er fast alles zum Leben Nöthige zieht: Kartoffeln, Rüben, Aepfel, Erbsen, Zwiebel, Melonen und Kohl, der besonders wegen seiner Haltbarkeit während des Winters geschätzt wird. Die Häuser umgeben Pfirsichbäume von einem fabelhaften Fruchtreichthum. Jeder Eigenthümer kann außerdem auf seine Rechnung zwei Schweine füttern, deren Stall aus Vorsicht gegen Diebe dem Wohnhause so nahe gerückt ist, daß man glauben sollte, der Gestank müßte die Bewohner rasend machen; doch darin irrt man sich, die Familie befindet sich ganz wohl dabei. Auch ein Hühnerhaus ist mit jeder Hütte verbunden, eine Menge von Eiern kommt auf den Tisch der Neger, und doch behalten sie noch genug übrig, um im Frühjahr eine Anzahl von Küchlein aufzuziehen. Ihr Küchenzettel wird dann auch hin und wieder durch ein Opossum vermehrt, das sie in den Wäldern fangen, oder durch einen Hasen, den sie selbst geschossen. Kornbrod mit Speck ist jedoch ihre Lieblingsspeise. Weizenbrod verschmähen sie, weil es ihnen nicht schwer genug im Magen liegt und wenn ihnen einmal zufällig feines Weizenmehl anstatt des groben Kornes zuertheilt wird, so gerathen sie in eine revolutionäre Bewegung.

Im Winter sind die Neger ebenso beschäftigt, wie in den anderen Jahreszeiten, da haben sie vorzugsweise den Tabak zuzubereiten, d. h. ihn von den Stengeln abzustreifen und ihn nach seiner Güte zu sondern. Diese Arbeit machen sie gern und mit bedeutendem Geschick. Sie sitzen dabei in großer Anzahl in einer stark geheizten Scheune und verrichten ihre Arbeiten unter fortwährendem Lachen, Schwatzen und Singen. Um so unwilliger gehen sie jedoch an die zweite Arbeit des Winters: an das Umgraben neuer Ackerstücke. Die Neger sind die geborenen Plantagenarbeiter, der Ackerbau geht ihnen nicht recht von der Hand. Mit Hacke, Axt und Spitzeisen kommen sie nur langsam vorwärts. Im Februar oder März haben sie die neue Pflanzstätte vorzubereiten. Sie suchen sich dazu einen Platz im Walde aus und schlagen innerhalb einer Quadratur von 40 Metern Seitenlänge die Bäume nieder. Auf diesem Platze häufen sie große Holzstöße auf, die sie verbrennen. Darauf wird der Boden gepflügt, mit der Asche des Holzes gedüngt und dann die Saat ausgestreut; wird darauf noch der Platz mit Reisig zugedeckt, so entwickelt sich nach kurzer Zeit eine üppige Vegetation, und nach einigen Wochen kann die Stelle den Feldern einverleibt werden.

Eine mühsame Arbeit ist das Pflanzen des Tabaks. Es gelingt nur bei trübem Wetter und feuchtem Boden. Die Pflanze gedeiht dann wie keine andere. In trockener Jahreszeit müssen die Neger mit großer Mühe Wasser aus den Strömen herbeiholen, um dem Tabak die nöthige Feuchtigkeit zu ertheilen und ihn vor dem Untergange zu erretten.

Vom Juni oder Juli an erfordert der Tabak, der inzwischen zu beträchtlicher Höhe emporgeschossen ist, die sorgsamste Pflege und nimmt nun das ganze Tagesdasein der Neger in Anspruch. Da müssen fortwährend Setzlinge abgeschnitten werden, die der Pflanze zu viel Kraft entziehen, und jeden Tag muß man die Blätter prüfen, ob etwa die Eier der Tabaksfliege darauf zu entdecken sind. Natürlich ist Alles, was an diese böse Fliege erinnert, zu zerstören. Wenn der Tabak zu reifen anfängt, werden die Blätter spröde und zeigen dunkelgelbe Flecken. Dann rückt auch die Zeit der Ernte heran, gewöhnlich der erste Monat des Herbstes, doch immer vor Eintritt des Frostes. Die Pflanze ist dann ungefähr drei Fuß hoch und hat große Blätter. Der Stengel wird oben etwas gespalten, umgeknickt und aufgefädelt. Dann wird der Tabak in eine geheizte Scheune zum Trocknen gebracht, doch muß man mit der Abmessung der Hitze sehr vorsichtig sein, da sich der Tabak leicht entzündet.

Die Hauptbeschäftigung des Herbstes ist das Einsammeln des reifen Getreides. Eine Schaar geht voran und streift die Aehren von den Stengeln ab. In Entfernungen von je 30 Metern werden die Aehren auf den Boden geworfen, so daß sie sich zu losen Haufen aufthürmen. Eine andere Schaar lädt die Aehren auf die Ochsenkarren und fährt sie nach dem Speicher. Wenn die ganze Ernte eingebracht ist, wird eine mondhelle Nacht herausgesucht, um die Hülsen zu entfernen. Das ist für die Neger immer ein großes Fest, denn in einer solchen Nacht wird ihnen erlaubt, so viel Whiskey zu trinken, als sie nur immer können und wollen. Der lustigste Kamerad muß auf das Scheunendach steigen und singen, während die Uebrigen unten sitzen und arbeiten.

Am Ende jeder Strophe wiederholen sie den Refrain im Chor, der weithin durch die stille klare Nacht ertönt.

Trotz der schweren Arbeit, die den Negern obliegt, und trotz des schlechtesten Wetters, das ihnen oft wochenlang zusetzt, verlieren sie niemals den Gleichmuth und den guten Humor. Der am meisten bei ihnen entwickelte Trieb ist der der Geselligkeit, am liebsten arbeiten sie in großen Horden zusammen, weil ihnen dabei zu fortwährendem Geschwätz Veranlassung gegeben ist.

Dieser Trieb offenbart sich am drolligsten bei den größeren Gesellschaften, die jede Plantage mehrere Mal im Jahr auf eigene Kosten veranstaltet, und die immer von mehreren Hundert Negern beiderlei Geschlechts besucht sind. Da herrscht ausgelassene Fröhlichkeit, Zank und Streit sind vergessen, an das schwere Tagewerk des folgenden Tages denkt kein Mensch. Wenn der Neger einmal ins Tanzen geräth, hört er nicht eher auf, als bis er gänzlich ermattet niedersinkt.

Während der Weihnachtsfeiertage, die vom 25. Dezember bis zum 2. Januar reichen, ruht jede Arbeit. In diesen Tagen wird so gründlich gefaullenzt, daß es für das ganze Jahr genug sein kann. Während der ganzen Zeit tragen die Neger täglich ihre Sonntagskleider. Die Tische sind so reichlich wie möglich versehen, man macht sich fortwährende Freundschaftsbesuche, bei welchen ohne Ende gegessen und getrunken wird, und selbst die dringlichste Arbeit wird, wenn nur irgend möglich, bis zum neuen



Prinz Eitel Friedrich. Prinz Adalbert. Prinz Wilhelm.

Die Kinder des Kronprinzen Wilhelm von Preußen.

Jahre aufgeschoben. Auch viele fremde Gesichter erblickt man zu der Zeit und Alle, die einstmals auf der Plantage gelebt haben, denn der Neger liebt seine Heimath ebenso sehr wie der Weiße und auf dem Todtenbett ist gewöhnlich seine einzige Bitte die, auf dem Kirchhofe seiner Geburtsplantage begraben zu werden. Kehrt er einmal auf Besuch in seine Heimath zurück, so hat er das Gefühl, daß er wieder zu Hause bei den Seinen sei, und daß er ein unbestreitbares Recht besitze, da zu sein.

Ueber Bacterien.

Von Dr. Sedor Schmay.

In den letzten dreißig Jahren haben die unermüdlichen Forschungen der Aerzte das schon längst geahnte und namentlich von dem vor wenigen Jahren verstorbenen Göttinger Anatomen Jakob Henle aus theoretischen Gründen geforderte Resultat ergeben, daß ein großer Theil der Krankheiten des Menschen und der Thiere auf der Gegenwart kleinster lebender Wesen, der Bakterien oder Spaltpilze beruht. Den Namen Spaltpilze führen diese kleinsten Pflänzchen, weil sie, ebenso wie die Pilze, des grünen in den Blättern der Pflanzen vorhandenen Farbstoffs, des Chlorophylls, entbehren, im Uebrigen aber haben sie nichts mit den Pilzen gemeinsam. Der erste Theil ihres deutschen Namens bezieht sich auf die gewöhnliche Art ihrer Fortpflanzung; unter normalen Verhältnissen pflanzen sie sich nämlich in der Weise fort, daß ein Bacterindividuum sich in zwei Theile spaltet, die dann zu ihrer natürlichen Größe heranwachsen. Leben aber die Bacterien unter ungünstigen Verhältnissen, ist z. B. das Nährmaterial, das ihnen zur Verfügung steht, erschöpft, so bilden sie Sporen, d. h. kuglige, stark contourirte Körper, die mit ungleich größerer Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse begabt sind, als die gewöhnlichen Bacterienzellen, und daher die Erhaltung der Art weit besser gewährleisten, als diese. Die Sporenbildung ist zwar bisher noch nicht bei allen Bacterien, aber doch bei den meisten nachgewiesen.

Nach ihrer Gestalt unterscheidet man drei große Gruppen von Bacterien: die Bacillen, gerade Stäbe, die Vibrionen, schraubenförmige Gebilde, und die Kokken, Kügelchen. Die Vibrionen zerfallen wiederum in zwei Unterabtheilungen, die Spirillen, steife und plumpe Schrauben, und die Spirochaeten, zartere, biegsame Spiralen.

Die ersten Pathogenen, d. h. krankheiterzeugenden Bacterien wurden 1855 durch Pollender, und unabhängig von ihm 1857 durch Brauell entdeckt, und zwar beim Milzbrande, einer ungemein bösartigen Krankheit, die, wie bekannt, namentlich bei Rindern und Schafen vorkommt, aber auch Menschen befällt, die mit milzbrandkranken Thieren oder deren Produkten in Berührung kommen. Pollender und Brauell fanden regelmäßig im Blute der milzbrandkranken Thiere eigenthümliche, gerade, unbewegliche Stäbchen. Eben dieser Unbeweglichkeit wegen mochte man sie lange Zeit nicht als pflanzliche Organismen anerkennen, bis endlich Robert Koch durch seine glänzenden Untersuchungen ihre lebende Natur bis zur Evidenz nachwies.

Folgt nun aber daraus, daß man diese Bacillen ganz ausnahmslos in allen Fällen von Milzbrand im Blute findet, schon, daß sie die Ursache des Milzbrandes sind? Nein! Man konnte ja einwenden, daß man sie nur deshalb ganz konstant und ausschließlich beim Milzbrand vorfände, weil nur der milzbrandkranke Körper für sie einen günstigen Nährboden darstellt, daß sie also sich im Milzbrandblute vorfinden, nicht als Ursache des Milzbrandes, sondern in Folge seiner. Diese Frage war nur experimentell zu entscheiden. Die beweisenden Experimente wurden, nachdem Brauell, Davaine, Klebs vergebens gestrebt hatten, den Beweis mit positiver Sicherheit zu führen, endlich wiederum von Robert Koch erbracht. Diesem gelang es nämlich, Reinkulturen von Milzbrandbacillen darzustellen, d. h. Milzbrandbacillen ganz isolirt, frei von allen Verunreinigungen durch andere Bacterienarten, auf einem ihnen zusagenden Nährboden zu züchten. Durch die Injektion kleiner Mengen einer solchen Reinkultur in das Blut gesunder Thiere konnte er bei diesen mit Sicherheit Milzbrand erzeugen. Damit war, soweit dies überhaupt möglich ist, der Beweis erbracht, daß die Milzbrandbacillen auch wirklich die alleinige Ursache des Milzbrandes sind.

Durch Analogie konnte man aber schließen, daß auch die Bacterien, die man inzwischen bei anderen Krankheiten regelmäßig aufgefunden hatte, die Ursache der betreffenden Krankheiten, die spezifischen Erreger derselben sind. Fast zwei Jahrzehnte hatte es gedauert, bis auch bei einer anderen Krankheit Bacterien nachgewiesen wurden. Im Jahre 1873 entdeckte nämlich Obermeier im Blute von Leuten, die an Rückfalltyphus (typhus recurrens), einer in Deutschland glücklicherweise seltenen, in Russisch-Polen und Irland aber desto häufigeren Infektionskrankheit litten, ebenfalls ganz konstant ein eigenthümliches, schraubenförmiges, zartes Bacterium, also eine Spirochaete. Es gelang durch Einimpfung solchen Blutes, welches Spirochaeten enthielt, bei Menschen (Motschut Koffscki) und Affen (Koch, Carter) den Rückfalltyphus zu erzeugen, jedoch ist dieser Beweis für die spezifische Natur der Recurrensspirochaeten deshalb als noch nicht mit Sicherheit geführt zu betrachten, weil man noch nicht gelernt hat, Reinkulturen darzustellen und durch deren Verimpfung die Krankheit zu erzeugen.

Von einer geradezu epochemachenden Bedeutung war aber die Entdeckung der Tuberkelbacillen durch Robert Koch (1882). Ein blendendes Licht wurde durch diese ungemein folgenreiche Entdeckung auf eine große Gruppe von Krankheiten geworfen, deren Zusammenhang von Manchen geahnt, von Vielen bestritten war; erst durch die Entdeckung Robert Kochs wurde festgestellt, daß bei ihnen allen der Tuberkelbacillus das ursächliche Moment sei. Die Lungenschwindsucht, die sogenannte käsige Lungenentzündung, die Darmschwindsucht, der sogenannte chronische Gelenkschwamm, die Scrophulose, die Perlsucht der Rinder, sie alle beruhen auf der Gegenwart des Tuberkelbacillus, der sich konstant bei ihnen vorfindet. Der sichere Beweis wurde von Robert Koch dadurch geführt, daß er durch Verimpfung von Reinkulturen bei Kaninchen, Katzen Tuberkulose erzeugte. Auf einem anderen, gewissermaßen noch direkteren Wege erwies Baumgarten, der ziemlich gleichzeitig mit Koch und unabhängig von ihm nach einer anderen Methode die Tuberkelbacillen entdeckt hatte, ihre spezifische Natur. Er zeigte nämlich mikroskopisch, daß die für die Tuberkulose charakteristischen Gewebsveränderungen immer nur von denjenigen Gewebszellen ausgehen, in welche oder an welche die Tuberkelbacillen herangedrungen sind.

Auch praktisch ist diese Entdeckung von der größten Bedeutung; denn da man jetzt keinen Zweifel darüber haben kann, daß die Lungenschwindsucht, in ihrem Beginne passend behandelt, heilbar ist, so ist es von der größten Wichtigkeit, diesen Beginn möglichst frühzeitig zu erkennen, und das gelingt mit Sicherheit durch den Nachweis von Tuberkelbacillen im Auswurf. Nicht minder wichtig ist auch der Nachweis geworden, daß die Perlsucht der Rinder eine Tuberkulose ist, und daß man sich daher des Genusses perlsüchtigen Fleisches zu enthalten hat.

Gleichfalls von hohem Interesse ist die Entdeckung der Kokken der Wundrose, des Erysipelas durch Koch und namentlich durch Fehleisen, welch letzterer Reinkulturen derselben dargestellt hat. Diese Entdeckung verspricht eine große praktische Bedeutung zu erreichen. Man hat nämlich mehrfach zufällig die Beobachtung gemacht (Busch, v. Volkmann), daß Krebskranke, die zufällig auch Wundrose bekommen, eine wesentliche Besserung ihres Grundleidens erfahren, wenn die Rose auch auf die Region des Krebses übergreift. Fehleisen und später Janicke haben dann von dieser Beobachtung in der Weise Gebrauch gemacht, daß sie Leuten, die an unoperirbarem Krebs litten, Reinkulturen der Erysipelkokken einimpften; die Patienten erkrankten nach wenigen Stunden an Rose, und in der That wurde auch der Krebs dadurch günstig beeinflußt. Ich bin überzeugt, daß es gelingen wird, diese Methode so weit zu vervollkommnen, daß sie erstens ungefährlich ist und zweitens den Krebs nicht nur vorübergehend bessert, sondern auch definitiv heilt.

In frischer Erinnerung Aller dürfte noch die Entdeckung der Spirillen der asiatischen Cholera, der sogenannten Kommabacillen durch Robert Koch sein. Koch hat auch Reinkulturen dieser Spirillen dargestellt, und es ist ihm nach dem Vorgange von Nicati und Rietsch gelungen, bei Thieren durch Eingabe von Reinkulturen dieser Bacterien die asiatische Cholera experimentell zu erzeugen. In einem gewissen Sinne ist dieses Experiment auch am Menschen gelungen: Ein Arzt, der sich an Kochs Cholerakursen betheiligte, erkrankte zu einer Zeit, wo ganz Deutschland frei von Cholera war, an dieser Krankheit, und in seinen Entleerungen ließen sich die typischen Kommabacillen nachweisen. Die genaue Kenntniß der Lebensbedingungen dieser Spirillen, ihrer Verbreitung und der Art, wie die Ansteckung zu Stande kommt, gewährt uns die Möglichkeit, uns mit ziemlicher Sicherheit vor dieser Krankheit zu schützen. Koch hat uns gelehrt, daß wir die Choleraspirillen mit der Nahrung oder mit den Getränken zu uns nehmen — er hat in einem indischen Teiche, dessen Anwohner an Cholera litten, die Cholerabacterien nachgewiesen — er hat gezeigt, daß sie durch die Siedehitze abgetödtet werden; es folgt aus alle diesem, daß wir in Cholerazeiten nicht blos die Speisen, die wir zu uns nehmen, sondern auch das Wasser, das wir trinken, sorgfältigst und möglichst lange durchkochen, und daß wir uns außerdem namentlich vor den Mahlzeiten der peinlichsten Sauberkeit besonders unserer Hände befleißigen müssen. Außer diesen wichtigsten Bacterien hat man genau charakterisirte Mikroorganismen aufgefunden beim Unterleibstyphus (Klebs und Eberth, Koch und Gaffky), bei der Lepra (Hansen, Klebs, Neißer), bei der Diphtheritis (Klebs, Löffler), beim Wundstarrkrampf (Nicolaier, Rosenbach) u. s. w. Bei einigen andern Krankheiten ist dieser Nachweis noch nicht sicher geführt, so bei der Lungenentzündung, wo Friedländer einen Bacillus, Albert Fränkel einen Kokkus aufgefunden hat. Ebenso wenig scheinen mir die Beweise genügend, welche in allerneuester Zeit Scheurlen für seinen Krebsbacillus beigebracht hat.

Wie kommt es nun, daß diese winzig kleinen Bacterien, so winzig klein, daß ihr Querdurchmesser den Tausendtheil eines Millimeters selten überschreitet und ihr Längendurchmesser — bei den Bacillen — den Querdurchmesser nur um das 3—4fache übertrifft, im Stande sind, den Menschen so schwer krank zu machen und oft genug sein Leben zu vernichten? Die Antwort auf diese Frage kennen wir erst seit wenigen Jahren, und zwar wesentlich durch die verdienst- und mühevollen Untersuchungen Briegers. Durch ihren Stoffwechsel erzeugen die Bacterien in den Geweben des menschlichen und thierischen Körpers, ebenso wie bei Reinkulturen in den künstlichen Nährsubstanzen eine Reihe von chemischen Körpern, Ptomainen, denen man, wenn sie sich als giftig erweisen, den Namen Toxine giebt. Diese Toxine sind es, welche die lokalen Entzündungen, und, wenn sie vom Blute aufgenommen werden, die schweren Allgemeinerscheinungen, das Fieber, die Gehirnsymptome u. s. w. erzeugen. So hat Brieger aus Reinkulturen der Cholerabacterien neben andern Körpern zwei solcher Toxine dargestellt, von denen das eine, Thieren eingeimpft, Muskelzittern und Krämpfe, das andere lähmungsartige Zustände, Verlangsamung der Athmung- und Herzthätigkeit, Herabsinken der Temperatur und unter diesen Cholerasymptomen den Tod herbeiführt. In ähnlicher Weise hat Brieger beim Unterleibstyphus und beim Wundstarrkrampf charakteristische Toxine nachgewiesen.

Welch mannigfachen Nutzen die bacteriologischen Forschungen bereits für die Medizin gehabt, und wie befruchtend sie auf alle ihre Zweige eingewirkt haben, das dürfte einigermaßen schon aus den vorhergehenden Zeilen zu ersehen sein. Den größten Nutzen aber, der für die Medizin und somit für die Menschheit aus diesem scheinbar so rein theoretischen Forschungsgebiete erwachsen ist, zeigt uns die Geschichte der modernen Chirurgie seit Josef Lister; die ganze moderne Chirurgie ist ein Kind der bacteriologischen Forschungen, durch sie wurde Lister zu seinen im Verfolg so segensreichen Forschungen über eine rationelle Wundbehandlung angeregt.

Dichtung und Wahrheit in Fritz Reuters Gestalten.

Von Gustav Raatz.

XVI. Das Urbild des „Kammerpächter Wendhals."

Bei der Charakteristik des Kammerpächters Wendhals zu Broda läßt Reuter seinem Sarkasmus und seiner Ironie die Zügel schießen, eben weil ihm der dicke und unverschämt sich klug anstellende Geldprotz mit seinem Gebahren überaus zuwider ist. Wendhals befand sich gerade zu Pferde in Neubrandenburg, als er ausrufen hörte, daß auf die Wiedereinbringung des nach Broda hin entlaufenen geistesverwirrten Schustersohns fünf Thaler ausgesetzt worden, und sogleich war es in ihm beschlossen, diese Fangprämie Anderen vor der Nase weg zu verdienen. Inzwischen hatte sich auch Dörchläuchtings Läufer Halsband auf den Weg gemacht, nicht aber der fünf Thaler wegen, sondern um ein gutes Werk zu thun. Da er den Entwichenen auf dem Brodaschen Felde nicht entdecken kann, so läuft er sich auf dem Brachacker zum Vergnügen mal ordentlich aus, und der Kammerpächter, in der Meinung, den Gesuchten in ihm gefunden zu haben, treibt flugs seine Leute zusammen, ertheilt Instruktionen und läßt den ob des Ueberfalls völlig Verblüfften fesseln und unsanft nach der Stadt schleppen, dabei in sich hineinlachend über die so leicht und schnell verdiente Prämie. Doch bald wird er und besonders durch das Dazwischentreten des erbosten Herzogs zu seinem Schreck und Aerger gewahr, was für einen dummen Streich ihm seine vermeintliche Klugheit gespielt, und um das drohende fürstliche Gewitter nicht vollends aufzuladen, drückt er sich unter den schadenfrohen Blicken und Bemerkungen der Leute von dannen.

Reuter hat selbst mal angedeutet, und zwar in der Erzählung „Dörchläuchting" selbst, wessen Namens Wendhals eigentlich war, indem er versteckt, aber verständlich genug die Bemerkung einflocht: „Un Hans Wendhals, de dunntaumalen Dörchläuchten sin Kammerpächter up dat Broda'sche Amt was — ja nich tau verwesseln mit Hans Wendtlandten, de vor up Stunns Kammerpächter is!" Und wenn der Verfasser dennoch an der gemeinten Person zweifeln möchte, so wird er auf sie verwiesen durch Reuters Busenfreund Fritz Peters und andere glaubwürdige Zeugen, nach deren Aussagen Wendtland, der so um 1830 und 1840 herum Pächter des eine Viertelstunde von Neubrandenburg gelegenen Kammergutes Broda war, ohne Frage der Gemeinte sei. Diesen von ihm gekannten und ihm widerwärtigen, dummschlauen, derben und in äußeren Formen und Manieren unbeholfenen Menschen von mittelgroßer wohlbeleibter Gestalt, aus deren glattrasirtem Gesicht üppige Gesundheit hervorstrotzte, datirte der Dichter ins vorige Jahrhundert zurück, weil er es für nöthig fand, in der Erzählung Jemand auftreten zu lassen, der trotz bekannter Wohlhabenheit gemeinstem Eigennutz nachging und seinem Stande entgegen sich zu Handlungen erniedrigte, hinter denen man ein Pfui! ausruft. Mit Wendtland selbst ist auch die Handlung zurückverlegt worden, doch muß bedeutet werden, daß sie sich nicht in geschilderter, sondern nur in ähnlicher Art und daher ohne Verbindung mit dem herzoglichen Läufer zugetragen haben soll.

Wendtland starb etwas nach 1840 im Alter von einigen fünfzig Jahren.

Die jüngsten Hohenzollern.

Ein herrlicher Ast ist an dem Stammbaum des Hohenzollernhauses verdorrt; mit um so hoffnungsvolleren Empfindungen richten sich nunmehr die Augen der deutschen Nation auf die jüngsten Sprossen unseres Königsgeschlechtes. Wir führen dieselben dem Leser in dem anmuthigen Gruppenbilde der heutigen Nummer vor; es wird Niemand das fürstliche Kleeblatt ohne den Wunsch betrachten, daß es ferner unter Gottes Schutz wachsen und gedeihen möge.

Räthsel und Spiele.

Räthsel.

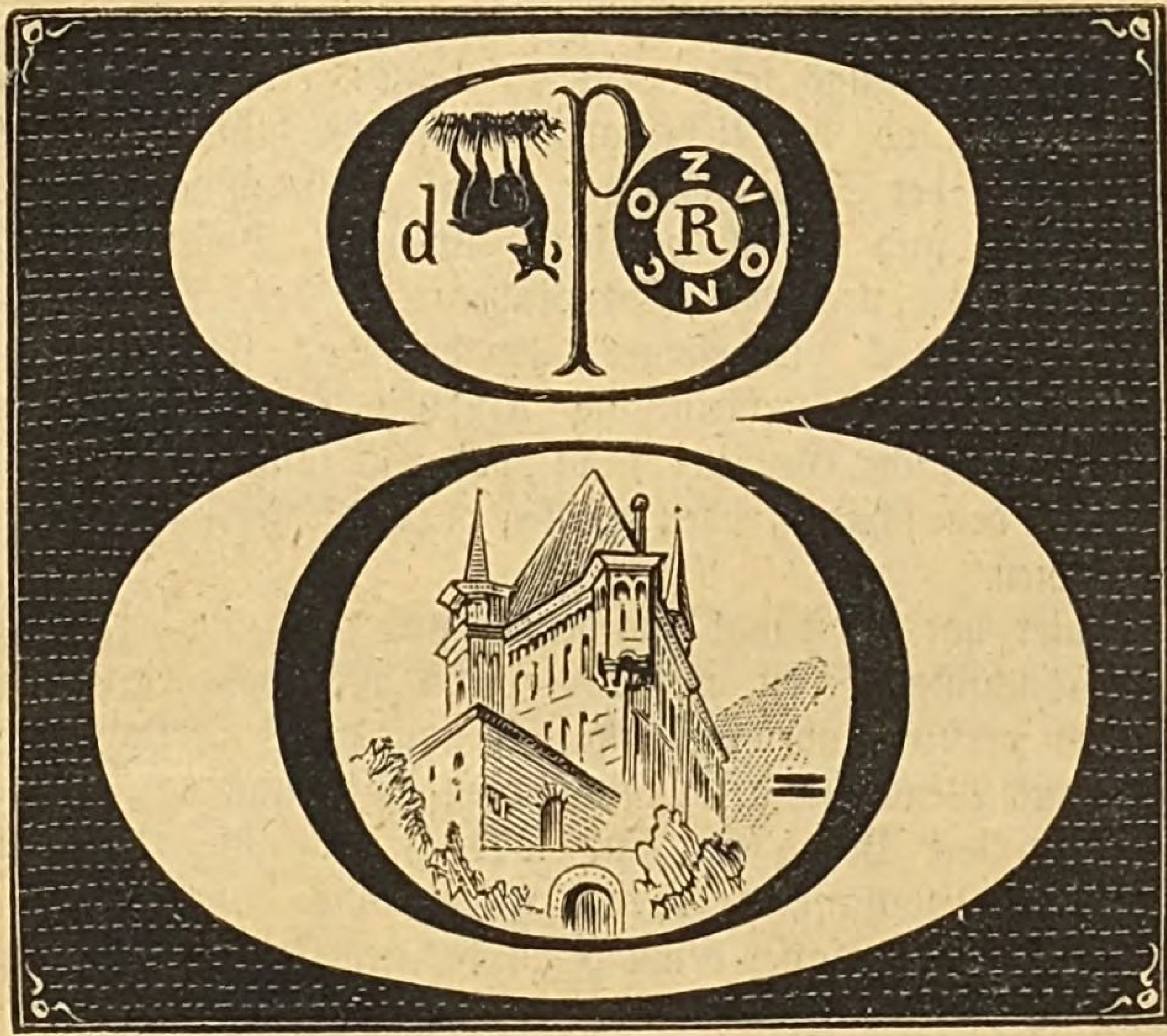
Spazierend am Ufer der Ersten und Zweiten
Ein Mägdlein ging dahin.
Sie sah den Jüngling hinter sich schreiten:
Nach ihm stand all ihr Sinn.

Der Jüngling aber folgte dem Mädchen,
Weil dies das Ganze war.
Sie war aus ihrem Heimathstädtchen
Vielleicht die Schönste sogar.

Der Jüngling sprach: „O, werde die Meine;
Ich biete mein Herz Dir an
Sowie die zwei Ersten (nur merke das Eine:
Statt r füg' s daran.)

Daß Du mich drei, o laß es mich wissen!"
Das Mägdlein die Bitte erhört:
„Für Deine Worte muß ich Dich küssen,
Mein Ganzes (um — er vermehrt)!"

Rebus.



Füll-Räthsel.

1 — 3 5 — 2

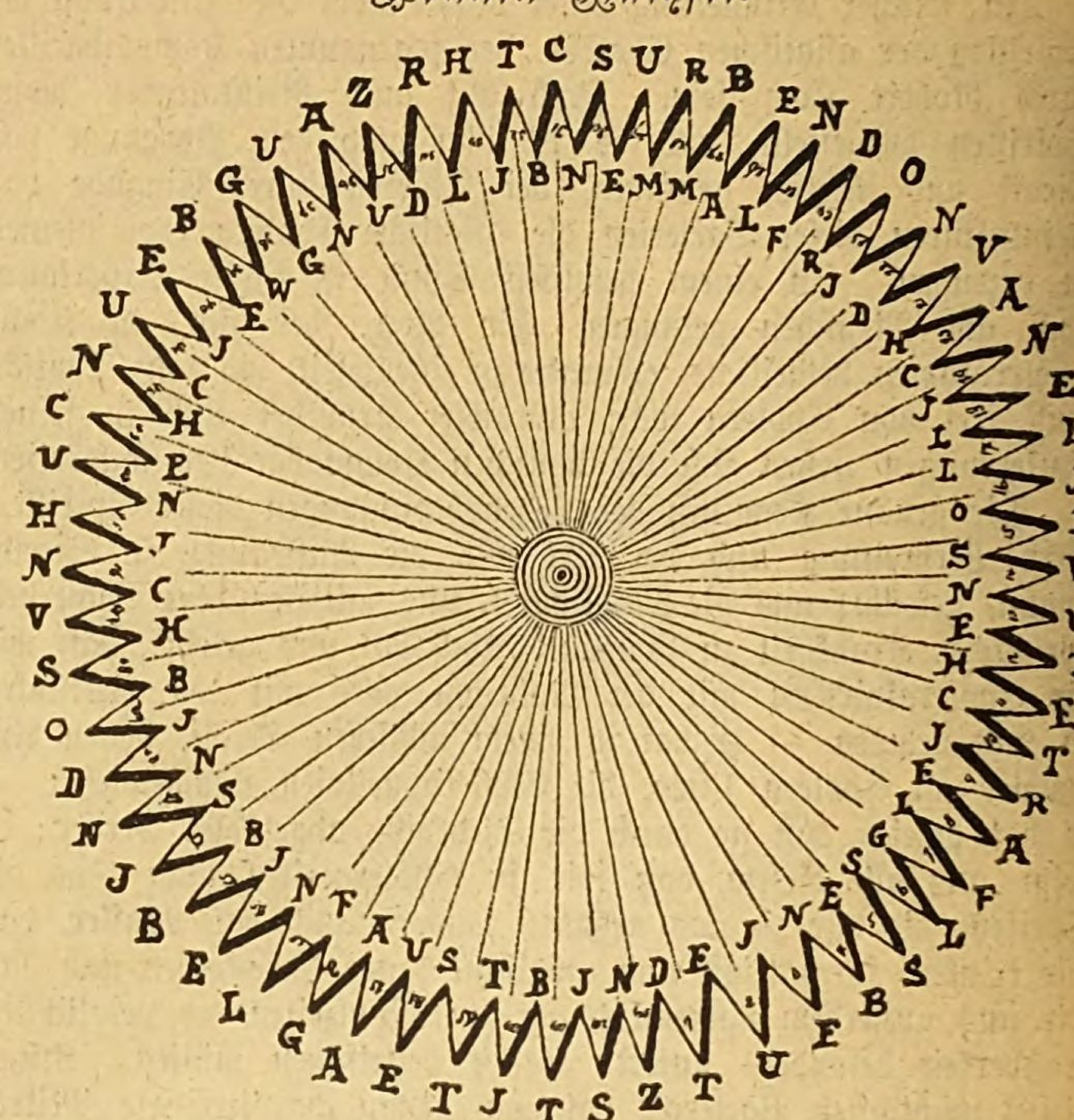
	o	m		n	y	
h			u			r
m			i			s
	i	k		d	e	
f			a			y
s			a			w
	n	r		c	h	

(links: 6 5 — rechts: 4 3)

2 — 4 6 — 1

In vorstehender Figur sind die leeren Felder durch die Buchstaben: a a a c d d e e e e h h l m m n n o o o o r r r t so auszufüllen, daß die Horizontalreihen 1. eine Räthselform, 2. einen germanischen Volksstamm, 3. eine Schafrasse, 4. einen männlichen Vornamen, 5. einen berühmten englischen Physiker, 6. einen bekannten deutschen Bildhauer, 7. einen Besitzantheil bezeichnen, und daß die durch die Ziffern angedeuteten Buchstabenreihen 1. den Namen eines berühmten griechischen Geschichtschreibers, 2. eine Insel im Mittelmeere, 3. einen Hafenbau, 4. eine Stadt in Holland, 5. einen römischen Kaiser, 6. einen Zufluß des Rheins ergeben.

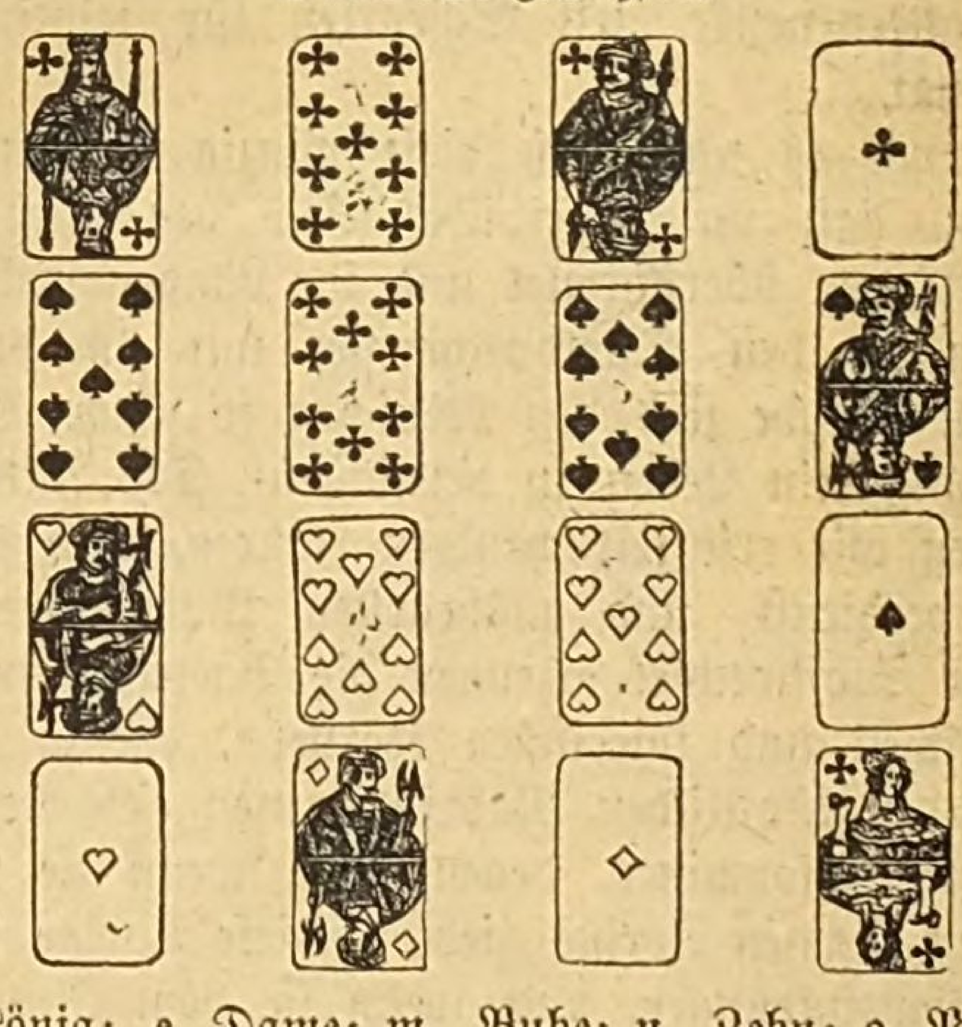
Sonnen-Räthsel.



Auflösung der Räthsel aus Nummer 11.

Räthsel. Einbruch, ein Bruch, Beinbruch.

Quadrat-Räthsel.



As: a, König: e, Dame: m, Bube: n, Zehn: o, Neun: r. Demnach 1. Reihe: Erna, 2. Reihe: Roon, 3. Reihe: Nora, 4. Reihe: Anam.

Lotto-Räthsel.

GARJBALDJ
SCHLOSSER
MEININGEN
CORNEILLE
RETCLIFFE
STRADELLA
OETTINGER
MAGDEBURG
CHERUBINI

Rebus. Sing-Sang und Kling-Klang.

Citaten-Räthsel.

Wem Gott wohl will, dem will St. Peter nicht übel.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 13 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 25. März 1888

Um ein Armband.

Novelle von Klara Jäger.

Schluß.

Und Coralie? Sie hatte Sascha auffallend ausgezeichnet; das hatte seine Eitelkeit rege gemacht. Und dann ... nicht zum Mindesten ... ihre wunderbaren Augen! Warum es wegleugnen wollen, diese Augen hatten es ihm angethan; erst heute, vor der kleinen Szene mit dem zerbrechlichen und zerbrochenen Goldreifen an ihrem Arm. Hatte er denn die Spange wirklich zerdrückt und deren Trägerin dadurch verletzt?

Es war kaum wahrscheinlich!

Aber warum hatte er denn nicht gleich diesen Zweifel in sich erwachen gefühlt? Sollte die Schlaue — ja, schlau war sie in der That — am Ende gar Komödie mit ihm gespielt haben? Sollte er etwa dadurch gemahnt werden, daß die Cirkusdiva ein gewisses Perlenarmband mit sehnsüchtigem Verlangen zu besitzen strebte?

Der Fürst stieß ein ärgerliches „Oh" aus, dem ein entschlossen vor sich hingemurmeltes: „Gleichviel!" auf dem Fuße folgte.

„Sie soll es haben!" murmelte er vor sich hin. „Und — bei Gott — mit diesem Opfer komme ich sehr leichten Kaufes davon. Stand ich nicht vor einem gähnenden Abgrund? Michael riß mir die Schuppen von den Augen, ohne zu ahnen, in welcher fürchterlichen Gefahr ich schwebte. ..."

„Ich wünsche das Perlenarmband zu erstehen, das ich neulich bei Ihnen sah," sagte der Fürst zum Juwelier.

„Vor einer Stunde etwa habe ich es verkauft."

„Darf man wissen an wen?"

„An den Baron Goldstein. Er ließ durchblicken, daß er es für die Primadonna des Cirkus *** bestimmt habe."

„Also vermuthlich für Mademoiselle Coralie?"

„Eine Andere kann kaum in Frage kommen," meinte der Juwelier.

Sascha empfahl sich. Auf der Straße aber schlug er mehrmals ein Schnippchen hoch über seinem Haupte und murmelte vor sich hin:

„Narr, der ich war! Michael hat Recht, ich habe ein impertinentes Glück."

Er mußte an Coralies Hause vorüber.

Die Fenster ihrer Wohnung strahlten zwar im gewohnten Lichtglanz, aber sie selbst war ohne Zweifel im Cirkus, um, ihre Reitgerte als Zauberstab schwingend, die sechs herrlichen Apfelschimmel steigen und springen zu lassen, damit das Publikum juble und jauchze ... Ah! welch ein elendes Handwerk für ein weibliches Wesen! Für eine Dame! ... Dame? ...

Sascha fragte es mit einem fast verächtlichen Aufwerfen der Lippen. Wahrhaftig, zu viel Ehre daß er diese Kunstreiterin, diese käufliche Dirne, ... Baron Goldstein, ha, ha, ha ... auch nur einen einzigen Augenblick für eine Dame hatte halten können!

Aus dem Hausgange des von Coralie bewohnten Hauses schallten laute Stimmen heraus.

Sascha gewahrte hineinblickend den ihm wohlbekannten Pförtner im Gespräch mit einer vor ihm stehenden, äußerst dürftig gekleideten älteren Frau, an deren Rockfalten sich ein kleines Mädchen von fünf oder sechs Jahren krampfhaft festzuhalten schien, obgleich doch die Frau des Kindes Schultern mit ihrer Rechten schirmend und schützend an sich herangedrückt hielt.

„Ich sage Euch nochmals, von der da oben bekommt Ihr nichts," versicherte der Pförtner. „So lange ich sie kenne, hat sie niemals einem Armen auch nur einen einzigen Groschen gegeben."

„Es ist mir auch nicht um ein Almosen zu thun," sagte die Frau. „Geld will ich ja keins von ihr. Nur wiedersehen muß ich sie endlich einmal und sprechen ... hier um des armen Kindes willen. Das liebe, kleine Mädel ist blind, Herr, und lahm dazu, ach und so müd', so müde! Wir sind gelaufen, Tage und Tage. Das bissel Geld, das ich auftreiben konnt', langte nicht gar weit, um mit der Eisenbahn zu fahren; und wir mußten doch hierher, damit sie's selbst sehen sollte, wie es so bös steht mit dem armen Fratzerl, meiner Sarah. Nachher wird sie schon ihren großen Geldbeutel aufmachen und dem Kinde geben, was es braucht, damit es sehen lernen kann. Ja, ja, das ist's; darum kommen wir. Die Doktoren sagen doch, daß es geht; aber es ist gar theuer und wir sind so arm, zum Gott erbarmen."

Sascha war unwillkürlich näher getreten. Als die Frau seiner gewahr wurde, sah sie zu ihm auf. Das Licht einer hellen Gasflamme fiel voll und ganz auf sie herab.

Was waren das für ungewöhnlich große tiefdunkle Augen, in die er da blickte?

Es waren Coralies Augen; — ihre Gesichtszüge; nur durch

die Jahre, durch Noth und Kummer verfallen, verschärft und verzerrt.

War es denkbar, daß es Coralies Mutter war, die da vor Sascha stand?

Nein, nein, einer solchen Herzlosigkeit konnte er Jene unmöglich zeihen. Sie, in den raffinirtesten Genüssen schwelgend, die das Leben den Begüterten zu bieten vermag, und diese da, die ihr einst das Leben geschenkt . . . o nein, nein! Es war wahnsinnig, an so grelle Gegensätze, an einen so krassen Undank auch nur zu denken.

Der Pförtner hatte den Fürsten erkannt und ehrerbietig begrüßt.

„Mademoiselle ist im Cirkus," meldete er dienstbeflissen.

Sascha nickte; er wisse es, sagte er. Dann fragte er die Frau, ob sie die Kunstreiterin kenne?

„Ich mein' wohl," lautete die Antwort. „Ist sie doch mein Fleisch und Blut, so gut als dies arme Kind hier an meiner Seite."

Sascha hatte in die Tasche gegriffen und dann der Frau hastig einige Banknoten in die Hand gedrückt.

Es war dieselbe Summe, bei Heller und Pfennig, die er sich eben für das Perlenarmband zurecht gelegt hatte.

„Vergelt's Gott!" sagte die Frau, ohne eine Ahnung zu haben, welch einen für sie ungeheuren Geldschatz sie da in ihrer Hand barg.

Der Fürst aber war hinausgestürmt, als gelte es, sich aus einem zusammenstürzenden Hause zu retten; als drohe ein Flammenmeer, ihn mit seinen Gluthen zu ersticken.

„Entsetzlich!" stieß er hervor. „Und diese Frau" — wahrhaftig, der Humor der Situation begann für ihn schon wieder die Oberhand zu gewinnen — „und diese Frau wäre beinahe meine . . . Schwiegermutter geworden!"

*

Als Sascha eine Stunde später mit Michael Nikolajewitsch im Café X. zusammentraf, sagte er:

„Hast Du etwas an Deine Kousine zu bestellen? Um Mitternacht, mit dem Kurierzuge, reise ich nach Petersburg."

„Das finde ich sehr begreiflich. Wie aber gedenkst Du mich, den Eheprokurator ohne Gleichen, zu belohnen?" fragte Michael vergnügt lachend.

„Solche Großthaten wie die Deine tragen ihren Lohn in sich selbst," rief Sascha fröhlich. „Alle Schätze der Erde reichten doch nicht zu einer Belohnung für Dich aus, in dem Sinne wie die Welt das Wort versteht . . . Jetzt aber Champagner her, Kellner! Veuve Cliquot! frappée. Es lebe die Freundschaft, Michael."

„Und es lebe . . ."

Sascha hielt ihm den Mund zu. „Nur hier nichts davon!" sagte er. „Wir wissen, was wir meinen . . ."

„Und wen!" vollendete Michael, und mit dem bekannten etwas hohlen Klang stießen der Freunde Gläser aneinander.

Vielleicht war es zu derselben Minute, als sich in dem Ankleidezimmer Coralies in den Hinterräumen des Cirkus etwas Entsetzliches zutrug.

Der Baron Goldstein hatte das Armband eigentlich für Miß Elisa erstanden. Aber Miß Elisa war seit einiger Zeit doch gar zu bedenklich durch Coralies Kunstleistungen in den Schatten gestellt worden. Coralie mit ihren sechs Apfelschimmeln — etwas Großartigeres und Schöneres war noch nie in irgend welchem Cirkus der Welt dagewesen. Alle „Amateurs", alle Kenner, waren darüber einig; und wenn der Baron Goldstein sich die Sache nach allen Seiten hin gründlich überlegte; . . . Coralie selbst war doch auch viel schöner, viel großartiger, viel nobler, als Miß Elisa mit ihrem unaufhörlichen Lächeln auf den gefärbten Lippen, mit ihren langweiligen Pirouetten und Entrechats. Wenn sie, mit dem Kopf voran, Schultern und Beine hochgezogen, wie ein nackter Vogel, durch die weißverklebten Tonnenreifen hindurchflog, mochte der Baron kaum noch hinsehen; während er von Coralie kein Auge verwenden konnte, wenn sie so dastand vor ihren sechs prächtigen Apfelschimmeln, selbst so schön, so ernst und so majestätisch wie eine Königin.

Nein, nein, nicht Miß Elisa, Coralie sollte das Armband erhalten, um so mehr, als der junge russische Fürst glücklicherweise mit der Schulreiterin gebrochen zu haben schien.

War er doch gestern nicht einmal bei der famosen Première Coralies im Cirkus erschienen, und heute hatte er abermals gefehlt. Das war unbedingt ein Zeichen, daß es aus sei mit seinem Interesse für Coralie, denn daß Sascha weder krank noch etwa verreist war, wußte Baron Goldstein sehr genau. Er hatte ja den schönen Fürsten auf der Straße umherschlendern gesehen, eben, als er nach dem Cirkus gefahren war.

Kurz, das Ergebniß dieser Ueberlegungen war, daß Baron Goldstein nach dem Schluß der heutigen Abendvorstellung sich bei Coralie melden ließ, und ihr feierlich mit den allerschönsten Redewendungen das werthvolle Schmuckstück überreichte.

Coralie war in der denkbar schlechtesten Laune, aber die Freude über das kostbare Geschenk überwog doch den Aerger, daß der Baron Goldstein und nicht der Fürst der Geber desselben war. Auch daß sie, und nicht Elisa, den Sieg davon getragen, selbst bei dem „kreuzbeinigen Streichhölzle", erfüllte sie mit triumphirender Genugthuung.

Miß Elisa aber bewegte sich zur gleichen Zeit in den total entgegengesetzten Empfindungen. Sie war wüthend, als sie erfuhr, Goldstein sei bei Coralie.

Sie wußte, daß er das Armband gekauft hatte; heute Nachmittag, kurz vor Beginn der Vorstellung war es geschehen, und noch nie hatte sie ihn so holdselig angelächelt, noch nie so unvergleichlich getanzt und gesprungen wie heute Abend. Und nun, nun war der Abscheuliche, der Schändliche, zu Coralie gegangen, um nun dieser — das war ganz zweifellos — zu Füßen zu legen, was ihr, was Elisa gehörte.

Ihrer Sinne kaum noch mächtig, stürzte Elisa in das Ankleidezimmer der Kollegin. Wahrhaftig, Baron Goldstein befestigte soeben den prachtvollen Goldreifen um den Arm der verhaßten Nebenbuhlerin, und diese ließ es sich lächelnd und augenscheinlich erfreut, mit der ihr eignen unnachahmlichen Grandezza gefallen.

Elisa fuhr mit beiden Händen nach ihrem Kopf, als müßte sie sich erst überzeugen, daß derselbe noch auf seinem alten Platze befindlich sei; dann griff sie nach Coralies Reitpeitsche, die so verlockend vor ihr auf einem kleinen Tische lag, und mit aufeinandergepreßten Lippen, die Augen fast aus den Höhlen quellend, erhob sie den Arm, und ein einziger wuchtiger Hieb sauste durch den Raum.

Ein gellender, ein entsetzlicher Mark und Bein erschütternder Schrei folgte ihm — Coralie hatte ihn ausgestoßen. Sie bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen. Helles Blut sickerte zwischen ihren Fingern hindurch, auf ihre Arme herab, auf das blinkende und blitzende Geschenk des Baron Goldstein; dann sank sie ohnmächtig in Minnas, des kleinen Kammermädchens, Arme, das angstvoll hinzugesprungen kam. . . .

Am folgenden Tage war in der Hauptstadt in gewissen Kreisen kaum von etwas Anderem die Rede, als von dieser sensationellen Peitschen-Affaire.

„Das eine Auge ist verloren," hieß es. „Ob das andere zu retten sein wird, soll noch sehr zweifelhaft sein."

„Und was wird nun aus der unglücklichen Person?"

Ein Achselzucken war gewöhnlich die einzige Antwort auf diese heute oft genug gestellte Frage.

Zuweilen zwar griff man bei der Beantwortung auch auf die Fabel von Coralies vornehmer Geburt zurück und tröstete sich mit der Ueberzeugung, daß die Schulreiterin schwerlich so ganz verlassen in der Welt dastehen werde, wie es bisher den Anschein gehabt hatte.

Wer denkt gern über dergleichen unerquickliche Fragen nach!

Es war vor der Hand bedeutend interessanter, zu erfahren, welche Strafe wohl der Miß Elisa wegen ihres unheilvollen Peitschenhiebes vom Gericht zudiktirt werden würde?

Die Thürme des Schweigens in Bombay.*)

Indische Erinnerungen. Von E. Oppert, Hamburg.

Jedem europäischen Besucher Bombays muß die eigenthümliche und primitive Art der Bestattung ihrer Todten aufgefallen sein, welche bei der Sekte der Parsen noch heutigen Tages vorherrscht. Unter den verschiedenen Rassen und Völkerschaften Indiens hat sich diese unternehmende und intelligente Gemeinschaft anerkanntermaßen vor allen anderen durch die Beseitigung abergläubischer Gebräuche und absperrender Vorurtheile ausgezeichnet. Schon aus diesem Grunde allein ist es ihnen gelungen, sich zu Führern der Civilisation und der Aufklärung in Indien zu machen. Um so erstaunlicher ist es, daß sie trotzdem noch jetzt einen Gebrauch beibehalten haben, der nicht allein dazu angethan ist, in jeder Weise Anstoß zu erregen, sondern geradezu mit einem Gefühl des Abscheus zu erfüllen. Unglaublich wie es erscheinen mag, ist es nichtsdestoweniger eine Thatsache, daß die Leichen der Religionsgenossen der Parsen dem Fraß der Geier überlassen werden. Es ist der Zweck dieser Zeilen, eine kurze Beschreibung sowohl der Leichenceremonien vor dem Transport nach den Thürmen des Schweigens, wie der Art und Weise, in welcher der Körper den Geiern überantwortet wird, zu geben.

Es mag hier vorausgesandt werden, daß die Parsen (oder Parsees, wie sie von den Engländern genannt werden), Anhänger des Propheten Zoroaster sind, der in Persien gelebt hat, und welcher nach den Angaben des babylonischen Geschichtsschreibers Berosos 2000 Jahre vor Christi Geburt die Dynastie der Könige von Babylon begründet hat. Irrthümlicherweise werden die Parsen noch heute für Feueranbeter gehalten; in Wahrheit aber ist die Religion des Zoroaster die Anbetung des Schöpfers durch die Elemente. Ihre Glaubensdogmen lassen sich kurz in drei Worte zusammenfassen, in: Manashni (gute Gedanken), Gavashni (gute Worte) und Kunashni (gute Thaten). Auch sind sie nichts weniger als Götzenanbeter; allerdings müssen manche ihrer Gebräuche dem Uneingeweihten sonderbar erscheinen, namentlich sind die bei Bestattungen gebräuchlichen abstoßender Art, obgleich sie von Manchen aus gesundheitsrücksichtlichen Gründen in Schutz genommen werden.

Die Parsen betrachten eine Leiche als etwas besonders Geheiligtes, und die Berührung einer solchen seitens gewöhnlicher Sterblichen wird als Entweihung angesehen. Sobald daher der letzte Athemzug entflohen ist, übernehmen zwei Nassasálárs (eine Körperschaft, welche speziell zur Besorgung der Todtenceremonien eingesetzt ist und von der Gemeinde ein bestimmtes Gehalt bezieht) den leblosen Körper. Diese besorgen die Waschungen und die Bekleidung der Leiche mit weißen, fleckenlosen Gewändern, worauf diese auf zwei flache Steinplatten auf den Boden gelegt wird. Die weiblichen Verwandten und die Freundinnen des Verstorbenen versammeln sich in der Halle, in welcher der Körper, vollständig bedeckt, mit Ausnahme des Gesichts, ausgestellt ist. Die männlichen Verwandten und Freunde dagegen, die dem Todten die letzte Ehre erweisen wollen, sitzen in langen, weißen Gewändern auf Bänken in der offenen Veranda und, falls letztere nicht groß genug ist, alle Anwesenden zu fassen, neben derselben auf der Straße. Bei dem Tode einer hervorragenden Persönlichkeit sieht man die Leidtragenden nicht selten drei und vier Sitzreihen tief über die ganze Länge der Straße vertheilt. Gewöhnlich nehmen diese Versammlungen eine Stunde vor dem Transport der Leiche nach den Thürmen des Schweigens ihren Anfang. Die Frauen brechen dann und wann in lautes Wehklagen aus, namentlich wenn der Verstorbene noch jung war, während die Männer ein ernstes und ununterbrochenes Stillschweigen bewahren.

Eine Stunde vor der Ueberführung nehmen die Nassasálárs den Körper von den Steinen, auf welchen er bis dahin geruht hat, und legen ihn auf eine eiserne Bahre, die in den meisten Fällen, außer bei ganz armen Leuten, neu ist. Nachdem dies geschehen, nehmen zwei Priester zu Füßen des Körpers Platz, um die Todtengebete zu verrichten, während alle Anwesenden im strengen Stillschweigen verharren. Während zweier Pausen wird ein Hund hereingeführt, dem die Züge des Verstorbenen gezeigt werden; eine genügende Erklärung für diesen sonderbaren Gebrauch hat nie gegeben werden können. Am Schluß der Gebete verbeugen sich die Priester sehr tief und ziehen sich zurück. Es ist dies gewöhnlich der Augenblick, in welchem die so lange zurückgedrängten Gefühle der weiblichen Angehörigen sich in lauten, andauernden Wehklagen Luft machen. Auch die Männer treten jetzt herein und machen eine tiefe und ehrfurchtsvolle Verbeugung, nachdem sie zum letzten Mal einen Blick auf das Antlitz des Todten geworfen; einige werfen sich auf die Knie und berühren die Erde mit ihrer Stirn, während sie leise einige Gebete für die Ruhe des Todten murmeln. Nachdem alsdann den weiblichen Verwandten ein letzter Blick gestattet worden, wird das Gesicht des Verstorbenen bedeckt. Die eiserne Bahre wird alsdann von den beiden Nassasálárs aus dem Hause getragen, vor welchem sie von zwei andern erwartet werden, worauf alle vier sie auf die Schultern nehmen. Die draußen versammelte Menge erhebt sich und verbeugt sich tief, während die Bahre vorübergetragen wird, und die Leidtragenden folgen derselben mit den Priestern an der Spitze. Der Oberpriester begleitet den Zug nur einige hundert Schritte, während die Verwandten, näheren Freunde und die andern Priester demselben bis zu den Thürmen des Schweigens das Geleit geben.

Auf dem höchsten Hügel Bombays, auf der Chopati-Seite, sind diese Thürme von den Parsen als letzte Ruhestätte ihrer Glaubensgenossen errichtet; eine Mauer zieht sich rings um die höchste Spitze dieses Hügels, und mit Ausnahme der Parsen selbst wird Niemand innerhalb derselben zugelassen. Nur ausnahmsweise wird einem Europäer gestattet, durch das Thor dieser Mauer einzutreten; aber in diesem Fall darf derselbe sich nur eine kurze Strecke davon entfernen, so daß sich ihm ein sehr unklarer und unbestimmter Anblick des Innern bietet. Vom Fuße des Hügels bis zum Thor in der Mauer führt eine steinerne Treppe von zahllosen Stufen. Die Aussicht indessen, die sich dem Eintretenden nach Betreten des Thores bietet, ist wahrhaft prachtvoll und großartig; ganz Bombay mit seinen schönen Gärten und Anlagen liegt zu den Füßen des Hügels, weit hinaus in der Ferne erblickt man das Meer, und ringsumher hat man eine bezaubernde Ausschau auf die umliegende Landschaft. Dicht am Eingangsthor wird die Aufmerksamkeit zunächst auf die „Sagari", ein kleines steinernes Gebäude gelenkt, in welchem das heilige Feuer beständig in Gang erhalten wird — die Parsen suchen diesen Ort häufig auf, um hier Gebete für ihre verstorbenen Freunde und Verwandten zu verrichten. In weiter Entfernung sieht man die weißen Mauern von sieben verschiedenen Thürmen, die in unregelmäßigem Abstand von einander errichtet sind. Sobald einer dieser Thürme einmal geweiht worden ist, darf er von Niemandem, außer den Nassasálárs betreten werden; nach der Erbauung eines neuen ist den Parsen die Besichtigung gestattet, und der Weiheceremonie selbst darf jeder zu der Gemeinschaft Gehörende beiwohnen.

Auf der höchsten Mauerspitze des jeweilig in Benutzung genommenen Thurmes hocken vierzig bis fünfzig kolossale Aasgeier; innerhalb der eisernen Thür, die zu dem Thurm selbst führt, und die sich vom Boden des Höhenplateaus öffnet, führen einige steinerne Stufen in das Innere hinab. Die innere Einrichtung der Thürme ist sehr einfach. In drei konzentrischen Zirkeln sind steinerne Platten auf dem Boden angebracht; die kleinsten in der Mitte sind zur Aufnahme von Kinderleichen bestimmt; die etwas größeren im nächsten Ring sind nur für weibliche Personen, während die größten Platten im äußersten Zirkel zur Aufnahme der Männer dienen. In der Mitte des Thurmes selbst befindet sich ein Brunnen von enormer Tiefe, der Boden ist von allen Seiten mit einer leichten Abschrägung bis zum Brunnen planirt, während zahlreiche Rinnen das Regenwasser in die Cisterne leiten,

*) Durch Vermittlung des deutschen Konsulats in Bombay ist dem Museum für Völkerkunde in Berlin in allerneuester Zeit ein von einem der hervorragendsten Mitglieder der Parsee-Gemeinschaft in Bombay, Sir Jamjetsee Jeejeebhoy, Bart. geschenktes Modell eines dieser Thürme zugewandt worden. Das Modell ist vortrefflich gearbeitet und zeigt alle Details der in Obigem enthaltenen Beschreibung.

welches wiederum durch mehrere unterirdische Kanäle abgeführt und in Filtern gereinigt wird.

Sobald der Zug die Höhe des Hügels erreicht hat, bewegt er sich ohne Aufenthalt bis dicht an den gerade in Benutzung genommenen Thurm. Hier wird noch einmal ein kurzer Halt gemacht, um den Verwandten einen letzten Abschiedsblick auf den Todten zu gestatten; sobald dies geschehen, wird die Bahre langsam von zwei Nassasálárs bis zur eisernen Thurmthür getragen. Einer derselben öffnet die Thür mit einem Schlüssel, und Beide verschwinden dann im Innern nach Schließung der Thür. Der Körper wird auf eine der Steinplatten gelegt, die Gewänder werden mit einem eisernen Haken zerrissen, worauf sich die Träger mit der leeren Bahre wieder hinaus begeben, um an einer dazu bestimmten Stelle sich zu waschen, andere Kleidung anzulegen und eine Reinigungsceremonie durchzumachen. Sobald die Nassasálárs aus der Thür getreten sind, lassen sich die Geier im Innern von der Mauer nieder, um nach ungefähr zehn Minuten wieder oben auf der Mauer zu erscheinen. Für die draußen Harrenden ist dies ein Zeichen, daß nur noch das Gerippe des vor wenigen Minuten innerhalb des Thurmes hingelegten Körpers übrig geblieben ist. Bei der Bestattung einer neuen Leiche wird das letzte Gerippe mit allen Ueberresten mittels eines eisernen Hakens nach dem Brunnen geschleppt und hineingeworfen; und so ruhen selbst die Knochen dieser eng zusammenhaltenden und einzigen Religionsgemeinschaft im Tode beieinander. Die Höhe des Hügels sowohl, wie diejenige der Thurmmauern schließt selbstverständlich jeden Einblick in das Innere der Thürme aus. Nur die Nassasálárs allein genießen das zweifelhafte Vorrecht, dasselbe betreten zu dürfen und zu erfahren, welchen abstoßenden und schaudererregenden Anblick das Innere dieser schauerlichen Stätte darbietet.

In der Zwischenzeit und sobald die Nassasálárs hinter der eisernen Thür verschwunden sind, zieht sich das Gefolge in Prozession nach dem Sagari zurück, um dort Waschungen vorzunehmen und Gebete zu verrichten, worauf es in Wagen und Ochsenkarren, je nachdem die Mittel der Verwandten des Verstorbenen es gestatten, nach Hause zurückkehrt. Nach dem allgemeinen Volksglauben haben die Geier einen so feinen Instinkt, daß sie niemals einen Körper berühren, in welchem sich noch der leiseste Lebensfunken befindet.

Vor Jahren, als die Geschäfte der Gemeinde noch von dem Punchyat (fünf Obermännern) geleitet wurden, wurde behauptet, daß die Nassasálárs strenge Ordre hätten, Jeden zu tödten, der innerhalb der Thürme wieder zum Leben erwachen sollte. Einige Mordthaten dieser Art sollen in der That vorgefallen sein, zu deren Milderung angeführt wurde, daß solche aus den Thürmen wieder entlassene Personen leicht den Anlaß zu epidemischen Krankheiten u. s. w. geben könnten. Man glaubt sogar, daß Personen, die wieder zum Leben erwacht und im Stande gewesen sind, sich über die Thurmmauern zu flüchten, sich freiwillig aus Bombay verbannt haben, aus Furcht, bei späterer Identifizirung getödtet zu werden. Ob solche Fälle in früherer Zeit wirklich vorgekommen, ist schwer zu ermitteln; jedenfalls darf aber mit Sicherheit behauptet werden, daß irgend etwas der Art jetzt nicht straflos ausgehen würde, da die englische Regierung wenig Unterschied zwischen einem innerhalb der Thurmmauern oder außerhalb derselben begangenen Mord machen und beide mit der gleichen Strenge des Gesetzes ahnden würde.

Die Parsen führen als einzigen Grund dieser ihrer Bestattungsart an, daß sie vom gesundheitlichen Standpunkt aus die beste Art sei, sich der Todten zu entledigen, und daß die Ueberlebenden dadurch von der ansteckenden Nachbarschaft großer Kirchhöfe befreit werden. Sie behaupten ferner, daß ihre Weise der Beerdigung vorzuziehen sei, da letztere eine langsamere Verwesung zur Folge hat. Daß diese, für die Beibehaltung eines so abstoßenden und barbarischen Gebrauchs vorgebrachten Gründe wenig stichhaltig sind, liegt auf der Hand; es hält indeß schwer, eine plötzliche Aenderung herbeizuführen, obschon die meisten gebildeten Parsen heut zu Tage das eben Angeführte völlig einräumen und bedauern, daß dieser ihnen seit Hunderten von Jahren von Geschlecht zu Geschlecht übermachte Brauch so schwer zu beseitigen ist. Nur ein einstimmiger und von mächtiger Hand hervorgerufener Beschluß dürfte dieser Bestattungsweise, die Europäer nur mit Schauder erfüllen kann, ein Ende machen.

Als fernere Merkwürdigkeit mag noch hinzugefügt werden, daß diese Bestattungsweise nur in Bombay, wo die Hauptgemeinde der Parsen ihren Sitz hat, stattfindet, während die zahlreich über die andern Städte Indiens und den chinesischen Hafenstädten verbreiteten Mitglieder der Gemeinschaft im Todesfalle wie andere Sterbliche an jenen Orten beerdigt werden. Ihre meist an abgelegenen Stellen liegenden Friedhöfe (außerhalb Bombays) zeichnen sich durch gänzliche Schmucklosigkeit und große Einförmigkeit aus, die Gräber sind sämmtlich mit gleichförmigen, ungefähr zwei Fuß hohen sarkophagähnlichen Denkmälern bedeckt, deren oberer Theil aus einer etwas schrägliegenden Steinplatte besteht.

Ein Prachtwerk über Kaiser Wilhelm.

Von Erich Kiesel.

Hierzu das Bild: Prinz Wilhelm zum ersten Mal in Uniform am Weihnachtsabend 1806.

Trauernd steht das deutsche Volk an dem Grabe Dessen, der den Traum unserer Väter erfüllt und unserem Vaterlande die lang ersehnte Einheit wiedergegeben. Das Andenken an den erhabenen Fürsten werden zwar Denkmäler von Erz und Marmor wach erhalten, in weit höherem Grade vermag dies aber eine in gesundem, volksthümlichem Sinne gehaltene Schilderung seines Lebens! Eine solche bietet uns die Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Friedrich Bruckmann in München in einem neuen patriotischen Prachtwerk. Es trägt den Titel „Kaiser Wilhelm und seine Zeit," von Professor Dr. Bernhard Kugler, und wird in 30 in rascher Folge erscheinenden Heften à 50 Pf. vollständig sein, ein Preis, dessen überraschende Billigkeit bei der schönen Ausstattung in Erstaunen setzen muß. Es erscheint in Folioformat mit reichem Illustrationsschmuck nach Originalen erster deutscher Künstler und wird sich sicherlich würdig jenen schönen Prachtwerken an die Seite stellen, welche wir der bewährten kunstsinnigen Verlagshandlung bereits verdanken.

Zwar ist, so sagt der Prospekt, Kaiser Wilhelms Bild im fernsten Winkel Deutschlands bekannt, und auf den Höhen der Alpen, wie am Strand unserer Meere weiß Jedermann von Wilhelm dem Siegreichen, dem Helden der Schlachten, dem Fürsten des Friedens, dem Hort und Schirmherrn des Vaterlandes zu erzählen. Aber genaue Kenntniß vom Lebensgange des großen Hohenzollernkaisers besitzen trotzdem nur Wenige. Denn zu weitverzweigt sind der Deutschen und ihrer Nachbarvölker Schicksale, in die seine mächtige Hand bestimmend eingegriffen hat, über zu lange Zeiträume erstreckt sich dieses ruhmvolle Leben, als daß es ohne tiefer dringendes Studium möglich wäre, einen klaren Einblick in das Werden und Wirken, in die ganze Bedeutung des erhabenen Monarchen zu gewinnen.

Um so eher wird dies Werk allgemein willkommen geheißen werden, welches sich zum Ziel gesetzt, dem deutschen Volke eine Geschichte Kaiser Wilhelms zu übergeben, die auf Grundlage alles nur erreichbaren Materials den Entwickelungsgang des Helden von der Kindheit bis zum Mannesalter, seine Kämpfe und Siege, endlich sein hehres Ringen für Frieden und Gesittung, eingehend in Wort und Bild vor Augen stellt. Der Kundige soll in diesem Buche eine Zusammenfassung dessen, was er vereinzelt kennen gelernt, der noch Unkundige breite Belehrung, jeder Leser aber neue Anregung empfangen, Kaiser Wilhelm zu verehren und zu lieben, ihn mit der Dankbarkeit, die Deutschland ihm schuldet, treu und fest im Herzen zu tragen.

Der Name des Verfassers ist bereits bekannt durch die Herausgabe des früher in demselben Verlage erschienenen Prachtwerkes: „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland". Seine Geschichte des Kaisers Wilhelm, die schon in dem eben genannten Werke, obgleich hier nur in kurzen Umrissen gezeichnet, den Weg zum Herzen des deutschen Volkes ge-

funden hat, wird nun in durchgeführtem Bilde das Auge des Lesers erfreuen. Von den zahlreichen Künstlern, die in dem Bilderschmuck vertreten sind, mögen die Namen G. Bleibtreu, W. Camphausen, P. Grot Johann, A. Menzel, P. Thumann, A. v. Werner genannt sein. Auch die kaiserlichen Schlösser und die Staatsarchive haben sich dem Werke erschlossen, so daß demselben als besonders werthvoller Schmuck Nachbildungen der dortigen Kunstschätze nebst zahlreichen Facsimiles interessanter Dokumente beigegeben werden können. Wo so zahlreiche und so hervorragende Kräfte sich vereinen, um ein mustergiltiges und dabei wohlfeiles nationales Prachtwerk zu schaffen, da darf das Werk auch auf die Theilnahme der ganzen Nation rechnen.



Prinz Wilhelm zum ersten Mal in Uniform am Weihnachtsabend 1806.

Die anmuthige Familienszene aus der Kindheitszeit des Kaisers Wilhelm I., welche wir dem Werke entlehnen, wird dem Leser die Ueberzeugung von dem künstlerischen Werth des Bilderschmucks verschaffen.

Zur Geschichte eines Volksnahrungsmittels.

Eine Herings-Plauderei. Von S. von Thümen.

Während uns überall auf Erden die nicht genug zu bedauernde Thatsache entgegentritt, daß jene wildlebenden Thiere, die dem Menschen durch ihr Fleisch, ihr Fell oder irgend ein sonstiges Produkt in hervorragenderem Maße nützen, immer seltener werden, theilweise sogar bereits fast bis an den Rand des Aussterbens gebracht worden sind — man denke, um nur zwei der augenfälligsten Beispiele zu erwähnen, an den Büffel und den Walfisch — liegen die Verhältnisse bei einem der am allermeisten gejagten Thiere durchaus anders. Diese Ausnahme ist — der Hering! Welches lebende Wesen wird seit vielen Jahrhunderten von dem schlimmsten aller Raubthiere: von dem Menschen, mehr verfolgt, in unzählbareren Mengen gefangen, als dieser Bewohner der kühlen Meeresfluthen, und doch ist eine merkbare Abnahme in den schier ungeheuren Zügen nicht zu bemerken, doch bewegt der Verbrauch dieses Fisches sich in stets noch wachsendem Umfange, gewinnt er immer neue Absatzgebiete und sinkt sogar noch eher im Preise. Fürwahr, die allgütige Segensspenderin Natur muß Vorkehrungen und Einrichtungen getroffen haben — von deren zielbewußter Weisheit wir noch keine Ahnung haben — daß die unendlichen Schaaren dieses Thieres, die jahraus, jahrein den Fischern in die Netze strömen, stets wieder ersetzt werden, daß für Millionen und aber Millionen Gefangener ununterbrochen neue in die Bresche treten!

Jedermann weiß, daß der Hering heutzutage ein überaus wichtiges Nahrungsmittel, namentlich der breiten unteren Volksklassen, in nahezu dem gesammten nördlichen Europa ist, daß der Fang, die Zubereitung und die Versendung des Fisches Hunderttausenden Brod und Unterhalt gewährt. Was man aber vielfach nicht weiß, ist, daß zum Mindesten schon seit siebenhundert Jahren der Hering eine so hervorragende Rolle im Erwerbs- wie im Handelsleben der Völker des Nordens spielt, und daß es Stämme waren, welche Theile des heutigen deutschen Reiches bewohnen, die seinen Fang zuerst im großen Maßstabe betrieben und dadurch zuerst den Grund legten zur ausgiebigen Versorgung der Binnenlandbevölkerung mit den ebenso nahrhaften und gesunden wie wohlschmeckenden „Früchten des Meeres".

Die eigentliche Heimath des Herings sind die Polarmeere. Von hier wandert er alljährlich, zur Frühjahrs- und dann noch einmal zur Herbstzeit in zahllosen Zügen gen Süden, meilenweit in der Länge und Breite die See thatsächlich erfüllend, so dicht und gedrängt, meist nahe der Oberfläche des Wassers, daß thatsächlich dazwischengerathende Boote gar nicht so selten in die ernsteste Gefahr gerathen, zerdrückt oder umgeworfen zu werden. Da in der Nähe der Küsten die Heringe, welche Raubfische sind, am meisten Nahrung finden, so drängen sie bei ihren Zügen diesen zu. Es haben jedoch im Laufe der Jahrhunderte, beeinflußt jedenfalls durch Vorgänge, welche wir nicht zu ergründen vermögen, mehrfach Aenderungen in der Richtung dieser Wanderungen stattgefunden, und während heute die Nordsee in ihrer gesammten Ausdehnung, namentlich aber an der Küste Norwegens und bei den Shetlandinseln das hauptsächlichste und ergiebigste Jagdrevier bildet, war ehedem der Hauptzug der Fische nach der Ostsee gerichtet, und in der ersten Zeit der Heringsfängerei fand der Fang nur in diesem Meere statt. Dahingestellt mag allerdings bleiben, ob es in der Nordsee nicht vielleicht dazumal auch Heringe in Masse gab und dies nur — da ihnen nicht nachgestellt wurde — unbekannt blieb.

Thatsache ist es, daß Jahrhunderte lang — seit wann, läßt sich nicht mehr nachweisen — die Anwohner der Ostseeküsten allein dem Heringsfange oblagen; bis in das dreizehnte Jahrhundert hinein ging der Zug hauptsächlich nach den Küsten Pommerns, und die Fische erschienen oft so gedrängt, daß man sie bequem mit den Händen fangen konnte und eine ganze Wagenladung voll frischer Waare „einen Pfennig" kostete; so berichtet wenigstens aus dem Jahre 1124 eine alte Chronik. Die für den Fang bestimmten Schiffe versammelten sich, im November, hauptsächlich bei der Insel Rügen, und vor dem Aufbruche ward niemals versäumt, den dort aufgestellten heidnischen Götzen reiche Opfer zu bringen. Herzog Barnim I. von Slawien verlieh 1266 der Stadt Kolberg den Heringsfang an ihrem ganzen Küstengebiete und befreite sie von dem Zoll von achtzehn Pfennigen von jedem Ruder und einer Tonne Heringe von jedem Schiffe. Pribislaw II. von Mecklenburg und sein Sohn Herzog Heinrich Burwin schenkten, es war 1192, dem Kloster Doberan alle Abgaben und Nutzungen aus dem Fange an der mecklenburgischen Küste.

Die an den Südküsten der Ostsee gefangenen Heringe wurden anfangs ausschließlich durch die dort wohnenden Slaven zu Wasser verschickt, erst später kam auch der Handel zu Lande auf, namentlich durch die Bemühungen der Kaufleute in der Mark, während die Seeverschiffung gleichzeitig in die Hände der Hansa überging.

Auch an der südlichen Küste Norwegens blühte die Heringsfischerei schon in alter Zeit, ebenso wie an den schonischen Küsten, und ganz außerordentliche Reichthümer wurden dort damals gewonnen. So erzählt das berühmte Buch „Heimskringla" des Irrländers Snorre Sturluson, der im dreizehnten Jahrhundert lebte, daß schon um das Jahr 1000 herum, unter König Hagen Jar II. der Heringsfang in Norwegen in hoher Blüthe stand. Und als die Fische ihre Plätze an der Küste Rügens und Pommerns verlassen hatten und einige Zeit lang später an den liv- und kurländischen Gestaden sich alljährlich eingefunden hatten, aber auch hier bald wieder selten wurden, da wählten sie die Ufer der südschwedischen Landschaft Schonen als Laich- und Tummelplatz, wodurch diese Gegend außerordentlich aufblühte. 1313 bereits zählte man häufig mehrere Tausend fremder hier dem Fange obliegender Schiffe, oder solcher, die nur herkamen, um Fische einzukaufen. Das Ufer des Festlandes und aller vorliegenden Inseln waren mit unzählbaren Fischerhütten besetzt, die Kaufleute erbauten sich prächtige Wohnhäuser für ihren zeitweiligen Aufenthalt, und auch der Landesadel stand nicht zurück. Dieser hatte von den Herrschern besondere Privilegien für den Handel mit eingesalzenen Heringen erhalten und behielt dieselben auch, bis sie ihm in späterer Zeit, auf Grund von Beschwerden des Hansabundes, durch die Könige Christian II. und Friedrich II. wieder entzogen wurden. Fang und Handel mit Heringen war dazumal überhaupt eine ganz angesehene Beschäftigung, selbst Poeten wendeten sich diesem Erwerbszweige zu. Erzählte doch die genannte „Heimskringla", wie der angesehene Dichter Eyvind Skaldaspiler in Helgeland, um den Folgen allgemeiner Theuerung zu entgehen, all sein Eigenthum verkaufen mußte und von nun an sich allein durch den Heringsfang ernährte. Welche Bedeutung der Handel mit Heringen übrigens bereits sehr frühzeitig hatte, erhellt daraus, daß schon vor dem Jahre 1250 die Stadt Lübeck einen eigenen sogenannten „Schonenvogt" nebst einer Anzahl „Frohnen" hatte, welche auf den Heringsmärkten zu Skonöe und Falsterböe die niedere Gerichtsbarkeit über die Heringshändler ausübten. Der Vogt bekam als Besoldung und für „das Gewand" jährlich 31 Mark Pfennige und außerdem ein halbes Dutzend Unterkleider und eine Tonne Wein, „um davon den Herrn im Lande zu verehren." Bald darauf stellte auch Rostock einen eigenen „Heringsvogt" an.

Später als in der Ostsee — wie bereits erwähnt — doch aber ebenfalls schon sehr frühzeitig entwickelte sich der Heringsfang auch in den Gewässern der Nordsee. Zu Ende des elften Jahrhunderts wurde bereits in Calais, Grevelingen und in anderen Küstenorten ein „Heringszehnt" eingeführt, und einer Urkunde vom Jahre 1197 zufolge mußte das Fischerstädtchen Dunwich in der englischen Grafschaft Suffolk an den König einen jährlichen Zins von vierundzwanzigtausend Stück Heringen leisten. Die Fische, so beliebt sie auch waren bei Alt und Jung, bei Hoch und Niedrig, standen doch damals auch an den Gestaden der Nordsee äußerst niedrig im Preise; höher als mit einem Thaler wurde die Tonne selten bezahlt, und als 1238 die Friesen und Andere, aus Schrecken

über die Einfälle der Mongolen in Deutschland, nicht, wie sonst immer, nach England kamen, ihren Bedarf einzukaufen, da wurden die Heringe so wohlfeil, daß man sie so gut wie geschenkt erhielt.

Immer mehr und mehr blühte die Heringsfischerei in den folgenden Jahrhunderten auf, jedoch jetzt nur noch in der Nordsee und deren Nebenmeeren, vor Allem an den Küsten Hollands, Norwegens, Schottlands. Ueber den Fang bei Bergen erzählt Torfaeus mancherlei Interessantes in seiner norwegischen Geschichte. Danach war dort der Strand mit einer wahren Unmenge von Häusern und Fischerhütten bedeckt, von denen einige so geräumig waren, daß darin vierzehn Tonnen Heringe auf einmal geräuchert werden konnten. Es war hier nur den Landeskindern gestattet, die Fischerei zu betreiben, von diesen beschäftigten sich aber viele tausend damit. Meistens war der Fang ein so reichlicher, daß man die Fische wie Heuhaufen am Strande aufthürmte und eine große Menge verdarb und verfaulte, weil die Anzahl der fremden Kaufleute und Händler — obwohl aus Deutschland, Dänemark, Holland, England, Schottland und Frankreich viele tausend Schiffe alljährlich ankamen und nur allein Heringe abholten — doch nicht groß genug war. Die Menge der Heringe war nicht selten so enorm, daß die See dadurch ganz dunkel gefärbt wurde und die Schwärme auch die stärksten Netze zerrissen.

Ueber die Heringsfischerei in Holland äußert sich Hadrian Junius in seinem für die Zeitgeschichte als Quellenwerk sehr wichtigen, 1588 erschienenen Werke „Batavia", dahin, daß es ihm an Worten fehle, den ungeheuern Werth und den großen Nutzen zu schildern, den die Freistaaten daraus zogen. Vieler Städte Glück und Heil hing ganz davon ab, und der städtische wie der „ländliche gemeine Mann" schöpfte daraus seinen Unterhalt, bezahlte seine Schulden, erhielt sich und seine Familie und erwarb damit Vermögen. Der Wohlstand der meisten Hafenorte gründete sich auf den Heringsfang, und alles gemeine Volk war mit der Anfertigung der Netze, des sonstigen Fischereigeräthes und mit der Fischerei selbst fast das ganze Jahr hindurch beschäftigt. „Hieraus läßt sich begreifen" schließt der Genannte, „welchen mächtigen Einfluß der glückliche oder unglückliche Fang auf Alles hat. Denn bei der ergiebigen Fischerei vermindert sich der Preis fast von allen Lebensmitteln, und bei ihrer schlechten Beschaffenheit wächst er und nimmt zu. Und dieser Unfall trifft dann nicht allein unser Land, sondern verbreitet sich schnell auch bis zu anderen, darum weil diese Waare in einem großen Theil Europas verführt, gekauft und gesucht wird, es mag mit dem Fange gegangen sein wie es will."

Das östliche Deutschland ward in jener Zeit zum weitaus größten Theile von Stettin aus mit Heringen versorgt, die Brandenburger wenigstens, durch deren Vermittelung Sachsen, Schlesien, Thüringen u. s. w. ihren Bedarf erhielten, kauften nur in gedachtem Hafen, und dort war häufig genug das Angebot so groß, daß eine Last von zwölf Tonnen, die gewöhnlich dreißig Gulden kostete, dann gern für acht bis zehn Gulden hingegeben wurde. Der Handel brandenburgischer Kaufherren mit Heringen gestaltete sich denn auch äußerst einträglich, und der zeitgenössische Schriftsteller Leuthinger berechnet in seinen „Commentarien" den jährlichen Verkehr mit norwegischen Heringen in der Mark Brandenburg, selbst wenn man die Tonne nur für drei Joachimsthaler verkaufte, auf 960,000 Speziesthaler, eine für damalige Verhältnisse enorme Summe!

Was man in jenen früheren Zeiten übrigens für eigenthümliche Anschauungen — wie ja auch von allen sonstigen naturwissenschaftlichen Dingen — vom Heringe und seiner Lebensweise hatte, dafür mögen hier, zum Beschlusse unserer flüchtigen Skizze, noch einige Beispiele aufgeführt werden. So wird in einer seinerzeitigen Beschreibung ganz ernsthaft gesagt, daß die Heringe nach Art der Bienenschwärme aus dem äußersten Norden heruntergezogen kamen, und zwar „in großen Haufen, an deren Spitze immer ein Anführer mit röthlichem Haupte und weißen Zeichen vorausschwamm. Die Fische näherten sich der Küste, wenn sich an derselben einiges Licht, Feuer oder die Spur eines Menschen befand. Ihre Augen glänzten des Nachts wie Feuerblitze, und sie lebten blos vom Wasser allein, daher sie auch gleich abstanden, wenn sie ein bischen an die Luft kamen."

Das Merkwürdigste aber wird von dem bereits erwähnten norwegischen Schriftsteller Torfeson oder — wie er sich nach der Alles latinisirenden Sitte der Zeit nannte — Torfaeus mitgetheilt. Im Jahre 1587 fing man an der norwegischen Küste einen ungewöhnlich großen Hering, an dessen Bauche besondere merkwürdige Zeichen zu sehen waren, die man für unbekannte Buchstaben (!) hielt. Im Jahre darauf aber blieben in dieser Gegend alle Heringe aus, und auch bis zum Schlusse des Säkulums haben sie sich nicht wieder in der sonstigen Menge eingestellt, so daß mehrere Jahre hindurch mehrere tausend Kaufleute und Fischer, zu ihrem großen Schaden, eine vergebliche Reise nach Norwegen machten.

Kein Wunder, daß dieser fabelhafte Hering den streitbaren Gottesgelahrten jener Zeit, die überall Wunder und Zeichen zu sehen vermeinten, willkommenen Anlaß gab, wieder einmal das herannahende Weltende vorauszusagen. Ja, unser engerer Landsmann, der auch sonst als Schriftsteller bekannte Probst Jakob Coler zu Berlin, schrieb zum Beweise der Wahrheit dieser Prophezeiung ein eigenes Buch, das auch in einem Holzschnitte den schrecklichen Hering den Lesern vorführte. Der Titel dieses, jetzt zu den literarischen Seltenheiten gehörenden merkwürdigen Opus aber lautet: „Wunder einer Zeitung, die uns ein Hering aus dem Meer brachte, allen Menschen zur Warnung und Besserung beschrieben durch Jakobum Colerum. Gedruckt zu Berlin im grauen Kloster durch Nikolaum Volzen 1588."

Hiergegen klingt die von einem Laien abgegebene Erklärung — obgleich auch diese uns ein arges Kopfschütteln abnöthigt — doch um Vieles vernunftgemäßer. „Da die Heringe", heißt es, „einige Aehnlichkeit mit den Bienenschwärmen haben, so war vermuthlich dieser große Hering ihr Weiser oder Heringskönig, und daher blieben sie nach dessen Fange weg, wenn nicht andere physische oder zufällige Ursachen davon der Grund sind. Vielleicht war daran schuld, daß man in der Nachbarschaft einen von der Gattung Walfische gefangen oder getödtet hat, die der uralte nordische Königsspiegel „Sildreki" oder „Fiskreki" nennt. Denn diese pflegen die Heringe und andere Fische aus der hohen See an die Küsten zu jagen und sie den Fischern zuzutreiben. Wann sie aber in der See Blut sehen, oder daß einer von ihnen selbst gefangen oder verwundet worden ist, so verscheuchen sie aus der Gegend alle Heringe und kleinen Fische. Daher man ihnen ehemals im Norden dieser Dienstfertigkeit wegen keinerlei Leid zuzufügen pflegte."

Der „kleinste Staat" in Europa.

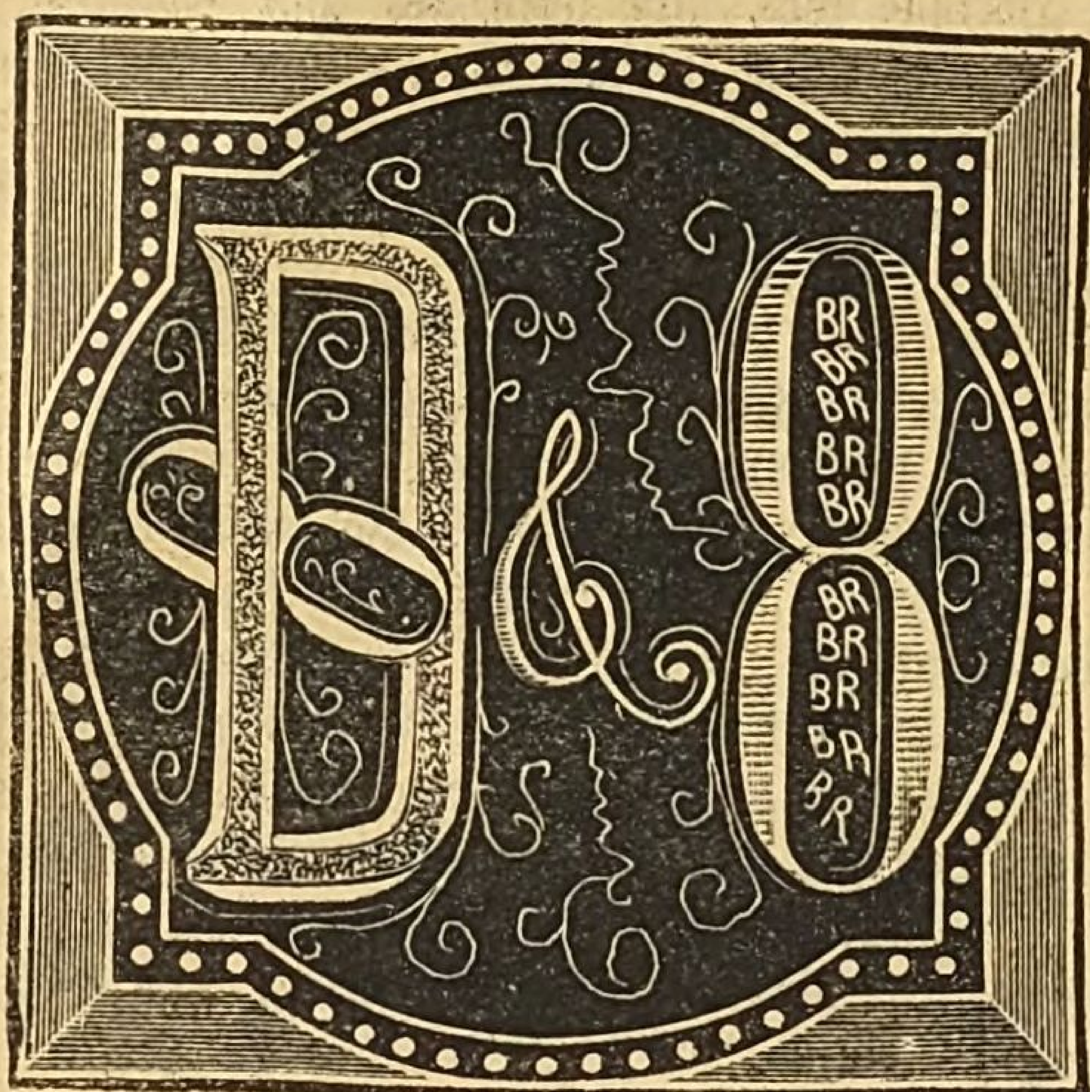
In Bezug auf den Artikel „Der kleinste Staat in Europa" in Nr. 4 unserer Sonntagsbeilage beehrt uns Herr H. Schmetz, Bürgermeister von Moresnet, mit einer Zuschrift, aus welcher wir auf seinen Wunsch zur Kenntniß bringen, daß die Ueberschrift insofern eine Ungenauigkeit enthält, als Moresnet kein „Staat", sondern eine neutrale Gemeinde ist, welche gemeinschaftlich von einem preußischen und einem belgischen Kommissar verwaltet wird. Offenbar war auch in unserem Artikel das Wort „Staat" nur im uneigentlichen Sinne gebraucht. Ferner theilt uns Herr Schmetz mit, daß Neutral-Moresnet bereits 2710 Einwohner zählt, daß Moresnet kein Wallfahrtsort ist, so daß in der durch alle Zeitungen gegangenen Notiz von der Wallfahrt für die Genesung des Kaisers Friedrich Moresnet mit einem weiter im Belgischen liegenden Gnadenorte verwechselt ist. Auch bestreite die Bergwerksgesellschaft nicht die gesammten, sondern nur einen Theil der Kosten für die Unterhaltung des Kultus. Endlich sei die Mittheilung unseres Artikels über die bewaffnete Macht und die Staatsuniform nur scherzhaft zu verstehen. Besonders gern nehmen wir von der Mittheilung des Herrn Schmetz Notiz, daß er nach dem Zeugniß des preußischen Kommissars ein im Verwaltungsfache durchaus vorgebildeter Beamter ist, der dem Bauernstande keineswegs angehört.

Räthsel und Spiele.

Räthsel.

Gern hab' ich als Student bei Tag und bei Nacht es in Kneipen.
Später erkannte ich erst, daß es dies Treiben auch war.

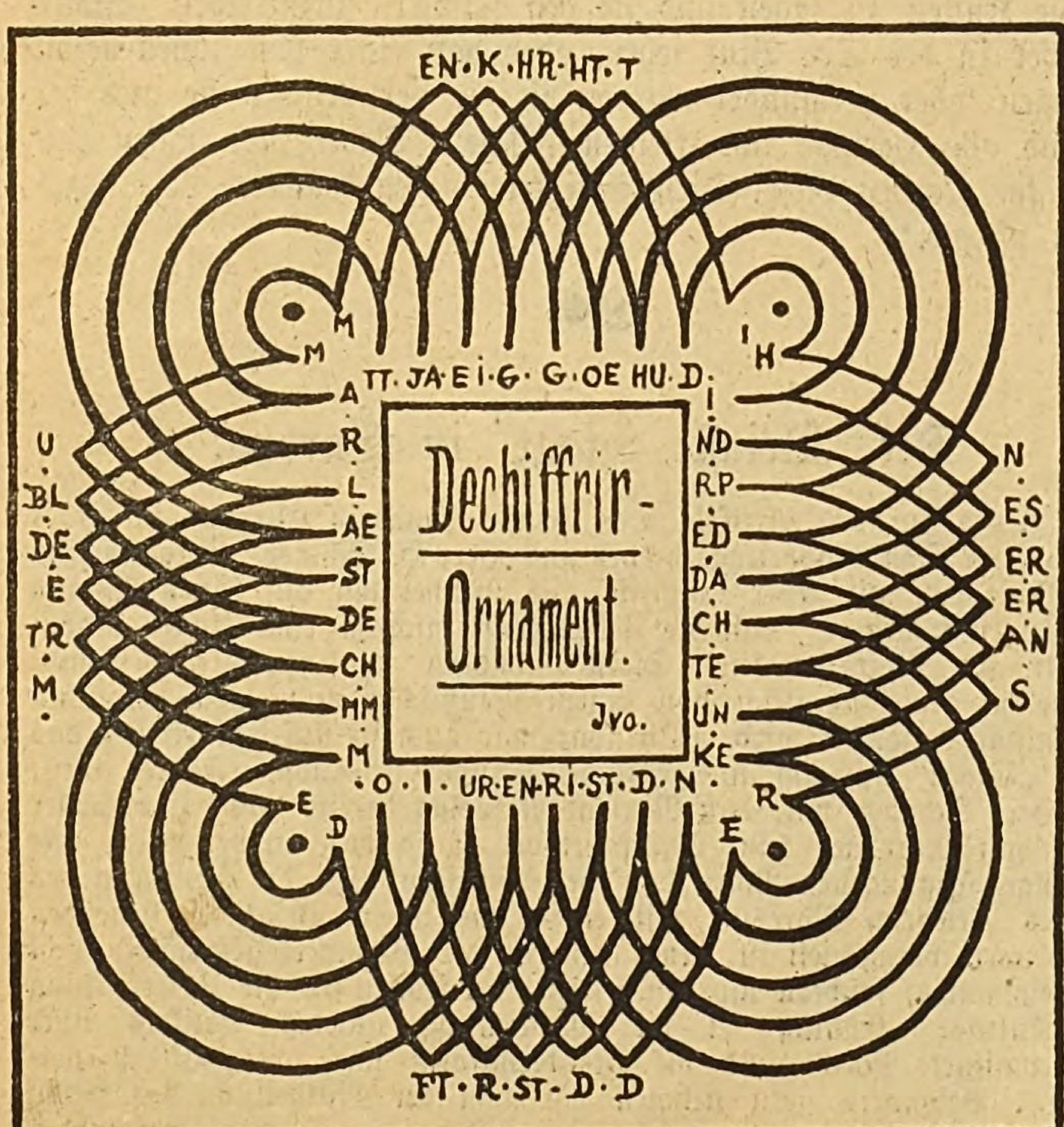
Rebus.



Räthsel.

Dem Hasen ich das Ganze machte.
Als ich ihn meiner Gattin brachte,
Da machte ich mit ihr es Zwei,
Daß er zum Sonntagsschmause sei.
Darauf hat sie — hättst Du's gedacht?
Am Sonntag ihn auch Eins gemacht.

Dechiffrir-Ornament.



Welches Citat von Schiller ergeben die Buchstaben des Ornaments richtig verbunden?

Königszug.

	qual	höh'n	win	und	nem	gen	
schillt	den	ter	bis	ei	zeit	mal	re
von	es	zum	tha	nun	mit	le	al
			thal	le			
wun	wie		weit	im		vor	wenn
der	den	o	wenn	sich	bei	und	spießt
bo	schön	stedt	baum	der	zeigt	lein	im
ist	zeit	lings	am	früh	das	gras	blüm
die	früh		ling	grün		er	ste
			ste	auf			
fließt	das	er	der	son	die	ber	steigt
wenn	zer	schnee	nen	strahl	im	und	ge

Auflösung der Räthsel aus Nummer 12.

Räthsel. Allerliebst.

Rebus. Der Prinz von Coburg ist in der Acht.

Füll-Räthsel.

1 3 5 2

h	o	m	o	n	y	m
h	e	r	u	l	e	r
m	e	r	i	n	o	s
n	i	k	o	d	e	m
f	a	r	a	d	a	y
s	c	h	a	d	o	w
a	n	r	e	c	h	t

6 5 (links) — 4 3 (rechts)

2 4 6 1

Sonnen-Räthsel.

Setzt man die Buchstaben von 14 aufwärts, und zwar immer eine Zacke überschlagen, zu Worten zusammen, so ergeben die der Außenseite:

Wie anders tragen uns die Geistesfreuden
Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt!

Faust I. Theil.

Der Innenseite:

Soll ich dir, Flammenbildung, weichen?
Ich bin's, bin Faust, bin deines Gleichen!

Faust I. Theil.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 14 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 1. April 1888

Der alte Glöckner.

Osteridyll von Wladimir Korolenko. Aus dem Russischen von A. Scholz.

Es war dunkel geworden.

Ueber der schwarzen, zackigen Linie des dichten Waldes stand der Vollmond. Noch ergoß sich das Lichtmeer seiner Strahlen nicht über die schlummernde Landschaft, noch war das kleine, weltverlorene Dörfchen am Ufer des Waldbaches in jene geheimnißvolle Dämmerung getaucht, welche den Frühlingsnächten eigenthümlich ist, wenn die leicht verschleierte Mondscheibe langsam und melancholisch über dem Horizonte emporschwebt die langen Schatten der Bäume den Wald in Dunkelheit hüllen und die nächtlichen Nebel sich silberblau schimmernd in den Lichtungen lagern. Schwermüthig, nachdenklich, still hatte die Nacht sich auf die Erde herabgesenkt.

Die guten Waldleute ruhen nach der schweren Last des Tages, aber nicht an Schlaf denken sie in dieser weihevollen Nacht vor dem Feiertag. Aus den Fenstern ihrer ärmlichen Hütten, deren Umrisse im nächtlichen Dunkel kaum erkennbar sind, schimmert das matte Licht der Heerdfeuer. Von Zeit zu Zeit knarrt ein Hofthor in den Angeln, ein wachsamer Hund läßt sein Bellen vernehmen, um sogleich wieder zu verstummen. Aus dem Dunkel des leise rauschenden Waldes tauchen die Gestalten von Fußgängern und Reitern hervor, ein Bauernwäglein kommt hie und dort den schmalen Waldweg daher; es sind die Bewohner der weit zerstreuten, einsamen Waldansiedelungen, die in ihr Kirchlein eilen, um das Fest des Frühlings andachtsvoll zu begrüßen.

Die Kirche steht auf einem Hügel inmitten des Dorfes. Ihre Fenster sind hell erleuchtet, während der alte, hohe, finstre Glockenthurm mit seiner Kuppel ins nächtliche Lasurblau emporragt.

Auf der Treppe, die zur Kuppel hinaufführt, hört man langsame, knarrende Schritte. Es ist der alte Glöckner Micheïtsch, der den Thurm besteigt; bald wird seine kleine Laterne, wie ein vom Himmel herabgeflogenes Sternchen, am Kuppelfenster erscheinen.

❦

Schwer wird es dem Alten, die steilen Staffeln empor zu klimmen. Die alten Beine wollen ihn nicht mehr tragen, hinfällig ist sein Körper und schwach sind seine Augen ... Lange schon, lange ist es Zeit für den Alten, zur Ruhe zu gehen, aber Gott schickt den Tod nicht. Söhne und Enkel hat er begraben, Alt und Jung zur letzten Ruhestätte begleitet, und er selbst lebt noch immer. Ach, gar schwer ist ihm dieses Leben ... Wie oft schon hat er das Osterfest eingeläutet, wie oft auf diesem Glockenthurme die feierliche Stunde erwartet, da er mit hellen, lauten Schlägen den Gläubigen die Auferstehung zu verkünden hatte! Und nun hat sie Gott wieder gesandt, diese Stunde ...

Er trat an das Thurmfenster und stützte sich mit dem Ellenbogen auf das Geländer. Unten, rings um die Kirche, hoben sich die Grabhügel des Friedhofes undeutlich aus dem Dunkel ab; die alten Grabkreuze schienen sie gleichsam mit ausgebreiteten Armen zu beschützen. Hier und da hingen, noch laublos, die Zweige einer Birke auf sie herab; der würzige Duft ihrer jungen Knospen drang zu Micheïtsch hinauf, und mit ihm zugleich wehte ein Hauch des ewigen Friedens da drunten ihn an ...

Wie wird's über's Jahr mit ihm stehen? Wird er wieder emporklimmen zu dieser Höhe, unter die ehernen Glocken, um mit lautem Getön die schlummernde Nacht zu wecken, oder wird er da unten liegen, in dem dunklen Winkel des Friedhofs, den er sich erwählt hat? Gott mag es wissen — er ist bereit. Heut will er jedenfalls seine Pflicht noch nach alter Weise erfüllen. „Ehre sei Gott in der Höhe!" flüstern die greisen Lippen, wie sie so oft schon geflüstert, und mit einem Blicke zu dem schimmernden Sternenmeer da droben bekreuzt sich der alte Micheïtsch.

„Micheïtsch, heda, Micheïtsch!" ruft von unten eine laute Stimme. Der alte Küster ist's, der nach dem Thurme hinaufschaut; aber er kann Micheïtsch nicht sehen, obwohl er die Hand über seine blinzelnden, thränenden Augen hält.

„Was willst Du? Hier bin ich!" antwortet der Glöckner, indem er sich zum Thurmfenster hinauslehnt. „Siehst Du mich nicht?"

„Kann Dich nicht sehen ... Ist's nicht Zeit, anzuschlagen? Was meinst Du?"

Sie blicken beide zu den Sternen empor. Tausende der göttlichen Flämmchen flimmern aus der Höhe auf sie herab. Das Sternbild des Bären hebt sich hell von dem übrigen Sternenheere ab. Sorgfältig prüft Micheïtsch seinen Stand.

„Noch nicht," ruft er dann hinunter, „warte noch ein Weilchen ..."

Er bedarf keiner Uhr, der alte Micheïtsch. Gottes Sterne künden ihm die Zeiten, sie sind ihm bekannt wie Himmel und Erde, wie die weißen Wölkchen, die langsam am Himmelsblau hinschwimmen, wie der dunkle Wald, der dort unten fast unhörbar rauscht, und das Plätschern des Baches, den die dunklen

Schatten der Nacht bedecken. Das Alles ist ihm bekannt und vertraut — nicht umsonst hat er hier sein ganzes Leben verbracht.

Eine ferne Vergangenheit taucht vor seinem Geiste auf: er erinnert sich, wie er zum ersten Male mit dem Vater den Thurm bestieg. O Gott, wie viel Zeit ist seit jenem Tage verflossen . . . und wie rasch ist sie verflossen! Er sieht sich als blondgelockten Knaben, seine Augen glänzen vor Freude; ein frischer Wind fächelt seine Wangen — nicht der Alltagswind, der da unten den Staub der Straßen fegt, sondern jener andere der wie ein kräftiger Athemzug des Waldes hoch in den Lüften weht. Und tief unten, in weiter Ferne, gehen kleine Menschen umher, und auch die Hütten des Dörfleins sind so klein, und die Lichtung, auf der es steht, scheint ihm so weit, so endlos weit . . .

„Ah, da ist sie — und wie klein erscheint sie doch jetzt!" lächelt der Greis, indem er seinen Blick über das Fleckchen Erde hinschweifen läßt, das hier die Menschen der Wildniß abgerungen haben. Und unwillkürlich vergleicht er dasselbe mit seinem eigenen Dasein: als er noch jung war, glaubte er, es würde kein Ende nehmen, und nun liegt es vor ihm, wie auf der flachen Hand, von Anbeginn an bis zu dieser Stunde . . . In Ehren ist er seinen langen Weg gewandelt, und die feuchte Erde wird ihm leicht sein. Ach, ginge es doch bald zu Ende!

Doch es ist Zeit, Mitternacht ist da. Noch einmal blickt Micheïtsch nach den Sternen, dann nimmt er seine Mütze ab, bekreuzt sich und legt die Hand an den Glockenstrang. In der nächsten Minute erzittert die Luft von einem lautem Schlage, ein zweiter, dritter, vierter folgt, und die leise schlummernde Feiertagsnacht erdröhnt von den hellen Klängen, die sich wie ein mächtiger Triumphgesang über die stille Landschaft ergießen . . .

*

Das Geläut ist verstummt. In der Kirche hat der Gottesdienst begonnen. In früheren Jahren pflegte Micheïtsch vom Thurme hinabzusteigen und sich in den Winkel neben der Thür zu stellen, um zu beten und den Ostergesang zu hören. Heut aber bleibt er oben, das Steigen fällt ihm schwer, Müdigkeit hat ihn befallen. Er setzt sich auf ein Bänkchen, horcht auf das dumpf vibrirende Tönen des verstummenden Erzes und beginnt zu sinnen — worüber? Er vermöchte es selbst nicht zu sagen.

Das graue Haupt auf die Brust gesenkt, sitzt er nachdenklich da. „Jetzt singen sie den Tropar,"*) denkt er und versetzt sich im Geiste gleichfalls in die Kirche. Auf dem Chor ertönt ein Dutzend singender Kinderstimmen; Vater Naum,**) der alte Pope, der nun längst todt ist, singt mit zitternder Stimme die Gebetschlüsse; Hunderte von Bauernköpfen neigen und heben sich, wie reife Aehren im Winde; die Bauern bekreuzen sich andächtig, es sind alles Bekannte, und Alle sind längst todt. Dort das strenge Gesicht des Vaters, neben ihm der ältere Bruder, der sich fromm verneigt und tief aufseufzt. Da ist er auch selbst, der stattliche junge Micheïtsch, blühend von Kraft und Gesundheit, voll unbewußter Hoffnung auf Glück, auf die Freuden des Lebens . . . Wo ist es, dieses Glück? Wie eine verlöschende Flamme flackert es auf in der Seele des Alten, und in hellem Lichte erscheint ihm auf einmal sein ganzes Dasein. Harte, schwere Arbeit und Kummer und Sorgen . . . wo ist es, dieses Glück? Nein, sie war nicht leicht, die Last, die er getragen, sie hat seinen starken Rücken gekrümmt, und Runzeln gruben sich in sein jugendliches Antlitz, und er lernte seufzen wie die Greise . . .

Doch sieh, dort zur Linken, mitten unter den Weibern des Dorfes, steht mit demüthig gesenktem Haupte sein junges Weib. Es war ein gutes Weib, Gott habe sie selig! Auch sie hat nicht wenig erduldet, die Gute. Noth und Arbeit und die Sorge um die Kinder haben ihre Jugendschönheit vernichtet, die strahlenden Augen trübten sich, und die feinen, anmuthigen Züge ihres Gesichtes nahmen allmälig, unter dem Einfluß beständiger Schicksalsschläge, einen stumpfen, gleichgiltigen Ausdruck an. Wo ist es geblieben, ihr Lebensglück? Einen einzigen Sohn hat Gott ihr gelassen, und den hat menschliche Lüge verdorben . . .

*) Ein kurzer Lobgesang.
**) Lies: Na — um.

Da ist auch er, der reiche Feind, der seine Tage vergiftet hat. Dort kniet er vor dem Altare, schlägt sich an die Brust und küßt die Fliesen der Kirche, um Vergebung zu erflehen für die blutigen Thränen, die er den Waisen erpreßt hat. Heiß wird es Micheïtsch ums Herz beim Anblick des Heuchlers, die dunklen Gesichter der Heiligen aber blicken streng herab auf menschliches Elend und menschliche Lüge . . .

Doch das ist Alles vorüber, längst vorüber. Jetzt ist dieser düstere Glockenthurm, in dem die Winde ihr Spiel treiben, seine ganze Welt. „Gott mag ihn richten," murmelt er leise und senkt den Blick zu Boden, während die Thränen langsam über seine Wangen rinnen . . .

„Micheïtsch, heda, Micheïtsch! Was treibst Du denn? Bist gar eingeschlafen?" tönt es auf einmal aus der Tiefe zu dem alten Glöckner herauf.

„Was?" ruft Micheïtsch, indem er hastig von der Bank aufspringt. „O Gott, bin ich denn wirklich eingeschlafen? O, diese Schande — zum ersten Male ist mir's begegnet!"

Und mit kundiger Hand ergreift er die Glockenstränge und beginnt zu läuten.

Da drunten auf dem Hofe des Kirchleins wimmeln die Bäuerlein wie ein Ameisenhaufen durcheinander, die Kirchenfahnen flattern rauschend im Winde, ihr goldener Besatz blinkt im Mondenschein. In feierlicher Prozession halten die Andächtigen ihren Umzug um die Kirche, und hell und freudig dringt es empor zu Micheïtsch:

„Christus ist erstanden!"

Und es ist ihm, als ob dieser Ruf lauten Wiederhall fände in seinem Herzen, als ob die Wachskerzen da unten plötzlich heller durch die Nacht erstrahlten, und die Kirchenfahnen immer lauter rauschten und immer höher stiegen, und der Nachtwind den Festgesang auf mächtigen Fittichen emportrüge, um ihn mit den feierlichen Klängen der Glocken in Eins zu verschmelzen.

Noch niemals hatte der alte Micheïtsch so schön geläutet. Es war, als ob sein greises Herzblut hinüberströmte in das todte Metall. Das war wie ein Tönen und Singen, ein Lachen und Weinen aus menschlicher Brust, das hundert- und tausendfach verstärkt zum Sternenhimmel emporstieg und ihm Kunde gab von irdischem Wohl und Wehe.

Die große Baßglocke ließ Himmel und Erde unter ihren gewaltigen Klängen erbeben und rief mit lauter, dröhnender Stimme: „Christus ist erstanden!"

Die beiden Tenore, die abwechselnd unter ihren eisernen Schlägeln erschauerten, fielen hell und freudig ein: „Christus ist erstanden."

Auch die beiden Diskante flochten, als ob sie zurückzubleiben fürchteten, ihre Kinderstimmchen in den Chor der Großen ein und sangen um die Wette: „Christus ist erstanden."

Und auch der alte Kirchthurm, der unter den gewaltigen Klängen zittert und wankt, und selbst der Wind, der vom Walde her dem alten Micheïtsch ins Gesicht weht, scheint einzustimmen in den Ruf: „Christus ist erstanden!"

Und das alte Herz des Glöckners vergißt den Kummer seines Lebens, vergißt, daß es einsam und verlassen ist, und es hört nur dieses Tönen und Singen, das zum Sternenhimmel emporklingt und dort ein Echo weckt, das ihm so bekannt, so bekannt klingt: die Stimmen seiner Kinder sind's, seiner Söhne und Enkel, die ihn umgeben und ihm ein herrliches Lied, ein Lied von Glück und Freude singen, die er auf Erden niemals gesehen . . .

Bewundernd hörten die andächtigen Bauern das Läuten des alten Micheïtsch und sagten flüsternd zu einander, daß er noch nie so schön geläutet habe. Da brach plötzlich die große Glocke mit einem schrillen Mißton ab, und gleich darauf verstummten auch die kleinen Glocken und Glöckchen; nur ein mehrstimmiges, klagendes Wimmern durchzitterte noch die Luft, dann ward es still auf dem Thurme . . .

Man eilte die Treppen empor — da saß Micheïtsch auf seinem Bänkchen, starr und unbeweglich; über seine Wange rann die letzte Thräne . . .

Die Rose von Putbus.

Von Alfred Ludwig.

Glühend heiß brannte die Sonne vom wolkenlosen Himmel hernieder. Welk und staubbedeckt hingen die Blätter und Zweige der Bäume rundumher, und Alles lechzte förmlich nach einem belebenden, erfrischenden Regen. Stickig, unerträglich schier war die Luft in dem engen Coupé, das bis auf den letzten Platz besetzt war, und nie wohl habe ich dem Ende einer Eisenbahnfahrt mit solcher Sehnsucht entgegengeharrt, als an jenem Morgen, zumal eine alte, jungferliche Dame, allen übrigen Mitfahrenden zum Trotz, eigensinnig das geringste Oeffnen des gegenüberliegenden Fensters untersagte obgleich sie in weiser Vorsicht sich bereits in Berlin einen Rückſi; gesichert hatte und somit gegen Zugluft geschützt gewesen wäre.

„Gott sei Dank!" rief ich, als endlich für mich die Erlösungsstunde geschlagen, und der behäbige Schaffner mit dem weithintönenden: „Greifswald! — Zehn Minuten!" — die Pforten meines Gefängnisses öffnete.

Eiligst sprang ich auf den Perron und zog mit gierigem Verlangen die balsamische frische Luft ein, ehe ich mich entschloß, nach meinem Gepäck mich umzusehen. — Es war ja auch nicht viel. Was braucht ein fahrender Maler unnöthige Kisten und Koffer? Mit dem einen Anzuge, den ich trug, hoffte ich alle mir auf meiner Ferienreise widerfahrenden Festlichkeiten wohl bestehen zu können, und im Uebrigen war für mich mein Skizzenheft die H u tsache. Alle herandrängenden dienstbeflissenen Träger abwi ɩend, trug ich mein Handkofferchen und Plaid selbst bis zum Ausgange des Bahnhofs und winkte mir dann einen herumlungernden, jungen Burschen heran, der willig meine Last gegen einen seiner Ansicht nach anscheinend reichbemessenen Lohn auf sich nahm und mich zum Bollwerk hinabführte.

Mit aufmerksamen Blicken beobachtete ich die von uns durchkreuzten Straßen und mußte mir gestehen, daß ich mich einigermaßen enttäuscht, ernüchtert fühlte über die in modernem Stil, aber kleinstädtisch und schmucklos errichteten Façaden rechts und links, denn ich hatte mir von dem alten, ehrwürdigen Greifswald ein weit alterthümlicheres Bild entworfen. Nur der Marktplatz, über den mich gleichfalls mein redseliger Cicerone führte, zeigte noch einige sehenswürdige Giebelbauten von seltener Schönheit, und mein verständnißvoller Führer, ein gesunder, lokalpatriotischer Pommer, berichtete, als er wohl meine bewundernden Blicke auffing, mit mehr Enthusiasmus, als historischer Wahrheit, daß jene Gebäude schon tausend Jahre alt und daß noch heute darin centnerschwere Bomben zu finden seien, die von der Schwedenzeit herrührten, als einmal die Russen die Stadt belagert und verwüstet hätten.

Mein kundiger Freund hätte mir sicher noch viel erzählt und so meine bereits in alle Winde zerstobenen Geschichtskenntnisse, die ich mit Noth und Mühe mir in der Schule erworben, wieder aufgefrischt, wenn nicht ein Blick auf den gegenüberliegenden Rathhausthurm, resp. auf dessen Uhr, mich belehrt hätte, daß es für mich Zeit war, mich hinunter zum Ryckfluß zu begeben, wenn ich den Abgang des am Mittag abfahrenden Dampfers nicht versäumen wollte. Schnell eilte ich deshalb die zum Bollwerk hinabführende Straße hinunter und ließ mich in meiner Hast selbst durch das mitunter lebensgefährliche Pflaster nicht zurückhalten.

Bald saß ich an einem bequemen Plätzchen auf dem Vorderdeck und sah dem ferneren Verlauf meiner Reise entgegen. Ich war voller schöner Erwartungen, denn schon oft und viel war der Ruf des sagenumsponnenen Eilandes an meine Ohren geklungen, das ich mir in diesem Jahre zum Ziel gesteckt hatte. Ich wollte nun selbst einmal die Ferien dazu benutzen, mit eigenen Augen alle die Naturherrlichkeiten des reizenden Rügen zu schauen, und plante nebenher auch, auf die Suche zu gehen nach einem schönen, stimmungsvollen Vorwurf für ein Bild, mit dem ich auf der nächstjährigen Ausstellung erscheinen wollte. Daß ich dabei die Absicht hegte, mit meinem Werke unbedingt zu glänzen, zu siegen, versteht sich von selbst, wer kennt nicht die kühnen, berauschenden Träume von einer glücklichen Zukunft, mit denen sich der Künstler wiegt. Wie oft bleiben es nur Träume! Doch schön sind sie dennoch für den Augenblick, ein Trost in Entbehrung und Mangel der Gegenwart, wenn man aus ihnen auch nicht zu dem ersehnten, erhofften Glanz und Glück erwacht.

Die Glocke gab das Abfahrtszeichen. Eine neben mir stehende dicke Bäuerin rief zu den auf der Brücke zurückgebliebenen Angehörigen hinüber:

„Grüß' ok noch Miken von mi und segg' ehr, dat de vom dütschen Huus noch een Schepel Birbieren hemm will!" und erweckte mich dadurch wiederum aus meinem Sinnen zur Gegenwart.

Langsam setzte sich der „Greif" in Bewegung und glitt an den Ufern entlang zur Mündung des Ryck hinunter. Rechts erschien bald das herrliche, an einem Hain gelegene Eldena mit den stolzen Gebäuden seiner landwirthschaftlichen Hochschule, während hier und da noch ein Ueberrest des Jahrhunderte alten Klosters auftauchte, um das herum damals sich erst Dorf und Stadt gebildet hatten. Und jetzt war von jenem nichts als eine altersschwache graue Ruine geblieben, diese aber leben und gedeihen noch heute, ein Zeichen der siegenden Kraft, der emsigen Thätigkeit, und verbreiten jetzt Bildung, Aufklärung und Gelehrsamkeit in alle Welt, während einst die frommen Mönche das erworbene Wissen ängstlich hinter ihren Mauern verborgen und verschlossen gehalten haben mochten.

Als wir nun endlich die kurzen Molen passirt und in den Greifswalder Bodden hinaussteuerten, ließ mir die Einförmigkeit der Ufer ein wenig Muße, mich unter meinen Reisegefährten umzusehen. Die den besseren Ständen angehörenden Passagiere der ersten Klasse hatten sich vornehm auf das Hinterdeck zurückgezogen. Ich hatte mich indeß, wie ich es stets auf meinen Schiffsfahrten zu thun pflege, des Ausblicks wegen nach vorn begeben und befand mich in Folge dessen in Gesellschaft recht rüstig und derb aussehender Gestalten, die an der Küste oder auf Rügen selbst ansässig sein mochten. Ihre wettergebräunten durchfurchten Gesichter legten Zeugniß dafür ab, daß sie auch bei Sturm und Unwetter oft schon die Strapazen einer Seereise überstanden haben mochten.

Ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren etwa war in dem kleinen Kreise ein lebhaft sprechender Erzähler. Er war ein hübscher, strammer Bursche, und der flachsblonde lange Schnurrbart stand gut zu seinem gesunden rothwangigen Gesicht und den hellen blauen Augen. Ich mußte mein Ohr erst an das platte Idiom gewöhnen, in welchem er in, wie es mir schien, etwas großthuerischer Weise von seinen Erlebnissen in der Hauptstadt berichtete. Alle staunten ihn aber mit unverhohlener Bewunderung an und schienen in ihm ein wahres Meerwunder zu sehen, wenn er von dem greisen Heldenkaiser, von unserem blonden Fritz und anderen berühmten Männern zu sprechen wußte.

Johannes Langhoff hatte seine Dienstzeit bei einem Garderegiment in Berlin abzumachen und befand sich bereits bald an dem Ende derselben. Zum Herbst kam er frei, jetzt aber befand er sich auf einem vierwöchentlichen Urlaub und wollte sich einmal wieder daheim umsehen.

„Na, Johannes, Du bist wohl froh, daß Du bald wieder ganz nach Hause kommst," sagte jene dicke Bäuerin, die schon vorhin bei der Abfahrt in Greifswald durch ihr breites, singendes, aber wohltönendes Plattdeutsch meine Aufmerksamkeit erregt hatte.

„Je nun!" erwiederte der Angeredete, mit den Achseln zuckend, „man lebt auch in Berlin nicht schlecht."

„Mag sein," widersprach sie, mir wollte es scheinen, fast verächtlich. Dann fuhr sie fort: „Ich danke, ich möchte nicht in dem Sodom und Gomorrah stecken!"

Johannes lachte laut auf, ehe er antwortete:

„Es ist nicht halb so schlimm, Mutter Kuhrten, als es von dem Schulmeister gemacht wird."

„Na, das sag' nur der Rosa, mein Junge! dann wird es wohl aus sein mit Dir und ihr."

Johannes erröthete bis unter die blonden, gewellten Haare und sprach dann mit offenbar unterdrücktem Zorn:

„Was ist's denn mit ihr und mir?"

„Das wirst Du selbst wohl am besten wissen, mein Junge," entgegnete schlagfertig die Frau und wandte sich darauf von der Gruppe fort.

Johannes starrte ihr eine Weile funkelnden Auges nach, dann aber zogen ihn die um ihn versammelten Männer wiederum in die vorhin unterbrochene Unterhaltung und munterten ihn durch ihre neugierigen Fragen zu weiteren Berichten über seine Erlebnisse in der Hauptstadt auf. Meine Aufmerksamkeit aber wurde nunmehr ganz und gar durch die wunderbaren, schattenhaften Gebilde in Anspruch genommen, in welchen am fernen Horizont die Insel auftauchte, die mehr und mehr sich verdichteten, sich klärten, und in denen dann das Auge die zerklüfteten, in ihrer Weiße weithin leuchtenden Kreidefelsen erkannte. Von ihnen hob sich wirkungsvoll der tiefgrüne Tannen- und Laubwald ab, der diese steilen Abhänge krönte, und hier und da erblickte man schlanke Kirchthürme, deren Spitzen aus den Gipfeln der Bäume hervorragten, oder man sah, wie ein Spielzeug aufgebaut, hin und wieder ein Dorf, eine Herrschaft, oder auch einen vereinzelten Bauernhof die Landschaft beleben. Und jetzt, bei einer kaum merklichen Wendung des Kurses tauchte vor meinen erstaunten Blicken ein seltsam phantastischer Bau mitten in dem tiefdunklen Grün auf, der, wie aus Marmor gebildet, mit seinen Zinnen und Thürmen weithinaus leuchtete wie ein Märchenpalast. Es war das fürstliche Jagdschloß in der Stubbnitz, wie mich der neben mir stehende Matrose belehrte, dieses einer Feenburg ähnliche Gebäude, das meine Bewunderung in so hohem Maße erweckt hatte. Der biedere Seemann, ein alter graubärtiger Mann, schien mein Empfinden zu errathen, denn er fuhr leutselig fort:

„Und hier links werden Sie gleich das fürstliche Badehaus in Lauterbach und darüber hinweg das neue Schloß von Putbus sehen. Das ist aber noch viel prächtiger als das Stubbnitzer."

Er hatte Recht. Ich konnte mich bald darauf nicht satt sehen an dem wunderlieblichen Panorama, das nunmehr gerade vor uns in Sicht kam. Lang hingestreckt, in antiker Formenschöne, lag inmitten herrlichsten Buchenlaubes ein tempelähnlicher Bau, das Badehaus von Lauterbach, und dahinter auf einer geringen Anhöhe die fürstliche Residenz Putbus mit ihrem wahrhaft herrschaftlichen Schloß, das erst unlängst in vergrößertem Glanze neu erstanden, nachdem das alte vor einigen Jahren ein Raub der Flammen geworden war.

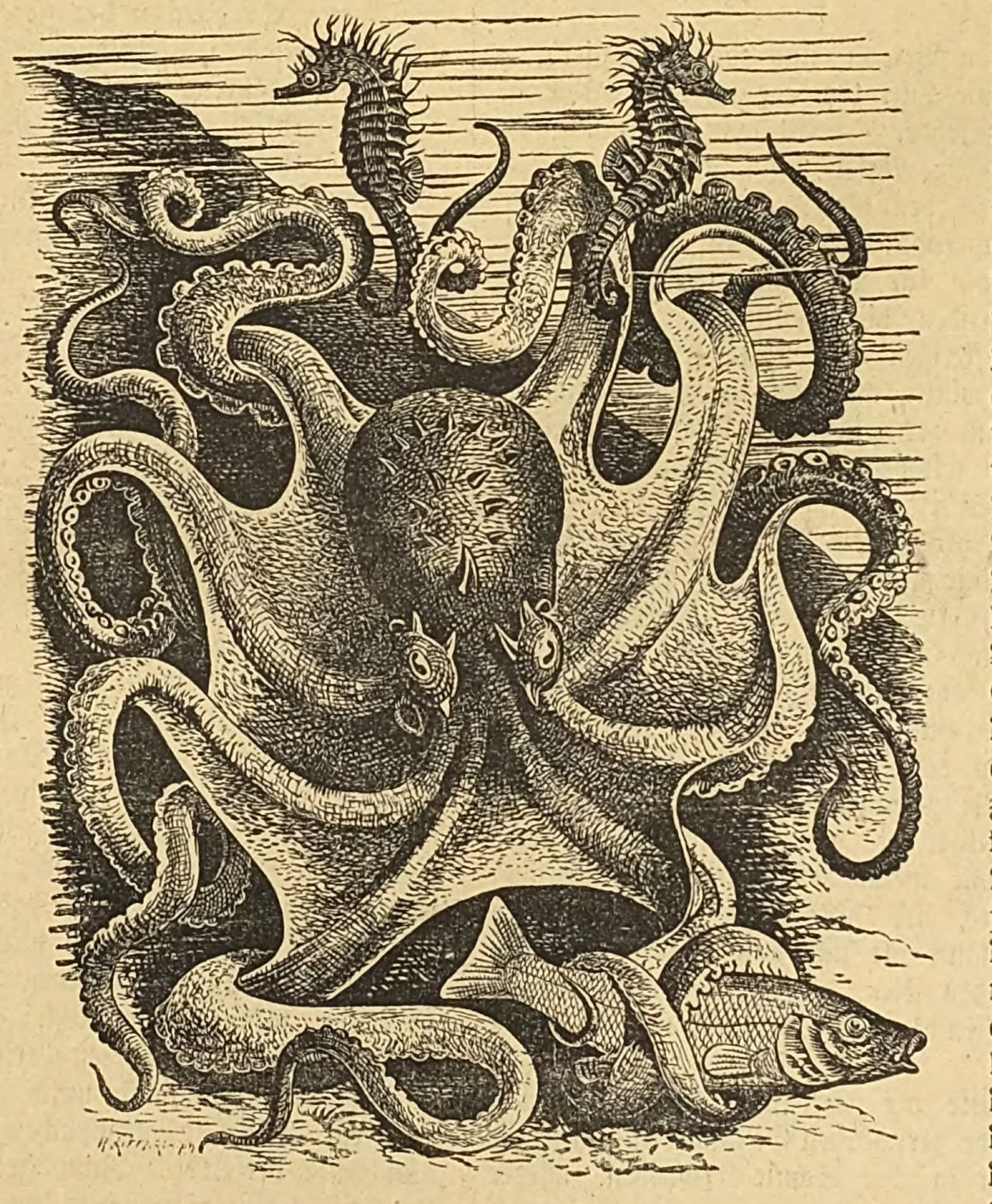
Ebenso, wie auch dieser Prachtbau in Weiß, wie aus carrarischem Marmor gemeißelt, erstrahlte, boten sämmtliche übrige Häuser des Ortes mit ihren kalkgetünchten Façaden einen reizenden Anblick dar. Man hätte in Wahrheit glauben können, aus den blauen schaumgekrönten Meereswogen tauche, der Fata Morgana gleich, eine ideale Landschaft vor dem bezauberten Schiffer auf, so märchenhaft schön, so bestrickend wirkte das vor mir sich ausbreitende Bild.

Forts. folgt.

Der Octopus.

Von Dr. L. Oldenburg.

Einer der interessantesten Bewohner des Berliner Aquariums ist der Octopus, der Polypus der Alten. Mancher Besucher des lehrreichen naturwissenschaftlichen Instituts geht allerdings achtlos an seinem Behälter vorüber, denn gewöhnlich hat er sich in einer Ecke mit Steinen derartig zugedeckt, daß nur ein scharfes Auge ihn in seinem Versteck sofort auffindet. Wer aber Gelegenheit erhält, ihn bei dem Aufbau seiner Höhle oder auf einem seiner Raubzüge beobachten zu können, fühlt sich durch das fremdartige, stets wechselnde Bild derartig gefesselt, daß er sich nur ungern von dem seltsamen Thiere trennt, welches als Bewohner der wärmeren Meere den Binnenländern nur wenig bekannt ist. Der Octopus ist in der That ein seltsames Geschöpf. Sein Körper besteht aus einem sackähnlichen Rumpfe und einem fast ebenso großen Kopfe. Der Kopf trägt acht lange, fleischige Arme, und diese Organe sind es gerade, welche dem Thiere das eigenthümliche, ungewöhnliche Ansehen geben. Jeder Arm ist in zwei Längsreihen mit schüsselförmigen, in schmaler Basis anhaftenden Saugnäpfen garnirt, welche durch feine Kanäle mit dem Rumpfe in Verbindung stehen. Will der Polyp sich an irgend einen Gegenstand anklammern, so legt er die Arme um denselben und saugt das in den Näpfen enthaltene Wasser ein. Der Druck des äußeren Wassers preßt nun sofort die leeren Näpfe und damit die Arme fest an den betreffenden Gegenstand. Welche Wirkung der Luftdruck auf die Wände eines leeren Raumes ausübt, zeigen die „Magdeburger Halbkugeln" in auffallender Weise. Der Druck des Wassers ist jedoch ungleich größer als das Gewicht der Luft. Will man den Polypen von dem einmal erfaßten Gegenstande losreißen, so vergrößern sich die wie Gummi-elasticum dehnbaren Näpfe, und in demselben Maße wächst der Druck des Wassers. Der Schreiber dieser Zeilen hat öfters beobachtet, wie der Octopus einen der mit ihm die Wohnung theilenden Taschenkrebse anfiel. Mochte der Krebs sich auch noch so verzweifelt wehren, es gelang ihm doch nie, sich den todbringenden Umarmungen des Polypen zu entziehen, und sein schließliches Schicksal war immer, daß er von den hornartigen, einem Papageischnabel ähnelnden Kiefern seines Mörders zermalmt wurde.



Der Octopus.

Schon im Alterthum gingen unter den Fischern des Mittelmeergestades die abenteuerlichsten Gerüchte um über die Raubgier und Verwegenheit des Polypen, aber erst in der neuesten Zeit konnte festgestellt werden, daß das Thier schwimmende oder tauchende Menschen wirklich in Lebensgefahr bringen kann. In der Nähe der Vancouver-Insel verschwand am 27. September 1877 plötzlich eine badende Indianerin in den Fluthen des Meeres, und als man die Leiche aus der Tiefe hervorholte, kam ein riesiger Octopus mit zum Vorschein, der sein Opfer noch fest umschlungen hielt. Will der Polyp ruhen und verdauen, so zieht er sich in den gewählten Schlupfwinkel zurück, ergreift mit seinen langen



Die Frauen am Grabe Christi. Von Bernhard Plockhorst.

Armen die zunächst liegenden Steine und häuft sie übereinander, bis eine geräumige Höhle geschaffen ist, die ihn den Augen etwaiger umherschweifender Feinde verbirgt. Das Spiel der Arme fesselt jeden Beobachter, und mancher mag über dem Anschauen des fremdartigen Bildes vergessen, sich die Frage vorzulegen, auf welche Weise das Thier seine Fortbewegung ermöglicht. Allerdings gebraucht es hin und wieder seine Greiforgane als Füße, aber die Bewegungen sind alsdann naturgemäß langsam und schwerfällig. Führt der Polyp aber einen Angriff auf irgend ein Thier aus, so sieht man ihn mit überraschender Geschwindigkeit das Wasser durchschneiden. Nun entdeckt jedoch das schärfste Auge nicht die Spur einer Flosse, und die Bewegungen der Arme sind nicht der Art, um den Gedanken aufkommen zu lassen, daß der Octopus sich durch Rudern fortbewege.

Es hat in der That auch längere Zeit gedauert, ehe man das Organ auffand, durch welches das Thier seine Ortsveränderungen bewerkstelligt. Wie die meisten Mollusken hat auch der Octopus einen Fuß, der sich aber bei ihm zu einer Röhre, dem sogenannten Trichter, umgebildet hat. Durch ein plötzliches Anspannen der Rumpfmuskeln treibt er das beim Athmen eingesogene Wasser in einem mächtigen Strahle vermittels des Trichters aus, und nach dem physikalischen Gesetze des Rückstoßes erfolgt in demselben Augenblicke die Bewegung des Thieres, die selbstverständlich der Richtung des ausströmenden Wassers entgegengesetzt, also eine rückwärtige ist. Wären das Segner'sche Wasserrad und die Turbinen noch nicht erfunden gewesen, so hätte das Studium des Polypen auf das Prinzip und die mechanische Verwerthung des Rückstoßes führen müssen. Glaubt der Octopus sich von einer Gefahr bedroht, so spritzt er durch denselben Trichter eine schwärzliche Flüssigkeit aus, welche das ihn umgebende Wasser sofort trübt und ihn somit den Angriffen des Feindes entzieht. Diese Flüssigkeit hat eine entfernte Aehnlichkeit mit Tinte, und da die meisten Kopffüßler sie zu erzeugen vermögen, bezeichnet man gemeiniglich sämmtliche Glieder dieser Molluskengattungen als Tintenfische. Bemerkenswerth ist noch, daß der Octopus zu den wenigen Thieren zählt, die wie das Chamäleon befähigt sind, ihre Farbe zu ändern. Die obere Mantelfläche enthält nämlich zahlreiche, mit dunklem Farbstoffe gefüllte Zellen, die das Thier beliebig zu erweitern und zu verengern vermag. Nach der Größe dieser Zellen richtet sich die Farbe der Haut, und somit besitzt der Polyp die Fähigkeit, sich in der Farbe den ihn umgebenden Gegenständen anpassen zu können. Aber auch in der Erregung erscheinen diese Veränderungen, die man also gewissermaßen dem Erröthen und Erbleichen des Menschen gleichstellen darf.

Außer dem Octopus besitzt das Aquarium an lebenden Tintenfischen noch einige Eledonen oder Moschuspolypen. Auch die Eledonen sind gefräßige Räuber, wenngleich sie dem Octopus an Größe und Stärke nachstehen. Der Verfasser dieser Zeilen war einst Zeuge, wie der eine dieser Polypen einen andern nach hartem Kampfe verschlang. Doch wie der Prophet Jonas unverletzt den Bauch des Walfisches verließ, so kehrte auch die verschluckte Eledone ans rosige Licht zurück und freute sich anscheinend nach der stattgehabten Abwechslung doppelt ihres Daseins in dem salzigen Elemente.

Die Frauen am Grabe Christi.

Hierzu das Bild von Bernhard Plockhorst.

Und da der Sabbath vergangen war, kauften Maria Magdalena und Maria Jacobi und Salome Spezerei, auf daß sie kämen und salbeten ihn. — Und sie kamen zum Grabe an einem Sabbather sehr frühe, da die Sonne aufging.

. . . Und sie gingen hinein in das Grab und sahen einen Jüngling zur rechten Hand sitzen, der hatte ein langes, weißes Kleid an; und sie entsetzten sich. — Er aber sprach zu ihnen: Entsetzet euch nicht! Ihr suchet Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten; er ist auferstanden und ist nicht hier."

Ev. Marci 16, 1. 2. 5. 6.

Eine praktische Erfindung, dies Telephon!

Erzählung von Ernst Rügen.

Mr. Wood streckte sich in einem der bequemen Fauteuils seiner Office so behaglich, wie dies nur ein Millionär im Stande ist; dabei rauchte er eine Havanna-Cigarre, so dick und wohlriechend, wie solche nur für einen mehrfachen Millionär passend erscheint.

Bah, Mr. Wood konnte sich das leisten, wurde er doch zu den reichsten Männern der reichen Stadt Boston gezählt. Aber — und wie könnte das Dasein eines Millionärs ohne Aber sein — Mr. Wood ließ sich's nicht an den Floras finos und Superbos de Cuba genügen, sondern suchte noch anderweitig sein angehäuftes Geld los zu werden. Das war kein leichtes Stück Arbeit und verursachte dem Manne arges Kopfzerbrechen. Mr. Wood hatte neuerlich mit riesigem Glücke in Schweinefett spekulirt, und ein unaufhaltsamer Dollar-Regen ergoß sich über sein kahles Haupt. Er bewohnte eine Villa, etliche Meilen von Boston entfernt. Diese war vollgepfropft mit Kostbarkeiten. Gobelins, deren jeder ein Vermögen kostete, zierten die Wände, und wieder darüber hingen moderne und antike Gemälde von hohem Werthe. Nicht minder hervorragend waren die Skulpturen, unter welchen insbesondere eine marmorne Venus blendete, welche Mr. Wood, wegen der mangelnden Toilette, mit orientalischen Geweben umhüllt hatte. Die gepolsterten Möbel vollends durften schön und kostbar genannt werden — die Stoffe waren nämlich auch auf der verkehrten Seite reich bestickt — daher auch den meisten Besuchern der Muth mangelte sich darauf niederzulassen. Mr. Wood war ein äußerst kunstsinniger Mann. Er hatte erst in jüngster Zeit wieder einen ersten Meissonier angekauft, doch mußte derselbe wegen Raummangels in die Küche gehängt werden. Natürlich war damit das Erstehen von Kunstgegenständen zu Ende, und er mußte einen neuen Kanal suchen, um seine überfließenden Dollarquellen ableiten zu können. Da hatte er einen vortrefflichen Einfall gehabt.

„Eine direkte Telephonverbindung zwischen Villa und Office! Das wäre eine prächtige Sache — dachte der glückliche Schweinefettspekulant — meine theure Gattin könnte mir dann durch den Fernsprechapparat mittheilen, wenn sie in die Oper oder das Konzert gehen wollte, ohne daß wir, wie bisher, derartige Wünsche schon des Morgens vor meinem Weggehen vereinbaren müßten."

Mr. Wood beglückwünschte sich selbst zu dieser schönen Idee und beauftragte in der Folge einen Unternehmer, dieselbe zur Ausführung zu bringen. Innerhalb kurzer Zeit war die telephonische Leitung vollendet. Die vornehmen Bostoner wurden grün vor Neid über dieses Ereigniß, Mr. Wood indeß roth vor Vergnügen, als er das erste Mal seine bessere Hälfte per Telephon befragen konnte, ob sie irgend einen Wunsch hege.

So weit waren die Dinge gediehen, als sich Mr. Wood, wie Eingangs erwähnt, behaglich in seinem Fauteuil streckte und darüber Betrachtungen anstellte, wie angenehm es auf dieser Welt ist, ein wenig Kleingeld zu besitzen. Da klingelte der Apparat und meldete, daß man in der Villa mit ihm zu sprechen wünschte.

Mr. Wood erhob sich und sagte halblaut:

„Sie will gewiß heute Abend den Rigoletto anhören."

Alsdann ergriff er das Sprachrohr und rief hinein:

„Was befiehlt mein Zuckertäubchen?"

Die Antwort ließ nicht auf sich warten.

„Entschuldigen Sie, ich bin nicht die Person, für welche Sie mich zu halten scheinen."

„Mit wem habe ich also das Vergnügen?" rief Mr. Wood.

„Smith, Einbrecher" kam es zurück!

„Ich verstehe wohl nicht recht, was Sie zuletzt sagten," entgegnete Mr. Wood einigermaßen erstaunt.

„Ich heiße Smith und bin Einbrecher," drang es jetzt ganz deutlich aus der Schallvorrichtung.

Mr. Wood wechselte die Farbe.

„Treiben Sie keine Späße und sagen Sie mir, was Sie wollen und wer Sie eigentlich sind," telephonirte Mr. Wood mit großem Stimmaufwand.

„Es freut mich, daß Sie die Sache so spaßhaft auffassen. Hören Sie also zu. Ich bin mit meinen Leuten in Ihre Villa eingedrungen, habe Ihre Frau Gemahlin und die Dienerschaft geknebelt, somit ist, wie Sie sehen, Alles in meiner Gewalt. Hören Sie ruhig zu, denn es würde Ihnen blutwenig nützen, wollten Sie die Polizei in Kenntniß setzen. Sobald Sie sich zu einer Unbesonnenheit hinreißen lassen, das heißt, sowie Sie sich von dem telephonischen Apparate entfernen, steht Ihre Villa in Flammen. Ich habe in Ihren Salon mehrere Bündel Heu schaffen lassen und etwas Petroleum daran gegossen, so daß ein einfaches Zündholz genügt, um Ihnen den rothen Hahn aufs Dach zu setzen. Sie sehen, werther Mr. Wood, daß ich Sie ganz in meiner Gewalt habe."

„Sie Unglücksmensch, Sie Mörder, Sie Räuber!" brüllte Mr. Wood in die Sprachvorrichtung.

„Kommen wir zu unserer Angelegenheit. Ich benöthige 5000 Dollars, und wenn Sie geneigt sind, mir diese Summe zu bezahlen, will ich gern auf das kleine Feuer Verzicht leisten und Ihnen keinerlei Schaden zufügen."

„Sie ruiniren mich," entgegnete Mr. Wood, denn diese Phrase war ihm aus seiner Geschäftspraxis sehr geläufig.

„Mr. Wood, Sie scherzen. Sie müssen heillos viel verdient haben, denn Schweinefett ist außerordentlich fest."

„Ich kann nicht," stöhnte Mr. Wood in das Telephon hinein.

„Sie zwingen mich, eine schlechte That zu begehen. Ueberlegen Sie wohl, denn ich halte schon das Zündholz in Bereitschaft. Ja oder nein? Wollen Sie zahlen?"

„Es sei denn," ächzte Mr. Wood

„In wenigen Augenblicken wird sich meine Vertrauensperson in Ihrer Office einfinden. Sie werden die verabredete Summe auszahlen und hierauf das Schlagwort erfahren, welches Sie mir telephonisch übermitteln, damit ich von der Abwickelung unseres Geschäftes überzeugt sein kann. Ich mache Sie noch darauf aufmerksam, daß wir keinen Check annehmen können. Es ist Punkt vier Uhr. Eben ist meine Vertrauensperson in Ihre Office eingetreten."

Mr. Wood wandte sich unwillkürlich um. Zu seiner größten Bestürzung wurde er eines tadellos gekleideten Herrn ansichtig. Dieser sagte in trockenem Geschäftstone:

„Ich habe für Rechnung des Mr. Smith 5000 Dollars einzukassiren."

„Gewiß," stotterte Mr. Wood, dem der Schreck in die Glieder gefahren war, und holte eilfertig ein Bündel Banknoten aus dem Geldschranke, das er dem Fremden vorzählte, und welches dieser würdevoll zu sich steckte.

„Können Sie mir mit einer guten Cigarre aufwarten?" fragte die Vertrauensperson von Mr. Smith leutselig.

„Sehr gern," entgegnete Mr. Wood unruhig, indem er dem Anderen seine Cigarrentasche reichte, „aber wollten Sie mir jetzt nicht gefälligst das Schlagwort mittheilen?"

„Thue recht und scheue Niemand. An Bord Alles wohl," sprach der Fremde gelassen und verließ mit einem leichten Kopfnicken Mr. Wood, der einigermaßen verblüfft zu dem telephonischen Apparat eilte und hinein rief:

„Thue recht und scheue Niemand. An Bord Alles wohl. Aber jetzt bitte ich Sie, werther Mr. Smith, sich gütigst entfernen zu wollen. Das Heu können Sie immerhin im Salon liegen lassen, und was meine Frau anbelangt . . ."

„Ihr wird kein Haar gekrümmt werden. Vergessen Sie nicht, mein Herr, daß ich ein Gentleman bin!"

Mr. Wood athmete um 5000 Dollars erleichtert auf.

*

Noch nie zuvor hatte Mr. Wood den Heimweg so schweren Herzens zurückgelegt, als jetzt, da er sich dazu verurtheilt sah, ruhig in seiner Equipage zu sitzen, während die Flammen bereits die Villa zerstören mochten und seine bessere Hälfte . . .

Seine Frau geknebelt! Mr. Wood hielt sich bei diesem Gedanken die Hände vor das Antlitz. Dann blickte er sehr bekümmert vor sich hin. Eine schreckliche Ahnung erfüllte seine Seele. Wenn die Damastmöbel durch das Petroleum gelitten hätten, welches jener eigenthümliche Gentleman aufgegossen hatte!

Eine peinigende Ungewißheit ließ ihn jeden Augenblick den Sitz in seiner Equipage wechseln, und stets von Neuem befahl er dem Kutscher, so rasch wie nur möglich zu fahren. Endlich hielten die dampfenden Pferde vor dem Eingang der Villa, welche sich friedlich den Blicken ihres Besitzers darbot. Jedenfalls war das Feuer noch zu unterdrücken.

Mr. Wood stürmte hastig in die Gemächer seiner Gattin, die er auf einer Chaiselongue ausgestreckt fand. Sie war keine hübsche Frau, in der Hand hielt sie einen französischen Roman, dessen 625. Seite sie eben zu lesen im Begriffe stand, und, unangenehm berührt durch die Unterbrechung, ließ sie ihre nichtssagenden Blicke auf dem eintretenden Gatten haften. Dieser warf sich mit theatralischer Verwegenheit seiner Ehehälfte an den kaum nennenswerthen Busen und versuchte zu schluchzen:

„Was Du gelitten haben magst, armes Täubchen!" rief er ein über das andere Mal.

Missis Wood sah ihren Gatten mit erstaunten Blicken an und preßte endlich mühsam hervor: „Also ist Schweinefett flau!"

„Lasse doch das Schweinefett bei Seite," entgegnete Mr. Wood ärgerlich, „sage mir lieber, ob die Kerle nicht doch Feuer gelegt haben!"

„Armer Mann," schluchzte Missis Wood mit würdigem Anstande, „Du hast gewiß schreckliche Verluste erlitten!"

„Was scheere ich mich um diese lumpigen 5000 Dollars, aber wissen möchte ich, wer eigentlich der Kerl war."

„Wer denn, Du mein gütiger Himmel?"

„Nun, der Einbrecher!" schrie Mr. Wood ungeduldig.

„Doch nicht bei uns!" entgegnete die Ehefrau nicht minder gereizt.

„Aber der Kerl hat Dich doch geknebelt!"

„Mich? Du bist wohl nicht recht gescheidt!" rief Missis Wood entrüstet und versuchte zu erröthen.

„Ich verliere in der That den Verstand! Erzähle mir also, was sich seit meiner Abwesenheit zugetragen hat, ich bitte Dich darum!" flehte Mr. Wood.

„Gar nichts hat sich zugetragen, ausgenommen daß ein gewisser Mr. Smith . . ."

„Ganz richtig und weiter?" schaltete Mr. Wood begierig ein.

„Daß ein gewisser Mr. Smith, ein sehr artiger junger Mann . ."

„Ja, das ist er, nur weiter, wenn ich bitten darf," drängte Mr. Wood.

„In sehr angenehmen Formen sich mir vorstellte und mich um die Erlaubniß bat, Dir eine geschäftliche Mittheilung per Telephon machen zu dürfen."

„Und er hat Dich nicht geknebelt und kein Heu in den Salon geschleppt?"

„Warum hätte er mich denn knebeln sollen, und weshalb hätte er gar Heu in unseren Salon schleppen sollen?"

„Das Warum ist hier gleichgiltig, aber er wird doch etwas gesagt haben?"

„Gewiß, er meinte unter Anderem, daß das Telephon eine große Bequemlichkeit wäre."

„Oh," sagte Wood und vergaß ganz und gar den halbgeöffneten Mund zu schließen.

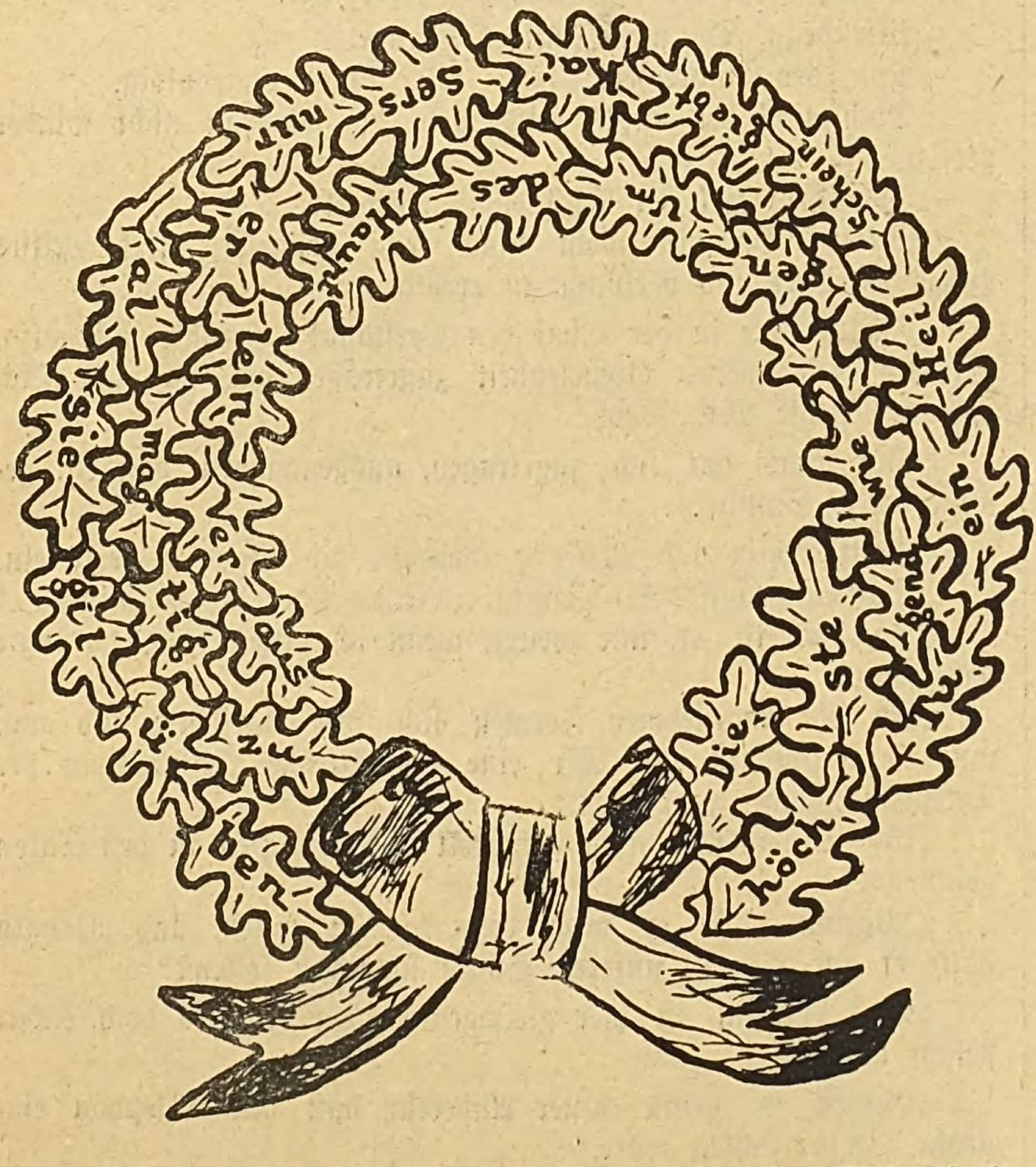
Offenbar war ihm ein Licht aufgegangen.

Räthsel und Spiele.



Ein Uebungsstück für die Fertigkeit im Ausschneiden.

Eichenkranz-Räthsel.



Die von rechts beginnende Zusammensetzung der Silben in den einzelnen Blättern ergiebt eine Stelle aus Goethes Faust II. Theil.

Räthsel.

Die Gattin zürnte; daß versöhnt sie würde,
Bracht' ich es ihr mit vielen süßen Früchten:
Die, dacht' ich, sollten ihren Groll vernichten.
Doch zog ich ab mit doppelt schwerer Bürde.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 13.

Räthsel. Verkehrt.

Rebus. Durchdacht und vollbracht.

Räthsel. Garaus.

Dechiffrir-Ornament.

Man beginnt mit dem obenstehenden „K" und verbindet abwärts die Linie des Ornaments verfolgend die Buchstaben. Der Text ist:

Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das **redende Blatt.**

Rösselsprung.

Wenn der Frühling auf die Berge steigt
Und im Sonnenstrahl der Schnee zerfließt,
Wenn das erste Grün am Baum sich zeigt
Und im Gras das erste Blümlein sprießt —
Wenn vorbei im Thal
Nun mit einem Mal
Alle Regenzeit und Winterqual,
Schallt es von den Höh'n
Bis zum Thale weit:
O, wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit!

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 15 — Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt — 8. April 1888

Die Rose von Putbus.

Von Alfred Ludwig.

Fortsetzung.

Ich war in den Anblick aller dieser Herrlichkeiten noch ganz versunken, als schon das Dampfschiff der weit hinausgebauten Landungsbrücke ganz nahe kam. Jetzt wurde es lebhaft auf dem Deck. Hin und her liefen die Matrosen. Kurze Kommandoworte des Kapitäns ertönten von dessen erhöhtem Standpunkt hernieder. Dann flogen Seile vom Bord zu der Brücke hinüber, wo dieselben von bereits harrenden Männern aufgefangen und befestigt wurden, und endlich konnte die Ausschiffung der Passagiere beginnen.

Ich war mit einer der Ersten, der den Fuß auf festen Boden niedersetzen konnte. Neben mir her sah ich den jungen Burschen eiligst die Landungsbrücke entlang schreiten, dessen wichtigthuenden Erzählungen ich vorhin eine Weile gelauscht hatte. Am Ende der Brücke mußte man eine Pforte passiren, wo die Fahrscheine geprüft wurden. Hinter derselben erwarteten verschiedene Männer und Frauen die Reisenden.

Johannes Langhoff eilte gleichzeitig mit mir durch das enge Pförtchen und stürzte mit Hast zu einer anscheinend nahezu erblindeten Frau hinüber, die, auf den Arm eines jungen Mädchens gestützt, seitwärts von den Uebrigen stand.

Mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit schloß der junge Mann das alte Mütterchen in die Arme und herzte es und küßte es. Dann ließ er dasselbe frei und wandte sich an dessen Begleiterin, jenes junge Mädchen, das inzwischen verlegen vor sich niedergeschaut hatte.

„Guten Tag, Rose!“ sagte er und streckte ihr linkisch die Rechte entgegen, welche jene freundlich ergriff, und mit einem herzgewinnenden Lächeln sprach sie:

„Sei willkommen daheim, Johannes!“

„Du bist noch schöner geworden, Rose,“ kam es von seinen Lippen, indem er unwillkürlich seinen Gedanken Ausdruck lieh.

Sie schlug erröthend die Augen nieder und erwiederte verlegen:

„Wir waren schon drei Tage hintereinander am Dampfschiff, denn Deine Mutter erwartete Dich schon früher.“

Und jetzt stimmte auch die alte Frau in dies Gespräch ein, und er begründete die Verspätung in seiner gewöhnlichen, lebhaften Redeweise, indeß seine Blicke blieben unausgesetzt an der reizenden Gestalt des lieblichen Kindes ihm gegenüber haften.

Aber sie waren erklärlich, diese bewundernden Blicke des heimkehrenden jungen Mannes. Selten wohl gab es eine entzückendere Mädchenknospe, als es Rose Nillsen, die Tochter des wackeren Schullehrers auf Putbus war. Niemals auch war der Name eines jungen Kindes ein so bezeichnender für die Person gewesen, als in diesem Falle. Rose Nillsen, oder die Rose von Putbus, wie man sie allgemein kurzweg nannte, war in der That so schön, so rührend sanft und zart, wie eine frisch sich erschließende Rosenknospe. Ein schlanker, graziöser Körper von seltenem Ebenmaß trug einen vollendet schönen Kopf, den dichtes blauschwarzes Haar in sanften Wellenlinien umrahmte. Das feingeschnittene, rosige Gesichtchen war von merkwürdig zarter, fast durchsichtiger Farbe. Eine edle Form der Nase, der scharfgeschnittene Mund mit seinen vollen rothen Lippen, das niedliche Kinn mit reizendem Grübchen, Alles war entzückend an ihr, wie an einer Rose. Indeß, was dem Ganzen erst die wahre Weihe verlieh, was alle diese Einzelheiten belebte, beseelte, waren die wunderbaren, tiefblauen Kinderaugen, die in unsäglicher Unschuld und Sanftmuth leuchteten. Mit diesen Augen mußte sich das liebliche Kind in jedes Herz hineinstehlen, mit diesen engelhaften Augen mußte es alle Welt für sich gewinnen.

Mir war es, als ob die Sonne versunken, als ob es Nacht geworden sei rundumher, als sich die Drei zum Gehen wandten, ein bereitstehendes Wägelchen bestiegen und schnell meinen Blicken entschwanden. Ich sah nichts mehr von allen den vorhin so angestaunten Herrlichkeiten der Natur. Alles erschien mir farb- und glanzlos.

In meiner Brust regte es sich in wildem, unverstandenem Weh. Ich wußte nicht, was ich beginnen sollte. Ein unheilvolles Ahnen erfüllte meine Seele. Mir war, als müßte ich fliehen, um größerem Schmerz zu entgehen.

In diesem chaotischen Durcheinander von Empfindungen und Gefühlen blieb ich wie an den Platz gebannt, obgleich mein Inneres die brennendste Unruhe verzehrte, obgleich das herbe Weh empor sich drängte und mir fast die Kehle zuschnürte. Mir war es, als ob ich in Thränen ausbrechen müßte, wie ein Kind, das einen unersetzlichen Verlust erlitten, und als ich dieses denkend mit mir ins Klare zu kommen suchte, fiel es mir wie eine Binde von den Augen, erkannte ich es, was mich beschwerte, fast zu Boden drückte: ich liebte! Als ich mir dies gestand, klopfte mein Herz stürmisch, jagten meine Pulse wie im Fieber, und glühend heiß brannten mir die Wangen.

„Ich muß sie suchen, ich muß sie finden, ich muß sie wieder-

sehen! — Sie oder keine!" rief ich fast laut, so daß ein unweit harrender Wagenlenker glauben mochte, ich hätte ihn angerufen, denn geschäftig eilte er herbei, nahm mir meinen Koffer aus der Hand und forderte mich zum Einsteigen auf.

Fast willenlos folgte ich ihm und saß alsbald, wieder in tiefes Träumen versunken, in dem Wagen, während derselbe mich die kurze Strecke dahinführte, welche Putbus von Lauterbach und damit vom Strande trennte.

Mein Kutscher hatte mich, da ich noch keine Wohnung anzugeben vermochte, zu einem Hotel auf dem „Cirkus" benannten, kreisrunden Platze gefahren, in dem man mir einstweilen ein gemüthliches Zimmer anwies, von dessen Fenstern aus ich einen Blick auf die ferne See frei hatte. Lange stand ich hier und schaute hinaus, indeß ich sah nichts von dem lieblichen Panorama, das mich sonst wohl entzückt haben würde. Ich stand und träumte und dachte an sie, dieses wunderholde Menschenkind, das meine Seele im Fluge eingenommen, das ich nie wieder würde vergessen können.

Das also war sie, die Liebe, diese allgewaltige Gebieterin unserer Herzen! — Wie sonderbar war sie über mich gekommen und hatte von meinem ganzen Wesen Besitz ergriffen, wie ein Wind, wie ein Hauch, ohne daß ich sie suchte, ohne daß ich sie auch nur wollte! Würde sie mir Glück und Befriedigung gewähren? Würde ich einstmals mir dieses herrliche Kind erobern können? Würde ich sie selig an meine Brust drücken und jubelnd und jauchzend mich ihrer Gegenliebe freuen dürfen?

Drohend, störend sah ich den jungen, munteren Burschen vor meinem geistigen Auge auftauchen, den sie mit seiner Mutter zusammen bei seiner Ankunft in Empfang genommen. Liebte sie ihn? Ihn, der ihr vielleicht von Kindheit her ein treuer Spielgefährte war, ihn, den ihr die fürsorglichen Eltern am Ende gar von Anfang an als künftigen Gatten bestimmt hatten?

Ich fühlte es wie einen körperlichen Schmerz, dieses brennende Weh, das mir bei jedem Gedanken das Herz verzehrte. „Ich muß Gewißheit haben!" flüsterten meine bebenden Lippen, „es kann nicht schwer fallen, in diesem kleinen Ort etwas Näheres darüber zu erfahren."

Im nächsten Augenblick stand ich unten auf der Straße und wendete mich nach rechts, der reizend angelegten Promenade zu, welche sich neben dem Schloßpark entlang zieht und von dessen uralten, prächtigen Bäumen beschattet wird. Ziellos schritt ich vorwärts und überlegte, auf welche Weise ich wohl den so ersehnten Aufschluß mir verschaffen könnte. Da erblickte ich rechts ein in großem Stil errichtetes Hotel, vor dessen Thüre eine zahlreiche Gesellschaft saß und der vom Park herübertönenden Musik der Badekapelle lauschte. Schnell entschlossen trat ich an einen frei gebliebenen Tisch und ließ mich daselbst nieder. Dem eifrigst herbeigeeilten Kellner befahl ich, ein einfaches Abendbrod und ein Glas Bier zu bringen, und begann, als derselbe diesen Auftrag ausführte, ihn wie folgt, auszuforschen:

„Es ist sehr schön hier."

„Nicht wahr, mein Herr?"

„Sind Sie aus Putbus?"

„O nein, mein Herr!"

„Dann sind Sie auch wohl nicht hier bekannt?"

„O ja, mein Herr."

Ich verzweifelte beinahe daran, daß ich von diesem wortkargen Ganymed das, was ich wünschte, herausbekommen würde. Ich legte ihm in bei mir seltener Anwandlung von Verschwendung eine Mark als Trinkgeld hin, worauf er mich ganz verdutzt ansah.

„Nehmen Sie nur, ich habe es Ihnen zugedacht!" sagte ich, sein Bedenken zerstreuend.

„O, danke sehr, mein Herr!" stotterte er freudestrahlend.

„Sie könnten mir einige Auskunft vielleicht über die hiesigen Verhältnisse geben?" fragte ich, geradeaus auf mein Ziel lossteuernd.

„O sehr gern, mein Herr!"

„Wie ist es — mit — giebt es viele hübsche Mädchen hier?" fragte ich, verlegen auf meinen Teller starrend.

„O, ich verstehe, mein Herr'" antwortete mein Gegenüber, und als ich aufblickte, sah ich, wie ein verschmitztes Lächeln seine Mundwinkel umzuckte.

„Mit den hiesigen ist nicht viel los," fuhr er, jetzt gesprächiger, fort, „es sind meistens dumme Gänse, mein Herr. Aber wir haben hier jetzt, in der Saison, auch ein Theater, und da —"

„Nein, Sie haben mich doch falsch verstanden," unterbrach ich ihn. „Es handelt sich nicht darum. Ich wollte wissen — ich möchte — ich interessire mich gerade für die hier auf der Insel Lebenden, Eingeborenen," stotterte ich. „Sie müssen nämlich wissen, ich bin Künstler, Maler, und bin hauptsächlich hier, um Studien zu machen."

„Ah," brachte der Andere hervor, mich nunmehr verständnißlos anstarrend.

„Bei meiner Ankunft heute Nachmittag sah ich in Lauterbach bereits ein junges Mädchen, das sehr schön war. Ich glaube gehört zu haben, daß man sie Rose nannte."

„O mein Herr, das ist etwas Anderes. Rose, die Rose von Putbus! Sieh! Ich glaube wohl, daß die schön ist!" rief der bis dahin so Gleichgiltige mit Lebhaftigkeit, „aber das ist ja auch ganz etwas Anderes!" wiederholte er nochmals.

„Wer ist denn die Rose?"

„Rose Nillsen, die Tochter des Schulmeisters hier, sein einziges Kind, sein Augapfel, ein Prachtmädel!"

„Sein einziges Kind? Dann war es also nicht ihr Bruder, den sie am Dampfschiff zusammen mit einer alten Frau, die ich für die Mutter hielt, in Empfang nahm?" fragte ich heuchlerisch, obgleich ich bereits wußte, daß jener Bursche nicht der Bruder war.

„Keineswegs, mein Herr. Auch nicht ihre Mutter. Die ihrige ist bereits seit Jahren todt, und sie besorgt seitdem den Haushalt des Schulmeisters. Jene alte Frau aber war wahrscheinlich die Nachbarin, Mutter Langhoff, die ihren Hannes, der in Berlin bei der Garde steht, in Empfang genommen hat. Ich hörte, daß derselbe auf Urlaub kommen würde. Rose ist nun nicht nur im väterlichen Heim die rege, schaffende Hausfrau, sondern auch der Nachbarin, die fast erblindet, ist sie ein hilfreicher Schutzengel."

„Und jener Bursche, der Sohn dieser Alten?" Ich mußte würgen, um das Wort herauszubekommen: „Ist er denn nicht der Liebste des jungen Mädchens?"

Der Kellner zog die Schultern.

„Das ist nicht möglich!" rief ich in erregtem Tone. „Diesen Bauernlümmel?!"

„Mein Herr, ich habe ja gar nichts gesagt," stotterte, ängstlich einige Schritte zurücktretend, der Kellner und machte dabei ein so einfältiges Gesicht, daß ich trotz meiner Erregung mich eines Lachens nicht erwehren konnte. Dadurch kam ich wieder zu mir, suchte verlegen meine Aufregung durch eine scherzhafte Aeußerung zu entschuldigen und verabschiedete den feinfrisirten Jüngling von mir.

Dann verfiel ich in stummes Sinnen und Brüten, in dem nur immer mich der eine Gedanke beschäftigte, der mein ganzes Innere erfüllte, der mich peinigte, dieser eine eifersüchtige Gedanke, daß ich dort, wo ich liebte, einen begünstigten Nebenbuhler finden würde.

Endlich konnte ich die mich erfüllende Unruhe nicht mehr bemeistern. Plötzlich sprang ich auf, ließ mein fast unberührtes Getränk stehen und eilte hastig hinweg.

Plan- und gedankenlos schritt ich einher. Bald hatte ich mich in den wunderbaren, idyllischen Schloßpark weit vertieft. Der Mond schien bereits vom reichgestirnten Himmel hernieder und hüllte Alles in seine magische Pracht. Von der Terrasse und Marmortreppe des Schlosses herab, sowie von den davor gelegenen Bauten her dufteten die Rosen und Nachtviolen mir entgegen. Die Wasser der vielen Fontainen und Kaskaden rauschten und rieselten, und in dem rundherum von weißer Marmorbalustrade eingesäumten Teiche wiegten sich auf silberglänzenden Blättern unzählige Lotosblumen auf und nieder. Vom Meere herüber wehte eine frische, erquickende Luft, die mir

angenehm die entblößte Stirn fächelte und die Blätter und Sträucher wie flüsternd hin und her bewegte, während hoch oben in den Gipfeln der mächtigen Buchen und Eichen, einer fernen Sphärenmusik vergleichbar, die dort angebrachten Aeolsharfen in melancholischen, abgerissenen Tönen ihre Weisen in die märchenhafte Nacht hinaushauchten.

Ohne mir aller dieser mich umgebenden Herrlichkeiten vollauf bewußt zu sein, schritt ich einher. In meiner Brust tobte und wogte es in wildem Durcheinander der widersprechendsten Gefühle. Ich liebte, heiß und leidenschaftlich, das empfand ich klar und zweifellos, allein ich tadelte mich deshalb selbst, schmähte mich, nannte mich einen lächerlichen Phantasten, einen romanhaften Narren, der sofort beim ersten Anblick eines Mädchens in Raserei verfällt, und suchte mir auszumalen, was Alles hinter dieser schönen äußeren Hülle an Falschheit und Heuchelei, an bäuerischer Einfalt und Dummheit verborgen sein konnte. Im nächsten Augenblick indeß war wieder all' dies, was ich als die Stimme meiner Vernunft mir selbst bezeichnete, in alle Winde verflogen. Ich sah ihn, diesen großthuerischen Burschen neben ihr, sah ihn als ihren Geliebten, sah sie Beide sich herzen und kosen, und das Blut meines Herzens erstarrte, der Schweiß perlte von meiner Stirn, und in den Schläfen hämmerte es, so daß ich die Hände dagegen pressen mußte und gewaltsam nach Athem rang.

In diesem Zustande lief ich mehr, als ich ging, durch die verschlungenen Gänge und Lauben hindurch und setzte mich müde auf die Bank in eine Laube.

Eine Viertelstunde wohl mochte ich in stillem Selbstvergessen geruht haben, als näher kommende Schritte mich aus meinem Sinnen weckten. Aufmerksam blickte ich auf und sah gleich darauf zwei Männergestalten an der Laube vorüberschreiten. Wie elektrisirt fuhr ich empor. Sofort erkannte ich in dem einen der beiden Wanderer den jungen Burschen, meinen Reisegefährten. Mir schlug das Herz, wie wenn ich meinem Feinde gegenüberstände, so wild und stürmisch. Ich mußte mich gewaltsam zwingen, ruhig zu bleiben, meine Gegenwart nicht zu verrathen.

„Wollen wir noch eine Weile uns niedersetzen, Johannes?“ hörte ich nun den Begleiter des jungen Mannes sagen. „Es ist ein so herrlicher Abend, und die feierliche Stille ringsumher ist so wohlthuend.“

Es war eine angenehme Stimme, der man gern lauscht. Diesen Eindruck empfand ich, während ich mich vorsichtig gleichfalls wieder niederließ.

Was aber zwang mich zum Bleiben, nöthigte mich in eine sonst von mir so verachtete Lauscherrolle hinein? Ich weiß es nicht. Ein unbeschreibliches Gefühl hielt mich gefangen und bannte mich an diese Stelle, so daß ich willenlos mich ihm überlassen mußte.

„Nun sag' einmal, Johannes,“ begann, nachdem die Beiden zwei Lauben von mir entfernt Platz genommen hatten, der Erstere wieder, „habt Ihr in Eurem so großartigen, rauschenden Berlin etwas so Entzückendes, Herz und Seele so mit wonnigem Frieden Erfüllendes, wie wir hier in unserer einzigen Natur? Nein, nein, ich möchte nicht hinaus aus diesem lieben, trauten Oertchen, in dem ich mein ganzes stilles und doch so frohes Glück gefunden.“

„Sie haben wohl Recht, Herr Nillsen,“ antwortete der Andere, „auch ich träume mich da draußen oft in die freundliche Heimath zurück. Indeß für eine junge, strebsame Manneskraft ist dennoch hier die Welt ein wenig zu eng und klein. Das müssen Sie doch zugeben? Im Uebrigen, Herr Nillsen, überall, wo man sein Brod hat, wo man, umgeben von Liebe und Treue sich sein Heim gründen kann, fühlt man sich wohl und glücklich. — Ich glaube, auch Rose wird so denken!“ setzte er schüchtern hinzu.

„Rose? Ich weiß doch nicht, Johannes. Das Kind wurzelt hier in dieser Erde mit allen Fasern seines jungen Lebens, ich glaube nicht, daß man sie so leicht in einen anderen Boden verpflanzen könnte.“

„Wenn ich dies Wagestück nun übernehmen würde, Herr Nillsen?“ fragte der junge Bursche, und seine Stimme zitterte ein wenig vor verhaltener Erregung. Aber auch ich war athemlos. Wie wenn mein Schicksal von der Erwiederung abhängig sei, so lauschte ich voller Spannung und Angst den Worten des älteren Mannes.

„Ich verstehe Dich nicht, Johannes, was meinst Du?“ antwortete dieser.

„Herr Nillsen, ich liebe Rose, ich habe sie von jeher geliebt. Seitdem ich sie heute wiedergesehen, weiß ich, daß es nicht die Liebe eines Bruders ist, die ich für sie hege. Ich fühle es, ich muß sie mir erringen, erobern. Sie muß mein Weib sein! Sie oder Keine!“

„Und was sagt Rose dazu? Glaubst Du ihrer Neigung sicher zu sein?“ fragte sanft, wie um zu beschwichtigen, der Andere.

„Wir haben noch nicht davon mit einander gesprochen, denn wir waren ja kaum eine Minute allein heute Nachmittag. Aber ich hoffe, daß sich mein Herz nicht täuscht, wenn es auf Gegenliebe zählt. Wie aber denken Sie, Herr Nillsen, darüber? Würden Sie mein Werben gewähren? Würden Sie, wenn Rose mein Flehen erhört, uns Ihren Segen geben?“ fragte der Jüngling bebend.

„Du weißt, mein Junge,“ antwortete jener weich, „daß ich Dich stets wie einen Sohn geliebt, und ich will es Dir gern gestehen, daß ich schon lange den Lieblingswunsch hegte, Euch Beide einst als Paar zu sehen. Du siehst also, Johannes, von meiner Seite droht Dir kein Hinderniß. Wenn Rose Deine Liebe erwiedert, selbstverständlich allerdings nur dann, will ich mit Freuden Eure Hände in einander legen, um so lieber noch, als ich weiß, daß dann auch sich das fromme Hoffen Deiner alten, lieben Mutter erfüllt!“

„O, Dank, tausendinnigen Dank!“ rief nunmehr wieder der Jüngere, und in dem Ton seiner Stimme jubelte es förmlich auf vor Wonne und Seligkeit. „Sie sind von jeher so gut gegen mich gewesen! Wie für einen Vater habe ich aber auch immer schon Verehrung und Liebe für Sie im Herzen empfunden. Jetzt indeß fühle ich, daß uns das Schicksal von Anfang an zu einander gedrängt, daß wir zusammen gehören, Alle miteinander, wie eine Familie. O sicher, wir werden Alle glücklich sein!“ rief er wie freudetrunken.

„Das gebe Gott!“ schloß gerührt der Vater des jungen Mädchens, dann trat eine kurze Pause ein, indem dieser den Jüngling vielleicht voller Zärtlichkeit an seine Brust gedrückt haben mochte. Nach einer Weile nahm der Aeltere wiederum das Wort und forderte nunmehr zum Gehen auf:

„Komm', jetzt ist's Zeit, mein Sohn. Die Frauen erwarten uns gewiß mit Ungeduld.“

Damit brachen sie auf und schritten gleich darauf wieder an meinem Platze vorüber.

Ich saß noch lange still und stumm und starrte vor mich nieder. Mir war, als ob sich um mich eine Eisrinde gelegt und alles warme, junge Leben in mir nach und nach erkaltet, erstorben wäre.

Wie lange ich so dagesessen, weiß ich nicht. Als ich endlich zu mir kam, fühlte ich, daß meine Wangen, daß meine im Schooße gefalteten Hände naß von den auf sie gefallenen Thränen waren. Ich sprang auf und eilte in mein stilles, einsames Zimmerchen, um mich alsbald in meine Kissen zu verbergen, in denen ich die Nacht hindurch schlaflos mit meinem Jammer rang.

❦

Am anderen Morgen erhob ich mich mit wirrem Kopf von meinem Lager. Ich überlegte ernstlich, ob es nicht rathsam sei, sofort wieder die Rückkehr anzutreten oder wenigstens einen anderen Ort zu wählen, wo ich meine Ferien verbringen könne. Als ich mich angekleidet hatte, bestellte ich mir das Frühstück auf mein Zimmer und erhielt damit gleichzeitig, wie es nach der Aussage des Kellners in dem Hotel üblich sei, meine Tagesrechnung, deren Höhe mich derartig in Erstaunen setzte, daß ich beschloß, sofort mir eine Privatwohnung zu suchen, wenn ich noch länger in Putbus bleiben wolle. Noch selbst nicht darüber mit mir einig, ging ich auf die Straße hinab und nahm mir

vor, mich wenigstens einmal hinsichtlich der Wohnungen in Privathäusern zu unterrichten. In Wahrheit jedoch geschah dies allein, um meine Entscheidung, den Ort zu verlassen, nur hinauszuschieben.

Ich bog diesmal von der herrlichen Promenade am Schloßgarten rechts ab und sah mich in der sich hier abzweigenden freundlichen „Hauptstraße" nach etwaigen Quartieren um. An dem Fenster eines sauberen, niedlichen Häuschens, das mit seinen grünen Fensterläden und ebensolcher Thüre recht einladend aussah, erblickte ich zunächst jenen Zettel, welcher kund that, daß man einen Sommergast suchte.

Schnell entschlossen trat ich hinein. Inmitten des Hausflurs stand, als ich die Thüre öffnete, Rose. Ich blieb, wie geblendet, auf der Schwelle stehen und war nicht im Stande, mich vorwärts oder rückwärts zu bewegen. Das durch die Hausthüre hineinfallende Licht fiel voll und ganz auf das reizende Kind und umstrahlte sie wie mit einer Gloriole. Sie erschien mir noch schöner, als am gestrigen Tage, jetzt wo sie, des Hutes entkleidet, ihr anmuthiges Haupt mir unverhüllt entgegenwandte. Auch sie stand eine Weile sprachlos da, und ihre wunderlieblichen, großen Kinderaugen hingen voller Erstaunen an der Gestalt des Eindringlings.

Forts. folgt.

Ein Illustrationswerk über Kaiser Friedrich III.

Von Guido Reinhart.

Hierzu das Portrait des Kaisers.

Unmittelbar nach der Thronbesteigung unseres Kaisers hat die hiesige Verlagshandlung von Franz Lipperheide mit der Herausgabe eines Lieferungswerkes begonnen, welches dem deutschen Volke den bisherigen Lebensgang des Herrschers im Zusammenhange schildern und durch bildliche Veranschaulichung hervorragender Lebensepisoden in gesteigerter Lebendigkeit vor die Vorstellung tragen soll. Die allgemeine Volksgunst, von der Kaiser Friedrich getragen wird, und die durch seine Krankheit hervorgerufene tiefe Theilnahme werden dem Unternehmen den empfänglichsten Boden bereiten. Der Verfasser Ludwig Ziemssen verspricht auf Grund der besten vorhandenen, zum Theil hier zum ersten Mal benutzten Quellen ein Lebensbild zu bieten, zu welchem ihm hingebende Gewissenhaftigkeit und warme Begeisterung die Feder führten, und der Verleger, dasselbe mit einem Illustrationsschmuck von künstlerischem Werthe reichlich zu beleben.

Von der Lösung dieser Aufgabe liefert uns das eben erschienene erste Heft ein sehr günstiges Zeugniß. Es beginnt naturgemäß mit der in die Regierungszeit König Friedrich Wilhelms III. fallenden Geburt des Prinzen im Neuen Palais, wozu die Illustrationen uns das Bauwerk und das Geburtszimmer vor Augen stellen, dann setzt es im ersten Kapitel fort mit der Schilderung seiner frohen Kindheitszeit und seiner Erziehung bis zur Konfirmation. Aus dieser Epoche erregt unser Interesse ein kleines Bildniß, welches uns den Prinzen in seinem fünften Lebensjahre in der damals üblichen Kindertracht zeigt. Auf den nächstfolgenden Seiten wird das Studienleben des jungen Fürsten in Bonn und seine Reise durch Italien, Südfrankreich und die Schweiz und später seine erste Fahrt nach England dargestellt, und bei dieser Gelegenheit wird auch das Lebensbild der Prinzessin Viktoria eingeflochten; von derselben bietet uns eine kleine Text-Illustration ein anmuthiges Kinderbild aus dem Jahre 1841. Zwei über beide Seiten reichende Vollbilder eilen mit ihrem Inhalt der weiteren Lebensdarstellung vorauf. In dem ersten wird uns der ungemein malerische und phantastische Eindruck geboten, welchen der Einzug des Kronprinzen in Jerusalem am 4. November 1869 gewährte; es ist dies eine Holzschnittnachbildung des berühmten, der Berliner National-Galerie angehörigen Gemäldes von Meister Wilhelm Gentz; das zweite zeigt uns den fürstlichen Heerführer im deutsch-französischen Kriege bei einem Gefechte am Mont Valerien nach einem Gemälde von Professor Bleibtreu. In einzelnen Text-Illustrationen sind die architektonischen Schauplätze bestimmter Lebens-Episoden veranschaulicht.

Das hier wiedergegebene Portrait des Kaisers in seiner Kürassier-Uniform eröffnet den Bilderschmuck des Werkes, dem wir unsere warme Empfehlung mit auf den Weg geben. Es erscheint in Klein-Quart-Format, wird etwa neunzig Illustrationen, darunter zwanzig doppelseitige, auf Kupferdruckpapier enthalten und in zehn Lieferungen zum Preise von sechzig Pfennig vollständig vorliegen.

Auf der Grabesstätte deutscher Kaiser.

Von G. Lanckenbein.

Es war im Heumonat des Jahres 18 . . Sonnige, wolkenlose Tage folgten auf einander, und eine drückende Schwüle lagerte auf den Gemüthern der Menschen. Wen konnte es da wohl zu Hause oder auf seiner Wirkungsstätte länger zurückhalten, den Wanderstab in die Hand zu nehmen, Gottes freie Natur aufzusuchen und in ihren kühlenden Schatten sich ganz der Erholung hinzugeben? Sollte ich, der ich so gern immer den modernen Ahasverus gespielt, etwa eine Ausnahme machen? Nein! Auch mich hatte ein wahres Reisefieber gepackt, und so ließ ich mir denn von meiner Behörde einen vierzehntägigen Urlaub geben, durchschweifte die lieblichen Thäler meines heimathlichen Taunusgebirges, suchte all die idyllischen, schon so oft mit meiner Gegenwart beehrten Plätzchen des benachbarten Odenwaldes, sowie die romantischen Thäler und Schluchten des Schwarzwaldes auf und war schließlich auch eines Tages nach Speyer, der Hauptstadt des bayerischen Palatinates, gekommen.

Mein erster Gang galt natürlich dem Dome, der inmitten herrlicher alter Promenaden auf einer kleinen Anhöhe ganz in der Nähe der „Rheinstation", der ersten und letzten Haltestelle der aus dem Großherzogthum Baden kommenden und dasselbe in umgekehrter Richtung betretenden Bahnzüge gelegen ist. Der einzige Zeuge vergangener Herrlichkeit des ehemals hier bestandenen Hochstiftes, sowie der altehrwürdigen Reichsstadt „der Todtenstadt des heiligen römischen Reiches", der Römer Nemetae oder Augusta Nemetum, ist der Dom unbestritten das großartigste Denkmal romanischen Baustils am Rheine. Wie kolossal seine Verhältnisse sind, geht daraus heraus, daß seine Länge 135 Meter, die Breite des Langhauses 42 Meter, die Länge des Querschiffes 61 Meter, die Grundfläche 4470 □Meter beträgt, die zwei östlichen Thürme 72 Meter und die zwei westlichen 66 Meter hoch sind. Die Gründung des herrlichen, jedem Beschauer imponirenden Baues fällt in das Jahr 1030 unter der Regierung des deutschen Kaisers Konrad II., welcher mit seiner frommen Gemahlin Gisela auch seine Ruhestätte in demselben fand. Die Nachfolger Konrads Sohn, Heinrich III. und der mit dem Bannfluche Gregors belegte Enkelsohn, Heinrich IV., dessen Leiche bekanntlich volle fünf Jahre in der von ihm an der Nordseite des Domes erbauten St. Afra-Kapelle unbegraben ruhen mußte, vollendeten, was der Vorfahr angefangen, und auch sie, sowie Bertha, die Gemahlin Heinrichs IV., gingen zur ewigen Ruhe hier ein. Eine weitere Grabstätte im Dome fanden Heinrich V., mit dem das salische Kaiserhaus ausstarb, Philipp von Schwaben, Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau, Albrecht I. von Oesterreich und Beatrix, die zweite Gemahlin Kaiser Friedrichs I. und deren Tochter Agnes.

Gar viel weiß das herrliche Denkmal von Unglücksfällen aller Art und den an ihm verübten Freveln unserer Erbfeinde zu erzählen. Mehrmalige große Brände in den Jahren 1289 und 1450, die Zerstörung der Kaisergräber durch die Söldnerschaaren des „allerchristlichsten Königs" im Jahre 1689 und das zweite Mal durch die Republikaner im Jahre 1794, welche ihre wilden Orgien

dabei vollführten, füllen seine lange Geschichte aus. Zu einem Heumagazine umzuschaffen, vermochte es selbst Napoleon I. nicht, daß der Dom wieder zum Gottesdienste eingerichtet ward, da er zu verfallen war und die Mittel zu seiner Wiederherstellung durchaus nicht vorhanden waren. Erst im Jahre 1842 gelangte das prächtige Bauwerk wieder zu seiner früheren Würde, indem der kunstsinnige Bayernkönig Ludwig I. den großartigen Entschluß faßte, den westlichen Thürmen gelegene „Vor- oder Kaiserhalle", auch das „Paradies" genannt, welche die im Jahre 1858 in Blenden von Gold-Mosaik ausgeführten sehr schönen 3 Meter hohen Standbilder der im Königschore begrabenen acht Kaiser enthält. Zur Rechten erblickt man Konrad II., Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau und Albrecht I. von Oesterreich, links die drei Heinriche, sowie Philipp von Schwaben. Außer vier hübschen Reliefs sieht



Kaiser Friedrich III.

das ganze Innere al fresco malen zu lassen. Die besten Künstler in ihrem Fache, wie Baudirektor Hübsch aus Karlsruhe, der Historienmaler Joh. Schraudolph aus München und der Ornamentiker Schwarzmann aus Tirol führten die Restauration in den Jahren 1845 bis 1858 aus, deren Vollendung durch das am 24. Oktober 1858 abgehaltene Domfest auf das Glänzendste gefeiert ward.

Tritt man in den Dom, so gelangt man zuerst in die unter man noch über dem innern Hauptportale al fresco die Weihe der Kirche an die heilige Jungfrau, rechts den ersten Märtyrer Stephanus mit der Palme und den heiligen Bernhard von Clairvaux, welch letzterer durch seine hier im Jahre 1146 gehaltene feurige Predigt Konrad II. zum zweiten Kreuzzuge zu begeistern wußte, und links Johannes den Täufer, auch befindet sich hier das Bildniß des Malers Schraudolph.

Einen großartigen und erhabenen Eindruck macht das Innere

der in ihrer Art ganz einzig dastehenden Kirche. Was die Aufmerksamkeit des Besuchers in hohem Grade fesselt, sind die berühmten Fresken (zweiunddreißig an der Zahl) nach Kompositionen von Schraudolph, welche ihr Entstehen der Kunstliebe der beiden Bayernfürsten Ludwig I. und Max II. zu verdanken haben und die zweifelsohne mit zu dem Besten und Schönsten zählen, was die neuere vaterländische Kunst hervorgebracht hat. Die acht größten Bilder im südlichen und nördlichen Seitenchore haben etwas über sechs Meter Breite und eine Höhe von sieben Metern. Die Ornamente rühren sämmtlich von Schwarzmann her. In chronologischer Reihenfolge so geordnet, daß die Gemälde links beginnen und dann immer in dem korrespondirenden, gegenüber angebrachten Felde ihre Fortsetzung finden, stellen sie Szenen aus der altbiblischen Geschichte und aus dem Leben unseres Erlösers dar. Und geht man das Mittelschiff durch, so erreicht man den zehn Stufen höher liegenden Königschor, der die Gräber der erwähnten Kaiser und kaiserlichen Frauen birgt, und in welchem die überlebensgroßen Steinbilder von Rudolf von Habsburg und Adolf von Nassau aufgestellt sind und zwar Jener sitzend, das Schwert in der Rechten und den Helm zu Füßen, und Dieser kniend, auf hohem Sarkophage. Noch innerhalb des Langhauses wandelt man über die Grabsteine der drei zuletzt verstorbenen Speyerer Bischöfe Nikolaus von Weis († 1869), Konrad Reither († 1871) und Bonifacius von Haneberg († 1876), und in der Mitte des Hauptchores erblickt man den im reichsten romanischen Stile von Viotti ausgeführten Hauptaltar, worüber sich eine mit prächtigen Fresken dekorirte, 48 Meter hohe Kuppel wölbt. Ein längeres Betrachten verdienen auch die Fresken der übrigen Chöre, wie nicht minder lohnend ein Besuch der im Jahre 1857 hergestellten Krypta ist, welche unter dem Chore und Querschiffe liegt, von 20 Pfeilern getragen wird und deshalb architektonisch interessant ist, da sie dem ältesten Theile der Kirche angehört. Der alte Grabstein Rudolfs von Habsburg, sowie ein uralter Taufstein finden sich darin vor.

Um den Dom herum kann man noch manches Sehenswerthe in Augenschein nehmen. Da ist vor Allem der im Jahre 1411 errichtete Oelberg, eine etwas wunderliche Steinmasse, von einer auf fünf gothischen Pfeilern ruhenden Kuppel überwölbt und die Gefangennahme Jesu durch Judas im Garten von Gethsemane darstellend. In dem für die Stadt so denkwürdigen Jahre 1689 ebenfalls ein Opfer der Verwüstungen der Franzosen geworden, wurde der Oelberg im Jahre 1883 theilweise wiederhergestellt. Ganz nahe dabei in östlicher Richtung ist ferner der „Domnapf", eine riesige Sandsteinschüssel, welche einst das städtische Gebiet vom bischöflichen abgrenzte. Bei der Wahl eines neuen Kirchenfürsten gaben die Bürger der Stadt Letzterem bis dahin das Geleite, worauf derselbe, alle städtischen Freiheiten anzuerkennen feierlichst beschwörend, die Schüssel mit Wein füllen ließ, „damit jedermänniglich auf sein Wohl sich gütlich thue". Zum letzten Male kam dieser feierliche Akt im Jahre 1611 vor. Noch weiter östlich gehend, kommt man dann zum „Heidenthürmchen", einem Ueberbleibsel der alten im Jahre 1080 durch Bischof Rüdiger erbauten Stadtmauer, dessen Unterbau wohl römischen Ursprunges ist.

Sehr hübsche Zierden des Domgartens sind zwei Büsten, wovon die eine in Erz den Gymnasialprofessor und Astronomen Schwerd und die andere, in Marmor gemeißelt, den Gründer der ersten Anlagen des erwähnten Gartens, den verstorbenen Regierungspräsidenten der Pfalz, v. Stengel, darstellt. Dicht daneben erhebt sich eine 22 Meter hohe Fontaine, welche an besonderen Tagen springt. Auf besonders historischer Stätte erhebt sich das schöne Volksschulhaus nicht weit vom Dome, indem hierselbst der „Retscher" stand, welcher seit Karls IV. Regierung die Unterkunft der deutschen Kaiser bildete, und in dessen Mauern nicht weniger als 29 deutsche Reichstage (der letzte 1601) abgehalten wurden. Bekanntlich hatte im Retscher auch das Reichskammergericht (von 1529—1694) seinen Sitz. Noch sei des „Altpörtels" (alta porta) hier Erwähnung gethan, ein am Ende der vom Dome in westlicher Richtung laufenden Hauptstraße der Stadt, der schönen, breiten Maximiliansstraße, stehender viereckiger gothischer Thurm, welcher ebenfalls einen Ueberrest der mittelalterlichen Stadtbefestigung bildet.

Was den längeren oder kürzeren Aufenthalt in Speyer besonders angenehm gestaltet, ist der unter den Eingeborenen herrschende gesellschaftliche Verkehr nach echt süddeutscher, ungezwungener Weise. Heitern und sorglosen Temperamentes, vereint mit etwas derben, aber natürlichen Manieren und offenem, schlichtem Wesen, kommt der Pfälzer dem Fremden freundlich und aufmerksam entgegen und läßt ihn gern an all seinen Zerstreuungen theilnehmen. Heißt doch sein uralter, ewig neuer Wahrspruch:

„Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's."

Weibliche Handarbeiten.

Von Emmy Heine.

Für alle die Handarbeiten, welche viel Zeit und helles Tageslicht beanspruchen — und wie wenige sind von dieser Vorbedingung ausgeschlossen! — gilt die Zwischenzeit vom winterlichen Gesellschaftstrubel bis zum Stillleben sommerlicher Abgeschiedenheit als die schaffensreichste. Haben sich doch inzwischen Wünsche für erneuenden Zimmerschmuck, sowie für Verzierungen an der Toilette und Wäsche, gleichzeitig die Neuheiten der Industrie angesammelt, welche der herrschenden Richtung auf diesem Gebiete entsprechend, uns in jeder Saison mit ihren Produktionen überrascht. Welche Fülle von Geweben zu den verschiedenen Gattungen von Decken, Stores, Gardinen und Schonern aller Art, sowohl in dichten Leinenstoffen der Holbein-, Russisch-, Siebmacher-, Kuba- und anderer Leinenarten, als der gern verwendeten Kongreß-, Orient- und Antikstoffe, sowie der Gazearten, auf denen die oft betreffs ihres Werthes überschätzten „echten" Stickereien nachgebildet werden, finden dazu Verwendung.

Es ist bewundernswerth, welcher Mühe und Ausdauer sich unsere Frauenwelt unterzieht, um die längst gelösten Räthsel dieser fremdländischen Technik mit dem durch das deutsche Kunstgewerbe zugänglich gewordenen, in gleicher Vortrefflichkeit hergestellten Material so nachzubilden, daß die Arbeiten jeden Vergleich mit ihren Vorbildern auszuhalten vermögen.

Im Salon sind es die Tischläufer, Sophaschoner, Kissen 2c., für welche der orientalische Geschmack mit seinen feurigen Farben bevorzugt wird. Janina- oder persische Stickereien auf Tuch oder Fries arbeitet man in stilvoll blumigen Mustern mit Orientwolle und Seide, wobei das Altgold, Türkischroth und ein ziemlich kräftiges Blau vorherrschend Verwendung finden. Flache Metallfäden und Goldschnur entsprechen der Farbenpracht dieser Stickereien und tragen wesentlich zu ihrer Eleganz bei.

Ein beliebtes Material für Tischläufer, Schlummerkissen und Schoner bietet sich in einem durch bunte, ripsartig eingewebte Streifen an den Außenwänden begrenzten Kanevasstoff, welcher auf der für Stickerei freigelassenen Mitte in den Farben der Streifen mit Flachstickerei im persischen Geschmack verziert wird. Die Technik ist eine sehr einfache, geometrisch geregelte und die Wirkung zwischen den gleichfarbig einrahmenden Streifen eine ungewöhnlich reiche, namentlich wenn außerdem Goldfäden in Anwendung kommen und die Garnirung daraus hergestellter eckiger Kissen mit Schleifenbüscheln aus schmalem Picotband in übereinstimmenden Farben und aus gelblicher, zum Kanevasfond passender Spitze besteht. Dasselbe gilt für die runden Schlummerpuffs, deren Garnirung nach wie vor der Form der Knallbonbons entlehnt wird. Allerdings vergißt man das Vorbild angesichts der hübscheren Ausstattung. Eine ebenfalls sehr beliebte Stickerei bilden die durchbrochenen Arbeiten auf Fries oder Tuch, deren Muster mit Seide, Wolle, Brillantgarn, Krausgespinnst und metallisch glitzerndem Material in Platt- und Phantasiestich,

sowie aufliegenden, mit Ueberfangstichen befestigten, doppelten und dreifachen Fadenkonturen ausgeführt und alsdann zwischen den Dessinfiguren ausgeschnitten wird. Das Unterlegen mit andersfarbigem Stoff erhöht den Effekt. Der Neigung für den von Neuem verbreiteten Rokoko-Geschmack entsprechen die Arbeiten auf hellem Seidenstoff, Fond und Stickerei in den matten Farben der Gobelins gehalten. Die Muster, in kapriziösen Linien und Verschnörkelungen vorgezeichnet, werden mit Stiel- und Plattstichen ausgeführt und reich mit Goldfäden untermischt. Den hauptsächlichsten Reiz der daraus hergestellten Gegenstände bilden die Stoffgarnituren mit ihren Farbenkontrasten, sowie die präzise gearbeiteten Passementen und Spitzenbesätze. Es sind fast ausschließlich kleine Kostbarkeiten für das Boudoir eleganter Frauen, welche man aus diesem Material fertigt; sie werden als beliebte Geschenk-Objekte unter befreundeten Damen bevorzugt.

Zu den dekorirenden, der Handarbeit unterworfenen Gegenständen gehört vor Allem das unermeßliche Feld der Decken, deren eigentliches Reich das Speisezimmer bildet. Für diese ist es die Hauptindustrie der slavischen Völker, die Arbeiten der Magyarinnen und Russinnen, welche die deutsche Frauenwelt zu Vorbildern erwählte, um durch sie die oft einförmige Stimmung der weißen Leinendecken mit effektvollen, originellen Mustern zu beleben. Tischläufer, welche den so leicht gefährdeten Platz auf der Mittelbahn des Tafeltuches beschützen, Tellerdeckchen, als Ruhepunkte zwischen den doppelt gestellten Tellern, Tablett-, Büffet-, Servir- sowie unzählige andere, je nach dem Zweck benannte Decken haben die Aufgabe zu erfüllen, sich als eine Hauszierde im Speisezimmer Geltung zu verschaffen.

Die eingangs erwähnten Leinenarten werden je nach der für ihre Ausschmückung bevorzugten Technik feiner oder kräftiger gewählt. Für die Echtheit des dem Wäscheprozeß unterworfenen Arbeitsmaterials, als: Garn, Seide, selbst waschechtes Gold übernimmt der Fabrikant jede Garantie, im stolzen Selbstbewußtsein, alle Schwierigkeiten überwunden zu haben. Die slavischen Muster bestehen hauptsächlich im Kreuz-, Holbein- (Linien-) und Webestich, denen mit Vorliebe Durchbruch-Bordüren, gehäkelte oder Filet-Guipüre-Karreaux zwischengesetzt werden. Weniger mühevoll bleiben Phantasiemuster im Stiel- und Plattstich, namentlich die Konturstickereien im altdeutschen Geschmack, von denen einzelne Dessinfiguren mit Zierstichen gefüllt und die Außenränder mit Goldfäden begrenzt werden. Gehäkelte Spitze oder aus starkem drellirten Garn geknüpfte Franze gelten als beliebter Randabschluß, wenn man sich nicht mit kräftiger Guipüre-Spitze genügen lassen will.

Ein ganz besonderes Interesse widmet unsere Frauenwelt den Häkelarbeiten aus gelblich weißem drellirten Garn, welche mit Einsatzstreifen aus Kongreßstoff oder mit einer im Flachstich verzierten Kanevasart zu Stores, Gardinen, Toilettentisch-Garnituren, Bettdecken verbunden werden. Derartige Arbeiten aus blauem, rothem und ecrufarbenem Garne, mit grauem Leinen verbunden, eignen sich zur Ausstattung von Gartenmöbeln. Das Resultat dieser in der Mehrzahl wirkungsvollen Arbeiten ist ein so befriedigendes, daß man sich ohne Zeit- und Kostenberechnung denselben mit staunenswerthem Eifer hingiebt. Einsatz und Spitze werden zwar mit Vorliebe aus einfachen Mustern hergestellt, aber auch die schwierigsten reliefartig gearbeiteten Rosetten, sowie Zusammenstellungen mit reichen Flachstichstickereien auf kanevasartigen Geweben zählen nicht zu den Seltenheiten dieser Arbeiten. Für Bettdecken wählt man Leinenstoff zu den Zwischenstreifen und verziert diese mit Durchbruchbordüren in einfacher Ausführung. Zur Ausschmückung der Leib- und Bettwäsche werden Häkelarbeiten aus feinerer Garnart mit schmalen gewebten Börtchen verbunden. Hemdenpassen, Beinkleidbesätze, Einsätze zu Kopfkissen, Plümeaus und Converts über Steppdecken, welche man ehemals ausschließlich in Leinen- oder Batiststickerei anfertigte, werden jetzt vielfach mit den kräftiger wirkenden Häkelarbeiten verziert.

Blätter aus einem alten Stammbuch.

Mitgetheilt von C. R.

Die Zeit der Stammbücher und Freundschafts-Almanache ist vorüber — das Photographiealbum hat sie verdrängt. Vielleicht finden dennoch einige Blätter aus dem Album eines Mediziners aus den 30er Jahren unseres Jahrhunderts Freunde.

Zuerst eine allgemeine Lebensregel, den Herren Mathematikern besonders zu empfehlen:

Durch's Rechnen bringst Du viel heraus:
Gesetzt, man zahlt Dir Gelder aus, so numerire;
Und hat ein Freund sein Hab' und Gut verloren, alsdann addire;
Schwatzt etwa ein Verleumder Dir was vor, so subtrahire;
Dein eigen Gut multiplizire;
Hast Du was übrig, dividire;
Nur in der Freundschaft rechne mit Bedacht
Und nimm vor Brüchen Dich in Acht!

Ingleichen allgemein giltig ist der Wunsch:

Ein Amt, das ohne Gefahr ist,
Ein guter Ruhm, der wahr ist,
Ein Kapital, das baar ist,
Ein Trunk, der frisch und klar ist,
Ein Mädchen, das guter Haar' ist,
Und unter zwanzig Jahr ist,
Wenn das zusammen da ist
Heißt das ein Glück, das rar ist,
Und dieses wünscht Dir 2c. 2c.

Speziell an Gelehrte in aufsteigender Linie, soll hier so viel heißen, daß das Alter sie noch nicht drückt, wendet sich folgender Lehrsatz:

Der Länder Macht und ihre Größe kennen,
Der Städte Pracht und ihre Namen nennen
Ist doch nur bloße Theorie!
Der Städte schöne Mädchen küssen,
Der Dörfer Bier und alle Kneipen wissen
Ist praktische Geographie!

Nunmehr tritt der Bruder Studio ganz allein in sein Recht; er hat die Pennale hinter sich, also jubelt er:

Ihr Freunde, singt nun Jubellieder:
Die schwere Zeit, sie ist vorüber
Wir sind befreit von Banden schwer!
Und kein Pedell, kein Karzer schrecket,
Die Repetition erwecket
Uns nicht aus süßem Schlafe mehr.

Die Universität ist glücklich bezogen, natürlich auch die Kneipe. Beide öffnen sich dem Lernbegierigen, aber allmälig; noch liegt ein mystischer Schleier über dem Nie-Erschauten, man höre:

Wenn dies und das, und so und so,
Ich meine, wenn Musik nicht wäre,
So würde ja bei meiner Ehre
Der Mensch des Lebens kaum recht froh.
Ein reizend Mädchen scherzend küssen,
Beim Weine Minneglück genießen;
Und dies und das, und so und so
Macht unser kurzes Leben froh.

Das Minneglück, von dem eben die Rede war, nimmt bestimmtere Formen an:

Ein Mädchen las und fand geschrieben:
Du sollst auch Deinen Nächsten lieben,
Und gleich fiel's dem lieben Mädchen bei,
Daß auch der Bursch ihr Nächster sei.

Der Bursch hat „seine Semester“ hinter sich, er ist wohlbestallter Arzt, ein junger Arzt, denn er verschreibt bereits Recepte:

Rp.*) Ein schönes Kind von 18 Jahr
Mit 100,000 Thalern baar
Quantum satis**) Lieb und Treu
Zehn Gran Eigensinn dabei,
Detur signitur***) ohne Grämen
Alles auf einmal zu nehmen!

Der Bruder Studio ist jetzt ein gemachter Mann, wir nehmen also Abschied von ihm.

---

*) Recipe: Nimm, der gebräuchliche Anfang der Recepte.
**) So viel nöthig ist.
***) Als Aufschrift des Medikaments.

Räthsel und Spiele.

Buchstaben-Vertauschungs-Räthsel.

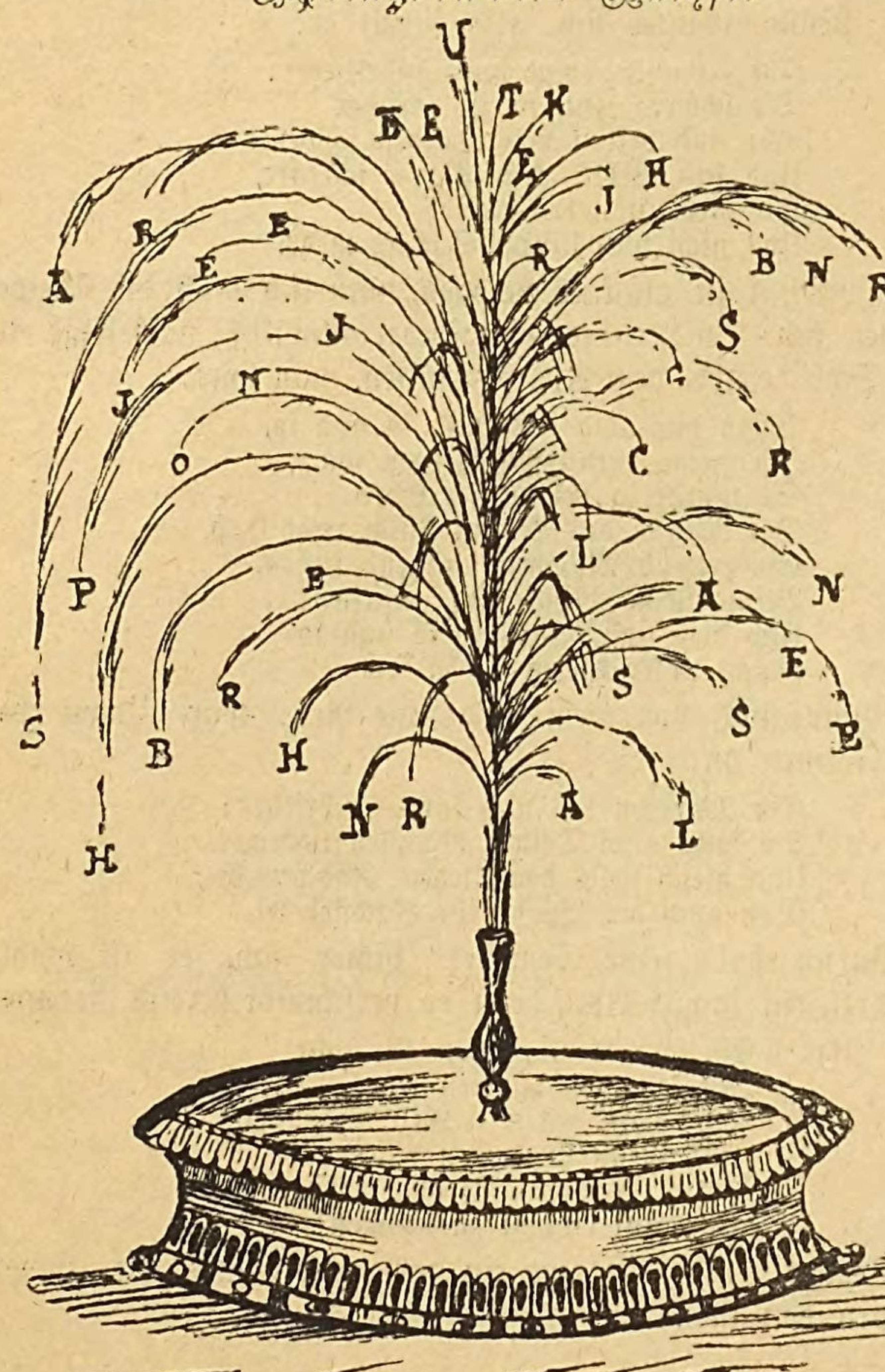
Die Anfangsbuchstaben der nachstehenden zehn Wörter: Lamm, Muster, Gabe, Dachs, Wiese, Aller, Wonne, Haube, Alster, Binde sind mit den Buchstaben a, e, i, k, l, r, r, r, t, t in der Weise zu vertauschen, daß zehn andere, dem Sinne nach verschiedene Wörter entstehen, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten den Namen eines berühmten deutschen Geographen ergeben.

Füll-Räthsel.

	4	2	4	1	5	
	3				4	
	2				1	
	1				3	
	1	4	2	1	3	

Das Quadrat ist in vier kleinere magische Quadrate zu theilen und die Lücken so auszufüllen, daß die Summe der Zahlen, die in jedes der einzelnen Quadrate zu stehen kommen, 44 beträgt. In der mittleren senkrechten, wie in der mittleren wagerechten Reihe des großen Quadrats beträgt die Summe je 19.

Springbrunnen-Räthsel



Setzt man die Buchstaben, wenn sie in senkrechter Richtung fallen würden, zusammen, so liest man die Namen von drei bedeutenden Satyrikern und drei großen Humoristen.

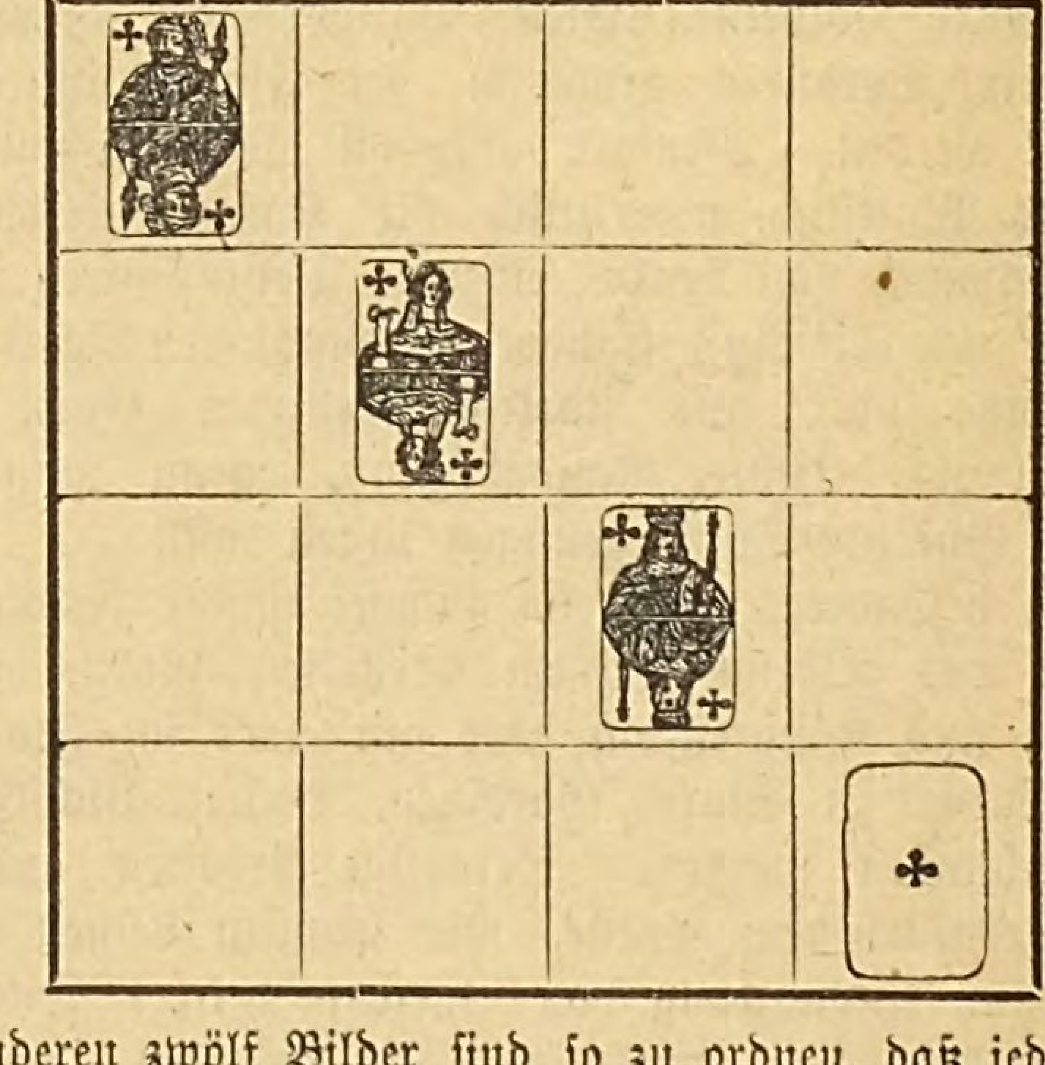
Rösselsprung.

			ser	ro	die	du			
			ich	ge	was	die			
			in	hast	se	setzt			
	bracht	dir	ne	netzt	ach	schon	send	pe	
ges	lie	hab	hab	heut	spros	mit	sen	hat	er
ge	ich	und	the	mei	ge	thrä	sich	tau	knos
	tern	be	wohl	nen	blü	sen	die	schlos	
			ne	will	und	mit			
			früh	ter	kei	noch			
			mir	den	bis	nacht			

Räthsel.

Das Ganze saß mit Freunden beim Wein,
Viel trank es und schänkte sich fleißig ein.
Da ward ihm „kannibalisch wohl", —
(Lest selbst den Vergleich im Faust nur weiter.)
Der Unsinn, den es schwatzte, der Kohl,
Der bleibe Eins Zwei, war er auch heiter.
Da gaben die Kneipkumpane ihm Drei
Und sagten ihm: „Eins mit h doch Zwei!"

Karten-Quadrat-Aufgabe.



Die anderen zwölf Bilder sind so zu ordnen, daß jede Horizontal- und Vertikalreihe vier verschiedene Kartenbilder hat.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 14.

Eichenkranz-Räthsel.

Die Silben der einzelnen Blätter (von rechts anfangend) zusammen gesetzt, ergeben:

Die höchste Tugend, wie ein Heil'genschein,
Umgiebt des Kaisers Haupt, nur er allein
Vermag sie giltig auszuüben!

Goethe, Faust II.

Räthsel. Korb.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 16 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 15. April 1888

Die Rose von Putbus.

Von Alfred Ludwig.

Fortsetzung.

Endlich fand Rose das erste Wort. Durch mein seltsames Anstarren verwirrt, senkte sie erröthend die Blicke und fragte dann mit einer sanften, weichen, aber vollen Stimme, die mir wie die holdeste Musik erschien:

„Was wünscht der Herr?“

„Verzeihung, mein Fräulein, — ich suchte ein Quartier, — der Zettel am Fenster —“ stotterte ich, gleichfalls abwechselnd, wie ein auf böser That ertappter Schulbube, bleich und roth werdend.

„Das ist richtig hier, mein Herr. Bitte treten Sie hier ein! Ich werde sofort Frau Langhoff rufen.“

Dabei öffnete sie zur Rechten eine Thüre und ließ mich in ein gemüthlich und sauber ausgestattetes Gemach treten, an das sich nach hinten ein hübsches Schlafzimmer anschloß, aus dessen Fenster man auf einen wohlgepflegten, kleinen Garten schaute.

Ich sah damals von Allem aber nichts. Ich sah nur Licht und Sonnenstrahlen, ich empfand nur Luft und Glück. Ich fühlte mich wie umgewandelt. Alle Sorgen der Nacht, jeder Kummer waren vergessen. Mein Herz klopfte leicht und froh. Ich hätte aufjauchzen mögen, so selig war das Gefühl in meiner Brust. Hier sein, hier athmen, wo auch sie war, sie sehen dürfen, täglich, stündlich! Ich wünschte, ich verlangte nichts mehr! So muß die Freude des Paradieses sein, wie die Wonne, die ich bei diesem Gedanken empfand. Vorbei war jedes Bedenken von vorhin. Kein Zweifel mehr beherrschte meine Seele, ob ich verbleiben solle oder dürfe. Mein Schicksal war entschieden. Hätte es jetzt die Ruhe meines ganzen Lebens, hätte es meine ewige Seligkeit gekostet, ich wäre geblieben, und wenn alle Welt von mir das Gegentheil gefordert haben würde.

Als Rose mich hatte eintreten lassen, rückte sie einen Stuhl zurecht und lud mich zum Sitzen ein. Dann hob sie nochmals ihre seelenvollen Augensterne zu mir empor, und eine Sekunde hindurch wohl ruhten unserer Beiden Blicke in einander. Mich durchfluthete es wie ein glühender Strom, mir schwindelte es vor den Augen, so daß ich mich an der Lehne des Stuhles halten mußte, um mein Beben vor ihr zu verbergen. Aber auch sie erröthete, als sich endlich die seidenen, dunklen Wimpern über die strahlenden, märchenhaften Tiefen dieses Auges senkten. Dann eilte sie hastig, wie fliehend hinaus. Ich aber legte die Hände vor die Augen, denn Alles vor mir drehte sich, wie in jagenden Kreisen, und tief aufathmend ließ ich mich in den Sessel fallen. Nach einer Weile kam jene alte Frau, die ich schon bei meiner Ankunft mit Rose zusammen gesehen, schlürfenden Ganges ins Zimmer und suchte mich mit ihren müden, trüben Augen anzuschauen. Wir waren bald einig über die Bedingungen, und ich beschloß, sofort meine neue Wohnung zu beziehen.

Als meine jetzige Wirthin mich darauf hinausbegleitete, blickte ich im Hausflur aufmerksam umher, indeß von Rose war keine Spur zu entdecken. Um nur etwas noch mit der alten Frau zu sprechen, fragte ich, auf die linke Hälfte des Hauses deutend:

„Und wer wohnt hier, Frau Langhoff?“

„Wir selbst, mein Herr. Das heißt eigentlich ich allein. Im Augenblick aber ist mein einziger Sohn zum Besuch hier. Der dient nämlich bei der Garde in Berlin, mein Herr. Jetzt hat er vier Wochen Urlaub, und im Herbst kommt er ganz frei. O, er ist ein guter, freundlicher Bursche, mein Herr, Sie werden ihn gern haben,“ erzählte das alte Mütterchen, während ihre trüben Augen förmlich aufglänzten vor Stolz und Freude, als sie von ihrem Einzigen sprach.

Ich fühlte ein eigenthümliches, beschämendes Gefühl in meiner Brust sich regen. Ich kam mir vor wie ein frecher, räuberischer Eindringling, der in den stillen Frieden dieses Hauses mit rauher Hand zu greifen beabsichtigte, und ich mußte verlegen vor dem freundlichen alten Gesichte die Augen niederschlagen.

Leicht drückte ich dem Mütterchen die Hand und eilte hinweg. Nach einer halben Stunde war ich mit meinen wenigen Habseligkeiten in der neuen Wohnung angelangt. Mir schien es kein gutes Vorzeichen, daß diesmal mir die alte Frau sofort im Hausflur entgegentrat, während von Rose nichts zu sehen war. Indeß aus einer Thüre der linken Hausseite trat alsbald der Sohn und begrüßte mich mit offenherziger Freundlichkeit. Er erkannte mich gleichfalls sofort wieder und rief, während er mir den Handkoffer entgegenkommend abnahm, seiner Mutter zu:

„Vom Ansehen kenne ich schon den Herrn, Mutter. Wir waren Reisegefährten auf dem Schiff.“ Dann wandte er sich mir zu und fuhr fort: „Der Herr wird mich wohl kaum bemerkt haben?“

„Doch, doch,“ erwiederte ich, „im Gegentheil, ich habe sogar in ziemlich indiskreter Weise zuweilen Ihren Erzählungen über Berlin und Ihre Militärerlebnisse recht aufmerksam gelauscht.“

„Da wird der Herr wohl oft gelacht haben, denn ich rede mich, zumal wenn es sich um unseren Kaiser handelt, jedesmal in ungeheure Hitze und schildere dann Alles vielleicht ein wenig zu lebhaft," sagte er offen und einfach, während seine munteren Augen mich treuherzig anschauten.

Ich streckte ihm, fast unwillkürlich, meine Rechte entgegen, denn trotzdem ich in meinem Inneren einen tiefen Groll gegen ihn empfand, erschien er mir dennoch jetzt in seiner zutraulichen Manier keineswegs so unsympathisch, wie ich ihn bei seinen gestrigen erregten Schilderungen gefunden. Zudem brannte mir etwas wie ein Schuldbewußtsein ihm gegenüber in der Seele und zwang mich, auch an ihn einige freundliche Worte zu richten.

Er erröthete, als ich ihm sagte, daß das Feuer seiner patriotisch empfundenen Worte nur schön und edel genannt werden könne und es wohl zu wünschen wäre, daß ein jeder unter seinen Kameraden mit solcher Achtung und Verehrung von seinem Berufe und seinen Vorgesetzten sprechen möge. Er schien offenbar an mir Gefallen zu finden, denn er bemühte sich, mir in einfach liebenswürdigster Weise überall behilflich zu sein, meine kleine Einrichtung in meinen Zimmern herzustellen, und ohne dabei aufdringlich zu werden, bot er mir auch für die Zukunft alle seine Dienstleistungen an.

Währenddessen erzählte er mir in seiner lebhaften Art unaufgefordert, daß er gleich seinem verstorbenen Vater das Schlosserhandwerk erlernt, eigentlich nicht recht nach seinem Geschmack, denn er habe mehr Sinn für die Seefahrt gehabt. Indeß die Mutter habe sich nicht mit dem Gedanken befreunden können, ihr einziges Kind zeitlebens aus dem Hause zu geben.

„Sie hängt so sehr an mir," sagte er weich und zärtlich, „die gute Alte und, mein Gott, jetzt ist es mir auch ganz recht, daß ich sie nicht von frühauf allein gelassen, denn sie ist ja so hilfsbedürftig. Sie müssen nämlich wissen, daß sie fast ganz erblindet ist. Freilich der Gedanke, für immer mich hier zu vergraben, weitab von dem Leben der Welt, will mir noch heute nicht recht in den Kopf, und deshalb denke ich oft mit Schrecken an den Herbst, wann ich vom Militär freikommen werde und dann ganz mich hier festsetzen soll."

„Wollten Sie dann sich hier selbstständig machen?" fragte ich und sah lauernd auf ihn.

„Ich soll es. Meine Mutter und auch mein Vormund, unser Nachbar, hätten es gern. Auf dem Hofe steht noch jetzt die eingerichtete Werkstatt bereit, wie mein Vater sie vor seinem plötzlichen Ende verlassen. Ich rede aber noch immer dagegen, denn es zieht mich hinweg, in die Welt, wo man weiter kommen, weiter lernen und streben könnte. Was kann man dagegen hier viel nutzen? Es ist immer das ewig gleiche Einerlei in so einem kleinen Orte, und vor der Zeit erstirbt darin die Thatkraft und die Regsamkeit des Geistes."

„Sie haben wohl Recht, indeß wollten Sie sich dann also dennoch von Ihrer Mutter trennen?" fragte ich.

„O nein, keineswegs," antwortete er schnell, „ich rede ihr immer zu, sie solle unser kleines Besitzthum hier verkaufen, was mit Leichtigkeit, und zwar auch vortheilhaft, geschehen könnte, und dann mit mir in eine große Stadt, am liebsten nach Berlin, für das ich nun einmal schwärme, übersiedeln. Ich wollte dort schon für sie sorgen, und sie sollte ihr stilles, kleines Häuschen hier nicht zu sehr entbehren, indeß —"

Er verstummte plötzlich, so daß ich ihn verwundert anblickte. Dann sagte ich, das Gespräch wieder aufnehmend:

„Nun, am Ende entschließt sie sich vielleicht doch dazu, und dann wäre ja Ihr Wunsch zu ermöglichen, in Berlin für immer zu sein. Sie werden dann wohl kaum nach dem freundlichen Oertchen hier Sehnsucht haben, zumal wenn Sie Alles, was Sie lieben, um sich haben."

Er erröthete jäh und griff in seiner Verlegenheit nach meinem Skizzenheft, das er gedankenlos aufschlug und darin blätterte. Eine Antwort gab er mir nicht.

Nach einer kurzen Pause schien er aus seinem Träumen zu erwachen. Aufmerksamer blickte er nunmehr auf meine Zeichnungen und Entwürfe und ließ sich von mir Manches erklären und erläutern. Er zeigte lebhaftes Interesse für meine Arbeiten und verrieth in seinen Aeußerungen auch einen guten Geschmack und schnelles Auffassen meiner Andeutungen. Endlich legte er das Buch aus der Hand und sagte, während über seine offenen, hübschen Züge ein Schein ehrlicher Begeisterung flog: „Ach, es ist doch herrlich, ein Künstler zu sein. Er ist doch etwas so ganz Anderes, als Unsereiner!"

Ich blickte verlegen nieder, denn mir war dieses offene, entgegenkommende Benehmen des jungen Mannes seltsam peinlich, ja ich fühlte ein unbehagliches Empfinden in meiner Brust, als ob ich mir etwas vorzuwerfen hätte.

Mit einer ausweichenden, nichtssagenden Redensart suchte ich daher dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, indem ich auf seine frühere Lust, zur See zu gehen, zurückkam.

„O gewiß, noch heute ist dieses alte Verlangen in mir nicht ganz erstorben. Noch heute ist es mein größtes Vergnügen, wenn ich in meinem Boot ins Meer hinausrudern kann. Wenn dann nach und nach das Land am Horizont verschwindet, wenn ich mich nur umgeben sehe von Himmel und Wasser, o, dann überkommt mich eine seltsame, wilde Lust und ich schreie und singe gar oft dann meine Wonne und Seligkeit in die weite, majestätische Welt hinaus. Ja, Sie müssen einmal meine Fahrten theilen, Sie müssen es selbst empfinden, dieses wohlige Behagen, losgelöst von aller Menschheit, ganz eigener Kraft überlassen, den Elementen zu trotzen. Ich wette, auch Sie werden daran Gefallen finden. Wollen Sie?" fragte er, in der Erinnerung ganz erregt, während seine hübschen Augen blitzten und lebhaftes Roth seine Wangen färbte.

„Gern will ich," antwortete ich, „und ich hoffe sogar davon für meine Kunst eine reiche Ausbeute. Wenn Sie in diesen Tagen eine Ihrer Fahrten unternehmen und mich zur Begleitung wünschen?"

„Von Herzen gern!" unterbrach er mich und streckte mir seine kräftige Hand entgegen, in die ich freudig einschlug, und dann verabredeten wir noch kurz, für den nächsten Tag schon, unseren ersten Ausflug.

Darauf eilte er, als er die Mutter im Garten seinen Namen rufen hörte, hinaus.

Ich sah gleich darauf von meinem Hinterstübchenfenster aus den jungen Mann den Garten durcheilen und in die am Ende des Mittelweges angebrachte Laube treten, in der neben seiner Mutter Rose saß. Während die alte Frau mit einer wirthschaftlichen Arbeit beschäftigt schien, ruhten die Hände des jungen Mädchens müßig in ihrem Schooße, bis Johannes vor ihr stand. Im Nu war Alles das, was ich soeben noch für den jungen, offenherzigen Mann an freundschaftlichen Gefühlen empfunden, wie weggeweht, und von Neuem erwachte in meiner Seele jener brennende, eifersüchtige Zorn, den ich schon vorhin gegen ihn gehegt. Ich sah ihn als den Bevorzugten, den Beglückten da, wo ich von ferne anbetend schmachtete und mich selbst verzehrte. Ich lief in meinem Zimmer wie wahnsinnig auf und ab, wollte mich zwingen, dem Fenster fern zu bleiben, und fand mich doch immer wieder vor demselben, mit wahrer Wollust in dem Gedanken daran, was und wie die Beiden mit einander sprechen möchten. Alle meine Vernunft war dahin. Ich war der Spielball meiner wild erregten Leidenschaften.

Verstohlen öffnete ich leise ein wenig den Fensterflügel, in der Hoffnung vielleicht etwas von ihren Worten auffangen zu können, während ich mich vorsichtig hinter der Gardine verborgen hielt. Vergeblich! Ich hörte nur hin und wieder ein muthwilliges, fröhliches Lachen, das von seinem Munde kam. Wie scherzend und neckend sprachen sie mit einander, und auch die alte, fast blinde Frau schien zuweilen von ihrer Unterhaltung ganz erheitert, denn auch sie stimmte oft in die Fröhlichkeit mit ein.

Endlich sah ich Rose ein Packet öffnen und demselben eine Strähne Garn entfalten, die sie lächelnd dem jungen Manne über die Hände legte, um es so zum Knäuel aufzuwickeln. Ich sprang erregt auf, als ich die Beiden diese kleine Arbeit verrichten sah. Er durfte ihr diesen Dienst leisten, durfte ihr nahe sein, durfte mit ihr scherzen und vielleicht gerade jetzt Alles sagen, was er

für sie empfand, während ich, wie zum Hohn meiner selbst, dieser Szene als unberufener Beobachter von Weitem zusah. O, es war zum Verzweifeln!

Meine Sinne verwirrten sich, und ich hatte Mühe, mich zurückzuhalten, daß ich nicht hinauseilte, zu ihr stürzte, mich zu ihren Füßen warf und um ihre Liebe warb, ungeachtet dessen, wo wir uns befanden, und wer dem Allen mit beiwohnen würde.

Und als ich jetzt sogar die alte Frau sich erheben sah, als ich bemerkte, wie dieselbe ihre Sachen zusammenraffte und, die Beiden alleinlassend, sich langsam, den Mittelweg entlang nach dem Hause tastete, konnte ich mich nicht länger halten. Jetzt sah ich Alles verloren. Jetzt müßte es geschehen, was ich im tiefsten Innern befürchtete, jetzt würde er mit dem Bekenntniß seiner Liebe nicht länger zurückhalten, sie würde in seine Arme sinken, sie würde für mich immer und ewig dahin sein!

Mir schwindelte, als ich mir dieses Alles wie im Fluge ausmalte. Ich war wie verstört in meinem ganzen Denken und Empfinden. Hastig ergriff ich meinen Hut und stürzte hinaus, auf die Straße, dem Walde zu, in dessen Einsamkeit ich lange, lange, wie von Furien gejagt, umherirrte, keines anderen Gedankens fähig, als daß mein ganzes Dasein vernichtet, daß ich der Unglücklichste, Elendeste auf der ganzen, weiten Welt sei, und daß es keine Möglichkeit gebe, dieses zerstörte Leben weiter zu schleppen.

Endlich warf ich mich, nachdem ich stundenlang nach allen Seiten hin den kleinen Hain, der sich unmittelbar an den Ort anschließt, durchkreuzt hatte, in einer anmuthigen, schattigen Thalmulde nieder und starrte zu dem durch die Bäume hindurchschimmernden, wunderbar blauen Himmel empor.

Plötzlich weckte mich leises Geräusch aus meinem schmerzlichen Dahinbrüten auf. Ich blickte erschreckt um mich. Durch das niedere Gebüsch hindurch sah ich auf dem dicht neben mir hinlaufenden Waldwege eine Gestalt sich langsam nähern.

Es war Rose! — Ich schnellte empor und stand plötzlich vor ihr, ohne daran zu denken, wie sehr ich sie durch mein so unvermuthetes Auftauchen erschrecken und ängstigen mußte.

Allerdings trat sie ein paar Schritte zurück; die Hände, die sie bisher über der Brust gekreuzt gehalten, während sie sinnend einhergeschritten war, sanken schlaff an ihrem Körper hernieder, und ich bemerkte, wie ein Beben durch ihre zarte Gestalt ging. Ihre großen, wunderbaren Kinderaugen ruhten wie vorwurfsvoll auf mir, und erst jetzt sah ich, daß in denselben noch Thränen glänzten.

Aber auch mich erschütterte eine gewaltige Erregung, und mein Herz klopfte so heftig, daß mir fast der Athem versagte. Mühsam rang ich mit mir, um eine Silbe hervorzubringen, eine Entschuldigung zu stottern, weil ich sie so jählings überrascht hatte, allein die Kehle schnürte sich mir zusammen, und ich konnte nicht ein Wort finden, um die bereits peinlich werdende Pause zu unterbrechen.

Es war mir, als ob plötzlich die ganze Welt in einem märchenhaften Glanz erstrahlte, als ob die Luft, die ich gierig einsog, von tausend Wohlgerüchen erfüllt war. Dann vergaß ich Alles rund umher, und meine Augen hefteten sich nur an ihre schlanke, jungfräuliche Gestalt. In ihrer unschuldsvollen Hoheit stand sie vor mir, rührend in der Hilflosigkeit, in der sie flehentlich auf mich schaute. Ihr Busen wogte, und die thränenfeuchten Augen glänzten eigenthümlich in dem wunderlieblichen Gesichtchen, aus dem im Augenblicke alle Farbe gewichen schien.

Dieses Alles empfand ich mehr instinktiv, als ich es sah, und instinktiv auch zog es mich immer näher und näher zu ihr, bis ich dicht vor ihr stand und meine Augen sich in die ihrigen vertieften. Dann sank ich nieder, lag ich zu ihren Füßen, ergriff ihre Hände, die sie mir anfangs zu entziehen strebte, und flüsterte leise, aber glühenden, bebenden Tones: „Rose, ich liebe Dich!"

Eine Minute stand sie, wie gebannt, erstarrt, dann riß sie ihre Hände, die ich mit brennenden Küssen bedeckte, los und verbarg ihr Angesicht in dieselben.

Ein konvulsivisches Beben ging durch ihren ganzen Körper. Heiße Thränen stahlen sich durch ihre Finger hindurch und netzten meine flehend zu ihr erhobenen Hände. Sie schien ganz aufgelöst in Jammer und Weh, und ich erschrak über ihre furchtbare Erregung so sehr, daß ich plötzlich zu Sinnen kam. Ich sprang auf und suchte sie zu beruhigen. Ich bat um Verzeihung, wenn ich sie geängstigt habe. Endlich schien mein Beginnen auch Erfolg zu haben. Die Thränen versiegten langsam, und mir war es, als ob auch ein hellerer Schimmer in ihren Augen aufleuchtete, als ich einen Blick auffing, mit dem sie mich verstohlen anschaute. Doch fand ich nicht den Muth, das furchtsame Kind von Neuem mit meiner heißen Leidenschaft zu bestürmen; ich fürchtete, sie dadurch zu verscheuchen, und ich fühlte mich so unsäglich glücklich, ja froh und zufrieden in ihrer Nähe, daß ich auch nicht durch ein Wort die Weihe dieses Augenblicks zu stören wagte.

Endlich begann sie leise, und in der Stimme, die glockenhell erklang, schien mir noch die Erregung nachzuzittern:

„Woher kennen Sie mich bei Namen?"

„Woher? Ich wußte es, als ich Sie zuerst gesehen, daß Sie die Rose von Putbus seien, von der man schon auf dem Schiffe gesprochen hatte. Welcher Name paßte besser wohl für Sie? So ganz sind Sie das Sinnbild dieser königlichen Schönheit, daß man unwillkürlich Sie so benennen müßte, auch wenn Sie diesen Namen in der Taufe nicht empfangen hätten."

Sie erröthete verschämt, widersprach mir indeß nicht, weshalb ich nach einer Weile fortfuhr:

„Zürnen Sie mir, Rose? Können Sie mir verzeihen, daß ich Sie so erschreckt? Wenn Sie ahnten, wie ich gelitten, was in meiner Seele vorgegangen, seit ich Sie zum ersten Mal gesehen! Sofort wurde es mir klar, wie eine Offenbarung von oben herab: Die ist es, die du liebst, die du ewig lieben wirst und lieben mußt, und wenn Du auch darüber zu Grunde gehen solltest!"

Sie wehrte mir mit den Händen, daß ich fortfuhr, von Neuem ihr von meiner Liebe zu sprechen. Aengstlich und scheu blickte sie um sich und schien zu überlegen, ob sie nicht entfliehen könne.

Ich aber glaubte, daß ich mir diese Stunde nicht entgehen lassen dürfe, ohne daß sie die Entscheidung über mein ganzes Dasein gebracht hätte. Glühend heiß und verzehrend stieg die Leidenschaft abermals in mir auf und drängte mich unaufhaltsam vorwärts.

Forts. folgt.

Meisterwerke der Holzschneidekunst.

Von Guido Reinhart.

Hierzu das Bild: „Günstige Kritik" von L. Blume-Siebert.

Seit länger als einem halben Jahrhundert findet die Holzschneidekunst in der Leipziger Verlagshandlung von J. J. Weber eine vortreffliche Pflegestätte. Es ist nicht allein die alle Tagesereignisse verfolgende Bilderchronik der Illustrirten Zeitung, welche eine bedeutende Zahl von xylographischen Kräften erfordert; daneben wurde es auch eine Aufgabe dieses Journals, seinen Leserkreis mit den vornehmsten Erscheinungen der modernen Kunst durch mustergiltige Holzschnitt-Reproduktionen bekannt zu machen. So enthielten die Jahrgänge des Blattes neben den Illustrationen von vorübergehendem Interesse eine stattliche Reihe von Nachbildungen der hervorragendsten Hervorbringungen der Malerei und Skulptur, deren meisterhafte Ausführung den Bildern wohl die Berechtigung verleiht, der Vergessenheit entrissen zu werden. Und da das künstlerische Schaffen der Gegenwart fortwährend den Bilderschatz vermehrte, entschloß sich die oben genannte Verlagshandlung, die vorzüglichsten Blätter zu einer großen Sammlung zu vereinigen.

Unter dem Titel: „Meisterwerke der Holzschneidekunst" liegt dieselbe uns vor. Bereits sind neun Foliobände davon vollständig und vom zehnten Bande die ersten drei Monats-Lieferungen erschienen. Man kann sagen, daß diese Sammlung ein verhältnißmäßig kleines, aber doch vortreffliches Spiegelbild der zeitgenössischen Kunst bietet; kein bedeutender Meister, kein neu auf-

getauchtes Talent, von deren Schöpfungen die „Meisterwerke“ nicht eine oder mehrere in vorzüglichster Wiedergabe enthalten. Hin und wieder begegnen wir auch einem Werke der alten Kunst, in dessen Nachbildung die Xylographie eine würdige Aufgabe fand.

Jeder dieser neun Bände vertritt eine kleine Bildergalerie für das Haus; es gewährt stilles Behagen, in Mußestunden Blatt für Blatt umzuwenden und vor besonders ansprechenden Darstellungen in stiller Betrachtung zu verweilen. Besonders lieb und werth muß diese Sammlung allen Denen sein, welchen die Gelegenheit fehlt, die Kunstausstellungen und Gemälde-Salons der großen Hauptstädte zu besuchen. Für diese Kreise stellt sich die vervielfältigende Kunst als einzige Vermittlerin hin, und unter deren Veröffentlichungen verdienen diese Meisterwerke eine hohe Rangstellung. Zu dem geringen Preise von einer Mark für jedes Monatsheft, von denen zwölf einen Band bilden, erhält der Käufer einen reichen Bilderschatz, dessen Betrachtung für ihn zu einer sich stets erneuernden Quelle des Genusses werden muß.

Unsere Kunsthistoriker finden, daß die neuere Holzschneidekunst diese ihrem ursprünglichen Charakter entfremdet hat; sie vermissen in den modernen Leistungen die alte herbe Kraft, welche den Dürerschen Holzschnitten innewohnt. Es muß zugegeben werden, daß die neuere Technik andere Bahnen eingeschlagen und sich kühn zur Nebenbuhlerin des Kupferstichs aufgeworfen hat, indem sie malerische Eindrücke hervorzurufen bestrebt ist. Das aber ist ein Vorwurf, welcher in der Anschauung weniger strenger Kunstfreunde wieder als ein Vorzug erscheinen dürfte. Der Weberschen Holzschneiderschule kann es als ein wesentliches Verdienst angerechnet werden, malerische Wirkungen zu erstreben, ohne die markige Linienführung und Klarheit des Strichs aufzugeben. Häufig nöthigt der Ton eines Gemäldes zu einem Wetteifer mit dem Grabstichel und der Radirnadel. Schwerlich aber wird die Holzschneidekunst auf ihre bescheidenen Wege wieder zurückzuführen sein; zu ihrer Einfachheit zurückkehren, hieße für sie, ihrer volksthümlichen Aufgabe in der Journalistik, der Vermittlerrolle zwischen Künstler und Publikum gänzlich zu entsagen.

Von dem künstlerischen Werth der Reproduktionen in den „Meisterwerken der Holzschneidekunst“ liefert unser heutiges Bild ein vortreffliches Zeugniß ab. Hierzu folgende Deutung:

Man behauptet von einem unserer genialsten Portraitisten: mancher seiner Köpfe weise nicht Eine Aehnlichkeit in Linien und Färbung mit dem Originale auf, und wie er da mit schlagender Wahrheit einen, sei's noch so versteckten, bezeichnenden psychischen Zug andeute, trete dem feiner besaiteten Beschauer dennoch die volle, gar nicht zu mißkennende Individualität des Dargestellten entgegen. Wir fürchten, diese Art von Meisterschaft würde bei unseren beiden drallen Dingern da weniger beifällig aufgenommen werden; diese Sorte hält es mit dem Naturalismus in der Kunst, sie schenkt dem Herrn Maler keine Falte ums Auge, keine Warze auf der Stirn, und sie möchte zur Vervollständigung der Sinnentäuschung nur gleich die Spuren der Schnupftabaksdose verdeutlicht haben. Wir wollen sie denn, mit stillem Neid auf ihre naive Befriedigung, nicht weiter stören.

Dichtung und Wahrheit in Fritz Reuters Gestalten.

Von Gustav Raatz.

XVII. Das Urbild des „Dörchläuchting.“

In Herzog Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz lernen wir nach Reuter einen Fürsten kennen, der wegen seiner Beschränktheit und seiner danach beschaffenen Marotten eine Art Polichinell des Volkes war, also daß ihn die Unterthanen mit dem Diminutiv Dörchläuchting, wenn auch gut gemeint, ansprachen, und es Niemand und selbst bis zum Kammerdiener herab ankam, ihm mit schuldiger Ehrerbietung zu nahen. Jeder weiß Alles besser als er, und wenn er mal auf irgend einem



Günstige Kritik.



n L. Blume-Siebert.

Stück besteht, so haben alsbald auch schon untergeordnete Elemente über ihn gewonnen.

Was Reuter über diesen Haupthelden in der nach ihm benannten Erzählung „Dörchläuchting" mittheilt, hat er aus der zu seiner Zeit noch sehr lebendigen und an Einzelheiten reichen Ueberlieferung geschöpft, und er macht folgende biographische Angaben: Adolf Friedrich IV. war ein Sohn des Prinzen von Mirow, mit dem der alte Fritz in seinen Rheinsberger Jahren seine Kurzweil und Hänselei hatte. Nachdem der kinderlose Adolf Friedrich III. mit Hinterlassung von vielen Schulden gestorben war, hatte er, der kaum fünfzehnjährige Prinz, die nächste Anwartschaft auf den Thron, der ihm aber vom Mecklenburg-Schweriner Herzog Christian Ludwig durch eingerückte Truppen streitig gemacht wurde. In dieser Bedrängniß entfloh die besorgte Mutter Nachts mit dem Knaben nach Greifswald und ließ ihn hier studiren. Um ihm zu seinem Rechte zu verhelfen, wandte sie sich hilfeflehend an den Reichshofrath, welcher dann auch den ihm als sehr gescheidt geschilderten Prinzen für volljährig und regierungsfähig erklärte, also daß der Schweriner Herzog seine fünf Kompagnien zurückziehen mußte. Nunmehr regierte Adolf Friedrich IV. von 1753 bis 1794 „in einen Ritt furt tau'm Segen von sine Staaten", obgleich er „seindag nich riper" (reifer, klüger) wurde. Denn ganz abgesehen von unsäglicher Arbeitsscheu und Weiberfeindlichkeit, erging er sich in Spuk- und Hexenwerk, verzagte beim Herannahen eines Gewitters, zitterte vor dem Tode und noch mehr bei dem schreckhaften Gedanken, es könnte ihm eines guten Tages die Krone von seinem Nachbarfürsten entrissen werden. Noch zu gedenken der fast kindisch zu nennenden Sucht nach französischem Aufputz.

Dies im Allgemeinen der Inhalt der vielerlei Szenen, in welchen wir den allgewaltigen Serenissimus Strelitziensis, der in gehobenem Gefühl nur von seinen Staaten redet und von sich selbst „Wir sind regierender Herr!" näher kennen lernen. Die Abende füllt er damit aus, daß er sich mit seiner Schwester Prinzeß Christel Spukgeschichten erzählte, mit dieser Prinzessin, welche dadurch auffiel, daß sie fließend und mit Verständniß den Cicero las, auf ihrer Stube sich in bockledernen Hosen, Kanonen und kurzer Husarenjacke bewegte, Portwein trank und aus einer kurzen Pfeife schmauchte. Der Graul setzte ihm bei solcher Unterhaltung dermaßen zu, daß er sich sogar beim fernen Rufe einer Rohrdommel beide Ohren zuhielt, und er nur in der Gesellschaft des Kammerdieners zu Bett gehen wollte. Seine Gewitterfurcht mußte ihm der von ihm geschätzte naturkundige Konrektor Aepinus benehmen, wie er auch vorher bei ihm anfragen ließ, ob's heraufziehen würde oder nicht, und in solchen bangen Stunden unter Blitz und Donner und unter seinem beständigen „Ach, Du leiwer Gott!" war er dermaßen zugänglich und verzagt, daß er die härtesten Vorstellungen wegen seiner Regentenpflichten hinnahm und Alles gewährte, was man von ihm begehrte, worüber ein Mehreres im neunten Kapitel zu erfahren ist.

Mit nicht minderem Ergötzen und Sarkasmus schildert Reuter die Reise durch die „Staaten". Um einen großen Staatsakt zu entfalten, wird die goldene Kutsche befohlen; drei Lakaien müssen hinaufspringen und zwei gleichfalls beflitterte Läufer voran eilen. Der gerade zu ungelegener Zeit erkrankte Wallach wird durch einen geliehenen Ackergaul ersetzt. Da die vielgerühmten Staaten aber nur von winziger Ausdehnung sind, so stößt die Deichsel alle Augenblicke an die Grenze, welche Wahrnehmung den großmächtigen Herrn und Gebieter indeß nicht weiter herabstimmt. Bei den Hin- und Herfahrten endlich nach Neubrandenburg gekommen, heischt er die nicht gerade aufmerksamen Behörden zur Ehrfurchtsbezeigung zu sich, und weil ihm die Stadt zusagte, so ließ er alsbald daselbst auf dem Marktplatze ein Schloß aufführen, das er zu seiner Sommerresidenz bestimmte und nach etwa fünf Jahren bezog. Als ausgesprochener Weiberfeind duldete er nicht einmal seine Schwester in dem Neubau, so daß sie sich beim Kaufmann Buttermann unterbringen mußte, und wie stark eingenommen er gegen Frauen überhaupt war, davon wußten Diejenigen zu erzählen, die sich so weit vergessen hatten, sich zu verheirathen. Nur Eines fehlte diesem gewaltigen Fürsten, und

das war Geld! Und Geld war so wenig vorhanden, daß man sogar einen großen Semmelpump angelegt hatte, und man sich in drückendster Verlegenheit befand, als es galt, für den angesagten Besuch des Schweriner Herzogs einige Vorbereitungen zu treffen. Der Kammerdiener Rand sagte zu Dörchläuchting in kordialstem Tone: „Uns borgt kein Minsch!"

Vernehmen wir jetzt, wie sich Geschichte und zuverlässige Aussagen zur Dichtung verhalten.

Es hat mit der Abstammung des Herzogs Adolf Friedrich IV. seine Richtigkeit und auch damit, daß er im Alter von noch nicht ganz fünfzehn Jahren 1752 auf den Thron berufen wurde. Kraft kaiserlicher Zustimmung übernahm seine verwittwete Mutter die Regierung für ihn, wogegen jedoch der Herzog von Schwerin, Christian Ludwig, fußend auf frühere Hausverträge, Einspruch erhob. Um die Vormundschaft an sich zu bringen, ließ er — ganz in Uebereinstimmung mit der Erzählung — fünf Kompagnien in das Strelitzsche einrücken, „nahm" (laut E. Boll's Geschichte Mecklenburgs) „durch ein Mandat vom 29. Dezember 1752 als Obervormund und Landes-Administrator alle Einwohner, die Landeskollegien, Ritterschaft, Bürgermeister und Geistlichkeit in Pflicht und Gehorsam und entließ alle Räthe und fürstlichen Diener, welche ihm als Obervormund nicht huldigen wollten. Der junge Herzog selbst mußte, um nicht von den schwerinschen Truppen aufgehoben zu werden, bei Nacht nach Greifswald flüchten." Auf die Klage der Mutter über diese Vergewaltigung beim Reichshofrath ließ sich der Kaiser herbei, unterm 12. Januar 1753 ihren Sohn für volljährig und regierungsfähig zu erklären, also daß der Schweriner Herzog seine Hand von Mecklenburg-Strelitz wieder zurückziehen mußte. Die Regierung vorläufig seiner Mutter überlassend, hielt sich Adolf Friedrich studirenshalber noch einige Jahre in Greifswald auf und begab sich dann auf Reisen; in Frankreich verblieb er ungefähr zwölf Monate.

Ist nun auch Reuter in den Hauptpunkten des Strenggeschichtlichen nicht fehl gegangen, so hat er dagegen bei der Charakteristik des Herzogs volle Freiheit walten lassen, obwohl sämmtliche zuverlässige Geschichtsschreiber, wie E. Boll, F. Boll und Frau, eingestehen, daß Adolf Friedrich ein sanfter, schwacher, gutmüthiger und zugleich leutseliger Fürst gewesen. E. Boll sagt ihm zudem noch sehr beschränkte Geistesfähigkeiten und einen Hang nach kindischen Belustigungen nach und malt eine von Reuter nur nebenhin erwähnte Episode wie folgt aus: „So pflegte er (Dörchläuchting) z. B., wie mir noch ein Augenzeuge erzählt hat, in dem Palais zu Neubrandenburg, mit einer kleinen Handspritze bewaffnet, in Begleitung eines Kammerdieners, welcher einen Eimer Wasser trug, umherzugehen und den Kammerfrauen und Hofdamen durch das Schlüsselloch der Thür einen Wasserstrahl in die Zimmer hineinzuspritzen und sich dann höchlichst darüber zu erfreuen, wenn diese nun ein gewaltiges Angstgeschrei erhoben." Gleichfalls historisch ist seine übergroße Angst vor Gewittern, wovon auch die auf dem Neubrandenburger Schlosse von ihm angebrachten sechzehn Blitzableiter zeugen. Sobald ein Gewitter zu vermuthen stand, wurde nach dem Konrektor Bodinus (Äpinus) geschickt, mit dem er sich dann über alle möglichen Fälle unterhielt und sich durch Experimente und beruhigende Vorstellungen die Angst benehmen ließ. Für solche Dienste bedachte er Bodinus in Ermangelung von Geld mit mancherlei Naturalien, wie Holz und Korn, auch schenkte er ihm hin und wieder ein Paar silberne Leuchter.

Den von Reuter erwähnten Bau des Schlosses ließ er 1774 beginnen. Sobald dies stattliche Gebäude fertig war, hielt er am 18. Mai 1778 seinen feierlichen Einzug in Neubrandenburg, woran sich allgemeine Festlichkeiten schlossen. Der Empfang war ein freiwilliger und keineswegs nach der Erzählung ein befohlener. Bald darauf baute er das noch vorhandene Schauspielhaus, sowie den fürstlichen Marstall. Weil es ihm in Neubrandenburg so überaus gefiel, so hielt er sich daselbst eine Reihe von Sommern auf, bis ihn 1793 seine schwächliche Körperbeschaffenheit zu einer Reise nach Karlsbad veranlaßte. Im August scheinbar gesundet wieder zurückgekehrt, hielt man öffentliche Dankgebete ab, worauf aber sein Kräftezustand bedenklich abnahm, und am 3. Juni 1794 ein Schlagfluß seinem 57jährigen Leben ein Ende machte. Nach Bodinus Ansicht soll den jähen Tod die zu dicht anliegende Perrücke veranlaßt haben. Seine Vermögensverhältnisse, auf die Reuter so vielfältig und in aller Lustigkeit anspielt, waren in Wahrheit überaus traurige. Schulden hier und Schulden dort, überall verschuldet bei Groß und Klein, und ein Aehnliches gilt auch von der nicht lange nach ihm verstorbenen Schwester Prinzeß Christel. Weil zur Deckung nicht hinreichende Mittel waren, so blieb nichts Anderes übrig, als mit den Gläubigern eine gütliche Vereinbarung zu treffen, zu welchem Zwecke eine kaiserliche Kommission unter dem Vorsitze seines Bruders und Nachfolgers ernannt wurde. Wie schon aus letzter Andeutung hervorgeht, war er kinderlos und, wie wir weiter hinzufügen wollen, auch nicht verheirathet gewesen, eben weil er, wie auch Reuter richtig bemerkt, sich ebensowenig zu dem weiblichen Geschlecht hingezogen fühlte, wie seine Schwester Christel zu dem männlichen.

Was es nun mit seiner Furchtsamkeit und Aehnlichem auf sich hat, desgleichen mit der satirisch geschilderten Fahrt durch die „Staaten"? Darüber hat sich nichts Erweisliches beibringen lassen. Indeß dürften in Ansehung seiner Persönlichkeit diese Dinge nicht so ganz eines thatsächlichen Untergrundes entbehren. Aehnliches ist Reuter jedenfalls erzählt worden, und daß er sich selbst bei mehr untergeordneten Szenen an Ueberliefertes gehalten, das möchte auch schon daraus hervorgehen, daß der Läufer Halsband keine erdachte, sondern eine in solcher Stellung und unter gleichem Namen vorhandene Person gewesen.

F. Boll, welcher dem Herzog Adolf Friedrich IV. ebenfalls in seiner Geschichte einen Abschnitt gewidmet, läßt sich in einer daran gehefteten Bemerkung Reuter gegenüber vernehmen: „Leider hat Fritz Reuter die mancherlei Schwächen dieses gutmüthigen und leutseligen Fürsten in seinem „Dörchläuchting" auf eine unverantwortliche Weise kritisirt. Reuter hatte seine Notizen aus zum Theil unzuverlässigen Quellen geschöpft und wollte durchaus keine Berichtigung zulassen, nachdem er einmal seinen Plan zurechtgelegt. Später erkannte Reuter seinen Mißgriff und sprach brieflich gegen mich sein Bedauern aus, daß er nicht mit der „Stromtid" seine schriftstellerische Laufbahn beschlossen habe.

Wir vermögen nun den gegen Reuter erhobenen Vorwurf des Historikers nicht zu unterstützen. Es ist eben daran zu denken, daß es sich beim Dichter nicht um Geschichte handelt, bei der Jahreszahlen und Thatsachen die Probe bis auf die Silbe bestehen müssen, sondern um eine unterhaltende, humoristische Erzählung, und um eine solche wirksam in Anlage und Ausmalung zu gestalten, bedürfen Personen und Handlungen, natürlich unter Ausschluß ehrenrühriger absichtlicher Kränkungen, oftmals einer Veränderung. So wie Dörchläuchting gerathen ist, wird er immer gefallen, und wenn Reuter geahnt, was für eine Bedeutung diese Figur für die Leser erhalten hat, er würde damals jenen entschuldigenden Brief schwerlich geschrieben haben.

Aus Kaiser Wilhelms Prinzenjahren.

Ein Erinnerungsbild von Fr. von Hohenhausen.

Es giebt nicht viele Menschen, welche sich rühmen können, durch den Augenschein noch der Jugendbilder von unserm theuern greisen Kaiser sich zu erinnern. Einer Veteranin der Literatur, wie ich es bin, war es vergönnt, einen lebhaften Eindruck davon zu erhalten und schildern zu können. Wie deutlich trat seine Erscheinung mir vor die Seele, als ich seine Briefe an seinen Freund Oldwig von Natzmer las. So klar, so besonnen, so frisch und fröhlich, so herzenswarm und leutselig, wie er schrieb, sprach er auch, und so zeigte er sich in seinem ganzen Thun und Lassen.

Namentlich erinnerten mich die Briefstellen über die Berliner Gesellschaft an die Winterfreuden der Jahre 1820 und 21, die ich miterlebt habe. Prinz Wilhelm war damals der Glanzpunkt aller Festlichkeiten; seine hohe Gestalt, sein männlich schönes, feingeschnittenes Gesicht, sein ritterlicher Anstand, seine Gewandtheit

im Tanzen, sein gehaltenes und doch heiteres Wesen machten ihn zu einer wahrhaft bezaubernden Erscheinung. Der berühmten Festlichkeit, welche zu Ehren der Großfürstin Charlotte im königlichen Schlosse stattfand, geschieht auch Erwähnung in den oben angeführten Briefen. Prinz Wilhelm erschien dabei in dem malerischen Kostüm eines morgenländischen Fürsten so wunderbar schön, daß er ungeduldig über die bewundernden Blicke wurde und die Schaustellung lästig fand. Neben ihm erschien die Prinzessin Elise Radziwill in der holdseligen Rolle der Peri, jenes Engels, der die Thränen der Sterblichen sammelt und, in echte Perlen verwandelt, vor Gottes Thron niederlegt. Es bedurfte nicht der Flügel von Silberstoff, um diese hochpoetische Prinzessin als Engel erscheinen zu lassen, sie war ein Gedicht im Gedicht! Die Zuschauer bewunderten sie mit einer andächtigen Begeisterung und fanden die leise gemunkelte Sage glaubhaft, daß an jenem Festabend das schönste Paar einen Herzensbund geschlossen hätte, dem jedoch kein Glücksstern beschieden war. Der Prinz erwähnt in seinem Bericht an Natzmer nur ganz oberflächlich der Prinzessin Elise als Peri und nennt neben ihr lobend die Gräfin Mathilde von Voß, welche den Engel des Lichtes darstellte.

Die Krone des Festes war das junge Ehepaar, Charlotte und Nikolaus, welches die Hauptrolle inne hatte; als Lalla Rookh, Tulpenwange, erschien die Großfürstin in märchenhafter Pracht, ihr Schwager, der Kaiser Alexander I., hatte ihr die Kronjuwelen Rußlands nach Berlin gesendet, um sich damit zu schmücken. Ihr Schleier glich einem Sternenhimmel, und ihr Gewand, ihr Halsgeschmeide, ihre Krone strahlten im überirdischen Feuer von riesengroßen Edelsteinen. Ihre zarte Schönheit, mehr Lilienwange als Tulpenwange, bildete einen rührenden Kontrast zu dieser üppigen Pracht. Daß ein armer Poet, Thomas Moore, mit einem solchen Aufwand von Reichthum seine Phantasien zur Darstellung gebracht sehen sollte, hätte er sich schwerlich träumen lassen. Die Anregung dazu ging von dem damaligen Kronprinzen, später König Friedrich Wilhelm IV., aus, welcher der englischen Literatur ein lebhaftes Interesse zuwendete und der ersten Uebersetzerin ihrer Schätze, der Baronin Elise von Hohenhausen, geb. von Ochs, huldvolle Anerkennung bewies.

Prinz Wilhelm nannte die Aufführung der lebenden Bilder aus Lalla Rookh „ein wahrhaft königliches Fest“ und erwähnt auch einige der berühmten Gäste, welche anwesend waren, namentlich den Dichter der Atala, den berühmten Chateaubriand, welcher damals als französischer Gesandter in Berlin weilte. Derselbe fand trotz seines mangelhaften Aeußeren allgemeine Bewunderung. Der unsichtbare Purpur des Genius umwallte seine Mißgestalt und verlieh ihm einen geheimnißvollen Zauber, alle Welt war „chateaubriandisirt“.

Neben diesem Bonmot erwähnt derselbe Brief auch ein anderes, welches der Herzog von Cumberland in unfreiwilliger Komik durch seine häufigen Wortverwechselungen in Umlauf setzte; er sagte nämlich statt Cicerone: Cicisbeo! Seine schöne Gemahlin, die Schwester der Königin Luise, war eine der imposantesten Erscheinungen in der Berliner Hofgesellschaft. In ihrem Palais Unter den Linden fanden damals zu Ehren Spontinis großartige musikalische Soireen statt; dieser sagte, in seinem mangelhaften Deutsch, für die empfangenen Auszeichnungen: „ich danke von gansem Hersen.“ Ueber seine Oper Olympia äußerte Prinz Wilhelm: „es ist ein Aufwand von Kraftmusik, die aber sehr schöne, sanfte Stellen hat.“

Bevor ich die Erinnerungen an jene Zeit schließe, soll noch hervorgehoben werden, daß am 16. Dezember 1819 auf einer Jagd Prinz Wilhelm das Unglück hatte, sich die Hand zu verstümmeln. In einem Briefe vom nachfolgenden Jahr beklagte sich derselbe, daß der Finger noch immer „sehr weh thue und wohl immer verkrüppelt bleiben werde, wenn auch artistement versteckt.“

Beinah dreißig Jahre später hatte ich das Glück, den Prinzen von Preußen wiederzusehen; er war mittlerweile als Thronerbe mit diesem hohen Titel betraut worden und kehrte von seinem siegreichen Feldzuge aus Baden zurück, im November 1849. In der Porta westfalica, in der damals noch bestehenden Festung Minden, war dem hohen Herrn ein festlicher Empfang bereitet. Ein Balllokal fand sich in dem alten Städtchen nicht vor, um würdig so hohen Besuch zu empfangen. In aller Eile wurde die fadenscheinige Tapete im Saal der Ressource mit weißen Mullfalten und rothen Papierblumen verhüllt, wozu die Damen künstliche Rosen eigenhändig verfertigten; Laubgewinde und bunte Lampen, reichlich verwendet, brachten schließlich einen recht stattlichen Eindruck hervor. Die Eigenartigkeit des Ballfestes, entstanden durch die Improvisation, vermehrte sich noch durch die erschienenen Theilnehmer. Die umliegenden Dörfer hatten nämlich für ihre Ortsvorsteher mit ihren Familien die Erlaubniß erbeten, den Ball zu besuchen, um den heimkehrenden Prinzen von Preußen von Angesicht zu sehen. Das bäuerische Kostüm von Minden-Ravensberg sah zwischen den modernen Damentoiletten so malerisch aus, daß es jedes Auge überraschte und erfreute. Die hübschen rothwangigen Mädchen und Frauen in ihren kurzen faltigen Röcken von scharlachrothem Tuch mit bunten Jacken und Tellerkrausen, auf denen die kostbaren Bernsteinhalsbänder lagen — jede Perle so groß wie eine Wallnuß — dazu die goldgestickten Mützchen mit langen Bändern und die Schnallenschuh mit gestickten Strümpfen, es war wirklich reizend. Ebenso gut nahmen sich die kräftigen großen Männer aus in ihren Feiertagsröcken mit silbernen Knöpfen, kurzen Sammethosen, rother Weste und bunten Strümpfen, Blumensträuße und Bänder an den runden breitgeränderten Hüten. Der Prinz war sichtlich erfreut über die loyalen Bauern, die Freudenthränen weinten, als er durch ihre Reihen ging, leutselige Worte an sie wendend. Wiederholt wurde die Frage an mich gerichtet: „Seggen Se, is denn uße König in Berlin auch so'n schönen Minschen?“

Es ist wahr, der Prinz von Preußen war damals, obwohl schon im Anfang der fünfziger Jahre stehend, ein schöner ritterlicher Mann, voll Kraft und Würde.

Ganz unvergeßlich ist mir seine huldvolle Herablassung und heitere Unbefangenheit. Er richtete mehrere Mal das Wort an mich, da mein Mann damals an der Spitze der Regierungsbehörde stand, ich also eine gewissermaßen offizielle Stellung innehatte. Es machte mich sehr glücklich, von dem hohen Herrn über mancherlei befragt, Auskunft geben zu können, wobei ich seine rasche Auffassung und seine Unterhaltungsgabe bewunderte. Er sprach von dem patriotischen Dichter Scherenberg und sagte, „dessen Werke sind wahre Schlachtgemälde, so poetisch hat noch Niemand das Kriegshandwerk beschrieben.“

Als ich dem Prinzen ein Gedicht überreichen ließ durch das schönste junge Mädchen der Mindener Damenwelt, Fräulein Franziska von Bernewitz (später Frau von Luck), war er augenscheinlich sehr angenehm überrascht, nahm das Gedicht eigenhändig und sagte lächelnd: „Ich fürchtete schon, es sollte deklamirt werden, das kann ich nämlich gar nicht vertragen.“ Dann sprach er noch in humorvoller Weise von der Peinlichkeit solcher Ansprachen; „das etwaige Steckenbleiben und das „Ins Gesicht gelobt werden“ mache ihn ganz nervös.

Eine englische Dame, welche zufällig anwesend war, sah den Prinzen unablässig an und sagte mit aufrichtiger Bewunderung nachher: „Er ist ganz wie Goethe, von dem es auch heißen konnte: he is like the most aristocratic prince and like the most amiable man.“ Sie hatte lange in Weimar gelebt und den großen Dichter noch persönlich gekannt.

Als deutschen Kaiser sah ich den Prinzen später wieder beim Einzug der siegreichen Truppen in Berlin; er war trotz seines Alters noch ungebeugt und besaß noch die hoheitsvolle Männerschönheit, die an die Schilderung erinnerte, welche das alte Rolandslied von Karl dem Großen einst entwarf: „Edel von Haltung, im Antlitz Stolz und Milde, den weißen Bart auf blühender Wange — leicht gerührt und leicht erheitert — wenig redend und festen Sinnes bei großer Güte.“ Ja so haben wir ihn Alle gekannt und geliebt, so blieb er ja bis zum letzten Tag, als er am Fenster stand, in den freundlichen Augen immer einen Gruß für sein Volk!

Räthsel und Spiele.

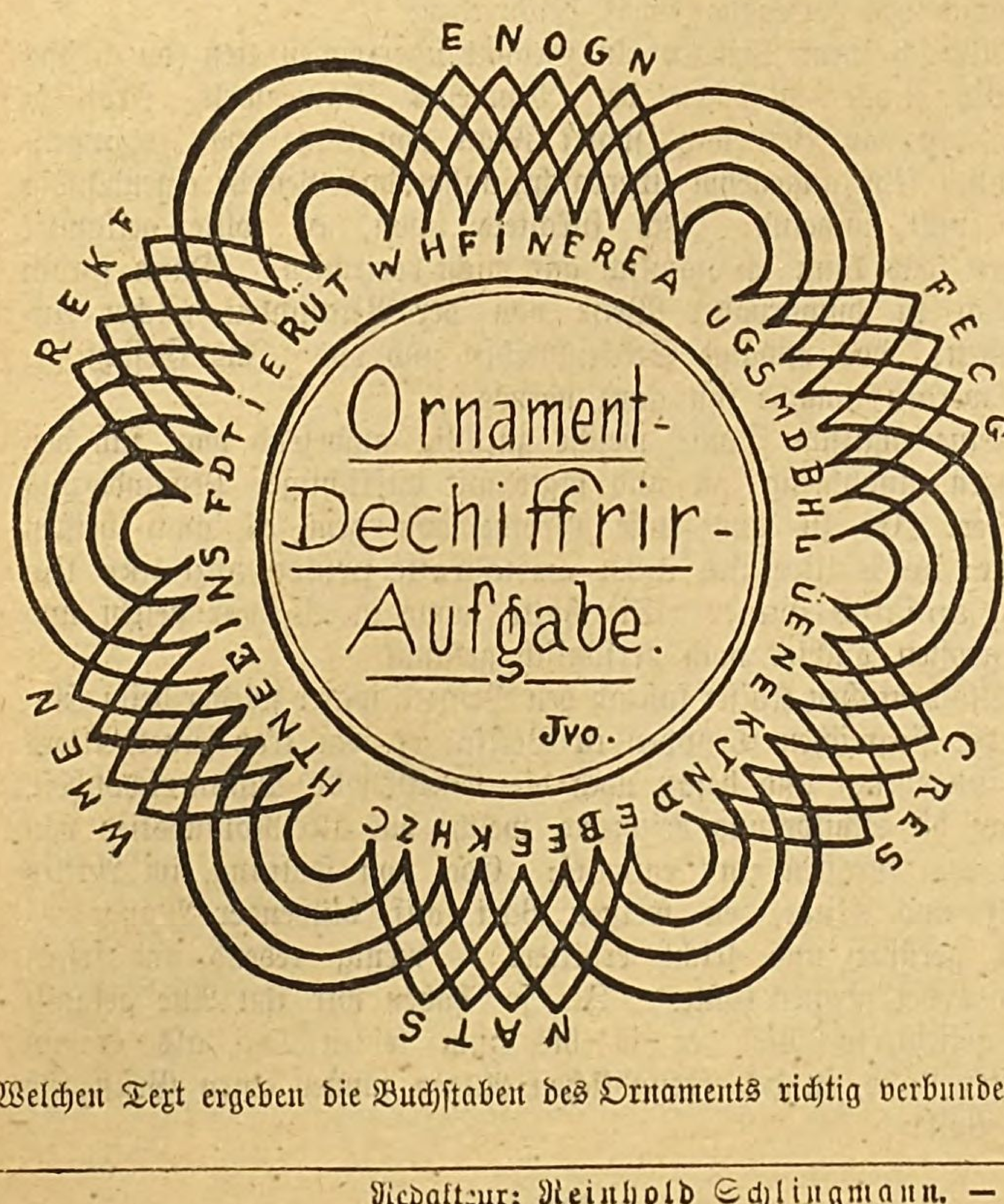
Rebus.



Räthsel.

Seiner Spröden Gunst sich zu erringen,
Sucht mein Freund durch's Ganze. Und bei Nacht
Hört es durch die stillen Straßen klingen
Er, der als Gesetzes-Auge wacht.
Zornig stürzt er auf den Ruhestörer,
Fährt ihn an mit harter Zwei und Vier:
„Glaubst Du denn, ich sei nicht da als Hörer?
Wagst Du's, Drei und Eins zu drehen mir?
In's Gefängniß sperr' für Deine Sünden
Ich Dich ein, Du unbescheidner Thor!"
Um bei ihm Drei Vier mit G zu finden,
Holt der Andre seine Börse vor.
Und ein Markstück glättet bald die Runzeln
Auf der Stirn des strengen „Raths der Nacht."
„Gut ist's," — denkt der mit vergnügtem Schmunzeln,
„Wenn das Auge des Gesetzes wacht."

Ornament-Dechiffrir-Aufgabe.



Welchen Text ergeben die Buchstaben des Ornaments richtig verbunden?

Citaten-Räthsel.

Jedem der nachstehenden acht Citate ist ein Wort zu entnehmen. In derselben Aufeinanderfolge ergeben diese Wörter ein neues Citat aus Körners „Zriny". Wie heißt dieses?

1. Ein Adlerjüngling hob die Flügel nach Raub aus.
2. Ihr besitzt ein edles Weib.
3. Es lacht auch andrer Orten manch treues Herz mir zu.
4. Da kommt der Lenz, der schöne Junge, den Alles lieben muß.
5. Sie kämpfen um die höchsten Güter.
6. Er lud es auf und trug's nun sonder Klagen.
7. Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen.
8. Sie fällt, die hohe Stadt, seit grauem Alterthum gewohnt, zu herrschen und zu siegen.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 15.

Buchstaben-Vertauschungs-Räthsel.

1. Kamm, 2. Auster, 3. Rabe, 4. Lachs, 5. Riese, 6. Iller, 7. Tonne, 8. Taube, 9. Elster, 10. Rinde. — Karl Ritter.

Füll-Räthsel.

5	2	1	3	1	1	6
1	4	2	4	1	5	1
1	3	6	1	3	4	3
4	2	2	3	6	1	1
1	1	5	4	2	3	2
4	1	4	2	1	3	5
2	7	0	2	2	4	3

Springbrunnen-Räthsel.

Saphir, Boerne, Heine, Reuter, Kalisch, Glaßbrenner.

Rösselsprung.

In Wasser hast die Rose Du gesetzt,
Die ich Dir gestern hab' gebracht,
Und heut schon hat die Knospe sich erschlossen.
Ach, meine Liebe hab' ich wohl genetzt
Mit tausend Thränen früh bis Mitternacht,
Und dennoch will mir keine Blüthe sprossen.

Räthsel. Geheimrath.

Karten-Quadrat-Aufgabe.



Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 17 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 22. April 1888

Die Rose von Putbus.

Von Alfred Ludwig.

Fortsetzung.

„Wehre mir nicht", fuhr ich fort, „Du wunderliebliches Kind, daß ich Dir sage, was ich empfinde, wie ich leide, wie ich vor Schmerzen vergehe, weil ich Dich nicht erringen kann, weil ich Dich nicht mein nennen darf! Verstört und vernichtet ist mein ganzes Leben. Nichts mehr giebt es auf der weiten Welt, was mich Dich vergessen machen könnte. Einsam und unglücklich werde ich hinfort meiner Wege gehen müssen, wenn ich nicht gar vorher in wilder Verzweiflung durch eine schnelle That meinem Elend ein jähes Ende machen werde!"

„O, Erbarmen!" rief sie todesbleich und zitternd, indem sie die Hände flehend erhob. „Sie wissen nicht, wie Ihre Worte mich im tiefsten Herzen treffen!"

„O, Du engelgleiches Geschöpf, Du mitleidsvolle Seele! So hast Du trotz Deines Liebesglücks noch immer ein theilnehmendes Mitempfinden für das traurige Schicksal eines Unglücklichen?" rief ich gerührt, und ich konnte es nicht verhindern, daß wehmüthige Thränen sich mir in die Augen drängten, während ich, bewundernd und entzückt meine Blicke nicht von ihr wenden mochte.

„Liebesglück?" fragte sie, seltsam das Wort betonend und mich verständnißlos anschauend.

Ich trat einen Schritt zurück. Hatte ich mich geirrt? Sollte sie die von Jenem ihr entgegengebrachte Liebe nicht erwiedern? Ich begann zu zittern, wie im Fieberfrost. Stürmisch ergriff ich ihre Rechte, sank wiederum vor ihr nieder und rief: „Du liebst ihn nicht? Du bist frei? Du willst mein Werben mir gestatten? Du wirst mich endlich auch erhören?"

„Mein Herz war frei, bis zu diesem Morgen! Ich liebe Johannes wie einen Bruder! Soeben habe ich ihm das gesagt — und auch er ist nun tief unglücklich!"

„Du warst frei, bis zu diesem Morgen warst Du frei? Du bist es nicht mehr? O Rose, so verstehe ich Dich recht? Dein Herz erwiedert meine Liebe? Du willst mein sein? Du willst mich glücklich machen?" rief ich jubelnd.

„Ja!" hauchte sie leise, dann sank sie an meine Brust.

Lange verharrten wir so in seligem Vergessen der ganzen Welt. Wonnige Küsse tauschten wir, und immer wieder schauten wir uns voller Entzücken in die glückstrahlenden Augen. Die Vögel zwitscherten und sangen um uns herum, und aus dem Aether herab ertönte das Lied einer Lerche, die sich, gleich unseren wonnetrunkenen Seelen, leichtbeschwingt zum Himmel emporhob.

Endlich machte sie sich aus meinen Armen frei, und unter süßem Erröthen berichtete sie nun, weshalb sie gerade jetzt hier im Walde einsam gewandelt sei.

Johannes hatte richtig, wie ich es gefürchtet, das Alleinsein mit ihr benutzt, um ihr sein Herz zu entdecken. Sie war noch jetzt in der Erinnerung tief erschüttert, da sie sich seine Mienen vergegenwärtigte, als sie ihm bekannte, daß sie ihn wie einen Bruder liebe, jedoch niemals sein Weib werden könne.

„Der gute, liebe, treue Hannes!" sprach sie traurig und blickte eine Weile wehmüthig vor sich nieder, dann aber sah ich ihr in die seelenvollen Augensterne, und sie drückte zärtlich meine Rechte. Darauf sprach sie weiter:

„Ich mußte hinweg, mein Herz war so voll. Ich fühlte, daß ich eine treue Seele von mir stieß, und empfand es auch klar, weshalb es mir gerade jetzt so unmöglich schien, Johannes' Liebe zu erwiedern." Dabei sah sie mich mit einem schelmischen Lächeln an, und ich verstand sie wohl.

„Jetzt wollte ich hinunter nach Lauterbach, wo ich eine alte kranke Frau zu besuchen pflege. Sie ist so einsam und hilflos, und wenn ich ein Stündchen bei ihr weile, so empfindet sie das als ein frohes Glück. Ich ziehe ihr dann die Kissen zurecht, bereite ihr den Trank und mache mich nützlich, wo ich kann. Um aber das stürmische Herz, das gar so sehr heute mir im Busen pochte, ein wenig erst im stillen Waldesfrieden zu besänftigen, wählte ich den Weg durch das Gehölz."

„Und nun gestattest Du mir, Dich zu begleiten, mein süßes Lieb?" fragte ich, sie zärtlich nochmals an mich drückend. Sie winkte mir bejahend zu, und Hand in Hand, ein jeder übervoll des Glücks und der Seligkeit, schritten wir einher, alle zehn oder zwanzig Schritte stehen bleibend, und uns freudetrunken in die Augen blickend, auch wohl einen zärtlichen Kuß tauschend, um dann wieder stillbeglückt gemeinsam den Weg fortzusetzen.

Am Bett der Kranken, die forschend ihre müden Augen auf mir ruhen ließ, kam Rose mir noch entzückender, weiblicher vor, als bisher. Die Art und Weise, wie sie die arme alte Frau ermuthigte, tröstete, ihr Linderung in ihren Leiden zu verschaffen wußte, gab dem holden Kinde etwas wundersam Heiliges. Sie schien wie ein vom Himmel herniedergestiegener Engel, der jedes

Leid und Trübsal, Kummer und Elend zu verscheuchen im Stande ist, der überall um sich Freude, Licht und Herrlichkeit verbreitet.

Ich konnte mich nicht satt sehen an dieser reizvollen Erscheinung, aber auch die alten, trüben Augen der Kranken verklärte ein froher Schimmer voll Befriedigung und Zärtlichkeit, wenn sie das geschäftige Treiben Roses beobachteten. Endlich brach die alte Frau das feierliche Schweigen, das in dem kleinen, von den letzten Sonnenstrahlen beleuchteten Stübchen herrschte. In ihrer plattdeutschen Mundart, die mir völlig unverständlich blieb, richtete sie eine Frage an das junge Mädchen, und aus dessen jähem Erröthen ersah ich wohl, daß es sich um mich handelte und um mein Erscheinen in dem Krankenzimmer, was die Alte zu wissen wünschte.

Rose beugte sich über sie, so daß sie verschämt ihr liebliches Gesichtchen mir verborgen hielt, und flüsterte lange Zeit auf sie ein. Nur hin und wieder richtete sie sich auf und warf dann jedes Mal mir einen mich so beseligenden, entzückenden Blick zu, daß ich am liebsten zu ihr gestürzt wäre, um sie unter meinen glühenden Küssen fast zu ersticken. Endlich rüstete sie sich zum Aufbruch und winkte mir zu, daß es Zeit sei, heimzukehren. Auch ich erhob mich und trat an das Bett der Kranken, um ihr Adieu zu sagen, denn auch diese alte Frau schien mir durch die Berührung mit ihr, der Göttlichen, geweiht zu sein.

Die Greisin heftete lange nochmals prüfend ihre Blicke fest auf mich, während ihre knöchernen Finger meine Rechte umspannten. Dann sagte sie mit seltsam zitternder Stimme:

„Du müß't se glücklich maken, min Söhn, se verdeent dat!"

Meine Erregung, meine Rührung übermannte mich. Ich kniete an dem Bette nieder und rief:

„Ich schwöre es Ihnen, Mütterchen! Ich liebe sie ja so sehr!"

„Du büst to störmisch, min Söhn, und et käm to schnell ok över se."

„Das eben ist die Liebe, die da kommt, wie der Wind. Sie ist da, und wir wissen nicht, wie sie kam. Sie ist ein Funken dessen, was göttlich in uns ist!" rief ich bewegt!

„Dat verstoh ick nich, doch ick mark wol, dat Du se uprichtig leiwst. Gott gäw, dat et ümmer so bliewen möcht!"

Rose kniete weinend neben mir nieder, und die Alte legte unsere Hände in einander, berührte darauf unsere Stirnen mit ihren zitternden Fingern und blickte wie in stummem Gebet nach oben.

Dann gingen wir wieder still und wortlos heim. Was hätten wir auch sagen sollen! Wir empfanden nichts, als unsere Liebe, und die brauchten wir uns nun nicht mehr zu bekennen. Ein zärtlicher Druck der Hände, ein seliger Blick und ein verstohlener Kuß waren unsere Sprache.

Als wir kurz vor Putbus angelangt, fragte ich Rose, ob ich sogleich zu ihrem Vater gehen solle und ihm Alles sagen dürfe.

Sie lehnte dies ab, indem sie fürchtete, es könne ihren Vater verletzen, wenn er nicht zuerst von ihr davon erfahre, er sei so zärtlich, so gut und liebevoll gegen sie stets gewesen, daß sie ihn nicht durch wenn auch nur anscheinenden Mangel an Vertrauen kränken möchte.

„Zudem," sprach sie, „der Vater ist heute in Schulangelegenheiten hinüber nach Bergen gefahren und kehrt wahrscheinlich erst spät heim. Morgen früh werde ich ihm Alles sagen, und da er nur mein Glück allein im Auge hat, so wird er, wenn ich ihm sage, wie sehr ich liebe, mir kein Hinderniß bereiten."

In diesem Augenblick bogen wir in die „Hauptstraße" ein, und sofort bemerkten wir, als wir dieselbe entlang schauten, daß Johannes, wie es schien, in Sinnen verloren, auf der Bank vor dem kleinen Häuschen saß. Rose bebte zusammen, als sie ihn sah. Auch ich ward ein wenig verlegen. Bei unserer Annäherung wurde Johannes durch die in der sonst stillen Straße laut tönenden Schritte aufmerksam, und als er, uns erkennend, aufsprang, verfinsterten sich plötzlich, wie wenn er das Geschehene errathen, seine gewöhnlich so offenen Züge. Ohne uns einen Schritt entgegenzukommen, beobachtete er uns beide scharf, und als ich nun an der Thüre des Nebenhauses, in welchem Rose mit ihrem Vater wohnte, von jener Abschied nahm, indem ich ihr zärtlich nochmals die dargereichte Hand drückte, sah ich, daß das reizende Kind über und über unter den ernsten Blicken des Andern erröthet war. Dennoch zwang sie sich zu einem harmlosen Wesen und rief ihm, freundlich nickend, einen Gruß hinüber, auf den er jedoch nichts erwiederte. Dann verschwand sie schnell im Hause.

Als ich gleich darauf neben ihm vorüberging, sah er mich finster, fast herausfordernd an. Ich beachtete es jedoch nicht, konnte mich aber auch angesichts dieses abweisenden Benehmens nicht überwinden, ihm, wie ich anfangs gewollt, in einigen Worten eine Erklärung meines zufälligen Zusammentreffens mit Rose zu geben. Mit einer gleichgiltigen Bemerkung über den schönen Abend schritt ich in das Haus und suchte mein Zimmer auf.

❦

Als ich am anderen Tage erwachte, war es stickig und schwül im Zimmer, und auch als ich sofort das nach dem Garten führende Fenster öffnete, drang keine erquickende Luft ins Innere. Die Blätter an Bäumen und Sträuchern rührten sich nicht, so windstill war es rund herum, und es lag auf der ganzen Natur eine unheimliche Schwere, die sich auch dem Gemüthe des Menschen mittheilte. Am Himmel sah ich weiße und graue Wolken ausgebreitet, die gleichfalls wie gebannt erschienen in der allgemeinen Regungslosigkeit, denn auch beim schärfsten Hinschauen konnte man kaum eine Aenderung in ihren Gebilden oder eine Fortbewegung entdecken.

Ich trat hinaus in den Garten und sah seitwärts im Hofe Johannes beschäftigt, Ruder und Segel aus einem Schuppen hervorzuholen. Erst jetzt fiel mir wieder ein, daß wir für diesen Morgen eine Bootfahrt verabredet, und ich wandte mich lächelnd zu jenem, indem ich sagte:

„Wahrhaftig, das hatte ich ganz vergessen, daß wir heute zur See gehen wollten."

„Der Herr hat gewiß sehr viel im Kopfe?" antwortete er, während er seine Blicke durchbohrend auf mich richtete.

Ich ward durch diese seltsamen Worte unangenehm berührt, indeß ich zwang mich, leichthin darüber hinwegzugehen, indem ich erwiederte:

„Das nicht, aber wir Künstler sind ein leichtlebiges Völkchen und vergessen leicht schnell das Gestern über das Heute."

„Immer?" fragte er schnell und blickte mich mit kaum verhaltenem Ingrimm an.

„Es giebt auch Ausnahmen. Nehmen Sie mich für eine solche!" sprach ich, absichtlich seinem Ernste gegenüber meinen scherzhaften Ton beibehaltend, um mir den Anschein zu geben, als ob ich sein verändertes Benehmen nicht bemerke. Dann fuhr ich fort: „Aber denken Sie, daß wir unseren Plan ausführen können? Mir scheint ein Gewitter im Anzuge zu sein. Wäre es da nicht rathsamer, die Partie auf einen anderen Tag zu verschieben?"

In der That hätte ich es vorgezogen, heute in der Nähe Roses zu bleiben, um so bald wie möglich von dem Ergebniß ihrer Unterredung mit dem Vater zu hören, dann aber auch, um sie selbst wiederzusehen, nach der es mich im Herzen heiß verlangte.

„Ah, Sie haben Furcht? Ich kenne das!" rief mir mein Gegenüber ironisch zu.

„Keineswegs!" antwortete ich kurz, und in meiner Brust stieg es heiß auf vor Zorn, daß jener mich für feig gehalten.

Er aber fuhr fort in dumpf grollendem Tone: „Ich hatte Ihnen ja schon gesagt, daß ich es am meisten liebe, im Kampf mit den Elementen meine Kraft zu proben."

„So ist es mir recht," gab ich zurück, „wenngleich ich mir von einem schönen Tage mehr versprochen hätte. Dennoch werde ich mich sofort bereit machen."

Damit ging ich ins Haus zurück und war in wenigen Minuten für unseren Ausflug vorbereitet.

Als wir zusammen dann an dem Nachbarhäuschen vorüber gingen, suchte ich, wie unabsichtlich, einen Blick durch die spiegelblanken, freundlich mit Blumen geschmückten Fenster hindurch ins Innere zu gewinnen, um thunlichst noch der Geliebten einen

stummen Gruß zuzunicken, indeß konnte ich von derselben nichts erhaschen, dagegen fühlte ich, wie mein Begleiter mich inzwischen aufmerksam beobachtete.

„Er ahnt Alles," sagte ich zu mir selbst, als ich dem lauernden Blick seines Auges begegnete, dann bemühte ich mich, ihn durch gleichgiltige, harmlose Reden zu täuschen oder wenigstens aus seiner eigenthümlich wortkargen Stimmung herauszureißen. Er antwortete indeß auf alle meine Fragen nur stets so knapp und gemessen, daß auch ich es endlich müde ward, so unausgesetzt um seine Freundschaft zu buhlen, und still, einsilbig und ein jeder in seine Gedanken vertieft, legten wir den Rest des Weges nach Lauterbach hinunter zurück.

In meiner Brust allerdings lachte hellster Sonnenschein. Ich hätte es in alle Welt hinausschreien mögen, mein Glück, meine Seligkeit und Lust, und daß ich diese mich so ganz beherrschenden Gefühle meinem schweigsamen Genossen gegenüber so vorsichtig verbergen mußte, empfand ich als einen recht drückenden Zwang, als eine Last, der ich mich gern entzogen hätte.

Als wir an dem kleinen gegen das Meer geschützten Hafen anlangten, lag noch dieselbe unheimliche Todesruhe auf Blatt und Strauch, wie vorhin oben in Putbus. Das Meer breitete sich wie ein großer, unendlicher Spiegel vor uns aus, und die inzwischen aufgethürmten, fast schwarzen Wolken färbten das Wasser tiefdunkel und schaurig. Die Luft aber war völlig regungslos, und wir waren, nachdem Johannes den Mastbaum aufgepflanzt und Alles im Boot geordnet hatte, gezwungen, dasselbe hinauszurudern.

„Wenn wir erst hinter den Bäumen heraus sind, die uns hier vor jedem Winde decken, wird es schon mit dem Segeln gehen," sagte er, nunmehr, wie es schien, etwas freundlicher, ja es lag jetzt sogar in seinem ganzen Wesen eine eigenartige Erregung, die mich befremdete. Auch sah ich mehrfach, wenn ich ihn unvermuthet anschaute, daß seine Blicke in seltsam sinnender Weise auf mich gerichtet waren. Wenn er dann bemerkte, daß mir seine Art und Weise auffällig geworden, so wurde er ganz verlegen und sprach dann unvermittelt von Diesem und Jenem, um mich anscheinend nur abzulenken.

Mittlerweile war es allerdings etwas luftiger geworden, so daß wir das Segel beisetzen konnten und nunmehr nach Osten unsern Kurs in das Meer hinauszunehmen vermochten.

Anfangs fuhren wir langsam an der Insel entlang, und ich war in der That entzückt von den herrlichen, wahrhaft malerischen Bildern, welche die viel zerklüfteten Ufer des lieblich romantischen Eilands boten.

Wiederholt sprach ich meinem Gefährten auch meine anerkennende Bewunderung für seine reizvolle, schöne Heimath aus und erwähnte, daß ich hoffen dürfe, daß meine Reise eine sehr lohnende sein werde, da ich reich an prächtigen Vorwürfen heimkehren und dann den Winter hindurch sehr fleißig sein könne, um alle die herrlichen Eindrücke, die ich jetzt in mich aufnehmen dürfe, zur Ausführung zu bringen.

„Allerdings scheint sich Ihr Aufenthalt hier sehr „lohnend" zu gestalten," erwiederte er, während seine Augen in sonderbarem Feuer aufleuchteten, „Sie scheinen besonders vom Glück ausgezeichnet zu sein."

„Inwiefern meinen Sie das?" fragte ich betroffen.

„Wir wollen uns doch keine Komödie vorspielen, mein Herr," antwortete er, und ich sah, wie der Zorn in ihm aufstieg und seine Wangen röthete.

„Ich verstehe Sie wirklich nicht," sagte ich, „wie mir auch Ihr eigenthümliches Benehmen seit heute Morgen schon ganz unerklärlich ist."

„Das ist sonderbar," gab er ironisch zurück, „in der Regel kostet es sonst wenig Mühe, in meinem Wesen und meiner Handlungsweise mit Leichtigkeit zu lesen, wenn man nicht eben völlig blind für die Außenwelt ist."

„Mag sein," sprach ich, nun auch meinerseits erregter werdend, „indeß ich muß gestehen, daß ich mir auch noch gar keine Mühe gegeben habe, Ihre Beweggründe kennen zu lernen. Ich pflege stets einen jeden nach seinem Belieben schalten zu lassen."

„Ich aber nicht immer, mein Herr!" rief er, fortwährend erregter werdend. „Und ich sage Ihnen, so lange diese beiden Augen noch sehen, so lange noch Blut in meinen Adern fließt, und ich meine gesunden Gliedmaßen habe, so lange stehe ich dafür, daß Sie trotz Ihrer feinen, gleißnerischen Worte und städtischen Manieren mit dem Mädchen nicht erreichen werden, was Sie im Schilde führen. Das unschuldige Kind können Sie vielleicht bestricken, denn das kennt nicht die Falschheit und Niedertracht der Welt und hält in seiner Herzensunschuld und Einfalt Jedermann für gut und brav, der sich so anzustellen vermag. Ich aber wache über sie und werde Denjenigen zu treffen wissen, der es wagt, diese reine Blume anzutasten!"

Er hatte dies mit ungeheurer Heftigkeit hervorgebracht. Seine breite Brust wogte stürmisch auf und nieder, seine Geberden waren schnell und erregt, und aus seinen Augen schossen förmliche Blitze auf mich nieder.

Zuerst war ich erzürnt durch seine herausfordernde Rede, dann aber rührte mich dieses reine, ehrliche Gefühl, das ihn selbst dann noch für Rose beseelte, als er bereits von ihr erfahren, daß sie seine Liebe nicht erwiedern könne. Selbst in dem unverhehlten Mißtrauen mir gegenüber erkannte ich seinen offenen, biederen Charakter wieder, und ich konnte ihm nicht böse sein.

„Sie haben sich in mir getäuscht, Johannes," entgegnete ich und reichte ihm meine Hand entgegen, die er jedoch nicht annahm, weshalb ich, ein wenig verletzt, ernster fortfuhr:

„Ich will Ihnen deshalb nicht zürnen, zumal Sie Rose selbst so innig lieben und sie auch für Sie so zärtlich empfindet, wie für einen Bruder."

Schluß folgt.

Aus Alt-England.

Hierzu das Bild: Schloß Warwick.

Unter dem Titel „Alt-England" bietet uns in einem kleinen Prachtwerke der Professor Adolf Brennecke eine anziehende Schilderung seiner Studienreise durch London und die Grafschaften zwischen Kanal und Pickenwall. Der Verfasser behandelt in demselben das geistige, gesellschaftliche und künstlerische Leben, die Entwickelung der Baukunst, die Industrie und den Weltverkehr Englands. Seine fesselnde Darstellung würde aber lange nicht die ihr gebührende Beachtung finden, wenn die Verlagshandlung von Ferdinand Hirt und Sohn in Leipzig dieses ihr neues Verlagswerk nicht mit einem überaus reichen Prachtgewande von künstlerischen Illustrationen und malerisch wirksamer Einbanddecke ausgestattet hätte, so daß es in dieser gefälligen Erscheinung sofort die Aufmerksamkeit auf sich zieht.

„Außer Italien mit seiner ewigen Roma" — so leitet der Verfasser seine Schilderung ein — „und vielleicht auch Holland mit seinen Kunstschätzen, seinen alten Städten und seltsamen Menschen, giebt es kein Land auf unserm Erdball, das an Vielseitigkeit der Sehenswürdigkeiten England übertrifft. Freilich muß der Blick für die Eigenart von Land und Leuten einigermaßen durch Uebung und Studium geschärft sein, denn das Interessante und Bedeutsame drängen sich auf der britischen Insel weniger packend hervor, als etwa die glänzende Schönheit des Golfs von Neapel oder das reizvolle Treiben auf den Pariser Boulevards." — Das mag sehr richtig sein. Bei der reichen Entwickelungsgeschichte Englands und bei den tausendfachen Lebensäußerungen seines Volkes müssen dem Leser die hervorragendsten Erscheinungen in den Vordergrund gerückt und in helle Beleuchtung gestellt werden, und dieser Aufgabe unterzieht sich der Verfasser in so dankenswerther Weise, daß dies schöne Illustrationswerk denen, welche England bereist haben, viel interessante Erinnerungen wachrufen wird, denen aber, welchen

diese Nordfahrt noch in Aussicht steht, die Darstellung als ein vortreffliches Vorbereitungsmittel empfohlen werden kann. Diese Reiseeindrücke gewähren uns im Verein mit der illustrativen Veranschaulichung eine vortreffliche Vorstellung von der Riesenstadt London und seinen Sehenswürdigkeiten, von der Industrie und dem Handel Englands, von seinen alterthümlichen Burgen und Adelssitzen, seinen herrlichen Parks und eleganten Seebädern. Hin und wieder wird unser Interesse auch dadurch erregt, daß Streiflichter auf die englische Gesellschaft und im Vordergrund stehende Persönlichkeiten fallen.

Aus dem Bilderschatze des Buches geben wir heute einen kleinen Ausschnitt mit der Darstellung des alterthümlichen Schlosses Warwick. Es gehört zu den ältesten und geschichtlich denkwürdigsten Bauten Englands. Bis auf Alfred des Großen Tochter Ethelfleda, ja bis auf Cäsar weist die Sage seiner Gründung zurück. Wilhelm der Eroberer belehnte den ersten Grafen von Warwick mit dem Grund und Boden am Avon, und trotz vieler Kriegsstürme und mehrerer Feuersbrünste thront noch heute über dem Flusse das überwältigend großartige Bauwerk: seine grauen Strebepfeiler, Erker, Zinnen und Thürme nehmen sich auf dem tiefgrünen Untergrunde der hundertjährigen Parkbäume recht malerisch aus. Schloß Warwick ist mit den erregtesten Vorgängen in der Geschichte Englands verknüpft; es war die Heimath einer Reihe von Kriegshelden, deren Schwerter in manchem Strauße mit Schotten und Franzosen den Ausschlag gaben. Vor allen zeichnet sich der gewaltige „Königsmacher" aus, Richard Neville Graf von Warwick, „der größte Mann in England nach dem König", ja mehr als das, „der Könige stolzer Schöpfer und Vernichter".

Wie Märchen klingen die Berichte der Chronisten und Geschichtsschreiber über die Macht, den Reichthum, die Ritterlichkeit des Grafen. Die Balladen aller Minstrels feierten ihn als „letzte Blüthe und Krone" normännischer Ritterschaft, nach dessen Tode sich die trotzigen Barone in höfische Lords verwandelten. So zahlreich auch die geschichtlichen Spuren jener großen Zeit auf dem Schlosse Warwick zu Tage treten: den heutigen Besucher pflegen neben der herrlichen Landschaft am meisten die nach dem letzten Brande (1871) glänzend ausgestatteten Prunkgemächer mit ihren Kostbarkeiten, Gemälden, Vasen, Bronzen 2c. zu interessiren; in die Grabkapellen der Pfarrkirche oder in das alte Leicester-Hospital verirrt sich nur selten noch ein Kenner der englischen Geschichte früherer Jahrhunderte.

Aus der medizinischen Rumpelkammer.

Von R. Hartung.

Kaum ein anderer Ort bietet dem Besucher eine Vereinigung so grundverschiedener Dinge, als der enge Raum einer Rumpelkammer. Dort findet man neben zum Theil noch brauchbaren, aber unmodern gewordenen Gegenständen allerlei Geräthschaften und zugleich den werthlosen Plunder zertrümmerter Spielsachen, die über das Vernichtungsgenie ihres früheren Besitzers trübsinnige Betrachtungen anstellen.

Aehnliche Wahrnehmungen macht man am Verbannungsorte der im Laufe der Zeit beseitigten zahllosen Stoffe, welche einstmals gegen die furchtbare Geißel „Krankheit" als Heilmittel Anwendung fanden. Auch hierunter befinden sich einige, die nur der Mode weichen mußten. In der That bietet noch die Gegenwart wiederholt das lehrreiche Beispiel, daß eine Arzneipflanze halbe und ganze Jahrhunderte in Vergessenheit gerathen kann und dann wieder plötzlich als etwas ganz Besonderes eingeführt wird.

Es ist nicht ohne Reiz, das bunte Durcheinander der hierher verwiesenen Sachen etwas näher in Augenschein zu nehmen.

Da bemerken wir beispielsweise ein ganz unscheinbares Täfelchen mit der geheimnißvollen Aufschrift: Abrakadabra. Man sollte kaum glauben, daß dasselbe auch einmal zur Kategorie der Heilmittel gehört hat. Dennoch ist dies der Fall. Diese kleine Tafel stellt ein Amulett vor, das gegen Fieber am Körper getragen wurde. In besonderen Fällen schrieb sogar der Arzt dieses mystische Zauberwort „Abrakadabra" auf ein Blatt Papier und befahl dann dem Kranken, das beschriebene Zettelchen zu verschlucken.

Wem fallen nicht angesichts solcher Einfalt sogleich die bekannten Verse ein:

„Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen."

Der Aberglaube, den Goethe als zum Wesen des Menschen gehörig bezeichnet, hatte sich derartig in alle Gebiete des menschlichen Wissens einzuschleichen vermocht, daß es kaum einen Zweig der Wissenschaft gab, in welchem er nicht sein schädliches Wesen getrieben hat. Verleitete er doch die exakte Astronomie dazu, aus dem Laufe und der Stellung der Gestirne zukünftige Ereignisse vorherzusagen. War er doch der Urquell der thörichten Bestrebungen der Alchemisten, die mit dem wunderbaren Stein der Weisen Alles in Gold verwandeln wollten. Er schuf unter der wirksamen Beihilfe der Theologie den Teufelsspuk. Verschonte er doch selbst die Rechtswissenschaft nicht, was die abscheulichen Hexenprozesse und Ordalien beweisen. Kein Wunder daher, wenn auch die ärztliche Kunst in dem Banne jener finstern Zeitströmung lag, die jede fortschreitende Erkenntniß verhinderte.

Man nahm lange Zeit an, daß eine höhere Macht, ein Dämon, Krankheiten veranlasse. Diese Ansicht beherrschte nicht nur die unwissenderen und ungebildeteren Klassen, sondern hatte sich auch in den Köpfen der gelehrten Aerzte derartig eingenistet, daß wir noch in den medizinischen Werken des vorigen Jahrhunderts Spuren solcher Anschauungen begegnen.

Wir sehen demgemäß die frühere Heilkunst ihre Aufgabe darin suchen, die Krankheitsdämonen fern zu halten oder zu vertreiben. Dazu bediente man sich der verschiedensten Mittel; namentlich hielt man Talismen oder Amulette dafür sehr geeignet. Als ein weiteres Beispiel führen wir die Thatsache an, daß noch im Jahre 1731 das oberste Medizinalkollegium des Königreichs Preußen eine Vorschrift zur Bereitung eines solchen Schutzmittels gegen die Pest erlassen hatte. Die Wiedergabe dieses haarsträubenden Rezeptes verdient um so größere Beachtung, als es zweifellos sein dürfte, daß diese Behörde hierbei nur das Wohl des Volkes im Auge hatte. Wenigstens beweist das mit Recht berühmte Medizinaledikt vom Jahre 1728, daß sich die landesväterliche Fürsorge der Hohenzollern schon früh sanitären Aufgaben zugewendet hat.

Die Vorschrift lautete: „Wenn dies Mittel auch von Einigen für nichts werth gehalten wird, so hat es sich doch vielfach, namentlich in dem Kriege, welcher in Ungarn zwischen den Kaiserlichen und den Rebellen geführt wurde, als die Pest fürchterlich wüthete, bei vielfachen Versuchen der Aerzte bewährt, so daß es, wie man sagt, den triefäugigen Hexen und Barbieren schon bekannt ist. Man macht es aus großen, alten, an Nachmittagen des Monats Juni gefangenen Kröten, indem man dieselben mit den Hinterbeinen am Heerde über einer mit Wachs bedeckten Schüssel, unter der ein Feuer angezündet ist, aufhängt. Nach drei Tagen hauchen die Kröten eine scheußliche Luft und Geifer aus, wodurch allerlei Gewürm, wie Fliegen, herzukommt, das auf dem Wachse kleben bleibt und noch Geifer dazu ausspeiet. Wenn alle Kröten todt sind, röste, zerreibe und mische man sie mit dem sorgfältig zusammengekratzten Geifer und forme etwa einen Zoll lange Rollen davon, denen man, wie einige angeben, die Gestalt einer Kröte geben muß. Diese hänge man, in Nesseltuch eingenäht, an einem seidenen oder leinenen Faden so um den Hals, daß sie auf der Herzgrube liegen. Je länger man sie trägt und gebraucht, desto sicherer bleibt man vor der Pest bewahrt."

Wird hieraus schon ersichtlich, wie sehr man damals noch von dem eigentlichen Ziele aller Gesundheitspflege, Krankheiten zu verhüten, entfernt war, da man mit solchen zweifelhaften Mitteln vor der Weiterverbreitung der entsetzlichen Pestseuche und vor persönlicher Ansteckung sich schützen zu können meinte, so wird



Schloß Warwick.

dies in noch höherem Grade der Fall sein, wenn man die innerlich darzureichenden Arzneimittel jener Zeit kennen lernt.

Auf diese sind Faust's Worte anwendbar:

„Hier war die Arznei, die Patienten starben,
Und Niemand fragte: wer genas?
So haben wir, mit höllischen Latwergen,
In diesen Thälern, diesen Bergen,
Weit schlimmer als die Pest getobt."

Denn in manchen der Recepte zur Herstellung derselben sind die Bestandtheile so seltsamer und so widriger Natur, daß nach den heutigen medizinischen Ansichten manche dieser Mischungen eher wie eine gegen das Wohlbefinden der Menschheit gerichtete Verschwörung als das, was sie sein sollten, erschienen. Leicht wird man durch dieselben sich zu der Annahme veranlaßt fühlen, daß Shakespeare, welcher es ja so meisterhaft verstand, poetische Schöpfungsfreiheit mit Treue gegen Quellen zu vereinigen, wohl gar ein Arzneibuch seiner Zeitgenossen gekannt und benutzt habe, denn viele Vorschriften in denselben erinnern stark an das Hexenrecept im Anfange des 4. Aktes von Macbeth.

Im 17. und theilweise sogar noch im 18. Jahrhundert fanden beispielsweise Kapaunen nicht immer die ehrenvolle Bestimmung, ihr Leben für Bratenzwecke in die Schanze zu schlagen, da sie, gewiß oft zum geheimen Kummer eines medizinischen Feinschmeckers, in den Destillirapparat wandern mußten, um als Kapaunenwasser gegen fieberhafte Brustkrankheiten neu zu erstehen. Bedenkt man, daß sich dasselbe in seiner Wirkung kaum vom destillirten Wasser unterscheiden konnte, so wird man verstehen, wie viel verlorene Liebesmüh' hierbei zu beklagen ist.

Dem armen Hasen, dem ohnehin nur ein kurzes Leben bestimmt ist, trachtete man zu medizinischen Zwecken nach dem Haar, Fett, Blut und Knochen.

Der Ochs wurde gewürdigt, Galle und Gallensteine für das menschliche Wohlbefinden zu liefern, das Wallroß mußte Zähne hergeben, und vom Hecht verlangte man den Kiefer, der die Niederkunft erleichtern sollte.

Doch damit war der Tribut, welchen das Thierreich liefern mußte, noch lange nicht erschöpft. Finden wir doch sogar in einem erst 1785 herausgegebenen Arzneibuche Elennthiersklauen gegen Epilepsie gerühmt. Ferner schrieb man darin selbst Regenwürmern, ebenso Schwalbennestern Heilkräfte zu. Ja, ganze Schwalben wurden geröstet und gepulvert verordnet.

Einen ähnlichen Röstungsprozeß mußten Zaunkönige und Skorpionen über sich ergehen lassen, um dem Herrn der Schöpfung zu dienen. Ferner wurden ärztlich verordnet: gebrannte Maulwürfe, Igel, Wolfsleber und Schafwolle. Als ein spezifisches Mittel gegen Lungenkrankheit wurde die Fuchslunge angewendet. Unter 62 verschiedenen Fetten befand sich auch Fuchsfett, das schon Dioskorides gegen Ohrenschmerz rühmt.

Die Jünger Aeskulaps forderten indeß damals nicht nur Tribut vom Thierreiche, sondern entblödeten sich sogar nicht, Theile des menschlichen Körpers zur ärztlichen Verordnung heranzuziehen.

In erster Linie benutzte man die Menschenhirnschale. Dieselbe wurde pulverisirt als Mittel gegen Gicht, Schlag und vielerlei andere Beschwerden gepriesen und angewandt. Man benöthigte sogar Moos vom menschlichen Hirnschädel. Unsere heutigen „bemoosten Häupter" der Medizin werden schwerlich den Erfahrungen ihrer ehemaligen Kollegen zustimmen, die meinten, daß jenes Mittel das Blut stille. Der Kannibalismus jener Zeitgenossen ging sogar noch weiter. Auch das vielgeprüfte Menschenherz wurde noch nach dem Tode „gebrochen" und zerstoßen, um seltsamer Weise gegen die „schwere Noth" der Ueberlebenden Anwendung zu finden. Da der Apotheker in jener Zeit sogar gesetzlich dafür zu sorgen hatte, daß das Fett des „armen Sünders", mit anderen Worten: Menschenfett, nicht in seinen Büchsen fehle, so darf man wohl die begründete Vermuthung hegen, daß er wahrscheinlich seine Mitmenschen nur allzu oft mit Neid in ihrem Fette sitzen sah.

Nach diesen Ausführungen erscheint es kaum noch wunderbar, daß sogar die altehrwürdige egyptische Mumie aus ihrer tausendjährigen Ruhe aufgestört wurde, um zu Heilzwecken Verwendung zu finden.

In Bezug auf den Heilwerth der verschiedenen Stoffe hat man sich früher überhaupt merkwürdigen Ideen, die zu Verirrungen führen mußten, hingegeben. Einmal spukte in der Medizin, wie wir eben gesehen haben, die Ansicht, die beste Arznei für den Menschen sei nur aus dem Mikrokosmos selbst zu gewinnen. Dann wieder ging man von der seltsamen Ansicht aus, daß die Natur jeder Substanz gewissermaßen einen Stempel aufgedrückt habe, um ihre Verwerthung zu Heilzwecken durch ihre Gestalt, Farbe u. s. w. kundzugeben. Gemäß dieser letzteren Theorie mußten Stoffe von hervorragenden äußeren Eigenschaften, wie Form, Glanz, oder von auffallendem Vorkommen auch besondere heilkräftige Wirkungen haben. Daher rührte der Glaube, daß Diamanten und Perlen außerordentlich wirksame Mittel seien.

Beispielsweise nahm man an, daß die Blätter des bekannten, in unseren Gärten häufig gezogenen Leberblümchens bei Leberkrankheiten heilsam sein müßten, weil dessen Blätter die Form und auf der unteren Seite die braune Farbe jenes Organs besitzen. In gleicher Weise gab die gelbe Farbe sowohl der Blüthen, als auch des Saftes vom Schöllkraut zu der Meinung Anlaß, daß diese Pflanze sich auch als Mittel gegen die Gelbsucht bewähren müsse. Zu Folge dieser Lehre sollten Mohnköpfe auf den Kopf, Lungenkraut auf die Lungen, ja selbst das gemeine Haarmoos wegen seiner stark behaarten Kapsel auf den Haarwuchs günstig wirken.

Diese wenigen Andeutungen werden zweifellos den Leser schon in den Stand setzen, beurtheilen zu können, daß wir inzwischen gar gewaltig in der Erkenntniß der Heilmittel gegen die unseren Körper bedrohenden Schädlichkeiten fortgeschritten sind. Nicht mehr, wie in früheren Jahrhunderten, sehen wir die uns heimsuchenden Epidemien als Dämonenwerke an, sondern bemühen uns um die Erforschung ihrer natürlichen Ursachen; wir wissen von vielen, und von allen können wir es voraussetzen, daß sie Produkte unserer Lebensweise sind, des Bodens, den wir bewohnen, unserer Nahrung und unseres Wassers oder der Luft, die wir athmen. Wir handeln demgemäß nach Maßgabe unserer hygienischen Erkenntniß, wenn wir alle diese gänzlich nutz- und werthlosen und sogar oft ekelerregenden Mittel, die unsere Vorfahren benöthigen zu müssen glaubten, in die medizinische Raritätenkammer verweisen.

Schneefälle im Frühling und Sommer.

Meteorologische Erinnerungen von Felix von Thümen.

Ein Blick auf den Kalender an der Wand belehrt uns, daß bereits unterschiedliche Wochen verflossen sind seit jenem Tage, da — mit dem Aequinoktium — der Frühling angefangen hat — angefangen haben soll. Ein zweiter Blick zum Fenster hinaus oder eine Durchsicht der Zeitungen belehrt uns aber, daß hier — wie solches auch sonst sich zuweilen ereignen soll — der Offiziosus im schärfsten Gegensatze steht zu den wirklichen Thatsachen. Frühling heißt es, und Schneesturm wird es geschrieben, Lenzeslüfte sollen uns umspielen, und wir können nicht die Pelze und Winterüberzieher ablegen, nicht genug in den während der letzten Monate ohnehin übermäßig strapazirten Freund Kachelofen hineinstopfen. Verkehrte Welt das!

Die sattsam bekannten „ältesten Leute" können sich nicht auf einen so massenhaften und namentlich nicht auf einen dabei auch späten heftigen Schneefall besinnen. So hören und so lesen wir überall. Es scheint jedoch, als ob diese, von den Journalen und an den Stammtischen mit so besonderer Vorliebe in das Feld geführten „ältesten Leute" sich überhaupt nicht mehr eines sonderlichen Erinnerungsvermögens erfreuten; denn derlei klimatische Launen und willkürliche Sprünge haben wir in den letzten Dezennien schon verschiedentlich erlebt, nur sind sie unserem Gedächtniß entschwunden, ebenso wie jenem der „ältesten Leute". Ben Akiba hat, wie immer, so auch hier Recht: „Alles schon dagewesen!"

Wir besitzen in unserer Bücherei eine recht stattliche Anzahl alter Schmöker: Chroniken, Historienbücher geographischer, geschichtlicher und anderer Curiosa, und ein selbst nur flüchtiges Durchblättern derselben belehrt uns, daß späte Schneefälle, wie sie heuer uns beschieden sind, daß ein lange auf sich warten lassendes Kommen des holden Lenzesknaben keineswegs zu den besonderen Seltenheiten gehören, sondern oft genug von den alten Chronisten verzeichnet sind.

Es mag uns gestattet sein, zur Beruhigung unserer werthen Zeitgenossen, zugleich aber auch, um jene „Aeltesten" — auf die wir eine ganz besondere Pique haben — im durchbohrenden Gefühle ihres Nichts hinzustellen, hier einige derlei auf gut Glück herausgesuchte Daten zusammenzutragen. Wir erheben dabei keineswegs einen Anspruch auf Vollständigkeit, es ist kein meteorologisch-wissenschaftlicher Artikel, den wir schreiben, sondern lediglich eine Art von Erinnerung, welche die jetzt Mitfrierenden darüber hinwegtrösten soll, ihnen zeigt, daß auch unsere Altvordern sich recht tüchtige Auflagen von Frühlingskälte und Lenzesschnee gefallen lassen mußten!

Wir wollen nicht verweilen bei dem starken Schneefall im Jahre 260 v. Chr., zur Zeit, da Quintus Gallus und Fabius Pictor Consuln waren, und wobei das Forum zu Rom vierzig Tage lang, bis Ende März, unter einer dichten weißen Decke begraben war, sondern, die Mittheilungen auf unser deutsches Vaterland beschränkend, daran erinnern, daß während der dritten Rom-Reise Kaiser Karls des Großen, im Jahre 787, im Wonnemond so strenge Kälte herrschte und so vieler Schnee fiel, daß die Singvögel todt aus den Lüften fielen und erfroren auf den schon halb erbrüteten Eiern sitzend gefunden wurden. 975 fiel fast im ganzen deutschen Reiche noch am 15. Mai ein mehr als fußhoher Schnee, und achtzehn Jahre später war es noch viel schlimmer, denn die „Annales Saxonicae" und andere Niederschriften aus jener Zeit berichten, daß im Juli, besonders um die Mitte desselben herum, überall Schnee fiel, und dabei die Kälte so groß war, daß alle Seen zufroren, die Fische darin zu Grunde gingen, und „alle Landschaft" aussah, als wäre man mitten im Winter. Vom Jahre 1063 überliefert uns Crusius die Nachricht, daß nach einem sehr schlimmen Winter, um Mitte April abermals solche von Schnee begleitete Kälte eintrat, daß Hausthiere und Vögel getödtet, Bäume und Weinberge arg geschädigt wurden.

In den „Annales Saxonicae" liest man weiter, wie 1092 alle Welt in größter Angst war, da man den jüngsten Tag erwartete, zum Theil auch um deshalb, weil am 1. April ein so furchtbares Schneetreiben begann, wie man dessen sich in keinem früheren Winter entsinnen konnte. 1113 brachen in Belgien am 23. April die Bäume unter den Schneemassen, und Aehnliches ereignete sich in Deutschland, Ungarn und Oberitalien 1126 und 1127, wo in letzterem Lande im Mai durch den Schnee auch alle Seidenraupen getödtet wurden. Von 1187 berichtet ein Zeitgenosse, „daß im März eine grimmige Kälte einfiel, und es bis zum Junius so kalt blieb; zu Pfingsten, welches auf den 17. Mai fiel, gab es noch Schnee, und die Weinreben wurden überall vernichtet.

Zu weit würde es uns aber doch führen, wollten wir alle die späten Schneefälle, welche die Chronisten des Aufzeichnens für werth erachteten, hier unseren Lesern aufzählen, es wäre dies auch eine etwas sehr langweilige Lektüre. So sollen denn lieber nur die hervorragenderen Fälle verzeichnet werden. Zu diesen gehört die Kunde aus „Fuggers Ehrenspiegel", daß am 20. Mai des Jahres 1323 alle Weinstöcke und Saatfelder durch Schnee zerstört wurden, und in Folge dessen große Hungersnoth eintrat. Vom 23. April 1334 erzählt die nämliche Quelle, daß ein ungeheurer Schnee fiel, fünf Tage liegen blieb, dennoch aber die Ernte über alle Erwartung günstig ausfiel. Das Jahr 1363 muß auch einen recht wonnesamen Frühling gehabt haben, der Chronist Königshofer schreibt wenigstens: „April und May giengen noch an, aber der Hömonat (Heumonat = Juni) war so kalt, daß man Ys fand, an manigen stätten in dem Lande an dem vierten Tag vor Sungichten (Sommersolstitium)." Von 1430 weiß sodann Crusius zu erzählen, daß zu Augsburg am fünften Junius viel Schnee fiel und einige Tage eine strenge Kälte andauerte; und vom 6. bis 9. Mai 1445 schneite es in ganz Oesterreich ununterbrochen.

Von 1457 bis 1460 wurde Deutschland von überaus langen Wintern heimgesucht. Am 26. Mai erstgenannten Jahres fand ein heftiger Schneefall statt, am 22. Mai 1459 wiederholte sich dies, und dann folgte länger als eine Woche ein starker Reif, alle Saaten wurden zu Grunde gerichtet, und es entstand eine große Theuerung. 1460 endlich war bis weit in das Frühjahr hinein die Ostsee zugefroren, so daß man nicht allein nach Dänemark, sondern sogar von Lübeck bis Norwegen über das Eis zu Fuß gehen konnte, auch die Donau war in ihrem gesammten Laufe während voller einundsechzig Tage fest zugefroren. Im Jahre 1502 fiel — nach Gassar — massenhaft Schnee bei Augsburg am 16. Mai, und die zurückgekehrten Wandervögel stürzten vielfach todt aus der Luft herunter.

Im „Historischen Bildersaal" lesen wir des Weiteren, daß 1705, nach einem recht strengen Winter, es am 25. und 26. Mai in vielen Gegenden Deutschlands einen großen Schneefall gab, so daß die Aeste vieler Bäume abbrachen, die Ernte war aber später dennoch eine gesegnete.

Den Schluß unserer Aufzeichnungen mögen nun noch einige Nachrichten über abnorm späte Schneefälle in diesem Jahrhundert bilden. Nach einem an strenger Kälte und milden Tagen sehr abwechslungsreichen Winter brachte der April des Jahres 1801 wieder eine sehr kalte Zeit, der ein ziemlich heißer und trockener Sommer mit vielen Hagelwettern folgte. Aber noch Mitte Juni und zwar an dem nämlichen Tage im Allgäu und an zahlreichen Orten Württembergs wie auf dem Harz gab es einen ungeheuren Schneefall, zu Clausthal lag der Schnee allerwärts neun Zoll hoch, so daß der dortige Oberbergmeister Sonntags im Schlitten zur Kirche fahren konnte. Das darauf folgende Jahr 1802 zeigte einen kaum minder merkwürdigen Gang der Witterung; der Winter war sehr schneereich, in Stuttgart stand tagelang das Thermometer auf 21 Grad Réaumur unter Null, wogegen St. Petersburg einen so kurzen und milden Winter hatte, wie nicht seit fünfundachtzig Jahren. Später aber, am 16. Mai, fiel wieder im gesammten südlichen Deutschland Schnee in Menge, im Juli trat eine unerträgliche Hitze ein, jedoch wurde dieselbe wiederholentlich von eiskalten Regengüssen, von Hagelwettern und im Allgäu sogar von Tagen mit Schnee unterbrochen. Das muß fürwahr ein recht liebliches Jahr gewesen sein, und bald darauf — 1810 — scheint die Natur sich an ähnlichen Sprüngen und „Wetterstürzen" erfreut zu haben, liest man doch in seinerzeitigen Berichten von einem „unmenschlichen kalten Juni", der über ganz Ungarn und Siebenbürgen bedeutende Schneefälle brachte.

1817 war der Sommer in ganz Südeuropa sehr kalt, zu Neapel schneite es sogar noch im Mai, in Schweden aber vernichteten zwei Frostnächte am 22. und 24. August fast die gesammte Ernte. Wieder wurde dann 1821 Italien von Kälte und Schnee heimgesucht, die Abruzzen zeigten sich monatelang im Sommer weiß beschneit, ebenso bis Ende Juli der Vesuv, und in Schwaben waren am Johannistage alle Teiche mit einer festen Eiskruste bedeckt. 1823 wurde es aber noch schlimmer, wieder war ganz Unteritalien im Frühling im Schnee vergraben, Ende März fiel derselbe während sechsundreißig Stunden ohne Unterlaß, und seine Schwere veranlaßte den Einsturz der Dächer von nicht weniger als fünf Kirchen in der Stadt Aquila.

Damit jedoch mag es genug sein an derlei Erinnerungen, geht doch aus dem Gesagten mehr als genug hervor, daß solche Frühlingsüberraschungen, wie sie dieses Jahr uns bietet, keineswegs zu den Seltenheiten gehören, und daß — so unangenehm sie auch sein mögen — unsere Vorfahren darunter nicht minder selten zu leiden hatten. Es giebt eben nichts Neues unter der Sonne!

Räthsel und Spiele.

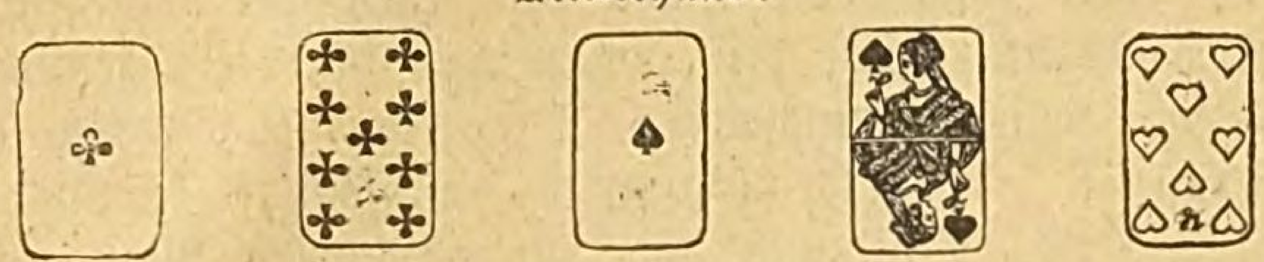
Skat-Aufgabe.

Es wird Treffe-Solo gespielt, Hinterhand ist Spieler, der Spieler hat nach fünf Stichen 33 Points, die Karten sitzen folgendermaßen:

Vorhand:



Mittelhand:



Hinterhand:



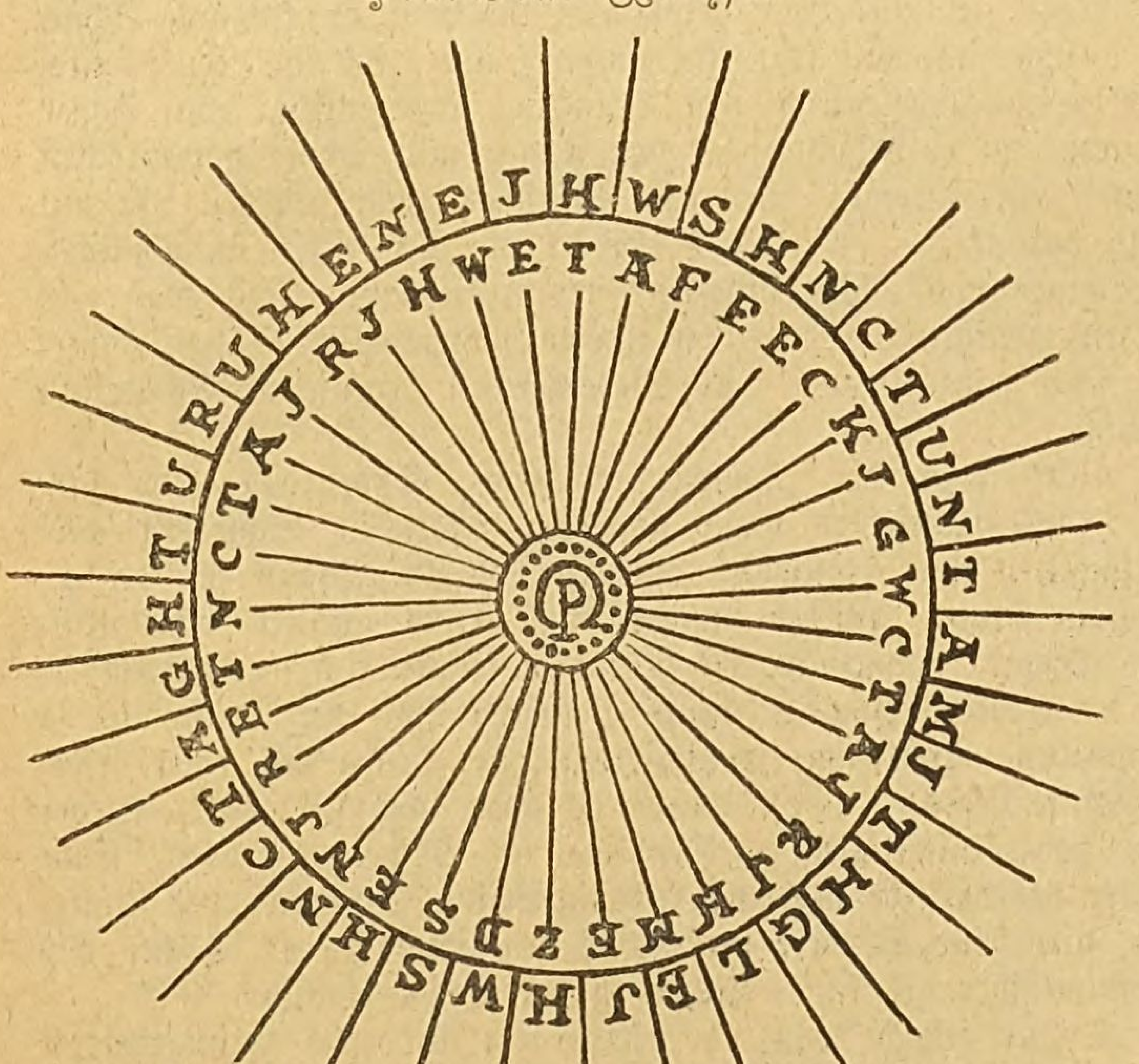
Wer gewinnt das Spiel?

Räthsel.

(Mit doppelter Orthographie.)

Was ist wohl sonst so launenhaft?
Bald ist es ernst, bald ist es heiter,
Jetzt ruhig, dann voll Leidenschaft.
Hier ist es dumm, dort ist's gescheidter.
Es wird gezogen in die Läng';
Es wird gelegt; man läßt es springen.
Man liest darin. Oft ist es streng,
Kann feste Burgen selbst bezwingen.
Gar häufig birgt's von Schätzen viel.
Verschlafen ist's, wenn wir erwachen. —
Erscheint Euch bös dies Räthselspiel,
So sucht nur selbst, es gut zu machen.

Glücksrad-Räthsel.



Werden die inneren Buchstaben passend unter den äußeren gebracht, so liest man zwei Zeilen.

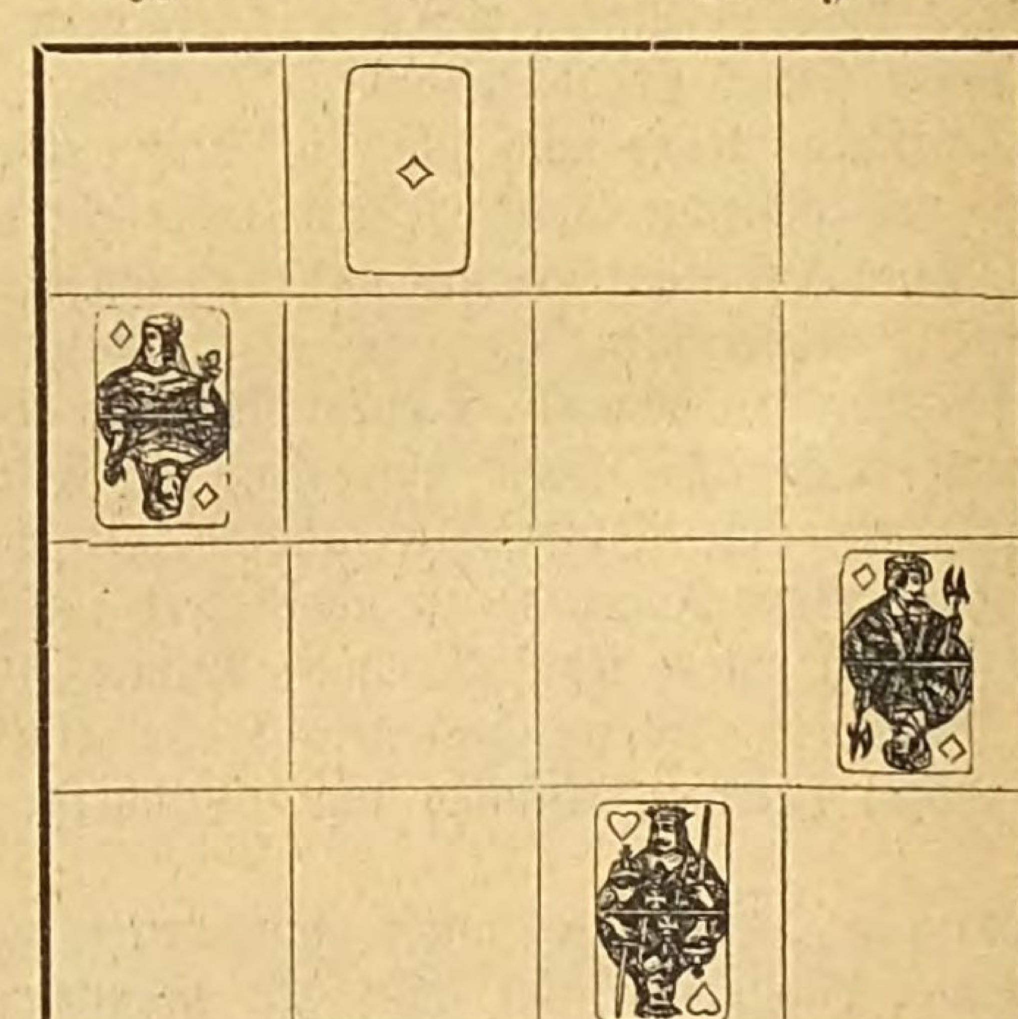
Rebus.



Räthsel.

Herrliches Land mit den kreidigen Felsen, ich muß dich bewundern,
Habe ich einstmals auch dich und die Kreide verwünscht.
Stand ich nämlich als Schüler mit Kreide und Schwamm vor der Tafel,
Wußte nicht aus und nicht ein: wardst du mir reichlich ertheilt.

Karten-Quadrat-Aufgabe.



Die anderen zwölf Bilder sind so zu ordnen, daß jede Horizontal- und Vertikal-Reihe vier verschiedene Kartenbilder hat.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 16.

Rebus. Laufende Nummer im Buche.

Räthsel. Serenade. (Rede, Nase, Gnade.)

Ornament-Dechiffrir-Aufgabe.

Man beginnt mit dem im inneren Kreise stehenden „W" und reiht nach rechts die Linie des Ornaments verfolgend, die Buchstaben aneinander. Der Text ist:

Wenn auf des Denkens freigegebnen Bahnen
Der Forscher jetzt mit kühnem Glücke schweift.

Citaten-Räthsel.

Ein edles Herz muß kämpfen und wird siegen.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 18 — Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt — 29. April 1888

Die Rose von Putbus.

Von Alfred Ludwig.

Schluß.

„Wer hat Ihnen gesagt, daß mich Rose wie einen Bruder liebt?" fuhr Johannes auf und stand plötzlich hochaufgerichtet im Boote vor mir, unbekümmert darum, daß das Ruder von den jetzt bereits heftiger gehenden Wogen haltlos hin und her geworfen wurde, und auch das Segel, dessen Leine seinen Händen entglitten war, in dem nunmehrigen böigen Gewittersturm wildgepeitscht umherflatterte, so daß sich das Boot ganz auf die Seite legte. Seine Augen funkelten zornig, und ich sah es wohl, daß er Mühe hatte, sich so weit zu bemeistern, daß er mich nicht thätlich angriff. Aber auch in mir wallte das Blut heiß auf, und es zuckte mir in den Gliedern, den so rücksichtslos auf mich eindringenden Burschen zurechtzuweisen.

Dennoch bezwang ich mich. Ich dachte an Rose, die sicher einen Streit zwischen uns Beiden sehr schmerzlich empfinden würde, dachte auch an das Weh, das jener im Herzen trug, nachdem er erst gestern in allem seinen Hoffen und Wünschen so enttäuscht worden war. Kannte ich es ja auch selbst, dieses verzehrende, bittere Leid, hatte ich es ja gleichfalls schon durchkostet und wußte, daß es alle Sinne zu verwirren vermag und völlig unberechenbar Jedermann, wie ein schwankes Rohr, hin und herwerfen kann. Mit ernstem, aber ruhigem Tone sagte ich deshalb: „Sie vergessen sich vollends, mein Freund, und wenn Sie wollen, daß ich Ihnen antworten soll, so befleißigen Sie sich, mit mir so zu sprechen, wie es sich gehört!"

Meine Worte verfehlten nicht ihre Wirkung. Er begab sich ruhig wieder auf seinen Platz, wenngleich ich sah, daß es ihn ungeheure Mühe kostete, seine Erregung zu bezähmen, denn er bebte am ganzen Körper. Aber es war nothwendig und Zeit, daß er die Führung des Bootes wieder übernahm. Wie ein schwankes Spielzeug wurde das kleine Fahrzeug von dem immer stärker werdenden Sturm hin- und hergeschleudert, und bald flog das flatternde Segel nach der einen Seite, bald nach der anderen und zog jedes Mal auch das Boot so weit hinüber, daß die Wellen ihren Gischt über Bord und uns ins Gesicht spritzten.

Dabei wurde es völlige Nacht rundumher, und man sah nur dann von dem zur linken Seite sich hinstreckenden Ufer der Insel auf kurze Sekunden etwas, wenn die jetzt in schneller Reihenfolge herniederfahrenden Blitze dieselben grell beleuchteten. Der Donner rollte dumpf und tosend, und immer wilder brauste der Sturm orkanartig über das, wie mit Zauberschlag völlig verwandelte, hochgehende Meer.

Es war keine freundliche, angenehme Fahrt für mich armen Landratte, und ich muß gestehen, daß ich einen Augenblick bedachte, wie viel besser es doch gewesen wäre, wenn ich mich nicht hätte durch die aufreizenden Worte meines Gefährten verleiten lassen, trotzdem das Unwetter bereits warnend am Himmel stand, die Fahrt zu unternehmen.

Dazu empfand ich es peinlich, daß ich gerade jenem Burschen, der mich mit maßlos feindlichen Blicken beobachtete, in die Hände gegeben war, denn was konnte ich hier in der wildaufgeregten Natur, ohne jedwede Kenntnisse der Seefahrt, wohl beginnen? Dennoch, es hieß jetzt Ruhe bewahren und besonnen bleiben, auch mit für jenen, der völlig den Kopf verloren zu haben schien. Ich blickte um mich, und mein natürlicher Verstand sagte mir, daß es nothwendig sei, unserem Fahrzeug so viel wie thunlich die Flächen zu nehmen, hinter denen sich der Orkan mit seiner vernichtenden Gewalt verfangen könnte, und ich sagte deshalb, nach einer geraumen Pause, indem ich meiner Stimme möglichste Festigkeit zu geben trachtete:

„Müßten wir nicht das Segel hineinnehmen bei dem fürchterlichen Sturm?"

„Aha! Der elegante Stadtherr hat Furcht für sein kostbares Leben!" antwortete er zischend und fuhr höhnisch fort: „O, nein! Das ist es gerade, was ich liebe! Dieser Aufruhr aller Elemente ist ja köstlich schön! Es ist so ganz das Sinnbild meiner Seele, Hindurch! Biegen oder brechen! Das liebe ich heute mehr als je!" rief er mit wild verzerrtem Antlitz und warf tollkühn das Segel nach der anderen Seite hinüber, so daß sich das Boot fast bis ins Wasser neigte.

Ich sah, daß im Bösen mit dem ganz veränderten Burschen nichts anzufangen war. Wider Willen zwang ich mich deshalb wiederum zu einem ruhigen Tone, als ich sagte:

„Sie sind wie ein Kranker, Johannes, und als solcher muß man nachsichtig mit Ihnen sein."

„Ich will Ihre Nachsicht nicht," schrie er wild, „antworten Sie nur, wer Ihnen gesagt hat, daß sie mich —" er stockte und schien das Wort nicht herausbringen zu können, „mich — wie einen — einen Bruder liebt!"

„Sie selbst!" antwortete ich fest.

„Rose, — Ihnen?"

„Jawohl, denn sie hat hinfort kein Geheimniß mehr für mich. Rose und ich sind seit gestern verlobt!"

„Verlobt!" schrie er außer sich.

„Verlobt!" bestätigte ich nochmals, „und wenn Gott will, wird sie sehr bald schon mein Weib!"

„Niemals!" rief er fast gellend durch Sturm und Donner hindurch. „Niemals; kann ich sie nicht mein nennen, so sollst auch Du sie nicht besitzen! — Niemals! Hahaha! Hältst Du mich in der That für so einen blöden Narren, daß ich ruhig mitzusehen würde, wenn Du nunmehr wie ein frecher Räuber genießest, was ich bisher seit Jahren, von Kindheit an, geliebt, verehrt, angebetet habe? Du hast Deine Rechnung ohne mich gemacht! Niemals wird sie Dein! Niemals wirst Du sie auch nur wiedersehen! Mach Dich bereit, mein feiner Herr, mach Dich bereit zur Reise ins Jenseits!" lachte er wild auf. „Du und ich, wir werden Beide nicht wieder den Fuß auf festen Boden setzen!"

Er ließ die Leine des Segels los. Der Sturm legte sich mit seiner ganzen, unendlichen Wucht hinter die weit ausgespannte Fläche. Ich sprang auf. Ich schrie: „Sind Sie wahnsinnig, Mensch? Was thun Sie?"

„O nein, ich bin vollends bei Sinnen!" rief er höhnisch, mir vor Wuth seine blitzenden Zähne zeigend. „Ich sagte es Ihnen ja schon: Biegen oder brechen!"

Ich griff hastig mit aller meiner Kraft zum Mastbaum. Ich zog und zerrte und hob daran, um ihn mitsammt dem Segel über Bord zu werfen.

Mein Gegner aber stürzte auf mich zu und umspannte mich mit seinen nervigen Armen. Wir rangen inmitten des furchtbaren Aufruhrs der Natur, auf schwankem Schiff, das haltlos hin und her geschleudert wurde und jede Sekunde umschlagen mußte, umbraust von Sturm und Donner, umzuckt von wüthenden Blitzen, die mehrmals um uns herum in das hochaufschäumende Meer schlugen. Wir achteten aber all' dessen nicht. Aug' in Auge, ein jeder in dem anderen seinen Todfeind erkennend, rangen wir, nunmehr Beide außer uns vor Wuth und Zorn, auf Tod und Leben.

Und dann kam wiederum ein ungeheurer Windstoß herangebraust, raschelnd schlug, grell aufflammend, der Blitz neben uns nieder, der Donner rollte prasselnd, das Meer bäumte sich hoch auf. Ich verlor mitsammt meinem Gegner, der sich gierig an mich klammerte, den Boden unter den Füßen. Kopfüber stürzten wir in die um uns gurgelnd zusammenschlagenden Wellen. Ich sah ein blutiges Roth vor den Augen. Mir summte es eigenartig vor den Ohren. Die Luft versagte mir. Ich verlor das Bewußtsein.

❦

Jahre sind seit jener furchtbaren, grausigen Stunde verflossen. Ich habe mir inzwischen eine angenehme Stellung in der Welt errungen, denn mir lachte das Glück und verwirklichte die stolzen Träume meiner Jugend. Vor Allem aber verdanke ich meinen künstlerischen Ruf meinen Erzeugnissen, in denen ich die lieblichen Gestade des reizenden Eilandes dargestellt, auf dem ich den größten, herrlichsten Schatz erworben, welchen ich mein eigen nennen darf: Rose, mein Weib, mein süßes, angebetetes Weib!

Sie sitzt soeben neben mir am Schreibtisch und blickt mir hold lächelnd über die Schulter auf das Papier, noch immer die wundersam rührende Schönheit, für die es nur den Begriff der herrlichsten Blume, der Rose giebt, um sie treffend in allen ihren Reizen zu schildern. Und zu meinen Füßen zerrt in dem langhaarigen, goldigen Fell eines mächtigen Bernhardiners ein unschuldiger, lachender, spielender, kleiner Bursche, unser Engel, unser Kind, ganz das köstliche Ebenbild seiner unvergleichlichen Mutter.

Was bleibt mir also noch viel zu sagen, um meine kleine, selbsterlebte Geschichte zu schließen?

In jener furchtbaren Sekunde, in jenem letzten Augenblicke siegte in der Seele meines Feindes das Menschliche! Er selbst hat mich mit Aufbietung aller seiner Kräfte gerettet und in dem nächsten Ort, den er erreichen konnte, in die Hände hilfsbereiter, mitleidiger Menschen abgeliefert. Als ich endlich nach langem Krankenlager aus meinen Fieberschauern zu mir kam, fand ich mich in dem Hause des wackeren, herzigen, alten Mannes, der jetzt mir Vater geworden ist, und an meinem Bette saß, wie ein mildthätiger, sanfter Engel, so hold und lieblich, Rose, meine Rose von Putbus.

Johannes habe ich nie wieder gesehen. Auch seine Mutter durfte ihn nicht noch einmal vor ihrem bald darauf erfolgten schnellen Ende umarmen. Sie starb in den Armen meines jungen Weibes, kurz nachdem wir in aller Stille den Bund fürs Leben geschlossen.

Johannes aber blieb für immer verschollen. Man vermuthet, daß er seinem früheren Triebe endlich doch entsprochen hat und zur See gegangen ist.

Möge er in dem steten Kampf mit den Elementen bald den Sieg über sich selbst gewonnen haben! Möge auch er sein Glück, seinen Frieden mit sich und der Welt wiedergefunden haben!

Wir Beide wünschen es ihm von ganzem Herzen, denn auch ich habe ihm längst verziehen, was er in jenem furchtbaren Aufruhr seiner heißen Leidenschaften gesündigt hat.

Die Hexen an Walpurgis.

Ein Gedenkblatt zum ersten Mai. Von S. von Thümen.

Nicht nur „Gesetz und Rechte", auch Anschauungen und Ideen, Ueberlieferungen und Aberglauben erben sich „wie eine ew'ge Krankheit fort" von Generation zu Generation, durch Jahrhunderte, durch Jahrtausende! In keiner Hinsicht kommt uns solches klarer zum Bewußtsein, als wenn wir die Volksgebräuche betrachten, in allererster Linie jene unserer Nation; denn bei dem überhaupt mehr innerlichen Leben, dem entschieden konservativen Zuge des germanischen Charakters ist ein solches Hängen am Alten, am Hergebrachten nur zu erklärlich. Im Germanen schlummert heute immer noch, wenn auch fast ganz unbewußt, eine gewisse Dosis Heidenthum, das in so manchen Sitten und Redensarten, in manchem Gebrauche und Aberglauben zum Durchbruch kommt. Jedem aufmerksameren und den Sachen mehr auf den Grund gehenden Beobachter wird dies namentlich auffallen bei der Art und Weise, wie viele, besonders die hohen Feste hier und da noch gefeiert werden.

Aus diesem Gesichtspunkte sind die Gebräuche interessant, welche am Walpurgistage — dem ersten Mai — und der diesem vorhergehenden Nacht, der „Walpurgisnacht", bei uns im Schwunge waren und zum Theil noch sind.

Ueberall im germanisch-europäischen Norden, in Deutschland, Holland, in den skandinavischen Ländern, wie auf den britischen Inseln feierte man seit urältester Zeit — die endliche Vereinigung Wotans mit Frigga symbolisirend — den eigentlichen Frühlingsbeginn am Walpurgistage; früher wurden sogar alle zwölf ersten Maitage aus diesem Anlasse festlich begangen, doch ist dieser Brauch zumeist schon ganz verschwunden, und nur der erste Mai, vor Allem aber die diesem vorhergehende Nacht, wurde und wird gefeiert. Allerorten begegnen wir in germanischen Gebieten noch Nachklängen an diese Gebräuche, so sehr auch die Kirche sich bemühte, sie abzuschaffen. Vielfach ist dieser solches auch thatsächlich gelungen, oder sie hat wenigstens das erreicht, die alten heidnischen Frühlingseinholungen und Lenzesfeiern auf das Pfingstfest verlegt zu sehen. Ein solcher vom ersten Mai auf Pfingsten übertragener Brauch ist beispielsweise die Aufpflanzung der „Maien" an allen Thüren.

In engster Verbindung mit der Walpurgisnacht, ja man könnte sagen: im Volksbewußtsein mit ihr völlig verschmolzen, ist der Ritt der Hexen nach dem Blocksberge, wozu diese bekanntlich

sich des absonderlichsten Reitgethiers bedienen, als da sind: Feuerhaken, Kohlenschaufeln, Besen und derlei Haushaltungsutensilien. Dieser Hexenritt nach dem Blocksberge ist nicht schwer zu erklären. Als Kaiser Karl der Große die heidnischen Sachsen nach manch schwerem Kampfe unterworfen und zwangsweise die Taufe an Allen hatte vollziehen lassen, da verbot er fürderhin jeglichen Heidengebrauch, und mit eiserner Strenge wurde bestraft, wer bei einem solchen betroffen ward. Die nur knirschend dem Joche sich beugenden Sachsen aber sannen auf ein Auskunftsmittel, und da sie ehedem namentlich im Harze ihre Frühlingsfeiern abgehalten hatten, so beschlossen sie, auch fürderhin dort sich zu versammeln und den alten Göttern zu opfern, jedoch in solcher Vermummung sich einzufinden, daß des Kaisers dort zur Aufsicht stationirte Krieger sie nicht allein nicht erkennen konnten, sondern auch in Furcht und Schrecken versetzt würden. Der Zweck wurde auch vollkommen erreicht, entsetzt flohen die Soldaten vor den abenteuerlichen Gestalten, Weitererzählung und Uebertreibung thaten das Ihrige, und im Laufe der Zeit wurden aus den alten Sachsenhäuptlingen Hexen, aus dem heidnischen Opferfeste ein Hexensabbath, und der Brocken war für alle Zeiten in den Ruf gekommen, daß auf seinem Gipfel sich die unheimliche Sippe in der Nacht zum ersten Mai ein allgemeines Rendezvous gäbe.

Ob nun zu diesem letzteren aber nur die Hexen erster Klasse Zutritt haben, oder ob es vielen der Zauberinnen, die ja fast Alle alte Weiber sind, zu weit und zu unbequem ist, oder aus welchem Grunde sonst, genug — alle Hexen können keineswegs in der Walpurgisnacht sich auf dem Brocken zusammenfinden, viele müssen zweifelsohne in ihrer engeren Heimath verbleiben. Dafür spricht wenigstens, daß nahezu allerorten das Volk die nur denkbarsten Vorkehrungen trifft, sich in der gewissen gefährlichen Nacht zu schützen, denn natürlicherweise versäumen die Unholdinnen nicht — auch schon um sich für den versäumten Hexensabbath schadlos zu halten — während derselben so viel Unheil, Schaden und Schabernack als nur möglich anzustiften. Da heißt es also sich wahren und schirmen gegen derlei, und eine Unzahl der verschiedensten Volksgebräuche ist oder war hauptsächlich zu diesem Behufe im Schwunge.

So werden heute noch in vielen Gegenden am Spätabend des 30. April große Holzstöße in Brand gesetzt, die sogenannten „Hexenfeuer", damit die Hexen zu vertreiben; ja, hier und da in Böhmen wirft man sogar bildlich eine weibliche Figur zu solchem Zwecke in die Flammen. Am Mittelrhein läutet man die ganze Nacht hindurch mit den Glocken, jeden bösen Zauber abzuwehren; das sicherste aller Mittel jedoch und darum auch der verbreitetste Gebrauch ist das Anmalen dreier Kreuze an jede einzelne Thüre des Wohnhauses, der Stallungen und Scheunen. Vernimmt man dann in der Walpurgisnacht das Rasseln eines Schlosses, so ist dies ein untrügliches Zeichen, daß eine Hexe zur Thüre hereingewollt hat, durch die heiligen Zeichen aber abgeschreckt und in die Flucht getrieben worden ist.

Auf die Saatfelder und auf das Vieh haben die Unholdinnen es ganz besonders abgesehen, und der Bauer muß das Seinige thun, sich vor Schaden zu wahren. Ueber die Aecker wird daher vielfach kreuzweise geschossen, auf die Weizenfelder — damit „der Brand nicht hineinkomme" — ein Stück „Judaskohle" gesteckt und in allen katholischen Gegenden fleißig mit Weihwasser gesprengt.

Höchst mannigfach sind die Schutzvorrichtungen der Bauern, damit am Walpurgistage und in der Walpurgisnacht ihrem größten Reichthum und ihrem größten Stolze, dem Vieh, kein Leid von den Hexen zugefügt werde, daß es nicht langsam absterbe, die Milch nicht in Blut verwandelt werde u. s. w. Manchenorts muß Abends vorher Alles im Stalle besorgt und das Vieh gefüttert sein, dann werden vor Sonnenuntergang die Thüren und alle sonstigen Oeffnungen fest verschlossen und kreuzweise Besen davor gelegt, wohl auch ein Stück ausgestochenen Rasens, in dem ein grünender Hollunderzweig steckt, denn ein solcher ist allen Hexen ein Greuel, und sie fliehen vor seiner Nähe. Die Weiber und Mägde in Oberösterreich pflegen, nachdem alle Räume innerhalb der Gebäude und ebenso der Hof gründlich gereinigt worden sind, sämmtliche zu diesem Geschäfte benutzte Utensilien wie Besen, Rechen, Schaufeln, Dunggabeln verkehrt, das heißt mit dem oberen Ende in die Erde zu stecken, damit die Hexen daran hängen bleiben, sich verwickeln und es ihnen hierdurch unmöglich gemacht wird, Schaden anzurichten.

Das Vieh direkt schützt man in katholischen Landestheilen allgemein durch reichliches Besprengen der Thiere und der Stallungen mit geweihtem Wasser. In Nordböhmen werden den Rindern, Böcken und Ziegen durch den Dorfhirten schon einige Tage vor Walpurgis unter allerhand Ceremonien und Absingung von Beschwörungsversen die Hornspitzen rund gefeilt. Am ersten Mai selbst erfolgt dann, wieder mit einer gewissen Feierlichkeit, der erste Austrieb der Heerden, wobei die Thiere mit „geweihten Ruthen" geschlagen werden. Diese letzteren bestehen aus schlanken Birkenzweigen, deren Spitze mit Blumen, Palmweiden und verschiedenen trockenen Früchten geschmückt ist. Ein Schlag mit diesen Gerten schützt das Vieh nicht allein an diesem so besonders gefährlichen Tage gegen jede Hexenunbill, sondern dasselbe wird dadurch auch gefeit für das ganze Jahr, insbesondere gegen Wunden und Verletzungen.

Ein recht poetischer Walpurgisgebrauch war ehedem in ganz Westfalen und am Niederrhein gang und gäbe: das „Kälberquicken" oder die Rindertaufe. Während der Dämmerung des ersten Maimorgens geht der Dorfhirte nach einem Berge oder Hügel in der Nachbarschaft und wartet hier das Erscheinen der Sonne ab. Jener Zweig eines Vogelbeerbaumes nun, der zuerst von den Strahlen der auftauchenden Tagesgöttin geküßt wird, muß mit einem einzigen scharfen Schnitte abgetrennt werden. Mit dem Aste begiebt der Hirte sich nach jenem Gehöfte, wo ein jähriges Rind steht, und schlägt dieses mitten auf dem Hofe und umgeben von allen Hausgenossen dreimal auf Kreuz und Hüften, dabei — in kunstlosen Reimen — den Wunsch aussprechend, daß, so wie der Saft in die Bäume steige, auch bei der Kuh die Milch in das Euter steigen möge; darauf berührt der Hirte das Euter mit seiner Gerte und giebt dem Thiere damit seinen zukünftigen Namen. Die Bäuerin aber zeigt sich erkenntlich durch eine mehr oder minder reiche Gabe an Eiern, die sie dem Hirten verabreicht. Die Schalen derselben jedoch werden den Tag darauf nebst Butterblumen und bunten Bändern an die Spitze des Vogelbeerzweiges befestigt und letzterer, zur Abhaltung alles Unheiles, über der Stallthüre aufgehängt. Dieser hübsche, wie gesagt, vielfach verbreitet gewesene Brauch kommt heute nur noch in einigen Theilen der Grafschaft Mark vor.

Im mittleren Deutschland, besonders in Hessen und Thüringen, war und ist es zum Theil noch in vielen Gegenden Sitte, vom Abend des letzten April an bis zum Morgen des zweiten Mai alles Hausgethier, ja sogar selbst das Geflügel fest eingesperrt im Stalle zu halten und unter keiner Bedingung herauszulassen, auf daß die überall herumstreifenden Hexen es nicht bezaubern und verderben; in die Stallungen selbst vermögen diese ja nicht einzudringen, das wehren ihnen die überall entgegenleuchtenden drei Kreuze.

So mancherlei ließe sich noch erzählen von Bauerngebräuchen am Walpurgistage, von Feierlichkeiten ernsten oder mehr komischen und heiteren Gepräges, doch gelten diese alle mehr oder weniger dem Lenzesanfang, der Freude, der langen harten Winterhaft entronnen zu sein. Die meisten derlei Veranstaltungen sind auch, wie schon eingangs gesagt, vom ersten Maitage auf das Himmelfahrts- oder Pfingstfest verschoben worden, mit der Walpurgisfeier selbst stehen sie in keinem direkten Zusammenhange. Langsam, aber sicher schwindet dasselbe aus dem Gedächtniß des Volkes, und nicht lange wird es dauern, daß kein Mensch sich mehr des abenteuerlichen Rittes erinnert, den die alten bösen Weiber auf Ofengabel oder Besen, hinaus zum Schornstein fahrend, nach dem Hexentanzplatz auf dem Brocken antraten.

Dichtung und Wahrheit in Fritz Reuters Gestalten.

Von Gustav Raatz.

XVIII. Das Urbild des „Konrekter Aepinus."

Als Aepinus, ein kinderloser Wittwer, aus Sachsen nach Neubrandenburg übersiedelte, befand er sich schon Mitte der Fünfziger, also in den „bedenklichen" Jahren. Doch wuchs er trotz seiner bleichenden Haare bei gutem Willen bald in die fremden Verhältnisse ein und „verliebte" sich so „dägern" (sehr) in das melodische mecklenburgische Platt, daß er sich desselben nicht nur im Hause und in Gesellschaften bediente, sondern in dieser Mundart sogar unterrichtete. Allerdings passirte es ihm, daß infolge einer Wortverwechselung über ihn einst lustig gelacht wurde. Zum Theil auf Kollekteneinnahmen angewiesen, hatte er während des Orgelspiels einem Chorknaben aufgetragen, ihm die vergessene Kollektenbüchse von Hause herbeizuschaffen, und zum Spaß des ganzen Chors bringt der Bote Aepinus' schwarze Beinkleider an, eben weil dieser statt „Büß" (Büchse) „Büx" (Hose) gerufen hatte. Indessen kann ihn das Lachen und Kichern nicht weiter verletzen, weil es durchaus harmloser Art ist, und er recht gut weiß, daß es sich weniger auf die Person als vielmehr auf die Sache zuspitzt.

Seine Gesinnung und sein Wesen werden uns als grunddeutsch geschildert. Er ist ein Feind fremder Moden und Sitten und schmerzerfüllt darüber, daß es Deutsche über sich vermögen, auf Kosten ihrer doch so wohllautenden Muttersprache französisch zu reden und dieselbe mit allerlei bunten Zuthaten zu verhunzen, ebenso wie ihn auch eine gesuchte und schwülstige Darstellung, wie z. B. die des Hofpoeten Kägebein in hohem Grade anekelt. Mit seiner Ueberzeugung hält er auch vor Fürsten Stand; von Wahrheit durchdrungen, blickt er mannhaft und selbstbewußt zum Throne hinauf und vertheidigt nachdrücklich das gekränkte Recht der Unterthanen. Er geräth sogar in heiligen Zorn über Diejenigen, die sich mit ihren Gnadenverleihungen brüsten, und laut ruft er einst seinem Fürsten ins Gewissen: „Ik bruk (brauche) blot unsern Herrgott sine Gnad', ick bruk keine Gnad' von Minschen, un wenn't ok en Fürst wir (wäre). De Fürstengnad' is de Krück, woran de lahme Gerechtigkeit 'rümmer hinkt, un wenn Fürsten gnedig warden, willen sei entweder oll (altes) Unrecht gaud maken (gut machen) un dorför noch Dank austen (ernten), oder sei begahn (begehen) niges Unrecht, taum (zum) wenigsten an de, gegen de sei nich gnedig sünd. Wenn einer richtige Gnaden utdeilen (austheilen) will, denn möt hei (muß er) allwissend sin un allmächtig, denn möt hei uns' Herrgott sülwst (selbst) sin, un dat is kein Fürst!" Es ist keineswegs dünkelhafte Anmaßung, die ihm die Worte auf die Zunge drückt, sondern eine ehrliche und schlichte Ueberzeugung, gepaart mit einem ausgebildeten Billigkeitsgefühl. Und wenn sein Eliaszorn abgedampft ist, dann durchstrahlt das ganze Wesen des Mannes fromm-kindliche Herzensgüte, verklärt von rührender Bescheidenheit. Denn trotz seiner hervorragenden Gelehrsamkeit und trotz des Bewußtseins pädagogischer Tüchtigkeit wandelt es ihn auch keinen Augenblick an, von Anderen gering zu denken und sich selbstgefällig über sie zu erheben; das hätte er auch nicht dürfen, weil nach seinem Grundsatze Jeder, und wäre er noch so niedrig gestellt, Achtung verdiene, sobald er den ihm zugewiesenen Platz mit bestem Gewissen ausfülle. Zugleich liest er Jenen ein Kapitel, so vermeinen, den Gebildeten zugezählt werden zu müssen, sofern sie nur in neuer Mode erscheinen, französisch tanzen und sprechen und an der Tafel ein gesuchtes und zierliches Benehmen äußern. Aber daran denken die Wenigsten, ruft er aus, „dat vör allen tau'ne (zu einer) richtige Bildung hürt (gehört), dat de Kopp hell un klor, de Will stark un gaud, un dat Hart warm un weik is!" Nimbus galt ihm nichts, Wahrheit und Gediegenheit Alles, und des Weiteren fürchtete er auch nichts dadurch einzubüßen, wenn er im Gegensatze zu Manchen seinesgleichen, die ängstlich über den Gelehrtenstuhl wachen und nur in hohen Kreisen verkehren, im Gasthause zwischen schlichten Bürgern Platz nimmt, mit ihnen Punsch trinkt, mit ihnen fröhlich ist und mit ihnen den „Dessauer" anstimmt. Ebensowenig wägt er es peinlich ab, ob er in seiner Eigenschaft als Kantor hin und wieder auch das Wirthshaus betreten dürfe, da er eben kein Scheinheiliger ist

Sein Charakter ist also bieder durch und durch, und es muß eigentlich befremden, daß er dennoch zu einem humoristischen Hauptthelden in der Erzählung geworden ist. Es ist aber zu bedenken, daß Jeder, und sei er sozusagen von Stahl und Eisen, seine Achillesferse hat, und daß sich an Aepinus der Schalk wagen durfte, daran war seine Harmlosigkeit und sein kindliches Gemüth schuld. Sein Verhältniß zu seiner Haushälterin Dürten und nachmaligen zweiten Frau, das karge Einkommen und dessen tragikomische Folgen, die elektrischen Erscheinungen und Gewitterandrohungen vor dem Herzoge, der Streit mit seinem Schwager und Rathskellermeister Kunst um den ererbten Rohrstock mit dem goldenen Knopf, die von Kunst aufgesetzte Rechnung für seit acht Jahren gelieferte Gratisgetränke und Gratisbutterbröde, der durch das Verschulden der Post versäumte Termin zu Neu-Strelitz und noch manches Andere bot dem Dichter willkommenen Anlaß, dem Humor wie nur selten Raum zu geben. Aber niemals tritt die Laune verletzend auf, immer zeigt sie sich artig und liebenswürdig; beflissen gewährt sie uns einen Einblick in ein reines und unverdorbenes Herz, und wo sie die Hülle lockert, da schießen allsogleich duftende Blumen hervor, und so gewinnt der Held stetig mehr und mehr an Erscheinung und Wesen, so daß wir nicht umhin können, ihm unsere Hand zum Freundschaftsbunde hinzuhalten.

Das, was Reuter dem Konrektor in der Dichtung nachsagt, entfernt sich in den Hauptzügen so wenig von der Wahrheit, daß es schwer fällt, dafür einen Anhalt zu finden, warum er ihn nicht als Heinrich Friedrich Bodinus, sondern unter dem veränderten Namen Aepinus verewigt hat. Ist doch Alles gut, gediegen und vortrefflich an diesem Manne, und selbst seine Schwächen weisen auf einen edlen Grundcharakter zurück; auch schadet es ihm nicht, steht ihm vielmehr gut an, wenn der Dichter über ihn tüchtig lachen läßt und Manches hinzuzieht, was mit der Wirklichkeit nichts gemein hat. Eine der Unrichtigkeiten besteht in der Angabe, als wäre Bodinus als kinderloser Wittwer und im Alter von einigen fünfzig Jahren 1766 aus Sachsen nach Neubrandenburg gekommen. So alt war er freilich nicht, er zählte, weil 1738 geboren und 1766 angestellt (welch letzteres Jahr in der Erzählung richtig angegeben worden ist) erst achtundzwanzig Jahre, und ebensowenig entstammte er aus Sachsen, vielmehr aus Frankenhausen im Thüringschen. Als unverheiratheter Mann und nicht als Wittwer nach Neubrandenburg übergesiedelt, vermählte er sich mit Charlotte Pries, einer Rektortochter, die ihm ohne Hinterlassung von Kindern am 21. Juni 1795 starb, also ein Jahr nach dem Tode Dörchläuchtings (Friedrich Adolf IV.) und demnach längere Zeit nach den geschilderten Ereignissen. Durch diese Heirath war er mit dem gleichfalls in die Dichtung hineingeschobenen Rathskellerwirth, von dem man aber nicht mehr mit Bestimmtheit angeben kann, ob er Kunst geheißen, obgleich es für möglich gehalten wird, verschwägert worden. Eine zweite Ehe ist Bodinus nicht eingegangen, und wenn Reuter trotz besseren Wissens sich Beide heirathen läßt, so geschah es wohl lediglich zu dem Zweck, um die Eigenthümlichkeiten und Anschauungen des Konrektors, dem Geburt und Stand nicht so viel galten, als ein braves Gemüth und edle Gesinnung, greller hervorheben zu können, sowie an ein solches Verhältniß den übersprudelnden Humor sich ansetzen zu lassen. Ein Mann besonderen Schlages war Bodinus, das ist gewiß. Mit seiner klassischen und naturwissenschaftlichen Bildung überstrahlte er alle Pädagogen an der lateinischen Schule, seine Wirksamkeit war die segensreichste, und ganz abgesehen von anderen ihm begeisterungsvoll anhängenden Schülern, übte er einen überaus nachhaltigen Einfluß aus auf den Knaben und späteren Dichter J. H. Voß, dem er obenein ein Gönner ward,



Die Ueberschwemmung an der Niederelbe: Rettung bei Lenzen durch Frhr. von Wangenheim. Nach der Natur gezeichnet von G. Arnould.

und den er auch lebendig für die Tonkunst anregte, und da dem so ist, so wollen wir nicht daran zweifeln, wenn Reuter erzählt, daß der Konrektor diesen ihm werthen und strebsamen Schüler in seiner schweren Krankheit tagtäglich besucht und ihm väterliche Pflege habe zu Theil werden lassen, und daß er später gelegentlich gern von ihm rühmte, dieser vormals unwissende Bauernsohn habe den Homer aus dem FF verstanden.

Doch auch bei so manchen anderen Dingen machen wir die Wahrnehmung, wie Reuter den Bodinus nach der Wirklichkeit zu zeichnen beflissen war und dieser auch nahe kam, obgleich er erst von ihm erfuhr, als schon längst das Gras das Grab überwucherte. Reuter aber konnte unentwegt darauf losschildern, eben weil er aus der lebendigen Erinnerung zweier Männer schöpfte, die einst dem Bodinus als Schüler zu Füßen gesessen und mit warmem Herzen von ihm redeten, nämlich aus den Mittheilungen des Geheimen Hofrath Brückner zu Neubrandenburg und des eine Meile weiter wohnenden Amtmann Sier (?) zu Klein-Nemerow; außerdem waren in Neubrandenburg noch Leute genug da, welche nicht allein den Konrektor, sondern auch andere von Reuter verwerthete Personen gekannt hatten und um die einzelnen Umstände wußten. Laut solcher dem Verfasser von respektabler Seite her übermittelten Ueberlieferungen gleicht die Figur und ihr Wesen mit all den ihr anhaftenden Eigenthümlichkeiten dem Bodinus auf ein Haar. Denn er hatte ein joviales Temperament, er war gutmüthigen und zugänglichen Charakters, er konnte unter Umständen derb abfertigen ohne Ansehung der Person, und er befleißigte sich einer einfachen und echt bürgerlichen Lebensweise, zu welcher ihn nicht erst sein kärgliches Einkommen bestimmte. Des Weiteren ist es ausgemacht, daß er großes Gefallen an dem ihn anheimelnden melodischen mecklenburgischen Platt fand, das er sich nicht nur anzueignen strebte, sondern in dem er auch mit den Kindern in und außerhalb der Schule zu verkehren pflegte, wozu Medizinalrath Dr. Brückner (Bruder des erwähnten Geh. Hofraths) Folgendes bemerkt: „Ich habe von meinem Bruder manche Anekdoten über seinen Lehrer Bodinus zu hören bekommen. In der Regel sprich Bodinus dabei plattdeutsch. Als einmal ein großer Seefisch sich die Tollense hinauf nach Treptow verirrt hatte, dort gefangen und hierher (nach Neubrandenburg) zu Markt gebracht war, war die ganze Klasse ausgerückt, um das Wunder zu beschauen. Bodinus empfing die Rückkehrenden mit den Worten: „Kinnings, wat lopt Ji dor nu hen; seht mal, dat is ja irstens dumm Tüg, un tweitens is dat ja gar nix!" Sein einziges Privatvergnügen war die Pfeife, die er nicht gern kalt werden ließ, daneben verschmähte er auch nicht den geselligen Trunk, den er im Rathskeller einzunehmen pflegte und von seinem Schwager recht oft umsonst erhielt. Ob nun das Zerwürfniß wegen des spanischen Rohrs mit dem goldenen Knopf bei einer lustigen Kneiperei entstanden, ist nicht nachweislich, wohl aber ist es historisch, daß dies Erbstück vom Schwiegervater her beide sich mit ihren Ansprüchen darauf im Rechte glaubenden Schwäger dermaßen auseinanderbrachte, daß es vor Gericht ging. Außerdem klagte der Kellerwirth noch auf die Bezahlung der Gratisgetränke. „Die betreffende Rechnung über die Gratisgetränke," äußert sich Medizinalrath Dr. Brückner, „befand sich unter den Papieren meines verstorbenen Vaters. Von mir hat sie F. Boll bekommen, als er seine Chronik über Neubrandenburg schrieb. Es ist möglich, daß dieselbe mit Bolls Papieren in die Museumsbibliothek gekommen ist."

Ueber Bodinus' Verhältniß zum Herzog Adolf Friedrich IV. läßt sich E. Boll (Bruder des vorerwähnten) in seiner „Geschichte Mecklenburgs" wie folgt aus: „Wenn ein Gewitter im Anzuge war, ließ er (der Herzog) den Konrektor Bodinus, als Naturkundigen, zu sich kommen, mit welchem er dann alle Eventualitäten besprach, welche dies Gewitter herbeiführen könne, und welcher ihn dann möglichst zu beruhigen suchte." Wir wollen es in Ansehung des Charakters des Konrektors und der geistigen Beschaffenheit des Herzogs annehmen, daß dieser in solchen für ihn fürchterlichen Augenblicken ein terniges Kapitel über Regentenpflichten und Aehnliches zu hören bekam; beweisen läßt es sich nicht mehr. Als Lohn für die tröstlichen Zusprüche und die angstbenehmenden Experimente erhielt Bodinus in Ermangelung von Geld, welches beim Herzoge, wie wir bereits dargethan, überaus knapp war, mancherlei Naturalien geliefert wie Holz und Korn, auch bedachte ihn der Fürst hin und wieder mit ein paar silbernen Leuchtern.

Am 3. Februar 1813 und im Alter von 75 Jahren starb dieser Mann, und wie dauernd sein Andenken in Neubrandenburg fortlebte, davon zeugt die Gedenktafel, welche die Bürgerschaft um das Jahr 1880 an dem von ihm in der Wagenstraße bewohnten Hause hat anbringen lassen.

Ein Enkel von ihm war der verstorbene Direktor des Zoologischen Gartens zu Berlin.

Die Ueberschwemmungen an der Niederelbe.

Hierzu die Illustration.

Deich-Durchbruch! Schreckliches Ereigniß!

Geht der Strom, wie in diesem Frühjahr, ungewöhnlich hoch, trägt er Mauerbrecher und Stoßblöcke der wuchtigsten Art auf seinem Rücken, Treibeis in gewaltiger Menge, welches besonders da an den Deichen herumbohrt und reißt, wo eine Strombiege den regelmäßigen Verlauf hindert, und staut und stemmt sich das Eis dazu irgendwo weiter unten zu einem Walle, der stärker ist, als die festesten Deiche: da brechen diese, und was dahinter liegt, weit niedriger als die Oberfläche des tobenden Wasserschwalles, wird fortgerissen.

Das Elend der heimgesuchten Landschaft liegt besonders in den Folgen. Die Saatfelder sind zerstört und werden auf lange Strecken versandet sein, Häuser sind zertrümmert und arg beschädigt, Bäume entwurzelt, der Viehstand verringert und in seinem Nachwuchs gestört; Seuchen bei Menschen und Vieh können auftreten. Mancher Wohlstand ist gänzlich vernichtet, fast jeder schwer betroffen.

Da ist rasche und ausreichende Hilfe mildthätiger Menschen nothwendig.

Sein eigenes Häuschen.

Ein Schauspielerleben von Marie Knauff.

Es giebt bekanntlich Menschen, die sich so wenig der Gunst des Glückes erfreuen, daß sie ein ganzes Leben lang einen Herzenswunsch im Busen tragen, einen Wunsch, der in den Grenzen des ihnen Erreichbaren liegt, an dessen Verwirklichung sie die Mühen aller ihrer Tage setzen — der aber trotzdem nie in Erfüllung geht!

„'s ist ein rechter Pechvogel!" heißt's oft im Volksthümlichen, und man bezeichnet damit die Gegenspezies der sogenannten „Glückspilze", welch letzteren die gebratenen Tauben nur immer in den Mund fliegen, und denen alle Wünsche, kaum daß sie dieselben auf der Zunge oder im Herzen haben, bereits in Erfüllung gehen. Auch das Theaterleben zeitigt seine Glückspilze und Pechvögel; sie begegnen einander, und ihre Wege kreuzen sich; die Einen gehen bergauf — die Andern bergab!

Der alte Schauspieler Gottlieb gehörte nicht zu den Lieblingen Fortunas. „Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er!" pflegte der gute Kollege oft resignirt lächelnd und auf seinen Familiennamen anspielend zu sagen. Nicht etwa, daß er mit Noth und Sorgen übermäßig zu kämpfen gehabt hätte; da ich ihn kennen lernte, befand er sich in geachteter Stellung an einem gut dotirten Hoftheater, war unverheirathet, lebenslänglich mit genügender Gage engagirt und verdiente außerdem noch Geld mit Stundengeben und kleinen schriftstellerischen Arbeiten, welches, Alles zusammengenommen, ihn sogar in den Stand setzte, Ersparnisse zu

machen; aber diese hatten nur Werth für ihn, insofern sie der Verwirklichung eines Ideales, der Erfüllung eines einzigen Herzenswunsches dienen sollten.

Ueber des Alten Jugendjahre hatte ich schon vor längerer Zeit Einiges durch schriftliche Mittheilungen von ihm selbst erfahren, und so mag denn hier ein kurzer Briefauszug Platz finden, der meinen Kollegen redend einführt:

„Mein sehnlichster Wunsch war stets, schon zur Zeit, da ich noch kaum Selbstständigkeit erlangt hatte — lächeln Sie nicht! — ein eigenes Häuschen zu besitzen, ein eigenes Heim! my house is my castle! vielleicht nur aus zwei bis drei Zimmern, aus einem Stockwerk bestehend; ein Stückchen Land dazu, ein Gärtchen, ein paar Bäume, — Grund und Boden, wenn noch so winzig, der mir aber erb- und eigenthümlich zugehörte und von Niemandem angefochten werden durfte; mit einem Worte: ein Ruheplätzchen für spätere Zeit. Das theatralische Wanderleben sagte mir wenig zu, und gern will ich den Vorwurf hinnehmen, daß mehr spießbürgerlicher Sinn als geniale Ungebundenheit mich auszeichnete. Das geträumte Tuskulum schwebte um so lebhafter meiner Phantasie vor, als es mir später erreichbarer wurde; denn ich befand mich bald, schon bei Beginn der schauspielerischen Laufbahn, in einem festen Engagement mit langjährigem Kontrakte, und nach dem Tode meiner Eltern hatte ich sogar ein hübsches Kapitälchen von einigen Tausend Thalern geerbt, welches vorläufig zinsbringend in dem solid fundirten Geschäfte meines einzigen, älteren Bruders untergebracht war."

„Glücklich nur, wer sein eigenes Häuschen besitzt! sagte ich mir stets, und wenn es noch so klein ist! All die Plackereien mit Wirthsleuten, Mitbewohnern, Preissteigerungen, Aufkündigungen, Miethskontrakten, Umzügen bereiten uns schließlich nur eine ungemüthliche Existenz, so daß man sich unter fremdem Dache nie heimisch fühlen kann. Und weil nun nichts mehr meinen Wünschen und Plänen im Wege stand, so musterte ich bereits die zum Kauf angebotenen kleinen Häuser der äußersten, gärtenumgrenzten Vorstadt, um das erwünschte Asyl für mich herauszufinden, als plötzlich — eine Geschäftskrisis den Bruder zum Bankerott trieb, und mit seinem auch mein kleines Vermögen verloren ging. Dahin Hoffnungen, Entwürfe! Dahin der Traum eines eigenen Häuschens! Trübe Zeiten folgten nun! Ich plagte mich weidlich, suchte das Verlorene durch Sparsamkeit, Betheiligung an Ensemblegastspielen während der Sommerferien, schriftliche Arbeiten, Unterrichtgeben u. s. w. wieder zu ersetzen; da erkrankte der Bruder — fiel einem bösen Nervenfieber zum Opfer — und es trat nun noch die Anforderung an mich heran, seine hinterlassene Familie, so gut es ging, mit meinen geringen Mitteln zu unterstützen.

Nur nicht verzagt! rief es aber stets in mir; jedes redliche Bemühen ist ja von Erfolg gekrönt! ich sorgte — arbeitete — sparte! — Und so habe ich jetzt nach Jahren angestrengtester Thätigkeit abermals ein hübsches Sümmchen zusammengebracht! Jetzt will ich auch dem alten Cicero nicht länger nachstehen, ich will mir mein Tuskulum erwerben, mein Ruheplätzchen, wo ich mich von des Tages und des Lebens Müh' und Plagen erholen kann!"

So hatte mir Gottlieb einst geschrieben. Geraume Zeit war, wie schon erwähnt, seit unserer Korrespondenz verstrichen, als ich kurz vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges dem wackeren Kollegen in Berlin persönlich begegnete. Er hielt sich dort zum Besuche eines seiner Neffen auf.

„Nun, und Ihr Tuskulum welches Sie vor Jahren ankaufen wollten?" frug ich.

Wehmüthig schüttelte er den Kopf. „Der Ankauf mußte noch für eine kleine Weile vertagt werden!" meinte er; „nun kann das Tuskulum gleichzeitig mein Invalidenstift — meine Altersversorgungsanstalt sein!"

„Wollten Sie mit Ihrem Kapitale erst noch mehr Zinsen anhäufen?" frug ich lächelnd.

„Ach was, Zinsen!" antwortete er, „das Kapital ist schon wieder verausgabt; aber," fügte er mit leuchtenden Blicken hinzu, „ich sage besser: gut angelegt! Der liebe Junge nämlich — Sie wissen ja! — des verstorbenen Bruders Sohn, mein kleines Pathchen, das mir seit seiner frühsten Kindheit so recht ans Herz gewachsen war — hat's gebraucht! Mein Neffe wollte nach dem Abiturientenexamen Medizin studiren — das kostete Geld! viel Geld! Na, ich hatte es ja wieder erspart! Und der Teufelsbursche bestand dafür seine Examina auch brillant! Ist bereits seit einiger Zeit Assistenzarzt in einer der hiesigen Kliniken, praktizirt auch! und wird jetzt dem ehrenvollen Rufe an das städtische Hospital unserer Residenz daheim Folge leisten, wo er die Stelle eines dirigirenden Arztes bekleiden soll. Ich nehme ihn vielleicht gleich mit!" fügte er freudestrahlend hinzu. „Sein neues Amt bringt ihm ein ganz beträchtliches Gehalt ein! welches Glück! Auch ist er verlobt mit einem lieben, hübschen Mädel, das auch mir recht zugethan ist, Tochter des ersten Fabrikherrn daheim. Die Hochzeit der Kinder soll bald gefeiert werden!"

„Nun, dann gratulire ich von Herzen!" war meine lächelnde Antwort; „ja, ja! Wohlthun trägt auch Zinsen! Ihr Tuskulum wird nun ein Prachtbau werden, das Kleinod der ganzen Villegiatur!"

„Wenn auch das nicht," entgegnete er, „aber ich werde nun endlich mein eigenes Häuschen bekommen, das Ziel langjähriger Wünsche! Sie wissen's ja!" lächelte er. „Jeder hat sein Steckenpferd. 's ist auch bereits gewählt! daheim am Flusse liegt's und ganz im Grünen, nur ein Stockwerk, aber mit Balkon und Veranda! Die Kinder schenken mir's und wollen den Sommer hinausziehen, auch denk' ich bereits an meine Pensionirung!"

„Recht so!" stimmte ich ein, „Sie müssen Ihr Heim ganz genießen! Also endlich! was lange währt — wird gut!"

Damit trennten wir uns. Das eigene Häuschen! Es war die fixe Idee seines Lebens! er ließ nicht mehr von derselben, und freudig verklärt hatten des Alten Augen geleuchtet in der Hoffnung auf die demnächstige Verwirklichung seines Lieblingswunsches.

Bald darauf, 1870, brach der Krieg aus. Der Unerbittliche, welcher mit seinem blutigen Schwerte so schonungslos Menschenglück, Menschenfrieden und Menschenleben darniederschlägt, hatte auch den armen Gottlieb hart getroffen. Der hoffnungsvolle Neffe, dessen Hochzeit bis nach dem Frieden vertagt gewesen, der Stolz unseres braven Kollegen, die Freude, die Stütze seiner alten Tage — war bei Gravelotte geblieben, in Ausübung des ärztlichen Berufes — von einer feindlichen Kugel dahingerafft!

Wie dauerte mich der alte Freund, als ich die betrübende Nachricht durch Zufall erhielt!

Endlich trafen auch ein paar Zeilen von Gottliebs Hand bei mir ein. „Alle Hoffnungen sind trügerisch!" schrieb er resignirt, „man soll sein Herz nicht an Lieblingswünsche hängen. Auf Erden bleiben uns nur die Enttäuschungen! O Glücksspiel dieser Welt! Nun bin ich alt und gebrochen an Leib und Seele! keiner Hoffnung mehr zugänglich! Wer wird mir nun mein eigenes Häuschen zimmern? . . . Das Leben ist reizlos — wenn das erwünschte Ziel nur noch im Jenseits liegt!"

Was hätte ich ihm Tröstendes antworten können! Jedem wahren Herzeleid gegenüber klingen alle Worte schal!

Nach wenigen Monaten führte mich ein Gastspiel auf Engagement nach der Residenzstadt, an deren Hoftheater der alte Gottlieb seit Jahren engagirt war. Meine erste Frage galt ihm; — er war am Tage vor meiner Ankunft an einem Lungenschlage plötzlich gestorben. Die Vorbereitungen zu seinem Leichenbegängnisse fanden bereits statt.

Es war ein kalter, unfreundlicher Herbsttag mit feuchten Nebeln und ohne jeglichen Sonnenblick, als ich draußen auf dem Gottesacker der Stadt, hinter Bäumen, Buschwerk und Grabdenkmälern verborgen, das Trauergeleite des alten Schauspieler-Veteranen durch die Friedhofspforte schreiten und sich der offenen Gruft nähern sah. Der Sarg war schwarz, schmucklos, nur mit wenigen Kränzen geziert. Armer Gottlieb! Sechs Bretter bildeten sein kleines Häuschen jetzt! Es war das einzige, welches ihm auf Erden gegönnt war!

Räthsel und Spiele.

Zahlen-Homogramm.

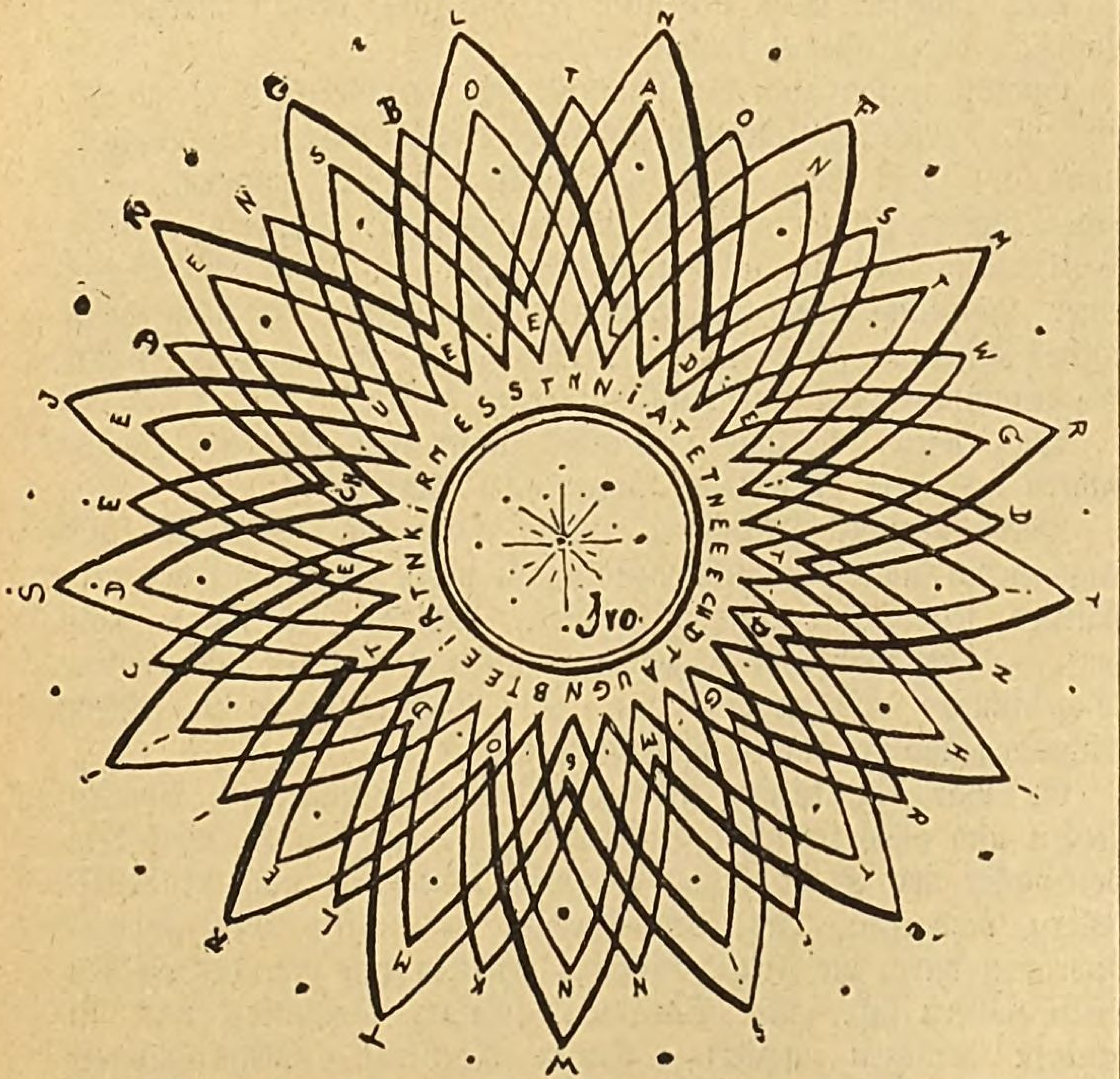
5	6	6	7	7	7
8	8	8	8	9	9
9	9	9	10	10	10
10	10	10	11	11	11
11	11	12	12	12	12
13	13	13	14	14	15

Die Zahlen der vorstehenden Figur sind so zu ordnen, daß die dadurch entstehende Reihenfolge der Zahlen selbst, sowie deren Summen in den einzelnen horizontalen Reihen denen der entsprechenden vertikalen Reihen gleich sind. Jede der folgenden Summen der wagerechten oder senkrechten Reihen ist um 6 kleiner als die vorhergehende. Die Summen der beiden Diagonalreihen sind gleich groß, und es beträgt deren eine 60. Wie kommen die Zahlen zu stehen?

Räthsel.

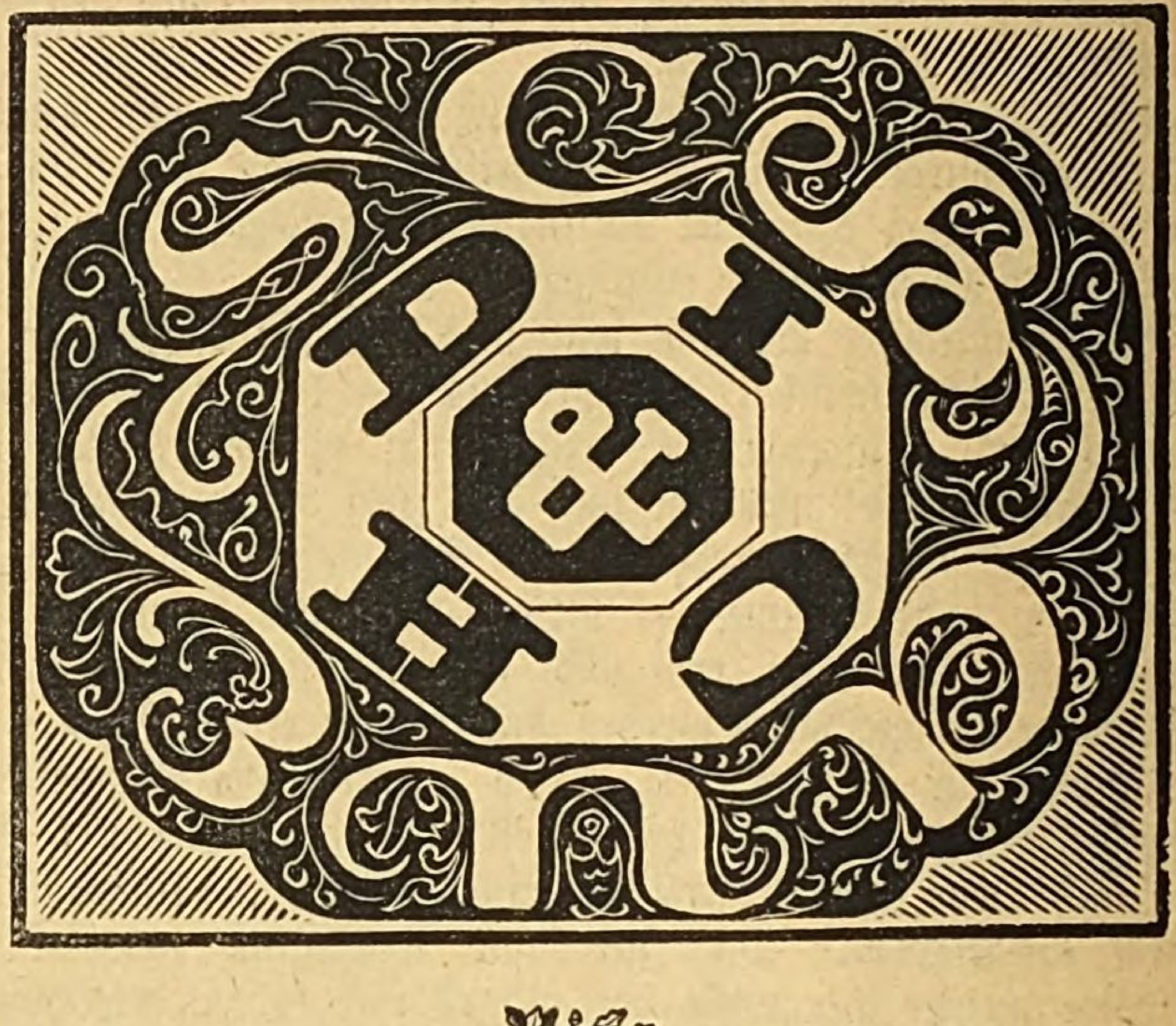
Der liebt zumeist an mir das Volle,
Dem Leeren mehr, als Lehren gilt.
Viel Lärmen macht es, wenn ich rolle,
Erfrischung bringt, was mir entquillt.
Es sagt der Hahn Euch unbestritten,
Ob von mir Nässe, Trocknung kommt.
Von einem Gott werd' ich geritten,
Obgleich das Springen mir nicht frommt.
Daß man mein Blut nicht leicht vergeude,
Ist's nöthig, daß man gut mich hegt.
Stets aufgelegt seid Ihr zur Freude,
So bald Ihr mich habt aufgelegt.
Schlimm ist's, wenn Menschen bei mir leben,
Die allzu jung und unreif sind.
Wär' ich von Reifen nicht umgeben,
Zu Ende gings mit mir geschwind.

Kaleidoskop.



Die Buchstaben in der richtigen Reihenfolge verbunden ergeben drei Citate von Schiller.

Rebus.



Auflösung der Räthsel aus Nummer 17.

Skat-Aufgabe.

Die Aiden gewinnen und zwar ist die erste Karte, die Vorhand ausspielen muß, entscheidend. Es wird Careau-König vorgespielt und Mittelhand sticht mit dem Atout-As. Der Spieler verliert, ob er sticht oder abwirft mit 58 oder 60 Points. Doch ist das Spiel nur in diesem einzigen Falle, den wir eben veranschaulicht haben, verloren. Spielt Vorhand irgend beliebig aus, wirft Hinterhand ab oder sticht, wenn Careau-Zehn oder Coeur-As vorgespielt wird, spielt dann Pique-König nach und muß gewinnen, da Atout-As dann doch abgefangen wird. Man möge hier alle denkbaren Fälle durchspielen, da die Auflösung sonst zu umfangreich würde.

Räthsel. Miene — Mine.

Glücksrad-Räthsel.

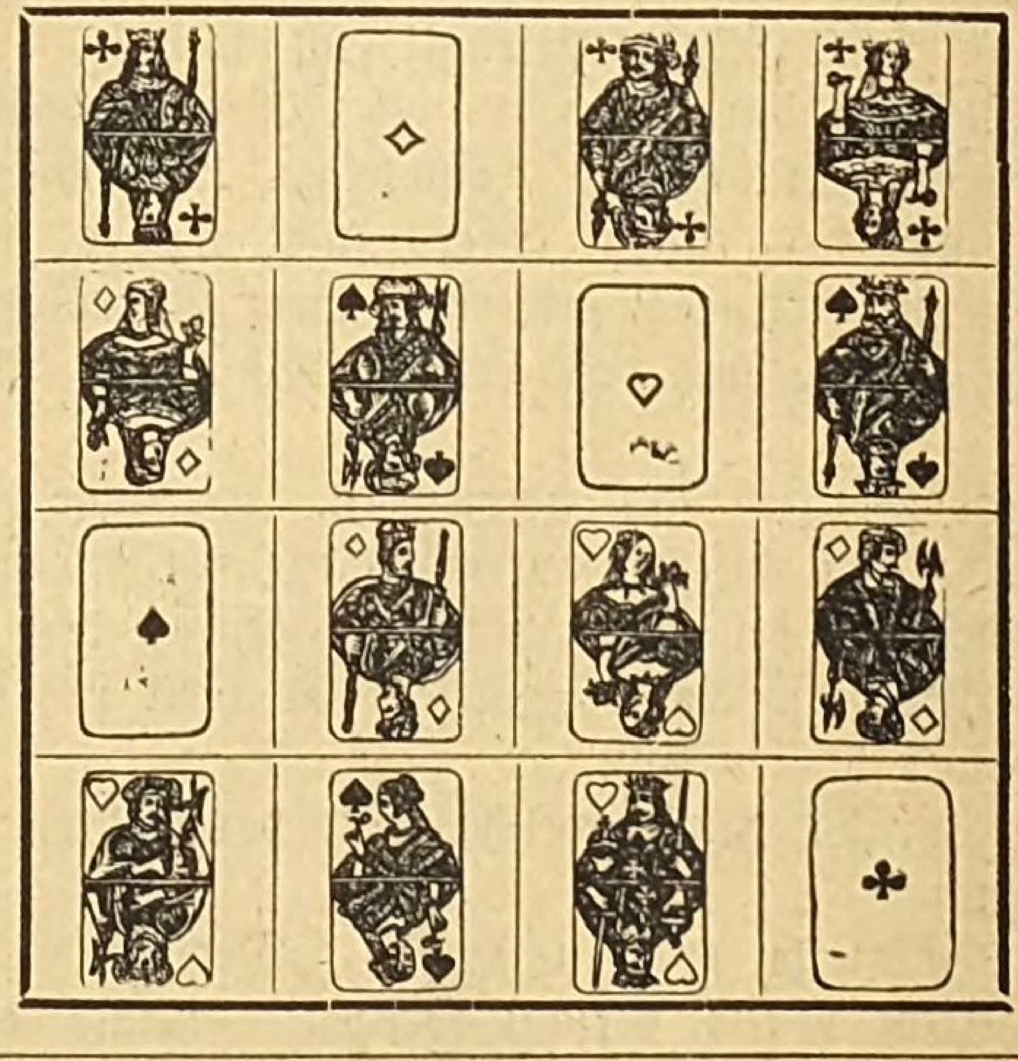
Dreht man gesetzten Falles die innere Scheibe derart, daß das innere A (bei dem äußeren RUHE) unter W (bei den inneren Buchstaben Z D S) zu stehen kommt und setzt alsdann einen Buchstaben von oben und von unten, dann wieder von oben und unten und so fort, zu Worten zusammen, so liest man:

Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht;
Was Ihr nicht münzt, das meint Ihr, gelte nicht.
Goethe, Faust II.

Rebus. Central-Inseraten-Annahme.

Räthsel. Rügen.

Karten-Quadrat-Aufgabe.



Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 19 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 6. Mai 1888

Ein verhängnißvoller Opernabend.

Historische Erzählung von Hermann Hirschfeld.

Die gewaltigen Fangarme der jungen französischen Republik hatten mit Hilfe der Armee des Generals Bonaparte bei ihrem Vordringen in Italien sich auch des bisherigen Freistaats Genua bemächtigt. Der Name einer „ligurischen Republik" deckte nur schlecht die Abhängigkeit von dem aufgedrungenen Schwesterreich, und nicht gering war die Zahl der Genueser aller Stände, die sich den angeblichen Befreiern mehr oder minder offen feindlich gegenüberstellten, obwohl die französischen Machthaber Alles aufboten, um bei der leicht erregten Masse Volksthümlichkeit zu gewinnen.

Noch besser wäre dies vielleicht gelungen, hätte nicht die Leichtfertigkeit und die zu Ausschreitungen geneigte Sinnesart der fränkischen Brüder, meist im Punkt galanter Abenteuer wurzelnd, wiederholten Anlaß zu Reibereien gegeben; leider machten die jüngeren Offiziere hierin keine Ausnahme, und der Kommandant hatte sich zu einer ernsten Mahnung genöthigt gesehen, zumal da ohnedies ein in den nächsten Tagen stattfindendes Volksfest sich leicht zum Anlaß einer Revolte gestalten konnte.

Von einer Festlichkeit der „Villa Doria" kommend, wanderte an einem Spätabend des Sommers 1795 ein junger französischer Offizier in seinen Mantel gehüllt durch die engen Gassen der inneren Stadt seinem bei der Kirche St. Lorenzo belegenen Quartier zu. Octave Brillot, der einzige Sohn einer verwittweten Gutsbesitzerin, hatte sich aus Neigung zum Militärstand dem Dienst seines Vaterlandes geweiht; durch Wissen und Tapferkeit stand er bei seinen Vorgesetzten in hoher Gunst, durch seine Bildung und Liebenswürdigkeit war er der Liebling der gesellschaftlichen genueser Kreise geworden. Von den meisten leichtlebigen Kameraden hielt sich der junge Offizier zurückgezogen, — sie hatten ihm den Beinamen „Cato" zugelegt, — unverdient, denn Octave gab sich mit ganzer Seele der Freude hin, die seinem Alter ziemte.

Die Milde des italienischen Spätabends paßte zu der sichtlich angenehmen Stimmung des jungen Franzosen, ein Lächeln umspielte die fein geschnittenen Lippen, „Margarita," sagte er leise vor sich hin.

„Lassen Sie mich, Sie täuschen sich, — Hilfe!" klang es plötzlich aus einer wenig belebten Seitengasse; es war eine weibliche Stimme von frischem, jugendhellem Ton, die in italienischer Sprache den Nothruf ausstieß. In französischem Idiom ward er hörbar von jungen Männern mit Scherzreden erwiedert. Octave hatte sofort begriffen, was dort vorging; einen Augenblick lauschte er dem Ton der Hilferufenden, im nächsten eilte er beflügelten Schrittes der Stätte zu, von welcher derselbe kam. Das Licht des Vollmondes spendete genügende Helle, ihn ein junges, schlankes Mädchen, von drei Offizieren umringt, erkennen zu lassen. Vorfälle solcher Art waren in den Straßen Genuas seit dem Einzug der französischen „Befreier" keine Seltenheit, und die Bürger und Wächter hatten bereits erprobt, daß es wenig gerathen sei, sich in galante Abenteuer der neuen Bundesbrüder zu mischen.

„Hilfe, Signor," rief die Bedrängte, dem Kommenden das hübsche, in diesem Augenblick freilich todtenblasse Antlitz zuwendend. Aber ein Laut des Erschreckens stieg aus ihrer Brust, da sie die Züge ihres Schützers erkannte: „Er — die Madonna sei mir gnädig!"

Octave hatte nur einen flüchtigen, aber ernsten Blick auf die Hilfesuchende geworfen, um sich sofort an die Zudringlichen zu wenden, in denen er Offiziere eines dem seinigen wenig befreundeten Regiments erkannte.

„Ich bitte Sie, die Dame ruhig ihres Weges gehen zu lassen," sagte er in festem Ton.

„Mit welchem Recht, Herr Kamerad?" rief der lauteste der Störenfriede; „ich meine, eine junge Dame, die zur Nacht allein durch die Straßen spaziert, kann über ihre Absicht höchstens den unerfahrenen Cato täuschen."

„Ich bin schuldlos," rief das junge Mädchen, die den Sinn der französisch geführten Reden verstanden hatte, „nur ein Zufall."

Der junge Vertheidiger machte eine abwehrende Bewegung. „Es bedarf keiner Begründung, Signorina," sagte er, „das Bewußtsein des Schutzes französischer Krieger sollte genuesischen Jungfrauen der beste Schirm zu jeder Stunde sein; die Dame steht unter dem meinen; ich denke, das genügt Ihnen!"

„Natürlich," witzelte der Wortführer, „im Anspruch älterer Rechte."

„Kein Wort mehr, Herr Lieutenant," die Gestalt des jungen Offiziers richtete sich hoch empor, „ich kenne diese Dame, wie ihre Familie, und betrachte Signora Margarita einer Schwester gleich."

Die Haltung Octaves, dessen Tapferkeit keinen Zweifel duldete, schien der Stimmung der jungen Krieger doch einen Dämpfer aufzusetzen; zudem fürchteten sie, das Mißfallen des Höchstkommandirenden auf sich zu lenken, falls der nächtliche

Vorfall zu den Ohren desselben bringen sollte; sie begnügten sich daher mit versteckten Anspielungen auf die „Schwesterschaft“ zu einem Militär und gingen, dem Kameraden viel Vergnügen als Scheidegruß zurufend, ihres Weges.

Nun war Octave mit seinem Schützling allein; das junge Mädchen hatte ihr Antlitz mit beiden Händen bedeckt und weinte leise.

Sanft entfernte Octave die schützenden Hände. „Beruhigen Sie sich, Signorina Margarita!“ sagte er freundlich, aber mit ernstem Ausdruck, „die Gefahr ist vorüber.“

In rasch wechselnder Stimmung des italienischen Blutes versiegten die Thränen des Mädchens; sie ergriff die Hand Octaves und drückte einen Kuß darauf.

„Gott sandte mir seinen Engel,“ sagte sie innig, „er wußte wohl, daß ich leichtsinnig war, aber ohne Schuld. Von einem Besuch bei einer kranken Freundin pflegt mich Josephens Vater heim zu geleiten, wenn er spät Abends von seinem Beruf nach Hause kommt. Heute schickte er die Nachricht, daß er in seinem Geschäftshause übernachten müsse. Die einzige Magd durfte sich nicht von der Kranken entfernen, und so glaubte ich die kurze Strecke zu unserer Wohnung allein zurücklegen zu können; es war ein schlimmer Irrthum, Signor Octave.“

„Ich wußte es,“ sagte der junge Offizier erleichtert, „wußte es von jenem Tage an, da wir uns am Ausgang St. Annunciatens begegneten, in jedem der flüchtigen Augenblicke, der mir Ihre Nähe vergönnte, Margarita Lacomba ist so rein und gut, als hold.“

Das junge Paar hatte seinen Weg zur Wohnung des Mädchens fortgesetzt, jetzt stand Margarita plötzlich still.

„Sie sagen mir Schmeicheleien?“ Halb schelmisch, halb erstaunt klang ihre Frage. „Sie? — doch nein, Sie sind nicht wie die Andern. Aber weiter dürfen Sie nicht mit mir gehen,“ unterbrach sie sich, „mein Bruder, der Jacopo mißtraut mir; Cetto, sein Freund, ein böser Geselle, hat ihn beeinflußt, und Jacopo ist ohnehin den Franzosen . . .“

„Nicht hold,“ ergänzte lächelnd der Offizier die stockende Rede des jungen Mädchens. „Der junge Mann, wie ich vernehme ein tüchtiger Bauzeichner und ein braver Mensch, mag wie Viele in uns die Unterdrücker seiner Vaterstadt erkennen. Leider nicht ohne Grund,“ fügte er hinzu, „wir haben eben den Beweis gehabt. Aber er soll erfahren, daß Octave Brillot zu jenen unlauteren Elementen nicht gehört, ein Wort von Ihnen, Margarita, und ich trete zu ihm . . .“

„Nicht jetzt,“ die von dem jungen Offizier fest umspannte Mädchenhand zitterte, „noch ist er zu fest in den Banden Cettos, der mich sein Weib zu nennen hofft. Lassen Sie mich langsam vorbereiten, Octave, und bis dahin jeden Verdacht meiden. Bleiben Sie dem Feste fern, Octave,“ bat sie, „oder verrathen Sie durch keinen Blick . . .“

„Ich ziehe eine Promenade auf Agua Sola dem wüsten Treiben vor,“ fiel Octave ein, „das ich ja nur um Margaritens willen aufgesucht hätte. So leb wohl, Margarita, dort ist Dein Ziel!“

Seine Hand wies auf ein kleines, freundlich anmuthiges Haus in einiger Entfernung; aus dem Erdgeschoß drang Lichtschein durch die halb geschlossenen Laden.

„Die Heiligen schützen Dich, Octave, caro mio!“

Sie hob ihre Stirn zu den Lippen des jungen Offiziers; noch ein letzter Gruß, dann eilte sie der Heimstätte des früh verwaisten Geschwisterpaars entgegen.

Jacopo, der Bruder Margaritens, ein junger Mann in den Zwanzigern, von mittelgroßem Wuchs und hübschem Antlitz, erwartete die Heimkehrende auf dem Flur; sie bemerkte bei dem Licht der Hängelampe aus dem geöffneten Wohngemach, daß sie schlecht empfangen ward, und zugleich auch die Ursache der unwirschen Stimmung Jacopos. Im Innern des Zimmers gewahrte sie den ihr verhaßten Cetto, einen Kollegen des Bruders, eine unheimliche Erscheinung mit gelblichen, nicht unschönen, aber scharf ausgeprägten Zügen von kohlschwarzem Bart umrahmt.

„Kommst Du allein?“ fragte Jacopo scharf, die Eintretende musternd, „der alte Bordoni pflegt Dich sonst bis an das Haus zu geleiten.“

„Josepha ist kränker, es drängte ihn zur Heimkehr,“ entgegnete Margarita, verlegen, sich einer Nothlüge bedienen zu müssen.

„Wie doch das Mondlicht täuscht,“ meinte Cetto vom Tisch her, „wir standen ungeduldig am Fenster, als wir Euch kommen sahen, Signorina Margarita, es wollte uns scheinen, als sei die schmächtige Gestalt Bordonis plötzlich gewachsen, als sie sich umwandte.“

Margarita würdigte den Hämischen keiner Antwort, aber weder diesem noch Jacopo entging die Purpurröthe, die des jungen Mädchens Wangen färbte; der letztere nahm der Schwester Hand.

„Margarita,“ sagte er mit eindringlichem Ton, „Mädchensinn ist leicht zu berücken. Der Wind trug Samen des Argwohns in mein Ohr, noch ist er nicht in meiner Seele aufgegangen, hüte Dich, daß es je geschehe, Du weißt, Deine Ehre ist die meine, die Ehre unserer verstorbenen Eltern; daran denke, wenn Dich ein bunter Waffenrock, süße Rede, eine glatte Larve bestechen möchten, und nun nichts weiter darüber, Kind,“ brach er ab, „ich habe noch mit dem Cetto zu reden, geh zur Ruhe!“

Das junge Mädchen hatte keinen Widerspruch, sie kannte ihres Bruders Weise. Nur zu gern entfernte sie sich aus der Gesellschaft des Gastes, dem sie kaum flüchtigen Gruß spendete, wußte sie doch, daß sie ihm allein den Groll Jacopos gegen alles Französische und zugleich den Argwohn gegen die Schwester zu danken hatte. Sie schätzte sich glücklich, daß sie Octave gebeten, das Fest zu meiden; sobald der Tag vorüber, wollte sie im Nachhall froher Stimmung das Geheimniß ihres Herzens dem brüderlichen Schützer offenbaren.

Die beiden jungen Männer waren aufs Neue allein. „Nun, mein sanfter vertrauensseliger Freund?“ nahm Cetto das Wort, „schlägst Du noch meine Warnung in alle Winde?“

„Verzeih,“ entgegnete Jacopo, „Aerger, von meiner Schwester kalt behandelt zu werden, legte ich bisher Deinen Worten zu Grunde. Jetzt sehe ich klar. Abermals ein Geschenk der ungerufenen „Befreier“ Genuas! Wo finde ich die Macht, der ich meinen Arm bieten kann, um sich der Lawine Frankreich entgegen zu stemmen, ehe sie ihre verderbenbringende Wucht über eine Welt ergießt?“

Cetto rückte ganz nahe an den Hocherregten. „Jene Macht findest Du nie; die Fürsten sind gelähmt, die Massen des Volks betäubt, aber jene gilt es durch kühne That zu wecken. Der alte genueser Geist ist noch nicht gestorben, der Funke glimmt, sich zur Flamme zu gestalten; ist er in Deiner Seele ganz erloschen, Jacopo? Du weißt von dem Bunde, dem ich angehöre, soll ich noch immer vergebens bei Dir werben?“

„Stell mich einen gegen drei in offenem Kampf für Ehre und Freiheit, und Du wirst mich nicht Feigling nennen dürfen,“ entgegnete Jacopo, „aber was Ihr plant, scheut das Licht. Ein düsterer Geist geht durch Euren Bund, ihm mag ich mich nicht beigesellen; die „sicilianische Vesper“ konnte ich nie ein glorreiches Heldenstück nennen, mir graut vor Meuchelmord. Wohl mag es auch unter unsern Gegnern Männer von Ehre und Werth geben; sie anders zu treffen, als im offenen Kampf, würde die Hand beflecken. Wer sagt mir, ob nicht der Argwohn gegen einen Verführer Margaritens im Grunde zu einem wenn auch nicht erlaubten, doch harmlosen Spiel hüben und drüben verläuft?“

„Träumer, Weichling!“ Das gelbliche Antlitz Cettos ward fahl vor innerem Grimm. „Ich bin nicht von der Unschuld des französischen Epaulettenträgers überzeugt, mit dem Dein holdes Schwesterchen heimlich Süßigkeiten verhandelt. Aber nur Geduld; Du wirst noch sehend werden, vielleicht bietet schon das Fest Gelegenheit, erst nach demselben magst Du sie ins Gebet nehmen, wenn ich Dir rathen soll. Flehen wirst Du mich noch um den Dolch der Brüder unseres Bundes, und das erste Ziel Deines Stahls wird der Schänder Deiner Ehre sein.“

Das Fest der heiligen Agnes war einer der volksthümlichsten Feiertage der alten genuesischen Republik, es sollte durch die veränderten politischen Verhältnisse nicht geschmälert werden, im Gegentheil war von Seiten der französischen Befehlshaber die kirchliche Ceremonie freilich beschränkt, der Lustbarkeit aber möglichster Vorschub geleistet.

Ein heiterer Sonnentag überstrahlte den weiten Plan, auf dem sich eine froh erregte Menge aus allen Ständen tummelte, zwischen den Kindern Genuas französisches Militär, durch die leicht einende Freude verbunden. Soldaten und Offiziere bestrebten sich, die Gunst der Bewohner, vor Allem aber das Wohlwollen des weiblichen Theils derselben zu gewinnen. Der Galanterie der kriegerischen Söhne der Republik war ein weites Feld geboten.

Längere Zeit hindurch trübte kein Mißklang die heitere Stimmung, aber je weiter der Tag sich neigte, desto ungebundener, von der Wirkung des italischen Rebensaftes unterstützt, ward der Ton der Fremden; die Offiziere machten keine Ausnahme, von denen die besseren Elemente längst den Festplatz verlassen hatten; und auch die hervorragenderen bürgerlichen Kreise schickten sich zum Aufbruch an.

Mit sichtlichem Behagen hatte Cetto die Ausschreitungen der verhaßten Fremdlinge beobachtet. Mit Jacopo vereint, jede Bewegung des jungen Mädchens mit Argusaugen überwachend, hatte er Margarita zum Festplatz geleitet, aber es bot sich zu seinem Verdruß nicht die mindeste Handhabe, um seine rachsüchtigen Absichten zu fördern.

Nun hielt es auch Jacopo für unpassend, länger am Festort zu verweilen. Die drei Zusammengehörigen hatten sich bereits zum Gehen erhoben, als eine Gruppe französischer Offiziere Margariten den Weg verlegte und einer derselben in wenig rücksichtsvoller Weise ein Tänzchen forderte.

Forts. folgt.

Von Leipzig nach der Sahara.

Hierzu zwei Bilder.

Unter obigem Titel bietet uns die Leipziger Verlagshandlung von Heinrich Schmidt & Carl Günther ein kleines mit hundert Illustrationen geziertes Prachtwerk, das die Schilderung einer Reise durch Frankreich, Spanien, Algerien und die Ziban-Oasen enthält. Als Verfasser derselben wird ein „Carletto" genannt. Die Autorschaft erscheint dadurch nur leicht verschleiert, denn, da bereits bekannt geworden, daß dieser Carletto ein Leipziger Verlagsbuchhändler sei, ein solcher an der Pleiße Strand aber nicht firmirt, so gehen wir wohl nicht in der Muthmaßung fehl, daß dieser Carletto jener Carl ist, welcher der Verlagshandlung sehr nahe steht; nämlich: Herr Carl Günther, der Mitinhaber der oben genannten Firma.

Die uns gebotenen Aufzeichnungen sind interessant und lebendig. Carletto erweist sich als ein angenehmer Erzähler, als ein scharfer Beobachter; man merkt, er ist ein vielgereister Mann, der seinen Blick für das Eigenartige in der Fremde geschärft hat. Man macht daher auch gern im Geiste die Reise mit ihm. Alles dies, die vortreffliche Ausstattung und die Veranschaulichung durch die Illustrationen müssen als Vorzüge dieses Reisewerkes angesehen werden. Wir geben demselben, indem wir daraus dem Leser einige Bilder vorführen, unsere warme Empfehlung mit auf den Weg.

Ein Vorwort des Geographen Freiherrn v. Hellwald führt den Verfasser ein und schließt mit den Worten: „Die deutsche Reiseliteratur würde nur gewinnen, verstünden es ihre hochverdienten Verfasser, öfter als es die Regel, ihre Schilderungen mit dem Gewande der Anmuth zu umkleiden, wie hier geschieht 2c."

Die Schwimmblase der Fische.

Von A. Engel.

Wohl Mancher der geneigten Leser hat in seiner Jugend zu verschiedenen Malen der Mutter beim Ausnehmen der Fische Gesellschaft geleistet und sich die Fischblasen erbeten, um dieselben aufzuknallen oder sonst damit zu spielen. Wißbegierig, wie Kinder sind, wird er auch nach der Bedeutung dieser Blasen gefragt und zur Antwort erhalten haben: „sie dienen dem Fisch zum Schwimmen." Damit war die Wißbegierde denn gestillt, und auch später, wenn nicht vielleicht in der Schule, wird derjenige, welcher sich nicht besonders mit den Naturwissenschaften beschäftigt hat, kaum eine genauere Erklärung erhalten haben. Und doch bietet uns dieses wichtige und charakteristische Organ der Fische in seiner Funktion so viel des Merkwürdigen und zeigt uns wieder einmal, wie die allgütige Mutter Natur alle ihre Kinder, auch die Fische, in der denkbar vorzüglichsten Weise ausgestattet hat, daß es nicht uninteressant sein dürfte, einmal die Eigenschaften und die Wirkungsart der Schwimmblase etwas näher zu betrachten. Zuvor aber möchte es angebracht sein, uns einen klaren Begriff vom Schwimmen zu verschaffen.

Es ist Jedem bekannt, daß ein Stück Eisen, ins Wasser geworfen, untergeht, während ein Korkpfropfen an der Oberfläche bleibt oder „schwimmt". Jedem ist auch die Erklärung geläufig: das Eisen ist schwerer als Wasser, der Kork leichter; daher muß das Eisen zu Boden sinken, der Kork aber schwimmen. Diese Erklärung ist wohl richtig, giebt aber doch nicht den eigentlichen Grund der Erscheinung an.

Schon Archimedes hatte gefunden, daß ein vollständig von Wasser umgebener Körper so viel von seinem Gewicht verliert, als das Gewicht der von ihm verdrängten Flüssigkeitsmenge beträgt. Von der Richtigkeit dieses Satzes kann sich Jeder leicht durch den Versuch überzeugen. Unter Wasser ist das Gewicht jedes Körpers bedeutend geringer, als in der Luft. Ein Würfel aus Eisen, dessen Seiten 10 Centimeter lang sind, wiegt in der Luft 7,6 Kilogramm. Befestigen wir denselben an einem Draht und tauchen ihn unter Wasser, so haben wir nicht mehr 7,6 sondern nur noch 6,6 Kilogramm zu halten, indem der Würfel so viel von seinem Gewicht verloren hat, als die von ihm verdrängte Wassermenge gleich ein Liter wiegt, nämlich ein Kilogramm.

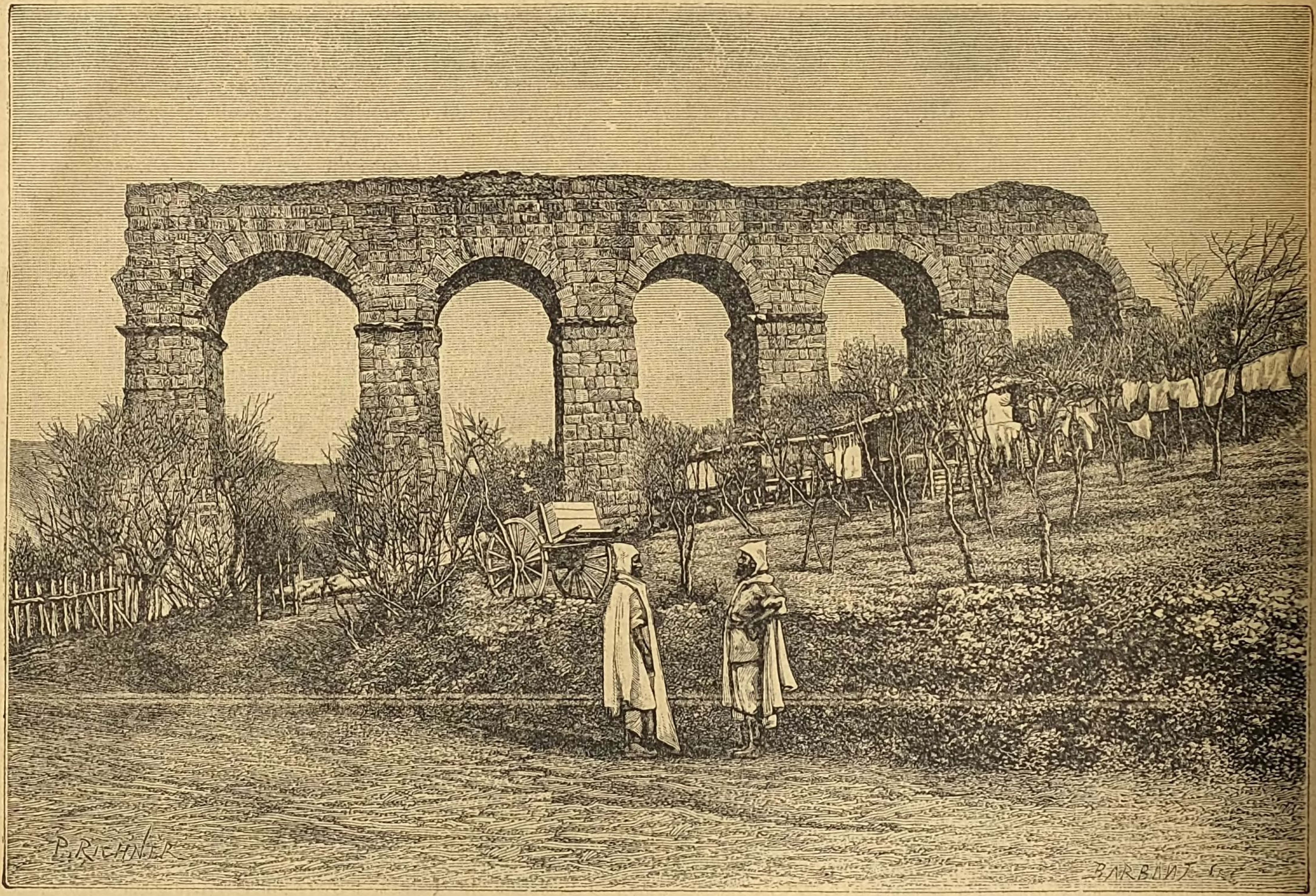
Ist nun ein Körper schwerer als der gleiche Rauminhalt Wasser, so wird er im Wasser zwar leichter, es bleibt jedoch noch ein Theil seines Gewichtes übrig, und er wird untersinken. Ein Körper, dessen spezifisches Gewicht gleich dem des Wassers ist, welcher also genau so viel wiegt wie ein gleiches Volumen Wasser, wird demnach im Wasser sein ganzes Gewicht verlieren, er wird also weder untersinken noch emporsteigen, sondern an der Stelle im Wasser verharren, welche wir ihm willkürlich anweisen. Auch dies können wir durch den Versuch leicht nachweisen. Durchbohren wir einen Korkpfropfen und stecken durch die Durchbohrung einen Glasstab, so können wir es durch Abänderung der Länge des Glasstabes oder des Korkes dahin bringen, daß diese Verbindung von Kork, der leichter, und Glas, welches schwerer als Wasser ist, genau so viel wiegt, als der gleiche Rauminhalt Wasser, und im Wasser weder untersinkt, noch emporsteigt, sondern in jeder beliebigen Tiefe sich in Ruhe befindet.

Ist schließlich ein Körper leichter als Wasser, d. h. hat er ein geringeres spezifisches Gewicht als das letztere, z. B. Kork, so verliert er im Wasser an seinem Gewicht mehr, als dieses beträgt, d. h. es wirkt nun auf denselben ein Druck von unten nach oben, welcher ihn an die Oberfläche treibt. Daß dieser Druck wirklich existirt, weiß Jeder, der einmal versucht hat, ein Stück Holz oder noch besser Kork unter Wasser zu bringen.

Da nun das spezifische Gewicht des Menschen etwas größer als das des Wassers ist, so wird er im Wasser untergehen müssen. Wenn er sich nun trotzdem an der Oberfläche zu halten vermag, so ist dies kein natürliches Schwimmen, wie das des Holzes oder Korkes, sondern ein künstliches, indem er sich mit Händen und Füßen im wahren Sinne des Wortes gegen das

Untergehen wehrt. Würde er die Bewegungen einstellen, so müßte er zu Boden sinken. Nur sehr fette Menschen schwimmen natürlich, d. h. haben ein geringeres spezifisches Gewicht als das Wasser, wie der Neapolitaner Paolo Muccia (1767), welcher dreihundert Pfund wog und dreißig Pfund weniger als ein gleiches Wasservolumen. Verbinden wir unseren Körper mit einem Korksack oder mit einer mit Luft gefüllten Thierblase, so vergrößern wir den von uns eingenommenen Raum, ohne das Gewicht bedeutend zu vermehren. Dadurch aber wird unser spezifisches Gewicht verringert, und es tritt nun ein natürliches Schwimmen ein.

Ein natürliches Schwimmen ist auch dasjenige der Wasservögel; sie haben ein geringeres spezifisches Gewicht als Wasser und schwimmen also wie Holz oder Kork. Ihre Schwimmbewegungen dienen nicht dazu, sie über Wasser zu halten, sondern lediglich zur Fortbewegung.



Römische Wasserleitung bei Constantine in Algier.

Wenden wir uns nun zu den Fischen, so wissen wir, wie wir uns auch täglich an den im Zimmer gehaltenen Goldfischchen überzeugen können, daß sie ohne jede Bewegung im Wasser schweben können. Nach dem Vorhergehenden müssen wir daraus schließen, daß ihr spezifisches Gewicht gleich dem des Wassers ist. Sie müssen also genau ebensoviel wiegen, als ein gleich großes Volumen Wasser. Diese Eigenschaft erhalten sie nun durch den Besitz des ebenso wichtigen als charakteristischen Organs der Schwimmblase.

Diese liegt unterhalb der Wirbelsäule in der Körperhöhle und entspricht in ihrer Entstehungsweise der Lunge der höheren Wirbelthiere, ohne indessen die Funktionen einer Lunge zu erfüllen. Auch ist sie nicht allen Fischen eigen, sondern fehlt einer ganzen Anzahl, z. B. den Haifischen, Schollen und Rundmäulern. Vielfach steht sie mit dem Vorderdarm durch einen Luftgang in Verbindung, der auch im späteren Leben des Fisches erhalten bleiben oder aber schwinden kann. Die Gestalt der Blase ist sehr verschieden, meist aber einfach sackförmig oder in zwei hintereinander gelegene Abschnitte zerlegt, von denen jeder sich unabhängig von dem andern zusammenziehen kann. Die Blase ist mit einem aus dem Stoffwechsel des Fisches stammenden Gasgemenge erfüllt, das ähnlich wie die atmosphärische Luft aus Sauerstoff, Stickstoff und Kohlensäure besteht, diese Bestandtheile aber in etwas anderen Verhältnissen als die Luft enthält. Bei den Süßwasserfischen herrscht der Stickstoff, bei den im tiefen Wasser lebenden Seefischen der Sauerstoff vor. In ihrer Wandung besitzt die Blase zahlreiche Muskelfasern, durch deren Zusammenziehung sie zusammengepreßt werden kann. Außerdem treten bei vielen Fischen noch besondere Muskeln von den Rippen oder Wirbeln an die Schwimmblase heran, die gleichfalls einen Druck auf dieselbe auszuüben vermögen.

Ohne Blase nun sind die Fische schwerer als Wasser, sie würden also in der Ruhe zu Boden sinken und könnten nur mit Anstrengung sich im Wasser erheben und fortbewegen. Durch die Schwimmblase aber wird ihre Größe vermehrt, ohne daß zugleich auch das Gewicht größer wird, so daß ihr spezifisches Gewicht geringer, und zwar gleich dem des Wassers wird. Dadurch sind sie im Stande, an jeder Stelle des Wassers, in jeder Tiefe zu ruhen, während die Fische ohne Schwimmblase nur auf dem Grunde der Ruhe pflegen können. Vermöge der oben erwähnten Muskeln sind sie nun befähigt, ihr spezifisches Gewicht verändern und ihrer Umgebung anpassen zu können. Drückt der Fisch seine Schwimmblase etwas zusammen, so wird sein Volumen kleiner, sein spezifisches Gewicht also größer, dehnt er sie aus, so wird sein Volumen größer und sein spezifisches Gewicht somit kleiner. Diese Eigenschaft ist ihm bei seinen Bewegungen äußerst förderlich. Will er in die Tiefe hinabsteigen, so vergrößert er sein spezifisches Gewicht, indem er die Blase zusammenpreßt; will er

umgekehrt an die Oberfläche emporsteigen, so erweitert er seine Schwimmblase, verringert dadurch sein spezifisches Gewicht und wird nun gleich einem Korkstück an die Oberfläche getrieben. Daher schwimmen auch todte Fische stets an der Oberfläche, indem die Muskeln erschlafft sind, und die Blase nicht mehr zusammengepreßt wird. Sodann wird auch der Fisch durch die Schwimmblase an gewisse Tiefenregionen des Wassers gebannt, welche er nicht verlassen kann.

Ein in großer Tiefe lebender Fisch hat einen sehr bedeutenden Druck von dem ihn umgebenden Wasser zu erleiden. Nehmen wir an, er befinde sich in einer Tiefe von 100 Metern, so lastet auf jedem Quadratcentimeter seines Körpers, also auch auf der Blase, ein Druck von 10 Kilogramm. Hierdurch ist die Schwimmblase stark komprimirt, und die in derselben befindliche Luft hat eine bedeutende Spannung. Die Kraft der Muskeln, welche auf die Blase wirken, ist nun nicht im Stande, die letztere über eine gewisse Grenze hinaus zu erweitern und dadurch das spezifische Gewicht zu verringern, so daß der Fisch eine bestimmte Tiefe nicht verlassen kann und darauf verzichten muß, das Tageslicht zu erblicken. Andere Fische dagegen, welche an der Oberfläche leben, können ihre Blase nicht über eine gewisse Grenze zusammendrücken; es ist ihnen somit von der Natur selbst ein Halt geboten, in größere Tiefen einzudringen.

Werden solche in großer Tiefe, also unter bedeutendem Druck lebende Fische durch den Fang an die Oberfläche gebracht, so dehnt sich, da jetzt der Druck fortgenommen ist, die Blase derart aus, daß die Muskeln der Ausdehnung nicht zu folgen vermögen, und die Fische todt mit dickem Bauch und hervorgetriebenem Schlund an das Tageslicht kommen.

Die Fische sind nun aber beim Zusammenpressen und Erweitern der Schwimmblase nicht gezwungen, dies in der ganzen Ausdehnung der Blase zu bewerkstelligen, sondern sie können sowohl den vorderen, als auch den hinteren Theil der Blase für sich komprimiren oder erweitern. Diese Fähigkeit ist nun für den Fisch von großem Nutzen. Drückt er auf die Blase in ihrem vorderen Theile, so verringert er dadurch das Volumen seines vorderen Körpertheiles, dieser wird dadurch spezifisch schwerer und senkt sich. Der Fisch nimmt also eine schräge Stellung ein und zwar befindet sich der Kopf zu unterst. Komprimirt er andererseits den hinteren Theil der Blase, so wird der hintere Körpertheil schwerer als der vordere, und der Fisch nimmt jetzt eine schräge Stellung ein, bei welcher der Kopf nach oben gerichtet ist. Beide Vorgänge lassen sich leicht bei den im Zimmer gehaltenen Goldfischen beobachten. Wollen die Fische an der Oberfläche des Wassers nach Nahrung oder Luft schnappen, so sehen wir, ohne daß die Flossen bewegt werden, ihren vorderen Körpertheil sich heben, während, wenn sie am Boden nach Nahrung suchen, derselbe sich senkt.

Ob die Schwimmblase der Fische noch andere Funktionen zu erfüllen hat, insbesondere, ob die in der Blase befindliche Luft zu dem Athmungsprozeß in irgend welcher Beziehung steht, ist noch nicht völlig aufgeklärt.



Löwen im Atlasgebirge.

Die große Prize Fight in Kentucky.

Von C. A. Houthumb.

Vor Kurzem starb in Cincinnati am Ohio „Eph Holland", nicht am Galgen, auch nicht „in seinen Stiefeln", wie ja der klassische Ausdruck lautet, wenn ein „Rogue" oder „Gambler" dem anderen eine brühwarme Kugel durch den schnöden Bauch oder das zuckende Hirn jagt, sondern er ist gestorben in seinem Hause, in seinem Bette, in den Armen seiner Frau; doch bildet sein Tod wenigstens insofern einen würdigen Abschluß eines seiner würdigen Lebens, als die direkte Ursache desselben das plötzliche Vortreten einer Kugel gewesen sein soll, die ihm vor sechs oder sieben Jahren mal einer seiner Kumpane in den Leib geschossen hatte, und die zu der Zeit nicht wiedergefunden und entfernt werden konnte.

Eph Holland war vielleicht einer der gefährlichsten, erfolgreichsten und mächtigsten Sportsmen und Gambler des ganzen Landes, und recht liebevoll wird er in einem Nekrolog „der bekannteste Spieler und Sportsman im Lande, der Genosse von Dieben und Schurken aller Art, der Veranstalter betrügerischer Prize Fights, ein politischer Wahlfälscher und Zuchthausvogel" genannt. Es ist nicht meine Absicht, hier eine Biographie des „Königs der Gambler", die allerdings interessanter als mancher phantasievolle Sensationsroman ausfallen würde, zu schreiben, aber sein Tod hat die lebhafteste Erinnerung an eine Episode aus seinem Leben in mir wachgerufen, die mich — zum ersten und auch zum letzten Male — das wilde amerikanische Leben von seiner brutalsten und grauenhaftesten Seite kennen lernen ließ, und das war der berüchtigte Prize Fight zwischen Joe Goß und Tom Allen am 7. September 1876, den Eph Holland arrangirt hatte, den er als Unparteiischer leitete, und bei dem er die Kleinigkeit von 25,000 Dollars für sich erschwindelt haben soll.

In den ersten Septembertagen des Jahres 1876 herrschte große Aufregung in Cincinnati. Aus allen Gegenden des Landes, aus allen Staaten von den Seen bis zum Golf von Atlantic, bis zum Pacific gaben sich sämmtliche „Sports" und „Roguer" dort ein Rendezvous, um Zeuge zu sein bei dem Prize Fight zwischen dem amerikanischen Champion Joe Goß und dem Engländer Tom Allen. Das „Empire", Eph Hollands elegante Spielhölle an der Fünften Straße, bildete das Hauptquartier, und wer Charakterstudien in Halunken- und Galgengesichtern machen wollte, fand dort die ausgiebigste Gelegenheit.

In Cincinnati war die ganze Polizei auf den Beinen und auch die Miliz einberufen, um den Kampf im Staate Ohio zu verhindern, aber der Zug brachte uns in wenigen Minuten über den Fluß hinüber in den Staat Kentucky hinein, und dahin durfte uns natürlich die Polizei und Miliz nicht folgen. Nach etwa einstündiger Fahrt hielt unser Zug mitten im freien Felde, und die etwa dreitausend Passagiere stiegen aus und gingen etwa tausend Schritt weit ins Land hinein. Am oberen Ende eines brachliegenden Feldes wurde Halt gemacht, und sofort begann man mit der Herstellung des „Ringes", d. h. mit einer Anzahl mitgebrachter Pfähle wurde ein viereckiger Raum abgeschlagen, die Pfähle fest in die Erde gerammt — ich erinnere mich, daß ein wahrhaft herkulisch gebauter Franzose, der damals in Cincinnati als Ringer und Keulenschwinger Vorstellungen gab, die Pfähle mit so riesiger Gewalt einrammte, daß einzelne derselben zersplitterten — und dann oben und in der Mitte mit Stricken verbunden. Es war inzwischen heller Tag geworden, und die Stimmung, die auf der Fahrt eine etwas schläfrige gewesen, wurde wieder außerordentlich lebhaft. Der lebhafteste unter der Bande war „Red" Leary, der berüchtigtste Bankräuber, der, wie ich später hörte, mit Eph Holland zusammen den Faustkampf „managte", ein vierschrötiger Kerl mit häßlichem, aufgedunsenem, rothem Kugelkopf; er war der Anführer der Goß-Anhänger, die meistens durch ein blauseidenes Tuch, das sie lose um den Hals geschlungen hatten, kenntlich waren. Natürlich waren auch die berühmten Klopffechter des Landes und sonstige Sportsmen-Celebritäten vollständig vertreten. Die Goß-Leute traten von Anfang an außerordentlich siegesbewußt auf, viele liefen herum, ganze Hände voll Kassenscheinen über den Köpfen schwingend und Wetten auf Goß anbietend, aber sie fanden nur wenige Abnehmer.

Endlich waren die Vorbereitungen getroffen, und die beiden Kampfhähne, welche die Nacht in nahe gelegenen Farmhäusern zugebracht und durch einen langen Schlaf sich gestärkt hatten, erschienen mit ihren Sekundanten auf der Bildfläche, und zwar kündeten sie ihr Erscheinen dadurch an, daß sie von außen ihren Hut in den Ring hineinschleuderten. Tom Allen war der erste; er wurde mit einigen Hochs begrüßt, aber geradezu betäubend war der Skandal und das infernalische Geheul, als der Liebling der Bande, Joe Goß, mit einem leichten Satz über das Seil hinübersprang, bis in die Mitte des Ringes ging und dort nach allen Seiten mit einem hellen „G'morning, boys!" grüßte. Die ersten Präliminarien, Auswahl der Ecken, Ernennung des sogenannten „Timekeepers" 2c. waren bald vorbei, dahingegen machte die Wahl eines Unparteiischen größere Schwierigkeiten; schließlich wurde doch, wie es ja vorher so abgemacht war, Eph Holland zum Unparteiischen erwählt.

Unterdessen hatten sich die beiden Kämpfer in zwei diagonal gegenüberliegenden Ecken des Ringes kampfbereit gemacht, und bald standen sie da mit vollständig bis an den Gürtel entblößtem Oberkörper, in Kniehosen, farbigen Strümpfen und derben Schuhen. In den beiden Ecken standen je ein Stuhl, ein Eimer mit Wasser, große Blutschüsseln mit Schwämmen, Flaschen mit Alkohol, Oel, Leinentücher und was sonst noch dazu gehörte.

Im nächsten Moment gab der Unparteiische das Signal zum Beginn des grausigen Kampfspiels. Die beiden Kämpfer gingen erst bis in die Mitte des Ringes aufeinander los und reichten sich die Hände, sich einen Augenblick fest in die Augen sehend. Der Unterschied zwischen den beiden war ein frappanter. Tom Allen war größer, aber dabei hager, er hatte eingefallene Wangen, tiefliegende dunkle Augen, graue pergamentfarbige Haut, sehnige Arme, aber am Oberarm traten wie Stahlkugeln die Muskeln hervor, er sah eigentlich mehr wie ein puritanischer Temperenzprediger als wie ein Faustkämpfer aus; dem breiten, frechen Mopsgesicht des Joe Goß sah man es jedoch auf den ersten Blick an, weß Geistes Kind er war; auffallend war der Kontrast zwischen der rothen Farbe des etwas gedunsenen Gesichtes und dem fast weiblich zarten Kolorit des übrigen sehr fleischigen Körpers; die Muskulatur der Arme war auch bei ihm sehr stark entwickelt. Ich bot meinem neben mir kauernden englischen Kollegen eine Wette um ein gutes Souper mit allen Chikanen auf Tom Allen; eine Wette, die der Kollege mit gutmüthigem Lächeln einging.

Jetzt fing die Sache an, ernst zu werden. Nach der Begrüßung waren die beiden Kämpfer wieder in ihre Ecken zurückgekehrt, noch einmal wurden sie von ihren Sekundanten eingerieben, und dann sprangen sie wieder auf ein gegebenes Zeichen in den Ring hinein. Die ersten Runden gingen ziemlich zahm vorüber; ein Jeder suchte die Stärken und Schwächen des Gegners auszufinden, nur ganz vereinzelt fiel ein herzhafter Schlag, und die Zuschauer, die offenbar Blut sehen wollten, machten bereits allerhand höhnische Bemerkungen oder suchten durch Zurufe die Kämpfer aneinander zu hetzen; erst die dritte oder vierte Runde endete mit einer regulären Klopffechterei, bei der übrigens Goß einen so energischen Schlag gegen die Mopsnase erhielt, daß das „erste Blut" dem Tom Allen gutgeschrieben wurde.

Inmitten des fünften oder sechsten Ganges entstand plötzlich eine sonderbare Bewegung unter den Zuschauern. Man rief es weit in den Ring hinein „Die Soldaten kommen!" Der Unparteiische trat an die Kämpfer heran und rief es ihnen zu, mit der Versicherung, daß keine Gefahr da sei und den beiden Paukanten wurden die Ueberröcke übergeworfen. In der That, unten am Fuße des aufsteigenden Feldes, auf dessen oberem Ende der Ring aufgeschlagen war, kam eine Abtheilung Milizsoldaten heran marschirt, direkt auf uns zu. Etwa ein Dutzend Kerle, die vielleicht ein gar zu schlechtes Gewissen hatten, brannten

durch; die Meisten blieben aber stehen, und Eph Holland sowie ein paar Andere gingen den Soldaten entgegen. Etwa zweihundert Schritt vom Ring entfernt kommandirte der Kompagnieführer Halt und Gewehr bei Fuß. Eph Holland und der Vertreter des bedeutendsten englischen Blattes in Cincinnati versuchten Unterhandlungen mit dem Kapitän, einem noch ganz jungen Menschen, anzuknüpfen, aber derselbe erklärte mit aller Bestimmtheit, daß er die strikte Ordre habe, die Fortsetzung des Kampfes zu verhindern. Allerdings hatte er im Ganzen **nur** etwa dreißig Soldaten, und die hätten gegen die sechshundert sämmtlich bewaffneten Burschen nicht viel ausrichten können, aber Eph Holland behielt kaltes Blut, und nachdem er eingesehen, daß mit dem Milizkapitän nicht zu spaßen war, versprach er demselben, daß der Kampf hier nicht fortgesetzt werden sollte.

Es wurde rasch Kriegsrath gehalten und nach kurzer Berathung beschlossen, den Ring abzubrechen und mit unserem noch bereitstehenden Zuge weiterzufahren und zwar in ein anderes County hinein, da der biedere Milizkapitän erklärt hatte, seine Autorität reiche nur für das County, in welchem man sich augenblicklich befinde.

Das Programm wurde denn auch ausgeführt, die Pfähle ausgerissen, Alles zusammengepackt, und dann ging es hinunter zu dem Bahnzuge. Den Milizsoldaten wurde in artigster Weise ein „Good bye, boys“ zugerufen, und langsam dampfte dann der Zug weiter in Kentucky hinein. Etwa zwanzig Meilen weiter wurde Halt gemacht, das Terrain rekognoszirt, und als sich nichts Verdächtiges zeigte, das Signal zum Aussteigen gegeben. Die Gegend war noch immer hügelig, und wiederum schlugen wir auf einem erhöhten Punkte, der jedoch von drei Seiten durch Gehölz und dichtes Strauchwerk geschützt war, und auf dem ein paar hochstämmige Sykomoren standen, den Ring auf. Während dieser Arbeit trat aus dem Gebüsch heraus ein hochgewachsener älterer Mann, eine richtige Yankeegestalt; wir standen gerade in einer kleinen Gruppe in der Nähe, und an uns herantretend frug er artig, wer der „Manager“ sei. Wir führten ihn direkt zu Eph Holland, und diesem stellte sich dann der hagere Mann als Sheriff des Countys vor und untersagte „im Namen des Gesetzes“ den Kampf. Eph Holland verzog keine Miene, sondern sagte ruhig: „Ist schon recht, Sheriff. Sie haben Ihre Pflicht gethan, aber Sie sehen selbst, daß Sie als einzelner Mann gegen diese „Boys“ nichts machen können. Mehr kann Niemand von Ihnen verlangen, und Sie werden durch uns nicht in Ungelegenheit kommen. Seien Sie daher gemüthlich, sehen Sie sich die Geschichte mit an und — nehmen Sie erst einen Schluck mit uns.“ Darauf hielt Eph ihm seine Feldflasche hin, und der Herr Sheriff that einen herzhaften Schluck und — blieb da.

Das blutige Kampfspiel konnte von Neuem beginnen, aber im selben Augenblick, als die Kämpfer wieder in den Ring traten, ereignete sich noch ein Zwischenfall, der einen sehr peinlichen Eindruck machte. Eine etwa vierzig Jahre alte Frauensperson von der großen starkknochigen Kentuckier Race hatte von ihrer in der Nähe gelegenen Farmhütte aus die vielen fremden Menschen gesehen, und als neugierige Evastochter war sie näher gekommen; sie ging auf den Menschenknäuel los, galant bahnte man ihr eine Gasse und ließ sie bis unmittelbar an den Ring herantreten. An zarten Nerven litt diese Kentuckier Brunhilde offenbar nicht, denn sie fiel beim Anblick der bis zum Gürtel entblößten Athleten nicht in Ohnmacht, stieß auch keinen Schrei aus, sondern musterte mit Kennermiene die beiden Gestalten; diese wollten gerade loslegen, aber dann wurde ihre Aufmerksamkeit auf den seltsamen Gast gelenkt und — beide Kämpfer gingen auf die Frau zu und schüttelten ihr kräftig die Hand. Des Weibes Augen funkelten vor Vergnügen ob dieser Ehre, und dann blieb sie auf ihrem Platze stehen bis zur letzten Minute; anderthalb bis zwei Stunden lang, selbst während der grausigsten Szenen, welche das Blut in den Adern stocken machten.

Denn entsetzlich, grauenhaft war der Anblick. Anfangs kämpften Beide noch vorsichtig, aber bald geriethen sie in Hitze, namentlich Joe Goß, dessen freches Bulldoggengesicht schon das Bestialische seiner Natur erkennen ließ. Derselbe geberdete sich geradezu wie ein wildes blutdürstiges Thier und stürzte sich immer wieder mit einer Art Berserkerwuth auf seinen Gegner. Tom Allen aber verstand es, sich zu meistern, und nach wenigen Runden war es offenbar, daß er seinem Gegner nach jeder Hinsicht weit überlegen war; nach einer Stunde war der Körper des Joe Goß eigentlich nur noch eine blutende Masse, in den kurzen Pausen lag er ohnmächtig auf einem Stuhl, und seinen Assistenten wurde es immer schwerer, ihn beim neuen Signal wieder auf die Beine zu bringen; beide Augen waren ihm zugeschlagen, er sah absolut nichts mehr und wankte nur noch mühsam in die Arena hinein. Tom Allen hingegen war fast unverletzt, er spielte eigentlich nur noch mit seinem Gegner, und ein einziger Stoß genügte, um den Wankenden zu Boden zu bringen; mitunter gelang es Goß noch, seinen Gegner zu umschlingen und mit Aufbietung aller Kräfte einige wüthende Ausfälle zu machen, aber Tom Allen schüttelte jedesmal den machtlosen Gegner mit leichter Mühe von sich ab.

Je unvermeidlicher dieses Ergebniß erschien, desto aufgeregter wurde die wilde Bande; sie suchte durch anfeuernde und hetzende Aufrufe die schwankenden Kräfte ihres „Champion“ Goß aufzurichten, und wenn Allen mal ganz besonders kurzen Prozeß mit ihm machte, dann ging ein unheimliches Murren durch die Menge. Die Stimmung wurde eine sehr bedenkliche, und dann kam der entscheidende Moment. Im letzten Gange hatte Allen wiederum seinen vollständig betäubt und blind herumtappenden und in jämmerlicher Weise hin- und herschwankenden Gegner mit einem leichten Stoße niedergeworfen, als dieser plötzlich das Wort „Foul!“ ausrief, ein Zeichen, daß sein Gegner einen incommentmäßigen Schlag oder Stoß geführt, und im selben Augenblick erhob sich ein infernalisches Geschrei und Geheul, in vielen Händen blitzten Revolverläufe, man umringte den Unparteiischen — die Stricke des Ringes waren zerrissen, und Alles stürmte in die Arena hinein — dieser suchte seine eiserne Ruhe zu bewahren, und als dann der noch immer am Boden liegende Goß erklärte, daß Allen, wie er (Goß) bereits am Boden gelegen, ihm noch einen Stoß versetzt habe, da erklärte er kraft seines Amtes, daß — Goß in dem Kampfe Sieger geblieben sei!

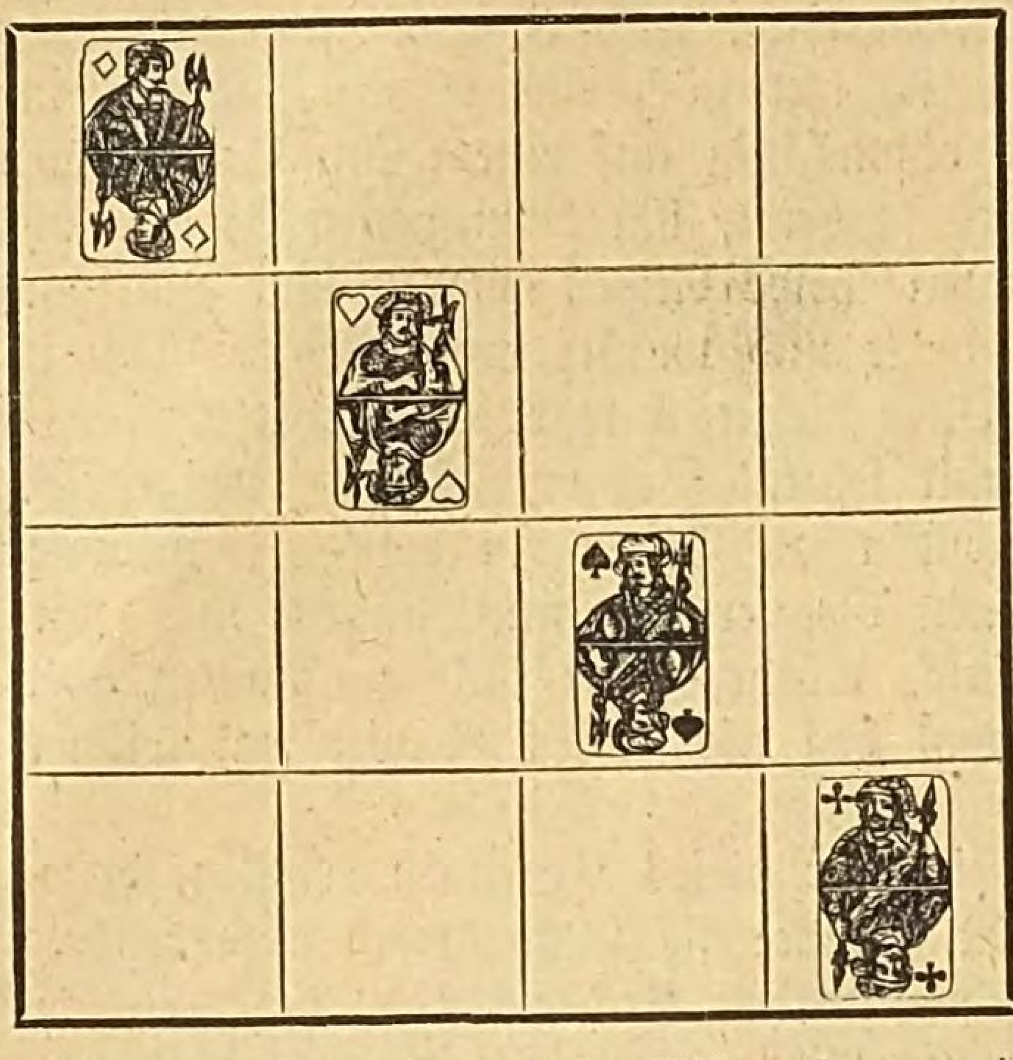
Die Szene, die jetzt folgte, spottet jeder Beschreibung, und ich weiß nur, daß ich mich angeekelt abwandte, als ich sah, wie die Burschen in ihrem Jubel den — „Sieger“ umringten, ihn küßten und die in rohes Beaffsteak verwandelte Fleischmasse auf die Schultern hoben und im Triumphe fortführten. Dann wurde der „Sieger“ von seinen Freunden in ein in der Nähe gelegenes Farmhaus gebracht, und da hat er, wie ich später hörte, mehrere Tage lang zwischen Leben und Tod geschwebt, sich aber — leider wieder erholt.

Eine Viertelstunde später hatte ich Gelegenheit, mit dem — „Besiegten“ ein paar Worte zu wechseln; er saß mit einigen seine Trübsal theilenden Freunden auf einem Baumstamm; er war vollständig ruhig und gefaßt, und mit Ausnahme einer blutigen Abschürfung auf der linken Backe sah man es ihm kaum an, daß er einen so furchtbaren Kampf durchgemacht. „Eph Holland konnte nicht anders,“ das war so ungefähr seine Erklärung, „denn er wußte es wohl, wenn er mich zum Sieger erklärt hätte, wäre es zu fürchterlichen Szenen gekommen, und ich wäre nicht lebendig vom Platze gekommen. Die Anschuldigung des Joe Goß, daß ich ihm noch einen zweiten Stoß versetzt, als er bereits am Boden lag, ist eine einfache Lüge, und das weiß er auch,“ setzte er melancholisch hinzu.

Die Heimfahrt war entsetzlich ungemüthlich und widerlich; die Meisten waren betrunken, und an kleinen Privatprügeleien fehlte es natürlich auch nicht. Ich aber habe es mir vorgenommen, niemals wieder einen amerikanischen „Prize Fight“ mitzumachen — ich hatte vollständig genug an diesem einen. Am Abend soupirte ich mit meinem englischen Kollegen; „offiziell“ hatte ich eigentlich verloren, aber der Kollege war anständig genug, die Entscheidung des Unparteiischen nicht anzuerkennen. Außerdem hatte er durch diese Entscheidung — fünfzig Dollars gewonnen!

Räthsel und Spiele.

Karten-Quadrat-Aufgabe.

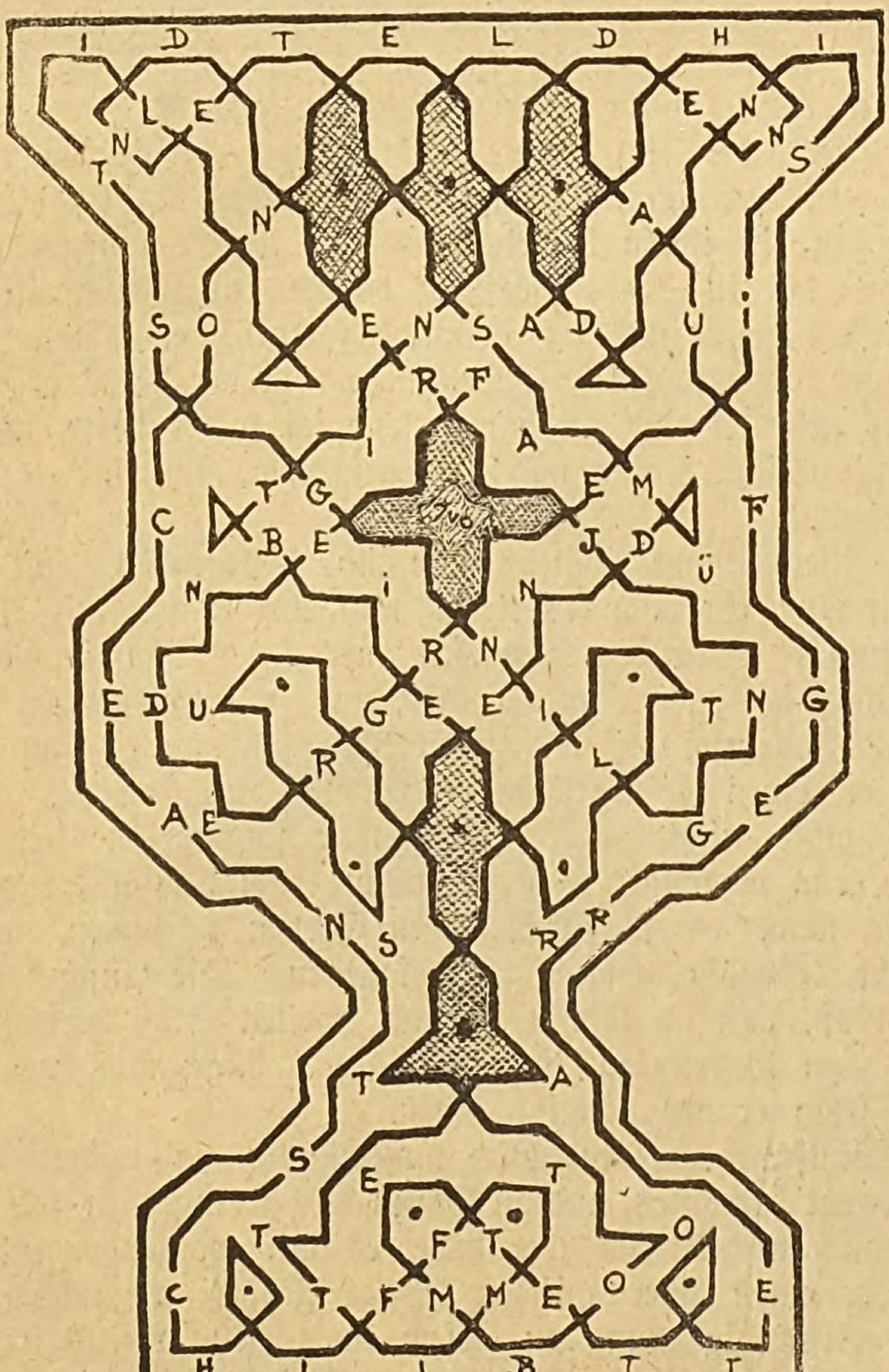


In obiger Aufgabe sind die sechzehn Bilder so zu ordnen, daß jede Horizontal- und Vertikalreihe vier verschiedene Kartenbilder, aber auch vier verschiedene Kartenwerthe hat.

Homonym.

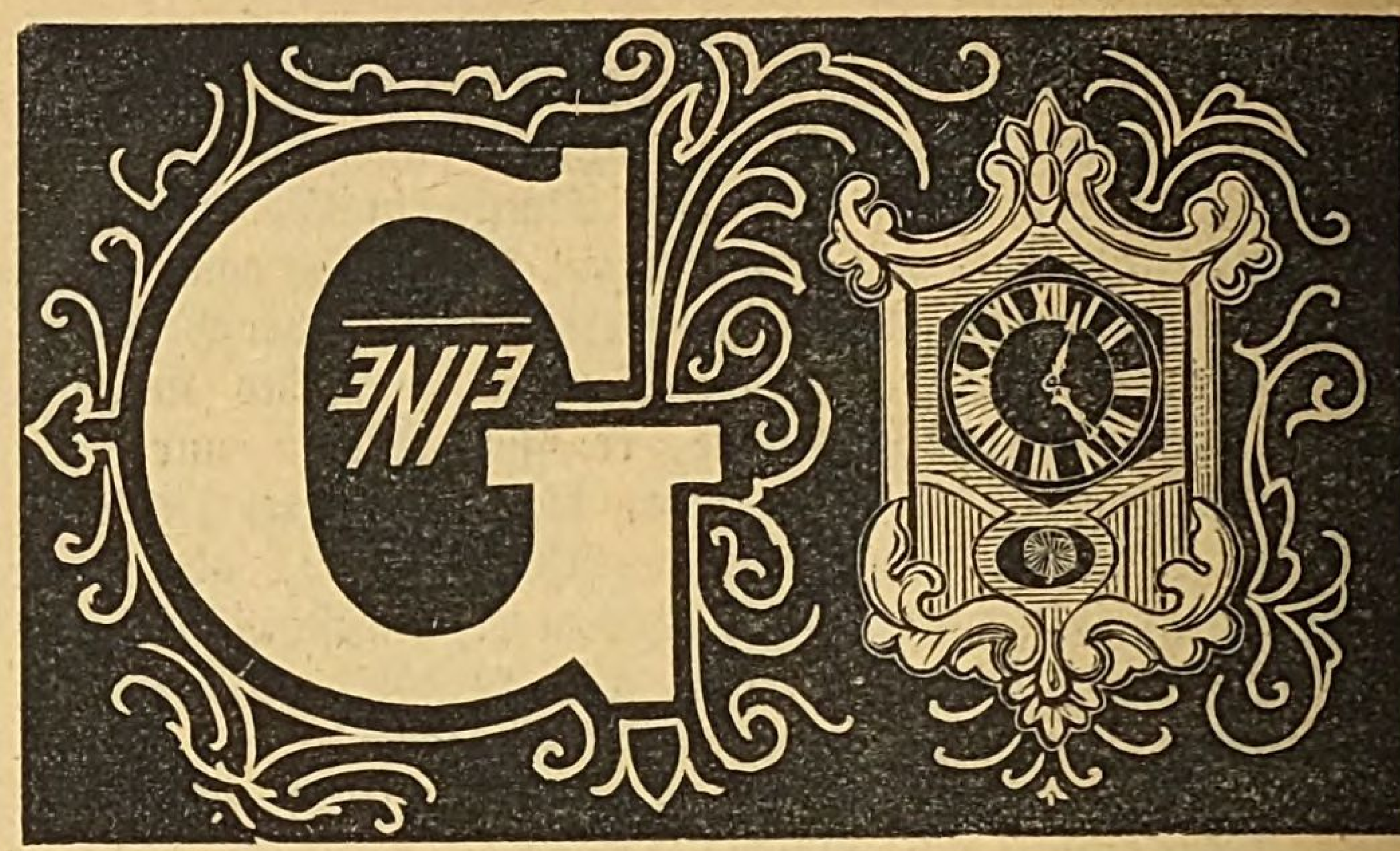
Wenn der Krieger Dich nicht kennt,
Wird er leicht vom Freund erschlagen.
Wenn der Waidmann Dich nicht kennt,
Weiß er schlecht Bescheid beim Jagen.
Wenn der Kaufmann Dich nicht kennt,
Muß er bald Konkurs ansagen.

Der Wunderbecher.



Welchen Text ergeben die Buchstaben des Bechers in der richtigen Reihenfolge verbunden?

Rebus.



Silben-Räthsel.

re	Und
de Blum	hast Dir
pflück An zum	Rast dein fleischt
Glück Dir ein Duf	nicht Herz zer heischt
zum Eins in Hain ten	du Schmerz sam Ge Trost
Dir fehlt dem den	Wenn Grau schick dein
Welt ja Strauß	fehlt end blick
die Ist dir's	auf Bau
groß aus Wenn an	Geld mich
Loos Freunds des Bu	am ich
Schei dein sen	Blei nicht
mehr nen Scheint's	Gram be fern
dann schwer Bür Le	dein die gern Freun
Wird nicht ge ich ben	wird Brust an Drückt des
dir da dich dir	Fliehn Lust Dich Arm
für ter grau	und Kün warm
un schau	Mund det
Stets	sein

Auflösung der Räthsel aus Nummer 18.

Zahlen-Homogramm.

15	14	13	12	11	10
14	13	12	11	10	9
13	12	11	10	9	8
12	11	10	9	8	7
11	10	9	8	7	6
10	9	8	7	6	5

Räthsel. Tonne.

Kaleidoskop.

Man beginnt mit denjenigen Buchstaben, auf denen sich ein Punkt befindet und verbindet, nach rechts gehend, die an den Spitzen stehenden Buchstaben miteinander. Der Text ist:

1. Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort.
2. Die Sonne geht in meinem Staat nicht unter.
3. Ernst ist der Anblick der Nothwendigkeit.

Rebus. Schaue um Dich und in Dich.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 20 | Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt | 13. Mai 1888

Ein verhängnißvoller Opernabend.

Historische Erzählung von Hermann Hirschfeld.

Fortsetzung.

Das erschreckte Mädchen schlug unter dem Vorwand der Ermüdung die ihr gebotene Ehre eines Tanzes ab, sie hatte dazu um so mehr Ursache, als sie sich das Ziel dreister Blicke, höhnischer Bemerkungen fühlte; ihre Verfolger des verstrichenen Abends waren unter der Zahl der Uebermüthigen.

Einer Wiederholung der Aufforderung in verletzender Form begegnete Jacopo höflich, aber entschieden: „die Signora, seine Schwester, wünsche augenblicklich das Fest zu verlassen.“

Gelächter aus dem Munde zweier der Offiziere war die Antwort. Todtenbleich vor Entrüstung trat Jacopo einen Schritt näher.

„Sie werden mir Auskunft geben,“ die bebende Stimme verrieth die unbeschreibliche Erregung des jungen Mannes, „was Ihre Heiterkeit erregt, wenn ich von meiner Schwester, Signorina Margarita Lacomba rede?“

Das Gelächter verstärkte sich. „Mit Freuden, mein Bester,“ rief der Wortführer des Kreises, „weil es uns däucht, als habe das holde Schwesterlein gar viele Brüder. Noch gestern Abend, als wir sie im Mondenschein allein auf offener Straße trafen, wahrscheinlich in süßer Erwartung, fand sich ebenfalls ein Ritter zur Stelle, der auf Grund älterer Rechte uns bat, die Holde als seine Schwester anzusehen, aber „Lacomba“ nannte sich Euer Kollege in der Verwandtschaft nicht!“

Unter lauten Ausbrüchen der Heiterkeit kehrten die Offiziere dem Tanzplatz den Rücken, um sich anderen Belustigungen zuzuwenden. Jacopo hielt sie nicht zurück; wie erstarrt wurzelte sein Fuß am Boden.

„Margarita!“ tonlos stieg es aus seiner Brust empor, „sprechen diese verfluchten Lippen Wahrheit, die ihren Hohn über Dich ergießen? Margarita Lacomba treibt sich nächtlich in den Straßen herum, ein elender Sporifirer darf sich zum Schutz der Ehre meiner Schwester aufwerfen, darf ungestraft den heiligsten Namen entweihen, den Namen Bruder?“

Wie eine Betäubung war es über Margariten gekommen. „Jacopo, richte nicht, bei der Madonna, ich bin . . .“

„Ich will nichts hören,“ schnitt der Bruder das Weitere ab, „will kein Aufsehen, schon sammeln sich Leute; ein einziges Wort will ich, ein wahres, bei der Seligkeit unserer Eltern: Wahrheit oder Lüge? Ja oder nein?“

„Ja!“ In unerwarteter Festigkeit klang es von des jungen Mädchens Lippen.

Mit ehernem Druck hatte Jacopo der Schwester Hand gepreßt, jetzt riß er die seine so heftig zurück, daß Margarita wankte. „Frechheit ziemt der Dirne,“ stieß er zwischen den Zähnen hervor, „sei . . .“

Schwer legte sich Cettos Hand auf seinen Mund. Mit inniger Lust hatte der Zuträger den Verlauf des brutalen Auftritts der Offiziere verfolgt, jetzt hielt er es für gerathen, einzuschreiten; mit dem Hinweis auf die schon rege gewordene Aufmerksamkeit raunte er dem Freunde begütigende Worte ins Ohr.

Jacopo hatte sich gefaßt; wie Eis waren Ton und Antlitz, da er sich aufs Neue zu Margariten wandte:

„Ich sehe dort eine würdige Nachbarin,“ sagte er; „in ihrem Schutz wirst Du nach Hause gehen; ich kehre für diese Nacht nicht dorthin zurück. Erst morgen, wenn mein Kopf klarer, mein Blut ruhiger, will ich Dir gegenübertreten. Geh!“

„Bruder!“ Margarita machte einen Versuch, die Hand des sich Abwendenden zu fassen; „Cetto,“ sie überwand ihre Abneigung gegen den hämischen Gesellen, „er soll mich hören, nur ein Wort . . .“

Cetto winkte abmahnend. „Laßt ihn,“ sagte er leise, „ich werde Mittler sein, und wie es auch komme, Margarita, Ihr sollt mich treu finden.“

Schaudernd wandte das junge Mädchen vor dem Gluthblick Cettos das Auge; lautlos wandte sie sich, um dem Gebot des Bruders zu gehorchen.

Die Dämmerung war mittlerweile angebrochen, sie entzog dem Anblick der Menge die verstörten Züge Jacopos, den triumphirenden Ausdruck im Antlitz seines Genossen. Jetzt galt es, die Stimmung des leidenschaftlich Erregten, halb Besinnungslosen festzuhalten und für seine düsteren Pläne zu gewinnen.

Jacopo kam seiner Absicht zuvor; krampfhaft preßte er die Hand des Freundes. „Cetto, ich war ein blinder Thor, nicht einer der Bande ist's, der Schonung verdient; der Schurke, der meiner Schwester Seele berückt, muß es schlau angefangen haben, er soll mit seinen Kumpanen büßen. Für einen Bund der Rache wolltest Du mich werben, nimm mich hin!“

Mühsam verbarg Cetto seine Freude unter dem Schein der Gelassenheit: „Es ist freilich höchste Zeit,“ sagte er, „vielleicht

ist schon morgen ein Tag blutiger Ernte; heute Nacht versammeln sich die Oberen des Bundes zu letzter, entscheidender Berathung. Du sollst Deinen Ehrenplatz erhalten, wenn die große Stunde schlägt; bis dahin aber will ich mich versichern, daß es nicht Strohfeuer ist, was aus Deinen Worten lodert, daß nicht eine Mädchenthräne, nicht gleißende Rede Deine Manneswürde in den Staub tritt."

„Cetto!"

Still war es im Umkreis der beiden jungen Leute, nur aus der Ferne her klang Musik und lautes Treiben, leuchtete es in bunten Farben am festlichen Plan. Hier spendete nur die von leichten Wolken umzogene Mondesscheibe einzig Helle, sie warf ihr blasses Licht auf das steinerne Kruzifix auf hohem Postament, ein Andachtszeichen für fromme Wanderer, am Wege. Vor das Bild des Gekreuzigten zog Cetto den willigen Genossen:

„Im Angesicht des Heilands schwöre mir Treue und Gehorsam mit Leib und Leben, schwöre, eher sterben zu wollen, als ein Geheimniß unseres Bundes zu verrathen. Bei Deiner Seligkeit schwöre, bei der Seligkeit Deiner Eltern!"

Hoch empor hob Jacopo die Rechte zum silberglänzenden Steinbild: „Ich schwöre!"

❦

„Aqua sola" werden die hoch gelegenen umfangreichen Anlagen bezeichnet, die wegen ihrer landschaftlichen Schönheit wie der unvergleichlichen Aussicht über das weite Meer einen Stolz und eine Zierde der Stadt Genua bilden. Dorthin lenkte in der Morgenfrühe Jacopo Lacomba seine Schritte. Er hatte die Nacht in Cettos Wohnung verbracht und sie verlassen, ehe das Mitglied des geheimen Bundes von der nächtlichen Zusammenkunft der Oberen zurückgekehrt war. Nun wollte er in die eigene Wohnung, und doch zögerte sein Fuß, die heimathliche Schwelle zu überschreiten. Nur zu wohl fühlte er, daß er sich der Leidenschaft eines Augenblicks hingegeben, ohne Ueberlegung, ohne Prüfung; ein Knabe mochte so handeln, nicht ein Mann.

Zu so früher Stunde, und zumal an dem entlegeneren Theil, den der junge Mann betreten, war die Promenade beinahe menschenleer; nur in einiger Entfernung gewahrte Jacopo durch das dichte Gesträuch, das seinen eigenen Sitz verbarg, einen jugendlichen französischen Offizier auf einer Steinbank, eifrig mit einem Buche beschäftigt; er erhob den Blick nur, um ihn über die herrliche Meeraussicht schweifen zu lassen, die sich von seinem Platz aus darbot.

Plötzlich ward die Stille unterbrochen; zwei andere Offiziere waren es, die an ihrem Kameraden vorüber des Weges kamen. Man hörte sie schon von fern; ihre Gesichter zeugten von durchschwärmter Nacht; auf den ersten Blick erkannte Jacopo die hämischen Gesellen, die seiner Schwester Ehre zu bespötteln gewagt. Deutlich bemerkte der junge Mann von seinem Platz aus, wie der Lesende unwillkürlich das Antlitz erhob; es lag ein Ausdruck darin, der dem Verborgenen wohl gefiel, vielleicht doppelt der abweisenden Kälte halber, mit der er das Haupt zum Gruß neigte, um sich sofort wieder seiner Beschäftigung zuzuwenden.

„Sieh da, Kamerad Cato," rief einer der Kommenden seinem Gefährten zu, „was gilt's? Sollte nicht ein Vortrag über Tugend uns mehr ernüchtern, als die Morgenluft nach der tollen Nacht?"

Mit keiner Silbe beantwortete der Lesende den Spott seiner eben erst von nächtlicher Orgie heimkehrenden militärischen Genossen, aber es schien, als suchten dieselben mit dem jungen Manne anzubinden. Sie waren ganz nahe der Bank stehen geblieben; „Catos Lehre ist matt, François," sagte der Zweite mit erhobener Stimme, „ich wette, Schwesterlein Margarita hat ihre Brüder schon zum dritten Mal in dieser Nacht gewechselt."

Mit dem gemeinsamen Lachen mischte sich der Zornesruf des jungen Offiziers. Octave Brillot, denn er war der morgendliche Besucher Aqua Solas, hatte sich erhoben; unwillkürlich bewunderte der Italiener die Würde, mit der es geschah. „Betrunkene oder Ehrlose!" kam es über seine Lippen.

„Keines von beiden," lautete die hämische Antwort; „dieselbe Holde, die Sie gestern vor unserer Begleitung schützten, die Sie Ihnen wie eine Schwester geheiligt bezeichneten, trafen wir auf dem Festplatze in lustiger Gesellschaft am Arm eines blöden Burschen, der uns den Tanz mit ihr verweigerte, weil — ha, ha, weil Schwesterlein müde sei; Lacomba nannte sich Ihr Kollege, Herr Kamerad, ohne Zweifel haben Sie mehr dergleichen."

„Will Jacopo Lacomba mir die Ehre erweisen, mich Bruder zu nennen, soll es mir eine Ehre sein," lautete die Antwort Octaves; völlig verständlich drang Rede und Gegenrede an das Ohr des Lauschenden; „Margarita Lacomba aber liebe ich mit der reinsten Neigung erster Liebe; nicht an mir liegt es, wenn der Bund unserer Herzen der Welt noch Geheimniß bleiben soll, sie hofft auf ruhigere Zeiten, die Abneigung ihres wackeren Bruders gegen Alles, was französisch heißt, zu überwinden. Das, meine Herren," endete er, „das sind die Personen, die nächst meiner Mutter meinem Herzen theuer, die ich vor Spott und Verleumdung schütze, selbst gegen Kameraden, die unter französischem Ehrenkleid französische Ritterlichkeit entehren!"

„Eine Beschimpfung! Sie werden uns Genugthuung geben!" wie aus einem Munde kam es im Ausdruck bittersten Hasses.

„Sobald Sie wünschen," entgegnete Octave, „ich erwarte Ihre Zeugen."

„Heute Abend ist Galaoper," nahm der ältere der Gegner das Wort, „das ganze Offizierkorps ist im Theater anwesend; wir werden unsere Freunde benachrichtigen, morgen das Weitere."

Mit kaltem Gruß trennten sich die Herren, während Jacopo, von dem Vernommenen überwältigt, auf seinem Platz zurückblieb. Margarita — es duldete keinen Zweifel — hatte vielleicht unüberlegt gehandelt, der Offizier aber, dessen Namen er nicht einmal kannte, war ein Ehrenmann. Und zugleich stieg eine Erinnerung in des jungen Mannes Seele auf, vor der ihm graute: ein Kruzifix im gespenstischen Schein des Mondes; ernst blickte das steinerne Antlitz auf den von Leidenschaft Bethörten, der zu ihm die Hand erhob und Verschwiegenheit heimlicher Blutthat gelobte, von der er selber nur durch Andeutungen seines Verführers Kenntniß hatte.

Selbst wenn er dem ersten Impuls Folge gegeben hätte, sich dem ritterlichen Krieger zu nähern, um sein Warner und, wenn es sein mußte, sein Schützer zu werden, — es war zu spät, der junge Offizier war seinen Blicken entschwunden. Zudem lastete der Gedanke an den geleisteten Schwur wie ein Alp auf Jacopo, er fürchtete, durch den kleinsten Wink, die harmloseste Mahnung den Fluch des Verraths, des Meineids auf sich zu laden.

Nun sprang er empor; zu Cetto wollte er, sich aus dem Bunde lösen; die Geheimnisse desselben sollten ihm Geheimniß bleiben, in keinem Falle aber durfte eine frevelnde Faust den Edlen treffen, auf dessen Brust, ohne die fast wunderbare Fügung, die eigene blinde Leidenschaft mit Wollust den Mordstrahl gerichtet hätte.

❦

„Signor Octave! Um des Allmächtigen willen! Sie!" Mit allen Zeichen des Schreckens starrte Margarita Lacomba auf die ihr so theure, aber unter den augenblicklichen Umständen am wenigsten willkommene Erscheinung des jungen Mannes, der nach leichtem Klopfen die Schwelle der Lacombaschen Wohnung überschritt.

Octave erstaunte kaum über den auffallenden Empfang; er vermuthete, daß die hämischen Gesellen am Abend vorher ähnliches Gift in Jacopos Ohr getröpfelt, wie sie es vor einer Stunde bei ihm selber versucht.

„Erschrecken Sie nicht, Margarita," sagte er hastig, „nur zwingende Nothwendigkeit ist Veranlassung, mein Wort zu brechen, Sie zu meiden; um Ihretwillen, Theuerste, geschieht es, der Ehre Ihres Namens halber. Mir ist bekannt, was gestern auf dem Festplatz geschah, es wird nicht ohne Folgen bleiben. Für alle Welt will ich die Ehrenhaftigkeit meiner Absichten, die Reinheit Ihrer mir nur in diesem Bewußtsein geschenkten Neigung offenbaren. Margarita," fuhr er fort, „mein Kommen gilt Ihrem Bruder, bei ihm habe ich Ihre Hand zu erbitten, er soll mir Zeuge sein, wie ich den Namen meiner Braut gegen Rohheit und Verleumdung schirme."

„Sie sind edel, Octave!" rief das junge Mädchen, in dessen

Augen Thränen des Glückes perlten, „ich habe ja nie daran gezweifelt, und doch, mir ist, als schwebe ein großes Unglück über uns. Jacopo weiß nur die Beschuldigung; sie zu rechtfertigen, ließ sein Ungestüm mir bis zur Stunde nicht Zeit. Ich bin allein im Hause, der Bruder kam nicht heim, jeden Augenblick kann ich ihn erwarten, der elende Cetto wird seine Macht über die lenksame Seele des Freundes wohl benutzt haben; ich zittere bei dem Gedanken, daß er Sie an diesem Orte träfe, ehe Alles klar geworden zwischen uns. Sein Herz ist gut und edel, ich weiß, wie man es erschließt. In einigen Stunden kehren Sie wieder, Octave, ich hoffe auf Gott und die Heiligen für unsere Sache."

„Sie haben Recht, Margarita," stimmte der junge Offizier bei, „ich konnte keine Ahnung Ihres Alleinseins haben. Ich gehe, auf Wiedersehen, auf ein lichteres!"

Octave hatte bereits den Fuß zur Schwelle gewandt, als die Hand des jungen Mädchens ihn plötzlich zurückhielt. „Um Gotteswillen," rief sie halblaut, „es ist zu spät, sehen Sie durchs Fenster, Jacopo kommt, Cetto mit ihm, er vor Allem darf Sie nicht finden, nicht in diesem Augenblick . . . Verbergen Sie sich," fuhr sie mit allen Zeichen der Angst fort, „meiner Ehre, unserem Glück zu lieb; nur bis Cetto sich entfernt und ich dem Bruder das Nothwendigste offenbart. Octave!" flehend hoben sich die Hände des geliebten Mädchens gegen den Zaudernden empor, „nur wenige Augenblicke . . ."

Es war dem jungen Offizier unmöglich, zu widerstehen, denn im Antlitz Margaritens prägte sich ein so beängstigender Ausdruck höchster Erregung aus, daß eine Weigerung die ernstesten Folgen herbeiführen konnte. Widerstandslos ließ er sich in ein neben dem Wohngemach befindliches Kabinet drängen, das nur durch eine leichte Wand von demselben getrennt war, während Margarita hochklopfenden Herzens die Näherkommenden erwartete.

An der Seite des Genossen betrat Jacopo das Zimmer; die Milde, die sich im Antlitz des Bruders offenbarte, machte die auf einen peinlichen Auftritt Vorbereitete fast betroffen, ihr freudiges Erstaunen wuchs, da Jacopo ihr beide Hände entgegenstreckte und sie an seine Brust zog.

„Ich danke Dir, Schwester," sagte er innig, „Du gabst mir das schönste Geschenk, den Glauben an Deine Lauterkeit, an die Unbeflecktheit des Namens, den unsere Eltern uns vererbt."

„Jacopo, Bruder!" rief Margarita leuchtenden Auges, „Gottes Engel spricht aus Dir, so weißt Du, daß Octave Brillot . . ."

„Den Namen höre ich zum ersten Mal," unterbrach Jacopo die Erregte, „aber der ihn trägt, ist ein Ehrenmann, dessen bin ich gewiß. Dies sei Dir für jetzt genug, Schwester. Eine ernste Angelegenheit gebietet mir eine augenblickliche Unterredung mit Cetto. Ich habe ihn vergebens in seiner Wohnung gesucht, ein glücklicher Zufall ließ mich in der Nähe der unseren auf ihn stoßen. Geh auf Dein Zimmer nach oben, Margarita, sobald wir zu Ende, rufe ich nach Dir."

Das junge Mädchen zauderte. „Jacopo," sagte sie, „ich bitte Dich, gönne mir ein paar Augenblicke, auch ich habe eine Mittheilung."

„Wir haben noch Zeit dazu, wenn Cetto gegangen," unterbrach der junge Mann die Schwester mit sichtlicher Ungeduld, „ich bitte Dich, geh!"

Es blieb Margariten nichts übrig, als sich stillschweigend zu entfernen; sie schickte ein brünstiges Gebet zum Himmel, den Geliebten vor Entdeckung zu schirmen; sie mochte nicht denken, was geschehen konnte, wenn ein unseliger Zufall den beiden jungen Leuten im Wohnraum die Anwesenheit Octaves verrieth.

Nun war Jacopo mit seinem Genossen allein; er wartete kaum, bis sich die Schwester außer Hörweite befand, um hastig das Wort zu ergreifen.

„In flüchtigen Zügen habe ich Dir eben mitgetheilt, daß ich Margariten schweres Unrecht gethan, daß ich blind der Wallung unseliger Leidenschaft nachgab, ohne zu prüfen, ob nicht schwere Blutschuld mein Gewissen belaste."

Schluß folgt.

Gabriel Broughton und die Tochter des Groß-Mogul.

Eine indische Erinnerung. Von C. Oppert-Hamburg.

Aus den kleinsten Anfängen entwickeln sich oft, bei Energie und Ausdauer, die größten Dinge. Wohl niemals hat sich dies in größerem Maße und glänzender bewahrheitet, als bei der Englisch-Ostindischen Kompagnie. Aus den ersten schüchternen Versuchen einiger weniger unternehmenden Kaufleute entsprang die mächtigste und reichste Handelsgesellschaft, welche die Welt je gesehen — und diese Gesellschaft wiederum legte den Grund zu dem größten Reiche, das heute die Perle der englischen Krone bildet. Hunderte von Jahren hat es freilich erfordert, bis dieses Ziel erreicht wurde; und wenn auch in unserer schnelllebigen Zeit der Gang der Dinge, selbst in den fernsten Welttheilen, sich rascher entwickelt, so mögen unsere Kolonialschwärmer, die zu glauben scheinen, daß große und mächtige Kolonien fix und fertig aus dem Boden springen können, sich dies Beispiel vor Augen halten, wenn sie jemals die ihnen vorschwebenden Ideale zu verwirklichen wünschen.

Die nachfolgende Episode aus der Entwickelungsgeschichte der englisch-ostindischen Kompagnie, deren Held der einfache Schiffsarzt eines Ostindienfahrers war, dürfte bei uns in Deutschland um so weniger bekannt sein, da selbst die englischen Geschichtsschreiber der großen Handelsgesellschaft es kaum der Mühe werth gehalten haben, der selbstlosen und hervorragenden That desselben, welche der Kompagnie das Thor für alle ihre spätern großen Erfolge öffnete und gewissermaßen den Grundstein zu dem großen englisch-indischen Reiche legte, gebührend zu gedenken. Ein Mann von weniger selbstloser Gesinnung und nicht so weitblickend, hätte ohne Zweifel den bedeutenden Einfluß, den ihm der Zufall und seine Geschicklichkeit über einen der mächtigsten Fürsten Indiens einräumte, lediglich zu seinem eigenen Vortheil auszunutzen gesucht, — daß er dies nicht gethan und sein eigenes Interesse dem seines Landes unterordnete, gereicht ihm nur zu um so größerer Ehre.

Es war im Jahre 1651. Seit vierundzwanzig Jahren hatte Shah Jehan, der Enkel des muthigen Akbar, den Thron von Bengalen als Großmogul inne. Unerhört waren der Glanz und Luxus seines Hofstaats; die größten und mächtigsten Herrscher des Abendlandes konnten ihm auch nicht im Entferntesten darin gleichkommen. Bei einer einzigen großen Festlichkeit verausgabte er die Unsumme von dreißig Millionen nach unserem Gelde; und in seinen Reisen durch sein Land entwickelte er einen Reichthum und eine Pracht, die an die Erzählungen aus „Tausend und eine Nacht" erinnerten. Berichte von Reisenden jener Tage erzählen, wie während solcher Züge ganze Strecken Landes mit den kostbarsten, aus Gold und Seide gewirkten Teppichen belegt wurden, und von der meilenlangen Ausdehnung der rothsammetnen Zelte und Baldachine, die auf starken, vierzig Fuß hohen Stangen auf seinem Wege errichtet wurden. Er besaß nicht weniger als sieben Thronsessel, die mit den kostbarsten Edelsteinen förmlich übersäet waren, und unter diesen ragte vor Allem der berühmte Pfauenthron hervor, nach Shah Jehans eigenem Entwurf, in Form eines Pfaus gearbeitet, auf dessen ausgebreitetem Rad die verschiedenen Farben durch Diamanten, Rubinen, Saphire, Smaragden und Perlen wunderbar dargestellt waren.*)

Um die Zeit dieser Erzählung hatte Shah Jehan seine Residenz wieder in seiner Hauptstadt Delhi aufgeschlagen, nachdem er längere Jahre durch kriegerische Unternehmungen von derselben fern gehalten worden war. Hier entwickelte er seinen Kunstsinn durch eine Reihe der herrlichsten Bauten, die der berühmten Stadt noch heute zur größten Zierde gereichen. Von ihm rührt auch das herrliche, seiner verstorbenen Frau in Agra errichtete Mausoleum der Taj Mahah her, das allein eine Reise

*) Dieser prachtvolle Thron, dessen Werth an Gold und Edelsteinen auf ungefähr drei Millionen Pfund Sterling, nach andern Angaben sogar weit darüber geschätzt wird, befindet sich jetzt unter anderen Schätzen im indischen Museum des Windsor Castle zu Windsor.

nach jener Stadt verlohnt, und kein Reisender wird jene Gegenden Indiens besuchen, ohne dies prächtige Monument in Augenschein genommen zu haben.

Bei aller seiner Vorliebe für äußere Prachtentfaltung und für großartige Bauten gab es aber doch etwas auf der Welt, was dem mächtigen Herrscher selbst über Alles ging, und das war seine grenzenlose Liebe zu seiner ältesten Tochter, der Padishah Begum. Seit dem Tode seiner schmerzlich beweinten Frau, der er jenes unvergleichliche Denkmal in Agra gesetzt hatte, war jene seine einzige Freude und sein Trost. Auch scheint, allen Berichten nach, diese Tochter die fast an Vergötterung grenzende Liebe ihres Vaters reichlich verdient zu haben. Sie soll sich nicht nur durch großen persönlichen Liebreiz, sondern auch durch besondere Begabung und Sinn für Musik ausgezeichnet haben; sie war die unentbehrlichste Begleiterin ihres Vaters auf allen seinen Zügen, und dieser wandte ihr sein Vertrauen in einem Grade zu, wie es Frauen sonst in jenen Ländern niemals geschenkt wird; dagegen war sie auch die einzige, deren Einfluß er zugänglich war, wie sie ihn auch durch Klugheit und Takt von mancher vorschnellen Handlung zurückgehalten hatte. Kein Wunder daher, daß Shah Jehan diese Tochter über Alles liebte, während er seinen Söhnen, und nicht mit Unrecht, mißtraute. An asiatischen Höfen ist Sohnesliebe eine fast unbekannte Tugend, und die Geschichte der Großmoguls macht darin keine Ausnahme — wie Shah Jehan in spätern Jahren selbst erfahren sollte, da auch er von seinem Sohn Aurung-Zeb enthront und bis zu seinem Tode gefangen gehalten wurde. Die Prinzessin stand in ihrem zweiundzwanzigsten Lebensjahre, als sie von einem schweren Unfall betroffen wurde, der ihr Leben in die größte Gefahr brachte.

An einem heißen Juliabend des Jahres 1651, als Shah Jehan gerade bei dem Fächeln der Punkah auf seinem Divan halbträumend lag, wurde er durch einen plötzlichen, durchdringenden Schrei, dem mehrere folgten, aus seiner Ruhe aufgeschreckt. Das Geschrei drang aus den nahe gelegenen Frauengemächern — es ließ zwar bald nach, aber nur um einem vielstimmigen Jammern Platz zu machen. Während er noch horchte, stürzte einer der Haremsdiener schreckensbleich mit der Nachricht herein, die Padishah Begum habe sich lebensgefährlich verbrannt! Wie von einem Blitzstrahl getroffen fuhr der Shah für einen Augenblick zusammen, im nächsten schon hatte er sich so weit wieder erholt, um nach den Gemächern der Prinzessin zu stürzen und sich selbst von dem Vorgefallenen überzeugen zu können. Halb von Sinnen eilte er an das Lager seiner Tochter, die er von ihren jammernden Frauen umgeben fand, während zwei der sofort herbeigeeilten Leibärzte bemüht waren, die versengten Oberkleider von ihrem Körper zu entfernen. Die Prinzessin war noch am Leben, aber sie schien über und über mit gefährlichen Brandwunden bedeckt und lag ohne Besinnung da. Wie das Unglück geschehen, vermochte Niemand zu sagen, aber der Shah wartete auch gar nicht auf die Aufklärung, sondern warf sich in seinem Todesschreck über den Körper seiner Tochter und beschwor sie, ein Lebenszeichen von sich zu geben. Dann wandte er sich an die Aerzte, die selbst rathlos am Lager standen, und bot ihnen die reichsten Belohnungen, wenn sie die Prinzessin retten würden. Ihr ernstes Kopfschütteln deutete aber an, daß sie den Fall als einen ganz hoffnungslosen ansahen. Da erinnerte sich der Großvezier Ayub Khan, der ebenfalls auf die Schreckenskunde herbeigeeilt war, verschiedener glücklichen Kuren, die von den Aerzten der Indienfahrer in Surat gemacht worden waren.

Er schlug dem Shah vor, sofort einen reitenden Boten an die englische Faktorei in Surat zu schicken, mit der Bitte, ohne Zeitversäumniß einen Arzt zu Hilfe zu schicken. Von Delhi nach Surat ist allerdings keine geringe Entfernung, da der Bote aber mit vollster Machtbefugniß ausgestattet wurde, sich unterwegs die schnellsten Pferde zu nehmen, wo immer er sie finden konnte, so war die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß er mit der erwarteten Hilfe zurückkehren könne, ehe es zu spät sein würde.

Zum Glück war gerade ein großer Ostindienfahrer, „die Hoffnung“, im Hafen von Surat eingelaufen, als der Bote des Shah in den Ort sprengte. Der Arzt des Schiffes, Gabriel Broughton, hatte sich eben bei dem Geschäftsführer der Kompagnie eingefunden, als der kaiserliche Bote bei Letzterem angemeldet wurde. Ohne einen Augenblick zu zögern, erklärte Broughton sich bereit, mit dem Boten zurückzukehren. Der Geschäftsführer machte ihn allerdings darauf aufmerksam, daß die Sache nicht ganz ungefährlich für ihn ablaufen könne, wenn er trotz aller Geschicklichkeit nichts auszurichten im Stande sein würde; aber selbst diese Warnung konnte den jungen Arzt nicht abschrecken. Er hatte Muth und Vertrauen zu sich selbst; der Gedanke, die Tochter des Großmoguls als Patientin zu behandeln, stachelte seinen Ehrgeiz auf; eine so glänzende Gelegenheit, zu Reichthum und Ansehen zu gelangen, von der Hand zu weisen, nur weil etwas Gefahr damit verknüpft war, erschien ihm als Wahnsinn, und so bereitete er sich sofort zur Abreise vor.

Kaum zwei Stunden nach der Ankunft des Boten ritt der englische Arzt mit diesem Tag und Nacht über Hals und Kopf seinem Bestimmungsort entgegen. Gänzlich erschöpft und in nicht geringer Aufregung langte er beim Palast des Großmoguls an, wo ihn die frohe Botschaft empfing, daß er noch nicht zu spät komme. Er wurde unverzüglich in die Gemächer der Padishah Begum geführt, wo er Shah Jehan fand, der seine Tochter fast keinen Augenblick verlassen hatte, und welchen der Schmerz und die Angst um sein Kind selbst krank gemacht hatten. Kaum wurde er des jungen Arztes gewahr, als er auf ihn zueilte und ihn beschwor, seine Tochter zu retten; mit den heiligsten Eiden bekräftigte er sein Versprechen, ihm Alles gewähren zu wollen, was er nur immer verlangen werde, wenn seine Behandlung erfolgreich sein würde. Es war wahrlich nichts Geringes, den reichsten und glänzendsten Herrscher der Welt als Flehenden beinahe zu seinen Füßen zu sehen; aber Broughton verlor bei allebem seine Besonnenheit nicht, und er ergriff die nöthigen Maßregeln mit der Ruhe und Entschiedenheit, die mehr als alles Andere dazu beigetragen hatten, den Eingeborenen Achtung und Vertrauen in die Geschicklichkeit fremder Aerzte einzuflößen.

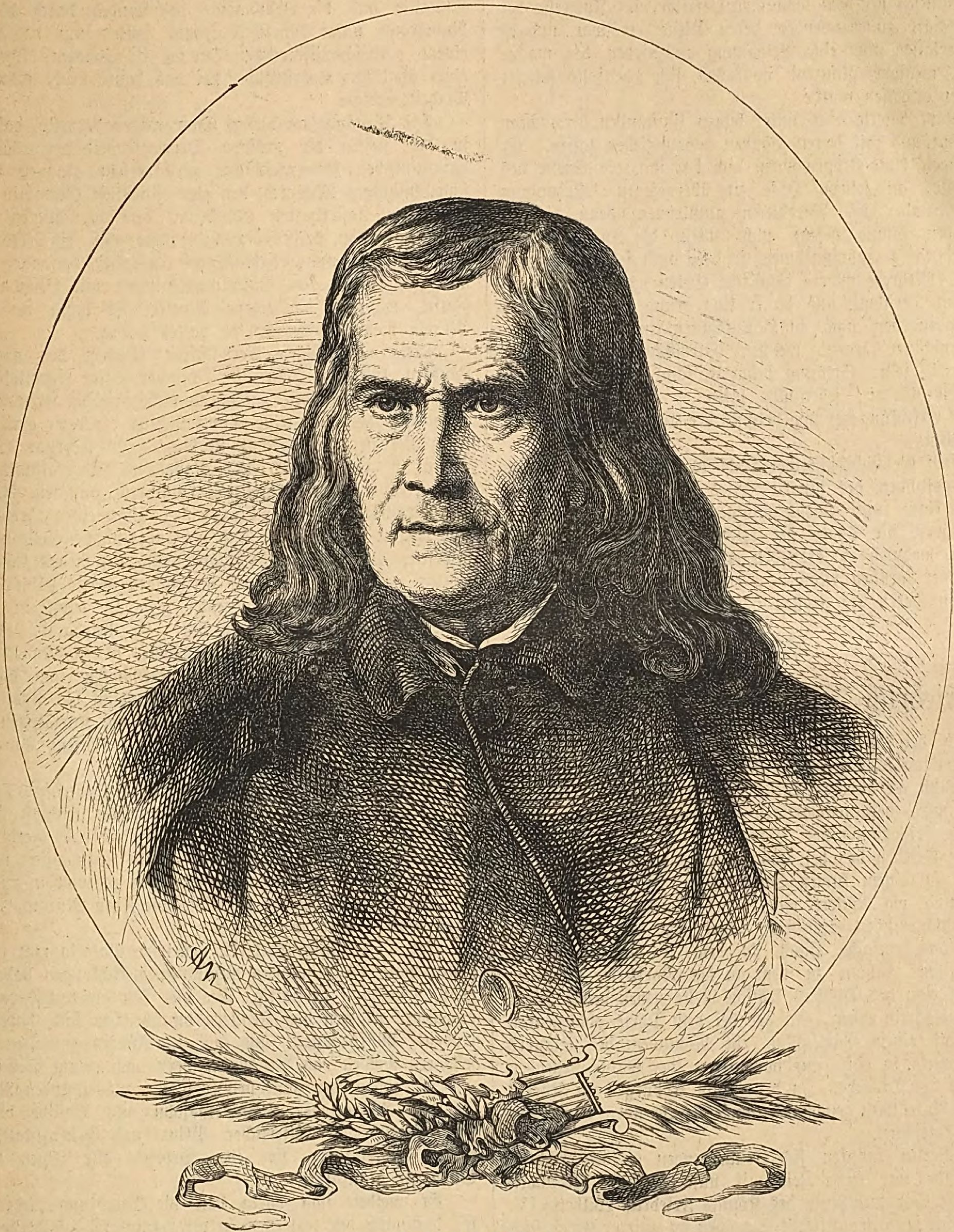
Das Glück wollte dem jungen Arzte wohl. Seine geschickte Behandlung und die peinliche Sorgfalt, die er der Kranken angedeihen ließ, wurden von Erfolg gekrönt, und er hatte die Freude, nicht nur seine Patientin nach einiger Zeit hergestellt zu sehen, sondern auch fast alle äußeren Anzeichen einer Beschädigung beseitigt zu haben. Die Dankbarkeit und Freude Shah Jehans waren grenzenlos. Er beauftragte seinen Großvezier Ayub Khan, denselben, der ihn zur Hinzuziehung des englischen Arztes veranlaßt hatte, sich zu Broughton zu begeben, um ihm mitzutheilen, daß der Großmogul ihn an einem festgesetzten Tage in feierlicher Audienz empfangen werde, um ihn zu belohnen, wobei er das früher gegebene Versprechen, jede an ihn gerichtete Bitte erfüllen zu wollen, aufs Neue wiederholen ließ.

Ayub Khan war klug genug, zu ermessen, wie vortheilhaft es für ihn selbst sein würde, sich in der Gunst des jungen Arztes festzusetzen, der sich den unbeschränkten Dank und das Vertrauen seines Herrn zu erwerben gewußt hatte; er ließ durchblicken, daß der Shah ihm selbst sein Theuerstes, seine Tochter nicht verweigern werde, und er entwarf ihm ein Zukunftsbild, so glänzend und verlockend, daß Broughton sich dadurch wohl geblendet fühlen konnte. Nachdem der Großvezier ihn verlassen, zog sich der junge Arzt gleichfalls in tiefem Nachdenken zurück. Broughton war jung, hübsch und — ehrgeizig. Auf der einen Seite war ein ihm unbegrenzt wohlwollender, dankbarer Vater und eine Tochter, die ihm womöglich noch dankbarer gesonnen war und ihn mit der größten Gunst behandelte — was hinderte ihn, um deren Hand zu bitten und sich mit einem Schlage zur mächtigsten und einflußreichsten Persönlichkeit am Hofe des Großmoguls emporzuschwingen? Romantisch und gewagt, wie derartige Gedanken und Hoffnungen unseren nüchternen europäischen Augen erscheinen mögen, lag doch deren Erfüllung keineswegs außer dem Bereich des Möglichen — große, ihnen geleistete Dienste waren von indischen Fürsten schon mehrfach auf ähnliche Weise belohnt worden, warum hätte Broughton sich nicht auch solchen Träumen hingeben sollen?

Endlich kam der für die große Audienz festgesetzte Tag heran. Auf seinem kostbaren, von Edelsteinen strotzenden Throne sitzend,

neben sich die von Brillanten strahlende Padishah Begum und von einem reichgekleideten Gefolge umgeben, empfing Shah Jehan den jungen Arzt, der sich ehrfurchtsvoll vor ihm verbeugte. Der Shah winkte ihn zu sich heran, nahm ihn bei der Hand und forderte ihn auf, mit einem verständnißvollen Blick auf seine Tochter, seine Belohnung zu nennen. Alle lauschten mit gespanntester Erwartung auf die Antwort des Engländers.

des Großveziers hatten voraussetzen lassen, an einen romantischen Schluß der Geschichte gedacht hatte. Shah Jehan selbst war auf's Tiefste ergriffen von der Großmuth und Selbstlosigkeit des jungen Arztes, und er gab ihm das feierliche Versprechen, daß den englischen Händlern die weitgehendsten Privilegien und jede mögliche Förderung ihrer Wünsche in seinen Staaten gestattet werden sollten.



Friedrich Rückert.

Und was forderte dieser für die geleisteten Dienste? Für sich selbst bat er um keine Belohnung; um was er bat, war, daß der Shah seinen Landsleuten, den Händlern der Ostindischen Kompagnie, gestatten möge, zollfrei und ungestört in Bengalen Handel treiben und dort Faktoreien errichten zu dürfen! Groß war das Erstaunen Aller, als Broughton diese Bitte vorbrachte; gewiß nicht am kleinsten das der Begum, wenn diese wirklich, wie die Winke

Gabriel Broughton hatte Zeit gehabt, sich die Sache nach allen Seiten hin auf das Reiflichste zu überlegen. So überaus glänzend und verlockend auch die Aussichten sein mochten, die sich ihm als Schwiegersohn des Großmoguls eröffneten, so konnte er sich nicht verheimlichen, daß eine solche Stellung gleichfalls große Gefahren für ihn barg; er durfte sich nicht verhehlen, daß er sich durch eine solche Erhöhung eine Menge Neider und Feinde zuziehen

müßte, die schwerlich davor zurückschrecken würden, den unbequemen Fremdling eines schönen Tages aus der Welt zu schaffen oder seine Ungnade herbeizuführen, und daß selbst Jene, die sich jetzt für seine Freunde ausgaben, ihn später als Eindringling betrachten würden, der sich der ihnen sonst zufallenden Reichthümer und Stellungen bemächtigt hätte. Unter diesen Umständen zog er vor, den bescheideneren, aber weit weiseren Theil zu erwählen und seinen Einfluß bei dem mächtigen Herrscher im Interesse der Handelsgesellschaft zu verwenden, deren Diener er war, und es dieser zu überlassen, ihm eine Belohnung auszusetzen, die, mochte sie auch weit weniger glänzend ausfallen, sich jedenfalls sicherer und dauernder erweisen würde.

Shah Jehan wollte aber unter keinen Umständen Broughton selbst unbelohnt und mit leeren Händen davon ziehen lassen. Er hatte den jungen Arzt liebgewonnen und bat ihn, die Stelle des ersten Leibarztes an seinem Hofe zu übernehmen. Broughton sah keinen Grund, dies Anerbieten abzulehnen, denn dadurch war er in den Stand gesetzt, nicht allein die Interessen der Kompagnie am Hofe wahrzunehmen, sondern auch selbst Vermögen zu erwerben. Mehrere andere glückliche Kuren machten ihn bald weit und breit berühmt, und da er klug genug war, sich weder mit Politik abzugeben noch in Hofintriguen einzulassen, so vermied er, Grund zu irgend welchen Eifersüchteleien zu geben. Wie lange er in seiner Stellung beharrte, kann nicht mit Sicherheit angegeben werden; jedenfalls blieb er lange genug, um noch die volle Erfüllung der ihm betreffs der Kompagnie gemachten Zusage zu sehen.

Die meisten Geschichtsschreiber Indiens haben es kaum der Mühe werth gefunden, des jungen Arztes gebührend zu gedenken, durch dessen kluge und uneigennützige That der Ostindischen Kompagnie zuerst die Thore der reichsten Provinz Indiens geöffnet wurden, wodurch es derselben ermöglicht wurde, die ersten Stufen zu jener großen Macht zu erklimmen, die sie im Laufe der Jahre zum Herrn des großen indischen Reiches machte.

Zu Friedrich Rückerts Säkularfeier.

Anläßlich der auf den 16. Mai fallenden hundertjährigen Geburtstagsfeier Friedrich Rückerts, zu welcher der Leser demnächst an anderer Stelle unseres Blattes ein Gedenkblatt finden wird, vergegenwärtigen wir heute durch unser Bild die persönliche Erscheinung des Dichters.

Im stillen Frieden des bei Koburg gelegenen Dorfes Neuseß, welches schon in einem kurzen Spaziergange von der Stadt erreichbar ist und wo Rückert ein kleines Landgut besaß, lebte dieser seinem dichterischen Schaffen. Dort steht noch neben einer Wassermühle das einfache Haus, in dem er wohnte; wenige Schritte von dort führen zu dem an der Dorfkirche gelegenen Friedhofe, auf dem des Dichters irdische Reste neben denen seiner treuen Lebensgefährtin ruhen. An der bei dem Dorfe abbiegenden Chaussee ist auf einem Gartenplatz ein Monument des Dichters errichtet; es besteht in einer auf hochaufragender Säule stehenden Marmor-Büste des Dichters. In der Stadt Koburg hatte Rückert nur zeitweilig Aufenthalt genommen; diese Stätte wird durch eine Inschrifttafel bezeichnet.

Auch in Berlin knüpfen sich Erinnerungen an den Dichter, wiewohl derselbe nur kurze Zeit mit unserer Stadt verbunden gewesen ist. Er war dem Rufe des Königs Friedrich Wilhelm IV. für die Professur der orientalischen Sprachen an unserer Universität gefolgt. Dieser Wirkungskreis befriedigte den Dichter in geringem Maße. Der Hörer hatte er nur wenige, und als deren kleine Zahl bis auf einen einzigen zurückging, gab er trotz des hohen Jahrgehalts die Stellung auf, zumal er sich nicht in der Berliner Gesellschaft heimisch fühlte und nur ungern die häusliche Ruhe mit dem Verkehr bei Hofe vertauschte. Sein der Abgeschiedenheit zugeneigter Sinn zog ihn wieder nach Neuseß zurück.

Prinz Fanfarinet.

Aus der Jugend einer berühmten Dichterin. Von Ernst Montanus.

Am 13. November 1807 hatte der Pariser „Moniteur“ der Welt verkündet: „Das Haus Braganza hat aufgehört zu regieren,“ allein dieser Fall der in Portugal regierenden Dynastie und die Besitznahme des Landes durch die Schaaren Napoleons unter Marschall Junot sollten nur das Vorspiel zu einem politisch-militärischen Drama in Spanien bilden, das mit einer ähnlichen Katastrophe für das bourbonische Königshaus in Madrid endigte.

Die Zustände an diesem Hofe waren derartig, daß man sich in die Zeiten der größten Verworfenheit der römischen und byzantinischen Kaisergeschichte zurückversetzt glauben konnte: ein schwachsinniger Monarch, den eine sittenlose Gemahlin im Bunde mit ihrem lasterhaften Günstling, dem berüchtigten „Friedensfürsten“ Godoy, vollständig beherrschte, und ein Kronprinz von zwar finsterem und verschlossenem Charakter, den aber die Menge aus Haß gegen das Günstlingsregiment mit Sympathien überhäufte, während die eigene Mutter ihn haßte und mit allen Mitteln vom Throne fern zu halten suchte.

Diese unwürdigen Verhältnisse schienen den nach fremden Ländern lüsternen Imperator an der Seine förmlich zur Einmischung aufzufordern, zumal da nicht nur der Friedensfürst und seine Anhänger um seine Gunst buhlten, sondern auch der Kronprinz sich in seinen Schutz flüchtete. Im Februar 1808 wurde Murat angewiesen, sich als Napoleons Generalstatthalter nach Spanien zu begeben, Karl IV. dankte ab, und sein Sohn wurde als Ferdinand VII. inmitten eines allgemeinen Freudentaumels zum Könige ausgerufen. Das war aber nicht Napoleons Meinung gewesen; Murat besetzte Madrid, ohne den neuen König anzuerkennen, und dann führte der verschlagene Korse selbst in Bayonne jenes Gaukel- und Intriguenspiel auf, das selbst in seiner Geschichte nicht seines Gleichen hat. Er betrog den Sohn wie den Vater um den Thron, worüber es in Madrid zu einem Volksaufstand und blutigen Straßenkämpfen kam, die erst ihr Ende fanden, nachdem der Oberkommandant die Puerta del Sol mit mehreren Regimentern besetzen und ein Kartätschen- und Gewehrfeuer eröffnen ließ, das mehr als tausend Bürger niederschmetterte.

Die Ruhe des Grabes herrschte in den Straßen von Madrid am 3. Mai, als Murat in das königliche Schloß übersiedelte, im Stillen hoffend, daß er berufen sei, der Nachfolger Ferdinands VII. zu werden, während Napoleon bereits entschlossen war, seinen Bruder Joseph zum König von Spanien zu machen, wie dringend ihn auch seine Schwester Karoline, die Frau Murats, zu Gunsten ihres Gatten bestürmen mochte.

Der 1764 unter Karl III. vollendete Palacio real in Madrid, dessen Bau gegen achtzig Millionen verschlungen haben soll, ist groß, aber nicht großartig. Die vier fast gleichen Façaden, deren ungeheure Flächen von Fenstern durchbrochen sind, haben eine ermüdende Einförmigkeit, und auch im Innern enthalten die unabsehbaren Reihen von Prachtgemächern doch wenig Sehenswerthes.

In einem der am prunkvollsten ausgestatteten Räume saß Joachim Murat, der Gastwirthssohn aus Bastide bei Cahors, jetzt Großherzog, kaiserlicher Prinz und Generalstatthalter, an einem Schreibtische, um eine Depesche für seinen kaiserlichen Schwager abzufassen.

Er meldete ihm darin, daß die Empörung niedergeschlagen sei, daß auch der letzte noch in der Hauptstadt befindliche Bourbon, der Infant Don Antonio, jetzt seinen Abschied als Präsident der Regierungsjunta genommen habe und außer Landes gegangen sei, und daß er — Murat — an seine Stelle als Vorsitzender der Junta und Statthalter des Königs Karl IV. getreten sei.

Der kühne Reitergeneral, der phantastische Held, welcher nach dem Ausdruck eines Geschichtsschreibers etwas von Feldherrngenie mit der Erscheinung eines großartigen Kunstreiters in sich vereinigte, war heute, obgleich er die Aufgaben, welche Napoleon ihm gestellt, glänzend gelöst hatte, ersichtlich übler Laune. War

vielleicht von Bayonne her aus der Umgebung des Kaisers etwas von dessen Plänen bezüglich der Besetzung des spanischen Thrones zu dem ehrgeizigen Gatten Karoline Bonapartes gedrungen?

Plötzlich hörte er zu schreiben auf und rief: „Kapitän Dupin!" Als Niemand antwortete, schaute er sich mit gerunzelter Stirn um, überflog die Gruppe von Offizieren, die seiner Befehle harrend im Gemach standen, mit den Augen und fragte dann: „Was, ist der Kapitän nicht hier?"

Sofort stürzten mehrere seiner Kameraden hinaus, um den Vermißten zu suchen, und etwa fünf Minuten darauf trat der Kapitän, ein Mann von etwa dreißig Jahren und eine echt militärische, stattliche Erscheinung, ein.

Murat empfing ihn höchst ungnädig, obwohl Dupin bisher stets sein Liebling gewesen war.

„Wo steckten Sie denn, Kapitän?" herrschte er seinen Adjutanten an. Der Offizier befand sich in sichtlicher Verwirrung, während er entgegnete:

„Ich war im Palaste, mein Fürst."

„Das ist nicht genügend. Sie sollen hier, bei mir sein. Aber schon seit einiger Zeit finde ich Sie durchaus zu Ihren Ungunsten verändert. Sie sind unaufmerksam, zerstreut, gar nicht mehr der alte, was steckt dahinter?"

„Verzeihung, kaiserliche Hoheit, — es sind Familienangelegenheiten, die mich beunruhigen."

„Diese Familienangelegenheiten scheinen oben unter dem Dach des Palastes ihren Sitz zu haben, denn man hat Sie mehrfach dort in den Korridors gefunden. Ich liebe jedoch keine Geheimnisse, Kapitän, verstehen Sie mich?"

Der Offizier wurde abwechselnd roth und blaß; so streng hatte Murat noch nie zu ihm gesprochen, und um in dem Gemüthe seines Gebieters nicht irgend welchen schlimmen Argwohn aufkeimen zu lassen, entschloß er sich zu einem Geständniß.

„Ich habe mein Kind — mein vierjähriges Kind bei mir," stotterte er mit gesenkten Augen.

Der Fürst fuhr unwillig auf. „Ein Kind in diesem Alter! Was soll das hier, wo jeden Augenblick neue Aufstände losbrechen können?"

„Ich werde das Kind zurückschicken, wenn es sein muß," murmelte der Adjutant niedergeschlagen.

„Nein, das geht in diesen Zeiten auch nicht; lassen Sie es also nur, wo es ist. Aber daß es mir niemals vor die Augen kommt, hören Sie wohl? Und daß vor allen Dingen seine Anwesenheit niemals wieder Veranlassung wird, daß Sie Ihre Pflicht vernachlässigen. Das wäre schön, und wohin sollte es mit der Disziplin kommen, wenn Jeder von uns seine ganze Nachkommenschaft mit ins Feld schleppen wollte!"

Damit drehte er dem wie niedergeschmettert dastehenden Kapitän in hellem Zorne den Rücken. Was würde er wohl erst gesagt haben, hätte er geahnt, daß Maurice Dupin da oben in einer Mansarde des königlichen Palastes nicht allein sein Kind, sondern auch dessen Mutter verbarg? Diese, die Tochter eines Pariser Vogelhändlers, welche der junge Offizier gegen den Willen seiner höchst aristokratisch gesinnten Mutter geheirathet, hatte die Trennung von ihrem innig geliebten Gatten nicht länger ertragen können und war ihm, ohne vorher etwas davon verlauten zu lassen, unter tausend Mühseligkeiten und Gefahren mit ihrem Kinde in das feindliche Land gefolgt. Die Reise von Paris nach Madrid im Wagen hatte einen ganzen Monat gedauert, dann aber hatte die junge Frau glücklich ihren Mann gefunden, der nicht die Kraft besaß, sie und das Kind wieder fortzuschicken, sondern beide in den Mansarden des Palastes unterbrachte, wo es nicht an Platz fehlte.

Eine Woche war etwa verflossen, und noch immer grollte Murat seinem Ordonnanzoffizier, wie dieser leicht aus dem Tone erkennen konnte, in dem er ihm seine Befehle ertheilte. Eines schönen Morgens aber, als der Fürst unter der Einwirkung irgend einer günstigen Nachricht besonders guter Laune schien, fragte er plötzlich den Kapitän:

„Nun, was macht Ihr Kind? Kann man es nicht einmal sehen?"

„Gewiß, kaiserliche Hoheit, ich werde es holen, wenn Sie es erlauben."

Eine Weile darauf kehrte Kapitän Dupin mit einem reizenden kleinen Soldaten an der Hand zurück; der Kleine trug die Paradeuniform der Murat'schen Reiter, die ihm ganz allerliebst stand; ein Miniatursäbel hing an seiner Seite hernieder und schlug gegen die rothen Maroquinstiefel. Der Kapitän hatte in der Voraussicht, daß das Kind doch früher oder später seinem Gebieter vor die Augen kommen werde, ihm diese Uniform machen lassen, um vorkommenden Falls den Fürsten dadurch möglichst günstig zu stimmen.

Er sollte sich in dieser Berechnung auch nicht getäuscht haben; Murat war ganz entzückt von dem Kleinen, er setzte ihn auf seinen Schooß, liebkoste ihn und sagte endlich:

„Nun, wachse nur noch tüchtig, dann sollst Du später auch mein Adjutant werden und mit mir ins Feld ziehen."

„Ach ja, Prinz Fanfarinet, das wäre schön!" antwortete der zukünftige Adjutant lebhaft.

Murats Züge überflog eine helle Röthe. „Prinz Fanfarinet, was bedeutet das?" Er war sehr argwöhnisch und glaubte, durch diesen Zufall vielleicht einen ihm von seinen Feinden und Neidern beigelegten Spitznamen entdeckt zu haben.

„Warum nanntest Du mich Prinz Fanfarinet?" forschte er.

„So heißt ja der Prinz in dem schönen Märchenbuche, welches mir die Großmama geschenkt hat. Es sind auch Bilder darin; er ist immer der Allerschönste und sieht gerade aus wie Du!"

„Ei, ei, das ist ja sehr schmeichelhaft für mich; nun mußt Du mir aber auch sagen, wie Du heißest?"

„Aurora."

„Prinzessin Aurora? Das ist auch wohl ein Märchenname, denn so heißt doch kein kleiner Junge!"

„Aber ich bin ja auch kein Junge — ich bin ein verkleidetes Mädchen, frage nur Mama!"

Trotz aller verzweifelten Winke des Papas, der seinem Gebieter gar nicht mit einem Mädchen vor die Augen zu kommen gewagt hatte, war das Geheimniß also verrathen, was Murat aber ungemeinen Spaß zu machen schien. Er konnte gar nicht müde werden, mit der Kleinen zu scherzen und ihr zuzuhören, wie sie ihm in der drolligsten Weise alle ihre Reiseabenteuer erzählte. So z. B. wie sie und die Mama in dem großen Wagen, in dem sie von Paris gekommen seien, einmal in den Pyrenäen einem Bären begegnet seien und dann der flüchtenden Königin, wie in einer Herberge der Wirth und die Wirthin bei Nacht ein Schwein geschlachtet, während die Mama gefürchtet habe, man ermorde einen Menschen, und dergleichen mehr.

Lächelnd wandte sich Murat dann an den Kapitän, indem er äußerst gnädig sagte: „Ich hoffe, Sie werden mich nun auch Ihrer Frau vorstellen. Das hier ist ein reizendes kleines Geschöpf; sie besitzt wirklich schon Geist und erzählt mit einer Lebhaftigkeit und einer Phantasie, die für ihr Alter ganz erstaunlich ist. Es thut mir leid, daß mir in ihr ein zukünftiger Adjutant entgeht, der gewiß seinem Prinzen Fanfarinet muthig überallhin gefolgt sein würde, aber es sollte mich gar nicht wundern, wenn Frankreich statt dessen in ihr eines Tages eine zweite Frau v. Staël erhielte."

Aurora Dupin, später Madame Dudevant, ist wohl noch mehr geworden, setzt G. Régnal hinzu, dem wir diesen Bericht verdanken, — denn sie ist keine Andere, als George Sand, Frankreichs große Dichterin.

Ihr Vater brachte es bis zum Obersten und kam dann durch einen Sturz vom Pferde ums Leben; Murat wurde am 13. Oktober 1815 in Schloß Pizzo erschossen, nachdem das Kriegsgericht den Exkönig von Neapel als Usurpator zum Tode verurtheilt hatte.

Die Schloßherrin von Nohant aber erzählte noch in späten Jahren, Abends am Kaminfeuer sitzend, ihren Freunden gern die Geschichte vom Prinzen Fanfarinet.

Räthsel und Spiele.



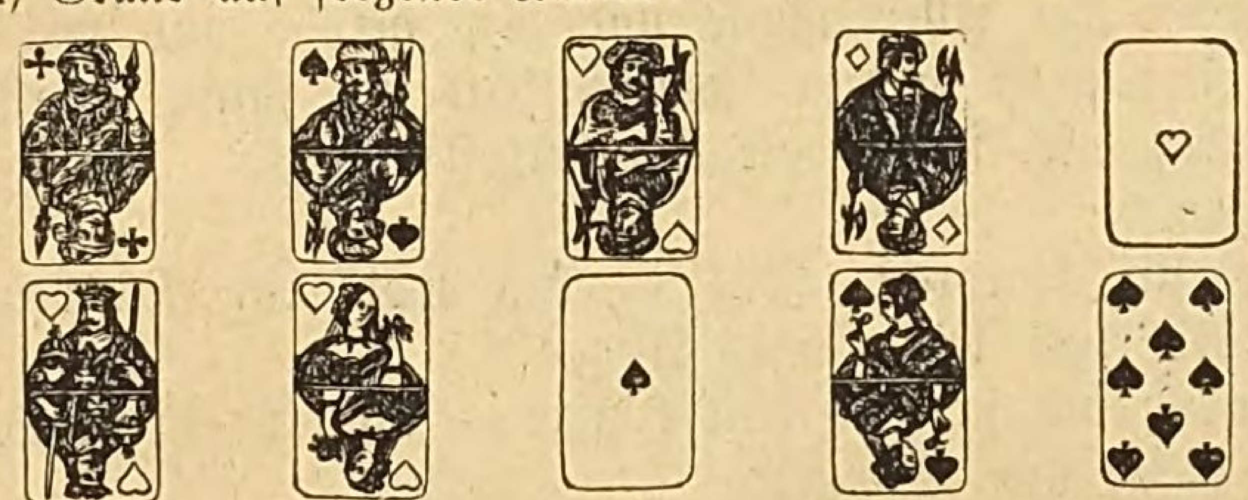
Ein Uebungsstück für die Fertigkeit im Ausschneiden.

Räthsel.

Man trägt's in der Tasche, man trägt's auf dem Haupt;
Es drückt auf dem Haupte gewaltig:
Viel mehr als es in der Tasche — o glaubt! —
Kann drücken selbst doppelgestaltig.

Skat-Aufgabe.

Der Spieler in der Vorhand spielt, da Mittelhand Trefle-Solo gereizt hat, Grand auf folgende Karten:



Das Spiel wird dadurch gewonnen, daß der Trefle-Solo in der Mittelhand gewonnen ist und im Skat  liegt!

Wie saßen die Karten?

Räthsel.

Bände hat er schon gedichtet
Ueber Lieb' und Liebesleid,
Viele Bogen aufgeschichtet,
Singend von der Frühlingszeit.

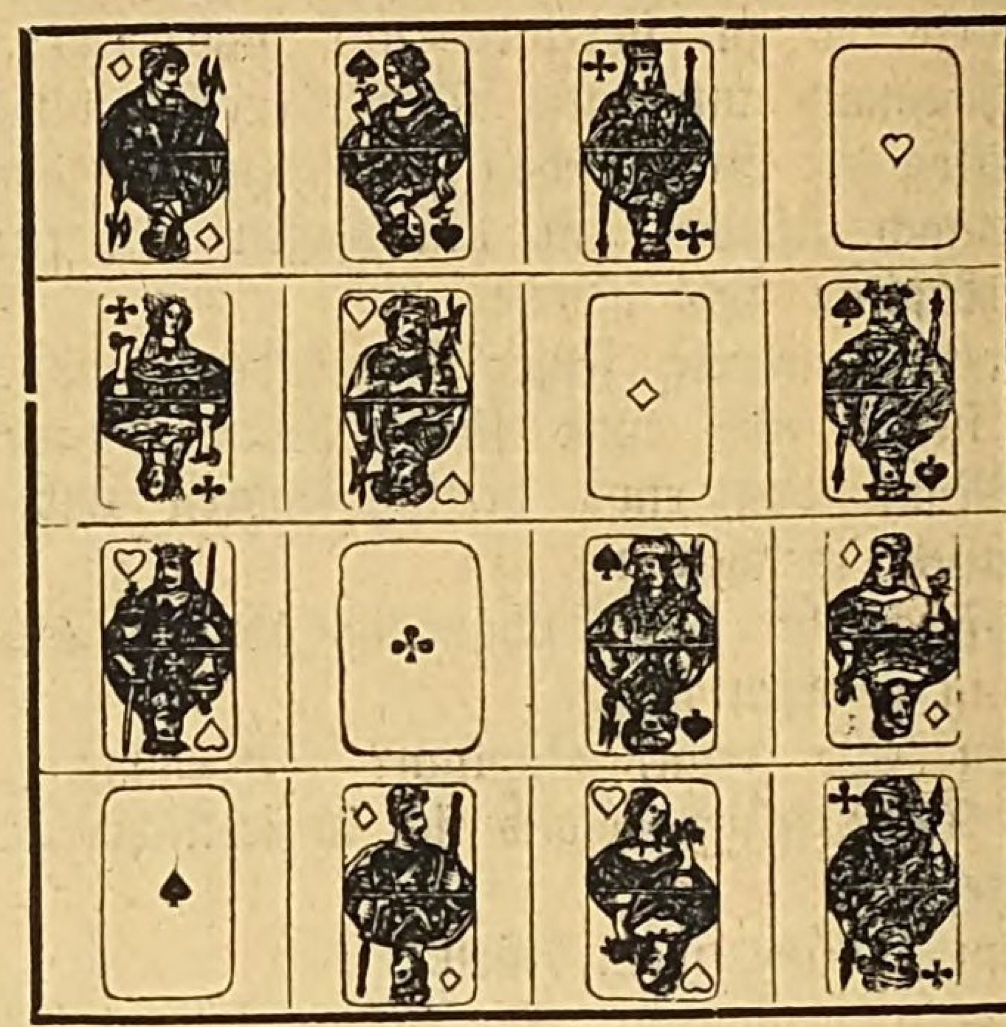
Aber Sorge drückt ihn nieder,
Und es seufzt der Versscheld:
„Wollt' mir's Jemand meine Lieder,
Wär' ich's nicht so sehr um's Geld."

Rebus.



Auflösung der Räthsel aus Nummer 19.

Karten-Quadrat-Aufgabe.



Homonym. Losung.

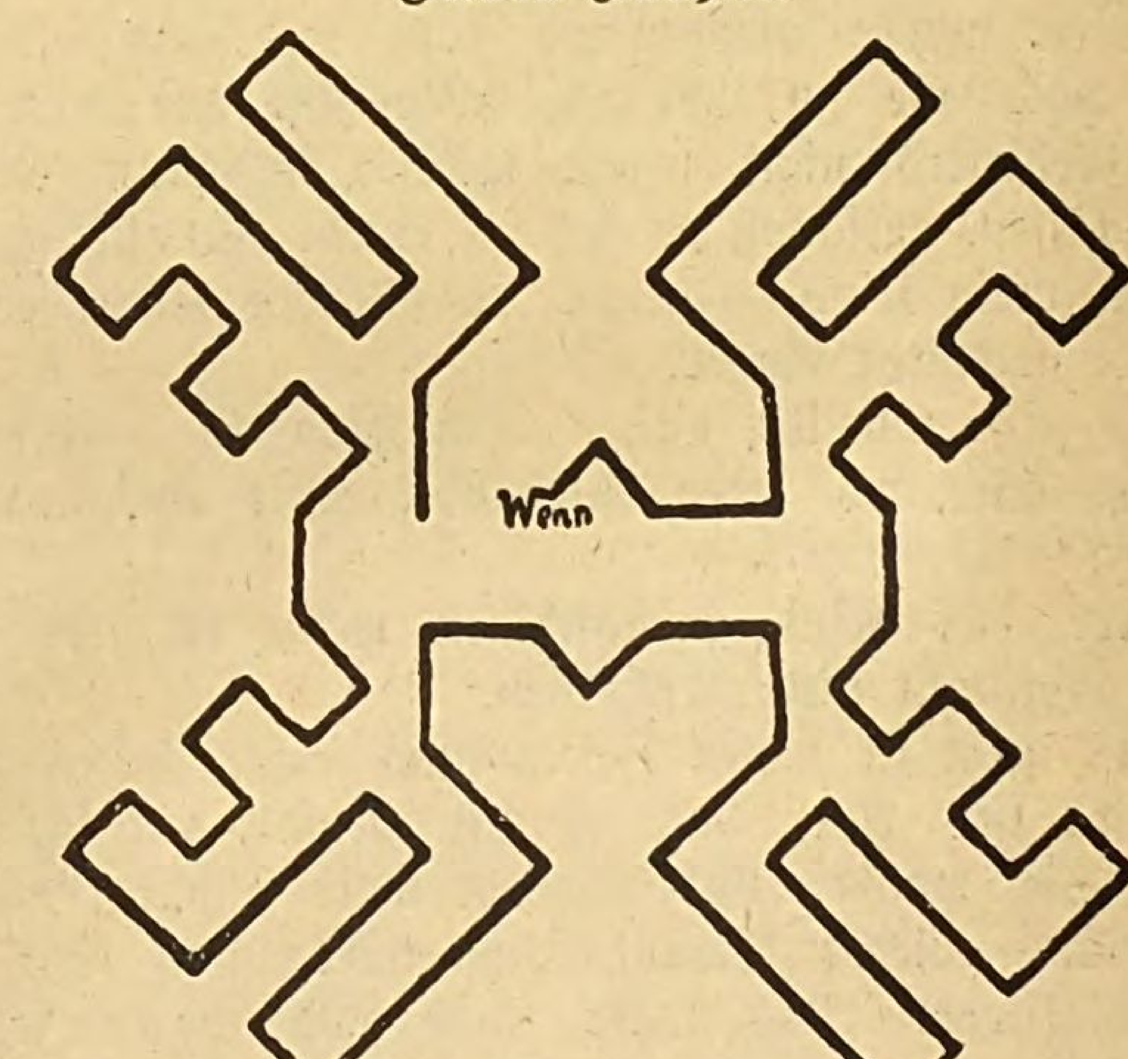
Der Wunderbecher.

Man beginnt mit dem oben in der rechten Ecke stehenden „I" und stellt die Buchstaben, die Linie verfolgend, aneinander. Der Text ist:

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling,
Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis.

Rebus. Ingenieur.

Silben-Räthsel.



Wenn dir's an Geld
fehlt,
Wenn du nicht Rast
hast,
Und dir dein Herz
Schmerz
Grausam zerfleischt,
heischt
Trost dein Geschick,
blick
Bauend auf mich,
ich
Bleibe nicht fern,
gern
Drückt Freundes Arm
warm
Dich an die Brust,
Lust
Kündet sein Mund,
und
Fliehn wird dein Gram
am

Busen des Freunds! —
Scheint's
Leben dir grau,
schau
Stets unter dich,
ich
Bürge dafür,
dir
Wird dann nicht schwer
mehr
Scheinen dein Loos,
groß
Ist ja die Welt,
fehlt
Eins dir zum Glück,
pflück
Dir in dem Hain,
ein'
Andere Blum'
zum
Duftenden Strauß
aus.

J. F. Castelli.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 21 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 20. Mai 1888

Ein verhängnißvoller Opernabend.

Historische Erzählung von Hermann Hirschfeld.

Schluß.

„Zum Glück ist es nicht zu spät," fuhr Jacopo fort, „noch brauche ich nichts zu bereuen, als übereilte Worte. Nie werde ich mich einem Bunde zugesellen, der meuchlings tödtlichen Streich gegen einen Lieutenant Brillot plant, den finsteren Verschwörern nichts als ein Schlachtopfer ihres Hasses, wie alle anderen. Und was auch geschehe, Du bist mir Bürge seines Hauptes, Cetto, er ist besser, als wir Alle; Leben für Leben!"

Höhnisch lachte Cetto auf: „Dachte ich's doch, eine einzige Nacht könne den Sinn des Schwächlings wandeln! Nichts da, Freund," fuhr er triumphirend fort, „nicht umsonst habe ich Dich mit heiligstem Schwur gebunden. Nicht Deine Hand zu lösen komme ich, im Gegentheil, sie zu fordern bin ich hier. Denn heute Abend soll sich die große That vollziehen, die mit einem Schlag die Franzosenbrut vernichtet, um von der Stätte sinnlicher Lust zur ewigen Verdammniß zu fahren."

„Cetto!" Todtenblässe überzog das Antlitz des jungen Mannes, während dem verborgenen Lauscher, dem kein Wort der Unterredung entging, das Blut in den Adern gerann; athemlos, jeder Nerv gespannt, folgte er der weiteren Rede des fanatischen Gliedes einer völlig ungeahnten, furchtbaren Verschwörung.

„Um acht Uhr," fuhr Cetto fort, „versammelt die festliche Vorstellung das Offizierkorps der Verhaßten auf den Sperrsitzen des Opernhauses.*) Durch einen glücklichen Zufall ist es uns gelungen, eine Persönlichkeit für unsere Pläne zu gewinnen, der wir verdanken, daß fast neben jedem der Offiziere ein Bundesglied seinen Platz findet. Sobald der Vorhang sich hebt, ertönt ein schrilles Pfeifen, das Signal zum Handeln; so viele Retter des Vaterlandes, so viele Dolche in ihrer Hand, ein jeder bohrt sich in des Nebenmannes Brust; inmitten der allgemeinen Verwirrung stirbt der Gouverneur, in seiner Loge überfallen, während vom äußeren Balkon hernieder Genua zur Wahrung seiner theuer erkauften Freiheit aufgerufen wird. Die ahnungslosen Söldlinge der Unterdrücker, der Führer beraubt, werden in ihren Quartieren übermannt, in unserer Macht ist die Citadelle, und die Sturmglocke von San Lorenzo hallt mächtig weit in Meer und Land hinaus das Grablied der Unterdrücker, den Jubel des neu erstandenen freien Genua."

*) Die geplante Verschwörung ist völlig thatsächlich.

Wie mit Eisenklammern umspannte die eiskalte Hand Jacopos das Gelenk des Genossen. „Cetto," sagte er mit halb erstickter Stimme, „so wahr ich selig zu werden hoffe, ehe ich zu diesem Bubenstück meine Hand biete, eher tödte ich mich selber!"

Eine Pause entstand, in der Cetto im Antlitz des von ihm Bethörten die Aufrichtigkeit seines Entschlusses zu prüfen schien.

„Ich könnte Dich zwingen," sagte er endlich langsam, „Du weißt, an welchem unlöslichen Seil ich Dich halte, aber Deine Schwäche flößt mir Mitleid ein, und selbst unbewußt könnte sie uns leicht einen bösen Streich spielen. Gut denn, versprichst Du mir, den Mittler für mich bei Deiner Schwester zu machen, so sollst Du von der persönlichen Theilnahme an dem heiligen Werk entbunden sein."

„Du bist ein Elender!" Jacopos Stimme zitterte vor Grimm. „Wohl, Du sollst Deinen Willen haben, ich werde das Opfer von Margariten heischen, aber eines schließe ich in die Bedingung ein: das Leben Lieutenant Octave . . ."

Eine gebieterische Bewegung Cettos unterbrach die weitere Rede des jungen Mannes: „Wir kennen keine Namen, Einer mit Allen, Alle mit Einem!" sagte er kurz. „Bundesgeheimniß, Jacopo Lacomba, denk an Deinen Schwur vor dem Bilde des Erlösers!"

Aufstöhnend bedeckte der Bruder Margaritens sein Antlitz mit den Händen.

Cetto legte die Rechte auf des Genossen Schulter. „Ich will Deiner weichen Seele zu Hilfe kommen," sagte er spöttisch, „Mit einem jungen Bruder allein auf der Welt, will ich den Knaben vor den Folgen eines unglücklichen Ausgangs unseres Unternehmens sichern. Ich sende ihn zu einem Verwandten nach Nervi, dem nahen Städtchen. Du wirst noch in dieser Stunde mit dem Knaben fahren und nicht wiederkehren, ehe die Mittagsstunde des morgenden Tages schlägt. An meiner Seite wirst Du sofort das Haus verlassen, mit eigenen Augen muß ich dem Gefährt nachblicken, das Dich von dannen trägt."

Die Eindrücke, die in so kurzer Frist auf den ohnehin nicht allzu charakterfesten Bruder Margaritens einstürmten, hatten des jungen Mannes Willen förmlich gelähmt, ihm war das Liebste, nichts von dem Furchtbaren zu hören und zu sehen, was er nicht hindern konnte; Cettos Vorschlag erschien ihm fast wie eine Wohlthat.

Ehe er das Haus verließ, rief er nach Margariten, aber

Cetto übernahm es, dem jungen Mädchen die dringend gebotene sofortige Abreise und baldige Wiederkehr des Bruders mitzutheilen. So räthselhaft derselben auch Jacopos Gebahren schien, so war ihr die Entfernung Beider nur erwünscht, um Octave aus seinem Versteck zu befreien.

Der Offizier befand sich bereits im Wohngemach, sie hatte Mühe, das in höchster Erregung völlig veränderte Antlitz des Geliebten zu erkennen.

„Octave, was ist geschehen?" schrie sie auf.

„Eine Fügung Gottes," lautete die Antwort. „Die Allmacht ließ mich Zeuge des Plans zu einem Bubenstück sein, das, würde es zur That, die Blätter der Geschichte Genuas mit unauslöschlicher Schande befleckte. Halte mich nicht auf, Margarita," fuhr er fort, „ich muß zum Kommandanten, jede Sekunde ist heilig, es gilt die Ehre Frankreichs, gilt das Leben meiner Kameraden, mein eigenes."

„Allmächtiger Gott!" entsetzt wich das junge Mädchen zurück, „und Jacopo . . ."

„Ist ein Opfer der Verführung, unbedachter Handlung, aber seine Hand ist rein und wird es bleiben," unterbrach der Lieutenant das zitternde Mädchen. „Fürchte nichts, Margarita, gelingt, was wie eine Erleuchtung meine Seele durchglüht, so wird kaum der Verdacht seinen Namen streifen, wird die drohende Wolke machtlos an uns Allen vorübergehen. Jetzt laß mich eilen," endete er, „Du aber versprich mir, die Schwelle Deines Hauses nicht zu überschreiten, ehe Jacopo zurückgekehrt."

„Und Du? Octave, wann werde ich Dich wiedersehen?"

„Bald mit Gottes Hilfe, und dann zum Glück; bete für uns Alle, leb wohl!"

Zum ersten Mal schloß Octave, von seinem Gefühl überwältigt, das junge Mädchen in seine Arme, dann riß er sich los und befand sich im nächsten Augenblick außerhalb des Hauses; hinter ihm sank Margarita in brünstigem Gebet auf ihre Knie.

❦

„Don Giovanni", die herrliche Oper Mozarts, des unsterblichen Meisters, war zur ersten Darstellung am Abend im stattlichen Opernhause Genuas vorbereitet. Ein gedrängt volles Haus war versammelt, von allen Seiten hatte sich der Menschenstrom in die verschiedenen Eingänge des Theatergebäudes ergossen, selbst in die zur Bühne führende Pforte war ein Trupp französischer Infanteristen eingezogen, um, wie männiglich bekannt, als Statisten ihre Rolle zu spielen.

Auf der „Platea", dem in Italien meist von der eleganten Herrenwelt bevorzugten Sperrsitz hatte das französische Offiziercorps Platz genommen; zu den glänzenden Uniformen bildete das häufig sogar ziemlich fadenscheinige dunkle Civilkleid der neben den einzelnen sitzenden Nachbarn einen auffallenden Gegensatz.

Der Kapellmeister saß inmitten des Orchesters am Spinett, des Zeichens zum Beginnen harrend. Nun öffnete sich der Eingang der Hauptloge des ersten Ranges; von seinen Adjutanten begleitet, betrat der Kommandant der französischen Besatzung, zugleich der Gouverneur der Stadt Genua, das Theater.

Die majestätischen Klänge vermochten kaum die seltsame Bewegung zu übertönen, die sich hinter dem Vorhang zu äußern schien; es war, als ob szenische Vorbereitungen noch die Anwesenheit einer Anzahl Personen erheischten, und außerdem herrschte auch hinter dem inneren Raum des Theaters, zumal hinter den ersten Rängen eine Unruhe, die sich dem Publikum mittheilte. Nur die französischen Herren schienen sich völlig dem Zauber der Musik hinzugeben, um so andächtiger, da, je mehr sich das Vorspiel zum Ende neigte, der Lärm abnahm und endlich ganz verstummte.

Jetzt, die letzten Akkorde, das Tonstück war geschlossen, die Handlung begann, Aller Augen richteten sich auf den prächtigen Vorhang, der die Bühne vom Zuschauerraum trennte.

Jetzt hob sich die Gardine, was war das? Wie erstarrt saß das Publikum auf seinen Plätzen, das war ein seltsamer, wohl noch nie erlebter Opernanfang. Kein Laut drang aus dem Orchester zur Bühne empor, kein Darsteller zeigte sich auf der taghell beleuchteten Szene, auf der bereits die zum ersten Auftritt der Oper nöthige Dekoration gestellt war. Dafür aber bot sich den Blicken der entsetzten Anwesenden eine Doppelreihe französischer Soldaten, die Mündung der schußbereiten Gewehre geradeswegs in den Zuschauerraum gerichtet; in demselben Augenblick jedoch hatte sich jeder der Offiziere aufgerichtet und zielte, eine Pistole in der erhobenen Hand, auf die Brust des Nebenmannes.*)

Die Rufe des Unwillens, des Entsetzens der Nichteingeweihten, und das waren natürlich die meisten der Versammlung, das Aufschreien des weiblichen Theils derselben vermehrte sich, da nun die Logenthüren sich öffneten und auch hinter diesen ein Gürtel von Soldaten sichtbar ward. Zugleich tönte von der Straße her vernehmlich der Trommelschlag des Generalmarsches bis in den festlich geschmückten Theaterraum.

„Im Namen des Gesetzes und der Ordnung! Keiner verlasse seinen Platz, ehe ich geredet!"

Lieutenant Octave Brillot war es, der aus einer Kulisse dicht an die Rampe trat und mit klangvoller, die Unruhe übertönender Stimme das Wort ergriff; die stattliche Erscheinung mit dem ausdrucksvollen Antlitz schien in diesem bedeutsamen Augenblick an Würde noch gewonnen zu haben, unwillkürlich fesselte sie die allgemeine Aufmerksamkeit, tiefe Stille trat ein.

„Dem Gouvernement ist bekannt geworden," fuhr Octave fort, „daß eine Rotte elender Verschwörer diese Stätte festlicher Lust ausersehen hat, um durch Meuchelmord Gelüste des Hasses zu befriedigen und alle Folgen wilder Leidenschaft über den Frieden dieser Stadt zu ergießen. Namenloses Unglück würde die Ausführung dieses teuflischen Planes über viele Unschuldige beschwören; diesem vorzubeugen, Milde gegen Mißleitete, Verführte walten zu lassen, ist der Wille Sr. Exzellenz des Gouverneurs. Unbehelligt verlasse dies Haus, wer sich der ihm aufgezwungenen Mordwaffe entledigt.**)"

Ein Klirren wie von fallendem Stahl ward an verschiedenen Stellen des Zuschauerraums vernehmbar, dazwischen aber gellte kreischend eine Mannsstimme, sie kam aus Cettos Brust. Was kümmerte den vor Grimm über das Mißlingen des hauptsächlich aus seinem Kopfe entsprossenen Bubenstücks Schäumenden der Bann, in dem ihn die Pistole seines Nachbars, eines bejahrten Kapitäns mit energischen Zügen, hielt; fast besinnungslos schrie er:

„Feiglinge, lernt wenigstens mit Ehren zu sterben!"

Ein Dolchmesser blitzte in der geballten Faust des Verschwörers, es galt der Brust seines Nebenmannes. Zum Glück streifte es durch eine geschickte Bewegung des Gegners nur die Schulter des Bedrohten, der vorzog, statt den beabsichtigten Mord mit der Kugel heimzuzahlen, den Arm des Mörders wie mit Eisenklammern zu umspannen. Aber dieser Arm hatte noch so viel Spielraum, die Waffe gegen das eigene Herz zu wenden, ein letzter Fluch, tief senkte sich der Stahl, ein Blutstrom bespritzte die Uniform des französischen Kriegers, zu dessen Füßen der entdeckte Verschwörer tödtlich getroffen zusammenbrach.

Es war das einzige Opfer, das der von blutigen Plänen begleitete Opernabend forderte.

Einzeln, durch soldatisches Spalier schreitend, mußten die Anwesenden die Räume des Theaters verlassen. Mozarts „Don Giovanni" hatte geendet, noch ehe er begonnen.

Allgemein war die Anerkennung, die von Seiten der Bevölkerung dem französischen Gouvernement für die Besonnenheit gezollt ward, mit der es eine Katastrophe von unberechenbaren Folgen für Genua zu vereiteln verstanden hatte. Der Befehlshaber nahm keinen Anstand, den trefflichen Lieutenant Brillot als Haupt und Hand des Unternehmens zu bezeichnen, und Ausbrüche der Dankbarkeit aus allen Kreisen ehrten und lohnten dem allbeliebten jungen Krieger. Von dem beabsichtigten Duell war durch die Entschuldigung der militärischen Gegner Octaves keine weitere Rede; nur zu wohl erkannten die jungen Herren, daß die Kunde von der Ursache eines Zweikampfs mit dem Gefeierten des Augenblicks schlimme Wirkung für ihren Ruf, für ihre soldatische Laufbahn nach sich ziehen müsse.

Nur durch einige Zeilen hatte der Lieutenant die Geliebte

*) Thatsächlich. **) Thatsächlich.

über seine Wohlfahrt beruhigt, den Besuch im Hause des Geschwisterpaars verschob er bis zu derjenigen Stunde des nächsten Tages, an der, wie er wußte, das von Jacopo gegen Cetto geleistete Versprechen seiner Abwesenheit erloschen war.

Als er den traulichen Raum betrat, fand er den jungen Mann an Margaritens Seite; mit Mühe hielt er den Ueberschwenglichen zurück, zu seinen Füßen Verzeihung zu erflehen; dafür aber bot der Franzose dem Sohn Italias die Hand zum innigeren Bruderband der Nationen, und Margarita hieß die holde Mittlerin.

*

Auf dem mütterlichen Schloßgut Octaves im Süden Frankreichs weilte die junge Gattin, von treuester Liebe umgeben, während ihr Gemahl die wachsenden Lorbeern des „kleinen Korporals" theilte. Republikaner im edelsten Sinne des Worts, verschmähte der inzwischen zum Major gestiegene junge Kriegsheld dem kaiserlichen Stern Bonapartes zu folgen. Ein Förderer und Schützer des Guten und Nützlichen innerhalb weiterer Grenzen, lebte Brillot an Margaritens Seite, inmitten einer blühenden Kinderschaar.

„Onkel Jacopo" aber hieß der beste Freund der jugendlichen Sprossen, und aus seinem Munde vernahmen die Herangewachsenen die Kunde, wie fast ein Wunder schicksalsbräuende Wolken über der theuren Eltern Haupt gelichtet, vom — „verhängnißvollen Opernabend zu Genua."

Ueber Liebestränke.

Von Rudolf Hartung.

Die Liebe, d. h. das Wohlgefallen an einem anderen Wesen, ist die größte Macht der Welt und erfüllt in einem gewissen Grade jedes, auch das roheste Menschenherz. Sie sehnt sich aber auch nach Erwiederung, und das Bestreben, sich von dem geliebten Wesen wieder mit Liebe umfangen zu sehen, hat zu dem bereits Jahrtausende währenden und leider noch jetzt vereinzelt auftretenden Gebrauche der Liebestränke geführt, von denen man annahm, daß sie die Abneigung einer bestimmten Person in Zuneigung zu einer anderen bestimmten umzuwandeln vermöchten. Veranlassung zu dem Glauben an die Wirksamkeit von Liebesmitteln gab wohl ursprünglich die Erfahrung, daß durch den Genuß mancher Pflanzensäfte die menschliche Gemüthsstimmung ganz außerordentlich beeinflußt wird, daraus zog man die unrichtige Folgerung, daß der Gebrauch eines physischen Mittels dauernde Aenderung der seelischen Neigung bewirken könnte.

Thatsache ist, daß Schriftsteller des Alterthums die Herstellung und Anwendung von Mischungen beschrieben haben, welche die Eigenschaft besitzen sollten, Abneigung in Liebe zu verwandeln. Sogar die Bibel giebt uns im 30. Kapitel des ersten Buchs Mosis eine anregende und lebendige Schilderung von der erfolgreichen Anwendung der vom Felde mitgebrachten Dudaim, durch welche Lea die Liebe des Jakob zurückerlangte.

Daß auch die alten Egypter unter Umständen Liebestränke nicht entbehren zu können meinten, wissen wir zum Theil von dem römischen Schriftsteller Plinius. Neuerdings hat uns dies Georg Ebers, der genaue Kenner der egyptischen Kultur- und Sittengeschichte, in seiner trefflichen „Uarda" eingehend erzählt. Er giebt uns davon ein höchst anschauliches Bild, indem er den Wegeführer Paaker in die Felsenhöhle der alten Sibylle Heft treten läßt, um sich von dieser gerade in voller Thätigkeit befindlichen Zauberin den bewährten Liebestrank zu holen.

Bei den Griechen war die Zubereitung und der Handel mit derartigen Mitteln zu großer Ausdehnung gelangt, und die aus dem Genusse derselben entstandenen Nachtheile an der Gesundheit waren so augenscheinlich und bedeutend, daß die beiden berühmten Gesetzgeber Lykurg und Solon sich veranlaßt fühlten, durch besondere Vorschriften diesem Unwesen zu steuern und die Anfertiger dieser Tränke mit Verbannung zu bestrafen. Freilich bewirkten diese Gesetze das Gegentheil, denn die fremden Zauberinnen bekamen, da erfahrungsmäßig ein Verbot zur Uebertretung anreizt, nun erst recht großen Zulauf. Denn bald wimmelte das ganze „Töpferviertel" der Stadt Athen von phrygischen und thessalischen Frauen, welche die gesuchten liebeentflammenden Mittel um hohen Preis verkauften. Ueber die Bestandtheile derselben wissen wir, daß sie aus betäubenden und erregenden Pflanzensäften bestanden, unter denen der der Alraunwurzel, welche an der Küste des mittelländischen Meeres wächst, der wichtigste war. Letztere steht seit Jahrtausenden in dem Rufe, der auch jetzt noch nicht völlig in Abnahme gekommen ist, geheimnißvolle Kräfte zu besitzen. Man verbreitete, daß das Ausgraben der Wurzel an sich schon gefährlich sei. Plinius erzählt darüber:

„Wer sie ausgraben will, achtet darauf, daß er den Wind nicht gegen sich hat, und beschreibt vorher drei Kreise um sie, und dann gräbt er nach Sonnenuntergang gewendet." Daraus entwickelten sich später ungeheuerliche Vorstellungen. So behaupteten die Händler, daß die Alraunwurzel allein unter dem Galgen eines unschuldig erhängten Menschen wachse und nur mit Lebensgefahr auszugraben sei, da sie beim Ausziehen so fürchterlich schreie, daß derjenige, der es höre, sofort sterben müsse. Deswegen sei es nöthig, sich vorher die Ohren gehörig mit Wachs zu verstopfen und einen schwarzen Hund mitzunehmen, der sie an einem Stricke aus der Erde ziehe. Im germanischen Museum zu Nürnberg befindet sich eine aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammende Handzeichnung, welche einen dieser Sage entsprechenden Alraungräber darstellt. Derselbe benutzt zur größeren Vorsicht noch ein Blasinstrument, um das tödtliche Geschrei der Pflanze zu übertönen. Die Sage von der Verwendung des schwarzen Hundes dürfte für die Worte Goethes:

„Der eine faselt von Alraunen,
Der andre von dem schwarzen Hund"

zur Erklärung dienen.

Nirgends war das Begehren nach Liebestränken und die Kunst, sie zu bereiten, ausgebildeter, als in Rom zur Zeit der ersten Kaiser. Gewissenlose Weiber und Dirnen — „kluge Frauen" genannt — betrieben sie in ihren verbrecherischen Konsequenzen, denn sie scheuten sich nicht, die Beseitigung des etwaigen Nebenbuhlers, sei es selbst durch Gift, herbeizuführen. Dazu benutzten sie vorzugsweise einen Auszug der giftigen Judenkirsche und des schwarzen Nachtschattens. Der Dichter Horaz schildert uns in seiner Satire „Der Spuk" die von ihm wiederholt beobachtete Thätigkeit einer solchen Person, der Canidia. Er spricht sich darin ganz entsetzt über das Gebahren dieser berüchtigten Frau aus, welche Nachts beim Mondenscheine unter allerlei abergläubischen Gebräuchen Giftkräuter und verschiedene andere Stoffe zu ihren Mitteln, Amatoria genannt, einzusammeln pflegte. Der Schauplatz dieses Treibens war der esquilinische Hügel Roms, wo das arme Volk den gemeinsamen Begräbnißplatz hatte. Unter den Mitteln, welche Canidia zu bereiten wußte, stand der Becher des Verlangens in ganz besonderem Rufe. Während die Bestandtheile dieser Mischung unbekannt geblieben sind, wissen wir von einem anderen römischen Liebestranke, dem Hippomanes, Näheres. Ueber die Natur und den Ursprung dieses Mittels, welches in der alten erotischen Dichtung eine große Rolle spielt, ist sehr viel geschrieben worden, da die Meinungen der alten Schriftsteller darüber ziemlich weit auseinandergehen.

Auch andere Mittel zu dem beabsichtigten Zweck wurden von den Römern vielfach gebraucht. Man nannte sie Liebeswässer und bereitete sie aus den Gallen von wilden Schweinen, aus Eiern von Schildkröten, Eidechsen, Grillen und spanischen Fliegen. Das Pflanzenreich lieferte ebenfalls zahlreiche Beiträge zu derartigen Tränken. Bovifte, Morcheln und andere Pilze waren nach Martial dazu in Gebrauch. Auch Ovid hat uns ähnliche Rezepte hinterlassen, worin hauptsächlich Brennnesselsame, Bohnen- und Senfkraut genannt werden, die mit altem Wein ausgezogen wurden.

Jedenfalls haben sich aber alle diese aus uns bekannten und unbekannten Bestandtheilen hergestellten Mittel als sehr verderblich

in ihren Wirkungen erwiesen, und die Geschichte berichtet, daß Viele dem Genuß derselben zum Opfer gefallen sind. Unter Anderen verfiel auch der Dichter Lukrez in Folge eines derartigen Mittels in schreckliche Tobsucht, in welcher er seinem Leben selbst ein Ende machte. Aehnlich ging es dem bekannten Lebemanne Lucull, dem sein Freigelassener Kallisthenes nur deshalb einen Liebestrank gab, um sich seiner bleibenden Zuneigung zu versichern, wodurch jedoch Lukull sein Leben verlor. Als das Unwesen mit solchen Mitteln in Folge der überhand nehmenden Gesundheitsstörungen zu arg wurde, erschien denn auch ein Senatsbeschluß, wonach die Anwendung von Liebestränken der Vergiftung gleichgeachtet und bestraft werden sollte.

Natürlich hat der Glaube an die erfolgreiche Wirksamkeit der Liebesmittel auch im Mittelalter eine große Verbreitung gefunden und deren Anwendung im Gefolge gehabt. Das geht aus vielen alten Schriften und Erzählungen unzweifelhaft hervor. In dem schönen Minnegedicht „Tristan und Isolde“ kommt dies ebenfalls zum Ausdruck. Die Mutter Isoldes bereitete einen Minnetrank; freilich konnte derselbe seine erhoffte Wirkung schon deshalb nicht erfüllen, weil er nicht gemäß der Bestimmung der Königin angewendet wurde. Denn derselbe sollte ihrer schönen Tochter Isolde und deren zukünftigem Gemahl, König Marke in Cornwall, heimlich bei der Hochzeit gegeben werden, um Beide mit unwandelbarer Treue an einander zu fesseln. Es ereignete sich aber durch Unachtsamkeit der Dienerin das Unglück, daß auf der Ueberfahrt zwischen Isolde und ihrem Reisebegleiter Tristan der Minnetrank, ohne daß Beide seine Wirkung kannten, zur Theilung kam. In Folge dieser Verwechselung wurden, nach dem Dichter, die Herzen dieser Beiden von unwiderstehlicher Liebe zu einander ergriffen. Im Epos wird indeß nicht näher angegeben, woraus der Zaubertrank bestand.


Heines Besuch bei Goethe.

Im Mittelalter spielt die Alraunwurzel, aus der Amulethändler meist menschenähnliche Figuren schnitzten, ebenfalls noch eine große Rolle, neben ihr kommt indeß noch die Wurzel von Bilsenkraut als Liebesmittel in Ansehen. In sehr poetischer Weise, dem alten Volksglauben völlig gemäß, schildert uns Julius Wolff in seinem „Rattenfänger von Hameln“ die liebeberückende Kraft der Bilsenwurzel. Er läßt darin den Spielmann Hunold, dem die stolze Tochter des Bürgermeisters Gruweltholt den ausbedungenen Lohn in Gestalt eines Kusses verweigert hat, diese Wurzel suchen und damit ausgerüstet sagen:

„So, schön Jüngferlein, nun wahr' Dich,
Wenn Du kannst, vor Zaubers Walten!
Wird sich bald ein heißes Gift Dir
In die blauen Adern schleichen,
Wirst Dein Herzchen pochen hören,
Wirst Dich heimlich nach mir sehnen,
Und ein wonnig heiß Verlangen
Wird Dir wie ein lüstern Schlänglein
Schmeichelnd um den Busen spielen!“

Die von Hunold angewendete Zauberwurzel verfehlte denn auch, wie der Dichter sagt, ihre Wirkung auf Regine Gruweltholt nicht, bei der die Liebeskrankheit ganz plötzlich zum Ausbruch kommt.

Doch gebrauchte man in jener Zeit auch noch andere Pflanzen zur Gewinnung der Liebe, indeß vielfach nur durch äußere Anwendung. So rühmt Konrad Megenberg in seinem 1330 geschriebenen „Buch der Natur“ verschiedene Kräuter: „Das Eisenkraut, das Lieb macht zwischen den Menschen, ist den zaubraern gar nütz. Daz wizzent die wol, die in den netzen sind gewesen aber die heimlichkeit und ander schol dieser gazzenspringer nicht wizzen.“ Dieselben Eigenschaften legte man auch dem Odermennig und dem Bingelkraut zu.

Nach dem dreizehnten Jahrhundert bekamen die Liebestränke durch den Stand der Hexen ein verändertes Gepräge. Die hauptsächlichste Eigenthümlichkeit dieser armen verfolgten Geschöpfe war bekanntlich die Boshaftigkeit, und dieser entsprechend waren auch oft die von ihnen empfohlenen und angewandten Mittel. Nur so sind die meist widerlichen Mittel erklärlich, von denen nicht zu erwarten war, daß sie den beabsichtigten Zweck erreichten. Aus ästhetischen Gründen wollen wir hier die damals benutzten Dinge nicht namhaft machen. Uebrigens verabreichte man zu jener Zeit auch Mittel, welche das Gegentheil bewirken, d. h. die Leidenschaft der Liebe unterdrücken und besonders dann wirksam sein sollten, wenn die Liebe durch Zauberei erregt worden war.

Der Glaube an die Wirksamkeit der Liebesmittel hat sich sogar bis auf die heutige Zeit erhalten. Kommt es doch noch jetzt ab und zu vor, daß einfältige und liebebedürftige Wesen in die Apotheke kommen, um dort solche Mittel zu erbitten.

Auch billige Hausmittelchen, durch welche die Empfindung des Hangens und Bangens in schwebender Pein veranlaßt werden soll, werden gebraucht. In einigen Gegenden Norddeutschlands trägt noch mancher verliebte Bursche Fledermausblut oder auch ein Schwalbenherz bei sich, um sich die Liebe seines Ideals zu erwerben.

Goethe kannte den fast unausrottbaren Aberglauben und trägt demselben in seinem „Faust“ Rechnung, indem er den von den Hexen unter geheimnißvollen Zeichen bereiteten Trank dem Faust mit den Worten geben läßt:

„Und bald empfindest Du mit innigem Ergötzen,
Wie sich Cupido regt und hin und wieder springt.“

Die Anwendung der Liebestränke ist aus dem Irrthum hervorgegangen, durch den Gebrauch eines physischen Mittels eine wirkliche Aenderung der seelischen Neigung erwirken zu wollen. —

Hoffentlich wird die, wenn auch nur langsam, so doch stetig wachsende Bildung im Volke einst auch diesen Irrthum gänzlich beseitigen.

Eine illustrirte Heine-Ausgabe.

Von Reinhold Schlingmann.



Im Jahre 1884 unternahm die Siegmund Bensingersche Verlagshandlung in Prag und Wien die Herausgabe einer illustrirten Gesammt-Ausgabe von Heinrich Heines Werken, deren Redaktion sein alter Freund Heinrich Laube besorgt hatte. Nunmehr, nach beinahe vier Jahren, liegt dieselbe in sechs stattlichen Bänden des Lexikon-Formats vor uns. Sie ist vollendet worden gerade zu einer Zeit, in welcher die Bürgerschaft der Stadt Düsseldorf die Errichtung eines Denkmals für ihren großen Sohn in Aussicht genommen hat, und sie darf als ein des Dichters würdiges literarisches Monument betrachtet werden.



Ausweisung Heines aus Heidelberg.

Mehr als drei Jahrzehnte sind verflossen, seit der letzte Ton von der „Pariser Matratzengruft“ des deutschen Aristophanes zu uns herüber geklungen. In dieser Zeit haben die Empfindungen, Bestrebungen und Zeitstimmungen eine tiefe Wandlung erfahren. Es ist deshalb naturgemäß, daß alle die Wünsche und Klagen, die er als Sprecher der Nation und seiner Zeit vortrug, die Kampfrufe, die er als wackerer Streiter im Befreiungskriege der Menschheit erschallen ließ, heute nicht mehr den früheren begeisterten Widerhall im Herzen des Volkes finden. Vieles ist seitdem anders geworden; der deutschen Kleinstaaterei, der souveränen Willkür der Herrscher, der Versumpfung des öffentlichen Geistes, dem engbrüstigen Philisterthum und vielem Andern mehr galt sein vernichtender Witz — die Verwirklichung des deutschen Einheitsgedankens hat auch unsere politischen Ideenkreise und Ziele verändert. Somit muthet uns der politische Inhalt der Heineschen Schriften heute anders an, als seine Zeitgenossen, die er entflammte, welche dem kühnen Verfechter politischer Freiheit zujubelten, sobald er von seinem Bogen die spitzen Pfeile der Ironie und der Satire abschnellte. Ein Ereigniß war es damals für uns Alle, die wir von der politischen und literarischen Strömung jener Tage mitfortgerissen wurden, wenn Hoffmann & Campe aus Hamburg einen neuen Band von Heine in die Welt sandten! Welch zündende Wirkung übten auf unsere empfänglichen Gemüther die Reisebilder, Atta Troll, Deutschland, ein Wintermärchen, der Romanzero! Unsere heutige Generation verhält sich weit kühler zur Literatur!

Aber wenn auch diese Fehden für den heutigen Leser mehr ein historisches Interesse gewonnen haben, so bleibt in diesem Ringen der Dichter doch unserm Herzen ewig theuer; die hohe Idealität seines Wesens enthebt diese Zeugnisse seines Streiterthums ebensosehr der Vergessenheit, wie deren aristophanische Kaustik und hohe Stilanmuth die Lektüre noch immer zu einer reinen Quelle des Genusses machen. Seine poetischen Gaben aber bleiben, von dem Geist der neuen Epoche unberührt, von unvergänglichem Reiz für die spätesten Geschlechter; seine Lieder und Romanzen werden ewig im Volke fortleben; seine unsterblichen Gesänge bieten uns in ihren Sehnsuchtsklagen, phantastischen Träumen und Gemüthsverdunkelungen nicht allein ein treues Spiegelbild von Zeitstimmungen, sondern auch von jenen subjektiven Empfindungen, wie sie das Menschenherz von jeher erfüllt haben und immer bewegen werden.

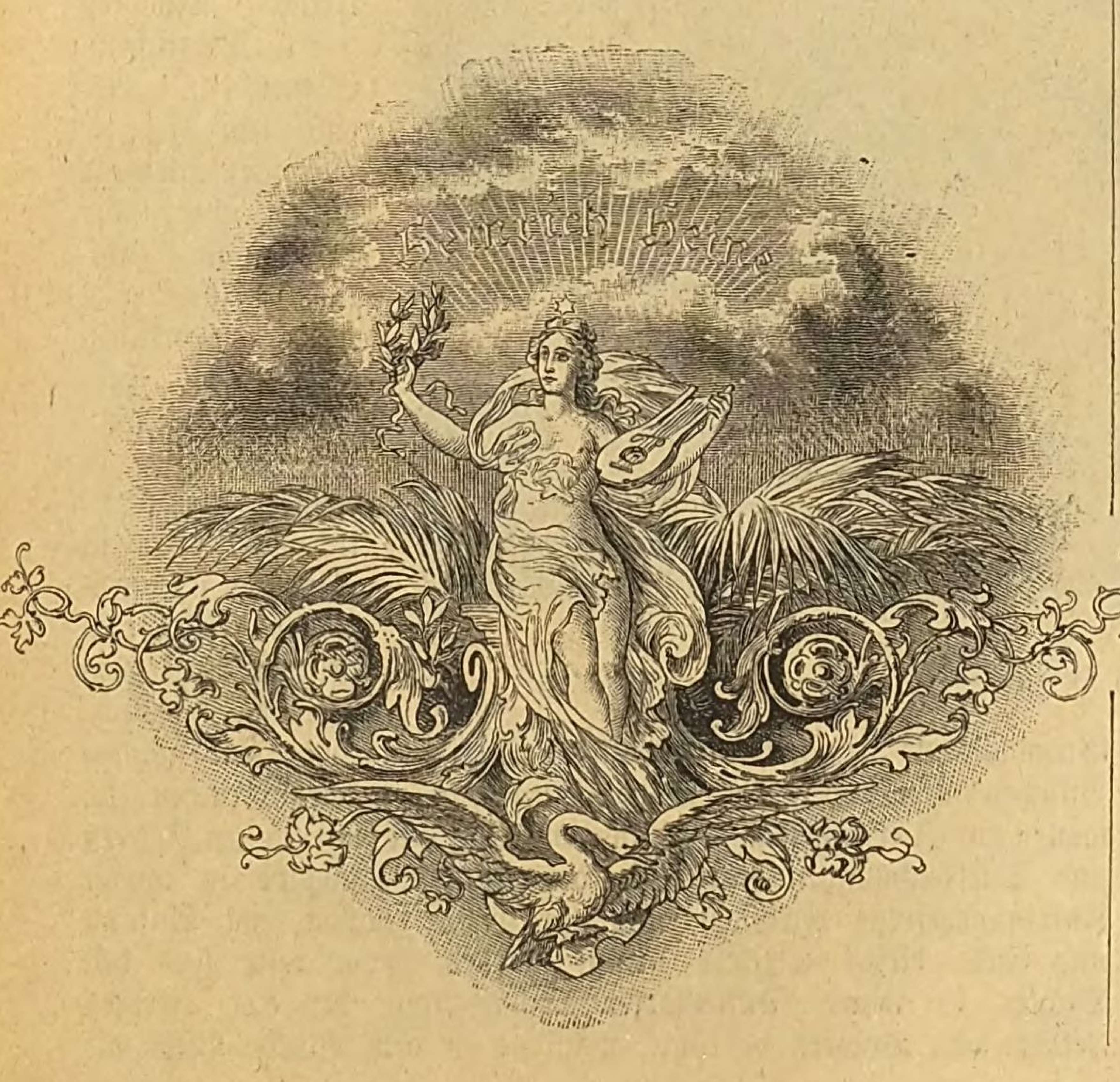
Gegen die Illustration von Dichterwerken ist mancher Einwand erhoben worden, aber die Mehrheit der Nation hat solche Ausschmückung stets gern angenommen. Wie bei allen derartigen Illustrations-Unternehmungen bietet auch in diesem die künstlerische Interpretation nicht einen gemeingiltigen Ausdruck der dichterischen Vorstellung, und so decken sich denn häufig nicht die formbestimmten Gestaltungen des Illustrators mit den Eindrücken des Lesers. Diese Fälle treten besonders in figürlichen Szenen ein. Als eine sehr liebenswürdige Begleitung wird aber der Leser die zahllosen Illustrationen zu den lyrischen Dichtungen hinnehmen; in hübschen Vignetten, in kleinen landschaftlichen Bildern, in Vedouten und graziösen Allegorien gelingt es dem Zeichner, den Grundton und die poetische Intuition festzuhalten. Man muß solchen Bildchen nicht höhere Bedeutung beilegen, als sie beanspruchen; sie wollen nur Zierrath sein. Von solchen ist die auch mit großen Bildern und Titelzeichnungen sehr reich ausgestattete Ausgabe in langer Aufeinanderfolge durchsetzt, und wir bieten davon am Anfang und Ende dieses Artikels einige Proben, deren erste uns den Dichter in seinen Düsseldorfer Schuljahren bei der eifrigen Lektüre von Büchern vorführt, während in dem andern Bilde die

Dichtermuse gebildet ist, wie sie dem zur lichten Höhe Emporgestiegenen den Lorbeerkranz nachreicht.

Die beiden Szenen, welche wir dem Leser bieten, entnehmen wir der dem sechsten, dem Schlußbande der Ausgabe angehängten Biographie des Dichters, welche als eine sehr interessante Beigabe des Werkes anzusehen ist. In dem ersten Bilde ist der Besuch Heines bei Goethe im Jahre 1824 dargestellt. Vom Harz war der Jüngling nach Weimar gepilgert, um Goethe zu sehen. Er sandte an Goethe einen Brief, in dem er erklärte, ihm nur die Hand küssen und dann wieder fortgehen zu wollen, und wurde daraufhin empfangen. Zu verschiedenen Zeiten hat Heine von der Stimmung, die ihn im Angesichte Goethes anwandelte, verschiedene Nachrichten gegeben, und man ist nicht genöthigt, irgend eine dieser Darstellungen für unrecht zu halten, weder die ironische, in der er sich seine eigene Scheu hinwegzuspotten sucht, noch die pietätvolle, die er in den Worten schildert: „Wahrlich, als ich ihn in Weimar besuchte und ihm gegenüberstand, blickte ich unwillkürlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler sähe mit den Blitzen im Schnabel." Die Mischung der Empfindungen entspricht ganz und gar dem Heine'schen Wesen. Von einem Gespräche, das zwischen Goethe und Heine geführt wurde, theilt Maximilian, der Bruder des Letzteren, das folgende Fragment mit: „Womit beschäftigen Sie sich jetzt?" fragte Goethe. — „Mit einem Faust," lautete die rasche Antwort. Goethe soll darauf ein wenig gestutzt und in einem etwas spitzen Tone gefragt haben: „Haben Sie weiter keine Geschäfte in Weimar, Herr Heine?" Heine aber erwiederte angeblich: „Mit meinem Fuße über die Schwelle Eurer Exzellenz sind alle meine Geschäfte in Weimar beendet." Wie es sich nun immer mit den Anekdoten über diese Begegnung verhalten mag, so viel ist gewiß, daß Heine, wenn er schon dann und wann in die politisch begründete Revolution gegen Goethe hineingezogen wurde, doch immer wieder zur aufrichtigen, demüthigen Verehrung des größten deutschen Genius zurückkehrte.

Eine heitere Episode, welche in dieser biographischen Skizze nur flüchtig erwähnt wird, ist die in der dritten Illustration dargestellte Szene. Sie fällt in das Jahr 1827 und hat zum Schauplatz Heidelberg: Mitten unter zechenden Studenten, die ihn feierten, wurde er als Verfasser der „Reisebilder" festgenommen und unwürdig über die Grenze befördert.

Möge diese illustrirte Heine-Ausgabe im deutschen Volke die freundliche Aufnahme finden, die der Schönheit der Zeichnungen, der vortrefflichen Holzschnitt-Ausführung, dem prachtvollen Papier und Druck, kurz, dem Glanz ihres Festkleides entspricht.



Samy's Ehestand.

Eine echt amerikanische Erzählung von Ernst Rügen.

Miß Brown war die Tochter des ebenso reichen wie verwittweten Brokers G. T. Brown. Von ungewöhnlicher Schönheit und Anmuth, zählte sie zu den umworbensten jungen Erbinnen von New-York, doch keiner der zahllosen Anbeter hatte bisher Gnade vor ihren Augen finden können. So wollte es die Mode.

Miß Brown glänzte in allen schönen Künsten, wie es einer jungen Dame aus der vornehmen Gesellschaft zukommt. Sie dichtete, malte, modellirte und musizirte mit gleich verblüffender Gewandtheit, so daß es eben nicht leicht war, zu sagen, wozu sie eigentlich das geringste Talent besaß . . .

Miß Brown befand sich in ihrem luxuriös ausgestatteten Boudoir und betrachtete befriedigt das reizende Aquarell, das sie eben beginnen wollte, als die Thüre aufging und Samy, der schwarze Diener, grinsend den Besuch von Mister Jones meldete.

„Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich Niemanden empfangen mag!" rief Miß Brown leidenschaftlich und stampfte erzürnt mit ihrem allerliebsten Füßchen, wodurch der Neger zur schleunigsten Flucht veranlaßt wurde. Sie hingegen warf den Pinsel ärgerlich bei Seite und griff hastig nach Feder und Papier, um einen erschöpfenden Aufsatz über die soziale Stellung der Frauen in den Vereinigten Staaten zu schreiben. Sie war indeß mit dieser Arbeit kaum zu Ende, als sich neuerdings die Thüre öffnete und diesmal Papa Brown eintrat.

„Mein liebes Kind, ich begreife Dich in der That nicht!" rief er mißmuthig, „eben bin ich dem armen Jones begegnet, der mir sagte, Du hättest ihn abweisen lassen . . . Du weißt, wie sehr ich eine Annäherung zwischen Euch jungen Leuten wünschen würde, es war von jeher mein Lieblingsprojekt, Euch mit einander zu verheirathen."

„Niemals!" kreischte die junge Dame energisch.

„Redensarten," meinte Mr. Brown kopfschüttelnd, denn als tüchtiger Geschäftsmann haßte er alle Uebertreibungen und Redefiguren, „A. Jones ist eine der größten Firmen am Platze und arbeitet sogar mehr als ich."

„Also, ich soll verhandelt werden," stieß das junge Mädchen mit bitterer Ironie hervor, und wächserne Blässe bedeckte ihr Antlitz.

„Von Verhandeln kann hier keine Rede sein," erklärte Papa Brown gereizt, „ich sage blos, daß mir diese Verbindung sehr erwünscht wäre, im Uebrigen jedoch thue was Dir beliebt."

Mit diesen Worten verließ der Broker seine Tochter, welche nunmehr in einen Strom von Thränen ausbrach und sich händeringend gelobte, nimmermehr die Gattin von A. Jones zu werden.

„Nein," rief sie leidenschaftlich, „ich werde mich niemals zu dieser Heirath zwingen lassen! Eher sterben! Aber vielleicht giebt es noch ein anderes Mittel, ich will nachsinnen!" Und den reizenden Kopf in die beringte Hand stützend, dachte sie nach, wie den Schlingen des verhaßten Freiers am sichersten zu entrinnen sei.

Wie ein Blitz schoß ihr der rettende Gedanke durch den Sinn, und nachdem Miß Brown die herrlichen nassen Augen mit einem feinen Battisttüchlein getrocknet hatte, schellte sie die kostbare Tischglocke. „Samy," befahl sie sicheren Tones dem schwarzen Diener, der herbeigeeilt kam, „sobald mein Vater nach dem Klub gegangen ist, hast Du mit dem braunen Coupé vorzufahren. Verstehst Du?"

Samy öffnete den Mund, um etwas zu erwiedern, aber die junge Herrin schnitt ihm ungeduldig das Wort ab, indem sie sprach:

„Lasse Dein einfältiges Geschwätz, gehe jetzt Deiner Wege und thue, wie ich Dir befohlen habe . . . Noch Eins! Die Livrée brauchst Du heute Abend nicht anzulegen, ich habe meine besonderen Gründe."

Mit einem gnädigen Kopfnicken entließ sie den Neger und eilte in ihr Schlafgemach. Ohne die Hilfe der Kammerzofe in

Anspruch zu nehmen, tauschte Miß Brown ihr kokettes Hauskleid gegen eine sehr unscheinbare Straßentoilette um und packte etliche Sächelchen in eine zierliche Reisetasche. Es war mittlerweile Abend geworden, und Mr. Brown mochte bereits nach dem Klub gegangen sein, als die junge Erbin geräuschlos über die Treppe hinabeilte und vollkommen unbemerkt das Haus verließ. Samy war, wie ihm befohlen wurde, mit dem Coupé vorgefahren, und Miß Brown bestieg nun rasch das Gefährt, indem sie dem Kutscher gebot, so schnell wie möglich in der Richtung nach Yonkers zu fahren.

Hei, wie das leichte Gefährt durch die Stadt raste! Bald hatte man die Landstraße erreicht, und die Pferde stürmten vorwärts, als ob sie gar nicht den Boden mit ihren Hufen berührten. Endlich brachte Samy die schweißtriefenden Thiere zum Stehen, denn man war in Yonkers angelangt. Miß Brown sprang mit Grazie aus dem Wagen und bedeutete auch dem Kutscher, vom Bock herunter zu kommen, und als dieser dem Befehle gehorcht hatte, sprach die junge Erbin herrischen Tones:

„Samy, überlasse jetzt die Sorge für die Pferde jemand Anderem, denn Du mußt Dich mit mir trauen lassen."

Der Neger schien betroffen und suchte nach einem Worte der Entgegnung, doch Miß Brown rief ungeduldig:

„Keine Widerrede, Du kommst mit mir."

Samy folgte stillschweigend seiner Herrin, und Beide verschwanden alsbald unter dem Thorwege des Hauses, worin der Pfarrer des Städtchens wohnte. Kaum eine Viertelstunde später erschien Miß Brown, in respektvoller Entfernung von Samy gefolgt, wieder auf der Straße. Niemandem konnte es beifallen, in den Beiden ein neuvermähltes Paar zu vermuthen, welches wenige Minuten zuvor die Hände zum ehelichen Bunde in einander gelegt hatte! Auf den Zügen der jungen Dame lag der Ausdruck von Genugthuung, und ihre Blicke leuchteten bei dem Gedanken, daß sie nunmehr den Schlingen von Mister Jones für immer entgangen war.

Miß Brown lenkte jetzt ihre Schritte nach dem vornehmsten Gasthofe des Städtchens, woselbst sie ein Zimmer verlangte und den Auftrag gab, auch für ihre Equipage und den Kutscher Sorge zu tragen. Die junge Dame ertheilte diese Anordnungen so sicheren Tones, daß man nimmermehr ein aus dem Elternhaus flüchtiges Mädchen in ihr vermuthet hätte; doch als sie sich allein wußte, brach ein Strom von Thränen aus ihren schönen Augen hervor. Miß Brown war derart in Kummer und Verzweiflung aufgelöst, daß sie nicht einmal bemerkte, wie die Thüre aufging und Samy leise eintrat. Dem jungen Ehemanne schien der Schmerz seiner Gattin sehr zu Herzen zu gehen; sein schwarzes Antlitz drückte Betrübniß aus, und auf den Fußspitzen heranschleichend, legte er seine dunkelleuchtende Hand auf ihre Schulter.

Miß Brown that einen unterdrückten Aufschrei. Empört über diese namenlose Dreistigkeit sprang sie auf, und im nächsten Augenblicke starrte Samy der blinkende Lauf eines zierlichen Revolvers entgegen.

„Zurück, Elender, wenn Dir Dein Leben lieb ist!" rief die junge Dame mit entschlossener Miene.

„Nicht schießen!" bat Samy flehentlich und trat Schritt vor Schritt, den Blick unausgesetzt auf die mörderische Waffe gerichtet, den Rückweg nach der Thüre an, durch welche er rasch verschwand. Miß Brown setzte sich jedoch in unbeschreiblicher Aufregung an den Tisch und schrieb mit hastiger Hand:

„Innigstgeliebter Vater!

Erbarme Dich eines namenlos unglücklichen Wesens, welches das Schicksal gezwungen, die Gattin eines schwarzen Kannibalen zu werden. Deine verzweifelnde Tochter."

Das Schreiben wurde ohne Verzug durch einen eigenen Boten nach New-York gesendet, und Miß Brown wartete sehnsüchtig der Erlösung aus ihrer schrecklichen Lage. Wie endlos lang schlich Stunde um Stunde der schlaflosen Nacht dahin! Die junge Erbin war der Verzweiflung nahe, als der Morgen anbrach und noch immer keine Rettung erschien! Da endlich ließ sich Wagengerassel vernehmen, und wenige Augenblicke später lagen sich Vater und Tochter in den Armen. Papa Brown konnte eine gewisse Rührung nicht verbergen, wenngleich er im Verlaufe dieser Szene manches Wort bitteren Vorwurfes fallen ließ.

„Wo ist Dein Mann?" fragte Mr. Brown nach einer Weile.

„Mein Mann?" wiederholte die junge Dame nachdenklich, „er wird wohl bei den Pferden sein."

„Mache Dich einstweilen reisefertig," meinte der Vater, „ich will nach den Pferden sehen, damit wir so rasch wie möglich fortkommen."

Mr. Brown verließ seine Tochter und ging nach den Stallungen des Gasthofes. Samy striegelte eben die Rosse und pfiff dabei leise vor sich hin.

„Elender Mädchenräuber," schrie der Broker von Zorn erfaßt, da er des Burschen ansichtig wurde, und erhob drohend die Faust, um ihn zu züchtigen, doch rechtzeitig fiel ihm ein, daß Samy nunmehr sein Schwiegersohn sei. Er griff daher in die Tasche, nahm eine Cigarre heraus und reichte sie dem Neger, indem er begütigend sagte:

„Rauch mal von diesem Kraute, mein Junge."

Samy grinste freundlich, und Mr. Brown fügte hinzu: „Daß Du mir über die ganze Sache reinen Mund behältst . . . es soll Dein Schaden nicht sein. So, jetzt spanne rasch ein, denn wir wollen gleich nach New-York zurück."

Samy war ein flinker Bursche. Im Nu stand das Gefährt bereit, und Mr. Brown sammt seiner Tochter nahmen darin Platz, während der Schwiegersohn auf den Bock kletterte und lustig mit der Peitsche knallte. Eigentlich dachte er recht wenig über die sonderbaren Wandlungen seines Schicksals nach, sondern freute sich in erster Reihe über die gute Laune seines Herrn. In der That hatte Mr. Brown seinen alten Humor wiedergefunden und befleißigte sich, die ganze Angelegenheit wie eine verunglückte Landpartie aufzufassen, und auch die junge Erbin machte ein fröhlicheres Gesicht, als man nach dem Vorgefallenen hätte erwarten können. So langte man im besten Einvernehmen in New-York an. Samy sollte einstweilen in seiner bisherigen Stellung belassen werden, denn Mr. Brown schien es um seiner Tochter willen angezeigt, jede plötzliche Veränderung zu vermeiden. . . .

Wieder stand Miß Brown entzückt vor dem reizenden Aquarell, das immer noch nicht angefangen war, als Samy in ihr Zimmer eintrat und den Besuch von Mr. Jones meldete.

„Ah, das ist schön," rief die junge Dame freudig aus und eilte dem Besuche entgegen. „Mir that es so leid, daß ich Sie unlängst nicht empfangen konnte!" betheuerte sie treuherzig und nöthigte Mr. Jones, ihr gegenüber Platz zu nehmen, worüber der junge Mann ganz roth vor Vergnügen wurde, denn sicherlich hatte er keine so herzliche Aufnahme erwartet.

Er war ein Mann von feinen Manieren und vornehmem Wesen. Seine elegante Kleidung zeugte von größter Sorgfalt, denn selbst jetzt, da er sich vor der jungen Dame auf die Knie niederließ und ihr seine Liebe gestand, machte der lange Gehrock nicht ein einziges Fältchen. Und Miß Brown? Ihr schönes Antlitz strahlte vor Freude, und aufjauchzenden Herzens gab sie schüchtern das Jawort, worauf sich die beiden Liebenden schluchzend in die Arme sanken.

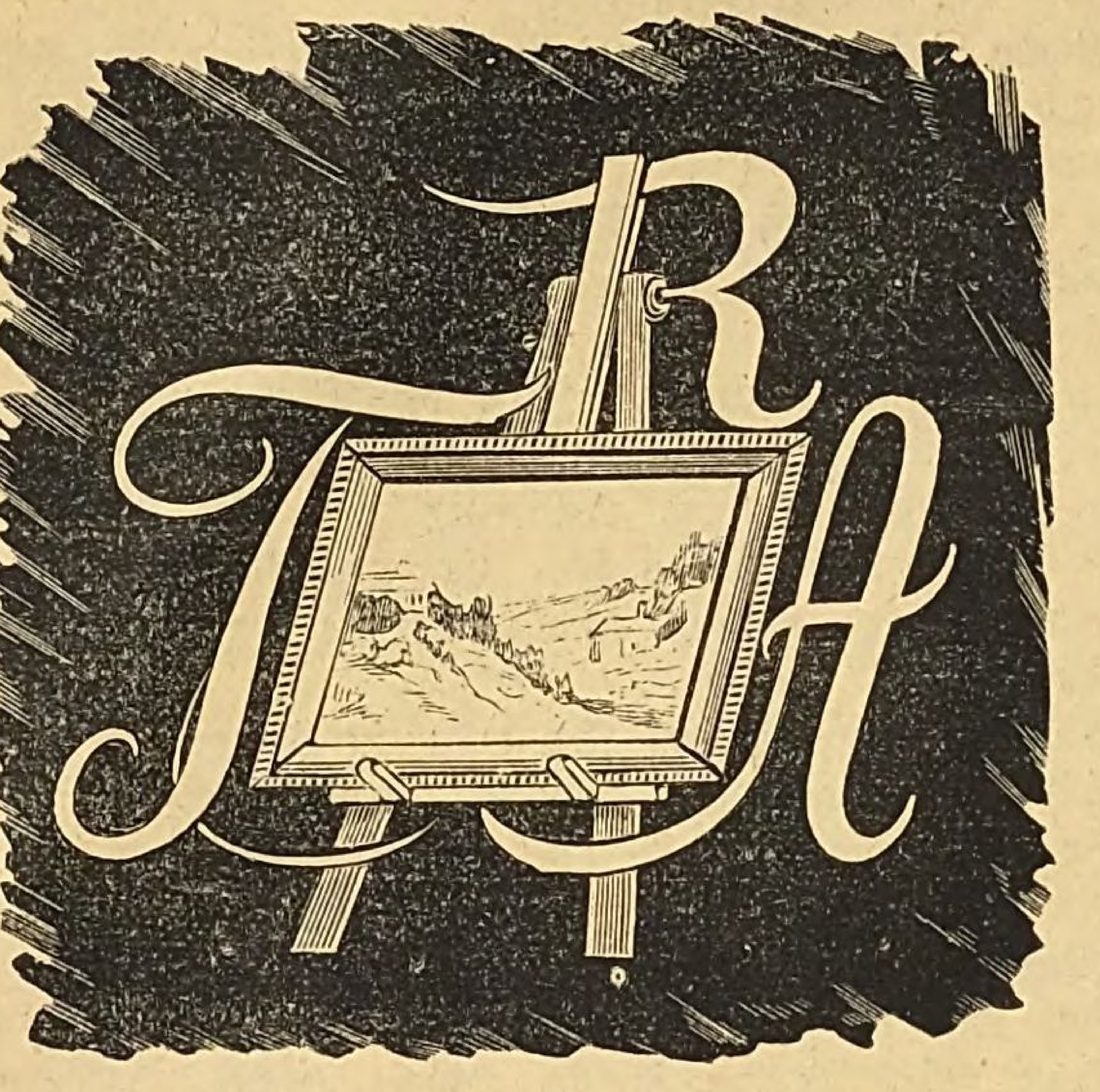
Samy hatte diesen Vorgang durch die halbgeöffnete Thüre mit angesehen. Aus seinen Zügen sprach Erstaunen, aber bald siegte ein besseres Gefühl in seiner Brust, und leise zog der schwarze Ehemann die Thüre zu.

Mr. Jones hatte sich als glücklicher Bräutigam verabschiedet, als die junge Herrin zu Samy sprach: „Morgen lassen wir uns scheiden, verstehst Du!"

Mr. Brown war über dieses fröhliche Ereigniß nicht am wenigsten erstaunt und besorgte ohne Verzug den geschäftlichen Theil desselben. Samy sollte für seine Einwilligung in die Ehescheidung einen wohlassortirten Liqueurladen erhalten. So wußte denn auch Samy, weshalb er eigentlich geheirathet hatte.

Räthsel und Spiele.

Rebus.

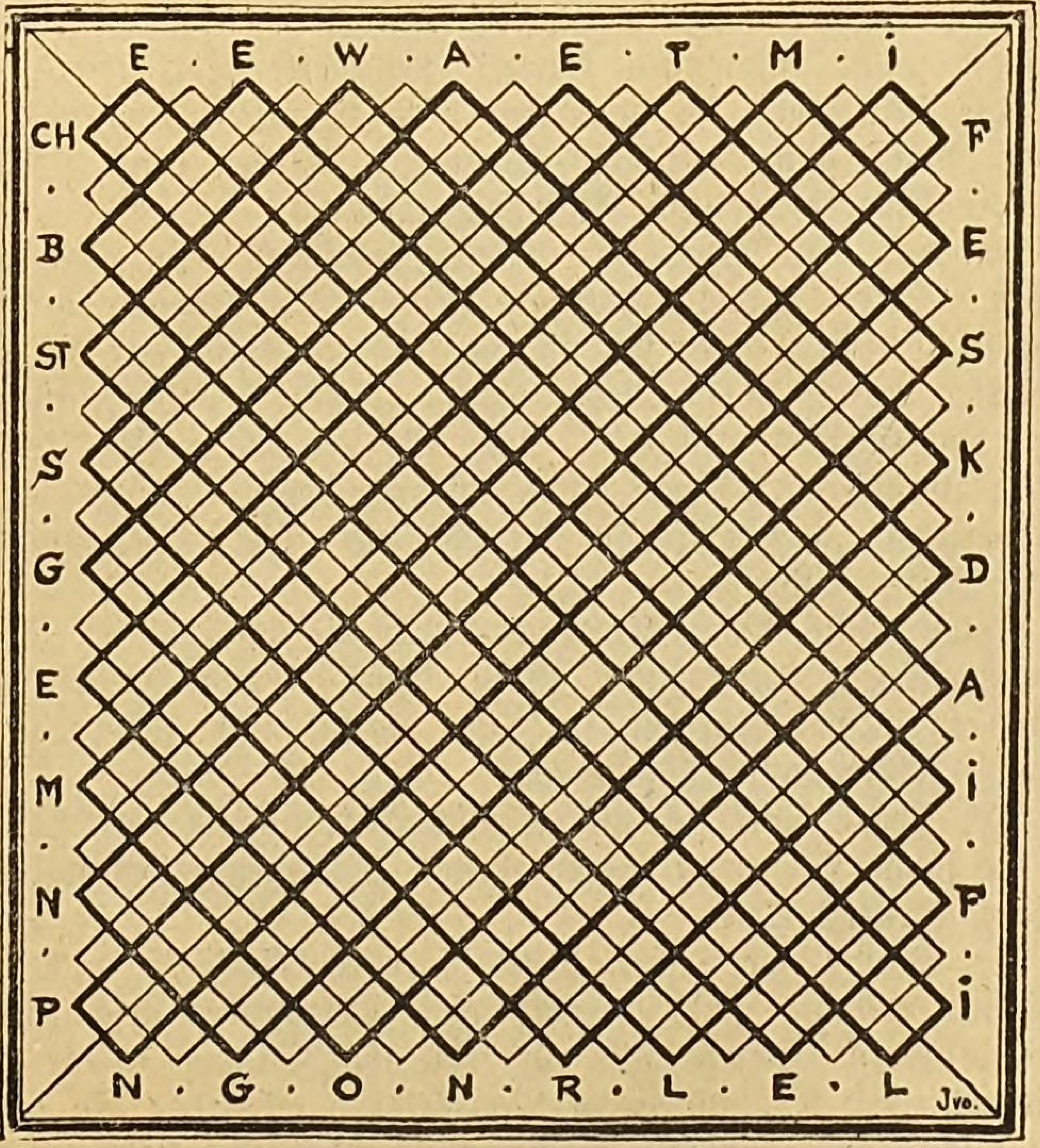


Räthsel.

Lieber Sohn!
Ich schließ' aus Deinen Zweiten,
Daß Du Drei und Vier bist, als sich schickt.
Denn wie könntest Du zu allen Zeiten
So von Ersten-Mangel sein bedrückt,
Würd'st Du öfter in den Büchern wühlen,
Ins Kolleg zu Professoren geh'n?
Ach, die Sehnsucht scheinst Du nicht zu fühlen,
Gleich oft, als das Ganze, sie zu sehn!
Widme, Sohn, Dich mehr der alma mater'
Das erhofft von Dir
mit Gruß
Dein Vater.

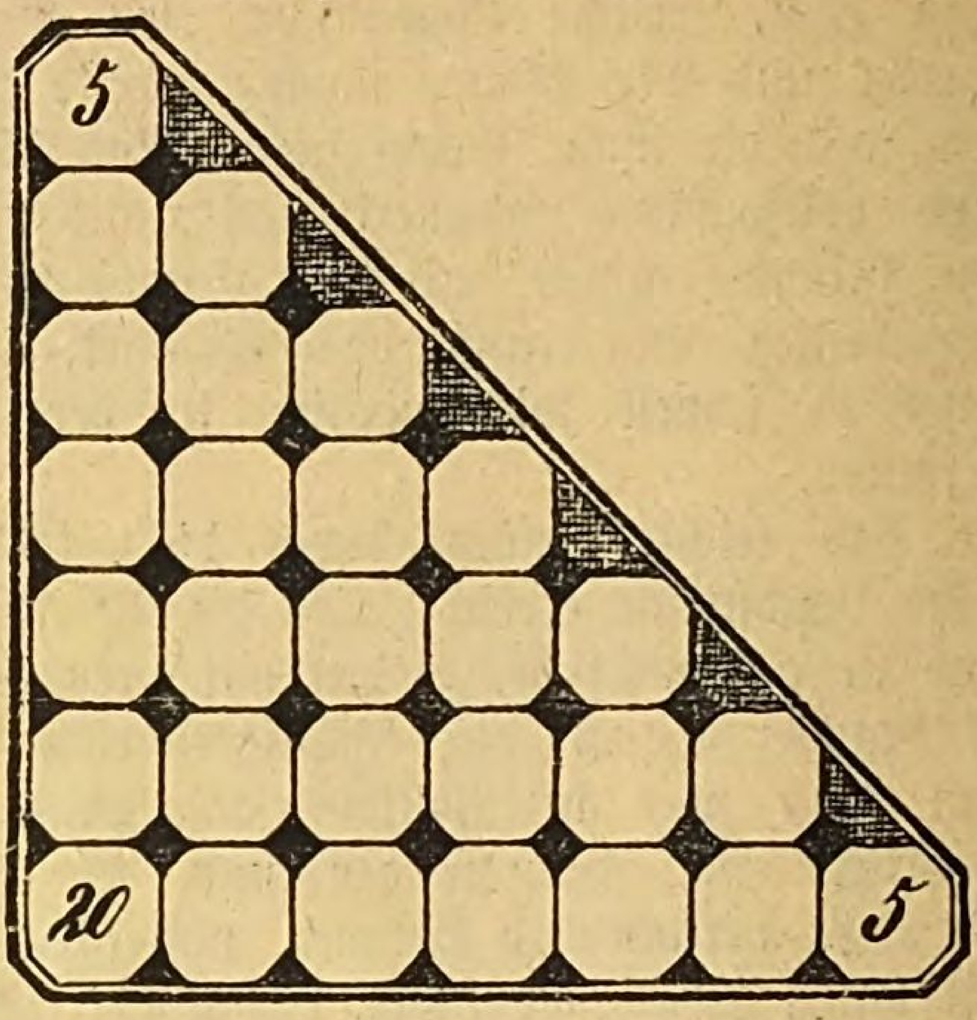
Gordischer Knoten.

Pfingst-Aufgabe.



Welchen Text ergeben die Buchstaben in der richtigen Reihenfolge verbunden?

Zahlen-Räthsel.



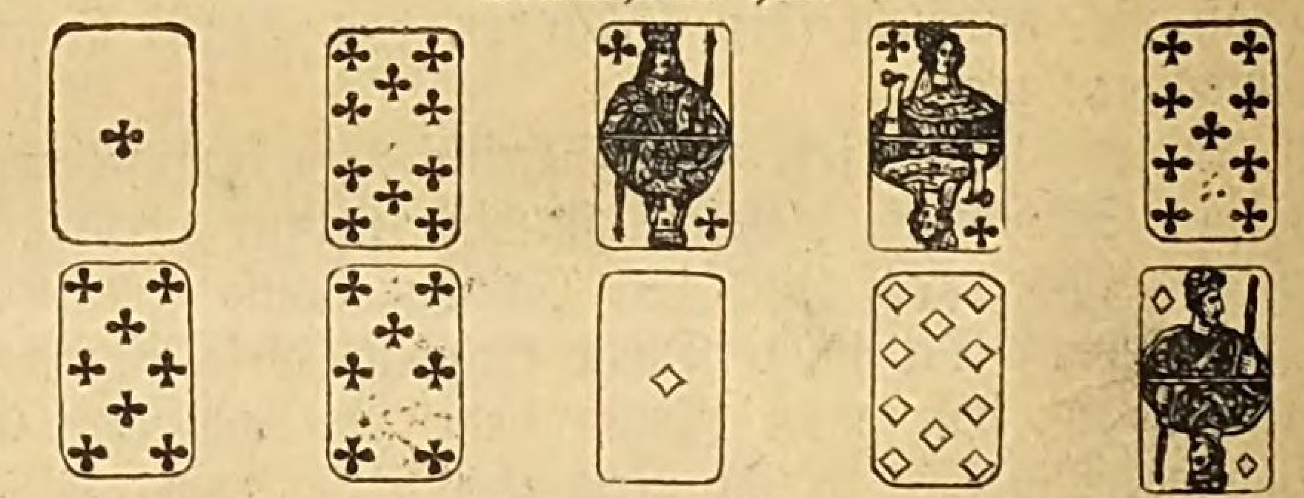
Die Zahlen 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 2 3 3 3 3 4 4 6 7 8 10 10 10 10 17 sind in die Felder der vorstehenden Figur so einzusetzen, daß die Summen der ersten senkrechten und untersten wagerechten, der zweiten senkrechten und der zweiten wagerechten von unten, der dritten senkrechten und der dritten wagerechten Reihe von unten u. s. w. gleich sind. Die Differenz zweier aufeinander folgender Summen beträgt stets fünf. Wie kommen die Zahlen zu stehen?

Auflösung der Räthsel aus Nummer 20.

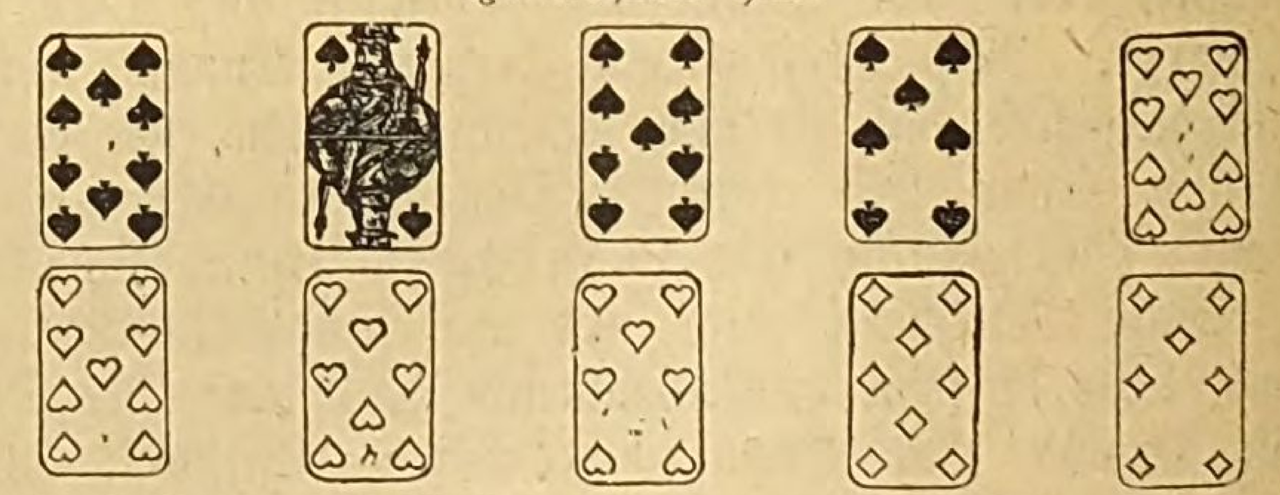
Räthsel. Krone — Doppelkrone.

Skat-Aufgabe.

Mittelhand hat:



Hinterhand hat:



Vorhand kann nach Belieben Coeur oder Pique anspielen, sie muß stets gewinnen, da Hinterhand keine Werthkarte anspielen kann. Das Spiel wird sich also folgendermaßen gestalten:

Vorh.	Mittelh.	Hinterh.	
1. Coeur-As	2. Tresle-Sieben	3. Coeur-Sieben	+ 11
1. Coeur-König	2. Tresle-As	3. Coeur-Zehn	— 25
2. Coeur-Dame	3. Tresle-Acht	1. Coeur-Acht (am besten)	+ 3
1. Pique-Sieben	2. Careau-As	3. Pique-Zehn	— 21
2. Pique-Dame	3. Careau-Zehn	1. Careau-Sieben (am besten)	— 13

Die Aiden haben Alles gemacht, was bei dieser Sitzung hereinzubekommen ist. Denn beim Spiel von Pique-As wird Vorhand erst die Acht ziehen und das Spiel bleibt dasselbe. Zieht Vorhand Pique-As beim ersten Stich, verliert sie das Spiel. Liegt jedoch Careau-Dame nicht im Skat, sondern sitzt in der Hinterhand und wird beim vierten Stich angespielt, kann Vorhand das Spiel nicht gewinnen, die Aiden machen dann auf die eine oder andere Weise 62 Points.

Räthsel. Verlegen.

Rebus. Sächsische Schweiz.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 22 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 27. Mai 1888

Das Rendezvous.

Militär-Humoreske von H. von Trützschler.

Lieutenant von Windhausen war von je ein lustiges Blut; Jung, talentvoll, von der Natur mit einem leichten Sinne versehen, wußte er dem Leben immer die gute Seite abzugewinnen und setzte sich, gab es einmal Widerwärtigkeiten, mit frohem Muthe über dieselben hinweg. Die älteren Herren und Vorgesetzten bemerkten zwar, daß er einen losen Mund habe, aber alle jüngeren Kameraden hatten ihn gern, und Jeder freute sich über das stets fidele Gesicht, den jugendlichen Lebensmuth und gesunden Mutterwitz des jungen Offiziers. Was Wunder daher, wenn es heute beim Frühschoppen allgemein auffiel, daß Windhausen so still in sich gekehrt dasaß! Mehrmals schon hatte er seine Cigarre ausgehen lassen und sie mit einem Zahnstocher vergeblich anzuzünden versucht und einem Kameraden, der ihn gefragt, wie er sich gestern Abend auf dem Sommerballe bei Exzellenz amüsirt habe, hatte er mit einem zerstreuten „Prosit!" geantwortet.

„Windhausen, was fehlt Ihnen?" fragte der Premier-lieutenant Leiner und stärkte sich für diese ungewohnte Anstrengung — denn viel Sprechen war nicht des gemüthlichen dicken Herrn Sache — mit einem kräftigen Schluck; „Windhausen, was ist Dir?" tönte es von den Lippen des hageren Kameraden Zapel, und „Windhausen, reden Sie, antworten Sie!" rief es schließlich durcheinander.

Jedoch keine Antwort erfolgte; statt deren aber erhob sich der von allen Seiten Angeredete, empfahl sich den Herren und verließ, nachdem er die am Tische Sitzenden höflich gegrüßt, schnellen Schrittes das Lokal. Als er hinaus war, fragte Alles verwundert nach dem Grunde dieses sonderbaren Benehmens des sonst stets heiteren Kameraden, aber Keiner konnte dem Anderen offenbar eine Erklärung dafür geben.

Nur Einer, der stumm in der Ecke saß und die Journale durchblätterte, hätte den Fragenden die Ursache zu des Hinausgegangenen räthselhaftem Betragen sagen können, denn er, der beste Freund Windhausens, hatte wohl bemerkt, wie derselbe beim gestrigen Sommerballe kaum von der Seite der niedlichen Tochter Sr. Exzellenz des Herrn Divisions-Kommandeurs gewichen war.

Die Uhr schlug Eins. Die Kameraden erhoben sich und gingen zum Mittagstisch, bei dem heute Lieutenant von Windhausen fehlte.

Das Hauptgespräch während des Mittagessens bildete das gestrige Sommerfest beim Divisions-Kommandeur, zu dem das gesammte Offizierkorps geladen gewesen. Alles sprach seine Verwunderung aus über die große Liebenswürdigkeit und außerordentliche Zuvorkommenheit, die Se. Exzellenz sogar dem jüngsten Sekonde-Lieutenant gegenüber an den Tag gelegt hatte, die man nach dem bisherigen dienstlichen Auftreten des ersten Vorgesetzten in der Garnison in ihm keineswegs vermuthet hatte.

Gegen Ende der Tafel trafen die verschiedenen Parolebücher ein, bei deren Durchlesen sich als allgemein interessirender Hauptpunkt für sämmtliche bei Tische Anwesenden ergab, daß übermorgen eine große Garnison-Feldbienstübung stattfinden werde zu dem Zwecke, den Hauptleuten Kriegthaler und Wegheimer Gelegenheit zu geben, ihre kriegerische Brauchbarkeit als Führer gemischter Truppen nachzuweisen.

Was solch eine Garnison-Feldbienstübung bedeutet, wußten Alle. An ihr nahmen stets die gesammte Infanterie, ein Theil der Feld-Artillerie und der Pioniere der Garnison Theil, bei einer solchen Uebung wurden, ehe die beiden feindlichen Heereskörper aufeinander stießen, stets weitausholende Märsche gemacht, um die Truppen auch in diesem Theile der Kriegsfertigkeit zu üben. Sämmtliche in der Garnison befindlichen Vorgesetzten nahmen als Unparteiische, Kritiker oder Zuschauer regen Antheil an dem überaus instruktiven Exerzitium, und des Herrn Divisions-Kommandeurs — Generallieutenant von Bogenheim, Exzellenz — nur in geringem Maße vorhandene Anspruchslosigkeit in Bezug auf Leistungsfähigkeit der Truppen sorgte allemal dafür, daß die Garnisonübungen ein an Anstrengung, Belehrung und Tadel überaus reiches Allerlei boten.

In dem Parolebuch, welches Lieutenant von Frey erhielt, lag eine Visitenkarte des Kameraden von Windhausen, auf deren Rückseite die wenigen Worte standen:

„Bitte, komme sofort nach Tisch zu mir! Habe Wichtiges mit Dir zu besprechen. B. G.! D. U."

❦

Wenn ein junger lebenslustiger Offizier mit einem Kameraden „Wichtiges" zu besprechen hat, so kann dieses die verschiedentlichsten Dinge betreffen. Entweder handelt es sich bei einer derartigen Unterredung um die durchaus dringend nothwendige Beschaffenheit einer augenblicklich fehlenden Summe Geldes, um die Herstellung eines Croquis, das stets einem ausgearbeiteten Felddienstbericht beizufügen, und zu dessen künstlerischer Ausführung der Referirende nach seiner eigenen Meinung nicht fähig ist, oder es handelt sich um eine Liebesaffaire.

Diese Möglichkeiten machte sich auch Lieutenant von Frey klar, als er den Gang zu dem erbetenen Besuch unternahm; aber so viel er auch hin und wieder erwog, einer von den genannten Fällen konnte nicht Windhausens Beweggrund sein. Geld hatte Letzterer stets, das wußte Frey, denn Windhausen war vermögend, so daß er sich sogar den angenehmen Luxus eines Reitpferdes gestatten konnte, und die Croquis zu seinen Relationen zeichnete jener stets eigenhändig, übrigens hatte derselbe schon seit Wochen seine fällige Felddienstübung nebst Bericht und Allem, was darum- und dranhängt, hinter sich — also war es eine Liebesaffaire.

„Das wird es sein," dachte Frey, indem er die Treppe zur Wohnung seines Freundes emporstieg und gleich darauf an dessen Stubenthüre klopfte. Auf das laut von innen tönende „Herein!" öffnete er und trat in das äußerst wohnlich eingerichtete Zimmer, dessen Inhaber ihn herzlichst willkommen hieß. Bald darauf saß Frey auf dem bequemen Kanapee, den bläulichen Dampf der sofort in Brand gesetzten Cigarre vor sich hinblasend, während Windhausen, eine Cigarette rauchend, sich auf dem Schaukelstuhle lebhaft hin- und herwiegte. Nachdem der eben Angekommene eine Weile stumm dem schaukelnden Kameraden gegenübergesessen, eröffnete dieser die Unterredung.

„Lieber Frey," sagte er, „ich habe Dich zu mir gebeten, um mir in einer wichtigen Angelegenheit Rath von Dir zu erholen. Ich weiß nicht, ob Du es an meinem Benehmen schon gemerkt hast; aber ich kann das Geheimniß nicht länger bei mir behalten: ich bin furchtbar verliebt in . . ."

„Die kleine Bogenheim," ergänzte Frey, so daß Windhausen, doch ein wenig betroffen von der Bestimmtheit der Diagnose seines Freundes, plötzlich mit Schaukeln innehielt.

„Du weißt also," rief er erstaunt, „schon um meine Neigung?"

„Nun, ist dies ein so unerhörtes Wunder?" erwiederte jener. „Glaubst Du, daß ich gestern Abend nicht genügend beobachten konnte, wie Du keinen Augenblick von der Seite der kleinen Grete Bogenheim wichst?"

„Die Sache hat aber ihren Haken," fuhr Windhausen fort. „Wie der alte Bogenheim über das Verloben und Heirathen junger Offiziere denkt, hat er oft genug ausgesprochen. Auch ist Margarethe noch sehr jung, so daß mir von diesem Gesichtspunkte aus doppelte Hindernisse in den Weg gesetzt werden. Dagegen sprechen zwei Umstände zu meinen Gunsten. Der Geldpunkt kommt nicht in Betracht, denn ich trage bei mir, was mich tröstet," dabei klopfte Windhausen vergnügt auf die Stelle seiner Unaussprechlichen, wo normale Menschen gewöhnlich ihr Geld zu tragen pflegen, „und zweitens," fuhr der Sprecher fort, „ist mir Frau von Bogenheim gewogen, denn sonst hätte sie mich wohl gestern schwerlich gebeten, die verschiedenen „kindlichen Spiele", sowie den Kotillon zu arrangiren."

„Ja, Frau von Bogenheim ist eine prächtige Dame, denn:

„So wie meine Schwiegermutter
Giebt's keine zweite mehr,"

tönte es von den Lippen des allzeit sangesfrohen Vis-à-vis.

„Was soll ich nun aber machen, um mir die Gunst meines in Aussicht genommenen Schwiegervaters zu erwerben?" fragte der Verliebte.

„Was Du machen sollst?" erwiederte der Gefragte, „was Du machen sollst? Die Cour sollst Du machen, weiter nichts als die Cour! Hörst Du? Der Tochter die Cour, der Mutter die Cour, dem Vater die Cour, und wenn Dir das Alles nicht genügt, sämmtlichen Freundinnen Deiner Angebeteten dazu, bei welch letzterem diplomatischen Unternehmen ich Dich nebenbei ganz besonders unterstützen werde. Wir arrangiren vorerst eine Partie in den Stadtforst, dann eine Wasserfahrt nach Bolkowitz u. s. w. Bei diesen Vergnügungen mußt Du natürlich in möglichst hohem Maße Deine sämmtlichen geselligen Gaben springen lassen, um Dich bei Deinem „exzellenten" Schwiegervater in günstiges Licht zu setzen, denn daß Du dies bei der Tochter nicht mehr nöthig hast, setze ich natürlich voraus."

„Selbstverständlich weiß Margarethe um meine Gefühle und scheint sie zu billigen, und damit Du siehst, daß meine Liebe erwiedert wird, will ich Dir unter dem Siegel der Verschwiegenheit etwas zeigen." Mit diesen Worten griff der glückliche Geliebte in seine Brusttasche; wer aber malt sein Entsetzen, als er nach langem vergeblichen Suchen die Hand unbeschwert und ledig jeglichen Liebespfandes wieder hervorzog!

„Wo habe ich ihn nur hingethan?" sprang er erschreckt auf, gleich darauf wie toll im Zimmer umherstürmend und überall, im Schreibtische, im Bücherschrank, unter seinen Noten, im Kleiderspinde, kurz an jedem nur denkbaren Fleckchen eine schnelle, aber genaue Durchsuchung vornehmend.

„Wen hast Du verloren? wen suchst Du?" rief Frey, der trotz der sichtlichen Angst des Freundes sich eines leisen Lachens ob dessen komischer Hast nicht erwehren konnte.

„Den Zettel, den Zettel von Margarethens Hand, den sie mir gestern Abend schrieb. Frey, wenn den ein Anderer findet, bin ich, ist sie verloren; hilf mir!"

„Erst mußt Du mir sagen, was es mit dem vermißten Zettel für eine Bewandtniß hat, und was auf demselben steht!" wandte Frey-Pylades sehr richtig ein; „so rede doch!"

Erschöpft setzte sich Windhausen neben ihn aufs Sopha.

„Nun, so höre!" stammelte er. „Ich bin mit Grete weiter gekommen, als ich Dir anfangs gestehen wollte. Schon im letzten Winter habe ich mich ihr bei verschiedenen Gelegenheiten, so namentlich auf dem Eise beim Schlittschuhlaufen, genähert und habe diese Annäherung jetzt, wie ich Dir sagte, mit Erfolg fortgesetzt. Gestern nun faßte ich Muth, dem reizenden Kinde meine Gefühle voll und ganz zu schildern und ihm eine förmliche Liebeserklärung zu machen. Dies geschah gegen den Schluß des Abendessens. Da die Tafel gerade in diesem für mich so entscheidenden Momente aufgehoben wurde und Margarethe wegen des üblichen „Geknixes" nach rechts und links mir keine ausreichende Erwiederung geben konnte, so bedeutete sie mir erröthend mit wenigen Worten, daß sie mir noch im Verlaufe des Festes antworten werde. Bei der großen Chaîne während der letzten Quadrille, als ich eben mit Margarethe zusammentreffe und wir uns beim Passiren die Hände reichen, fühle ich, wie mir ein Zettel in die Hand gedrückt wird. Du kannst Dir denken, wie aufgeregt ich war bis zu dem Moment, wo ich das Papier entfalten würde. Als ich dies endlich nach Beendigung der Quadrille hinter einem entlegenen Bosquet thun konnte, traute ich meinen Augen kaum vor freudigem Schreck. Das muthige Mädchen hatte, einen unbewachten Augenblick benutzend, mir die wenigen, aber vielsagenden Worte geschrieben:

„Rendezvous Dienstag 7½ Uhr. Näheres durch Fanny Ebel."

Darunter stand noch zu meinem Entzücken die Unterschrift:

„Ihre Margarethe."

Du kannst Dir denken, wie froh und glücklich ich darüber war. Und nun! was fange ich jetzt an? Findet in diesem eng zusammengepferchten Festungsneste ein Mitglied unserer Gesellschaftskreise diesen Zettel, so ist unser Geheimniß verrathen, und eine vorzeitige Entdeckung desselben kann unsere rosige Zukunft jählings zerstören."

„Das wäre allerdings sehr traurig. Aber geschehen muß etwas, um vor Allem Margarethe in Kenntniß von dem Verluste des Zettels zu setzen, damit sie auf alle Fälle vorbereitet ist, und um Ersteres thun zu können, werde ich sogleich unter dem Vorwande, wegen der zu veranstaltenden Partie in den Forst Rücksprache nehmen zu wollen, zu den Eltern von Fräulein Ebel gehen. Letztere werde ich bei dieser Gelegenheit wohl einen Augenblick allein sprechen können. Von ihr werde ich zugleich Bestimmtes über das Mittwoch halb acht Uhr beabsichtigte Rendezvous erfahren können und werde Dir dann noch heute Bescheid bringen."

Ohne eine zustimmende Antwort seines niedergeschlagenen Freundes abzuwarten, nahm Frey Hut und Stock — so pflegte sich Windhausen auszudrücken, wenn ein Kamerad zu Mütze und Degen griff — und verließ eiligst das Zimmer.

Als Windhausen allein war, nahm er sofort eine abermalige, genauere Suche nach dem verschwundenen Zettel vor, aber vergebens; das Verlorene wollte sich nirgends finden. Um ihn ganz sicher vor jeglicher Entdeckung aufzubewahren, hatte ihn der Adressat seit gestern Abend stets in der Brusttasche getragen, heute beim Vormittagsdienst im Waffenrock, Mittags beim Frühschoppen im Ueberrock, und als er nach Hause gekommen war, hatte er das Papier — dies wußte Windhausen ganz genau — in die Tasche des Civilrockes gesteckt, den er jetzt, wie stets in seiner Häuslichkeit, trug.

Er klingelte dem Burschen, der sofort erschien; aber Urban, trotz des gut deutsch klingenden Namens ein unverfälschter Pole, konnte auf die an ihn gestellte Frage, ob er etwa im Zimmer einen kleinen beschriebenen Zettel gefunden, und wo er in diesem Falle denselben hingethan habe, nur die nicht mißzuverstehende Antwort geben: „Ich nie weiß nich, Herr Leitmann!" Also auch dies war vergebens, und der betrübte Liebhaber mußte sich nun wohl oder übel in den unwiederbringlichen Verlust des theuren Liebespfandes schicken.

Unterdessen vollführte Frey regelrecht die Mission, die er sich selbst übertragen hatte. Die Eltern des Fräulein Ebel empfingen ihn im Garten und sagten ihm für eine nächstens zu veranstaltende Forstpartie bereitwilligst ihre Theilnahme und Unterstützung zu. Selbstverständlich engagirte der junge Kavalier Fräulein Fanny für das in Aussicht genommene Vergnügen als seine Dame, bei welchem Akt der Galanterie er vollauf Gelegenheit fand, das junge Mädchen mit dem verhängnißvollen Verluste von Margarethens Zettel bekannt zu machen; auch versprach die liebenswürdige Freundin, der Schreiberin desselben noch heute ebenfalls Nachricht von dem Mißgeschick zu geben. Ueber die Frage, betreffend das von Fräulein von Bogenheim Herrn von Windhausen versprochene Rendezvous stellte sich Fräulein Ebel anfangs zwar sehr erstaunt, versprach aber, auch darüber von Grete sich Näheres sagen zu lassen. Morgen, Sonntag Nachmittag werde sie, Fanny, mit ihren Eltern voraussichtlich das Garten-Konzert in den „Plantagen" besuchen, und da werde es ja für Herrn von Frey ein Leichtes sein, sich dort die erwünschte Auskunft für seinen Freund geben zu lassen.

Diese Mittheilungen überbrachte Frey brühwarm seinem ihn erwartenden Kameraden und begab sich dann zu dem von Hauptmann Quaddelmann um sechs Uhr befohlenen Stiefel-Appell, womit zugleich eine Besichtigung des Kasernements — denn es hatte heute, als am Sonnabend-Nachmittag, große Stubenreinigung stattgefunden — verbunden werden sollte, während Windhausen zu Hause blieb. Für den Abend beabsichtigten die beiden jungen Krieger in dem alten Stammlokal von Dolesich zusammenzutreffen.

❦

Se. Exzellenz der Herr Divisions-Kommandant, Generallieutenant von Bogenheim, eine kleine elegante Gestalt mit lebhaften klaren Augen, einem blonden Schnurr- und Backenbart, auf welchen die von Windhausen gebrauchte Bezeichnung „der Alte" gar nicht recht passen wollte, saß am Schreibtisch seines Arbeitskabinets, im ersten Stocke des königlichen Schlosses gelegen, und blätterte aufmerksam in einigen Schriftstücken in Großoktav-Format herum. Es waren dies die Winterarbeiten der Offiziere der Division.

Der General hatte gerade zu seiner großen Befriedigung die Ausarbeitung des Sekonde-Lieutenant von Windhausen durchgelesen und wollte sie, mit einer anerkennenden Bemerkung versehen, eben bei Seite legen, als das Schriftstück, durch einen unwillkürlichen Stoß mit dem Ellenbogen berührt, vom Schreibtisch herniederfiel. Schnell hatte es der General wieder aufgehoben; doch mußte er sich nochmals hinunterbücken, denn er sah einen kleinen Zettel auf dem Fußboden liegen. Sein Auge blieb auf ihm wohlbekannten Züge haften, mit denen der Zettel beschrieben war. Er erkannte die Hand seiner Tochter, und richtig, sie mußte auch die Verfasserin der wenigen Zeilen sein, denn unverkennbar deutlich las der erstaunte General die Worte:

„Rendezvous Dienstag 7½ Uhr. Näheres durch Fanny Ebel.
Ihre Margarethe."

Erregt ging er in dem geräumigen Zimmer hin und her. „Habe ich es mir doch fast gedacht, daß der Windhund, der Windhausen, hinter Margarethe her ist!" murmelte er ärgerlich vor sich hin. „Und wie schnell lehrt doch die Liebe selbst so ein kleines, kaum siebzehnjähriges Mädchen Wege der List und der Heimlichkeit finden! Der glückliche Windhausen!" seufzte er, „wer doch auch noch einmal so jung wäre! Aber kann man es dem jungen Menschen verdenken, wenn er Grete liebt? Denn sie ist ein hübsches, herziges Ding . . . Doch," fuhr er fort, sich in seinen Gedanken unterbrechend, „meint es denn der übermüthige Lieutenant überhaupt ernst? Das Mädchen darf mir vorläufig allein nicht aus dem Haus; werde jetzt 'mal mit der Mutter reden und — dann ein ernstes Wort mit dem unbedachten Kinde." Damit ging der General hinaus.

Was er zu Margarethe gesprochen, was diese geantwortet, was mit der Gattin verhandelt worden, wer kann es wissen? Aber so viel steht fest, daß, als Abends nach sieben Uhr Fräulein Fanny Ebel bei der Freundin erschien, sie letztere mit roth geweinten Augen vorfand, daß Ihre Exzellenz nicht von der Seite der beiden Mädchen wich, und daß, als sich die Besucherin empfahl, die Generalin ernst, aber freundlich zu der sich Verabschiedenden sagte: „Liebe Fanny, Margarethe wird Sie in den nächsten Tagen wohl nicht besuchen und überhaupt wenig ausgehen können, und zwar aus verschiedenen Gründen; aber kommen Sie dafür recht oft zu ihr, wenn es Ihre verehrte Mama erlaubt, denn Sie sind ja doch Gretes beste Freundin!"

❦

Am Abend, als die Kameraden im Restaurant von Dolesich saßen, wurde über die von Frey vorgeschlagene Forstpartie berathen und als Termin für dieselbe der nächste Mittwoch festgesetzt. Bald waren die Rollen vertheilt, d. h. die Herren einigten sich über die Wahl der von ihnen zu engagirenden jungen Damen; Frey hatte, wie schon mitgetheilt, Fräulein Ebel aufgefordert, Windhausen übernahm freiwillig die von Allen wegen der Strenge des betreffenden Vaters etwas gefürchtete Rolle als Kavalier des Fräulein von Bogenheim. Morgen, Sonntag, Mittag sollten die Herren zu den aufzufordernden Damen, resp. deren Eltern oder Vormündern gehen, damit man alles für die Fahrt Nothwendige bis Mittwoch würdig und in Ruhe abmachen könne.

Am nächsten Mittag ging Windhausen ins Schloß, um Ihren Exzellenzen aufzuwarten und die Geliebte seines Herzens zu der besprochenen Partie aufzufordern. Er wurde vom Diener abgefertigt mit dem Bemerken, die Exzellenzen seien ausgegangen.

Das war kurz und bündig.

„Mußt also Dienstag noch 'mal herkommen," reflektirte Windhausen sehr richtig, „denn morgen kannst Du es nicht wegen der großen Garnisonübung."

Ueber das für Dienstag in Aussicht gestellte Rendezvous konnte Windhausen durch Freys Vermittelung auch nichts Genaues erfahren, denn in dem Nachmittags stattfindenden Garten-Konzert, bei dem Fräulein Ebel überhaupt sehr einsilbig erschien, erklärte sie dem letzteren Herrn ganz kurz, sie habe Margarethe bis jetzt noch nicht deswegen sprechen können, sie glaube auch kaum, daß die erwünschte Zusammenkunft zu Stande kommen werde.

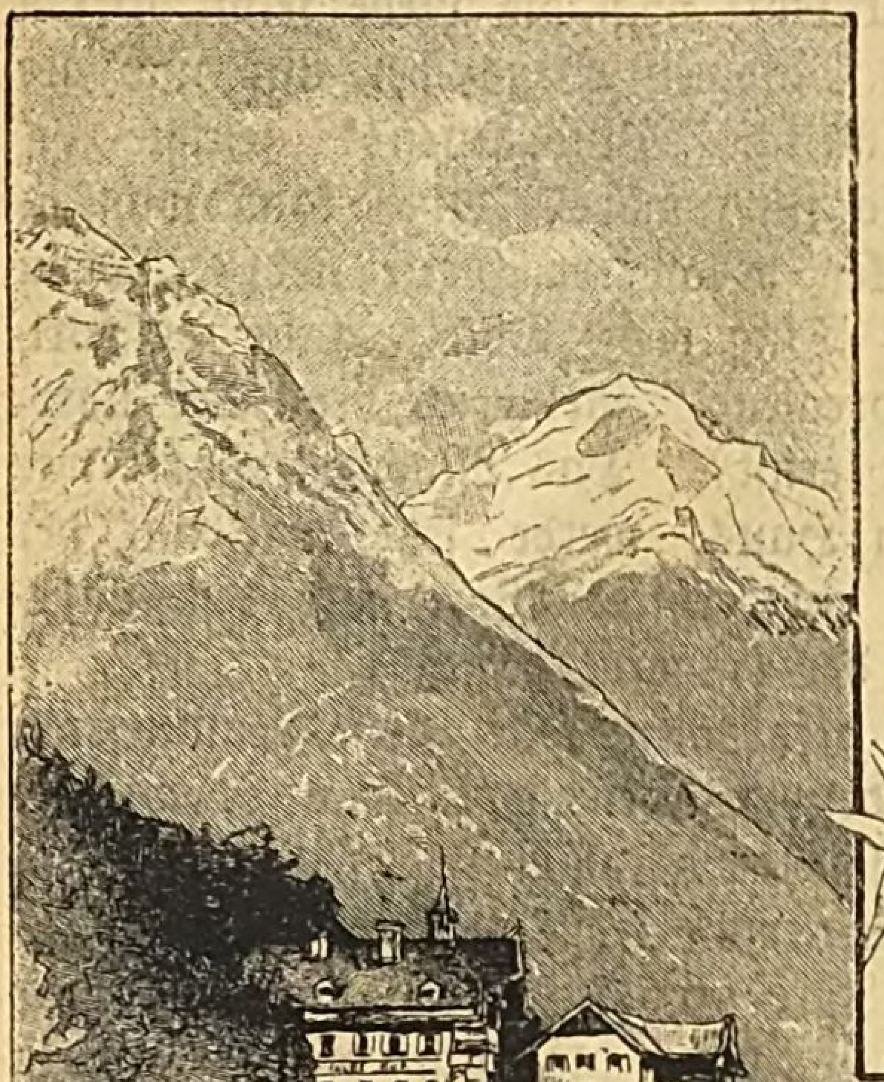
❦

So standen die Dinge für unsern Helden, als er Montag Morgen mit Lieutenant von Frey auf der staubigen Chaussee von der Festung nach dem Dorfe Herrnberg zu marschirte. Die heutige Garnison-Felddienstübung sollte für die daran Betheiligten, sowie für die Zuschauer noch ein ganz besonderes Interesse insofern bieten, als für jedes der beiden Detachements ein Zug der in Kuhleuten garnisonirenden Dragoner-Schwadron hinzugezogen wurde, und um nun mit der Reiterei zusammenzutreffen, mußte besonders das Detachement des Hauptmanns Kriegthaler, zu welchem unsere beiden Freunde glücklicherweise nicht gehörten, einen recht bedeutenden Marsch machen, denn die theuren aierbeinigen Dragonerpferde mußten möglichst geschont und durften der Infanterie nur auf ein Drittel des Weges entgegengeschickt werden.

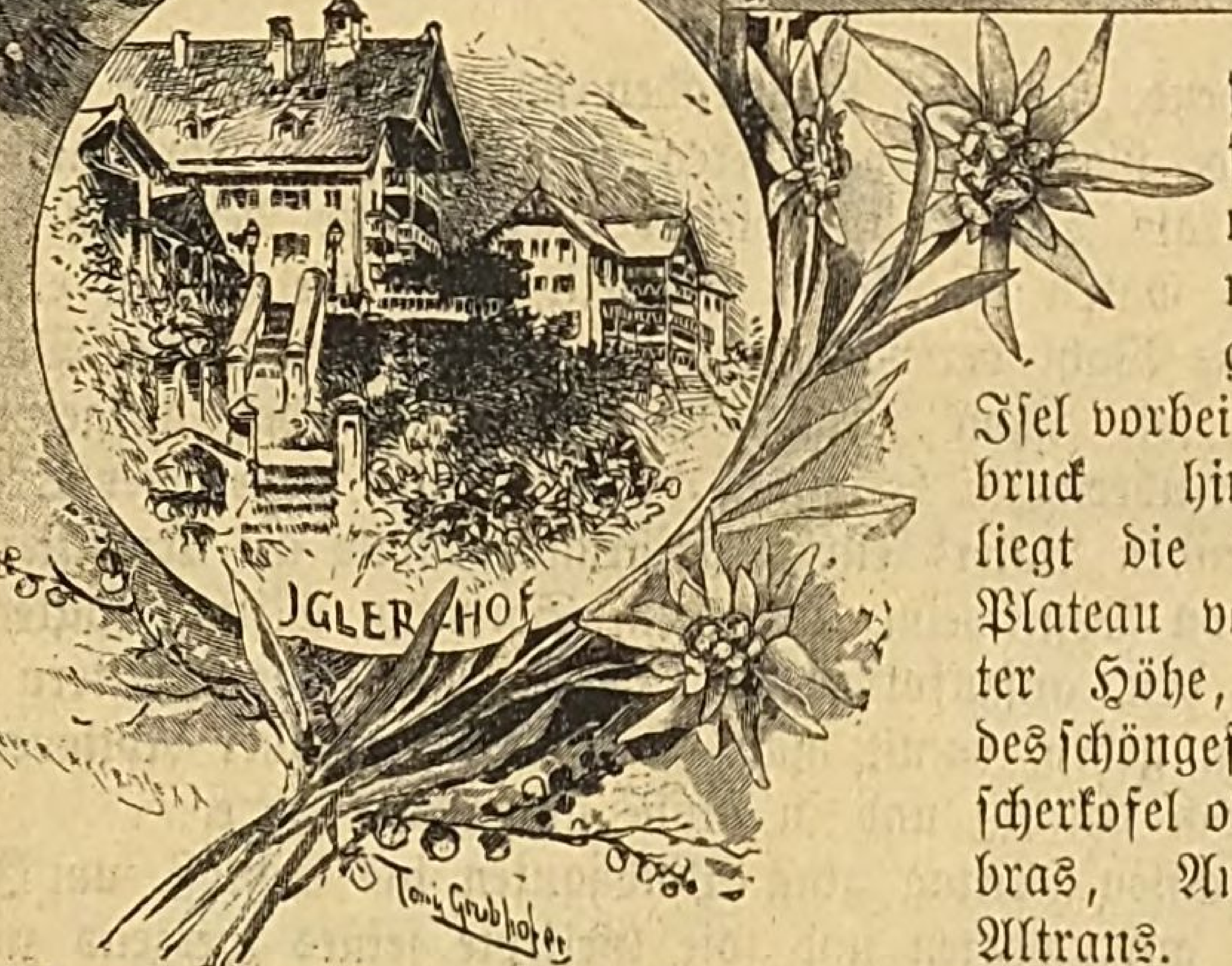
Forts. folgt.

Ein neues Heim für Sommerfrischler.

Von Erich Kiesel.







Eine der lieblichsten und zugleich großartigsten Gegenden, die alle Naturgenüsse in reicher Fülle bietet, welche man von einem Landaufenthalt in den Alpen erwartet, ist unstreitig das Mittelgebirge südlich von Innsbruck, zumal jene Strecke desselben, welche sich östlich vom romantischen Thale der Sill hinzieht. Da, wo sich diese zwischen schroffen Felsen und tannenbewachsenen Abhängen am Berg Isel vorbei nach Innsbruck hinunterstürzt, liegt die Strecke, ein Plateau von 400 Meter Höhe, am Fuße des schöngeformten Patscherkofel oberhalb Ambras, Ampaß und Altrans.

Man gelangt auf jenes bezaubernde Mittelplateau sowohl von Innsbruck wie von Hall aus auf waldigen, abwechslungsreichen Wegen, die stets einen entzückenden Ausblick auf das Innthal mit seinen gesegneten Fluren und schmucken Städten und Flecken, sowie auf die dahinter majestätisch aufragenden Kalkriesen gewähren, während sich, je mehr man die Höhe erreicht, auch die herrlichen Bergformationen dem Auge aufthun, gegen Kufstein hin der wilde Kaiser, die hohe Salve und Andere, sowie auch die des Oberinnthales, im Vordergrund die schroffe Martinswand, dahinter der kegelförmige hohe Mundi, ja selbst der bairische Zugspitz.

Endlich sieht man vor sich den vulkanartig geformten Patscherkofel, links daneben den Glungezer und rechts davon, jenseits der Sill, die gewaltige Steinpyramide der Waldraftspitze, sowie den von Eis und Schnee starrenden Habicht sich aufthürmen.

Nach anderthalbstündigem Marsche durch kühle Wälder und buschige Hecken, sei es von Hall oder sei es von Innsbruck aus, findet man sich plötzlich auf dem bezeichneten Plateau, welches im anmuthigsten Kontrast der geschilderten Alpen-Szenerie, die es umgiebt, das idyllische Bild einer der gesegnetsten Hochebenen Tirols aufrollt.

Weite Kornfelder wechseln mit Wiesen, Bächen und schmucken Dörfern, Alles umsäumt von Wäldern, Bergen und Hügeln. Nirgends ermüdet den Blick eine einförmige Fläche, überall ist der Erdboden gewellt, durchbrochen von kleinen Mulden, Schluchten und Hügeln. Die wundervollsten Schneidungen der Linien, das mannigfachste, blühendste Farbenbild bietet sich ringsum dem Blicke.

In der Mitte dieser paradiesischen Landschaft, wie geschaffen für die Honigmonde eines jungen Ehepaares, liegt, wie das Auge dieser Landschaft, der heiter blickende Lanserseе am Fuße des berühmten Aussichtspunktes der Lanserköpfe, welche ihre nackten Häupter und ihre waldigen Hänge treulich in der glatten Fläche spiegeln, die umgeben von Matten und Büschen, mit Badehütten ausgestattet, zum erquickenden Bade ladet.

Igls, Vill, Lans und Sistrans heißen die je eine halbe Stunde von einander liegenden, traulichen Dörfer, welche als Zielpunkt der mannigfaltigen Ausflüge durch Feld und Wald, in altbürgerlichen Gasthöfen guten Tiroler Wein und schattige Rast im aussichtsreichen Garten bieten.

Weitere Ausflüge lassen sich ringsum von diesen Dörfern aus bei köstlicher Abwechselung der Szenerie ausführen.

Hier sei nur der einstündige Ausflug durch dichten Wald zu dem gastlichen Wallfahrtsort Heiligenwasser erwähnt, der nicht nur das beste Wasser — dem gläubige Gemüther Wunderkraft zuschreiben, und an das sich eine Legende knüpft —, sondern auch guten Wein und Speisen sowie eine herrliche Aussicht auf das ganze Innthal sammt Mittelgebirge gewährt, ferner die ebenfalls höchst lohnende Partie auf den Patscherkofel (den Monte Cavo des Innsbrucker Mittelgebirges), zu welchem Heiligenwasser und Igls ebensoviele Haltepunkte von Innsbruck aus bilden.

Alljährlich tummelt sich ein fröhliches Völkchen Sommerfrischler in der herzerhebenden Gegend, um sich an der köstlichen Luft und Aussicht zu laben und zu erholen.

Es sind vorwiegend Innsbrucker Bürger, Beamte und Professoren, die sich den allerdings fast zu bescheidenen Wohnungsverhältnissen, die diese Dörfer bieten, fügen müssen, jedoch durch Hinauftransportiren von Möbeln sich dieselben einigermaßen leidlich gestalten.

In Folge dieser primitiven Verhältnisse und der derben Beköstigung, welche den Sommerfrischlern hier oben bisher allein zu Gebote standen, konnte sich denn auch ein regeres Leben, vor Allem eine Fremdenkolonie nicht etabliren; denn abgesehen davon, daß die Fremden, welche das Gebirge zur Erholung besuchen, selten so bescheidene Ansprüche in Bezug auf das materielle Leben mit sich bringen, als es die einheimischen Innsbrucker gewöhnt sind, so können sie natürlich auch nicht Tagereisen weit ihre Möbel, wie die Schnecken ihre Häuser, mit sich führen.

Nur einzelne Villen sind außer den Wohnungen in Bauern- und Wirthshäusern zu vermiethen; allein abgesehen von den hohen Preisen, die für diese und jedesmal für die ganze Saison zu erlegen sind, bieten sie doch auch nicht allen Komfort, der einen Landaufenthalt angenehm macht, dagegen mancherlei Uebelstände, die nicht geeignet sind, diesem Mittelgebirge den Ruf des Komforts zu verleihen, wie ihn die Schweizer oder die Salzburger Gebirgsaufenthalte besitzen, obwohl das südliche Mittelgebirge Innsbrucks bei gehöriger Verpflegung gewiß einer der beliebtesten und berühmtesten Sommerfrischorte werden würde.

Bietet er doch auch die Gelegenheit, jederzeit etwaige Bedürfnisse nach geistiger Nahrung, wie Bücher ꝛc. ꝛc. in dem eine Stunde entfernten Innsbruck schnell zu befriedigen, welches jedoch trotz seiner Nähe dieser mitten in Wald und Gebirge versteckten Hochebene gänzlich entrückt ist, so daß kein Blick auf die Prosa des Stadtlebens den vollsten, freiesten Genuß der Natur dort oben stört.

Es ist das Verdienst des Herrn Oberer in Innsbruck, den wunden Punkt dieser entzückenden Gegend, welcher allein das Emporkommen derselben als beliebter Sommeraufenthalt verhindert, nämlich den empfindlichen Mangel an behaglicher Unterkunft und Verpflegung erkannt und abgeschafft zu haben.

Aus Liebe zu seiner Heimath und zu diesem köstlichen Erdenwinkel hat er es unternommen, auch den von fern herreisenden Gästen, welche einige Monate in idyllischer Abgeschiedenheit Wald- und Bergluft einathmen wollen, hier ein trauliches zweites Heim zu bereiten.

Er hat bei seinem Unternehmen keine Kosten gescheut, unbekümmert um den Ertrag, den dasselbe bieten mag, und hat an dem schönsten Punkt, am obersten Ende des Dorfes Igls, ein neues elegantes Hotel im Schweizerstil unter dem Namen „Igler-

hof" erbaut und mit großem Komfort eingerichtet; sowie es ihm auch durch große Mühe gelungen ist, dieses einsam und herrlich gelegene Dorf durch Post und Telegraph mit der Außenwelt zu verbinden.

Das Hotel besitzt an der Ostseite vier große Terrassen, welche sich theilweise auch auf die südliche Seite ausdehnen, mit einer wunderbaren Aussicht auf die herrlichen Wiesen, Wälder und Felder, einerseits zwischen Igls und Lans, andererseits an beiden Abhängen der einige tausend Schritte vom Haus weg sich hinziehenden Sillschlucht.

Das Gebirgspanorama, das wir bereits geschildert, breitet sich hier in unvergleichlicher Majestät ringsum aus.

Vor dem Hotel liegt ein größerer, von schattigen Bäumen besetzter Garten, in welchem sich auf der einen Seite eine große bequeme Gartenlaube, bei gutem Wetter den Speisesaal ersetzend, befindet.

An der Rückseite des Hotels, nur durch die Fahrstraße von diesem getrennt, dehnt sich ein dichter Nadelwald aus, der ununterbrochen sich einerseits bis Patsch und den Patscherkofel hinan, andererseits bis Sistrans ausstreckt und zu mannigfaltigen kühlen Spaziergängen einladet.

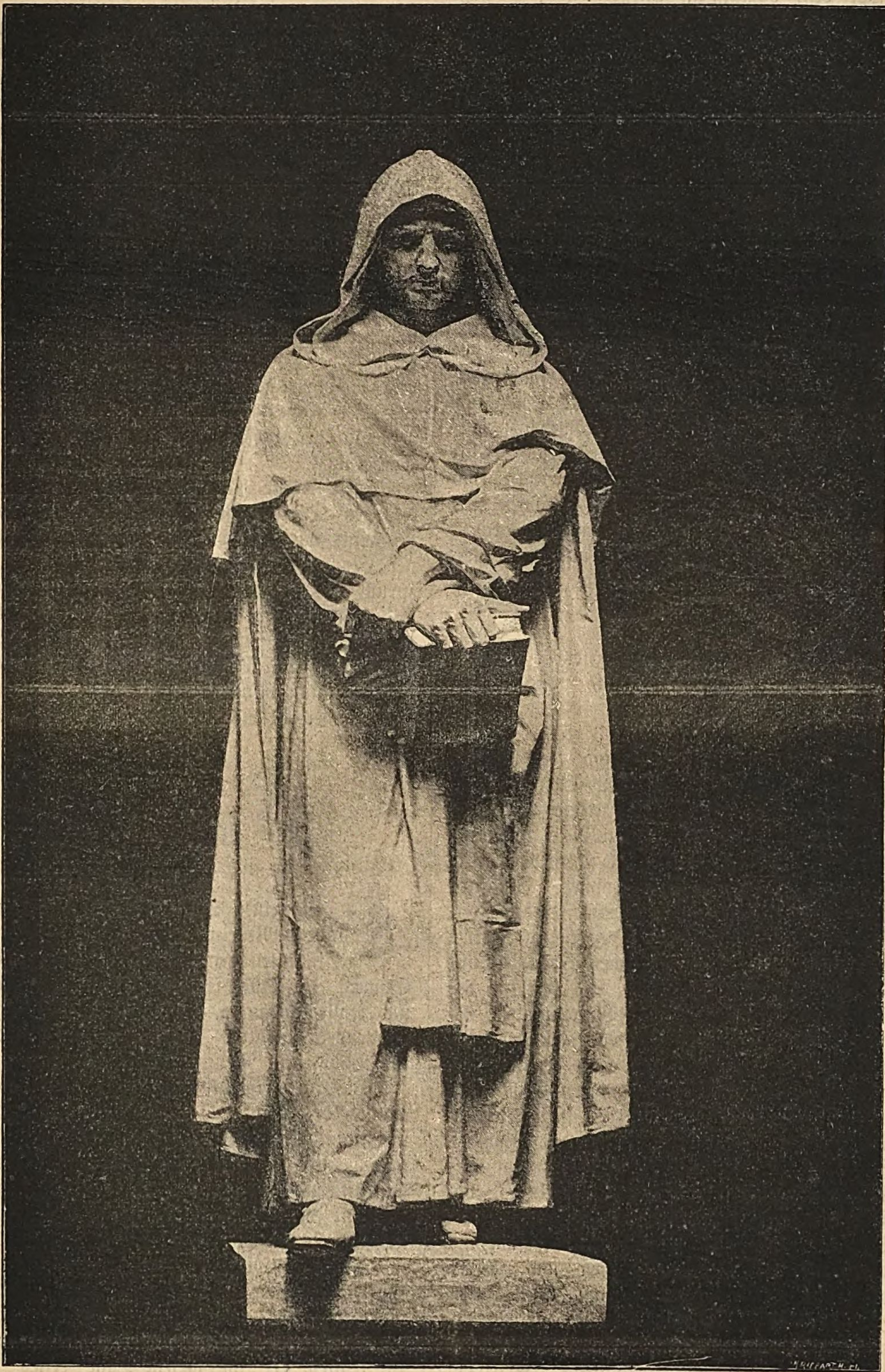
Zahlreiche Ruhebänke und Quellen machen diesen Wald zu ruhigem und außerordentlich angenehmem Aufenthalt den Tag über geeignet.

Das Hotel besitzt vorzügliches Quellwasser, wofür Igls überhaupt berühmt ist, und bietet durch den Besitz einer eigenen Oekonomie eine sehr günstige Gelegenheit für Molkenkur.

Auch kann das Hotel mit wohleingerichteten Wannen-, Soolen-, Moor- und Fichtennadel-Bädern dienen. Ueberdies ist der Lanser-see kaum eine halbe Stunde vom Hotel entfernt, zu dem im Sommer wegen seines erquickenden Bades sowie seines Moorgehaltes zahlreiche Besucher täglich zu kommen pflegen.

Vom Hotel aus stehen den Gästen jederzeit Fahrgelegenheiten nach jeder Richtung zu mäßigen Preisen zur Verfügung.

Igls, durch seine Lage jederzeit auch vor Murr- und Wassergefahr geschützt, wird als schönster und gesündester Punkt in der Alpenwelt für jeden dort gewesenen Fremden immer eine der angenehmsten Erinnerung sein und als erster Gebirgskurort von Tirol nie in Vergessenheit gerathen.



Die Giordano Bruno-Statue in Rom.

Das Giordano Bruno-Denkmal in Rom.

Von

Dr. Hans Barth.

Hierzu die Abbildung.

Es war ein großer Gedanke, den die römische Studentenschaft vor einigen Jahren gefaßt hatte: dem großen Nolaner auf demselben Platze, dem Campo de fiori in Rom, ein Denkmal zu errichten, auf dem er von der Inquisition verbrannt worden war. An die Spitze des Komitees traten sofort die bedeutendsten Männer des Landes: Berti, der Philosoph und Biograph Giordano Brunos, Crispi, damals noch einfacher Deputirter, der Exminister Ruggero Bonghi und zahlreiche andere. Hector Ferrari, der berühmte Bildner des Viktor-Emanuel-Denkmals in Venedig, übernahm den Entwurf und die kostenlose Ausführung des Bruno-Denkmals, dessen Abbildung wir unsern Lesern bieten. Der Philosoph steht da in sinnender, trotziger Haltung, mit energischem, entschlossenem Gesichtsausdruck, der auf den Todesmuth des großen Mannes schließen läßt. In den über einander gekreuzten Händen hält Giordano ein Buch — vielleicht die Bibel. Die Gestalt ist in das Ordensgewand der Dominikaner, denen Bruno einst ange-

hörte, gehüllt. Die Aufstellung des Denkmals sollte, wie ursprünglich geplant war, noch in diesem Jahre stattfinden — seltsamer Weise in einem Jubiläumsjahr der Kirche, wie auch das Jahr 1600, das Todesjahr des unglücklichen Apostels des Pantheismus, ein Jubeljahr gewesen. Allein der klerikale römische Gemeinderath verweigerte fortwährend, und selbst dann noch, als der Ministerpräsident Crispi dem damaligen Bürgermeister, Herzog Torlonia einen diesbezüglichen Wink gab, sich mit der Sache, d. h. mit der vom Bruno-Komitee verlangten Abtretung des Terrains auf dem Campo de fiori auch nur zu befassen. Die Errichtung der Brunostatue wird demnach wohl so lange verzögert werden, bis eine liberale Mehrheit in das Capitol einzieht.

Indem wir hiermit dem Leser eine Abbildung des Monumentes bieten, schließen wir daran unter Anlehnung an eine kürzlich zu Rom gehaltene Rede des Turiner Professors Morselli folgende knappe Darstellung von dem tragischen Ende des überzeugungstreuen Märtyrers.

Der venezianische Patrizier Giovanni Mocenigo war Brunos Judas; er lockte ihn nach der Lagunenstadt und lieferte ihn der Inquisition seiner Stadt aus, die ihn sechs Jahre lang unter den Bleidächern schmachten ließ, um ihn 1598 an die römische Inquisition auszuliefern, die um jeden Preis ihr Opfer wollte. Nach neuer, fast zweijähriger, von der Tortur unzählige Male unterbrochener furchtbarer Kerkerhaft wurde Giordano Bruno am 9. Februar 1600 in den Palast des Santo Ufficio (der Inquisition) geführt, wo in Anwesenheit der Kardinäle das Urtheil verlesen wurde „ut quam clementissime et citra sanguinis effusionem puniretur," daß nämlich Bruno „auf möglichst milde Weise und ohne Vergießen von Blut bestraft werden sollte." Dies war die bei der Inquisition ständige entsetzlich heuchlerische Formel für die Verurtheilung zum Feuertode.

Als das Urtheil verlesen war, rief Bruno seinen Richtern die ewig denkwürdigen Worte zu: „Ihr, die Ihr mich richtet, zittert angesichts dieses Urtheils vielleicht mehr als ich, dem es gilt." Am Morgen des 17. Februar 1600 sollte — als Karnevalsvergnügen für das römische Volk und die fremden Pilger — die Hinrichtung stattfinden. Auf den Karneval verlegten die Päpste bekanntlich mit Vorliebe derartige das Volk und die hohen Klassen gleich unterhaltende Schauspiele. Wurden doch selbst noch unter Pius IX. während des Karnevals Hinrichtungen und öffentliche Züchtigungen vorgenommen. Inmitten des Campo de fiori (Blumenmarkts) war der Scheiterhaufen errichtet, von festlich geschmückten Tribünen für den hohen Klerus, den Damen und der Nobilität umgeben. Zwischen Tribünen und Scheiterhaufen trieb sich die Plebs umher. Als Bruno den Scheiterhaufen bestiegen, — ein san benito (Büßermantel) mit Teufeln bemalt, umhüllte ihn, und die Zunge war ihm gebunden — wurde das Urtheil verlesen, dann übergoß man dem unglücklichen Opfer Haar und Kleider mit leicht brennbaren Substanzen und zündete den Holzhaufen an. Selbst unter den fürchterlichsten und anhaltenden Qualen des langsamen Feuertodes bewahrte Bruno seinen Muth, indem er das Cruzifix, dies grausam mißbrauchte Symbol des Friedens und der Liebe zurückwies, das man ihm zum Kusse reichte. Während des entsetzlichen Schauspiels herrschte auf den Tribünen, wie in der Menge, eitel Freude und Ausgelassenheit, man trank und aß im Freien und weidete sich zugleich — wie die Vorfahren dereinst am Gladiatorenkampf im Circus — an dem allmäligen Tode des gefürchteten Ketzers.

Die Asche des „heretreus pravus. impenitens, pertinax" (des schlechten, unbußfertigen, halsstarrigen Ketzers) wurde in alle vier Winde gestreut. Mit der Asche des Todten flogen aber auch die Gedanken als lebendige Worte in alle Welt hinaus und bereiteten die große und glänzende Sühne vor, mit der das junge Italien, und ihm voran die Edelsten der Nation, die Schuld der Väter tilgen wird.

Dichtung und Wahrheit in Fritz Reuters Gestalten.

Von Gustav Raatz.

XIX. Das Urbild der „Bäcker Schultsch."

Diese dreiundsechzigjährige und in „Dörchläuchting" geschilderte Bäckerfrau zu Neubrandenburg ist und bleibt trotz ihres resoluten Wesens und ihrer Mundgewandtheit eine in ihrer Art recht interessante Person. Es ist nicht Hartherzigkeit und Eigennutz, der aus ihr spricht, ganz und gar nicht; denn sie ist aus Grund des Herzens die Gutmüthigkeit selbst — aber ihr angeborenes Temperament, über das sie sich selbst zu ärgern scheint! So gesteht sie es freiwillig ein: „Mi löppt ümmer glik de Lus äwer de Lewer, un Krischan (ihr Mann) seggt: Du kannst hunnert Johr olt warden, Du wardst doch nich anners, seggt hei." Nicht unabsichtlich hat Reuter sie mit Dörchläuchting des Oefteren in Verkehr gesetzt, eben weil er an ihr die kaum zu beschreibenden Geldverlegenheiten und dazu kleinlichster Art am besten und wirksamsten darlegen konnte, und die Szenen, da die Frau die Brod- und Semmelrechnungen und auch noch vom vorigen Jahre her endlich beglichen haben möchte unter Androhung von Entziehung der täglichen Lieferungen gehören mit zu den drolligsten in der Erzählung.

Diese Figur hat Reuter auch nicht erfunden; sie leibte und lebte zu Dörchläuchtings Zeit in Neubrandenburg, und es ist historisch, daß sie die Backwaaren für den Hofhalt lieferte, daß der Herzog den Kredit bei ihr sorglos und umfänglich in Anspruch nahm, und sie ihm solchen Kredit endlich in sehr energischer Weise und ganz in Uebereinstimmung mit der Dichtung aufkündigte. Sie wohnte in einem eigenen Hause am Marktplatze dem Palais Dörchläuchtings gegenüber. — Es bleibt zu bedauern, daß sich nicht nähere Angaben über Frau Schulz haben beibringen lassen; aber vielleicht verhilft dieser Wink dazu.

Der fatale Einunddreißigste.

Von Martin Drescher.

Es giebt einen Tag im Monat — nicht in allen, aber leider in der Mehrzahl derselben — welcher Bußtag des deutschen Studenten genannt werden müßte; denn an ihm büßt der Student für alle seine zahllosen Untugenden, für Frühschoppen und Kollegschwänzen, für nächtliche Gesangs-Uebungen, um einen schonenden Ausdruck zu wählen, wie für die sündhaften Genüsse des Pauk- und Mensurbodens.

Dieser Tag ist der Einunddreißigste; er wird dem Studenten stets ein Tag des Greuels bleiben, ein Tag ohne Existenzberechtigung, der wie nichts Anderes die Jämmerlichkeit aller irdischen Einrichtungen predigt, und der selbst ihn in die sonst unbekannten Sümpfe des moralischen Jammers stürzt. Die Frage, wie verbringt der Student den Einunddreißigsten auf eine ebenso angenehme wie nützliche Weise, wird nie gelöst werden.

Theobald Obenhin, nach seinem Testirbuch zu schließen im fünften Semester der Rechtswissenschaft beflissen, kam ihrer Lösung vielleicht nahe. Er pflegte an dem Unglückstage bis gegen zwölf Uhr im Bette sich herumzuwälzen und dann seinen Kaffee zu trinken, der an diesem Tage erstes und zweites Frühstück, Mittagessen, Dämmerschoppen und Abendbrod in sich vereinigte. Am Nachmittag schlenderte er durch die Straßen und Anlagen und überlegte dabei, wie prächtig er im nächsten Monat mit seinem Wechsel haushalten, wie gewissenhaft er seine Zeit zwischen eifrigem Studium und karger Erholung theilen wollte. Der Abend fand ihn frühzeitig wieder im Bette, umgaukelt von dem holden Gedanken, daß mit dem kommenden Tag auch die Morgenröthe einer besseren Zukunft anbrechen würde.

So lag Theobald seinem Programm getreu auch am

31. Mai, einem gar herrlichen Frühlingstage, gegen Mittag noch auf seiner Lagerstatt, als seine Wirthin mit ihrer gewöhnlichen mürrischen Miene, welche nun einmal von der Zimmervermietherin in Berlin unzertrennbar ist, erschien, ihm den Kaffee brachte und zugleich eine Karte überreichte, die der Postbote am Morgen abgegeben hatte. Mechanisch griff Theobald nach derselben; im nächsten Augenblick aber verzog er den nicht gerade kleinen Mund zu gewaltigem Gelächter, und ein lautes „Gerettet" entfloh dem Gehege seiner Zähne. Die Karte lautete:

Lieber Neffe!

Auf der Reise nach H. begriffen, komme ich um ein Uhr auf dem Z. Bahnhof an; ich habe dort eine halbe Stunde Aufenthalt und hoffe, diese mit Dir verplaudern zu können.

Tante Agathe."

Im Augenblick war der liebe Neffe aus dem Bett und in die Kleider gefahren. Tante Agathe kam, die brave Tante, die seinen Bitten niemals hatte widerstehen können, die trotz der fünfundvierzig Lenze, die sie hatte kommen und schwinden sehen, für studentisches Leben und Treiben ein warmes Herz sich bewahrt hatte und noch heute mit schwärmerischer Andacht von dem liebenswürdigen Theologen sprach, der sie sicher zu seiner Pastorin gemacht hätte, wenn nicht die schnöde Grausamkeit des Vaters ihn, nachdem er zweimal durchs Examen gefallen — letzteres pflegte Tantchen übrigens aus Zartgefühl zu verschweigen — gezwungen hätte, die väterliche Brauerei zu übernehmen und das dumme, unreife Ding von Bäckertochter zu heirathen.

Tante Agathe kam, und Theobald war befreit, befreit von all seiner Sorge um den Mammon. Schon überlegte er, während er eiligst auf die Straße stürzte, wie die zwanzig Mark, denn um eine geringere Summe konnte er anstandshalber die Tante unmöglich angehen, am würdigsten zu verwerthen wären. Da plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen.

Sein Blick war auf den Regulator im Laden eines Uhrmachers gefallen — es war ein Uhr! Er wußte es, auch wenn er hastig weiter eilte, würde er mehr als eine halbe Stunde gebrauchen, den Bahnhof zu erreichen, und um halb Zwei fuhr Tante Agathe und mit ihr entschwand auf immer das Zwanzigmarkstück.

Er war verloren, vernichtet. Ade du herrliche Aussicht auf schäumendes Löwenbräu, fahr wohl Cotelette mit Spargel! Wieder einmal das Lied von der häßlichen Einrichtung! Jetzt hieß es weiter dulden, weiter fasten, bis der nächste Morgen kam.

Doch nein, sein Stern ließ ihn nicht untergehen. Eben brauste die Pferdebahn heran, und zur rechten Zeit erinnerte sich Theobald, daß er ja noch einen Groschen besäße, den letzten der Mohikaner, den er in abergläubischer Scheu durch alle Stürme zu retten pflegte und der nun, ein wahrer Heckgroschen, ihm goldenen Segen bringen sollte.

Mit einem kühnen Sprunge hatte er den Perron der Bahn erklommen, ein Billet gelöst, und mit Triumphator-Miene schritt er in das Innere des Wagens, wo er sich graziös zwei jungen Damen gegenüber niederließ, die erröthend die hübschen Köpfe wandten, als er sie mit der ihm eigenen liebenswürdigen Ungenirtheit zu mustern begann.

Er war, wie alle Jünglinge seines Alters, von seiner Unwiderstehlichkeit sattsam überzeugt, und beschloß, die beiden Kleinen durch ein Gespräch zu beglücken, das ihn in seinem gewohnten Glanz als liebenswürdigen Schwerenöther zeigen sollte.

„Mein Fräulein," begann er daher, zu der größeren der Damen gewendet, deren frisches, munteres Gesicht ihn unwillkürlich an seine Sekundanerliebe erinnerte; „mein Fräulein," hier stockte er, denn er, Theobald Obenhin, konnte doch unmöglich mit einer banalen Phrase über das Wetter anfangen und suchte nach einem geistreichen Anknüpfungspunkt, während die beiden Damen, die noch dem holden Backfisch-Alter angehörten, sich kichernd verstohlen anstießen.

„Darf ich um die Billets bitten?" ertönte in demselben Augenblick, als er das Gespräch von Neuem mit einer tiefsinnigen Bemerkung über die Veredelung durch die Kunst — die eine Dame trug eine Musikmappe — eröffnen wollte, eine freundliche Stimme neben ihm. Es war der kontrolirende Beamte der Bahn.

Hastig griff Theobald in die kleine Seitentasche des Jaquets, in der er die Fahrscheine zu bergen pflegte. Sie war leer. Eine Untersuchung der übrigen Taschen ergab dasselbe verblüffende Resultat. Das Billet war nicht aufzufinden, und er wußte doch ganz genau, daß er es nach alter Gewohnheit eingesteckt hatte.

„Entschuldigen Sie einen Augenblick," wandte er sich ärgerlich an den Beamten; „ich muß es verlegt haben, ich werde es sofort finden und Ihnen dann übergeben."

Der Beamte nickte und wandte sich zu den übrigen Insassen des Wagens. Theobald begab sich von Neuem auf die Suche; mit fieberhafter Eile kramte er in allen Taschen umher. Vergebens! Das Einzige, was er zu Tage förderte, war der Pfandschein für den Winterüberzieher, der konnte ihn nicht retten. Sein Gesicht nahm einen immer weniger geistreichen Ausdruck an, und die jungen Damen waren gefühllos genug, über seine Verlegenheit sich offen zu freuen.

„Nun," begann der Beamte, der die Kontrole beendet hatte, „haben Sie den Schein jetzt gefunden?"

„Nein!" rief Theobald unwirsch, „aber fragen Sie den Kondukteur, der wird bestätigen, daß ich bezahlt habe."

„Das ist möglich; jetzt aber sind Sie nicht im Besitze eines Billets, und da muß ich Sie schon bitten, ein solches nachzulösen, es kostet ja nur zehn Pfennige."

Nur zehn Pfennige, Hohngelächter der Hölle! Zehn Pfennige am Einunddreißigsten.

„Niemals," schrie Theobald und versuchte eine imponirende Haltung anzunehmen, indem er wie Napoleon die Arme über die Brust verschränkte, „niemals, ich bezahle nicht zweimal!"

„So muß ich Sie schon bitten, den Wagen zu verlassen," lautete die kühle Entgegnung.

„Aber dann bekomme ich ja nicht die zwanzig Mark von Tante Agathe," stotterte der Aermste unwillkürlich mit so entsetzten Mienen, daß die jungen Damen nicht länger an sich hielten und Beide hellauf lachten.

Dieses Lachen brachte Theobald zum Bewußtsein seiner studentischen Würde zurück. Mit dem Blick jenes alten Römers, der seine Söhne dem Vaterlande opferte, wankte er zur Pferdebahn hinaus, ein halblautes „alberne Gänse" als Abschiedsgruß hinterlassend, um auf der Straße wiederum den Kampf mit des Schicksals tückischen Mächten aufzunehmen.

Endlich erreichte er keuchend und total erschöpft den Bahnhof; wie ein Berauschter stolperte er die Treppe hinauf und stand athemlos vor dem Zuge, gerade als das Zeichen zur Abfahrt gegeben wurde.

An einem der letzten Fenster im Kupee dritter Klasse tauchte unter riesiger Haube der Kopf einer etwas angejahrten Dame auf, die sorgfältig über den Perron spähte, als erwarte sie einen lieben Bekannten.

Es war Tante Agathe. In dem Augenblick, als der Zug sich in Bewegung setzte, erkannte sie den Neffen. Der gute Junge, dachte sie, er hat gewiß das Kolleg nicht versäumen wollen, nun ist er trotz aller Eile zu spät gekommen und gerührt warf sie ihm eine zärtliche Kußhand zu.

Theobald aber stand anfangs da, wie Niobe in todten Stein verwandelt. Dann aber krampften sich seine Hände unwillkürlich in den Taschen zusammen, als wollten sie dieselben zerreißen. Dabei fühlte er im Unterfutter der rechten Tasche, die schon seit langer Zeit einer ausbessernden Hand bedurfte, ein Etwas rascheln und knistern. Ahnungsvoll zog er es heraus — es war das Pferdebahn-Billet, das sich tief unten im Futter, als er es achtlos eingesteckt, verborgen hatte und bei dem hastigen Suchen dort nicht gefunden wurde.

Mit einem beängstigenden Lachen zerriß er es und stürmte davon, dem Thiergarten zu, wo der Frühling in seiner ganzen Pracht und Schöne eingezogen war. Theobald aber hatte kein Auge für die prächtigen Blumenbeete, kein Ohr für den hellen Lerchenjubel. In sein Herz war der bekannte Reif gefallen, Hunger und Wuth waren seine unheimlichen Begleiter, und er fing an, ernsthaft nachzudenken über die Berechtigung der Lehren des Kommunismus.

Räthsel und Spiele.

Räthsel.

Ich bin als Gast dabei. Die mir es reichen,
Die sind es selbst, vermehrt nur um ein Zeichen.

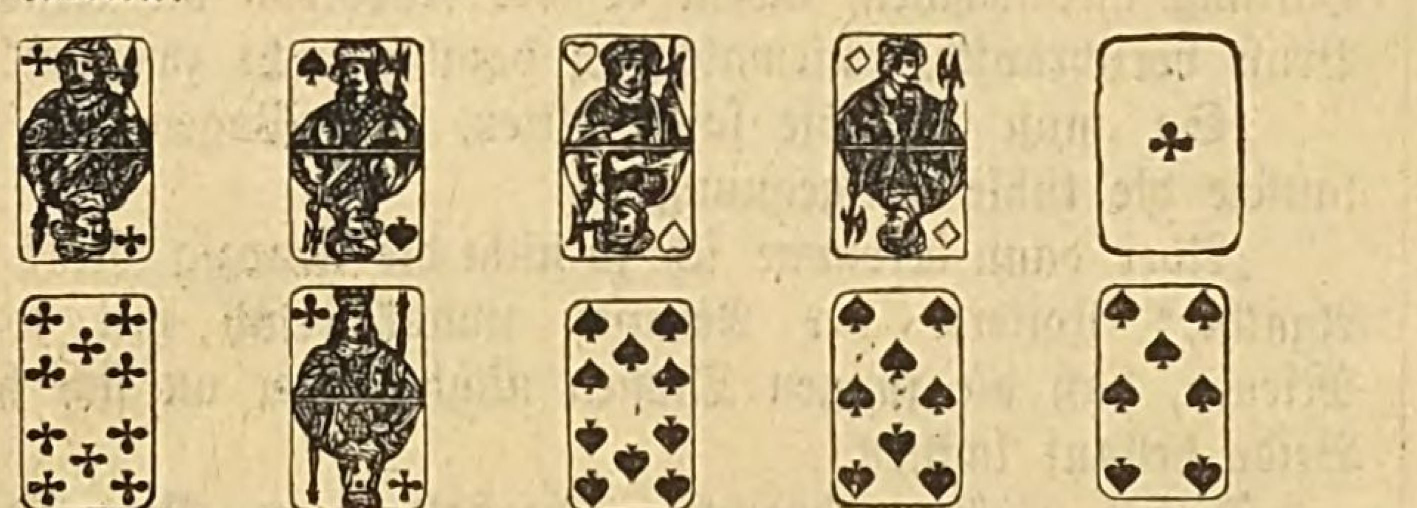
Magisches Quadrat.

A	A	A	A	E
E	I	I	I	L
L	N	N	N	N
O	O	O	O	P
S	S	T	V	V

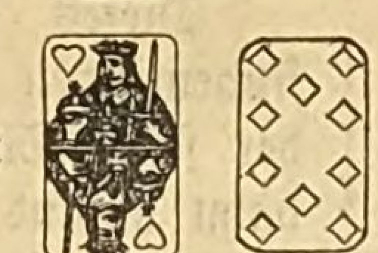
Die Buchstaben des Quadrates sind so zu ordnen, daß die dadurch entstehenden fünf Wörter der Horizontalreihen denen der entsprechenden Vertikalreihen gleich sind. Die Wörter bezeichnen: 1. einen Propheten, 2. eine Südfrucht, 3. eine japanesische Insel, 4. eine Stadt in Italien, 5. eine berathende Versammlung bei den Römern.

Skat-Aufgabe.

Mittelhand reizt „Null ouvert“ und Vorhand spielt **Grand** auf folgende Karten:



Das Spiel geht dadurch verloren, daß im Skat



liegt. Wird für Coeur-König die Trefle-Sieben in den Skat gelegt, muß Spieler gewinnen. Wie saßen die Karten?

Dechiffrir-Aufgabe.



Welches lateinische Citat (Horaz) ergeben die vorstehenden Buchstaben?

Rebus.



Räthsel.

Verschwunden ist die gold'ne Zeit,
Verschwunden alte Herrlichkeit,
Zurück geht's aller Orten.
Ja, golden hieß man einst auch mich,
Und Kaiser, Fürsten beugten sich
Vor mir und meinen Worten.

Doch wenig vornehm bin ich jetzt,
Kein Kaiser wird durch mich ergötzt,
Und mich verachten Fürsten.
Zur Seite bin dem Arbeitsmann,
Dem schlichten, ich, den dann und wann
Nach meinem Mund mag dürsten.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 21.

Rebus. Traumbild.

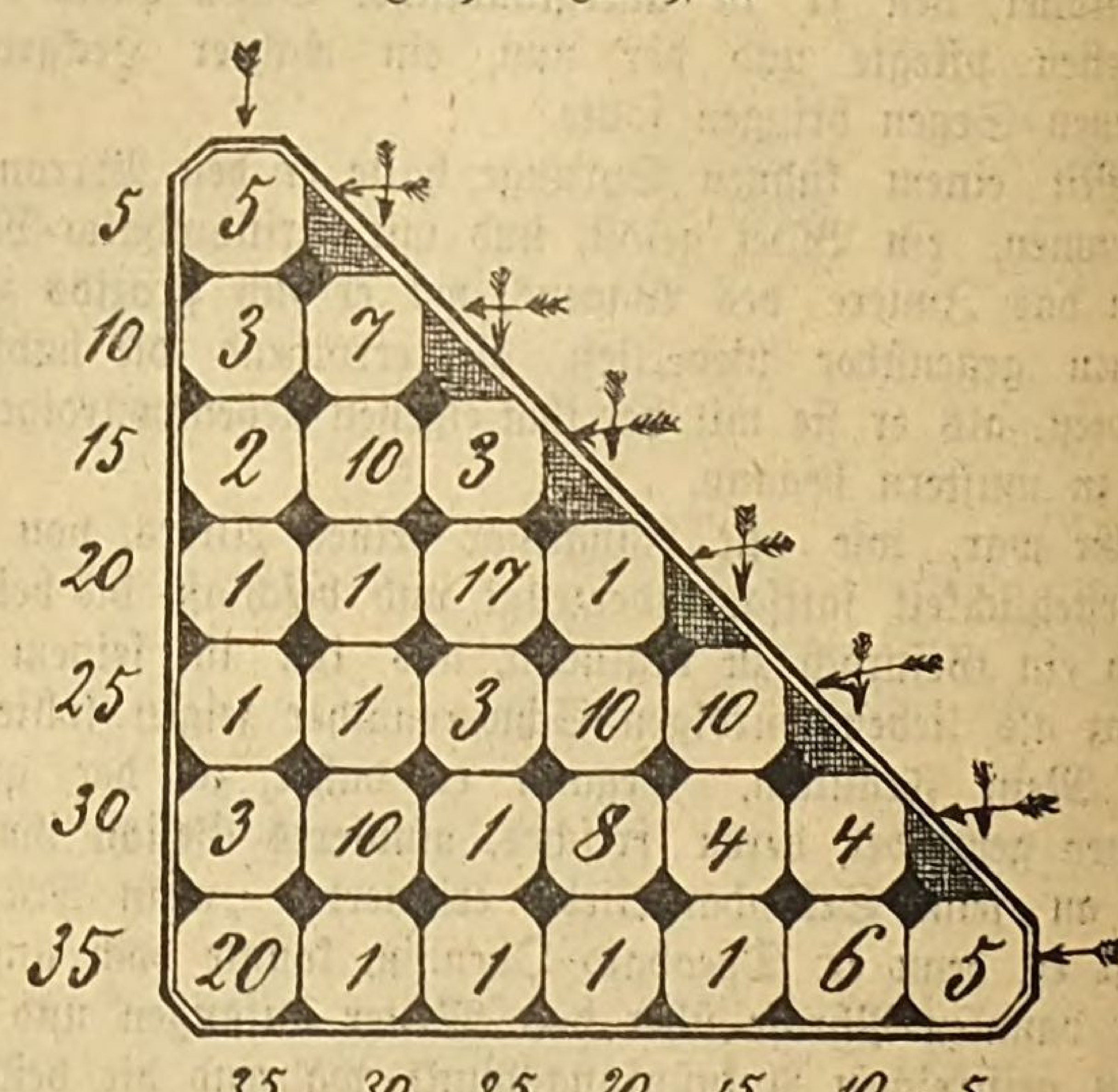
Räthsel. Geldbriefträger.

Gordischer Knoten. Pfingst-Aufgabe.

Man beginnt mit dem „P“ und verbindet, indem man aufwärts gehend die Linie des Knotens verfolgt, die einzelnen Buchstaben. Der Text ist:

Pfingsten das liebliche Fest war gekommen.

Zahlen-Räthsel.



Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 23 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 3. Juni 1888

Das Rendezvous.

Militär-Humoreske von H. von Trützschler.

Fortsetzung.

Immer näher rückte die kleine Armee, deren Führer den Gegner in fester Stellung auf den Höhen jenseits des Dorfes Brüg vermuthete, dem Feinde auf den Leib, so daß es der jederzeit vorsichtige Hauptmann Wegheimer, nachdem er schon die gesammte ihm zu Gebote stehende Kavallerie in Patrouillen aufgelöst hatte, für gerathen hielt, da er sich besonders in der rechten Flanke gefährdet glaubte, eine zugstarke Rekognoszirungspatrouille nach dieser Seite zu detachiren. Zur Vollführung dieser höchst wichtigen Aufgabe wählte er den Lieutenant von Zacharewicz, allgemein von seinen gleichalterigen Genossen mit seinem Vornamen „Cölestin" genannt, da derselbe von Jugend auf mit den hier in Betracht kommenden Oertlichkeiten bekannt und vertraut war, wobei der Kapitän nochmals den Auftrag genau wiederholte, das Gros des Detachements in der rechten Flanke zu decken und sich, wenn nichts Besonderes vorfiele, in ungefähr anderthalb Stunden wieder an die Marschkolonne heranzuziehen, zugleich mit dem Versuche, eine, wenn nöthig, sogar gewaltsame Rekognoszirung über die Stellung des Gegners, der — so fügte der Auftraggeber beiläufig hinzu — wahrscheinlich in der Nähe der drei Windmühlen südwestlich Brüg stehe, vorzunehmen.

„Nächstens wird wohl Wegheimer noch ein Geschütz auf Patrouille schicken," kicherte ironisch Windhausen dem lachenden Frey zu, welch ersterer nicht gerade in bester Laune, sondern in Folge des ihn seit Sonnabend verfolgenden Mißgeschickes in kritischer Stimmung war.

Der muthige Beschützer der rechten Flanke, der ortskundige Cölestin, war mit seiner kleinen Kriegerschaar eben den Blicken der ihm vertrauenden Soldaten des Gros entschwunden — da entrangen sich dem Munde des Hauptmanns Quaddelmann drei aus bangster Seele kommende Rufe: „Kopf hoch! — Helmsitz! — Gewehrlage!"

Dies war das Zeichen, daß etwas besonders Wichtiges in Aussicht stand, und wirklich ritt, als die drei Schreckensrufe kaum verhallt waren, der Herr Divisions-Kommandeur bei der marschirenden Truppe vorbei, an seiner Seite der Kommandeur des Regiments, Oberst Riese, welcher als Leiter der heutigen Uebung den beiden kämpfenden Hauptleuten die Aufgaben gestellt hatte.

Als die beiden Vorgesetzten grüßend bei den Lieutenants von Frey und Windhausen vorüberritten, bemerkte letzterer, wie er von Exzellenz scharf fixirt wurde, auch glaubte er, aus dem Munde derselben wie fragend seinen Namen vernommen zu haben; der General mußte also mit dem Obersten über ihn sprechen. Auch Frey hatte dieselbe Beobachtung gemacht; doch konnte keiner von beiden wissen, welches der Inhalt des fraglichen Gespräches sein mochte.

Die beiden Freunde hatten mit ihren Vermuthungen Recht, denn General von Bogenheim hatte wirklich, als er im Vorbeireiten den Lieutenant von Windhausen erkannte, den Oberst gefragt: „Sagen Sie doch 'mal, Herr Oberst, was ist denn eigentlich der Herr von Windhausen für ein Mann? Ich komme eben auf diese Frage, weil ich vorgestern seine Winterarbeit gelesen, die mir übrigens sehr gefallen hat."

Oberst Riese, eine kleine gedrungene Gestalt mit großem herabhängenden Schnurrbart und etwas mongolischem Gesichtstypus, der seinen Namen, so weit es seine körperlichen Eigenschaften betraf, entschieden mit Unrecht führte, wußte so eigentlich nicht recht, was er auf diese einfach formulirte Frage antworten sollte.

„Hat der Besprochene," fragte er sich, „etwas Sr. Exzellenz nicht richtig Scheinendes begangen?"

Aber zum langen Nachsinnen war keine Zeit; darum antwortete er schnell, daß Lieutenant von Windhausen ein sehr begabter Offizier sei, der zu den schönsten Hoffnungen berechtige, daß seine pekuniären Verhältnisse stets geregelte, ja äußerst günstige seien, und daß er ein wegen seiner trefflichen Charaktereigenschaften, seiner bestechenden Formen und seines steten Humors allgemein beliebter Kamerad sei. Um aber seiner Antwort ein diplomatisches Gepräge zu geben — da er doch nicht wissen konnte, ob in diesem Falle Exzellenz dem Lieutenant von Windhausen wohlwolle oder nicht — so fügte er hinzu, daß leider der etwas lose Mund des jungen Mannes den älteren Offizieren und Vorgesetzten häufig zu Klagen Veranlassung gebe, zumal der Besprochene oft zu laut seine unzeitgemäßen Kritiken ausübe.

Das war's, was der gestrenge Herr Oberst schon lange auf dem Herzen trug; seinem geheimen Groll gegen den soeben Beurtheilten konnte er auf bessere Weise keinen Ausdruck geben, als durch diese Antwort.

Warum aber war der Oberst Riese ärgerlich auf seinen Untergebenen, daß er dem diesem gezollten Lobe eine so herbe Pille beigeben zu müssen glaubte?

Nun, das war so gekommen: Als das Regiment im vorigen August in der Nähe des Dorfes Kirchbach unter Oberst Riese exerziert hatte, waren die höheren Herren Vorgesetzten nicht so recht mit der erfolgten Vorstellung desselben einverstanden gewesen. Der Brigade-Kommandeur, Generalmajor Hofmann, nach welchem die ihm unterstellten Regimenter oft scherzweise die „Hofmannstruppen“ genannt wurden, hatte, in gemäßigter Form allerdings, eine scharfe Kritik ausgeübt, der Divisions-Kommandeur, Generallieutenant von Bogenheim, war schon deutlicher geworden, und der kommandirende General, ein alter Haudegen, welcher zufälliger Weise denselben Namen trug, wie das oben genannte Dorf, und der schon im letzten Feldzuge das Armee-Korps zu unvergänglichen Thaten und Siegen geführt, hatte auch kein Blatt vor den Mund genommen, so daß es Oberst Riese, ernstlich in seiner Würde gekränkt, an diesem Tage vorzog, nicht, wie täglich nach dem Exerzieren, zusammen mit dem Generalmajor durch das Dorf Kirchbach, sondern nach beendeter Kritik mit seinem Adjutanten, Premier-Lieutenant von Ernst, und dem etatsmäßigen Stabsoffizier, Major Sturm, in schnellem Tempo um den Ort herum und ohne so nochmals die Kritiker-Generale zu treffen, in sein Quartier zu reiten.

Das war natürlich allseitig bemerkt worden, und schon denselben Nachmittag machte beim Regiments-Diner in dem kleinen Städtchen Silberthal zu allgemeiner Heiterkeit ein Vers unter den Offizieren die Runde, der, wie man bald richtig vermuthete, von Windhausen stammte und folgendermaßen lautete:

„Zuerst ward riesig exerziert,
Hofmännisch wurde kritisirt,
Und der, dem's galt, zog ernst und stumm
Im Bogen heim um Kirchbach 'rum.“

Da der Vers bald in der Brigade, ja in der Division sich verbreitete, so kam er auch — weiß Gott wie! — zu den Ohren des Oberst Riese, und letzterer, obgleich er selber über das Spottgedicht gelacht hatte und sich alle Mühe gab, dem übermüthigen Verfasser sein Machwerk nicht nachzutragen, war doch zu sehr Mensch, um nicht mit einer gewissen Schadenfreude jetzt die Gelegenheit zu ergreifen, auf die oben beschriebene Weise an dem ihm untergebenen Offizier eine kleine Rache zu nehmen.

„So! um in unserer Geschichte fortzufahren,“ erwiederte der Divisions-Kommandeur auf die Auskunft des Obersten hin, „es freut mich, im Allgemeinen Gutes über den Offizier zu hören, wenn auch sein vorlautes Wesen energisch zu tadeln ist. Kritisiren ist für einen Untergebenen entschieden ein Fehler, ein Fehler, der allerdings ein Zeichen von Nachdenken ist; daß der junge Herr seine Kritiken laut übt, ist anmaßend und unmilitärisch und wird durch den Umstand nicht entschuldigt, daß lautes Kritisiren oft das Merkmal eines offenen, geraden Charakters ist. Na, den losen Mund werden Sie ihm wohl noch stopfen!“ rief er lachend, dem Pferde die Sporen gebend, um, von Oberst Riese begleitet, dem gegnerischen Detachement seinen unwillkommenen Besuch abzustatten.

Nachdem wiederum eine halbe Stunde verflossen war, erschien es dem Hauptmann Wegheimer endlich doch auffallend, daß er immer noch keine Meldung über den Gegner erhielt; nach seiner Annahme mußten jetzt mindestens seine Kavallerie-Patrouillen auf jenen gestoßen sein; aber weitere zehn Minuten verstrichen, es ereignete sich nichts. Um sechseinhalb Uhr früh war der Hauptmann mit seinen Truppen vom Preußischen Thor der Festung abgerückt, und jetzt war es schon zehn Uhr durch, und kein Feind wollte sich zeigen.

„Sollte ich meinen Auftrag nicht richtig aufgefaßt haben?“ murmelte er und las sich denselben noch einmal durch; aber es stimmte Alles: der Gegner war in Altstadt angekommen und im weiteren Vormarsch auf die Festung begriffen; kleinere Abtheilungen desselben waren in der Nacht südwestlich Brüg gesehen worden. Der Festungs-Kommandant hatte ihn, Hauptmann Wegheimer, heute Morgen ausgeschickt, um auf alle Fälle zur Deckung von Armirungsarbeiten die Linie Neudorf-Brüg-Pfaffenwitz zu halten, und dies würde er ja nun thun, denn schon war er mit seiner Avantgarde fast am Nordost-Eingange von Brüg angelangt und konnte, da Meldungen von den weit vorausgeschickten Dragoner-Patrouillen nichts über die etwaige Nähe des Feindes gesagt hatten, in aller Ruhe die genannte Linie besetzen, ja sogar durch seine Pioniere fortifikatorisch verstärken lassen.

Eben hatte er diesbezügliche Befehle gegeben, da ertönte zu Aller Verwunderung das Signal „das Ganze“ und gleich darauf „Halt“, ohne daß ein Zusammenstoß stattgefunden hatte.

Während es sich die Mannschaften in der Nähe ihrer zusammengesetzten Gewehre bequem machten, versammelte der „Offizierruf“ sämmtliche Mitglieder dieser Charge, Zuschauer, Theilnehmer, Unparteiische um den Divisions-Kommandeur, welcher die Herren nicht, wie sonst üblich, auf einer der naheliegenden und weiten Umblick gestattenden Höhen — dem Quasselberge, wie Zwürner immer sagte — sondern zur allseitigen Befriedigung bei der drückenden Hitze unter einer schattigen Baumgruppe dicht am Südwest-Ausgange von Brüg erwartete.

Zur großen Ungeduld Sr. Exzellenz erschienen die berittenen Herren des Detachements Kriegthaler, das der General wohl überhaupt nicht gefunden haben mochte, erst nach ungefähr zehn Minuten, während die nicht berittenen überhaupt nicht kamen, welche beiden Umstände den Wartenden zu der Vermuthung Veranlassung gaben, ein größerer Flankenmarsch der Gegnerpartei sei die Veranlassung zu dem unterbliebenen Zusammenstoß.

Und so war es auch: Hauptmann Kriegthaler, der von Altstadt her im Anmarsch angenommen worden, sollte seinem Auftrage gemäß rücksichtslos gegen die Festung losmarschiren, um etwaige auf deren Südwest-Front angefangene Armirungsarbeiten zu stören. Oberst Riese hatte vorausgesetzt, jener werde den nächsten Weg über Brüg wählen; da aber dem Hauptmann Kriegthaler eine bestimmte Marschroute nicht vorgeschrieben war und er auf einem anderen, allerdings größeren Umwege besser gedeckt vorrücken zu können glaubte, so hatte er diesen eingeschlagen, und so war es gekommen, daß die beiden Detachements buchstäblich bei einander vorbeimarschirt waren.

In der Kritik, die Oberst Riese in seiner gewohnten Weise bis ins Endlose ausdehnte, wurde u. A. der Kavallerie der Vorwurf gemacht, sie hätte mit ihren Patrouillen nicht genügend weit ausgeholt und so den unglücklichen Vorbeimarsch veranlaßt.

„Ja, meine Herren,“ entwickelte eben zum dritten Male der breit dozirende Oberst seinen lernbegierigen Zuhörern, „hätte die Kavallerie die richtigen Meldungen gebracht, so hätte Hauptmann Kriegthaler auf keinen Fall gewagt, das feindliche Detachement in einer solch formidablen Stellung, wie sie die Linie Neudorf-Brüg-Pfaffenwitz bietet, in seinem Rücken stehen zu lassen, sondern wäre gewiß hierher marschirt“ — bei diesen Worten machte der soeben genannte Stratege eine bescheiden zustimmende Bewegung mit dem Denkerhaupte — „um die Stärke des hier gemeldeten Gegners zu prüfen; in diesem Falle hätte sich hier ein außerordentlich schönes Gefechtsbild ergeben“ — hierbei machte der Sprecher eine leise Verbeugung gegen den Generallieutenant, welche wohl sein aus tiefster Seele kommendes Bedauern darüber ausdrücken sollte, daß die Exzellenz dieses „schönen Gefechtsbildes“ verlustig gegangen sei — „und es wäre gar nicht denkbar, daß die ganze, so sorgfältig geplante Uebung ohne Geschützkampf, ja selbst ohne einen einzigen Büchsenschuß verlaufen wäre . . .“

Da in diesem Augenblicke, als hätte der beleidigte Kritiker mit den letzten Worten den „Teufel an die Wand malen“ wollen, ging es auf einmal „Rums! Rums!“ und noch einmal „Rums!“ und nach der dreimaligen Salve, die zu aller Erstaunen von den Windmühlen her kam, stürmte ein kleiner Trupp Infanterie mit gefälltem Gewehr und unter lautem „Hurrah“ über die Mühlenhöhe hinweg und hinunter gerade auf die unter den Bäumen versammelte Offiziersgruppe zu.

Eine auf sämmtlichen Gesichtern sich abspiegelnde Heiterkeit, die sich auch den rings im Grase ruhenden Mannschaften mittheilte und von diesen durch lautes Lachen bekräftigt wurde, belohnte diese Heldenthat des wackeren Lieutenant von Zacharewicz.

Ja, es war in der That „Cölestin“, welcher auf seinem Sicherungsmarsche die die Uebung beendenden Signale nicht vernommen hatte und in dem guten Glauben, die Annahme des

Hauptmanns Wegheimer, der Feind stehe wahrscheinlich in der Nähe der Brüger Windmühlen, sei eine ausgemachte Thatsache, die zur Kritik versammelten Offiziere und die rings herum lagernden Soldaten für den Feind haltend, seinem Thatendrange durch die eben geschilderte glänzende Attacke Ausfluß verschaffte.

Doch jetzt war die Geduld Sr. Exzellenz erschöpft. Schon ärgerlich gemacht durch die gänzlich verfehlte Uebung, durch die langwierige Kritik des Auftragstellers gereizt und nun geradezu verblüfft durch den in die Besprechung hineinplatzenden lächerlichen Angriff des armen Cölestin, welcher nach Erkennung seines tragikomischen Irrthums seinen Zug in gemessener Entfernung halten ließ, ergriff der Generallieutenant das Wort:

„Verzeihen Sie, Herr Oberst, daß ich Sie unterbreche! Da die heutige Felddienstübung doch einmal verfehlt zu nennen ist, so halte ich eine längere Besprechung derselben für überflüssig. Ich wünsche, daß Sie beiden Herren Hauptleuten nochmals in den nächsten Tagen eine Aufgabe stellen, deren Durchführung hoffentlich besser ausfallen und bei der ein solch unglaublicher Vorfall, wie der eben von uns erlebte, nicht vorkommen wird.

Was haben Sie denn dem Lieutenant von Zacharewicz für einen Auftrag gegeben?" wandte er sich an den Hauptmann Wegheimer, und als dieser denselben wiederholt hatte, fuhr er fort: „Sehen Sie, da haben Sie's, Herr Hauptmann! Durch die Bemerkung, der Feind stehe „wahrscheinlich" bei den Brüger Windmühlen, haben Sie den Ideengang des Herrn Lieutenant von Zacharewicz schon im Voraus beeinflußt, so daß er uns Alle hier leichthin für den Feind nahm, was er bei ruhiger Ueberlegung gewiß nicht gethan hätte.

Auch die Bestimmung: „in ungefähr anderthalb Stunden sich wieder heranzuziehen," ist eine ungenaue. Man drückt sich stets präzis aus; es heißt: „Um elfeinhalb Uhr" oder „zehn Uhr" und zwar „Vormittags" oder „Nachmittags" und nicht, wie vielleicht Frauenzimmer oberflächlich und unbestimmt sagen mögen" — hierbei streifte ein flüchtiger Blick den Lieutenant von Windhausen — „Rendezvous Dienstag siebeneinhalb Uhr." Solche ungenaue Stundenbezeichnungen ohne Angabe der allgemeinen Tageszeit stehen nicht dem festen Manne an, sind vielmehr weiberhaft und unmilitärisch."

Was ging in diesem Augenblick in dem Innern des armen Windhausen vor! Alles Blut wich aus seinem Antlitz, und leise stieß er seinen neben ihm stehenden Freund an und flüsterte: „Du, der weiß Alles!"

Aber der Unglückliche sollte in seiner Vermuthung noch bestärkt werden, denn der General fuhr folgendermaßen fort:

„Ich will bei der vorgeschrittenen Stunde Ihre Zeit nicht zu lange in Anspruch nehmen, meine Herren; aber da wir einmal versammelt sind, so möchte ich Sie doch bitten und — als älterer Kamerad auch in Ihrem eigenen Interesse — darauf aufmerksam machen, stets Ihre Eingaben, Berichte, Arbeiten ꝛc., ehe Sie dieselben Ihrer militärischen Behörde übergeben, dahin zu untersuchen, daß zwischen den einzelnen Bogen keine überflüssigen Dinge, wie Löschblätter oder kleine beschriebene Zettel herumliegen, wie ich selbst einen solchen beim Durchlesen eines von mir eingeforderten Schriftstückes vor einigen Tagen gefunden habe. Abgesehen davon, daß auf so einem unachtsam eingestreuten Papierchen manchmal Dinge stehen können" — Windhausen erbebte — „die ein Anderer nicht zu wissen braucht, so verstößt die dadurch gewissermaßen an den Tag gelegte Nachlässigkeit gegen die dem Vorgesetzten schuldige Achtung. Das war's, was ich hier zum Schlusse noch anführen wollte."

„Herr Oberst," wandte sich die Exzellenz an diesen, „ich wünsche, daß, nachdem die Herren Offiziere nach der langen Kritik einen Augenblick geruht haben werden, die Truppen ungesäumt abrücken; dieselben werden ohnedies vor dreieinhalb Uhr Nachmittags nicht in ihren Quartieren anlangen," und mit einem höflichen „Adieu, meine Herren!" ritt der Generallieutenant, begleitet von dem Brigade-Kommandeur und seinem Adjutanten, nach Hause.

Auf dem Heimmarsche war Windhausen zu Muthe, als träume er. So also war es gekommen, daß gerade derjenigen Person, für die Margarethens Mittheilung am allerwenigsten bestimmt war, der verhängnißvolle Zettel in die Hände gespielt worden.

Es war ja ganz klar, daß die beiden vom General zum Schluß seiner Ansprache gemachten Bemerkungen nur auf ihn, Windhausen, und sein heimliches Verhältniß zu Gretchen Bezug genommen hatten.

Um sich aber Gewißheit zu verschaffen, rief Windhausen während des Marsches seinen Burschen Urban bei Seite und nahm ihn nochmals wegen des verlorenen Blättchens in ein scharfes Examen. Da kam es denn heraus, daß, als der Lieutenant sich am Sonnabend Mittag in der Schlafstube seinen Hausrock angezogen, er während dessen dem im Nebenzimmer befindlichen Burschen zugerufen hatte, die auf dem Schreibtisch liegende Winterarbeit sofort ins Büreau zu tragen, und Urban, in der Meinung, der auf der Arbeit liegende „kleine weiße Zettli" — wie er sich auszudrücken beliebte — gehöre zu derselben, hatte das Blatt einfach hinten zwischen die Bogen der Arbeit geschoben und so seinem Verhängniß entgegen getragen. Dann hatte Windhausen, in dem guten Glauben, den Zettel in der Brusttasche geborgen zu haben, nicht mehr an denselben gedacht bis zu dem Momente, wo er ihn seinem Freunde triumphirend als Liebespfand zu zeigen gedachte.

Schluß folgt

Die Gräfin Potocka.

Von Dr. Anton Eichler.

Unsere Leser erinnern sich wohl noch des Aufsatzes „Ein adliges Fräuleinkloster im vorigen Jahrhundert," welchen wir in Nr. 36 des vorigen Jahrgangs vom 4. September brachten. Es handelte sich darin um das reizende Tagebuch der kleinen Prinzessin Helene Massalska in der „Abbaye aux Bois", welches den ersten Band der „Geschichte einer großen Dame des achtzehnten Jahrhunderts" bildete. Der Herausgeber des Buches, Lucien Perey — eine Dame übrigens — hatte sich auf ganz flüchtige Anmerkungen und Erläuterungen beschränkt und die kleine Polin selbst sprechen lassen. Als wir nun erfuhren, daß jetzt ein zweiter Band der „Histoire d'une grande dame au dix-huitième siècle" herausgekommen sei, fragten wir uns mit Besorgniß, ob er den Vergleich mit dem entzückenden ersten Bande aushalten würde. Als wir aber dann die Blätter dieses zweiten Bandes durchflogen, überzeugten wir uns schnell: die Mannigfaltigkeit und der romantische Reiz der Dokumente, welche von dem Leben der großen Weltdame Zeugniß ablegen, übertreffen noch die Vorzüge des Kleinmädchen-Tagebuches der späteren Fürstin von Ligne und noch späteren Gräfin Potocka.

In thörichter Backfischliebe läuft die reife Frau ihrem Manne, dem ritterlichen Fürsten von Ligne fort, giebt ihren hohen Rang, ihr großes Vermögen auf — und Alles das um eines polnischen Abenteurers, des Grafen Potocki, willen, der sie unglücklich machen mußte und sie denn auch gründlich unglücklich machte. Zuvörderst jedoch war Alles eitel Glück und Sonnenschein, und wie im Triumphzug betritt die berückend schöne Helene an der Seite ihres eben erst angetrauten Gatten die Ukraine.

Der Hochzeitszug durch dieses Land lockt ihr eine lachende Schilderung ab: In der Ferne breiteten sich unabsehbar weite Getreidefelder aus, auf denen sich das malerische rothe Kostüm der Bauern in lebhaften Farben von dem goldigen Aehrengrunde abhob. Mitten in diesem Aehrenmeer das Schloß! Blumenbeete umzogen es. Regelmäßig, vielleicht etwas langweilig, waren sie angelegt, aber sie stimmten prächtig zusammen mit dem architektonischen Schmuck des Baues. Eine große Freitreppe führte zu einer blumengeschmückten Terrasse, auf welcher Orangen- und Citronenbäume von der Milde des Klimas zeugten. Im Winter

nahm diese Bäume eine große Orangerie auf, die mit Marmor gepflastert war und in langen Alleen die merkwürdigsten exotischen Pflanzen enthielt.

Das Schloß nahm eine Feiertagsmiene an, die schlecht möblirten Zimmer veränderten schnell ihr Aussehen. Das wachsame Auge Helenens entdeckte auf den Bodenkammern eine Menge verwerthbarer Stoffe und Möbel, sie machte auch aus ihren von Natur geschickten Bauern bald Tapezierer und Kunsttischler. Zu ihren Befehlen stand eine Musikerbande, und oft kamen an den Sommerabenden, die in der Ukräne besonders schön sind, Bauern und Bäuerinnen, die sich am Fuße der Terrasse gruppirten und ihre Volksweisen sangen. Diese leisen, melancholischen, mit unbegrenztem Feingefühl nüancirten Weisen erinnerten Helene an die lithauischen Gesänge, und, zärtlich auf den Arm ihres Gatten gestützt, fühlte sie beim Lauschen entzückt die süßen Erinnerungen ihrer Kindheit wieder in sich emporsteigen . . .

Die Stimmung der Landschaft lieferte ihr den Vorwand zu immer neuem, maßlosem Kleiderluxus. Sie ließ sich aus Moskau, Warschau und Konstantinopel die kostbarsten Stoffe kommen. Heute erschien sie in orientalischer, morgen in griechischer, übermorgen in polnischer Tracht. Heute trug sie eine Robe à la Mameluck, von türkischem ponceaurothem Stoff mit Silberbesatz, morgen ein Kleid à la Pologne von weißer, indischer Seide, mit eingestickten blühenden Rosen; übermorgen eine Tunika à la cosaque aus braunrothem Dyftik mit Goldstickerei. Diese fremdartigen Kostüme erhöhten ihre originale und pikante Schönheit. Der Graf war gegen weibliche Reize nicht unempfindlich, und wenn er sich auch pflegen und anbeten ließ, so wußte er sich doch bei Gelegenheit sehr zärtlich zu zeigen und die Anstrengungen seiner Frau durch eine Liebenswürdigkeit oder ein galantes Kompliment zu belohnen. Das berühmte Bild von der Gräfin Potocka, das aus diesen Tagen zu stammen scheint, zeigt, wie die nicht mehr ganz junge Frau noch aussah.

Im Jahre 1803 sah sich der Graf Potocki gezwungen, zur Aufbesserung seines stark angegriffenen Vermögens sich auf zwei bis drei Jahre nach Brody in Galizien zurückzuziehen, auf das einzige seiner Güter, das noch nicht mit Hypotheken belastet war.

Die Gräfin Helene fügte sich ungern in diese Verbannung. Sie hat nicht genug Worte des Abscheus gegen das häßliche, schlecht möblirte Schloß, das zwischen Sandstrecken und Sümpfen gebaut war, welche von Kröten wimmelten, deren mißtöniges Geräusch die Gräfin zur Verzweiflung brachte.

Dazu begann ihr eheliches Leben sich bedenklich zu trüben. Der Charakter des Grafen zeigte eine immer ausgeprägtere Veränderlichkeit. Seine Frau wußte nicht, welcher Ursache sie das zuschreiben sollte, und beklagte sich oft darüber bei der Karkowska, die ihre Vertraute und liebste Gefährtin geworden war.

Sehr klug und sehr schlau, wie diese war, von hellem und schmiegsamem Verstande, der sich wunderbar dem heftigen Charakter ihrer Herrin anbequemte, war es diesem jungen Mädchen geglückt, sich eine ganz besondere Stellung zu verschaffen. Unaufhörlich musiziren oder lesen sie zusammen; jeden Tag giebt es ein neues Geschenk, Kleider, Kleinodien, Phantasie-Artikel jeder Art. Wenn die Gräfin zu Wagen oder zu Schlitten ausfährt, so begleitet sie die Karkowska allein. Man bemerkt in den Aufzeichnungen Helenens die Gewalt, welche diese Dienerin über sie hat.

Eines Tages erhält die Gräfin Helene neue Musikstücke und sucht ein Duett aus, welches sie der Karkowska und der Hoffmann, einer anderen Dienerin, einzuüben befiehlt, und das sie auf der Harfe begleiten will. Am folgenden Tage soll das Stück eingeübt werden.

Als sich die Dienerinnen aus ihrem Gemach entfernt haben, bemerkt die Gräfin, daß das Duett auf dem Tisch liegen geblieben ist. Sie nimmt es und geht nach dem Zimmer des jungen Mädchens, um es ihr zu geben, findet jedoch die Thüre verschlossen. Sie ruft, doch Niemand antwortet. Sollte sie die Karkowska suchen lassen? . . . Aber zu dieser späten Stunde schlafen ja alle Bedienten. Sollte sie ausgegangen sein? . . . Unmöglich, die Thore werden ja mit Eisenstangen verschlossen. In dem oberen Stockwerk logiren die Sekretäre und Angestellten des Grafen. Sollte sie bei einem von diesen sein? . . . Aber die Gräfin verwirft sofort diesen Verdacht und macht sich Vorwürfe, denselben überhaupt gehegt zu haben. Sie giebt ihre Nachforschungen auf und kehrt in ihre Gemächer zurück.

Als sie an dem Zimmer ihres Gatten vorbeikommt, klopft sie leise an und ruft: „Ich bin es, Vincenz, öffne mir.“ Die Thüre ist geschlossen, und einige Augenblicke bleibt Alles still. Helene wird ungeduldig und klopft stärker: „Aber ich bin es ja, so öffne doch!“

Der Graf öffnet nun und fragt in sehr übler Laune nach ihrem Begehr. Von einem plötzlichen Verdacht ergriffen, tritt sie lebhaft ein, ohne zu antworten, und läßt einen schnellen Blick durch das Zimmer gleiten. Niemand ist darin; aber schnell wie der Blitz stürzt sie in das Nebengemach. Man hört einen Schrei, und Helene kehrt zurück, ein Weib mit sich schleppend, das mehr todt als lebendig auf der Schwelle liegen bleibt: die Karkowska. Ohne ein Wort hervorzubringen, stößt die Gräfin sie zur Thüre hinaus und fällt, vor Zorn und Erregung zitternd, erschöpft auf einen Stuhl.

Der Graf war während dieses Vorganges, der wenige Minuten dauerte, bleich und völlig versteinert. Endlich will er sich Helenen nähern, doch sie winkt ihm heftig, fern zu bleiben, und spricht, die Beklemmung, welche ihr die Kehle zuschnürt, überwindend: „Jede Erklärung ist unnütz.“ Darauf erhebt sie sich schwankend und zieht sich auf ihr Zimmer zurück . . .

Wir übergehen die dramatischen Szenen, die diesem Tage folgten. Etwas Neues konnten sie der Gräfin nicht bringen; denn sie mußte schon lange wissen, welchen Gatten sie an dem Grafen Potocki hatte. Sie war jedoch nicht die Frau, über derartige „Kleinigkeiten“, welche die höhere Gesellschaft des alten Regime kennzeichneten, den Kopf zu verlieren. Sie kehrt 1807 nach Paris zurück, über das die Wogen der Revolution hinweggebraust und in den stürmischen Hafen des Kaiserreichs gemündet waren. Sie errichtet einen Salon in ihrem Hotel, Rue Caumartin, in dem sich versprengte Reste der alten Aristokratie sammeln und ganz im Sinne jener Leute, die „Alles vergessen und nichts gelernt“ haben, darauf los geistreicheln, als ob nicht der gewaltige Korse mit seinem plebejischen Fuß das durchrüttelte Frankreich niederträte, sondern als ob noch immer die tänzelnden Marquis und gepuderten Hofdamen der Oesterreicherin durch die Säle von Versailles glitten. Nur ist der Ton ein wenig vergröbert und man ist in der Wahl der Gesprächsgegenstände weniger wählerisch. Das macht der Napoleonismus und das Kriegsgeschrei ringsum, die in die Stille der Salons hineinbringen und sich durchaus nicht ignoriren lassen. Sie ärgern und verstimmen und rauben die ruhige Heiterkeit des Gemüths, welche nothwendig war, um die zarten Nebeblumen herauszuarbeiten und die feinen Spitzen zu schleifen, die einen Gegenstand mehr neckisch berühren, als ehrlich und plump durchdringen.

Dieser Theil der Memoiren der Prinzessin Helene gewinnt hierdurch ein besonderes kulturhistorisches Interesse, ungefähr wie die Zeugnisse einer dahinsinkenden Kultur, deren Vertreter aber durchaus nicht begreifen wollen, daß ihre Zeit vorüber sei. Da ist der Baron von Breteuil, der während der Emigration eine bedeutende Rolle gespielt hat und ein intimer Freund des Fürsten von Ligne war; da ist ferner der Herzog von Lévis, der wehmüthig seine Erinnerungen an den Versailler Hof in einem geschwätzigen Memoirenbuch sammelt; da sind einige jener großen Damen, die Herzogin von Mirepoix, die Marquise von Coislin, die entweder selbst oder deren Mütter sich mehr oder weniger „persönlicher“ Beziehungen zu den liederlichen Ludwigs rühmen können.

In den Polignacs und in Herrn und Frau Boufflers fand die Gräfin Helene zu ihrem größten Entzücken alte Freunde wieder. Frau von Boufflers war Niemand anders, als die reizende Frau von Sabran, die in den Salons des ancien régime eine so große Rolle gespielt hatte. Ihre Eleganz, ihr Geist und ihr Talent machten sie bei Allen beliebt und gesucht.



Am Näröfjord bei Gudvangen in Norwegen.

Der Sohn der Frau von Sabran, der junge Graf Elzear mit dem vertraulichen Beinamen „die Eidechse," war einer der eifrigsten Besucher der Gräfin Helene. Von ihm hat der Fürst von Ligne, der erste Gemahl Helenens, ein Portrait hinterlassen:

„Es war vor 16 oder 17 Jahren, als auf der Bildfläche in Paris ein Phänomen erschien, das an sich nichts Erschreckendes hatte. Es war kein Komet, denn statt des Schwanzes trägt es oft eine schlecht geordnete Haarflechte oder ein Chignon, das ihm herunterfällt, oder einen aufgebundenen Zopf, der sich wieder loslöst. Dieses Phänomen spricht auch, aber nicht genug; es denkt, aber viel zu sehr; es geht, aber nur, um sich verkehrt auf einen Stuhl zu setzen; es kreuzt hier seine kleinen Beinchen und nimmt sie nur auseinander, um irgend Einen, der schon seit einer halben Stunde im Zimmer ist, mit einer kleinen Neigung des Kopfes zu begrüßen, wendet diesen nach seiner linken Schulter, um über einen höchst trauriges Ereigniß zu lächeln, welches der Eine ihm erzählt, und schickt sich an zuzuhören, was ein Anderer gar nicht zu ihm spricht, während er nicht hört, was ein Dritter ihm sagt. Es hat in seiner Figur Anmuth, es hat immer etwas Naturwüchsiges und Pikantes. Die Originalität seiner Manieren rührt von der seines Geistes her. Es spricht immer besser und anders als ein Anderer; es hat seine Definitionen von größter Feinheit für sich, es giebt Allem eine ungewöhnliche Wendung. — Es nennt sich, glaube ich, Elzear."

Die Schilderung einer Soirée bei der Gräfin ist typisch für die höhere Gesellschaft der damaligen Zeit und für die Dinge, mit denen man sich die Zeit vertrieb:

„Gestern kam der Herzog von Lévis, um uns ein Werk vorzulesen, an dem er arbeitet, und das, wie ich glaube, den Titel „Meine Erinnerungen" tragen soll. Es sind Erinnerungen vom Hof Ludwigs XVI. Das Auditorium war gut besetzt: es waren da Herr und Frau von Boufflers, die uns ausgezeichnete Verse vorgelesen haben, Elzear, Frau von Coislin, Frau von Coigny u. s. w.

Man unterbrach zuweilen den Vortrag, um eine Anekdote zu erzählen, Bemerkungen zu machen oder ein pikantes Wort zu citiren. Das Werk ist nur aus Charakteristiken von Männern und Frauen zusammengesetzt, die in den Staatsangelegenheiten eine Rolle gespielt haben oder in der Gesellschaft berühmt waren. Man erzählte, daß die Gemahlin Gustavs III., Königs von Schweden, die eine Schwester des großen Friedrich war, keine Kinder hatte, man entschloß sich, die Niederkunft der Aebtissin von Quedlinburg abzuwarten, man wollte sich des Kindes bemächtigen, man sah, daß es ein kleines Negerlein war; die Schweden würden sich kaum geschmeichelt gefühlt haben, einen solchen König zu besitzen.

Der Abend endete mit einem ergötzlichen Streit zwischen Frau von Coigny, „der verteufelten Bonapartistin," und Frau von Coislin, der starren Anhängerin des alten Regimes.

Frau von Coigny erzählte, daß der Kaiser, als er über das Theater sprach, gesagt hatte: „Die Comédie française ist der Ruhm der Nation und die Oper ihre Eitelkeit." „Gut!" antwortete Frau von Coislin, „wiederholen Sie das nur, meine Theure, und es wird keine Katze in die Oper mehr gehen. Die Franzosen stehen ja jetzt dergestalt unter dem Joche, daß, wenn der Kaiser ankündigte, daß er nur über Cyklopen regieren möchte, alle sich beeilen würden, ein Auge zu verlieren! Was mich betrifft, so werde ich niemals begreifen können, Marquise, daß eine Frau wie Sie sich an diesem Hofe und bei Parvenus sehen läßt, wo Abends Bier und Zuckerwasser herumgereicht wird. Es ist schrecklich! Sie verstehen nicht einmal, ein Haus zu machen, und sind dabei von einer lächerlichen Eitelkeit."

Frau von Coigny antwortete ein wenig pikirt, daß in Betreff der lächerlichen Eitelkeit die Beispiele am vorigen Hofe ja nicht mangelten. „Ich erinnere mich sogar noch einer Anekdote, die mir mein Vater erzählt hat," sagte sie. „Der Erzbischof von Paris, Herr von Beaumont, war sehr ruhmredig und ließ es oftmals am gehörigen Takte fehlen; eines Tages rühmte er sich meinem Vater gegenüber, daß er einen Ahnen gehabt habe, dem ein Conflans den Zipfel seines Mantels getragen hätte. — „Ich glaube es, Monseigneur," sagte mein Vater, „es giebt mehrere Conflans, welche den Teufel am Schwanze gezogen haben!"

Von solchem „geistreichen" Geschwätz sagt die Gräfin, es habe „die unwiderstehliche Anziehungskraft eines köstlichen Schauspiels, das zu Ende geht und von dem man keine Szene verlieren möchte."

Ein norwegisches Hochlandsbild.

Von Guido Reinhart.

Hierzu das Bild: Am Näröfjord bei Gudrangen.

Bei der allgemeinen Völkerwanderung, welche in der gegenwärtigen Sommerzeit vor sich zu gehen pflegt, werden zahlreiche Touristen, besonders diejenigen, welche Freunde einer großartigen und erhabenen Naturszenerie sind, das norwegische Hochland zum Ziel nehmen. Eine zur Erhöhung des Reisegenusses sehr anzuempfehlende Vorbereitung hierzu wird durch den ersten Band des im Leipziger Verlage von Ferdinand Hirt u. Sohn erschienenen reich illustrirten Prachtwerkes „Nordlandsfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden" erreicht. Die darin enthaltenen fesselnden Naturschilderungen in Wort und Bild erwecken in dem Reiselustigen die Vorstellung von den ihn erwartenden Landschaftseindrücken, und es liegt kein geringer Reiz darin, das Bild der Wirklichkeit mit dem der Einbildungskraft zu vergleichen. Andererseits zeichnen diese Darstellungen dem Nordlandsfahrer in nutzenbringender Weise die Wege vor, welche er wählen soll, um sich die Reise so fruchtbringend, als möglich zu gestalten; sie machen ihn mit den Eigenthümlichkeiten des Volkscharakters vertraut, und mannigfaltige geschichtliche Rückblicke, Einschaltungen von Sagen, Sitten und Landesgebräuchen verstärken das Interesse für den fremden Boden, auf dem er sich bewegt. Wer ohne Vorbereitung eine solche Fahrt unternimmt, trägt nur den halben Genuß davon.

Aus dem Gesammtgemälde des norwegischen Hochlandes, welches in dem Buche aufgerollt wird, greifen wir heute ein charakteristisches Bild heraus. Es ist das des Näröfjordes bei Gudrangen, welches der Reisende erblickt, wenn er Christiania als Ausgangspunkt gewählt hat und über Bergen, Vossevangen, den Hardangerfjord und den Sögenfjord gekommen ist. Die Landschaft trägt einen düsteren Charakter; hohe schroffe Felsberge, von denen Wasserfälle herniederrauschen, umgrenzen den Fjord, und nur dessen ruhiger Wasserspiegel mildert die rauhen Eindrücke. Der Ort Gudrangen ist ein schöner Ruhepunkt für einige Tage, ein stiller Erdenwinkel; wenn der Strom der Reisenden vorübergezogen, wohnt hier eine Einsamkeit, welche nur für den Menschenfeind seine Schrecken verlieren mag. Vierzehn Wochen lang sehen im Winter die Bewohner die Sonne nicht, weil diese die hohen Felsen nicht mehr zu übersteigen vermag.

Drastische Annoncen.

Humoristische Skizze von A. de Neve.

Wer ein eifriger Leser des Annoncentheils der Tageszeitungen ist, wird oftmals Inseraten begegnet sein, die ihm unwillkürlich durch ihren bizarren Inhalt ein Lächeln entlockten. Der werthe Leser wird es gewiß nicht von der Hand weisen, wenn ihm nachfolgend eine Anzahl dieser Spezies vor Augen geführt wird.

Geradezu ſchaudererregend klingt das Inſerat:

„Erſtes großes Brillant-Feuerwerk unter perſönlicher Abbrennung des Herrn Patzelt."
(Spremberger Anzeiger Nr. 26, 1880.)

Hochkomiſch dagegen klingt:

„Die Fuhre Lehm koſtet bei mir 1 Thaler 25 Sgr., wobei der Fuhrmann ſchon mit drin liegt."
(Leipziger Nachrichten, Dez. 1875.)

Oder:

„Unterzeichneter empfiehlt zur Benutzung einer Milchkur ſeine eigene Kuhmilch."
(Märkiſcher „Sprecher" Nr. 90, 1877.)

Verfänglich dagegen klingt folgende Annonce:

„Eine Amme für einen Geſandten am königlichen Hofe wird ſofort verlangt."
(Stettiner Tageblatt Nr. 185, 1879.)

Eigenthümlich lautet folgende Bekanntmachung:

„Bekanntmachung: die Armenſpeiſung durch den Frauenverein betr. § 4. Jede Marke lautet auf einen beſtimmten Tag und die Dame, welche das Kochen übernommen hat, trägt den gedruckten Titel Speiſemarke und iſt auf der Rückſeite mit dem Abdruck unſeres Stempels verſehen."
(Sebnitzer Grenzbl. Nr. 50, 1879.)

Oder:

„Auswärtige Eltern, deren Söhne die hieſige höhere Bürgerſchule beſuchen wollen, können mit einem Tertianer zuſammen wohnen."
(Nienburger Harke Nr. 33, 1877.)

Einen unheimlichen Anſtrich hat die Empfehlung:

„Zu bevorſtehendem Weihnachten empfehle ich mein wohlaſſortirtes Lager von Särgen in allen Größen. A. Holle."
(Kaſſeler Tagespoſt, 23. Dezb. 1875.)

Oder:

„Herrſchaften, welche ihre Pferde keiner weiteren Quälerei unterwerfen wollen, kaufe ich fortwährend."
(Erfurter Allgemeiner Anzeiger, Jan. 1876.)

Oder:

„Die berühmte amerikaniſche Haar-Eſſenz, welche allen Haarleidenden radikal und ſchnell ein Ende macht, u. ſ. w."
(Roſtocker Zeitung Nr. 237, 1876.)

Sehr nett nimmt ſich nachſtehendes Inſerat aus:

„Der Graswuchs auf den Lothewieſen wird hiermit genehmigt. Bürgermeiſteramt F."
(Weſtfäliſches Volksblatt Nr. 150, 1877.)

Unglaublich klingt folgender Anſchlag:

„Profeſſor hon. Dr. Kranz kann nicht leſen."
(Lektionskatalog der Univerſität München vom Winter 1877/78.)

Kannibaliſch geradezu erſcheint es, wenn gedruckt ſteht:

„Heute wurde am hieſigen Magiſtratsgebäude der ſchwarze Kaſten, worin künftighin die Verlobten, welche zur Ehe übergehen wollen, in geſetzmäßiger Weiſe aufgehangen werden müſſen, befeſtigt."
(Korreſp. aus Papenburg (Hannover) in der Ems-Zeitung 1874.)

Sehr verfänglich aber lautet folgender Dank:

„Allen, die uns bei der Entſtehung des Feuers zu Hilfe gekommen ſind, unſern tiefgefühlten Dank."
(Solinger Kreis-Intelligenzblatt Nr. 72, 1877.)

Aber durchaus unglaublich klingt es, wenn es da heißt:

„Zu Ehren Sr. Majeſtät des Königs von Sachſen erſcheint heute die hieſige Garniſon nur im Helm auf der Straße."
(Karlsruher Zeitung, Juli 1875.)

Hochkomiſch macht ſich folgende Annonce:

„Das Impfen der Kinder von Kälbern findet am 23. d. M. ſtatt."
(Bautzener Nachrichten 89, 1883.)

Auf den Mangel an Herren und auf das Verlangen nach Polygamie deuten dieſe Worte:

„Einige alleinſtehende junge Damen ſuchen einen Lebensgefährten."
(Elberfelder Zeitung, 4. Jan. 1873.)

Nicht minder ſonderbar klingt es, wenn gedruckt ſteht:

„Zu vermiethen ſind zwei milchreiche Ammen, beide vier Wochen alt. Näheres bei Hebeamme Decker, Gerberſtraße Nr. 39."
(Leipziger Tageblatt, 4. Febr. 1873.)

Oder:

„Mehrere geübte Nähterinnen für einfältige Hemden werden geſucht."
(Bielefelder Wochenblatt Nr. 66, 1873.)

Auf eine gewiſſe Grauſamkeit deutet nachſtehendes Inſerat:

„Der Verkauf meiner ſeligen Frau auf dem Wochenmarkte hat ſeinen ungeſtörten Fortgang."
(Leipziger Tagebl., April 1873.)

Ganz unmöglich erſcheint dieſe Nachricht:

„Der Kaiſer gab das Zeichen zum Beginne der Feier durch Abſingung eines Chorals."
(Kölniſche Zeitung Nr. 243, 1873.)

Köſtlich ſind ferner nachſtehende Stilblüthen:

„Wir werden jeden, der durch unſern Hof fährt, und wenn es auch Leichen ſind, gerichtlich belangen."
(Ruhrbote, Juli 1866.)

„Gute Kanarienvögel, auch Weibchen, zu verkaufen. Schafbrückenſtraße 6."
(Barmer Zeitung Nr. 94, 1876.)

„Für drei Brüder, darunter zwei Knaben, wird ein Zimmer geſucht."
(Leipzig. Tageblatt Nr. 272, 1877.)

„Ein dreijähriger Eſel, wegen ſeiner Frömmigkeit auch für den Umgang mit Kindern paſſend, iſt zu verkaufen."
(Rügenſches Kreis- u. Amtsblatt Nr. 21, 1875.)

„Elf Kleiderſchränke für Feldwebel von Kiefernholz ſucht die Garniſon-Verwaltung in Glogau."
(Niederſchleſiſcher Anzeiger Nr. 100, 1875.)

„Fünf Thaler Belohnung demjenigen, der mir den Verbleib meines am 24. d. M. abhanden gekommenen Hundes ſo anzeigt, daß ich denſelben gerichtlich belangen kann."
(Anzeiger zu Dortmund. Dez. 1874.)

„Für Geburten ſind die Wochentage Dienſtag und Freitag Morgens 9—12 Uhr feſtgeſetzt. Der Standesbeamte."
(Bielefelder Tageblatt No. 305, 1877.)

„Gute Nähmaſchinen, ein Sattler, ein Schneider, zu verkaufen."
(Dortmunder Zeitung No. 98, 1876.)

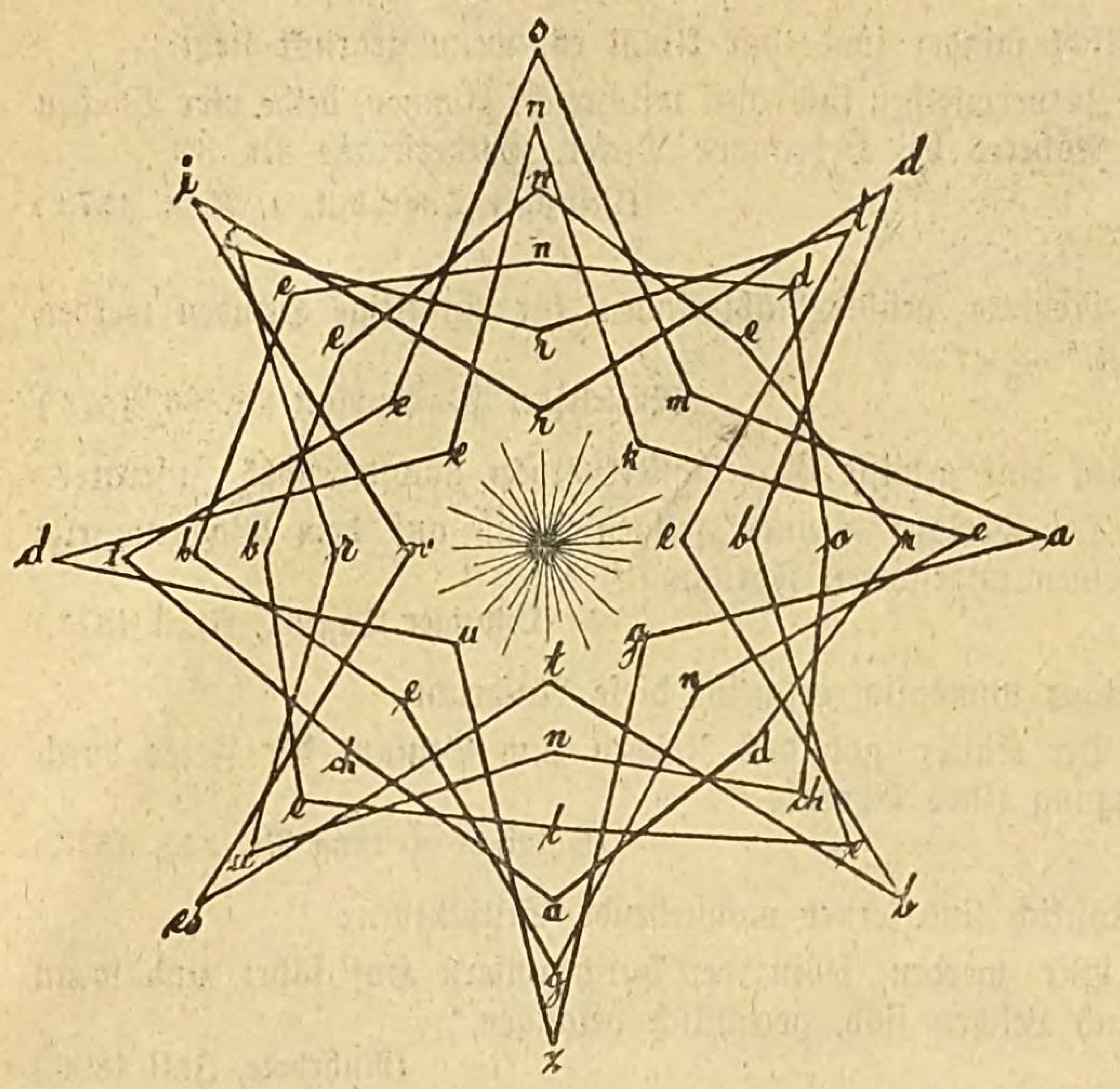
„Der Redakteur und der Zeichner des Kladderadatſch wurden zu je 200 Mark und Unbrauchbarmachung verurtheilt."
(Magdeburger Zeitung Nr. 41, 1880.)

„Bei der Sektion eines gelbbraunen Dachshundes in Niederhermsdorf hat ſich amtliche Wuthkrankheit ergeben."
(Dresdner Nachrichten Nr. 329, 1880.)

„Alle, welche noch Akten aus dem Nachlaſſe meines verſtorbenen Mannes beanſpruchen, werden aufgefordert, ſich binnen vier Wochen zu melden, widrigenfalls ſie eingeſtampft werden. Frau Advokat B."
(Roſtocker Zeitung 28. April 1876.)

Räthsel und Spiele.

Zickzack-Räthsel.



Die Buchstaben der vorstehenden Figur ergeben einen Kernspruch von Paul Heyse, wenn man mit dem richtigen Buchstaben beginnend, die Zickzacklinie so lange verfolgt, bis man wieder zum Anfangsbuchstaben zurückkehrt. Wo ist zu beginnen und wie heißt der Kernspruch?

Räthsel.

Zum Richter bin ich auferzogen,
Und die Bestechung liegt mir fern.
Doch wenn ich euch recht zugewogen,
Habt ihr mich selbstverständlich gern.

Doch Niemand hat mich sprechen hören,
Und doch: was meine Zunge spricht,
Ich glaub', ihr könntet darauf schwören,
Denn ihr legt viel auf mich Gewicht.

Zwar bin ich oft in euren Händen,
Doch euch erwächst kein Vortheil draus.
(Man weiß mir Dank dafür zu spenden.)
— Durch Eichen zeichnet man mich aus.

Nur führe ich zu keinem Ziele,
Sobald von mir die Schale fiel.
Und merkt noch eines: Wenn ich spiele,
Steh'n ernste Dinge auf dem Spiel.

Rebus.



Räthsel.

Als Unglück faßt es auf ein dummer Aberglaube.
Ich aber glaube: schlimmer ist's mit Rock und Haube.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 22.

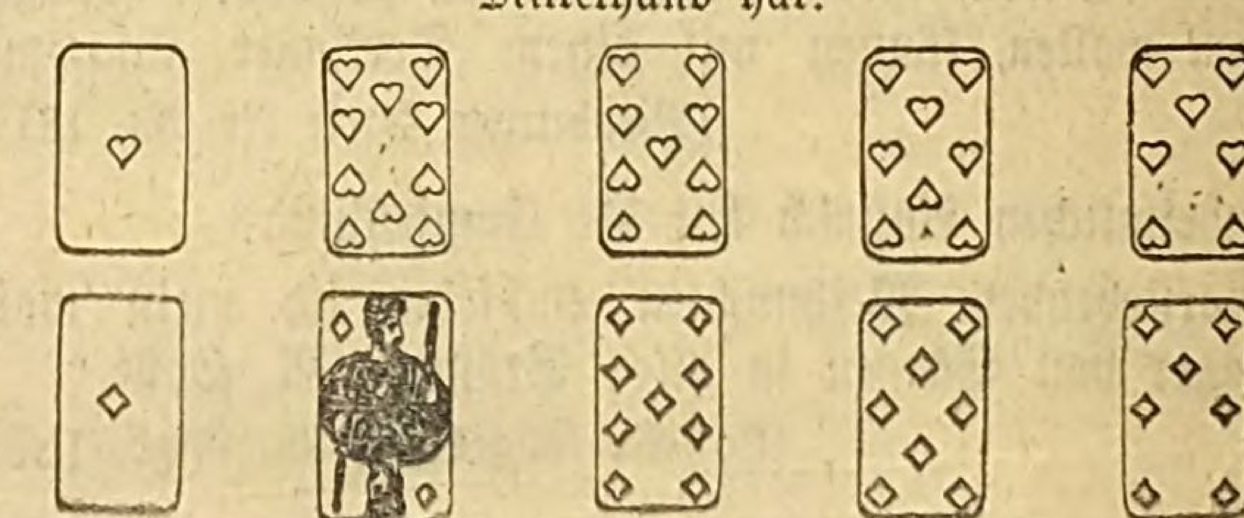
Räthsel. Diner. Diener.

Magisches Quadrat.

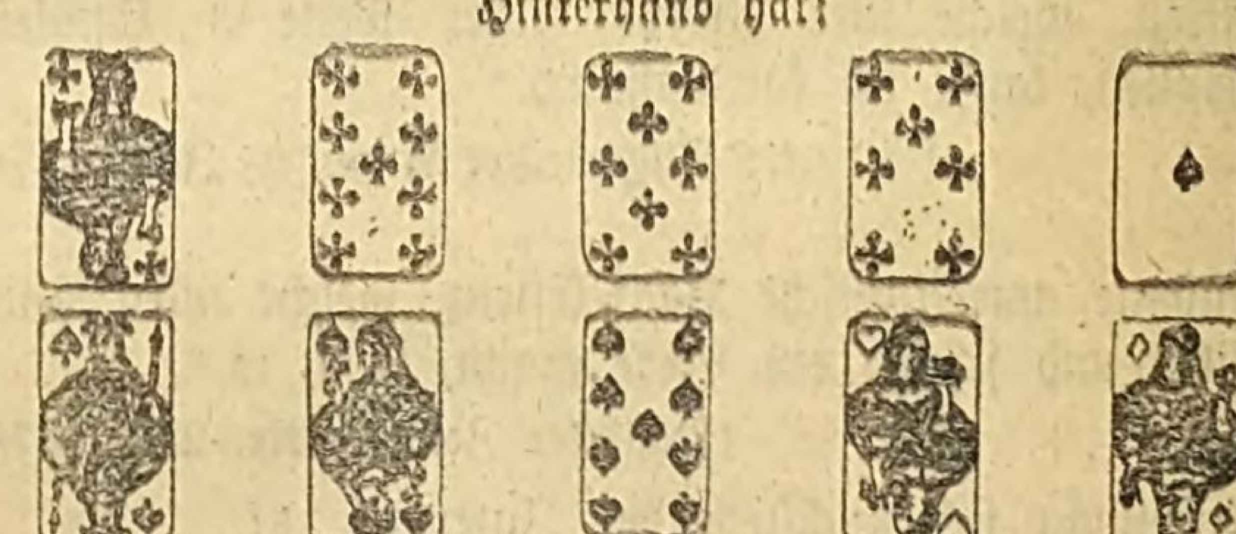
I	O	N	A	S
O	L	I	V	E
N	I	P	O	N
A	V	O	L	A
S	E	N	A	T

Skat-Aufgabe.

Mittelhand hat:



Hinterhand hat:



Soll das Spiel überhaupt verloren werden können, müssen zwei As und eine Zehn gewimmelt werden, das ist auf den ersten Blick ersichtlich. Deshalb wäre es fehlerhaft von der Vorhand, beim ersten Stich Tresle anzuziehen, da sie nicht darauf rechnen darf, daß ihr ein As vorgespielt wird, sondern d ß sie wieder mit Careau an's Spiel kommt. Vorhand spielt darum richtig und am besten drei Mal Tresle, dann drei Jungen. Erst beim siebenten Stich bringt Vorhand Pique und verliert, da Hinterhand beim achten Stich Tresle-Dame vorspielt. Vorhand muß abwerfen und verliert, da Pique-As sofort nachgezogen wird, mit 60 Points, denn Hinterhand hat selbstverständlich den siebenten Stich mit Tresle-König genomme·. Liegt ein Tresle im Skat und irgend eine Zehn, ist das Spiel unverlierbar, der zur Anschauung gebrachte Kartensitz ist der denkbar schlechteste.

Dechiffrir-Aufgabe.

Man beginnt mit dem rechts unten stehenden „C" und stellt von rechts nach links gehend abwechselnd einen Innen- und einen Außen-Buchstaben aneinander. Der Text ist:

Crescentem sequitur cura pecuniam.
(Dem wachsenden Geld folgt die Sorge.)

Rebus. Sinnen und Minnen von Hamerling.

Räthsel. Bulle. (Die goldene Bulle.)

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 24 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 10. Juni 1888

Das Rendezvous.

Militär-Humoreske von H. von Trützschler.

Schluß.

Das Schwerste noch blieb unserem arg heimgesuchten Helden für Dienstag Mittag vorbehalten: er mußte ja doch ins Schloß gehen, Fräulein von Bogenheim zur Forstpartie für den nächsten Tag aufzufordern, da jedenfalls der Diener seinen beabsichtigten Besuch am Sonntag Mittag den Exzellenzen gemeldet hatte.

Frau von Bogenheim empfing den jungen Offizier, und als dieser in größter Beklemmung sein Anliegen vorgebracht, erwiederte Ihre Exzellenz, es thue ihr unendlich leid, dem Herrn Lieutenant seine Bitte abschlagen zu müssen, aber ihr Gatte hätte Margarethen die Theilnahme an der Partie, von der er schon gehört habe, auf das Bestimmteste untersagt, weil er meinte, sie hätte erst Freitag das große Gartenfest mitgemacht, das sie sichtlich aufgeregt hätte, und um sich nun schon wieder in den Strudel einer anstrengenden Landpartie zu stürzen, dazu sei sie noch zu jung. Schließlich fügte die Generalin lächelnd hinzu, unter diesen Umständen müsse sich Herr von Windhausen schon nach einer anderen Dame umsehen.

„Nein, Exzellenz, das werde ich auf keinen Fall thun," erwiederte derselbe schnell, „denn" — das Wort erstarb ihm auf der Zunge, und schon wollte er der von ihm verehrten Frau ein offenes Geständniß machen, da ja doch einmal die Tochter in den Augen der Eltern durch Urbans schreckliche Dummheit bloßgestellt war; doch wagte er es nicht — dann ergänzte er: „denn das würde mir Ihr Fräulein Tochter entschieden sehr übel nehmen."

„Uebel nehmen? ja wie so denn?" fragte scheinbar erstaunt die Dame; dann aber, den letzten Worten des vor ihr Sitzenden weiter keinen Werth schenkend, fuhr sie fort: „Wenn Ihnen aber gar so viel an Margarethens Gesellschaft liegt, so werde ich noch einmal bei meinem Manne die verweigerte Erlaubniß für Grete zu erbitten suchen und Ihnen bis morgen Antwort sagen lassen."

Nach diesen Worten erhob sich Windhausen, dankte der Exzellenz gehorsamst für ihr liebenswürdiges Versprechen und ging hinaus.

„Die Mutter scheint von dem gefundenen Zettel also noch nichts zu wissen; sonst wäre sie wohl kaum so entgegenkommend gewesen," dachte er bei sich.

Als heute beim Offiziers-Mittagstisch die Parolebücher erschienen und Windhausen das seine durchlas, wurde er auf einmal — so schien es wenigstens dem ihm gegenübersitzenden Frey — leichenblaß; sein Auge blieb nämlich starr auf folgendem Divisionsbefehl haften;

„Heute Nachmittag um siebeneinhalb Uhr wünsche ich den Sekonde-Lieutenant von Windhausen vom nten Infanterie-Regiment No. x in meiner Wohnung zu sprechen. gez. von Bogenheim."

Doch aus seiner Betäubung wurde der Aermste durch einige Worte des Regiments-Adjutanten geschreckt, der ihm mittheilte, der Herr Oberst wünsche, daß Windhausen um sieben Uhr erst noch bei jenem erscheine.

Unter „Hangen und Bangen in schwebender Pein" verstrichen dem armen Windhausen die Stunden; das Nachmittags stattfindende Detail-Exerziren war ihm noch nie so lange vorgekommen wie heute, und als die verhängnißvolle Stunde heranrückte, athmete er fast erleichtert auf, weil nun bald die Entscheidung nahte.

Der Oberst empfing ihn um sieben Uhr mit nicht gerade freundlichem Gesicht und fragte ihn, ob er sich einer dienstwidrigen Handlung bewußt sei, wegen deren ihn Exzellenz etwa sprechen wolle.

Windhausen verneinte dies natürlich, denn von dem Zettel durfte er doch schon Margarethens wegen nichts erwähnen.

„Der Herr Divisions-Kommandeur erkundigte sich schon gestern nach Ihnen, Herr Lieutenant," sagte der Oberst weiter und fügte zum Schlusse hinzu:

„Jedenfalls wünsche ich, daß Sie mir morgen Vormittag elf Uhr über den Inhalt der Unterredung mit Sr. Exzellenz Mittheilung machen, natürlich nur, wenn dieselbe, was wohl kaum anzunehmen, nicht vollständig privater Natur ist. Ich muß wissen, was in meinem Offizierkorps vorgeht, und in welchen Beziehungen die Mitglieder desselben zu den höheren Vorgesetzten stehen."

Damit war der gequälte Offizier entlassen.

Einige Minuten vor siebeneinhalb Uhr stand er im Vortragszimmer Sr. Exzellenz, im Spiegel noch einmal schnell seinen Anzug musternd, die Epauletten gerade rückend, und an seinem Geiste die Ereignisse seit letztem Freitag vorüber ziehen lassend.

„Wie hat sich doch Alles geändert!" seufzte er. „Vor wenigen Tagen noch ein süßes heimliches Stelldichein mit der Geliebten in Aussicht — und jetzt statt dessen eine dienstliche Unterredung mit dem strengen Vater und Vorgesetzten, und zwar genau um dieselbe Stunde! O, Ironie des Schicksals!"

Doch schnell ruckte er auf einmal in die Höhe und nahm eine straffe, dienstliche Haltung ein, denn die Thüre wurde ge-

öffnet, und herein trat — Fanny Ebel, die erröthende Margarethe an der Hand führend.

Unſer Held traute ſeinen Augen nicht. War es Täuſchung, was er ſah? Aber nein! denn deutlich vernahm er Margarethes vor Beklemmung zitternde Stimme:

„Herr von Windhauſen, hier iſt der Zettel zurück, den ich Ihnen am Freitag Abend unvorſichtiger Weiſe geſchrieben, und den Sie ſo ſchlecht aufbewahrt haben! Papa iſt ſehr böſe.“

Aber weiter kam die Kleine nicht.

Die hellen Thränen ſtürzten ihr aus den Augen, und laut ſchluchzend wollte ſie der ſchon hinausgegangenen Freundin folgen.

Doch jetzt hatte Windhauſen genug geduldet; der thatkräftige Mann wurde wach, und, den dienſtlichen Charakter ſeines Hierſeins völlig außer Acht laſſend, ergriff er die Hand der weinenden Geliebten, und, dieſelbe mit glühenden Küſſen bedeckend, flüſterte er in flehendem Tone: „Margarethe, bleiben Sie hier, damit wir Ihrem Vater Alles ſagen!“

„Margarethe,“ rief er zärtlich, die kaum Widerſtrebende umfaſſend, „ich liebe Dich!“

In dieſem Augenblick trat, von ſeiner Gemahlin und Fanny begleitet, der General herein.

Obgleich Windhauſen ſeine holde Gefangene ſchnell losgelaſſen, hatten die Eintretenden doch die zärtliche Umarmung geſehen.

„Nun, Windhauſen, ſind Sie mit dem Rendezvous zufrieden?“ fragte Se. Excellenz lächelnd, den Zeigefinger der Rechten wie drohend emporhebend.

„Wenn Ew. Excellenz nichts dagegen haben, ja!“ erwiederte kurz gefaßt mit einem verlegenen Lächeln der Gefragte.

Der General, welcher allenthalben über Windhauſen Erkundigungen eingezogen, dabei ſtets nur das Beſte gehört hatte und der dem jungen Offizier ſelbſt von Herzen zugethan war, ſah keinen Grund ein, warum er dem Glücke der beiden betheiligten Perſonen im Wege ſtehen und die Verbindung der Liebenden verhindern ſollte.

Aber ſo ganz ohne Strafe ſollten — das hatte er ſich vorgenommen — die beiden Liebesleute für ihre Heimlichkeit nicht ausgehen: darum Margarethens häusliche Haft, darum die kleinen Kümmerniſſe in Geſtalt von beängſtigenden Redensarten und dienſtlicher Herberufung, mit denen der gefürchtete Vorgeſetzte den armen Lieutenant beunruhigt hatte.

Daß noch an demſelben Abend im Schloſſe im engſten Kreiſe ein kleines Verlobungsfeſt gefeiert wurde, bei dem natürlich die von den Excellenzen ins Vertrauen gezogene verſchwiegene Fanny nicht fehlen durfte, und zu welchem in aller Eile Lieutenant von Frey geladen wurde, verſteht ſich wohl von ſelbſt; auch daß Urban für ſeine an den Tag gelegte „Dummheit“ reichlich belohnt wurde, kann ſich der Leſer denken.

Als Windhauſen am anderen Vormittage um elf Uhr, wieder im Waffenrock mit Epauletten, den Helm in der Hand, beim Herrn Oberſt erſchien, trat ihm dieſer mit den haſtigen Worten entgegen:

„Nun, was wollte Se. Excellenz geſtern von Ihnen?“

Als aber der Gefragte darauf mit der Mittheilung ſeiner Verlobung und der Bitte, dieſelbe veröffentlichen zu dürfen, antwortete, konnte ſich der Kommandeur vor Verwunderung gar nicht faſſen; dann ſchüttelte er ſeinem Untergebenen freundſchaftlichſt die Hand, ihn zu dem überraſchenden Ereigniß lebhaft beglückwünſchend.

Die am darauf folgenden Tage vor ſich gehende vom Lieutenant von Frey ins Leben gerufene Partie nach dem Stadtforſt war nun freilich als Mittel zum Zweck überflüſſig geworden; aber dafür verlief ſie deſto heiterer, denn an ihr nahm ein glückſtrahlendes junges Brautpaar theil: Lieutenant Fritz von Windhauſen, welcher ſeine alte Fröhlichkeit wiedergewonnen hatte, und ſeine kleine blonde Margarethe von Bogenheim.

Der deutſche Nixenglaube.

Von Guido Liſt.

Von der alten Naturreligion unſerer deutſchen Ahnen ſchrieb Tacitus in ſeiner Germania: „Ihrer Anſicht von der Hoheit der Himmliſchen entſpricht es nicht, ſie zwiſchen Tempelmauern einzuſchließen oder von ihnen Bilder mit menſchlichen Zügen zu machen. Wälder und Haine ſind ihre Tempel, und unter dem Namen ihrer Götter rufen ſie jene unerforſchliche Macht an, welche einzig in der Anbetung ſich ihnen offenbart.“ Es war in ihrer Welt nichts Wahrnehmbares, das ſie nicht mit göttlichem Hauche belebten, heiligten. Wie uns die Edda aus dem hohen Norden erkennen läßt, daß dort Erde, Felſen, Luft, Wolken, Feuer, Waſſer, kurz Alles belebt war, ſo bezeugen auch die mythologiſchen Reſte unſerer ſüddeutſchen Heimath die gleiche Anſchauung. Auch hier waren alle Gebiete der Natur und vornehmlich das Element des Waſſers, reich bevölkert, und mit dieſem wollen wir hier uns etwas näher befaſſen.

Deutſchland, namentlich ſein gebirgiger Süden iſt reich an großen und kleinen Gewäſſern, und alle Seen, Bäche und Ströme hatten ihren Nix oder ihre Nixe. Unzählbare Sagen beſtätigen dies, und wo dieſe verloren gegangen, erhielt ſich im Namen noch entweder die Silbe „nicha“ oder „iſa“ als deutlicher Hinweis auf den Nixenglauben. „Nicha“ entſpricht eben dem Gattungsnamen „Nixe“, und „Iſa“ iſt der Name der oberſten Waſſergöttin, von welcher uns Tacitus in ſeiner bekannten Manier latiniſirt als „Iſis“ berichtet.

Selbſtverſtändlich kommen dieſe beiden Endſilben nur in der alt- und mittelhochdeutſchen Orthographie der Ortsnamen vor, und es mögen dies nachfolgende wenige Beiſpiele deutlicher machen, bei welchen der heutige Name in Klammern beigefügt erſcheint. So: Sir-Nicha (Sirning), Grinzi-Nicha (Grinzing), Linzi-Nicha (Lieſing), Ib-Iſa (Ybbs), Chrem-Iſa (Krems), Al-Iſa (Alſerbach, Als), und viele andere.

Märchen, Nixenſagen und Flußnamen verbreiten ſich über ganz Deutſchland, und wenige Flüſſe und Gewäſſer giebt es, welche keine Erinnerung an den Nixenglauben für unſere ſpäten Tage bewahrten. Betrachten wir nun die deutſchen Nixen und ziehen Vergleiche mit jenen Alfen der Edda, ſo ergeben ſich auch bei dieſen wie bei allen übrigen mythiſchen Weſen höchſt intereſſante Abweichungen von ihren nordiſchen Schweſtern. Die deutſchen Nixen ſind nie zwergartig, ſondern an Geſtalt und Größe den Menſchen gleich, und hierin liegt ihr Hauptunterſchied von den nordiſchen Alfen, welche man ſich übrigens auch nicht immer, obwohl meiſtens, zwerghaft klein dachte. Vorherrſchend war unter ihnen das weibliche Geſchlecht; nur Hauptflüſſe hatten in der Regel einen männlichen Nix, ſo der Rhein, die Donau, welchen aber eine weibliche Nixe beigegeben war, und als deren Kinder dann die Nixen der Nebenflüſſe und Bäche galten.

Doch hatte auch dieſe Regel ihre Ausnahmen, wie z. B. die Sage vom Waſſermann (Nix) des Vulkanbaches und andere mehr beweiſen. Ein weiterer Unterſchied beſteht noch darin, daß ſie in der Regel unſichtbar wie die nordiſchen Alfen gedacht wurden. Sie ſind durchgängig von ſtrahlender Schönheit und nur an höchſt geringfügigen äußeren Merkmalen als Nixen erkennbar und von Menſchen zu unterſcheiden; ſie haben nämlich grüne Zähne, auffallend große Augen und — kaltes Blut. Laſſen ſie ſich außer dem Waſſer und dann bekleidet ſehen, ſo macht ſie der ſtets naſſe Kleiderſaum oder der feuchte Zipfel ihrer blendend weißen Schürze erkennbar, auch ſollen ſie ſich höchſt vortheilhaft von ihren menſchlichen Schweſtern dadurch unterſcheiden, daß ſie auf ihren Spaziergängen weniger ſchwatzhaft ſein ſollen als dieſe.

Geſellen ſie ſich aber zu Menſchen, ſo ſind ſie ſehr vertraulich im Umgang, ſie kommen zum Markte, um Lebensmittel zu kaufen, wo ſie jedoch häufig ſtatt Silbermünzen Fiſchſchuppen auf den Zahltiſch legen, wie manche Sage berichtet. Sie beſuchen auch die Menſchen in ihren Wohnungen und laſſen ſich wieder von dieſen beſuchen. Bekannt ſind die Sagen von ihren Spinnſtubenbeſuchen oder von der Einkehr in die Wohnungen der

Menschen oder deren Besuche unter dem Wasser; so mag daran erinnert werden, wie ein Bauer einst den Nix nicht zu Hause fand und diese Gelegenheit benutzte, die Seelen der Ertrunkenen zu befreien, die dieser unter Glasglocken aufbewahrt hatte. Der Bauer stürzte diese Glasglocken um, und in Gestalt von Luftblasen stiegen die „armen Seelen" empor. Die jungen weiblichen Nixen kommen Abends beim Mondschein in die Spinnstuben*) oder unter die Dorflinde und spinnen und tanzen gleich anderen Mädchen, auch erscheinen sie auf der Kirmeß.

Aber die Menschen haben sich sehr in Acht zu nehmen im Umgange mit den Nixen, denn es geht durch fast alle Nixensagen ein dämonischer Zug von Grausamkeit; ob schon ursprünglich dem Nixenglauben anhaftend oder erst nach Einführung des Christenthums entstanden? Wer vermöchte dies mit Sicherheit zu entscheiden? Wenn bei den verschiedenen anderen mythischen Gebieten letztere Annahme die gerechtfertigtere ist, so möchte ich dennoch bei den Nixen mich zu ersterer hinneigen, und zwar aus natürlichen Gründen. Sie sind doch immer die Personifikationen des Wassers, die männlichen Nixen als dessen kräftige und winterliche Eigenschaften, die weiblichen als Personifikation des heiteren Charakters. Wir wissen zu gut, wie bösartig oft solch ein unschuldig tändelndes Bächlein werden kann, wenn es plötzlich schwillt und tobend sich über die Fluren wälzt. Die Mythe hat sicher diese Heimtücke auch auf die Personifikationen der Flüsse, die Nixen, übertragen, und daher jener dämonisch grausame Charakter.

Daß das Christenthum den Nixenglauben trübte, ist selbstverständlich, doch jener dämonisch-grausame Charakterzug ist gewiß mythisch richtig. So mancher arglose Fischer fiel in ihre Netze, und mancher kühne Ferge fand in ihren schaumweißen Armen den Tod. Schon der Umstand, daß den Nixen Opfer, und zwar Menschenopfer gebracht wurden, beweist, wie sehr man ihre Heimtücke fürchtete und durch Opfer versöhnen wollte.

Hierzu folgendes Beispiel: Die Naufführer**) auf der Donau hatten in früheren Zeiten gar sonderbare Gebräuche, welche ihnen noch heute theilweise anhaften, und die theilweise zu Sticheleien geworden sind, darunter namentlich der Neckruf: „Nandl, gieb Dich, der Herr will's nicht anders haben." Der Sinn dieses Neckrufes nun ist aber ein sehr ernster und zwar folgender:

Wenn sich nach der Befreiung der Donau vom Eise im Frühjahre die Schiffzüge wieder zusammenstellten, um die Fahrten aufzunehmen, so glaubte die Mannschaft eines solchen, daß der Strom einen von ihnen im laufenden Jahre zum Opfer fordern werde. Daher wurde der Erste, der von einem Schiffzuge im Jahre verunglückte, von seinen Genossen nicht gerettet, selbst wenn dies ohne Gefahr hätte geschehen können, sondern es wurde ihm zugerufen: „Nandl***) gieb Dich, der Herr will's nicht anders haben." Dann betete man für den Verunglückten, fuhr dessen Hut mit der Waidzille nach und setzte selbst sein Leben aufs Spiel, um diesen zu erlangen, welcher dann am Kranzel (Bug, Vordersteven) des ersten Schiffes angenagelt wurde; er sollte dem Strom zeigen, daß er sein diesjähriges Opfer schon empfangen, und galt als Talisman während dieser Saison.

Wenn hier auch nie vom Nix gesprochen wurde, sondern immer nur vom Strom, so war doch der Nix gemeint, und nur die Ahnungen dieser unausrottbaren barbarischen Sitte, welche noch bis in die Mitte unseres Jahrhunderts hereinragte, ließen die Schiffknechte nie vom Nix oder Wassermann, sondern immer nur vom „Strom" sprechen.

Seinen Wohnsitz hatte der Nix in den Katarakten eines Stromes und speziell in der Donau beim Wirbel und Strudel. Dort ist ein Wallfahrtsort, St. Nikola, noch heute von Schiffern in hohen Ehren gehalten, und auch vom Wirbel und Strudel geht die Meinung, er dulde nichts Sündhaftes; nur schuldlose Personen dürfen im Schiffe sein, das diese Stromschnellen befahre, mit Schuld beladene aber mußten vorher von Bord gehen,

*) Darum verbietet noch heute der Aberglaube, im Mondschein zu spinnen und, wenn dennoch, nicht ohne Kerzen- oder Lampenlicht.

**) Leiter des Schiffzuges, auch „Hohnauer" genannt.

***) Nandl = Ferdinand, oder wie er sonst mit dem Taufnamen hieß.

und durften darnach erst wieder einsteigen. Auch am Rhein findet sich ein St. Nikola unterhalb des Bingerloches.

Hinter diesem „St. Nikola" aber verbirgt sich der alte Wasserriese Nikuz*), der König des Nixenvolkes, aus dessen Namen sich Nichus, Nichusja, also Nix und Nixe bildete. Dieser Nixenvater jedoch berührt sich wieder mit dem Göttervater Wuotan, ja geht in diesem sogar auf, wie ja alle Unter- und Nebengottheiten stets wieder zu dem höchsten Götterpaare Wuotan und Frouwa zurückführen.

Der graue Mönch, der 1045 dem Bischofe Baturich von Würzburg,**) als dieser mit Kaiser Heinrich III. die Donau herabfuhr, vom Haussteine über dem Strudel herab gedroht haben soll, war eben jener Nikuz, der alte Donaunix. Die alte Opferstätte Agez (Oegirs) auf Aggstein gehört mit hier in diesen Rahmen, da Agez die winterlichen Eigenschaften des Wassers personifizirte, wie Nikuz (Nikudr, Nichus) dessen sommerliche. Auch diesen wurden Menschenopfer gebracht; nicht aber von den Schiffern, denn diesen sperrte er ja den Strom durch „Eisketten", sondern von den Völkerheeren, welche die Eisdecke als Brücke zu Stromübergängen benutzten.

Ebenso wie der Rhein seine Loreley hat, auch die Donau eine ganz gleiche Nixensage; wie die Loreley dem Märchen nach aus unglücklicher Liebe zu einem Menschenkinde wahnsinnig wurde, ebenso die Nixe der Donau, welche das Volk „die Wahnsinnige von Aggstein" nennt; wie die Loreley am Felsen sitzt, ihr goldenes Haar kämmend, ihre berückenden Lieder singt, ebenso singt die „Wahnsinnige auf Aggstein", während sie sich Rosen in ihre goldenen Haareswellen flicht, ihren liebeglühenden Sang; der Schiffer, der ihn hört, ist verloren; er vergißt Steuer und Strömung und versinkt mit seinem Fahrzeuge in der gurgelnden Brandung, von der tollen Nixe zu Tode geküßt.

Sehr zu hüten haben sich die zum Beistande geholten Wehemütter, daß sie sich nicht nach den reichen Schätzen gelüsten lassen, welche ihnen der Nix bietet. Wehe ihnen, wenn sie sich mehr nehmen, als ihnen die Menschen für solche Dienste zahlen. Das Mädchen, das mit dem Nix tanzt, muß sich hüten, daß sie der „Grünzahn" nicht entführt. So liebreizend auch die Nixenweibchen erscheinen, wenn sie im Sonnenschein am Ufer oder in den nahen Bäumen, auch auf Felsen sitzen, der Jüngling muß sich doch hüten, sich zur Liebe hinreißen zu lassen. Selten führt diese zu einem glücklichen Ziele, entweder er wird sein Leben einbüßen, wenn er sich in die Fluth hinunterziehen läßt, oder es wird auch wohl das Nixenmädchen von ihren eigenen Eltern getödtet, wenn diese ihr Geheimniß entdeckt; denn die Nixen sind gegen ihresgleichen ebenso grausam, wie gegen die Menschen. Viele Sagen melden, wie dann ein Blutstrahl aufstieg und das ganze Wasser röthete; dann mußten die Liebenden oder eines von beiden ihr Leben lassen; selten steigt statt des Blutes Milch, ein Apfel oder eine Blume auf als günstiges Zeichen.

Im Landvolke hört man mitunter auch die Ansicht aussprechen, daß die Nixenweibchen verführte Menschenkinder wären, weshalb selbe oft, und mit eigener Lebensgefahr Menschen zu retten suchen, bevor der Nix sie in die Tiefe führt. Diese Meinung nun ist aber eine mißverstandene Fortbildung der Nixenmythe und steht auf keiner mythologischen Grundlage.

So wie aber die Mythe vom männlichen Nix in Nikuz sich mit der von Wuotan berührt, ebenso die Mythe von der Nixenkönigin „Isa" oder „Ise" mit der von der Frouwa. Ganz so, wie Tacitus den Kult der Göttin Nerthus***) beschreibt, welche er ausdrücklich als Erdmutter erwähnt, wurde am Rhein und an der Donau der Kult der Ise getrieben. An der Donau war ihr Hauptkultplatz im heutigen Ybbs, dem alten „ad pontem Isis" der Tabula. Ihr Symbol war ein Fahrzeug, halb Schiff, halb Wagen, mit dem sie zur Zeit, wo das Eis den Strom, der Schnee die Straße freigab, die Lande durchzog. Sie wurde mit Festlichkeiten, Musik und Tanz, Schmäusen und Gelagen geehrt,

*) Nordisch: Nikudr.

**) Nach anderer Sage Bruno von Regensburg.

***) Hertha, man bezieht seine Schilderung auf die Insel Rügen, wo noch heute der Herthasee existirt.

„alles Metall“ wurde verschlossen, kein Krieg begonnen oder weitergeführt, nur fröhliche Menschen wollte die Göttin sehen und beglücken; unter ihrem Schutz fanden Verlobungen und Trauungen statt, und ihr Fest führt nach ihrem Symbol, dem Wagen-Schiff, dem Car-Naval, den Namen Carneval noch bis an den heutigen Tag.

In der Charakterisirung des niederen Nixenvolkes, welches uns in zahllosen Nixensagen vorliegt, finden wir ein vollkommen abgerundetes Bild von der Personifikation des Wassers im fließenden oder stehenden Zustande. Es ist freundlich, zum Genuß einladend, dienstbereit, aber launenhaft, und dann jähzornig und grausam. Wir sehen eine poetische Auffassung eines bestimmten Naturgebietes, ein reiches dichterisches Gestaltungsvermögen hier zum Ausdrucke gebracht, und dieses Bild mag zur Bestätigung dienen von der unerreichten Innerlichkeit des Gemüthes unserer germanischen Ahnen, welchen in dieser Beziehung nur noch ein Volk der alten und neuen Welt ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann, und dieses eine Volk sind die alten Perser, die uns stammverwandten Arier.

Dichtung und Wahrheit in Fritz Reuters Gestalten.

Von Gustav Raatz.

XX. Das Urbild des „Hofpoeten Kägebein.“

Während Reuter bei der Figur des Konrektor Aepinus feinen Humor und freundschaftliche Liebenswürdigkeit vorwalten läßt, behandelt er den Hofpoeten Kägebein mit Sarkasmus und Spott, und das ist ganz erklärlich, weil ihm, wie auch schon aus einem seiner Briefe hervorgeht, sogenannte Dichterlinge mit ihrer Dünkelhaftigkeit und ihrem spreizigen Gebahren überaus zuwider waren. Immerhin sind die Farben nicht derartig aufgetragen worden, daß nicht etwas Mitleid aus ihnen herausleuchtete, und dieser Umstand trägt auch dazu bei, daß die in „Dörchläuchting“ ziemlich breit auftretende Figur und die mit ihr verwebten Umstände kein schadenfrohes Lachen erzeugen.

Obgleich Jurist und Advokat, tummelt Kägebein wacker den Pegasus, und nachgerade hat er eine so hohe Meinung von sich, daß er Gellert, Rammler und Gleim zu überstrahlen glaubt, und sogar Goethe vermag er den Vorrang nicht einzuräumen, von dessen Götz von Berlichingen er äußert: „Er ist so roh und ungeschliffen, da ist nicht für einen Dreiling Poesie darin!“ (Ein Dreiling war eine Theilmünze des Schilling, dieser $6^1/_4$ Pfennig nach Reichswährung). Wer möchte es also diesem so hoch stehenden Herrn verübeln, daß er sich nicht um Kleinigkeiten kümmert, deren Unterlassung bei gewöhnlichen Staubgeborenen unverzeihlich ist, daß er, nur erhabenen Gedanken lebend, auf wünschen pünschen reimt, auf Busen brusen, Armen Darmen (Gedärme), komme Sonne, Frevel Nebel und so fort, und er aus einem Idyllium ein Idyllum macht! Dafür hat er unvergleichliche Frauengestalten geschaffen, und Niemand darf sich rühmen, die Dorime, Syncerene, Philomele, Fatime und wie all die anderen licht- und duftumwobenen Erscheinungen heißen mögen, so wie er auch nur annähernd besungen zu haben. Ganz natürlich also, daß ihn die hausbackene Mundart, das Platt, anekelt, und er fast ausschließlich und wo es auch sein mag, ob vor dem Fürsten oder im Lokal, nur noch in Versen oder in dichterisch ausklingenden Redewendungen spricht, und ebenso ihm angemessen, daß er wie ein siegender Held aus dem Dunkel heraustritt und seine seit fünfzehn bis zwanzig Jahren entstandenen Gedichte allen Menschen zum Heile drucken läßt. Und wer ihm nun noch den Platz in der Literatur streitig machen dürfte, nachdem ihn sogar sein feinsinniger und verständnißvoller Landesherr, dem er den Band submissest zugeeignet, zum Hofpoeten erhoben hat! Einmal festen Vorsatzes, die Kinder seiner Muse in die Welt hineinspringen zu lassen, eilte er in hohen Schmierstiefeln „auf Flügeln des Zephirs, wenn Morgens mit purpurnem Gewande am östlich hohen Himmelsrand Aurora schon bereit ist,“ in kurzen Zwischenräumen von Neustrelitz zum Drucker nach Neubrandenburg, um einer etwaigen Verzögerung vorzubeugen, und wenn er in Perrücke, mit Dreimaster und herablassendem Gruße so daherschritt, erinnerte sein ganzes Wesen an einen begeisterten Sänger alter Zeit, obwohl das rohe Urtheil der Menge ihm keine feste Haltung zuerkennen wollte.

So in hohen Sphären lebend, fechten ihn Gegenmeinungen und offenbare Spitzen und Sticheleien wenig an, wie er als ein harmloser und friedliebender Mann sich überhaupt nicht in Zwietracht einläßt. Uebrigens stand die Menge zu tief unter ihm, und nur für einen einzigen Mann hatte er Respekt, nämlich für den von ihm stets als Gönner angeredeten Konrektor Aepinus, an dessen Hause er nicht vorüberzugehen pflegte, obgleich er gewiß war, daß er über seine dichterischen Leistungen alles Andere zu hören bekam, nur nicht Lob und Anerkennung. Daß er trotzdem immer wieder vorsprach, das bewirkte mit seine seit drei Jahren besungene Dorime gegenüber, welche bei Prinzeß Christel bedienstet war und für gewöhnlich als Mamsell Soltmann und von Dürten Holz sogar als „olle gele Person“ titulirt wurde. Vom Fenster aus wirft er der Angebeteten schmachtende Blicke zu, und befragt, warum er dem nur aus der Ferne liebe, entschuldigt er sich, daß ihm der Gegenstand seiner tiefen Neigung als Kammerfrau der Prinzessin unerreichbar wäre und zudem durch Küssen die feine poetische Empfindsamkeit verloren ginge. Doch endlich erbarmt sich des Zaghaften der Zufall auf dem Schützenfeste, er gesteht „Dorimen“ seine Liebe, punscht und tanzt mit ihr und stellt sie alsbald als seine Verlobte unter einer poetischen, aber leider verunglückten Ansprache Dörchläuchting vor.

Gleich so vielen Lesern Reuters hatte auch der Verfasser manche Jahre hindurch angenommen, daß dieser auf hohen Kothurnen einherwandelnde Dichterling nicht unter den Sterblichen geweilt, vielmehr im Reiche der Phantasie sein Wesen gehabt. Allein die spätere Forschung führte zu einem anderen Ergebniß, obschon Kirchenbücher und Gerichtsakten nicht von einem Kägebein mit ä, sondern von einem Kegebein mit e zu berichten wissen.

Gerhard Friedrich Kegebein wurde 1737 zu Hinrichshagen bei Woldegk geboren als Sohn des daselbst 1775 im zweiundneunzigsten Lebensjahre verstorbenen Pastors. Der eine 1801 verstorbene Bruder wurde der Nachfolger des Vaters, während sich der andere das Kirchengut Sabel bei Stargard i. M. pachtete und im Alter von neunundsechzig Jahren im dortigen See ertrank. Unser Kegebein studirte in Rostock und Jena die Rechte, doch muß es ihm sowohl an Begabung als auch an Fleiß gemangelt haben, weil er sich erst im Mai 1770, also im Alter von dreiunddreißig Jahren, bei der damaligen großherzoglichen Justizkanzlei zu Neustrelitz zum Advokatenexamen anmeldete. Zu diesen Angaben wird dem Verfasser bemerkt, daß die Wahrscheinlichkeit sehr dafür spricht, Kegebein wäre der Prüfungskommission nicht unbekannt gewesen und hätte demnach schon öfter bei ihr sein Glück versucht, und daß diese Annahme sehr viel für sich hat, dürfte aus einem Zettel zu folgern sein, welcher sich beim Anmeldungsschreiben vorgefunden hat. Auf diesem Zettel findet sich nämlich von der Hand des Vorsitzenden gedachter Behörde die Bemerkung: „Herr Kegebein will Advokat werden! Desto schlimmer für ihn. Meinetwegen mag er sein Glück versuchen!“ Dieser Versuch gelang Kegebein wirklich am 30. Januar 1771, worauf er sich in Neustrelitz als Advokat niederließ. Indeß scheint er nach der Ansicht eines dortigen Gerichtsbeamten kein gesuchter Rechtsbeistand gewesen zu sein, weil in den alten Akten der ehemaligen Justizkanzlei, die 1879 zum Einstampfen verkauft wurden, nur wenige Schriftzüge von ihm aufzufinden waren. In dem mecklenburg-strelitzschen Staatshandbuche von 1806 ist er noch als Advokat in Neustrelitz, dagegen in dem von 1808 in Sabel aufgeführt, wo er sich schon bei seinem Bruder, dem Pächter, aufhielt. Im Jahre 1813 wurde ihm wegen eingetretener Geistesschwäche in der Person des Senators Kasack zu Stargard i. M. von der Justizkanzlei ein Kurator bestellt, und noch in selbigem Jahre machte am 26. September ein Schlagfuß seinem Leben ein Ende. Sein Grab befindet sich in Sabel.

1792, also schon 55 Jahre alt, ließ er seine Poesien drucken

unter dem Titel: „Fabeln, Erzählungen und geistliche Lieder von G. F. Kegebein in Neustrelitz.“ Das 140 Seiten starke Bändchen widmete er seinem Landesherrn Adolf Friedrich IV. Die Gedichte sind höchst original, sowohl in der Auffassung, als auch in der Behandlung des Gegenstandes, und wieviel Reim, Rhythmus und Grammatik zu wünschen übrig lassen, geht schon genugsam aus den Proben hervor, die der Erzählung „Dörchläuchting“ eingefügt sind. Die eingestreuten Strophen sind nämlich mit Ausnahme geringer Zusätze ganz und gar nicht Reuters Eigenthum, worauf er auch selbst hingewiesen hat, sondern sie sind der Sammlung entnommen worden. Ob Kegebein mit der so oft besungenen Dorime jene Kammerfrau Soltmann gemeint, wird sich wohl nimmer nachweisen lassen, wenigstens hat ihm das Glück der Liebe nicht gelächelt, weil er als Junggesell aus dem Leben schied. Auch in anderer Beziehung waltete Reuter frei über ihn, indem er ihn z. B. jünger als den Konrektor Bodinus ausgab, obschon er ein Jahr älter war. Solche Zeitverschiebung geschah wohl nur deshalb, um das Urtheil des Konrektors über die Reimereien kräftiger und gereifter erscheinen zu lassen.

Wenn nun der mecklenburgische Geschichtsschreiber F. Boll in ungehaltenem Tone bemerkt, daß der Figur in der Erzählung viel Gewalt angethan und sie unverantwortlich verzerrt worden, so kann er dabei wohl nur den reichlichen Zusatz von Satire im Auge gehabt haben, da ja auf dem Boden der gar zu originellen absonderlichen und verschrobenen Dichtungen Kegebein richtig gezeichnet ist, und von den Geistesprodukten auf das Wesen ihres Urhebers sicher gefolgert werden darf.

Kürzlich hat die Kegebein'sche Gedichtsammlung eine neue Auflage erhalten, wozu wohl die Erzählung „Dörchläuchting“ die Anregung gegeben haben dürfte.

Spießrecht und Gassenlaufen.

Dunkle Bilder aus dem Soldatenleben früherer Zeit.

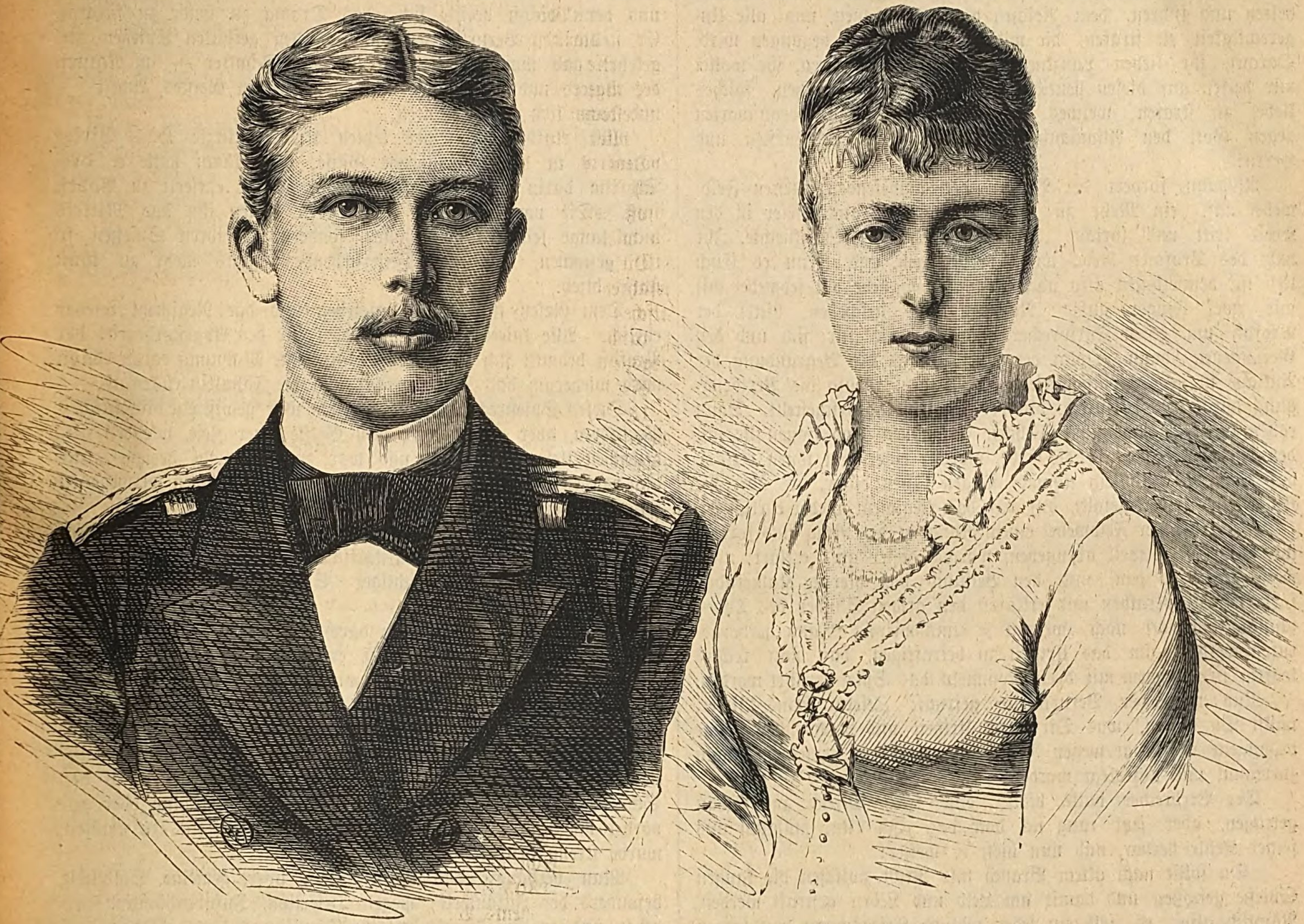
Von Ernst Montanus.

„Wenn die Trummel wird geschlagen
Und das Fähndlein fürgetragen,
Geht es wiederum in's Feld,
Da darf man zuruck nit bleiben,
Sondern muß die Sach' frisch treiben,
Daß sich Alles wohl bestellt.“

So klingt es zum taktmäßigen Schall von Pfeifen und Trommeln durch die frische Morgenluft, und von rechts und links her kommen Fähnlein deutscher Landsknechte übers freie Feld her auf die Heerstraße zu marschirt, an der sie Aufstellung nehmen. Alle sind sie mit langen Spießen bewaffnet, während die abenteuerlichen Gestalten im Uebrigen theils Kappen, theils Barrets, fein aufgeschlitzte und ausgenähte Sammetwämmser oder schäbige Lederjacken, Pluderhosen oder Reitbeinkleider tragen.

Am Sammelplatze verstummt der kriegerische Schall, ein ernstes Schweigen lagert über der Versammlung, und man merkt es den rauhen Kriegsgesellen an, daß ein besonders wichtiger Grund sie hier versammelt haben muß. Es gilt ja aber auch, über einen aus ihrer Mitte Gericht zu halten und das den Landsknechten nach kaiserlicher Malefizordnung zustehende „Spießrecht“ zu üben.

Nunmehr wird „zur Gemeinde geschlagen“ und ein Ring gebildet, der sich nur auf einen Augenblick öffnet, um den Profoß mit seinem in Eisen geschlossenen Gefangenen in die Mitte zu lassen. Letzterer ist ein langer, wüst aussehender Patron, Hans Birker aus Ulm, der vor vier Tagen arretirt worden, als er in



Prinz Heinrich von Preußen und seine Gemahlin, Prinzessin Irene von Hessen.

ein Gehöft eingebrochen, die Frau mißhandelt und den Bauer, nachdem er ihm alles Geld abgepreßt, niedergestochen hatte. Man sieht es ihm an, daß er wohl weiß, wie kein Heil mehr für ihn zu erhoffen ist. Jedes derartige Verbrechen wurde nämlich zugleich als Meineid angesehen und bestraft, weil der Landsknecht die Kriegsartikel beschwören mußte, die ihm ehrbares Verhalten zur Pflicht machten.

Um Hans Birkers willen ist also heute das Regiment den Bestimmungen entsprechend „an eynem nüchternen Morgen“ zusammenberufen, und die dem altgermanischen Gerichtsverfahren entsprechende Verhandlung beginnt damit, daß der Profoß mit ernster Miene zu den Versammelten anhebt:

„Einen guten Morgen, liebe ehrliche Lanzknechte, edel und unedel, wie uns Gott zusammengefügt hat und wir auch zusammen geschworen haben, daß wir gut Regiment wollen halten helfen und führen, dem Reichen als dem Armen, und alle Ungerechtigkeit zu strafen, die wider unsere Gesetze begangen wird. Darauf, ihr lieben Lanzknechte, ist mein Begehren, ihr wollet mir helfen auf diesen heutigen Tag ein Mehr machen, solches Uebel zu strafen, welches wir auch wissen zu verantworten gegen Gott den Allmächtigen und gegen unsern Fürsten und Herrn!“

Alsdann forbert der Profoß den anwesenden ältesten Feldwebel auf, „ein Mehr zu machen“, worauf auch dieser in den Kreis tritt und spricht: „Ihr lieben ehrlichen Lanzknechte, Ihr habt des Profosen Rede wohl vernommen, und wenn es Euch lieb ist, demselbigen also nachzukommen, so hebe ein jedweder mit mir zwei Finger auf!“ Nachdem dies geschehen, bittet der Profoß um einen Fürsprecher und Rath je für sich und den Gefangenen, dann erfolgt der Vortrag und die Begründung der Anklage in genau vorgeschriebenen Formen, ebenso die Vertheidigung durch den Fürsprech, bis der Thatbestand festgestellt. Dann rollen die Fähnriche ihre Fahnen zusammen und stoßen sie mit den eisernen Spitzen in die Erde, worauf einer von ihnen erklärt, daß man die Fähnlein nimmer fliegen lassen dürfe, bis über die Klage ein Urtheil gefällt, auf daß das Regiment wieder ehrlich sei.

Jetzt ruft der Feldwebel einen Mann in den Ring und fordert ihn auf, sein Urtheil abzugeben, worauf dieser aber erklärt, nicht weise genug zu sein, und den Beistand von vierzig Kameraden fordert. Sie berathen und erklären den armen Sünder des Todes schuldig, worauf noch zweimal je einundvierzig Mann hervorgerufen werden, um das Urtheil zu bekräftigen, das nun rechtskräftig ist, nachdem mit drei Trommeln das Spiel gerührt worden.

Nun wird der Verurtheilte gefragt: „Lieber Hans Birker, willst Du wissen, was Dir durch Urtheil und Recht über Deine begangene Missethat wegen Regiments und dem gemeinen Mann zuerkannt und auferlegt worden?“

Der Verbrecher hatte bisher eine freche Miene zur Schau getragen, aber jetzt rang sich doch das „Ja“ nur mühsam aus seiner Kehle hervor, und nun hieß es weiter:

„Du sollst nach altem Brauch und Recht zwischen die langen Spieße gestoßen und damit am Leib und Leben gestraft werden. Nämlich also: es soll ein jeder redliche Kriegsmann von wegen seines Eides, Ehr' und Redlichkeit, von wegen Regiments und den göttlichen kaiserlichen Rechten seinen langen Spieß in Dich stoßen, bis Du vom Leben zum Tode bracht wirst; so ist unser ehrlich aufrichtig Regiment gestärkt und nicht geschwächt, auch dem Recht sein Genüge geschehen.“

Hierauf bedankten sich die Fähnriche bei dem gemeinen Mann für die Urtheilssprechung, richteten ihre Fähnlein wieder in die Höhe und ließen sie fliegen, und dann wurden sofort die Vorbereitungen für die Urtheilsvollstreckung getroffen. Während der arme Sünder beichtete, bildeten die Fähnriche die Gasse, in welche nun der Profoß mit dem Gefangenen trat und zunächst ein Signal mit drei Trommeln geben ließ, als Mahnung, daß die Gasse auch überall ganz enge geschlossen werde. Gelang es nämlich dem Gerichteten bei der Exekution, in eine Lücke zu treten oder irgendwo auszubrechen, so wurde ohne Weiteres der dort postirte Landsknecht an Stelle des Geretteten genommen und mußte für ihn den letzten Gang thun.

Nachdem also die Gasse fest geschlossen, wurde Hans Birker durch den Profoß dreimal darin auf und nieder geführt, um von den Kameraden Abschied zu nehmen und ihre Verzeihung zu erbitten, was er aber kaum vermochte, obwohl die Fähnriche ihm zusprachen, tapfer und unverzagt zu bleiben. Er zitterte und wurde kreidebleich, als nun abermals die Trommel gerührt wurde, der Profoß ihn aus dem Eisen schloß und dann auch von ihm Abschied nahm.

Dem alten Brauche zufolge hätte der arme Sünder jetzt zu seinen Kameraden sagen sollen: „Lieben Kriegsleute, ich thue euch alle freundlich gesegnen und befehle euch mein Leib und Leben, Gott und der heiligen Dreifaltigkeit meine liebe Seele, und bitte, mir die Pein zu verkürzen. Der mir den ersten Spieß durch's Herz sticht, der ist mein bester Freund, hier und in Ewigkeit, Amen!“ — aber er konnte die Worte nicht mehr hervorbringen, und der Profoß beeilte sich, das Drama zu Ende zu führen. Er stellte den Verurtheilten vor sich, den gefällten Spießen zugekehrt, gab ihm drei Streiche auf die Schulter — im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen — und dann ließ er ihn laufen.

Mit Aufbietung seiner letzten Kräfte stürzte Hans Birker vorwärts in die todbringende Gasse, aber kaum hatte er drei Schritte darin gemacht, als er auch bereits entseelt zu Boden sank. Die vorn stehenden Kameraden hatten ihn aus Mitleid nicht lange leiden lassen wollen, sondern mit ihren Spießen so tief gestochen, daß den Weiterstehenden nichts mehr zu thun übrig blieb.

Dem Gesetz ist Genüge geschehen und das Regiment wieder ehrlich. Alle knieen nieder und beten für den Abgestorbenen: der Profoß bedankt sich und knüpft eine ernste Mahnung daran, dann wird wiederum das Spiel gerührt und die Fähnlein rücken ab.

Dieses Spießrecht der Landsknechte war gewiß ein drakonisches Verfahren, aber es entsprach dem Geiste jener Zeit, wie den altdeutschen Ueberlieferungen, und war zugleich wohl geeignet, auf die rauhen Gemüther jener schwer zu bändigenden verwegenen Kriegsgesellen den erforderlichen Eindruck zu machen.

Viel grausamer und barbarischer erscheint uns das namentlich im 18. Jahrhundert als militärisches Strafmittel im Schwange gewesene Spießruthen- (richtiger Spitzruthen-) oder Gassenlaufen.

Diese Strafe soll angeblich durch Gustav Adolf von Schweden eingeführt worden sein und ist erst im Beginn unseres Jahrhunderts allgemein aufgehoben worden. Sie bestand darin, daß der Delinquent mit entblößtem Rücken durch eine Doppelreihe von hundert oder zweihundert Kameraden schritt, die etwa zwei Meter von einander standen. Jeder Mann hielt in seiner Rechten eine biegsame Weiden-, Hasel- oder Birkenruthe, mit der er auf den Schuldigen einhauen mußte. Wer nicht derb zuschlug oder gar vorher die Ruthe knickte, um den Schlag wirkungslos zu machen, wurde streng bestraft.

Man verhängte das Gassenlaufen über gemeine Soldaten, besonders der Infanterie, wegen Desertion, Insubordinationsvergehen und grober Trunkenheit im Dienste; es hatte oft den Tod, mindestens aber die Zerstörung der Gesundheit des Delinquenten zur Folge. „Die Verhängung von Spießruthenlaufen erfolgte meistens standrechtlich,“ berichtet der Freiherr v. Lützow in seiner Geschichte des 1803 errichteten und 1806 bei Auerstadt vernichteten preußischen Regiments Wartensleben. „Bestätigung oder Verhängung durch den Chef oder in dessen Abwesenheit durch den Regimentskommandeur war Erforderniß. Sollte die Exekution des Gassenlaufens vollzogen werden, so wurde auf dem Platze die Wachtparade auf 200 Mann verstärkt und in zwei Glieder formirt. Nachdem zum Zeichen des Beginnens der Exekution das Gewehr präsentirt worden war, machte das erste Glied linksum kehrt; es erfolgte das Kommando, das Gewehr in die linke Hand zu nehmen. Sodann ging der Profoß zwischen den Gliedern hindurch; jeder Soldat erhielt so viel Ruthen, als Delinquenten durchlaufen sollten. Nach Vertheilung der Ruthen schlugen die Tambours am linken Flügel einen Wirbel; unter Trommelklang nach der noch aus der Landsknechts-

zeit stammenden Melodie: „Warum bist du fortgelaufen, darum mußt du Gassen laufen, darum bist du hier", wurde der Delinquent von einem Unteroffizier mit vorgehaltenem Kurzgewehr zwischen den Gliedern hindurch geführt. Während der Exekution ritt der Major neben dem ersten Gliede auf und nieder, der Adjutant ging hinter dem zweiten Gliede entlang. Nach beendeter Exekution erfolgte das Kommando: „Ruthen weg! das Gewehr in die rechte Hand."

Oft gab man dem Delinquenten, dessen Hände vorn kreuzweise gefesselt waren, eine Bleikugel zwischen die Zähne, damit er besser im Stande sei, den Schmerz zu verbeißen, wenn Hieb auf Hieb niedersauste und die Haut in Fetzen riß, so daß bald der ganze Rücken eine einzige Wunde war. Konnte der Mann nicht mehr weiter, so legte man ihn mit dem Rücken nach oben auf ein Bund Stroh, und dann mußten die Mannschaften so lange an dem armen Opfer vorübermarschiren und zuhauen, bis es die ihm zuerkannte Anzahl Hiebe weghatte.

Sechsmaliges Spießruthenlaufen durch dreihundert Mann, je zweimal an drei aufeinander folgenden Tagen, galt der Todesstrafe gleich.

Solche barbarische Strafen stammten aus der Zeit der geworbenen Söldnerschaaren, als noch der Spruch galt: „Wer Vater und Mutter nicht folgen will, der muß dem Kalbfell (der Trommel) folgen," und verschwanden zur Ehre der Menschheit aus der Militärstrafgesetzgebung der neueren Zeit, als man erkannte, daß durch Weckung des Ehrgefühls mehr auszurichten sei, als durch Strafen.

Ein unkündbares Engagement.

Von George Stockhausen.

Sie war Ungarin und eine echte. Keine von den Vielen, die sich beim Theater herumtreiben und sich also nenn'n und doch auf gut märkischem Boden geboren sind. Im Februar war sie in der Residenz aufgetaucht; sie kam aus einer der nordischen Hansastädte, wohin sie durch einen Wiener Theater-Agenten als Primadonna engagirt worden war. Aufgetreten war sie nicht oft, der Dialekt, den sie sprach, störte dort oben mehr als anderswo, und dann hatte man auch ihr Spiel zu wild gefunden, und die Stimme, die Stimme, „sie klang so merkwürdig!" Schule hatte sie nicht, nicht viel wenigstens — das ist wahr, und wenn Halévy von ihr seine Recha gehört haben würde, er wäre verzweifelt gewesen — aber doch auch entzückt. Rhythmus, Takt, das war ihr fremd, aber ihr Singen verrieth so viel echte Leidenschaft und edles Temperament, daß jeder Hörer gepackt werden mußte, der nicht gerade nur mit Stockfischen zu verkehren gewohnt war.

Also: sie war in Berlin, im Februar. Einige Empfehlungen hatte sie mitgebracht, die ihr, da es gerade Ballsaison war, ebenso viele Einladungen einbrachten. Sonst nichts — rein nichts, und sie hatte viel, viel mehr erwartet.

Die Gesangsprofessoren in Pest und Wien hatten ihr eine glänzende Zukunft prophezeit; theils, weil sie eben bei ihnen lernte und zahlte, theils, weil sie in das bildschöne Mädchen verliebt waren. Sie hatte demnach nach dem starken Mißerfolge in der Provinz gehofft, in der Hauptstadt würde sie Verständniß und Theilnahme finden, deren sie, ach, so sehr bedurfte. „Ein unkündbares Engagement," das war ihrem kindlichen Sinne das Ideal des Glücks, und auf dieses baute sie felsenfest.

Weil man ihr gesagt hatte: sie müsse in die Gesellschaft, unter Leute gehen, besuchte sie gewissenhaft alle Soiréen und Bälle, zu denen sie geladen wurde. An jedem der Abende sang sie ihr „Er kommt zurück", ohne zu ermüden, mit steter gleicher Freudigkeit, mit rührender Ausdauer. Sie belebte ja die Hoffnung: Du mußt das gesicherte Engagement finden! — war doch bald der Hoftheater-Direktor anwesend, bald der erste Kapellmeister, bald der berühmte Theateragent und Talententdecker. Aber nichts ließ sich merken! Der Applaus hallte nur in den betreffenden Salons wieder, in die Oeffentlichkeit drang nichts von diesen Erfolgen. Und so sang sie ein Vierteljahr lang ihre Arie und hoffte und hoffte!

Leider ist die Konkurrenz in der Hauptstadt zu groß, und wenn die Ungarin gefallen wollte, so wollte sie's nur als Künstlerin und nicht als Weib. Da lag indeß der Hase im Pfeffer: sie interessirte Alle, aber Keiner interessirte sich für sie. So kam's denn, wie es kommen mußte; der Hôtelwirth, den die Sängerin bislang pünktlich bezahlt, wurde ungeduldig, als die achttägige Rechnung acht weitere Tage unbeglichen blieb.

Es war Mai geworden! das Leben war so theuer in Berlin, und sie hatte in ihrem naiven Vertrauen so gar sicher gedacht, daß sie in der Zeit von vier Wochen bestimmt am Hoftheater engagirt sein müsse. So war es ja berechnet — sie hatte nur noch für vier Monate Geld gehabt.

In jener fast irrsinnigen Verblendung wartete sie von Tag zu Tag, blieb sie, statt in die Heimath zu reisen; lebten auch die Eltern nicht mehr, so waren doch entfernte Verwandte da. Aber das war's gerade: denen sagen, daß sie „da oben" gekündigt war — nie! nie! Und schließlich hatte ihr ja auch alle Welt zugesagt und versprochen: Du wirst hier in der Residenz ein Engagement finden, denn hier weiß man Dich zu würdigen, Dein Talent zu feilen und schlackenlos herzustellen! Es hatten's Manche ehrlich gemeint, aber es gab so ungeheuer viel zu protegiren: Lieblingsschülerinnen Liszt's (brevetées s. g. d. g.), Recitatoren und Deklamatoren aus den besten Häusern, Komponisten aus England (es war in der anglomanischen Mikado-Periode) und viele Andere noch. Da gerieth eben die Ungarin, welche sich nicht vorzudrängen verstand, in schnelles Vergessen; sie, die von den Damen ganz im Geheimen wegen ihrer Schönheit gehaßt, von den Männern wegen ihrer Kälte für uninteressant und dumm verschrieen wurde.

Spät, viel zu spät kam sie zur Erkenntniß. Je mehr sie sich dieser anfänglich verschlossen, je blinder sie vorher gewesen, desto greller brach ihr jetzt der erkältende Schein einer nüchternen Wirklichkeit in die Augen. Aber was nun —? So süß und fest der traumreiche Schlummer gewesen, so bitter und jäh wurde das Erwachen. Je größer vorher die Hoffnung, desto kleiner nachher der Muth.

Ende Mai, der Hôtelwirth war sehr unhöflich geworden, ging sie wie so oft in den letzten Tagen auf abgelegenen Pfaden des Thiergartens spazieren, und in der Einsamkeit kamen ihr die bösen Gedanken. Am See war's still; es war noch früh, kaum ein Menschenkind zu sehen. Die Einsamkeit, das dunkle Wasser, die Hängebirken rings darum, ein grauer regenschwerer Himmel — die richtige Stimmung, Zeit und Gelegenheit. Was ihr lange undeutlich den Kopf durchwirbelt, das erschien ihr auf einmal so greifbar deutlich und klar. — Und ein Schritt vom Wege, der erste, den sie zeitlebens gethan, und seit langer, langer Zeit keine Enttäuschung: sie hatte ihr unkündbares Engagement, sie hatte die ersehnte Ruhe.

Zu unsern Bildern.

Wir führen in dieser Nummer den Lesern und Leserinnen das neuvermählte fürstliche Paar, dessen Hochzeit in den jüngsten Tagen, ohne den sonst an unserm Hofe üblichen Prunk im Schlosse von Charlottenburg gefeiert wurde, in den Bildnissen des Prinzen Heinrich und der Prinzessin Irene vor, welche gegenwärtig in der Stille des schlesischen Schlosses Erdmannsdorf ihre Flitterwochen feiern.

Räthsel und Spiele.



Ein Uebungsstück für die Fertigkeit im Ausschneiden.

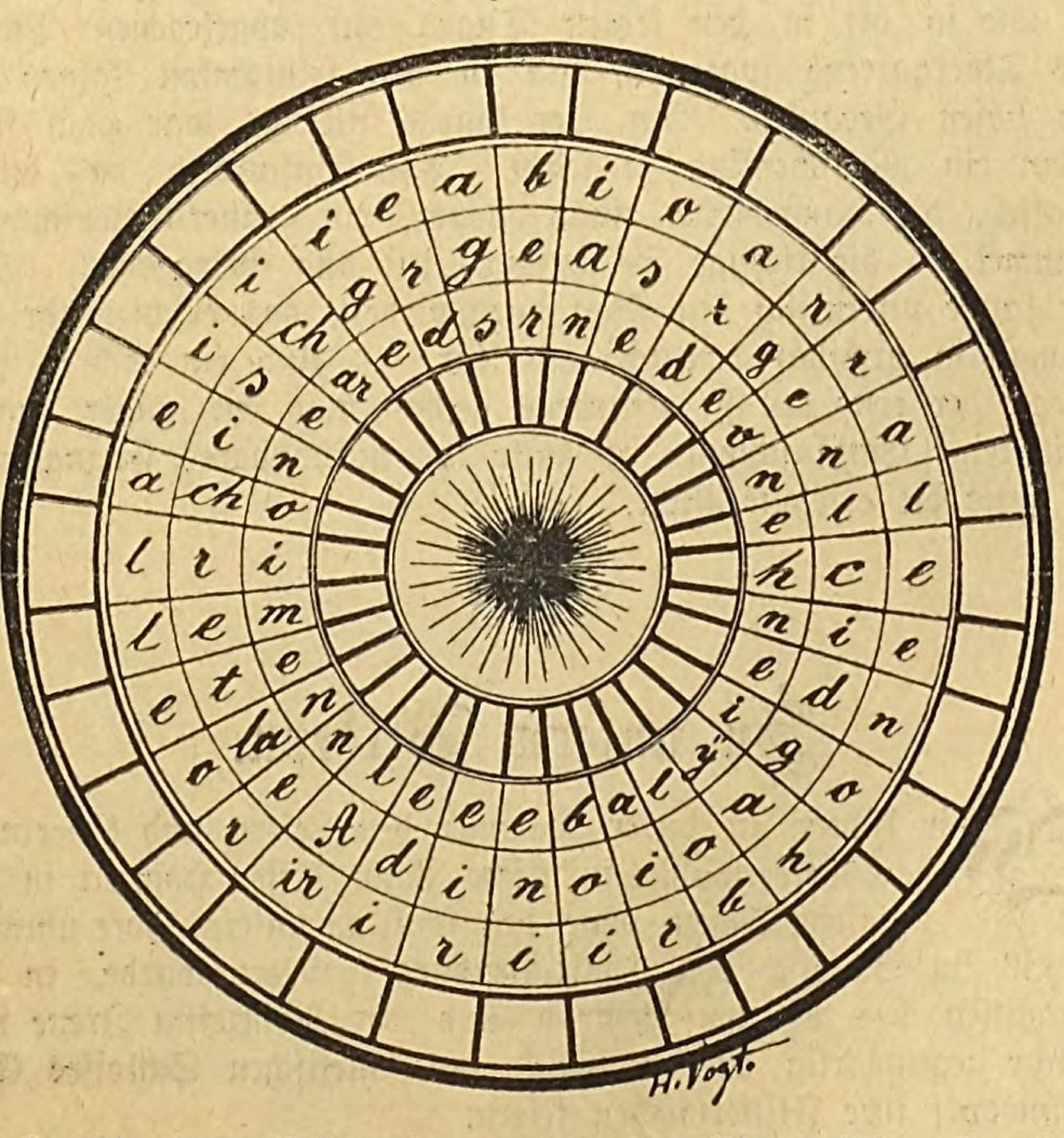
Anagramm.

Es eilt in ihm manch' edles Roß
An meinem Blick vorüber;
Rückwärts hätt' es mein junger Sproß
Je eher, desto lieber!

Räthsel.

Ich hatt' es einst: da war's ein kleiner Hund;
Jüngst hatt' ich's wieder: ach, da war's ein Affe.
Oft ist's das Wort aus holdem Frauenmund,
Wenn sich ein Damenkreis vereint beim Kaffee,
Und über seine lieben Nächsten spricht:
Hat Eine sich ein Opferlamm erkoren,
Dann wehren ihr die Andern wahrlich nicht,
Doch machen sie's im Plural ihre Ohren.
Im Plural aber ist's ein schöner Schmuck,
In dem sehr gern sich uns're Damen zeigen;
Zerreißbar so, sind sie doch fest genug,
Um sie im Alpenlande zu besteigen.
Auf ihnen kehrt des Nachts der Gatte still
Vom Kneipen heim, um ungehört zu bleiben.
Doch still jetzt! — Da ich nicht dies Räthsel will
Auf den um n gekürzten Plural treiben.

Einsatz-Räthsel.



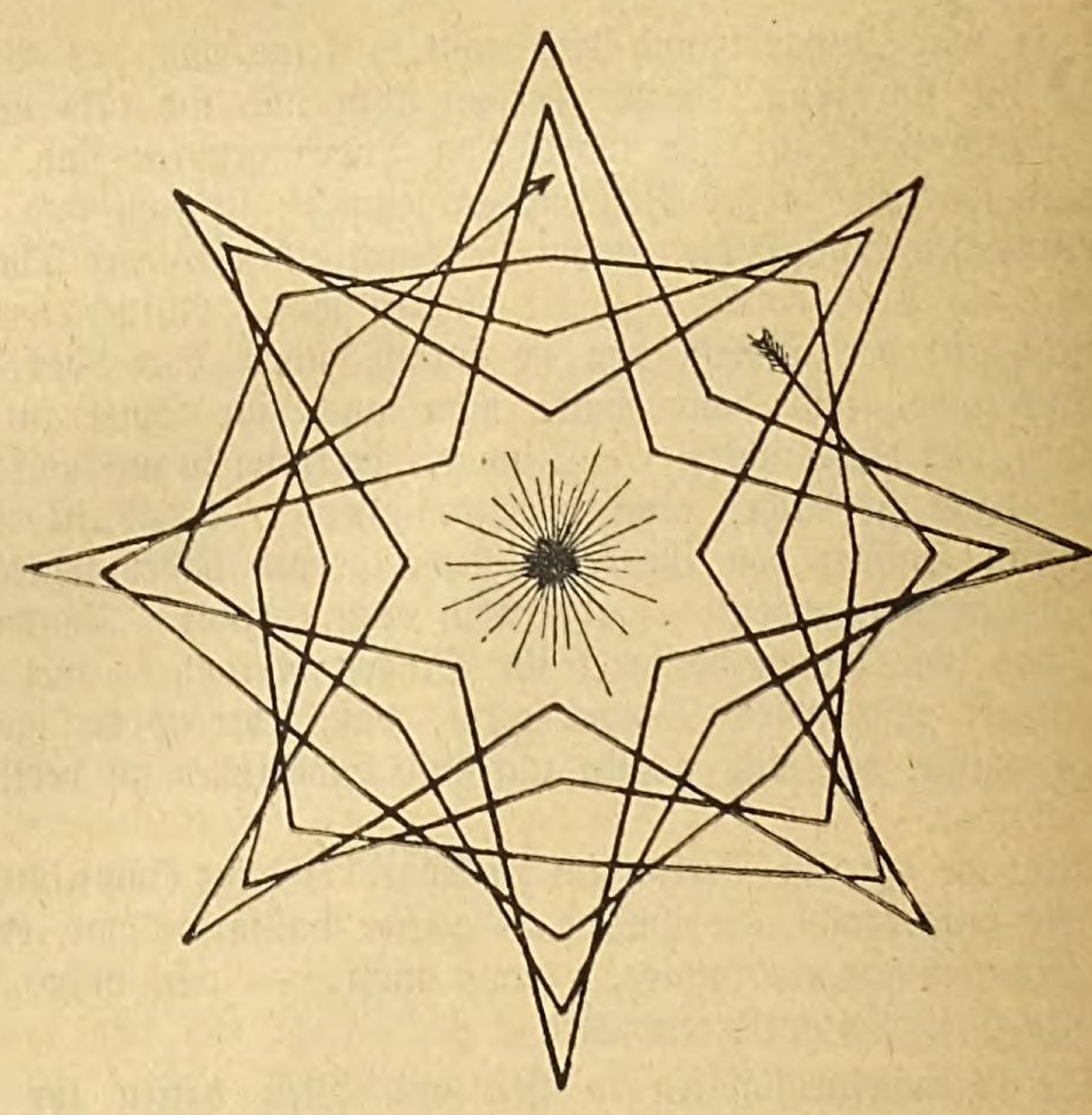
In die leeren Felder der vorstehenden Figur sind entsprechende Buchstaben in der Weise einzusetzen, daß jede Felderreihe in der Richtung von der Peripherie nach dem Centrum eine sinnrichtige Bezeichnung ergiebt, und daß, wenn die einzusetzenden Buchstaben des äußeren und inneren Ringes aneinandergereiht werden, die dadurch entstehenden Wörter einen Wunsch ausdrücken.

Rösselsprung.

hen	en	al	das	fen	weiß	lüf	tag	wacht	seln
len	blüht	blü	nicht	den	tief	sie	und	te	dem
den	will	en	an	nicht	schaf	man	je	säu	er
den	d s	es	lin	wer	und	ste	sind	we	mit
muß	die	den	was	es	der	sie	tag	fern	sei
mag	o	nun	giß	nacht	noch	muß	nicht	ner	ben
den	sich	Uh-land	fri	qual	bang	schö	neu	ze	ste
den	al	wen	les	ver	sich	mes	thal	ar	er
les	die	al	les	scher	wird	nun	her	o	nun
les	wen	al	welt	al	herz	duft	ar	klang	mes

Auflösung der Räthsel aus Nummer 23.

Zickzack-Räthsel.



Man beginnt mit dem e, auf welches r, d, a u. s. w. folgen. Die Sentenz lautet:

„Erdachtes mag zu denken geben,
Doch nur Erlebtes wird beleben."

Räthsel. Waage.

Rebus. Glimmstengel.

Räthsel. Sieben.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 25 | Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt | 17. Juni 1888

Der Lebensmüde.

Eine Erzählung aus dem Westen Nordamerikas. Von Friedr. J. Pajeken.

„Du kannst mir nicht nachfühlen, was es heißt: lebensmüde zu sein, so lebensmatt, daß mich mein Dasein anekelt. Lebe ich denn überhaupt? Kannst Du das leben nennen? Ein Hinvegetiren ist es, ein Sichhinschleppen von einem Tag zum andern, ohne Ziel, ohne Zweck, ohne Lust, ohne Zufriedenheit!“

Diese Worte sprach mit erhobener Stimme ein Trapper zu seinem Begleiter und Freunde, als beide auf unwegsamen Pfaden langsam dahinwanderten.

Die Männer beabsichtigten, sich für den kommenden Winter einen neuen Fangort aufzusuchen, und bepackt mit etwas Proviant, bestehend aus: Speck, Reis, Salz, Kaffee und Mehl, dem Kochgeräth: einem eisernen Kessel und einer blechernen Kaffeekanne, sowie mit ihren Fallen und Büchsen behangen, marschirten die Beiden nun schon seit Wochen in der felsigen, wilden Gegend der Bighorn-Mountains umher.

Jedes Gewässer, welches sie antrafen, wurde von ihnen eifrig nach Bibern untersucht, aber bis jetzt hatten sie noch keinen Platz gefunden, der einen so reichlichen Fang versprach, daß es der Mühe lohnte, sich dort auf längere Zeit niederzulassen und eine kleine Blockhütte zu erbauen, wie die Männer es zu thun gewohnt waren.

Schon seit etwa zehn Jahren betrieben die Freunde das Trapperhandwerk. Vom Herbst bis zum Frühling arbeiteten sie mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer. Dann wurden die gesammelten Felle auf ein Pferd oder Maulthier geladen, welches sie von irgend einem Indiantrader eintauschten, und fort ging es nach Cheyenne, wo man Alles zu Gelde machte.

Die vielen Bier- und Whisky-Häuser in dieser Stadt, welche um jene Zeit der Sammelplatz von Ranchers, Cowboys, Pferdehändlern, kurz vielen Menschen sind, die während der übrigen Monate im Jahre im Lande zerstreut ihrem Handwerk nachgehen, übten auch auf unsere beiden Freunde ihre allgemeine Anziehungskraft aus. Nach so vielen Wochen voll Strapazen und Entbehrungen wollten sie sich entschädigen, und daher lebten sie jedesmal in Saus und Braus, bis der letzte Cent verzehrt, ja selbst das Packpferd verkauft war. Den nothwendigsten Proviant erhielten sie bei ihrer Abreise auf Kredit von dem Shorekeeper, bei dem sie ihr Geld vergeudet hatten, und fort zogen sie wieder in das wilde Land hinein zu ihrem Handwerk.

Obgleich beide Männer sich bei dem Bewußtsein, den sauer erworbenen Verdienst für nur wenige heitere Tage in toller Laune verausgabt zu haben, nicht in der rosigsten Stimmung befanden, so erlangte Jack, der eine derselben, doch bald seinen alten Humor wieder, während der andere, Jim, von Jahr zu Jahr mißmuthiger wurde. Mit den besten Vorsätzen begab er sich im Frühjahr nach Cheyenne, doch war er gerade derjenige, welcher, dort kaum angelangt, seinen Freund immer von Neuem zu dem lustigen, tollen Leben verführte.

Es war im September. Die Sonne sandte ihre noch heißen Strahlen vom Himmel, und je anstrengender der Marsch für die Männer wurde, desto unangenehmer wurde heute Jims Laune.

„Ich habe die feste Absicht, diesem qualvollen Leben ein Ende zu machen!“ begann er nach einer Weile wieder und wischte sich mit der flachen Hand den Schweiß von der Stirn. „Ich ertrage es nicht länger!“

„Das hast Du nun schon seit einem Jahre gesagt, und trotzdem Du Gelegenheit genug hattest, Dir das Lebenslicht auszublasen, blieb es doch beim Alten,“ erwiederte Jack mit spöttischem Lächeln.

„Heute rede ich im Ernst,“ rief Jim eifrig. „Wenn mich bis jetzt Jemand von meinem Vorhaben abgehalten hat, dann warst Du es, denn mir that es leid, Dich allein in dieser miserablen Welt zurücklassen zu müssen. Was willst Du beginnen hier in den wilden, einsamen Bergen, wenn Du mich nicht mehr hast?“

Jims letzte Worte klangen sehr weich. Das veranlaßte Jack, einen verstohlenen Blick auf seinen Kameraden zu werfen, welcher die verschiedenen Gegenstände, mit denen er bepackt war, ungeduldig hin- und herschob.

„Darüber beruhige Dich,“ versetzte er dann einfach. „Ich schlage mich schon durch, habe nur keine Sorge! Gott sei Dank, fühle ich mich niemals allein in dieser weiten, herrlichen Natur, und damit ich das Reden nicht verlerne, spreche ich mit mir selbst oder mit den Büschen und Bäumen um mich her. Du selbst hast mich auf diese Methode gebracht, wenn Du wochenlang Deinen Grillen nachhingst, und kein Wort aus Dir herauszubringen war. Dein Benehmen ist lächerlich!“ fuhr er eifriger fort. „Freue Dich an Allem, was Dir das Leben bietet, suche Dir etwas, was Dir Freude machen muß, aber ärgere Dich nicht über jeden Stein, der Dir im Wege liegt.“

„Pah!“ erwiederte Jim verächtlich. „Ich besitze keine so poetische Natur wie Du, ich sehe nur allein die nackte Wirklichkeit. Weiter nichts!“

„Sage lieber: ich bin von Hause aus verwöhnt!" fiel ihm Jack in die Rede. „Dir ist von jeher nichts gut genug gewesen. Es mag das eine Folge Deiner Erziehung sein. Als Muttersöhnchen verhätschelt, hast Du niemals gelernt, das Leben zu nehmen, wie es wirklich ist, und Dich neben den Lichtseiten auch an die Schattenseiten zu gewöhnen. Ich habe von meinem Vater zu rechter Zeit meine gründliche Portion Prügel bekommen. Das hat geholfen! Und heute nach dreißig Jahren danke ich ihm noch dafür. Hättest Du ebenfalls von dieser Medizin gekostet, dann wärest Du ein Mann geworden und kein Weib!"

Jim kannte bereits derartige Vorwürfe. Er schritt trotzig, die Augen zu Boden gesenkt, ohne ein Wort der Erwiederung weiter.

Kein Laut unterbrach die Stille. Nur bisweilen vernahm man das Gurgeln und Plätschern einer Quelle oder das Rauschen eines Baches, dessen klare, silberhelle Wellen zischend und schäumend über Steingeröll dahineilten.

Wohl eine halbe Stunde mochten die Beiden schweigend neben einander hergeschritten sein. Sie hatten gerade einen jener mächtigen Felseinschnitte durchwandert, wie solche in den Bighorn- und Rocky-Mountains so oft vorkommen, und nun breitete sich vor ihren Augen ein weites, liebliches Thal aus. Hohe Berge umgaben dasselbe von allen Seiten. Ein kleiner Fluß, an dessen Ufern schattige Bäume und Buschwerk, sowie langes, wogendes Prairiegras wuchs, hatte Mühe, seine unruhig drängende Fluth zwischen den in seinem Bette liegenden Steinblöcken hindurchzuwälzen. Nicht weit von dem Gewässer lag eine grüne, saftige Grasfläche, auf der eine Heerde Hirsche mit Wohlbehagen ihr Futter suchte.

Jack stutzte und hielt mit der Hand seinen Kameraden zurück, welcher, noch immer die Blicke zu Boden geschlagen, von alledem, was sich hier dem entzückten Auge seines Begleiters bot, nichts bemerkt hatte.

Jim schaute erstaunt auf und sah dann fragend seinen Freund an. „Nun?" sagte er. „Was giebt es?"

Jack zeigte ohne ein Wort der Erwiederung auf die herrlichen Thiere, welche, keine fünfzig Schritte von ihnen entfernt, sorglos den Kopf mit dem schwer lastenden, vielzackigen Geweih zur Erde gebeugt, sich langsam von einer Stelle zur anderen bewegten.

Kaum hatte Jim das Wild erblickt, so riß er seine Büchse von der Schulter. Doch zum Anschlag kam er nicht. Jack hielt ihn hastig davon zurück.

„Schäme Dich!" flüsterte er. „Treibt uns der Jagdeifer, einen der Hirsche zu erlegen, dann zeige hier, was Du kannst, wenn den Thieren Gelegenheit zur Flucht gegeben wird." Mit diesen Worten schlug er wiederholt in die Hände.

Wie elektrisirt zuckte die Heerde zusammen. Sämmtliche Köpfe waren im Nu hoch aufgerichtet, und unruhig wandten sie sich nach allen Seiten.

Plötzlich bemerkten die Thiere unsere beiden Freunde, und rasch eilten sie in langen Sätzen ängstlich von dannen.

„Jetzt schieße!" rief Jack. „Nimm den dort, er ist rascher und behender als die anderen." Dabei zeigte er auf einen großen Hirsch, welcher in toller Flucht einen der schräger abfallenden Berge zu erklimmen suchte.

„Ich mag nicht!" erwiederte Jim trotzig und setzte die Büchse auf den Boden.

Mit raschem Griff packte Jack dieselbe. Einen Augenblick zielte er scharf. Der Schuß krachte; laut gaben die Berge ein vielfaches Echo zurück. Der Hirsch machte einen mächtigen Sprung, dann brach er tödtlich getroffen zusammen.

„Das war ein Meisterschuß!" rief Jack vergnügt und wandte sich eilig dem verendenden Thiere zu.

Langsam folgte ihm Jim.

„Sieh nur, wie vortrefflich die Kugel das Blatt getroffen hat," fuhr Jack fort. Er neigte sich zu dem Hirsche nieder und berührte mit den Fingern die Stelle, wo das Blei eingedrungen war.

„Ich wollte, die Kugel säße in meinem Körper so sicher, wie bei dem Thiere dort!" entgegnete Jim und stützte sich mit finster zusammengezogenen Augenbrauen auf seine Büchse.

Jack warf seinem Kameraden einen verächtlichen Blick zu, dann schickte er sich an, den Hirsch auszuweiden, nachdem er Alles, womit er bepackt war, bei Seite gelegt hatte.

„Ich bedaure nur, daß wir unser neues Lager nicht hier gleich in der Nähe aufschlagen können," meinte er, indem er seine Jagdbeute wohlgefällig betrachtete. „Wir hätten dann Nahrung vollauf für acht Tage, und welch prächtige, feiste Stücke birgt diese Haut. Sieh nur her!"

Aber Jim sah nicht hin. Er hatte seine Sachen ebenfalls bei Seite gelegt. Den Kopf in beide Hände gestützt, saß er abseits auf einem Felsblock und starrte vor sich hin.

Von Zeit zu Zeit warf Jack, welcher jetzt das Fell von dem Kadaver trennte, einen Blick nach seinem Freunde hinüber. Er schüttelte dann jedes Mal sein Haupt, bevor er weiter arbeitete.

Die Schenkel und der Rücken des Hirsches waren bald bloßgelegt, und nun begann der Trapper die besten Stücke Fleisch von den Knochen zu trennen. Dabei schmunzelte er und schnalzte mit der Zunge. Er dachte an die saftigen Braten, welche das Fleisch ihm liefern würde. Zuletzt pfiff er ein lustiges Lied.

Jim lachte bitter auf. Er erhob sich von seinem Sitz und ging zum Fluß, um zu trinken.

Als er zurückkam, lud Jack bereits seine Sachen wieder auf; die Fleischstücke hängte er sich an einer Schnur über die Schulter. Schweigend belud sich Jim ebenfalls mit seinen Geräthen, dann wanderten die Zwei langsam weiter.

Jack konnte es nicht unterlassen, noch einen sehnsüchtigen Blick nach dem erlegten Wilde zu werfen, dessen größter Theil jetzt als eine willkommene Speise für die Wölfe zurückbleiben mußte.

Nachdem die Freunde etwa eine Viertelstunde, ohne ein Wort zu reden, neben einander hingeschritten waren, blieb Jim auf einmal stehen und reichte seinem Kameraden die Hand, welche dieser nach einigem Zögern erstaunt ergriff.

„Jack," begann Jim mit weicher Stimme, „Du hast Recht, wenn Du mir den Vorwurf machst, daß ich schon seit einem Jahre davon spreche, diesem elenden Dasein ein Ende zu machen, ohne meinen Vorsatz auszuführen. Heute aber soll es Ernst werden, verlasse Dich darauf. Von morgen ab wanderst Du allein über Berg und Thal. Du hast dann nicht mehr nöthig, mit mir zu reden. Mit Deinen Büschen, Bäumen und Felsen magst Du Deine Unterhaltung weiter fortsetzen!" fügte er bitter lächelnd hinzu.

Jack gab die Hand seines Begleiters frei. „Du bist ein Narr!" sagte er kurz und ging weiter.

„Das sagst Du!" fuhr Jim eifrig fort. „Du kannst es mir nicht nachfühlen, was es heißt . . ."

„Lebensmüde zu sein, und so weiter," unterbrach ihn Jack spöttisch lachend. „Diese Litanei kenne ich nun bereits zur Genüge."

„Ich weiß es, Du glaubst auch meinen heutigen Worten nicht," sprach Jim und zuckte die Achseln. „Wohlan! Morgen in der Frühe wirst Du überzeugt sein, daß ich jetzt im Ernst rede. Dann," er legte seine Rechte auf Jacks Schulter, welcher vor einer kleinen Anhöhe stehen geblieben war, und sah den Kameraden wehmüthig bittend an, „dann bereite mir mein letztes Lager in einer Weise, daß die Wölfe sich nicht um meine Knochen reißen. Das wäre mir ein unangenehmer Gedanke."

„Du bist ein Narr!" wiederholte Jack, doch klang seine Stimme nicht mehr so fest wie vorher. Er begann den Worten des Freundes Glauben zu schenken. Nachdenkend schritt er den Berg hinan. Jim folgte ihm langsam.

Die Beiden hatten die Höhe noch nicht erreicht, als vor ihnen plötzlich ein gellender Schrei ertönte.

Erschrocken blickten sie auf.

Auf der Kuppe des Berges standen zehn Indianer in vollem Kriegsschmuck. Einige erhoben die Büchse zum Anschlag, andere rissen das große Skalpmesser aus der Scheide am Gürtel und schwangen es in der Luft, bereit, sich auf die weißen Feinde zu stürzen.

Jack besann sich keinen Augenblick. Er riß seine Büchse

von der Schulter und war entschlossen, sich gegen die Wilden zu vertheidigen.

Jim stand schreckensbleich mit schlotternden Beinen da. Kaum vermochte er sich aufrecht zu erhalten.

„Zurück, zurück!“ stotterte er und packte seinen Freund am Arm. „Nur diese einzige Möglichkeit bleibt, uns zu retten!“

Und schon wurde Jack von ihm fortgezogen. In langen Sätzen sprangen die Beiden den schrägen Abhang des Berges hinab. Kreischendes Geheul der rothen Krieger tönte hinter ihnen her.

Jetzt fiel ein Schuß. Ein zweiter, dritter folgte.

„Laufe, laufe!“ schrie Jim entsetzt. Er ließ seinen Freund los, und bald war er demselben eine große Strecke voraus.

Von Neuem krachten die Schüsse. Jim stolperte und fiel zu Boden. Nicht ohne Mühe raffte er sich wieder auf. Dann warf er einen ängstlichen Blick nach den Indianern zurück.

„Vorwärts!“ stöhnte er. „Vorwärts! Sie kommen uns nach!“ Und wiederum begann er in rasender Flucht weiter zu eilen.

Fest hielt er Jack an der Hand gepackt, welcher nicht im Stande war, so rasch zu laufen wie sein Kamerad, und zog ihn hinter sich her.

Die Schüsse, welche nach und nach aus einer immer größeren Entfernung erklangen, hörten auf. Jack keuchte. Seine Brust hob und senkte sich schwer, und fast hörbar klopfte ihm das Herz. Als die Beiden eine Schlucht durcheilt hatten, stand er still. Matt lehnte er sich an einen Felsen und nahm seine Büchse schußbereit zur Hand.

„Was willst Du thun, Freund?“ rief Jim hastig.

„Mich vertheidigen bis aufs Blut!“ stieß Jack athemlos hervor.

„Hier sind wir verloren; die Wilden folgen uns gewiß,“ jammerte Jim und rang die Hände. „Nur wenn wir weiterflüchten, können wir uns retten. Sieh dort das hohe Gras. Da hindurch müssen wir bis zum Fluß, und dann im Wasser stromabwärts, damit sie unsere Fährte verlieren.“

Er bettelte und flehte so lange, bis Jack sich von Neuem mit ihm in Trab setzte.

Das hohe Prairiegras peitschte ihnen das Gesicht; es schlang sich um die eilig weiterstrebenden Beine. Jeden Augenblick waren die Männer dem Fallen nahe.

Endlich erreichten sie den Fluß, dessen Wasser etwa zwei Fuß tief war.

Jim sprang hinein und zog seinen Kameraden hinter sich her. Abermals begann der Lauf, und hochauf spritzte der Gischt unter den stampfenden Füßen der Fliehenden.

Wie lange sie in dieser Weise dahinjagten? Sie wußten es Beide nicht mehr. Blieb Jack zurück, dann drängte Jim ihn vorwärts. Doch nach und nach erlahmten auch seine übermenschlich angestrengten Kräfte. Von Minute zu Minute wurde er bleicher. Er drohte zusammenzubrechen, doch immer raffte er sich wieder auf. „Vorwärts, vorwärts!“ ächzte er.

Bei einer Gruppe felsiger Steine hielten die Beiden im Laufen inne. Ihre Kraft war vollständig erschöpft, und mühsam schleppten sie sich an das Ufer.

Jims Knie schwankten, und wie leblos fiel er zu Boden. Jack legte sich an seine Seite. Sein ganzer Körper arbeitete vor innerer Erregung. Die Adern schienen ihm platzen zu wollen, und in Strömen rann der Schweiß von seiner Stirn. Aber auch jetzt noch hielt er seine Büchse mit beiden Händen umklammert. Gespannt lauschte er nach jedem Geräusch, doch nur das Gurgeln und Rauschen des Wassers unterbrach die Stille.

So verrann eine Minute nach der anderen.

Langsam beruhigten sich seine Nerven. Er richtete sich halb vom Boden auf und rief den Namen seines Kameraden.

Jim gab keine Antwort. Er lag ohne ein Glied zu rühren da. Das machte Jack stutzig. Er kroch näher zu seinem Freunde heran und legte die Hand auf dessen Arm.

„Jim!“ rief er eindringlicher und schüttelte ihn. „Jim! Sei doch vernünftig! Hat Dich die Angst stumm gemacht?“

Da Jim noch immer schwieg, beugte Jack sich über ihn. Erschreckt fuhr er zurück. Aus dem Aermel des Lederwamses, welchen er gepackt hatte, rieselte Blut, und jetzt bemerkte er auch, daß sich das lederne Beinkleid seines Freundes in der Nähe des rechten Oberschenkels ebenfalls dunkelroth färbte.

„Zum Teufel, was ist das?!“ murmelte er. Rasch schnitt er mit seinem Messer die Kleider des Kameraden auf. „Die Hunde haben ihn getroffen!“

Eine nähere Untersuchung ergab, daß Jim am Arm, am Bein und an der linken Seite der Rippen Streifschüsse erhalten hatte.

Jack suchte nun aus einem kleinen Bündel, welches er neben den anderen Sachen auf dem Rücken getragen hatte, ein altes leinenes Hemd hervor. Das riß er in verschiedene Theile, und nachdem er dieselben in das kühle Wasser des Flusses getaucht hatte, begann er die Wunden seines Kameraden, so gut es gehen wollte, zu verbinden.

Jim erwachte dabei aus seiner Ohnmacht. Verwundert sah er sich nach allen Seiten um. Plötzlich erinnerte er sich Alles dessen, was sich ereignet hatte, und schweigend betrachtete er seinen Freund Jack, welcher sich so emsig um ihn bemühte.

Als dieser soeben den letzten Verband angelegt hatte, fragte Jim: „Ist es schlimm?“

„Nicht der Mühe werth,“ erwiederte Jack ruhig und suchte zwischen seinen Sachen nach Nadel und Faden. „Ich nähe Dir das Fleisch etwas zusammen, wo die Kugeln hindurchgeflogen sind. Bis morgen früh wird es schon halten!“ fügte er ironisch lächelnd hinzu.

Jim blickte eine Weile auf die wunden Stellen seines Körpers, dann bot er seinem Freunde die Hand. „Bis morgen früh?“ wiederholte er lächelnd. „Ich will hoffen, daß es länger hält. Ich war ein Narr, Du hattest Recht! Wohl kenne ich diese Steine hier am Powder River. Mehr als zwei Meilen müssen wir von dem Platze entfernt sein, wo uns die Indianer überraschten. Wer aber mit drei Schüssen am Leibe noch so weit läuft, um sein lumpiges Leben zu retten, der taugt schwerlich zum — Selbstmörder.“

„Halloh, alter Junge! Das ist nach langer Zeit zum ersten Mal wieder ein verständiges Wort von Dir!“ rief Jack erfreut und schüttelte die Hand des Kameraden. „Möge Dich der heutige Tag für alle Ewigkeit von Deinen dummen Gedanken geheilt haben, auf daß Du künftig geduldig und ohne Murren abwartest, bis der Herr dort oben Dir Dein Handwerk legt und Dich abruft von dieser Erde. Aber etwas will ich auch davon genießen. Erinnern werde ich Dich immer wieder an den heutigen Tag; das mußt Du Dir schon gefallen lassen,“ lachte er.

Jack hat Wort gehalten. Wenn er in Gegenwart seines Freundes von diesem redet, dann nennt er ihn niemals anders als: „Jim, der Selbstmörder“.

Zu unserm Bilde.

Aus dem in der Leipziger Verlagshandlung von Schmidt und Günther erschienenen Prachtwerke: „Ein Spaziergang um die Welt“ von Freiherrn Alexander von Hübner (ehemaliger K. K. österreich. Botschafter in Paris und am päpstlichen Hofe), bieten wir heute mit dem Bilde des „Vapiti-Hirsches“ dem Leser einen Illustrations-Ausschnitt. Bereits früher haben wir das Werk als eine der fesselndsten Reiseschilderungen empfohlen, welche vor dem geistigen und leiblichen Auge in Wort und Bild ein großartiges Gesammtgemälde von Amerika, Japan und China aufrollt. Nunmehr, da die Verlagshandlung eine zweite Auflage in Lieferungen zu dem billigen Preise à 50 Pfennig herausgiebt, lenken wir aufs Neue die Aufmerksamkeit auf dasselbe. Es ist mit 317 prachtvollen Illustrationen geschmückt. Der erste Theil führt uns nach Nord-Amerika, und hier erhalten wir auch eine sehr erschöpfende und interessante Darstellung des Mormonenstaates.

Bei Tisch.

Eine Vorlesung über allerlei Unarten von E. Rügen.

„Ich verstehe mich auf zwei Dinge“ — rühmte sich gern mein Freund R. — „ich weiß liebenswürdig gegen Damen zu sein, und ich kann zierlich essen.“

Nun ja, liebenswürdig gegen Damen zu sein, sucht wohl Jeder, denn Ritterlichkeit gilt heute, wie zu allen Zeiten, als Manneszierde, und keine Tugend gewährt durch sich selbst so viel Vergnügen wie diese; dem und jenem mag es vielleicht an gewandter Rede oder geschmeidigen Umgangsformen gebrechen, sicherlich keinem an gutem Willen. Anders verhält es sich mit der Kunst, zierlich zu essen.

Eine Kunst? Gewiß, wie jede Vollkommenheit diese Bezeichnung im gewöhnlichen Sinne verdient, so auch jene des Essens. Freilich sie zu erlangen ist kinderleicht und nichts dazu erforderlich, als jegliche der zahllosen Unarten zu vermeiden, die gern bei Tisch begangen werden. Worin dieselben bestehen? Du, liebe Zeit! Der Athem müßte Einem ausgehen, wollte man sie alle auf einmal herzählen. Viel besser wir besuchen gemeinschaftlich ein beliebiges Speiselokal und beziehen unseren Beobachtungsposten.

Betrachten Sie z. B. jenen Herrn, dem der Kellner eben die Suppe bringt. Wie gierig er sich darüber hermacht, gerade als hätte er seit Wochen keinen Bissen genossen! Die Abfütterung in einer Menagerie wird durch den guten Mann in den tiefsten Schatten gestellt; jetzt ist auch schon sein Teller geleert, und er holt, nach dieser erstaunlichen Leistung an Schnelligkeit, hörbar Athem, just als wäre ein schweres Stück Arbeit vollbracht. Sie glauben, ihn erwarten sehr wichtige Geschäfte, und die Eile läßt ihn das Essen derart verschlingen. Sie sind im Irrthume, ich kenne diesen Herrn, er macht es täglich so, er gönnt sich kaum fünf Minuten für die Mahlzeit und verbringt nachher mehrere Stunden im Café. Wie unwirsch er jetzt den Kellner anruft, weil dieser, anstatt die von ihm bestellte Fleischspeise zu bringen, einem anderen Gaste die Suppe servirt!

Ist es nicht sonderbar, wie verschieden sich zwei Menschen benehmen, um einen Teller Suppe zu essen? Sehen sie nur hin! Der Mann dort liebt offenbar die Bequemlichkeit. Den rechten Arm stützt er fest auf den Tisch, und statt den Löffel zum Munde zu führen, sinkt jedes Mal sein Kopf herab, um die Nahrung aufzunehmen. Ist das nicht ein sinnreiches Mittel, die vielen unnützen Armbewegungen zu umgehen? Oh, Sie fragen nach der Ursache jenes unangenehmen Geräusches? Es stammt von dem Herrn dort in der Ecke. Er ist einer der größten Schmatzer, denen man begegnen kann. Jeder Bissen wird von ihm mit einem regelrechten Schnalzen begleitet, während er selbst von Leuten, die einen Fisch mit Benutzung des Messers verzehren, in Ausdrücken der höchsten Entrüstung spricht. O, bitte, ich weiß zur Genüge, daß dies in der That nicht zulässig ist, aber ich halte das hörbare Essen für weit unartiger. Sie sehen auch, daß Niemand seine Tischgesellschaft theilen mag, nur dann und wann sitzt ein Herr ihm gegenüber, welchem das Schmatzen nichts anzuhaben vermag, denn er ist schwerhörig und findet so leicht keine andere Gesellschaft, weil er die üble Gewohnheit besitzt, seinem Nebenmenschen ins Gesicht zu husten, anstatt sich zu diesem Behufe seitwärts zu wenden oder die Hand vorzuhalten.

Worüber staunen Sie so sehr, wenn die Frage erlaubt ist? Ah, ich verstehe, weil dort Jemand das Gemüse mit dem Messer zum Mund führt und dazu noch das scharfe Ding an seinen Lippen putzt? Es ist wirklich zum Lachen, aber da will ich Ihnen etwas zeigen, das Ihrer Beachtung weit würdiger ist. Sehen Sie den dicken Herrn mit dem hellen Anzuge, gerade vor uns an dem dritten Tische? Nun gut, fassen Sie ihn näher ins Auge! Die Serviette liegt zerknillt unter seinen Füßen, und deshalb kommt er auch niemals auf den glücklichen Einfall, sich den Mund zu wischen, bevor er trinkt. Wie nennen Sie ihn? Das Thierreich bietet keinen zutreffenden Vergleich, aber damit ist noch nicht Alles gesagt. Wenn sich solche Menschen wenigstens in ihre vier Mauern einschließen und Anderen den Anblick ihrer Unarten ersparen würden! Mich kann diese Gewohnheit, das Glas mit unsauberen Lippen zu berühren, zur Verzweiflung bringen.

Aber ich bin noch lange nicht fertig. Mein Groll richtet sich nicht allein gegen jene sichtbaren Unarten bei Tisch, nicht minder verhaßt ist mir eine geflissentlich zur Schau getragene Mißachtung des Essens. Sie scheinen mich nicht vollkommen zu verstehen, ich will also suchen, deutlicher zu sein. Es giebt Leute, die sich zu Tisch setzen und dabei ein so mißvergnügtes Gesicht machen, als hätten sie eine widerliche Medizin zu nehmen. Das Essen ist eine unangenehme Nothwendigkeit, lautet ihr Schlagwort, und manchmal versteigen sie sich sogar zu dem elegischen Wunsche, von Luft leben zu können. Sie stochern mit Gabel und Messer in den Speisen, als wäre ihnen selbst die Berührung derselben peinlich, und schieben endlich den Teller ärgerlich bei Seite, wie wenn sie sagen wollten: Gottlob, es ist vorüber!

Halten Sie das nicht für ein Unrecht, das man an sich selbst begeht? Das Leben der meisten Menschen gipfelt in der Sorge um die Nahrung, dem lieben Essen gilt alles Ringen und Trachten der großen Menge, und nun sollte man wenigstens glauben, daß dasjenige, was mit so viel Mühe erworben, auch mit Behagen verzehrt werde. Gerade das Gegentheil, eine leidige Nothwendigkeit nennen sie's! Ob ich demnach jene Leute besser leiden mag, die alles Glück auf Erden nach großen Braten taxiren? fragen Sie wieder mit einem starken Beigeschmack von Sarkasmus. Gewiß nicht. Will ich denn dafür Propaganda machen, daß reichlicher oder besser gegessen werde? Und um schließlich mit einer Gegenfrage zu antworten, halten Sie es für ein besonderes Zeichen von Intelligenz, wenn man sich während des Essens mißmuthig geberdet und, nachdem der Löffel gewischt ist, den Wunsch äußert, man brauchte gar keine Nahrung?

Anstatt eine Leichenbittermiene aufzustecken und das Essen als lästige Angelegenheit zu erledigen, darf man Speise und Trank mit Behagen und Gemächlichkeit verzehren, das thut dem Verständnisse für höhere Zwecke des Daseins sicherlich keinen Eintrag. Die Zeit, die wir bei Tisch zubringen, soll zugleich eine Erholung von den Mühen des Tages bedeuten, soll gewürzt sein durch anregendes Gespräch und gefällige Formen des Benehmens. Habe ich nicht Recht? Ja, sagen Sie! Nun, dann gebe ich mich zufrieden.

Das Freien in England.

Von E. Ludwig.

Das „Time is money“ findet in England häufig auch bei der Schließung des Lebensbundes seine Anwendung. Jahrelanges Werben und Verlobtsein gehört zu den größten Seltenheiten. In vielen Fällen ist das Verfahren ein noch kürzeres: Das junge Paar verständigt sich ganz ohne Zuthun und Vorwissen der Eltern, die gar nicht erst um ihre Einwilligung gefragt werden. Die gewöhnlichen Tagesblätter nehmen bis jetzt noch keine Heirathsgesuche auf, dagegen giebt es einige Journale, wie die „Matrimonial News“, die sich ausschließlich der Heirathsvermittelung widmen und sehr bedeutende Geschäfte machen.

Der Leichtigkeit, mit der in England zur Eheschließung geschritten wird, entspricht die Bereitwilligkeit des Staates wie der Kirche, die Bündnisse gesetzmäßig zu machen und — aufzulösen. Die letztere Nothwendigkeit muß nach Allem weit öfter eintreten, als hier zu Lande, und begegnet gar keinen Schwierigkeiten. Vor kurzer Zeit annoncirte eine junge Dame mit ansehnlichem Vermögen in einem der Matrimonial-Blätter, daß sie sich zu verheirathen wünsche. Gleich darauf erhielt sie von der betreffenden Zeitung die Anzeige, daß sie einen passenden Kandidaten gefunden habe und bereit sei, ihr denselben gegen eine Provision von hundert Pfund Sterling nachzuweisen. Die Summe wurde gezahlt, worauf der Freier, ein hübscher Mann, seine Aufwartung machte und, indem er seinen Namen nannte, angab, daß er von



Der Vapiti-Hirsch.

Aus dem Prachtwerke: „Spaziergang um die Welt" von Freiherr Alexander von Hübner. Leipzig, Verlag von Schmidt & Günther.

einem Onkel in Surinam oder Timbuktu Etwas zu hoffen habe. In vierzehn Tagen war er der Gemahl der jungen Dame, die von einer reichen und großmüthigen Freundin tausend Pfund Sterling erhielt, mit der ausdrücklichen Bestimmung, sie zu einer Hochzeitsreise nach Australien zu verwenden. Diese tausend Pfund sollten die allzuvertrauende Neuvermählte vor dem Verlust ihres gesammten Vermögens bewahren. Der junge Ehemann nahm sie an sich, als Beide die Hochzeitsreise antraten, diese aber ging nur bis Paris, wo der Gatte, nach vergeblichen Bemühungen, der jungen Frau noch mehr Geld abzulocken, dieselbe unter der Obhut des Oberkellners im Hotel ließ und schleunigst nach London zurückkehrte. Dort angekommen, war sein erster Weg zu einer lieben Freundin, der zweite galt dem Ankauf einer kleinen, netten Gastwirthschaft, die er der Herzensdame mit dem Vorbehalt eines gemüthlichen Zimmerchens für den eigenen Bedarf verehrte. Der letzte Akt dieser Komödie spielte im Gerichtshofe für Ehescheidung, in welchem der schöne junge Mann sich als Omnibuskutscher entpuppte und dann für fernere Unternehmungen auf ehelichem Gebiet freigegeben wurde.

Ein anderer Fall illustrirt noch besser die Leichtigkeit, mit der in England die seltsamsten Bündnisse zu Stande kommen. Der Sohn einer angesehenen Familie wurde im Alter von vierzehn Jahren nach einer Schule gebracht und wohnte, wie es dort üblich, mit einer Anzahl älterer und jüngerer Knaben als Pensionär im Hause des Schulvorstehers. Dort fand er Gnade vor den Augen der vierundzwanzigjährigen Haustochter, die ihrem Vater bei der Erziehung und Pflege der jüngeren Knaben behilflich war; ein zartes Verhältniß entspann sich, das die Dame nicht nur aufmunterte, sondern auch ganz unverhohlen der Beobachtung preisgab. Vater und Mutter nahmen auch sehr bald Notiz davon, und im Verein mit den lieben Anverwandten wurde der arme Schuljunge so in die Enge getrieben, so unwiderlegbar von der eingegangenen Verpflichtung überzeugt, daß er sich zum Heirathsversprechen gedrängt fühlte.

Natürlich geht das Freien nicht immer in so beschleunigtem Tempo; neben der raschen, kühnen Art findet auch die besonnene und ceremonielle ihr Recht, und so könnte man recht wohl nach der längeren oder kürzeren Zeit, die der Weg zum Ehehimmel in Anspruch nimmt, vier Arten der Beförderung aufstellen. Erstens: die per Droschke; zweitens: die per Güterzug; drittens: die per Passagierzug und viertens die per Eilzug.

Bei der Droschken-Ehefahrt wird die Absicht der Vermählung beim Registror oder Standesamt kundgegeben, und, wie bei uns, nachdem die Namen der Kandidaten drei Wochen lang ausgehangen, die Civiltrauung gegen geringe Vergütung vollzogen. Bei der zweiten Art wird das Paar, das mindestens drei Wochen in der Gemeinde gewohnt haben muß, an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen in der Kirche aufgeboten. Findet kein Einspruch statt, so steht der Ehe nichts im Wege, ebenfalls wie bei uns. Bisher mußte die kirchliche Trauung vor zwölf Uhr Mittags, „im Angesicht der Sonne" stattfinden, da aber so Viele die frühen Morgenstunden unbequem fanden, wurde vor etwa einem Jahre durch Parlamentsbeschluß das Angesicht der Sonne um drei Stunden länger gemacht, und so können jetzt gesetzlich bis drei Uhr Nachmittags Trauungen vorgenommen werden.

Bei d.r Trauung fragt der Geistliche: „Who gives this woman away? Wer übergiebt dieses Weib?" und in der Regel ist es der Vater der Braut, der mit einem kräftigen: „I do, ich thue es" antwortet. In den immerhin zahlreichen Fällen aber, wo die Brautleute einen solchen Vater oder männlichen Verwandten nicht beibringen können, tritt der Kirchendiener hilfreich ein und übernimmt für eine kleine Entschädigung die väterliche Rolle.

In den untersten Volksklassen besteht noch der unerschütterliche Glaube, daß der Ehemann sich mit der Trauung das Recht erwirbt, die Frau mit einem Strick um den Hals nach dem Viehmarkt von Smithfield zu führen und dort zu verkaufen. Erst vor Kurzem hat ein Mann, im Vertrauen auf dieses Recht, seine Frau daselbst für 2 Pfund Sterling verkauft; eine Besitzübertragung wurde in aller Form ausgestellt und im nächsten Wirthshaus die Sache zum Abschluß gebracht, worauf der Käufer mit dem erstandenen Gut abzog. Man hätte wohl nichts weiter von dem Geschäftchen gehört, wenn nicht der „Abgeber" durch das Schließen eines neuen Ehebundes die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich gelenkt hätte. Die Sache kam zu Tage, eine Anklage wegen Bigamie wurde erhoben, und der Neuvermählte mußte die Flitterwochen, die sich zu Monaten ausdehnten, im Gefängniß verbringen.

Die Reise in die Ehe per Güterzug ist, wie man gesehen, noch eben so umständlich wie in Deutschland, es ist aber dafür gesorgt, daß ungeduldige Paare leicht eine schnellere Beförderung finden. Wer zum Zwecke der Verheimlichung oder aus irgend einem andern Grunde sich ohne vorheriges Aufgebot vermählen will, braucht nur nach Doctor Commons, einem kleinen, zumeist von klerikalen Advokaten bewohnten Stadtbezirk, zu gehen. Er findet dort einen Mann mit einer weißen Schürze, der ihm sogleich mit der Frage entgegenkommt, ob man eine Marriage License, einen Heirathserlaubnißschein, haben wolle. Man stöhnt ein schüchternes „Ja" und wird darauf von dem Manne in verschiedene Kanzleien des Erzbischofs von Canterbury geleitet. In der ersten giebt man seinen Namen und den der Braut an, in der zweiten erklärt man feierlich, daß man kein gesetzliches Hinderniß gegen den Vollzug der Trauung wisse, und in der dritten muß man das Alter angeben, aber wohl nur darum, weil Minorenne mehr zu zahlen haben, als Großjährige. Endlich nennt man noch die für die Trauung gewählte Kirche, zahlt die Gebühr für den Erlaubnißschein des Erzbischofs, zwischen zwei und drei Pfund Sterling, drückt dem Mann in der weißen Schürze ein Douceur in die Hand und geht von dannen. In zwei oder drei Tagen erhält man eine Pergamentrolle, an der ein ungeheures Siegel hängt, und worin der Erzbischof seine väterlichen Grüße an Herrn N. N. sendet, zugleich mit seiner Erlaubniß und seinem Segen zu der Verehelichung mit Fräulein X., deren Verbindung mit erstgenanntem Herrn an dem und dem Tage in der und der Kirche stattfinden werde.

Ich gelange jetzt zu der allerraschesten Art der Beförderung: der per Eilzug; sie ist ähnlich wie die vorher beschriebene, nur erwirbt der Heirathslustige für etwa fünfzig Pfund Sterling eine Special-Licenz und mit ihr das Recht, sich wann und wo es ihm beliebt, zu jeder Stunde des Tages wie der Nacht trauen zu lassen. Man sieht, der ehrwürdige Erzbischof ist ein durchaus entgegenkommender Herr.

Der Schmied von Gretna Green ist todt und kann Amors Fesseln nicht mehr schmieden, aber in ganz Schottland ist die Art der Eheschließung von entzückender Einfachheit. Jeder, der sechs Wochen lang in Schottland gewohnt und vor zwei Zeugen erklärt hat, daß er seine Auserkorene zum Weibe nehme, ist in aller Form Rechtens mit ihr ehelich verbunden, bis der Tod oder — der Richter die Beiden trennt.

In allen beschriebenen Fällen wird nach der Trauung das Heirathsregister von allen Anwesenden unterzeichnet, doch ist das Kirchenbuch für Keinen, dem es ernstlich darum zu thun ist, einen Einblick zu gewinnen, unzugänglich, und so mag manches Blatt verschwinden, wenn ein geschlossener Bund als ungeschehen betrachtet werden soll. Die englischen Romane enthalten bei aller Abenteuerlichkeit ihrer Verwickelungen doch ein gutes Theil wirklichen Lebens, besonders im Punkt der Heirathen, und die Geschichten von doppelter Vermählung, Verleugnung der Gatten und dergleichen mehr, ganz unmöglich in unserem Vaterlande, sind dort durchaus nicht unwahrscheinlich, wie ja auch die Tagesgeschichte in England mehr als anderswo von seltsamen Verirrungen, unerhörten Mißheirathen und Excentrizitäten auf dem Gebiet des Freiens erzählt. Einige hübsche Gebräuche, — der St. Valentinstag, das Recht des Mistelzweiges und dergleichen zeigen, daß Gott Amor auch im Nebellande sein Szepter siegreich schwingt, — aber im Allgemeinen will es uns bedünken, als habe er dort etwas vom landesüblichen Spleen abbekommen und treibe nun sein Wesen und hetze die Leute ins Ehejoch mit dem mürrischen Zuruf: „Immer rasch, meine Herren, halten Sie mich nicht auf, time is money!"

Unser „Strolch“.

Von M. Drescher.

Er war der Stolz und die Lust der gesammten Burschenschaft. Die ältesten Semester, welche der Gedanke an die Examensnöthen bis in den tiefsten Traum verfolgte, stahlen ihrer knappen Zeit eine halbe Stunde ab, um bei seinen Künsten die Mysterien des römischen Erbrechts und der Civilprozeß-Ordnung zu vergessen. Die jungen Füchse, welche aus heiliger Scheu vor der Wissenschaft noch nicht wagten, das Kolleg zu besuchen, führten ihn täglich auf der großen Straße der kleinen Universitätsstadt spazieren, seltsamer Weise stets um dieselbe Stunde, wo die höheren Töchter, die Büchermappe kokett unterm Arme, aus den heiligen Räumen der Selekta nach Hause schwebten.

Er war es, der zwischen den strebsamen Musensöhnen und den wissensdurstigen jungen Damen einen Verkehr anbahnte, der die geistige Entwickelung der beiden lernbegierigen Theile jedenfalls großartig beförderte. Ganz zufällig streichelten ihn die Dämchen im Vorübergehen; ebenso zufällig traten die liebenswürdigen Jünglinge heran, um ihn gleichfalls zu streicheln, und bei diesem unschuldigen Streicheln entstand plötzlich, die ewigen Götter mögen den Grund wissen, ein Kreuzfeuer von Blicken, die zu keinem Unheil führten, höchstens zu einem schüchternen Händedruck, zu einem Gedicht, zu einem harmlosen Stelldichein im nahen Wäldchen, bei dem die Liebenden in Gefühlen und Kuchen schwelgten, und bei dem er, unser Strolch, der Held dieser Skizze, das traumselige Pärchen vor jeder Ueberraschung behütete.

Ja, er verdiente, geachtet und geliebt zu werden, obwohl er nur ein Hund war und den wenig ästhetischen Namen „Strolch“ führte. Eigentlich hieß er Pollux, allein wegen eines unbezwinglichen Triebes zu einsamem Schweifen und Wandern, das zwar des Müllers Lust sein mag, bei einem Hunde aber dem Besitzer schändliche Unannehmlichkeiten bereitet und nur durch dauernde Anwendung der ebenso rohen wie wirksamen Prügelstrafe allmälig unterdrückt werden konnte, war ihm der göttliche Name geraubt worden. Strolch hatte man ihn umgetauft; Strolch rief ihn fortan Alt und Jung, Männlein und Fräulein, und Pollux-Strolch ertrug das Unvermeidliche mit Würde.

Sein Charakter hat nicht darunter gelitten. Nach wie vor sprang er ins Wasser, um Steine, welche geistvolle Füchse immer wieder hineinwarfen, immer wieder herauszufischen, nach wie vor wußte er noch so kunstvoll versteckte Stöcke aufzufinden und zu apportiren, nahm er die ihm gereichte Gabe nicht an, wenn es hieß „sie kommt vom Onkel“, während er dieselbe eifrig verschlang, sobald er bedeutet wurde, daß sie von der „Tante“ käme — natürlich nur, wenn es etwas Gutes war, denn trockenes Brod oder gar Kartoffeln hinunterzuwürgen, das litt die Erziehung nicht, die er genossen hatte.

Wenn einer jener Edlen, auf deren Pfaden schon seit Semestern zahllose Manichäer-Augen weniger liebevoll als argwöhnisch wachten, Nachts um die zweite Stunde die Kneipe, die Heimstätte und den Lehrsaal des wahren Studenten, verließ, dann pflegte er wohl in der Ahnung unliebsamen Besuchs den Strolch mit auf seine Bude zu nehmen und hieß den treuen Hund hart an der Thür sich niederlegen.

Die Nacht vergeht; höher und höher steigt die Sonne, und mahnend wirft sie ihre Strahlen in das Stübchen des alten Studenten. Umsonst! Seelenruhig schlummern Herr und Hund weiter, als gäbe es keine unbezahlten Rechnungen.

Aber ein Anderer ist erwacht. Sinnend steht er vor seinem Hauptbuch, der würdige Schneidermeister Elias Humpelmeyer, und bejammert seinen unbegreiflichen Leichtsinn akademischer Jugend gegenüber und die niedrigen Preise, die ihn ruiniren müssen. Da fällt sein Auge auf eine Seite des Buchs, die besonders eng beschrieben ist. Oben prangt ein Name, dessen Träger bisher dieselbe eiserne Stirn den feinsten wie den gröbsten Mahnbriefen entgegengesetzt hat, unten ist eine Summe verzeichnet, bei deren Anblick sich schier die Haare der schneidermeisterlichen Perrücke emporsträuben.

„Es geht nicht länger,“ murmelt dumpfen Tons der Bekleidungskünstler, „ich werde selbst ihn zur Bezahlung zwingen.“ Mit dem Muth des Mannes, der auf die Löwenjagd zieht, greift er zu Cylinder und Regenschirm und wandelt mit Würde nach der Wohnung des säumigen Schuldners. Jetzt hat er dieselbe erreicht. Behutsam steigt er die morsche Treppe hinan und klopft bescheiden gegen die Thür, zu der ihn ein altes, runzliges Weib mit bösem Lachen gewiesen.

Unseliger, der Du den heiligen Schlaf zu morden kommst, Du ahnst nicht, daß hinter der Schwelle das Schicksal in Hundegestalt auf Dich lauert.

Sein Klopfen ist erfolglos. Als auch auf wiederholtes Pochen kein gastliches Herein erschallt, öffnet er ungeduldig die Thür, prallt aber entsetzt bis an den Rand der Treppe zurück, denn ein großes, schwarzes Thier erhebt sich plötzlich vom Boden und fährt mit grimmigem Knurren auf ihn los.

„Herr Doktor, Herr Doktor,“ schreit der bedrängte Gläubiger, „rufen Sie die Bestie zurück, sie zerreißt mich, bedenken Sie doch die Kosten!“

Keine Antwort! Nur ein undeutliches Murmeln ertönt aus dem Hintergrunde des Zimmers. Doch es hilft. Gehorsam duckt der Hund sich wiederum nieder, ohne dem würdigen Humpelmeyer noch irgend welche Beachtung zu gönnen.

Da wagt dieser zum zweiten Male vorzugehen. Als er aber eben todesmuthig die Schwelle überschreiten will, springt der Hund von Neuem empor und legt seine mächtigen Tatzen auf die schmalen Schneiderschultern. Mit unglaublicher Geschwindigkeit entwindet der Besitzer derselben sich der drohenden Umarmung; mit einer Hast, die der früheren Würde absolut ins Gesicht schlägt, ist er die Treppe hinabgestürzt und verschwunden. Hinter ihm her gellt wie teuflisches Triumphgeschrei das heisere Gelächter der alten Hexe, die ihm den Weg gewiesen.

Im Zimmer aber wird es still wie zuvor. Behaglich, als hätte er eine gute That vollbracht, streckt Strolch sich nieder, der Studio wirft sich auf die andere Seite und träumt weiter.

Wahrlich, der brave Strolch verdiente, geachtet und geliebt zu werden. Leider war sein Ende ebenso unrühmlich wie seine Laufbahn thatenreich und ehrenvoll. Er verfiel in eine ganz ordinäre Hundekrankheit und wurde ihr Opfer.

Allein dieser plebejische Strohtod konnte unmöglich in der Erinnerung das Erdenwallen des braven Hundes beschließen. Hier mußte nothgedrungen das Götterkind Phantasie die schnöde Wirklichkeit verdrängen. So wurde denn, wenn von ihm die Rede ging, den aufhorchenden Füchsen sein Untergang tragischer dargestellt.

Als der Strolch, hieß es da, schon ganz alt und schwach geworden war, schleppte er sich doch noch stets mit äußerster Anstrengung nach dem Mensurboden, um bei dem Siege der Waffen seiner Burschenschaft ein kurzes, dumpfes Freudengeheul auszustoßen. So lag er auch an einem schönen Sommerabend in einer Ecke des großen Saales, in welchem die akademische Jugend ihre Schlachten mit blankem Schläger auszufechten pflegte.

Heftig wogte der Kampf. Zwei anerkannt gute Fechter maßen zum ersten Male ihre Kräfte gegen einander. Beide zeigten einander völlig gewachsen, keiner ließ sich durch die Künste des anderen verblüffen, und die Mensur neigte sich dem Ende zu, ohne daß mehr als ein paar „lumpige Blutige“ herausgekommen wären. Jetzt annoncirte der Unparteiische den vorletzten Gang. Heftig rasselten die Hieber noch einmal auf einander — da plötzlich ging ein eigenes Klingen, Klirren und Zischen durch den Raum. Unwillkürlich duckt sich Alles, aus der einen Ecke aber ertönt ein Geräusch wie ein letzter schmerzlicher Seufzer.

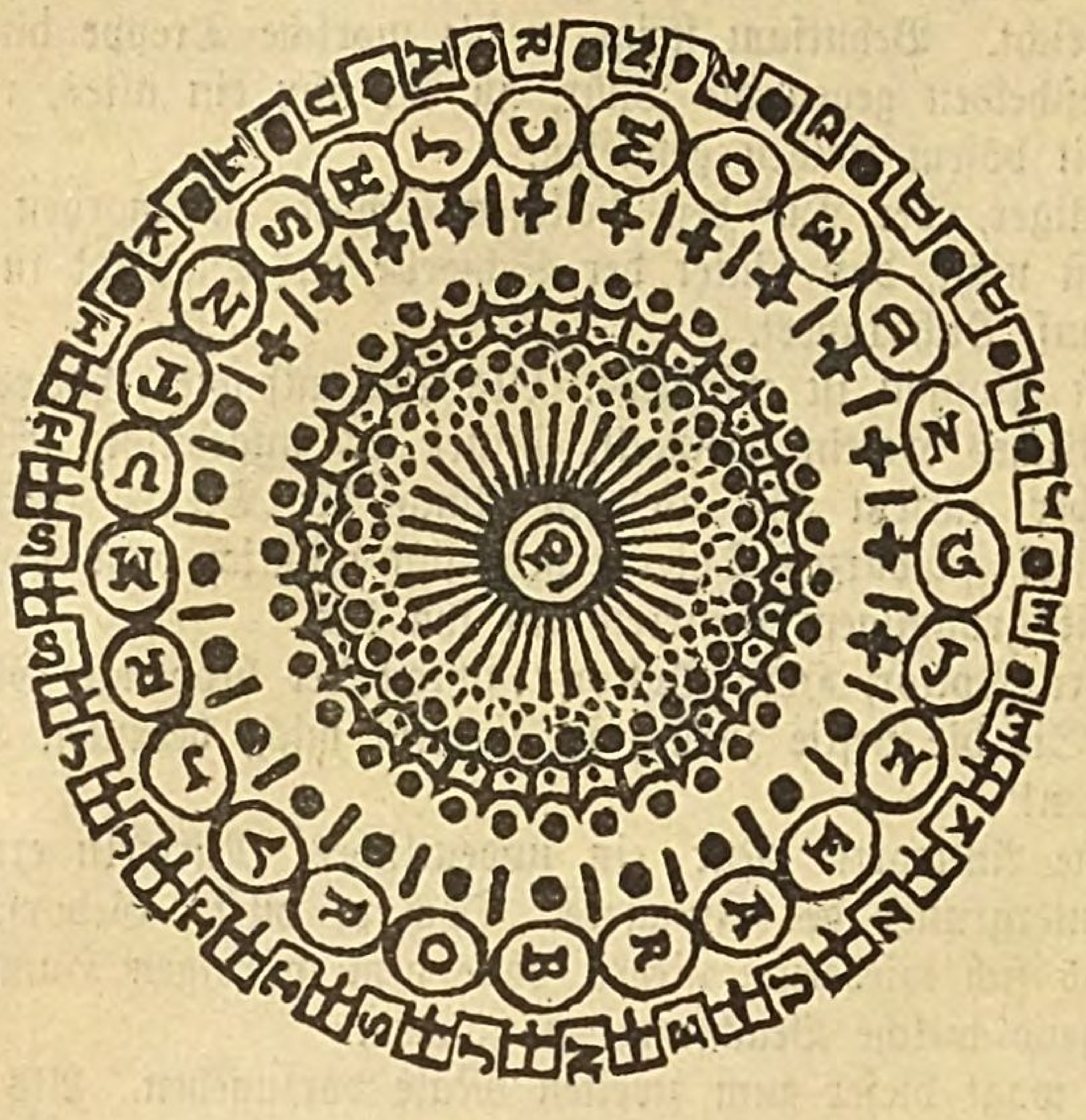
„Speer ist gesprungen,“ schreit der eine Sekundant.

Ja wohl, ein Theil der Klinge war abgesprungen und hatte seinen Weg gefunden in das Herz des braven Hundes.

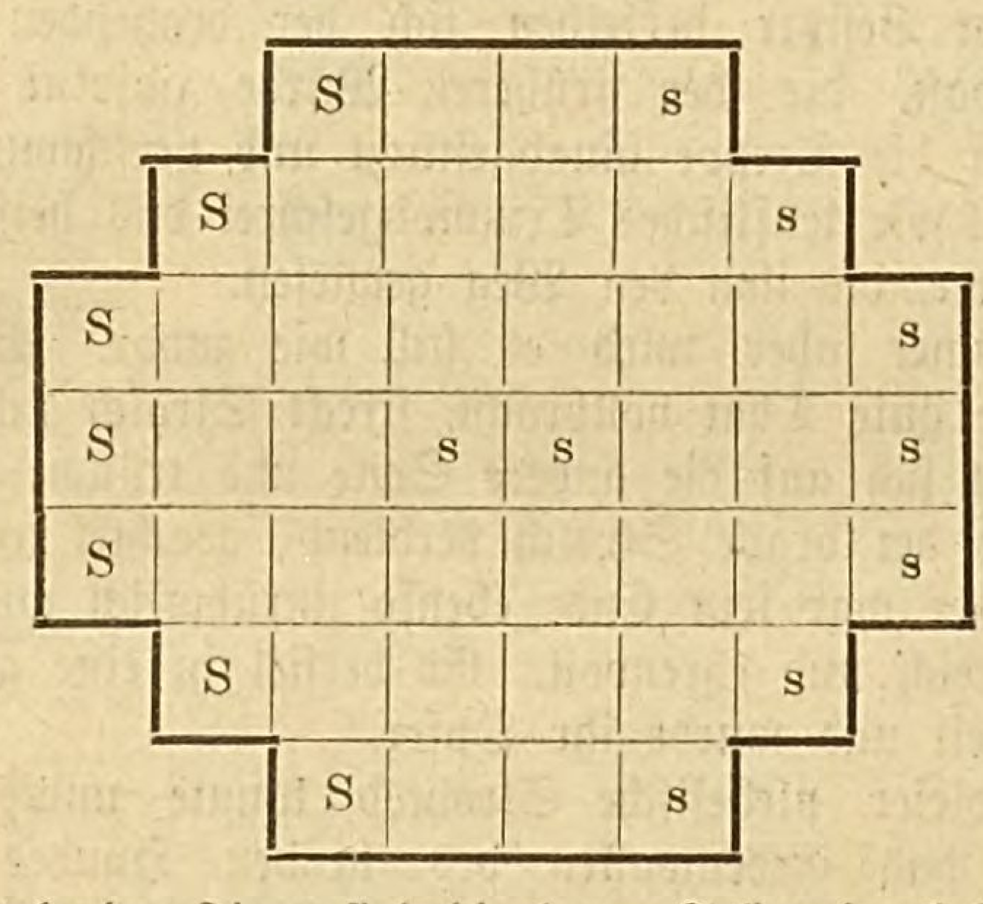
Strolch war todt. Er war ihn gestorben den Tod, der allein des deutschen Kouleurhundes würdig ist, auf dem Mensurboden, umrauscht vom Kampfgetöse. Im Gedächtniß seiner Verbindung aber wird er weiter leben als das Ideal eines Hundes, der freilich nur in jenen Tagen gedeihen konnte, da die Welt sonniger und wir noch jung waren.

Räthsel und Spiele.

Mosaik-Räthsel.



Füll-Räthsel.

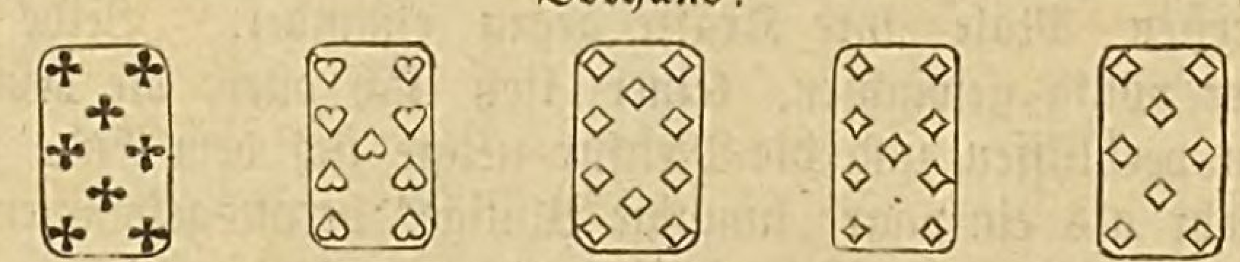


In vorstehender Figur sind die leeren Felder durch die Buchstaben: a a ê e i i i i i i i k n o o o p r r r t t t u u u u x so auszufüllen, daß die horizontalen Reihen folgende Bezeichnungen ergeben: 1. eine Seehandelsstadt in Aegypten, 2. ein Name mehrerer Päpste, 3. einer der berühmtesten Griechen, 4. eine Stadt in Frankreich, 5. eine brennbare Flüssigkeit, 6. ein Fixstern, 7. eine berühmte Stadt des alten Aegypten.

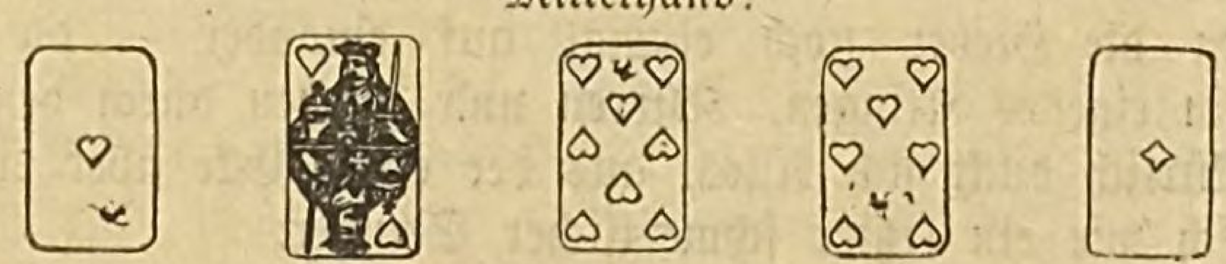
Skat-Aufgabe.

Nach den ersten fünf Stichen sind die Karten noch folgendermaßen vertheilt.

Vorhand:



Mittelhand:



Hinterhand:



Hinterhand spielte Pique-Solo, die Aiden haben 22 Points. Wer gewinnt das Spiel?

Räthsel.

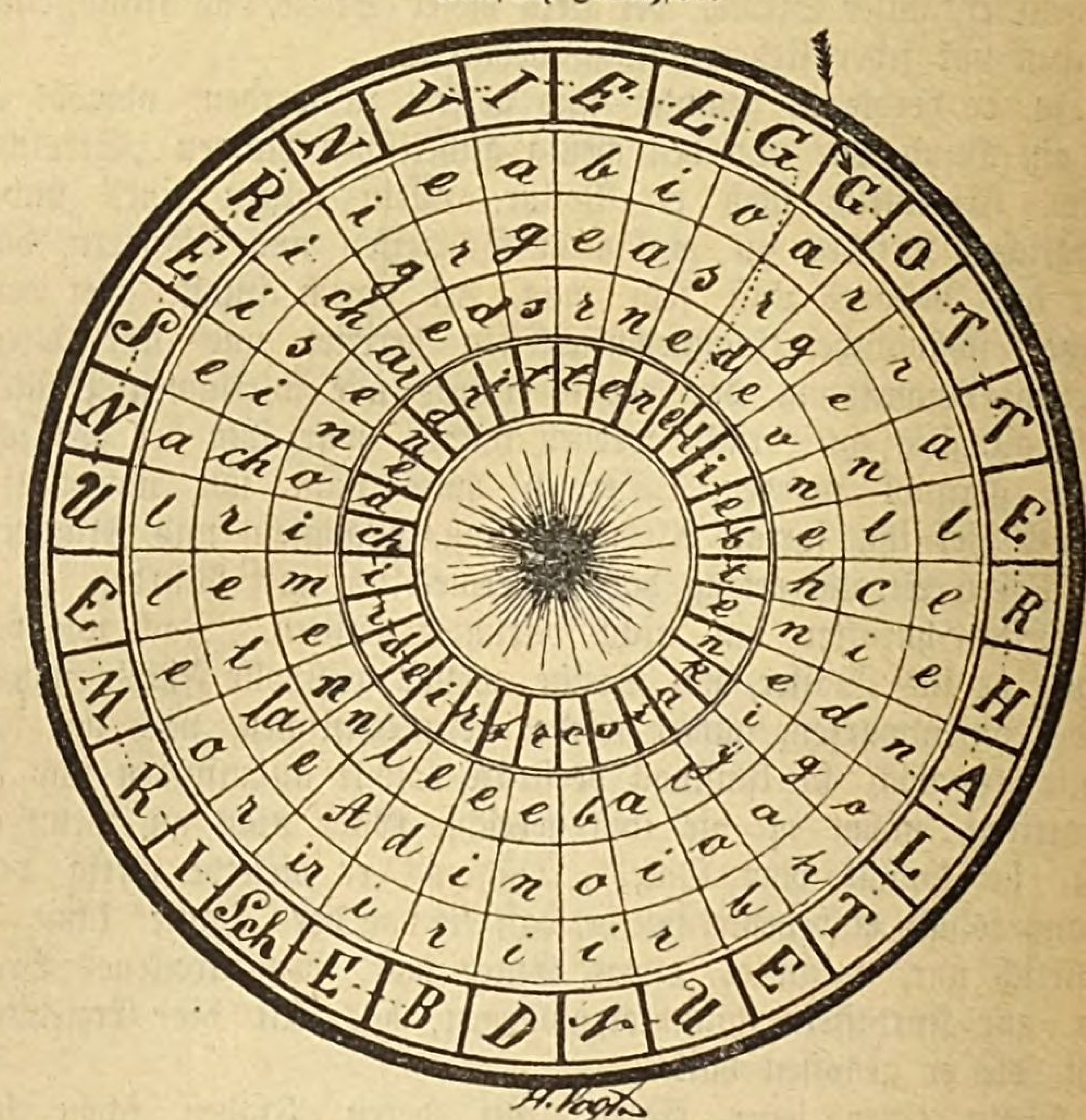
Dort, wo Frauenschönheit waltet,
Thron' ich schlank und wohlgestaltet.
An euch, Mädchen, häng' ich treu,
Weil ihr Liebe stets entgaltet.
Oft umschlang ich euch voll Lust,
Ohne daß ihr drob mich schaltet, —
Oefter küßt ich eure Stirn,
Und ihr habt sie nie gefaltet.
Kunstvoll bauet ihr mich auf,
Daß nicht euer Reiz erkaltet.
Meine Wurzeln tränkt ihr gut,
Daß sich Duft daraus entfaltet.
Auf den Zähnen liebt ihr mich,
Den ihr — nie im Mund behaltet.
Schwarz-roth-golden prang' ich jung,
Aber weiß bin ich veraltet.
Mondschein giebt für mich Ersatz,
Wenn man mich nicht gut verwaltet.
Geck ist, wer mich brennen läßt,
Und ein Narr ist, wer mich spaltet.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 24.

Anagramm. Trab — Bart.

Räthsel. Spitz (spitzen, Spitzen, auf den Spitzen, auf die Spitze.)

Einsatz-Räthsel.



Gott erhalte und beschirme unsern vielgeliebten Kaiser Friedrich den Dritten.

Rösselsprung.

Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Es muß sich Alles, Alles wenden.
Die Welt wird schöner mit jedem Tag;
Man weiß nicht, was noch werden mag.
Das Blühen will nicht enden;
Es blüht das tiefste, fernste Thal,
Nun armes Herz vergiß der Qual!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Uhland.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 26 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 24. Juni 1888

Edelweiß.

Eine Geschichte aus den österreichischen Bergen. Von Ernst Keiter.

Drüben, jenseits der weiten, blauschimmernden Fläche des herrlichen Alpsees, stieg schroff und steil, lothrecht fast, die vielzackige, weißgraue Felsenwand des Drachensteins in die Lüfte. Aus den leichtbewegten glitzernden Wellen schien die mächtige Mauer empor zu streben, deren einzelne Partien theils vom hellen Sonnengold umflossen, theils wieder in tiefe Schatten getaucht waren. Wie eine vorsündfluthliche Welt, wie ein Monument der ewigen Schöpfung war das todte Gestein anzuschauen unter der weiten Kuppel des klarblauen Sommerhimmels, ein berückender Anblick in dieser einzig schönen Beleuchtung . . .

Ich stand auf dem Landungsstege des kleinen Oertchens Loipichl und erwartete die Ankunft des Dampfers, der mich nach Scharfling bringen sollte, von wo ich über den Sattel zum lieblichen Krottensee, auf den Falkenstein und nach St. Gilgen zu wandern gedachte.

Mein Blick flog jetzt hinüber nach der sich breit dahinziehenden Felsenmauer, auf welcher hie und dort verkümmertes Gestrüpp, winziges Krummholz zwischen den Steinriffen und Steinritzen hervorwucherte.

Wie lange das Auge jedoch auch nach den düsteren Schroffen der Drachenwand hinstarren mochte, es konnte dort nicht das geringste Leben erspähen . . . Dafür aber flogen meiner Seele hundert und hundert grauenhafte Gedanken, einherschwirrend wie ein Schwarm düsterer Unglücksvögel, zu, und ich mußte endlich fast betäubt den Blick abwenden von der gigantisch und zauberhaft aus dem bewegungslosen Seespiegel emporsteigenden Steinwand, um nicht etwa gar einem Schwindelanfalle oder einer Hallucination auf dem schmalen geländerlosen Stegbrückchen zum Opfer zu fallen . . .

Wenige Augenblicke später, als ich wieder, wie gebannt von der Großartigkeit der großartigen Felsenszenerie, hinüber und dann um mich blickte, bemerkte ich ein bejahrtes Bäuerlein an meiner Seite, welches, wie ich, das Eintreffen des Dampfschiffes hier abwartete. Meinem Nachbar mochte wohl aufgefallen sein, daß mein Blick beständig nach der Drachenwand gerichtet war, die wirklich die weite wildromantische Landschaft, Thal und See, beherrschte. Vielleicht kam auch ihm nun etwas von der Erhabenheit und hehren Majestät dieses fesselnden Bildes in den Sinn, und es drängte sich ihm die Erinnerung an ein Ereigniß auf, das sich nahe seinem Heimathsörtchen, hier in Loipichl, in den Tagen seiner Jugendzeit abgespielt hatte zum Entsetzen aller Dorfbewohner und der ganzen Gegend. Gewiß leitete den Alten ein ähnlicher Gedanke; denn er sprach mich nun an und erzählte von jenem unheimlich anzuschauenden Steinkoloß drüben.

Als er so nebenher ein Wort von der „traurigen Geschichte" fallen ließ, welche sich einst, als er noch ein fescher Bursch war, dort zugetragen hatte, da bat ich ihn, mir dieselbe doch mitzutheilen.

Ich brauchte ihn auch nicht lange zu bitten darum, und er begann:

„Es hat kein schöneres Mädel gegeben im ganzen Gau und weitumher in jener Zeit, in der sich das Unglück auf der Wand drüben zugetragen hat. Vierzig Jahre sind gut seitdem schon verflossen. Der Hofwirth im Oertel war ein steinreicher Kerl; aber sein Töchterl, die Annerl, war sicher noch ein größerer Schatz, als der es war, den er in harten Gulden in den Truhen liegen hatte. Ja, ungescheut darf man's sagen: Sie war die schönste Dirn in unserem Seegau! Nicht nur die Burschen aus der heimischen Gegend und auf Stunden im Umkreis, auch die saubersten und keckten und reichsten, wallfahrteten her nach Loipichl und meinten, sie müßten es durchsetzen der Eine oder der Andere, daß ihnen das Mädel gut sei, sondern selbst die Fremden, die in unser Thal kamen oder die städtischen Mannsleut', die sich in der Sommerszeit zu uns her verirrten, trieben es arg genug um die Annerl; freilich umsonst, ganz umsonst. Es war ein sakrisch stolzes Dirndl, ein hochmüthiges Ding, das nicht nur auf den Reichthum, der ihr doch früher oder später zufallen mußte, auf den prächtigen Hof, darauf sie saß, auf ihr verführerisches G'sichtl, auf ihr witziges Plaudern, auf ihre funkelnden Augen, auf ihr Göscherl, das sich so lieb spitzen konnte, und auf die dichten schönen Zöpf' stolz war, sondern auch auf tausend andere Sachen noch, die es alle miteinander zuwege brachten, daß das Annerl eben Jeden, Jeden verrückt machte, der sie sah; ja, völlig verrückt.

Ich muß es nur gleich ehrlich heraussagen, — ob Sie nun lachen, bester Herr, oder nicht, — ich selber, ich selber bin damals stundenweit hergetrappt nach Loipichl, wenn mir der Rappel, das Dirndl wieder zu sehen, in den Kopf gestiegen ist. Schmunzeln Sie nicht, lieber Herr, ich war damals ein kernfrischer saubrer Bub, der sich vor einem schönen Mädel schon sehen lassen durfte. Aber auch mir hat's, wie so vielen Anderen, da nichts weiter eingetragen, als ein „Grüß Dich Gott" und noch etliche freundliche Wörteln . . . So machte sie's aber mit Allen! . . .

Ja, wenn das Mädel die Burschen so der Reih' nach abgetrumpft und abgewiesen hätt', wenn sie ihm so recht zugesetzt mit ihrer Süßigkeit, es wär' ja eh' recht und gut gewesen! Aber nein, das that sie nicht, die hochmüthige Dirn! . . . Jeden einzelnen dieser Hans-Narren hielt sie fest und ließ ihn an einem unsichtbaren Schnürchen baumeln und zappeln nach Herzenslust.

Jeder meinte und glaubte so, daß er der Rechte und Richtige und heimlich Auserwählte sei, und daß das schlaue Annerl nur aus Schonung für diesen Beglückten es nicht offenkundig werden lassen und es nicht aussprechen mochte, damit demselben nicht etwa der große Troß der nicht begünstigten Nebenbuhler einen bösen Schabernack oder noch Schlimmeres aufspiele. Jeder meinte, daß das Mädel all' übrigen Burschen aus purem Mitleid in dem Glauben lasse, sie seien die Bevorzugten, aber er sei doch wirklich der Rechte, dem ihr Herz zugethan . . . So zogen Sie Alle miteinander um des Hofwirths Hof, und Einer verlachte heimlich und laut den Anderen, denn — Jeder hielt ja die übrigen „Buben" für die Abgeblitzten.

Mich selber hat's Annerl manchmal ſa ang'schaut mit seinen Satansaugen, daß mir's dann immer wie ein ganzes Feuerwerk durch die Brust gegangen ist; aber trotz der flammenden Beleuchtung, die mir das Mädel mit ihren himmlischen, verheißungsvollen Blicken aufg'steckt hat, ist mir doch kein Licht aufgegangen, wie's mit meiner närrischen Lieb' eigentlich bei ihm stehe. Doch früher bin ich doch wieder zu mir selber kommen, als der arme Scharflinger-Toni, oder wie mancher Andere vor ihm, der auch ein hübsches Lehrgeld zahlen mußte."

Der Erzähler machte sich's nun auf der Holzbank, auf der wir saßen, bequem und blickte wie starr und scheu zugleich hinüber nach den felsigen Zacken der Drachenwand, über denen jetzt die Sonne ihre Lichter mit fast magischem Zauber spielen ließ.

„Hören Sie nur, wie's weiter kam," begann er nach einer Pause:

„Der Holzer-Toni — denn so nannten wir ihn kurzweg, weil er ins Holz arbeiten ging — war ein blutarmer Teufel von Scharfling drüben, von dem winzigen Flecken auf jener Landzunge, die weit hineinragt in den See. Ein blutarmer Wicht war er; aber ein rechtschaffen ehrlicher und der kernhafteste, strammste und schmuckste Bursch manche Stunde aufwärts und abwärts an unserem Wasser.

Wenn er des Sonntags herüberkam, da gab's keinen herrischeren (stattlicheren) als den Toni, und es spitzten sich auch wirklich alle Dirndeln auf ihn, denn in seiner proppern Aelplertracht sah er ganz vertrakt fesch aus. Aber der Kukuk hatte es ihm wohl auch eingegeben oder wohl gar der Böse selber, daß es just 's Annerl sein müsse, der sein Herz gehören soll! . . . Wie manchen Streit hatte er mit den reichen Bauernsöhnen heimlicherweise auszufechten deshalb, weil sie ihn seiner Armuth wegen hänselten und meinten, d' Annerl habe es nicht nöthig, einen so „schweren" (geldreichen) Buben gar von Scharfling herzuholen, solche Habenichts gäb's ja in Loipichl auch noch genug. Vielleicht hat der Toni dem Mädel aber doch so recht ins Aug' gestochen, denn manchmal trieb sie's grad, als sei sie dem Burschen wirklich und rechtschaffen gut.

Das bracht' den Armen dann aber auch so weit, daß er für das Dirndl durchs Feuer 'gangen wär', hätt' sie's nur verlangt. Oft hab ich ans End mit Grausen denkt und g'meint: Einmal geht der närrische Kerl doch übers Menschliche und Erlaubte 'naus und begeht einen Streich, der ihm vielleicht sogar 's Leben kosten kann . . . Er thut Alles, was sie begehrt, und sie ist im Stand, das Närrischste zu begehren . . .

Eigentlich hat man nie das Rechte und Genaue darüber erfahren — der Toni hat ja vorher zu Niemandem auch nur eine Silbe erwähnt und nachher auch nicht — aber so viel ist doch gewiß, daß er dem Dirndl einmal herzhaft zugesetzt hat und mit der ernstlichen Frag' an den Leib gerückt ist, was er denn eigentlich zu hoffen hab' von ihrer Lieb'? . .

Und da soll die Uebermüthige, die Hoffärthige und Stolze ihm mit hellem Auflachen zugerufen haben, als sie draußen saßen vor dem Hofwirthshaus und sich drüben, weit drüben über dem See, das weißgraue Felsengestein der Drachenwand in die Lüfte hob: „Du, Toni, so wenig als das Edelweiß dort auf dem Drachenstein für mich blüht und reift, so wenig bin ich da in Loipichl g'wachsen für den Holzer-Toni! Wenn's Drachensteiner Edelweiß da drüben, von der höchsten Wand 'runter, einmal zu mir kommt nach dem Hofwirthshaus, dann kriegst auch meine Hand, so wahr als ein Gott im Himmel oben ist . . ."

Da mochten wohl des Burschen Augen aufgeleuchtet haben, als er diesen Schwur hörte. Seine Brust wogte vielleicht heftig und stürmisch ergriff er die Hand des Mädels. Mit einem Blick, in dem all sein Wollen und Können lag, hat er vielleicht mit zitternder Stimme geantwortet: „So denk an dein Wort, Annerl, und Gott soll mir helfen!" Und damit mag er wohl auf und davon gelaufen sein; denn ein heißblütiger Mensch ist er ja immer gewesen . . .

Den andern Tag war Sonntag . . . Ich weiß Alles noch so, als wenn ich's gestern erst erlebt hätt', als wenn sich's just in dieser Stund' und jetzt abspielen möcht' . . .

In aller Herrgottsfrüh' läuteten schon die Kirchenglocken in den Dörfern am See, und die festlichen Klänge — das müssen's einmal hören an einem schönen Sommersonntag-Morgen — zogen da hinaus über die Hügel und Fluren und über das goldig- und blaugrün schillernde Wasser.

Drüben an der Wand des Drachensteins brachen sich dann diese Klänge und kamen noch einmal herüber zu uns. Die Landleut' wanderten von allen Seiten einher zum Gottesdienste. Vom See in Kähnen, von landeinwärts auf allen Wegen und Stegen. Und jeder blickte fast unwillkürlich hinauf zur weißgrauen Steinwand, auf welche die Sonne ihre Strahlen gelegt hatte.

Da sah einer plötzlich hoch oben in den weißen hellglänzenden Riffen ein schwarzes Würmchen oder Pünktchen, wie ein Rabe so groß, krabbeln und schleichen. Er traute seinen Augen nicht, und doch mußte er sich's gestehen, daß sich das Ding dort oben bewege.

Neugierig blieb er stehen und strengte sein Auge mehr und mehr an, um zu erkennen, was es denn sei, das dort oben.

Und ein Zweiter kam des Wegs und ein Dritter, die sich zu Jenem gesellten, und auch sie hielten an und schauten, aufmerksam gemacht, empor zur Drachenwand.

Ein Vierter und Fünfter zog einher und stellte sich zur kleinen Gruppe, und Alle blickten starr und unverwandt nach dem Punkte auf dem glänzenden Gestein hoch oben in den Lüften.

Bald war das Häuflein Neugieriger größer geworden und zählte wohl schon an die hundert Menschen, denn wie ein Blitzstrahl war es gegen Loipichl gedrungen, daß ein Mann an der steilen, grausen Bergwand immer höher und höher emporklimme.

Jetzt war auch des Hofwirths Annerl bei der Menge erschienen.

Die hatte aber verteufelt scharfe Augen, so daß sie das Ding drüben an der Wand gar zu erkennen vermochte. Sie erzählte es ganz frei und offen, daß es der Holzer-Toni sein werde, der ihr Edelweiß breche dort oben zum — Brautbüschchen.

War das ein stürmischer Auftritt jetzt, wie ich auch nachher keinen mehr erlebt hab'. Wären nicht ältere Männer, die Sitz und Stimm' hatten in der G'meind', dagewesen, dem Mädel wär's sicher ans Leben 'gangen. Die aber haben zur erzürnten, fast wüthenden Menge in Milde und Güte gesprochen und dem Rasen der jungen Burschen Einhalt gethan. Mit einem Male waren diesen jetzt die Augen sperrangelweit aufgegangen; und sie wollten das Unglück des armen Toni, des Opfers Annerls, rächen, diesen selbst aber noch retten, wenn's noch anging.

Eiligst wurden Kähne losgebunden und mit Stricken, Leitern und Hilfsgeräthen aller Art nach der Bergwand abgesegelt. Aus Büchsen und Pistolen gab man Schüsse ab, um den Toni aufmerksam zu machen, daß man ihm zu Hilfe eile, daß er überhaupt sein gotteslästerliches Wagniß einstelle und ruhig ausharre, bis es etwa von der minder steilen und weniger gefahrvollen Rückwand des Berges gelinge, ihm zuzukommen.

Ach mein Gott, waren das Minuten und Viertelstunden! . Noch jetzt läuft's mir eiskalt über den Rücken, wenn ich daran denke.

Die Kirchenglocken in Loipichl drüben summten; die Weiber lagen auf den Knien am Gestade, beteten zum Himmel, der wolkenlos in herrlicher Bläue herablächelte, und fluchten wieder mit den Männern um die Wette über die hochmüthige, stolze, verwegene Dirne und wohl auch über den liebestollen, gottvergessenen und gottverlassenen Burschen dort oben. . . .

Jetzt zog in feierlicher Prozession der Pfarrer unter dem „Himmel", dem purpurfarbigen Baldachin, mit dem „Allerheiligsten" einher, und das Geläute der kleinen Schellen drang uns gar wehmuthsvoll entgegen und flog so ergreifend hinaus in den schönen festlichen Sonntagsmorgen. . . .

Nun zog ein leichtes Wölkchen droben an der lichten Wand vorüber und verdeckte den grauenhaften Punkt, nach dem sich die Augen der ganzen Menschenmenge richteten. Jede Sekunde, jeder Augenblick war den athemlos Harrenden schier eine ewige Todespein.

Und nun war der leichte Wolkenschleier verflogen.

Aber auch der schwarze Punkt, der sich auf der Drachenwand früher aufwärts bewegt hatte, war dahin.

Ein markerschütternder Schrei ging, wie aus einem einzigen Munde, von der Menge weg und erfüllte die weichen warmen Lüfte. . . . Die Weiber fielen zur Erde und lagen da in Thränen aufgelöst; die Männer standen stumm und mit gesenkten Köpfen.

Lautlos war es über dem Menschenschwarm. . . . Selbst der alte Priester fand kein Wort des Trostes für seine Heerde. Gebeugt stand er am Ufer, die Monstranz vor sich hinhaltend.

Nun hob er dieselbe hoch empor, als ob er damit die grausige Felswand drüben in Acht und Bau thun könnte. Dreimal machte er dann mit derselben das Zeichen des Kreuzes hinüber nach dem Berge, wohl um dem Verunglückten den letzten Segen zu ertheilen.

Erst viele Wochen später hatte man die zerschmetterte Leiche Tonis gefunden. Die Regengüsse und das Unwetter in den Bergen werden sie wohl herabgeschwemmt haben in die tieferen Gräben, wohin zuweilen die Jäger und Holzleute kommen. . . . In der Linken hielt er noch krampfhaft ein Büschchen Edelweiß, das noch wie frisch und eben erst gepflückt schien." — Hier unterbrach der Bauer seine Erzählung.

Da brauste der Dampfer heran und warf die zischenden weißschäumenden Wellen hoch empor. Jetzt wendete er sich und rückte unter brodelndem Getöse an den Steg. Der Stegwächter hatte die herübergeworfene „Birne" erfaßt und wand das lange Seil um den Pfosten. Die kleine Holzbrücke auf das Schiff ward zugeschoben; wir gingen an Bord; die Glockenzeichen ertönten, und wenige Minuten später rauschten die blauweißen Fluthen wieder unter dem schwimmenden Koloß dahin.

Als mein Gefährte und ich ein Sitzplätzchen auf Deck gefunden hatten, begann jener, seine Erzählung von vorhin beschließend, von Neuem:

„Jahre noch lief am Loipichler Ufer, im weißen Brautkleide, das Edelweiß-Sträußchen in der Hand, Annerl einher und erwartete sehnsüchtig die Rückkehr ihres Geliebten. Oft stand sie stundenlang an einer und derselben Stelle und schaute starr und mit verglasten Augen hinein in die Fluth und wieder hinüber nach der grauen, wildzerrissenen Wand des Drachensteins, die ihren Toni — denn sie mußte ihn doch lieb gehabt haben — abgeworfen hatte.

Einmal aber war das Mädel, bei dem es seit dem Unglückstag' im Kopf' nicht mehr ganz richtig gewesen ist, nimmer nach Haus gekommen. Man suchte und suchte mit allem Eifer; aber vergebens. Doch der See, lieber Herr, ist nicht so habsüchtig, wie wir Menschen. Er gab das Annerl heraus und spülte es ans Ufer. . . .

„Wenn Sie wieder einmal", schloß er nach einer kleinen Pause, in der er sich mit dem Rockärmel eine Thräne aus dem Auge wegwischte, „nach Loipichl kommen, so gehen Sie hinauf in unseren kleinen Friedhof. Dort sind die Beiden in ein Grab gebettet, und Blumen blühen auf demselben und schmücken das einfache Steinkreuz. . . . Geb ihnen der Herr doch selige 'Ruh' und den ewigen Frieden!"

Mittsommer.

Zum 24. Juni von S. von Thümen.

Rings von allen Bergesspitzen,
Aus der Wälder dunklem Grün
Die Johannisfeuer blitzen,
Daß die Felsenwände glüh'n.
Bursch und Mädel jauchzend springen
Um die helle Flammenpracht,
Und die frohen Lieder klingen
Durch die laue Juninacht!

So singt unser heimischer Dichter; doch leider — leider — macht er in diesen schönen Strophen Gebrauch von dem Rechte jedes Poeten: seine Wünsche kleidet er in das Gewand des Thatsächlichen, das einst Gewesene wird zum noch Gegenwärtigen! So wie er in diesen Worten die Feier des Johannis-, des Mittsommerfestes schildert, so war es einst — vor noch gar nicht so langer Zeit — aber heute? Heute kümmert sich fast Niemand mehr um den uralt-ehrwürdigen, den mit der grauesten Vergangenheit unseres Volkes so eng verknüpften, so hochpoetischen Gebrauch. Einige wenige Gegenden unseres Vaterlandes ausgenommen, flammen heute nirgends mehr in der Mittsommernacht die Feuer von Berg und Hügel, vergessen ist die schöne Sitte, verbannt, verpönt: der Materialismus der Zeit, auch — die hohe Polizei haben ihr ein Ende bereitet!

Wie war das ehedem doch so ganz anders! Die Feier des Johannisfestes ließ das Volk sich um keinen Preis nehmen; die Hauptsache bei diesem Feste aber war und blieb das Feuer, wenn auch vielleicht nur Einzelne noch sich dessen klar bewußt waren, daß gerade diese Feuer ein uralt heidnischer Gebrauch waren, das letzte Ueberbleibsel jenes heiligen Nachtfestes, welches unsere Altvordern begingen am Tage der Sommersonnenwende, zum Mittsommer.

Oh, wie freuten wir uns — in der sonnigen, fröhlichen Jugendzeit — schon wochenlang vorher auf diese Johannisfeuer; wie wurde da, unbekümmert um Mühen und Strapazen und manche Strafe wegen beschmutzter und zerfetzter Kleider, Brennmaterial aller Art, besonders, wenn sie irgend durch List oder Bitten aufzutreiben waren, alte Oel- und Pechfässer, auf Berg- oder Hügelspitzen hinaufgeschleppt, und mit welchem Stolze sahen wir unseren Holzhaufen wachsen und wachsen! Mit welcher Andacht ward dann, wenn der sehnlichst herbeigewünschte Johannistag endlich, endlich erschienen war, so gegen neun Uhr Abends, Feuer an das Bauwerk gelegt, und mit was für wahrhaft indianermäßigen Sprüngen und obligatem höllischen Jubelgeheul wurde der mächtige Scheiterhaufen, wenn er dann haushoch emporlohte, umkreist! Und von nah und fern, von jeder ansehnlicheren Bodenerhebung leuchteten andere Feuerzeichen herüber; über ein halbes Hundert konnte man manchmal zählen, während unten auf dem still und majestätisch seine Fluthen dahinwälzenden Strome Unmassen von Lichtern aus den geräuschlos gleitenden Booten zu uns heraufflimmerten und allerorts am Ufer lustige Musik erklang, Lieder gesungen wurden, hier und da wohl auch eine Rakete ihren glühenden Schweif hinauftrug zu dem noch nicht einmal ganz dunklen sternbesäeten Nachthimmel.

So war es in der Mittsommernacht noch vor nur wenigen Jahrzehnten in den meisten Gauen unseres schönen Vaterlandes — heute aber wird man nur noch ganz vereinzelt einer derartig poetischen Johannisfeier begegnen. Die Welt ist prosaisch geworden, sie findet keinen Gefallen mehr an derlei einfachen Festen; die Jugend ist zu bequem, Holz auf steile Berge hinaufzuschleppen, das Feuermaterial kann rentabler zu anderen Zwecken verwendet werden, die Behörden sehen in den flammenden Scheiterhaufen Anlaß zu Brandgefahr und lassen die Gendarmen streng ihres Amtes walten. Und so ist denn die Zeit wohl nicht mehr fern, da in der heiligen, geheimnißvollen Sonnwendnacht nichts Anderes mehr leuchten und glühen wird, als die ewigen Sterne am Firmament, und — die Lampen in den Wirthshäusern und Biergärten!

„Fallen seh' ich Zweig um Zweig!" Einer nach dem andern

der durch ihr Alter allein schon geheiligten Volksgebräuche verschwindet. Waren doch selbst die brennenden Holzstöße der Mittsommernacht nur noch die letzten Ueberreste der uralten Feierlichkeiten am Tage der Sommersonnenwende. Nur als Symbole galten diese Feuerzeichen, während unzählige geheimnißvolle und abergläubische Sitten und Gebräuche sich an diese Zeit knüpfen, wie wir dies ja auch ganz ebenso bei dem Julfeste, der Wintersonnenwende finden.

Ein Naturfest ureigenster Art war „Mittsommer" für unsere Ahnen; die Sonne, die Allsegenspenderin wurde gefeiert, die Pflanzen aber, die Kräuter und Blumen, die durch der Sonne Licht und Wärme allein sich zu entwickeln vermochten, sie entfalteten gerade zu dieser Zeit alle ihre höchsten und segensreichsten Kräfte. Daß solches jetzt gerade der Fall, das erklärt sich selbst. Zur Sonnwendzeit leuchtet das Tagesgestirn am längsten am Himmel, so früh erscheint und so spät verschwindet dasselbe, daß schon im nördlichen Deutschland eine völlige Finsterniß während der kurzen Nacht eigentlich gar nicht herrscht. In den Mühen und Arbeiten des Landmannes tritt jetzt eine kurze, darum aber auch um so freudiger begrüßte Ruhepause ein; was er dem nährenden Erdreich anvertraut: es sprießt und es wächst, in schönster Blüthe steht Alles rundum, aber reif, der Ernte harrend, ist noch Nichts. Des feurigen Sonnenballes Gluthstrahlen indeß sind es, die allein das Gedeihen, das Reifen der Früchte zu bewirken vermögen. So ist es denn auch nicht verwundersam, daß der Mensch Umschau hält ringsum in der Natur nach Gewächsen, die, gerade weil sie jetzt zur Zeit der Mittsommerzeit ihre Blumen entfalten, von dem Urquell des Lichtes mit den höchsten Kräften ausgestattet sein müssen, daß er vermuthet, in diesen Schutz und Hilfe zu finden im Kampfe gegen ihm feindlich gesinnte Gewalten.

So bildete im Laufe der Jahrhunderte, der Jahrtausende sich der Glaube aus an die Kraft und Wirkung der „Johanniskräuter", deren es eine ganze lange Reihe giebt, und die zweifelsohne zumeist auch schon zu heidnischen Zeiten eine große Rolle spielten. Das allbekannte, auf Wiesen allerwärts so häufige, tief dunkelgelb blühende „Johanniskraut" (Hypericum), welches in der Regel gegen Ende Juni seine Blumen entfaltet, hat sogar direkt seinen Namen von dem Feste oder sagen wir: dem Heiligen, dem dasselbe geweiht ist, erhalten. Der blutrothe, dem Stengel entquellende Saft hieß bei den alten Heiden „Elf-" oder Alfenblut"; heute erkennt der Glaube des Volkes darin die Erinnerung an das Blut des Heilands, an dessen fünf Wunden auch die fünf Blätter des Krautes gemahnen. Die Landleute sehen vielenorts in der Pflanze das sicherste Schutzmittel gegen den Blitzstrahl und, wenn am Mittsommertage gepflückt, nicht minder auch gegen Hexerei und schwarze Künste. Am Niederrhein winden noch heute am 24. Juni die Kinder Kränze von Johanniskraut und schleudern dieselben zum Theil, den Blitz abzuhalten, auf die Hausdächer, zum Theil schmücken sie sich damit, wenn sie Abends die Johannisfeuer umtanzen, und werfen schließlich dann die Kränze in die Gluth.

Aber auch noch manch anderes Gewächs erhält durch seinen Namen und den Glauben, welchen man an dasselbe knüpft, die Erinnerung wach an die ehrwürdige alte Sonnwendfeier. Ein Farnkraut heißt „Johannishand", weil man in der heiligen Nacht aus seinem dicken fleischigen Wurzelstocke eine Art von Handnachbildungen schnitzte, die ein werthvolles Amulet sind gegen jegliche Gefahr an Leib und Seele. Da sind ferner von Gewächsen zu nennen, die um die Mittsommerzeit erblühen und, ebenso wie die vorhergenannten, dieses Umstandes wegen von magischen Kräften erfüllt sind: das „Johannishaupt", auch „Aronsstab" geheißen (Arum); das „Johannisblut", ein auf trockenem Boden überall häufiges kleines, unscheinbares Pflänzlein, dessen Wurzeln oft dicht besetzt sind mit winzigen parasitischen Insekten, dem man, wenn am Sonnwendtage gesammelt, ganz besonders geheimnißvolle Wirkungen zuschreibt; da ist der „Johanniswurz", den man auch „Wohlverleih" oder „Arnika" nennt, und der seit altersher ein wohlbekanntes Zauber- und Heilmittel ist. Der „Johannispappel", einer Malvenart, rühmt man Aehnliches nach, wie nicht minder den „Johanniskerzen" (Verbascum), dem „Johanniswedel", einer auf Wiesen häufigen krautigen Spierstaude, und noch manchem anderen Gewächse unserer heimischen Flora, auf deren aller Namhaftmachung wir hier jedoch verzichten müssen.

Ist nun auch die schöne und so poetische Sitte der „Johannisfeuer" schon in den meisten Gauen des Vaterlandes begraben, wenn auch vielleicht noch nicht ganz vergessen, so haben doch andererseits einzelne Gebräuche der alten Sonnwendfeste hier und da sich noch in die Gegenwart hinübergerettet. So werden manchenorts Schulen, Rathhaus und andere öffentliche Gebäude mit Blumen geschmückt und von der Jugend heitere Umzüge mit Musik am Mittsommertage veranstaltet. In den Hausfluren auf den Dörfern werden „Johanniskronen" aufgehängt, die, wenn aus allerhand „Johanniskräutern" gewunden, Segen bringen in Haus, Stall und Feld. Wieder anderswo beklebt man die Glasscheiben der Laternen mit den Blättern rother Mohnblumen und zieht mit derartig hergerichteten Leuchten, die einen blutrothen Schein verbreiten, in der geheimnißvollen Nacht umher.

Wie gesagt, ganz in der Erinnerung erloschen ist im Herzen unseres Volkes noch nicht die Bedeutung des Mittsommer-, des Sonnwendfestes, noch gedenkt man zuweilen des ehrwürdigen Brauches der Ahnen, der Verehrung, welche sie der Tagesgöttin durch solche Feier zollten, und der Dichter hat Recht, wenn er seinen Stammesgenossen die begeisterten Worte zuruft:

„Alles fällt der Zeit zum Raube,
Alles, nur das Eine nicht:
Eines Volkes reiner Glaube
An den Segenbringer Licht!"

Das Zwei- und Dreiradfahren vom hygienischen Standpunkte.

Von W. Abilgaard.

Sport und Wettkampf sind von einander unzertrennlich, denn der Wettkampf ist der ernste Förderer des Sports, der ohne ein erregendes Ziel nur Spielerei bleibt und nicht nach der vollendeten Form strebt, die der Wettkampf verlangt, so heißt es in einem Fachblatt.

Obige Worte einer kritischen Beleuchtung zu unterziehen und zugleich damit eine Warnung zu verbinden, soll der Zweck nachstehender Zeilen sein.

Es ist erfreulich, wenn ein Mann eine gewisse Ehre darein setzt, auch in der Ausbildung seiner körperlichen Leistungsfähigkeiten vor den Anderen hervorzuragen; sobald er aber seinen Körper nur deshalb schult, um in Wettkämpfen zu siegen, dann stellt sich die Sache in einem anderen Lichte dar: dann macht ihn der Ehrgeiz blind für das, was ihm zuträglich, und das, was ihm direct schädlich ist. Die Nachtheile, die eine solche doch immer nur einseitige Kraftleistung des Körpers bringt, sind zwar mannigfache.

Der bisherige Prozentsatz der direkt beim Radfahren Verunglückten ist zwar nicht erheblich, doch dürfte sich derselbe nach der jetzt erfolgten Freigabe bedeutend steigern.

Es giebt aber andere Umstände, auf welche wir aufmerksam machen möchten. Mag der Radfahrer seine Tracht noch so rationell einrichten, mag er sich noch so sehr in Wolle kleiden, die den Schweiß aufsaugt, so ist er doch nicht vor Erkältungen gesichert, weder während der Fahrt, wo er die Luft schnell durchfliegt, noch, wenn er am Ziele, sei es der Rennbahn, sei es einer weiteren Vergnügungsfahrt angekommen, in Schweiß gebadet und dadurch am leichtesten zu Erkältung bei der meist knappen Tracht disponirt, sich ausruht. Welche Folgen eine Erkältung nach einem Schweißbade hat, ist ja zum großen Theil bekannt: Katarrhe der Athmungsorgane, des Magens und des Darmes, Gelenkrheumatismus mit Herzentzündung und Herzklappenfehlern im Gefolge, Nieren- und Rückenmarkserkrankungen.

Außer Erkältungen kommen weitere schädliche Momente in



Friedrich III. †

Sehet, der Krone beraubt steht Deutschlands herrlichste Eiche!
Nimmer ein edleres Reis grünet, Germania Dir!

Betracht; durch eine übermäßige, längere Zeit fortgesetzte Körperanstrengung wird unsere Lunge in hervorragendem Maße in Anspruch genommen; sie kann der an sie gestellten Anforderung mit der Zeit nicht mehr genügen, das Lungengewebe verliert seine Kontraktionsfähigkeit, es erschlafft, es kommt zum „Lungenemphysem," der Lungenblähung, welche sich durch Kurzathmigkeit und ihre bedeutungsvollen Folgen auf die Blutcirkulation und auf die Nieren kundgiebt. Gar Mancher, der in seinem Beruf veranlaßt ist, schwere und ermüdende körperliche Arbeit zu verrichten, hat in späteren Jahren unter diesem Lungenemphysem zu leiden. In diesem Falle ist es aber eine traurige Nothwendigkeit, die der Beruf mit sich bringt und die nicht zu umgehen ist, denn ein jeder Beruf nützt mehr oder weniger unsern Körper ab und beutet seine Kräfte aus.

Nicht minder bedenklich sind die Erscheinungen von Seiten des Herzens, die bei übermäßiger Körperanstrengung sich einstellen, besonders wenn sich die Leute bei ihren Wettfahrten oder Parforcetouren „übertrainiren," das heißt bis zur äußersten Erschlaffung ihre Kräfte verbrauchen. Aehnlich wie bei der Lunge ist es hier beim Herzen: es wird dem Herzen eine zu große Aufgabe zugemuthet, dasselbe wird überangestrengt, man beobachtet in Folge dessen eine Erweiterung der Herzhöhle oder eine Verdickung der Herzwandung, die dann bald in eine Erlahmung des Herzmuskels übergeht. Wenn also sogar ein bisher gesundes Herz in dieser Weise bedroht werden kann, um wieviel mehr wird dies der Fall sein, wenn schon vorher irgend ein Fehler am Herzen bestanden hat? Mancher, der sich in früheren Jahren einer unbezwinglichen Muskelkraft erfreute und sie in ausgedehntem Maße in seinem Berufe verwerthete, hat im Alter an solch erworbenen Herzfehlern leiden müssen. Man möge also darauf bedacht sein, seinem Herzen nicht mehr Arbeit aufzubürden, als unbedingt nöthig ist, und wer irgend welchen Verdacht hegt, daß sein Herz nicht ganz gesund ist, bleibe jedem Sport fern.

Gleich bedenklich ist die psychische Erregung, die bei jedem in sportmäßiger Weise ausgeführten Wettkampf sich geltend macht, und die selbstverständlich auch nicht wenig die Thätigkeit des Herzmuskels steigert und auf die Allgemeinfunktion des Herzens und des Körpers störend einwirkt. Ein Aortenaneurysma eine starke und spiralförmige Ausbuchtung des größten Blutgefäßes des Körpers, der vom Herzen ausgehenden Aorta, mit ihrem meist tödtlichen Ausgange kann Folge starker körperlicher Ueberanstrengung sein.

Der schädliche Einfluß der Sonnenstrahlen auf den Kopf, der im Gefolge den sogenannten Sonnenstich hat, ist ferner noch zu erwähnen und schließlich die vornübergebeugte Haltung bei angestrengtem Radfahren, bei welcher schon zu wiederholten Malen der „Wasserbruch" beobachtet worden ist.

Fassen wir also das Ergebniß obiger Betrachtung zusammen, so zeigt sich, daß sich vom hygienischen Standpunkte aus erhebliche Bedenken gegen das Radfahren geltend machen, und wir können nicht eindringlich genug vor einer sportmäßigen Ausübung desselben warnen.

Ein langes Duell.

Erzählung aus dem Französischen von A. de Nève.

Im Jahre 1794 lebte zu Straßburg ein Husarenrittmeister, Namens Fournier, der sich später durch Muth und Auszeichnung zum Divisions-General emporschwang, durch seine Händelsucht und seine Gewandtheit seinen Namen aber auch in den Annalen der Duelle berühmt machte. Unter anderen Thaten warfen die guten Straßburger ihm vor, einen jungen Mann, Namens Blum, wegen einer unbedeutenden Sache gefordert und ohne Gnade und Barmherzigkeit niedergestochen zu haben.

Am Tage der Beerdigung Blums, dessen Tod ungeheures Aufsehen erregt hatte, gab General Moreau gerade einen großen Ball, zu welchem die höhere Bürgerschaft von Straßburg eingeladen war. Um jedem Skandal vorzubeugen, beauftragte General Moreau seinen Adjutanten, Kapitän Dupont, den Kapitän Fournier schlechterdings nicht in den Ballsaal zu lassen. Dupont pflanzte sich in einer Ecke eines der ersten Salons auf, näherte sich Fournier, sobald er seiner ansichtig wurde, und fragte ihn:

„Was thust Du hier?"

„Ah! Du bist's, Dupont? Guten Abend! Was werde ich thun? ich gehe auf den Ball."

„Schämst Du Dich nicht, am Begräbnißtage des unglücklichen Blum auf den Ball zu gehen? Was werden seine Freunde und Verwandten wohl sagen?"

„Sie können sagen, was sie wollen, mir sehr gleichgiltig .... Was geht das Dich an? Ich kann's nicht leiden, wenn man die Nase in meine Angelegenheiten steckt. Laß mich hinein!"

„Nein!"

„Warum nicht?"

„Der General befiehlt Dir, nach Hause zu gehen."

„Man jagt mich fort?"

„Das nicht, Nichts als Vorsicht."

„Weißt Du, was es heißt, Fournier die Thür weisen?"

„Verschone mich mit Deinen Großthuereien und geh!"

„Höre", sagte Fournier wüthend, „ich kann mich an dem General nicht rächen, er ist mein Vorgesetzter; aber Du, Du bist mein Kamerad, Du hast es gewagt, die Beleidigung halb zu übernehmen, Du sollst sie ganz bezahlen; wir werden uns schlagen."

„Nun höre auch Du," erwiederte Dupont, „ich habe Dich längst auf dem Strich, Deine Raufboldmanieren sind mir zuwider, und ich werde Dir eine Lektion geben, an die Du denken sollst."

Fournier verbrachte eine schlechte Nacht, und ohne die Hoffnung, Dupont zu tödten, wäre er wahrlich verzweifelt. Aber der Zweikampf fiel nicht so aus, wie er gehofft hatte, denn Dupont versetz'e ihm einen gewaltigen Degenstich.

„Du führst eine gute Klinge," sagte Fournier im Sinken.

„Nicht übel, wie Du siehst."

„Ja, aber jetzt kenne ich Deine Kniffe, Du kommst mir nicht wieder bei, und sobald ich geheilt bin, werde ich Dir zeigen —"

„Du willst wieder anfangen?"

„Das versteht sich."

In der That, nach wenigen Wochen standen sich Beide wieder einmal gegenüber, und diesmal war es Fournier, welcher Dupont einen Stich versetzte.

„Nummer drei!" rief Dupont.

Fournier hätte Nummer drei gern mit der Pistole abgemacht, aber Dupont beharrte auf dem Privilegium, nach welchem Offiziere sich mit ihren Waffen zu schlagen haben. Und er that wohl daran, denn die Geschicklichkeit Fourniers im Pistolenschießen war sprichwörtlich geworden. Er pflegte seinem Bedienten ein Geldstück zwischen den Fingern auf 25 Schritte wegzuschießen, ja, den Husaren seines Regiments, welche im Galopp vorbeiritten, zerbrach oft plötzlich das kurze Pfeifchen zwischen den Zähnen, ohne daß sie ahnten, daß Fournier es scherzweise zur Scheibe ausersehen hatte.

Aber Nummer drei blieb ohne Ergebniß und endete mit einer kleinen Verwundung auf beiden Seiten. Darob ärgerten sich die beiden Tollköpfe und beschlossen, den Kampf so lange fortzusetzen, bis Einer von ihnen sich für besiegt erklären oder die Partie aufgeben werde. Demzufolge redigirten sie folgenden Vertrag:

„1. So oft die Herren Dupont und Fournier sich auf 30 Stunden Entfernung befinden, wird Jeder halbwegs machen, um die Degen zu kreuzen.

2. Ist einer der Betreffenden dienstlich verhindert, so hat der Andere den ganzen Weg zurückzulegen, um die Pflichten des Dienstes mit den Stipulationen des Vertrages zu vereinbaren.

3. Eine andere Entschuldigung als der Dienst gilt nicht."

Dieser Vertrag gelangte auch zur Ausführung. Sobald die beiden Herren zusammenkommen konnten, schlugen sie sich und schrieben sich dabei die sonderbarsten Briefe. — „Ich bin vom Offizierkorps des Jägerregiments zu Luneville zum Frühstück eingeladen", schrieb der Eine. „Ich beabsichtige, diese Einladung an-

zunehmen. Da Du nun gerade auf Urlaub in dieser Stadt bist, so könnten wir meinen kurzen Aufenthalt zu einigen Degenstößen benutzen. Ganz der Deine." — Oder: „Theurer Freund, am 5. November gegen Mittag werde ich durch Straßburg kommen. Erwarte mich am Hotel der Post; wir werden uns einen Degenstoß versetzen." — Manchmal unterbrach das Avancement eines der Duellanten diese Zusammenkünfte. Artikel 3 des Vertrages forderte Achtung vor der militärischen Ordnung.

Diese sonderbare Geschichte dauerte ungefähr vierzehn Jahre und machte viel Aufsehen.

„Es ist wirklich seltsam," sagte Fournier manchmal, „daß ich diesem Satan von Dupont nicht aus Leben kann."

Mittlerweile wurde der inzwischen zum General avancirte Dupont zur Armee nach Graubünden geschickt. Dupont war dort nicht erwartet und Nichts zu seiner Aufnahme hergerichtet, was um so fataler war, als es in dem Orte, wo der Stab lag, nicht einmal ein Wirthshaus gab. Der General suchte lange vergebens nach einem Unterkommen, als er ein Schweizerhaus gewahr wurde, in welchem ein lustiges Feuer flammte. Dupont zögerte nicht, den glücklichen Besitzer dieses Eigenthums um Gastfreundschaft anzugehen; er öffnet, tritt ein, ein Mann sitzt schreibend an einem Tische. Beim Oeffnen der Thür wendet derselbe den Kopf um, erkennt den Störer und sagt, ehe Jener noch die Schwelle überschritten hatte:

„Ah! Du bist's, Dupont! Wir werden einen Gang mit dem Degen machen."

„Parbleu, recht gern!" sagte Dupont zu Fournier, denn er war's und Beide zogen vom Leder.

Während sie stießen, parirten und ripostirten, sagte Fournier: „Ich glaubte, Du seist im Innern."

„Der Minister placirte mich im vierten Korps."

„Schau, wie sich das trifft! ich kommandire die Kavallerie."

„Du bist also erst vor Kurzem hier angekommen?"

„Soeben steige ich aus dem Wagen."

„Und Du hast sogleich an mich gedacht? Ei, wie hübsch!"

Endlich stieß der Degen des Generals Dupont, nachdem er durch den Hals des Generals Fournier gedrungen war, gegen die Mauer.

„Sacredieu!" schrie Fournier.

„He! Das hast Du gewiß nicht erwartet!"

„Doch, doch! Aber Du erwartest nicht, was geschehen wird."

„So? was wird denn geschehen?"

„In dem Augenblicke, wo Du den Degen zurückziehst, versetze ich Dir einen Stich in den Leib und tödte Dich."

„Das wirst Du bleiben lassen."

„Warum?"

„Ich ziehe meinen Degen nicht zurück; ich lasse Dich angenagelt, bis Du Deine Waffe wegwirfst. Thu' es!"

„Nein, ich muß Dich tödten!"

Wer weiß, wie dieser Vorfall geendet hätte, wenn nicht der Lärm glücklicherweise die Offiziere herbeigerufen hätte, welche die Streitenden trennten. Dupont, der Vernünftigere, dachte oft über die Absurdität dieses Streites nach und fragte sich, ob es nicht das Beste wäre, Fournier zu tödten, um der Sache ein Ende zu machen; überdies wollte er sich verheirathen. Eines Morgens ging er denn auch zu Fournier.

„Ah! Du kommst, um wegen eines Ganges Verabredung zu nehmen?" sagte dieser, sobald er ihn eintreten sah.

„Möglich! Aber vorher wollen wir mit einander sprechen. Höre, ich will mich verheirathen und möchte, wie Du begreifen wirst, vorher mit Dir fertig sein."

„Ho! ho!"

„Ich will eine Lebensweise, welche meiner Frau unangenehm sein müßte, nicht länger treiben. Ich schlage Dir vor, wir wollen uns auf Pistolen schießen, um der Sache ein für alle Mal ein Ende zu machen."

„Unmöglich kannst Du das wollen!" schrie Fournier erstaunt.

„Ich weiß, daß Du sehr geschickt bist; aber höre, was ich ausgesonnen habe: einer meiner Freunde hat zu Neuilly eine Baumpflanzung, sie ist mit einer Mauer umgeben und hat einen Eingang auf beiden Enden; wir treten zu einer bestimmten Stunde durch die beiden Thore, mit unseren Halfter-Pistolen bewaffnet, ein, suchen uns und feuern, sobald wir uns sehen. Willst Du?"

„Ja, Donnerstag um 10 Uhr."

„Gut!"

Tag und Stunde fand Beide beim Rendezvous. Sie traten ein, rückten, aufmerksam spähend, lauschend, das geladene Pistol in der Hand, sich suchend, gegen einander vor. Bei der Wendung einer schönen Allee sahen sie sich, und husch standen Beide hinter einem Baum. Nach längerem Warten beschloß Dupont zu handeln, er ließ seinen Rockzipfel und sodann die halbe Armesdicke vor dem Baume hervorgucken und zog ihn rasch wieder zurück. Daran that er wohl, denn sofort flog ein größeres Stück der Baumrinde ab, Fournier hatte einen Schuß verloren. Nach einigen Augenblicken fing Dupont das nämliche Manöver auf der anderen Seite an und zeigte einen Theil seines Hutes; sogleich war's um den Hut geschehen. Glücklicherweise war der Kopf nicht darin und Fournier hatte seinen zweiten Schuß verloren.

Nun kam der listige Dupont aus seiner Deckung heraus und ging auf den Gegner los, der ihn wie ein Tapferer, der er war, erwartete. Auf zwei Schritte vor ihm angekommen, sagte er:

„Ich könnte Dich tödten, ich wäre in meinem Recht; aber ich kann nicht kaltblütig auf ein menschliches Geschöpf schießen und schenke Dir das Leben."

„Wie Du willst."

„Ich schenke Dir's — für heute, versteh' mich wohl. Ich lasse Dich im Genusse meines Eigenthums; aber wenn Du mich quälst, wenn Du Händel mit mir suchst, dann wisse, daß ich rechtmäßiger Besitzer von zwei eigens für Deinen Schädel bestimmten Kugeln bin, und wir fahren dann fort, wo wir heut aufhörten."

So schloß das Duell, welches 1794 begann und erst 1813 endete.

Zu Kaiser Friedrichs Tode.

Von P. A. Schiffmacher.

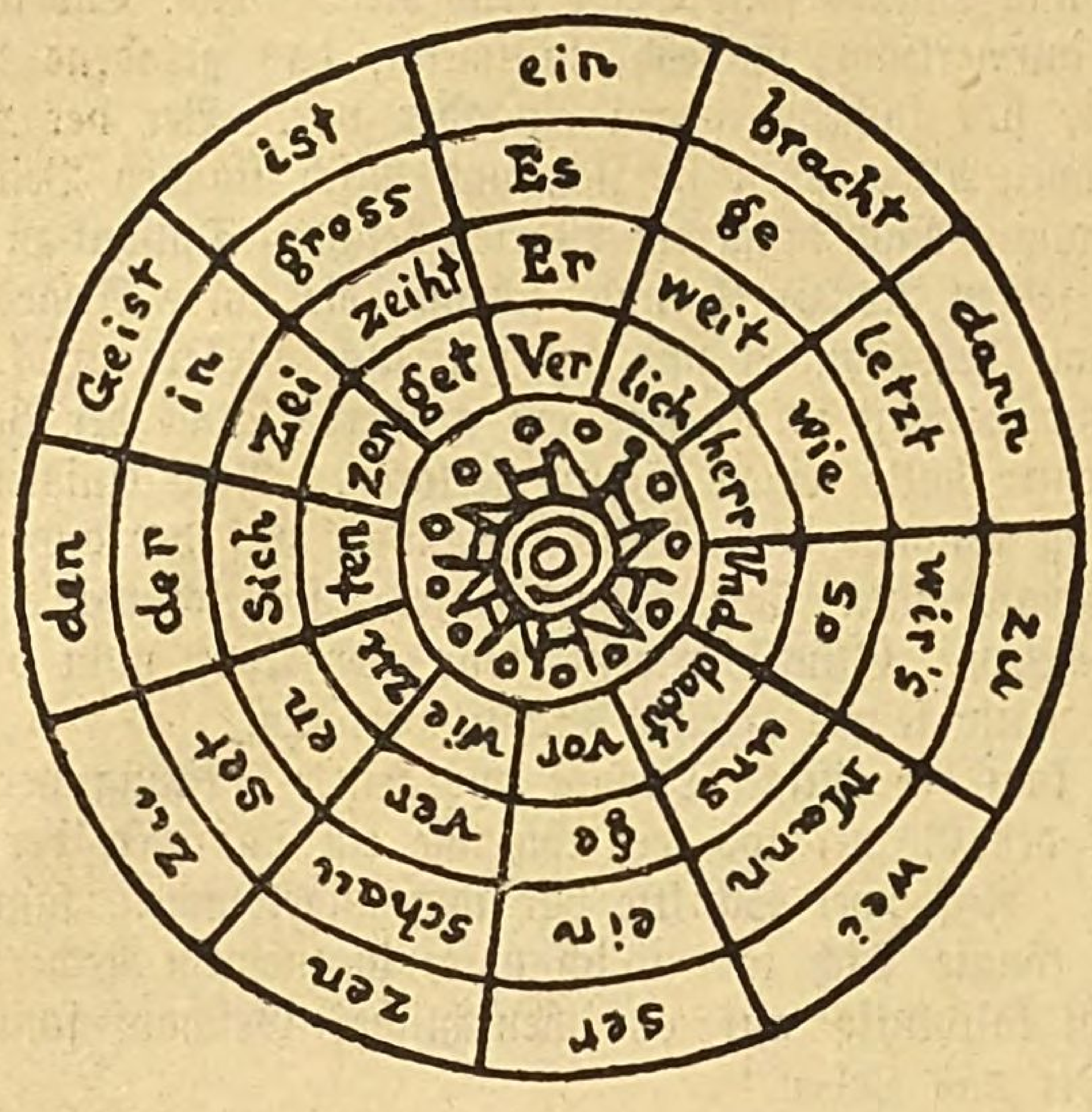
Senkt in den Staub die Fahnen
Zu dieser schwarzen Stund' ...
Weint, tapfere Germanen,
Trauert aus Herzensgrund.
Nicht soll uns feige schelten
Darum der Völkerkreis;
Dem diese Thränen gelten,
Den liebten wir so heiß.

Dahin ist, der im Leiden
Und banger Todesnoth
Wollt' für sein Volk noch streiten,
Da man sein Recht bedroht,
Der für die Freiheit brannte
Und eifrig sie bewacht
Und bis zum Grabesrande
So treu an uns gedacht.

Dahin, der einst vor Allen
Den wälschen Feind umtost,
Dahin, dem Grab' verfallen
Des Volkes Augentrost! —
Du bist ins Herz getroffen,
Mein Deutschland, gräme Dich;
Hin ist Dein Stolz, Dein Hoffen,
Dein Kaiser Friederich!

Räthſel und Spiele.

Kreis-Silben-Räthſel.

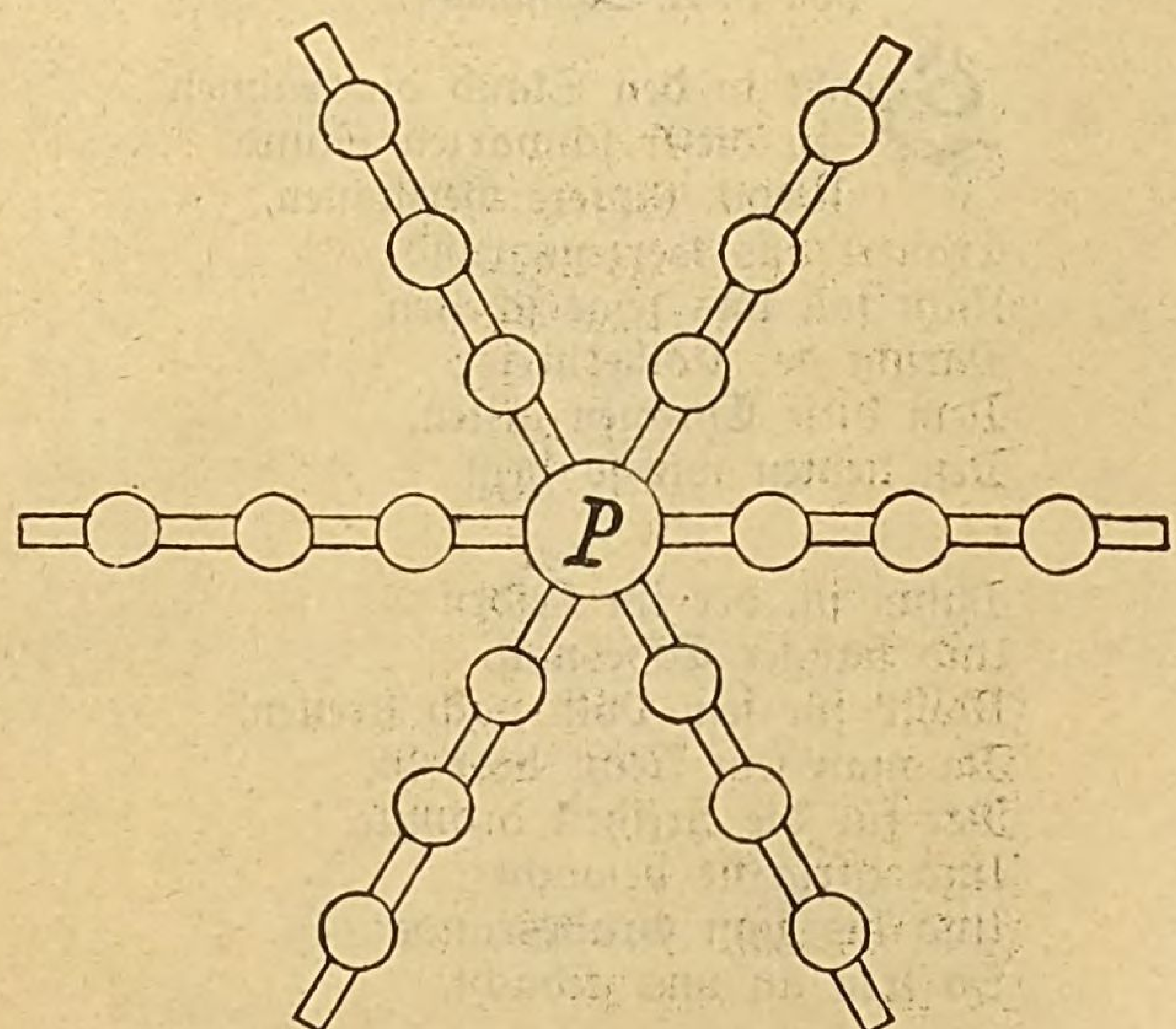


Räthſel.

Ihr findet's in Berlin
Nicht deutſch, doch ruſſiſch, ſpaniſch,
Franzöſiſch, ohne Müh'n
Sogar auch ottomaniſch.

Ihr ſtaunt? Doch iſt verwehrt,
Euch Zweifel zu erlauben.
Einer, der's auch gehört,
Wollt' freilich es nicht glauben.

Ring-Räthſel.



Die leeren Ringe der Sternſcheibe ſind mit Buchſtaben ſo auszufüllen, daß die entſtehenden Wörter, deren jedes mit P beginnt, bedeuten:

1. Zuſammengehörigkeit von Zwei.
2. Kleine ſpaniſche Goldmünze.
3. Männlichen Vornamen.
4. Feſtung in Iſtrien.
5. Schlachtgeſang der alten Griechen.
6. Einen ſchmalen Weg.

Werden die gefundenen Wörter in beſtimmter Reihenfolge geordnet, ſo ergeben ihre Endbuchſtaben den Namen eines bedeutenden Helden Karls des Großen.

Wie heißen die ſechs Wörter, wie der Held?

Rebus.



Buchſtaben-Tauſchräthſel.

Angel, Degen, Elſter, Iller, Ilme, Malve, Öhr, Teich.

Die Anfangsbuchſtaben der vorſtehenden Wörter ſind mit den Buchſtaben: A, E, O, R, S, S, U, U in der Weiſe zu vertauſchen, daß acht andere, dem Sinne nach verſchiedene Wörter entſtehen. Werden dieſe richtig geordnet, ſo ergeben ihre Anfangsbuchſtaben von oben nach unten einen der einflußreichſten franzöſiſchen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts.

Auflöſung der Räthſel aus Nummer 25.

Füll-Räthſel.

		S	u	ê	s		
	S	i	x	t	u	s	
S	o	k	r	a	t	e	s
S	o	i	s	s	o	n	s
S	p	i	r	i	t	u	s
	S	i	r	i	u	s	
		S	a	i	s		

Moſaik-Räthſel.

Setzt man die Buchſtaben (ſtets einen überſchlagend) zuſammen, ſo lieſt man:

Doch nur vor Einem iſt mir bang;
Die Zeit iſt kurz, die Kunſt iſt lang.

Goethe, Fauſt I.

Skat-Aufgabe.

Die Aiden gewinnen und zwar müſſen ſie ſpielen:

Vorh.	Mittelh.	Hinterh.
1. Trefle-Acht	2. Careau-As	3. beliebig

Der Spieler muß nehmen oder es folgt: 2. Careau-Zehn, Coeur-König, Coeur-Dame, 3. Careau-Neun, Coeur-Sieben, Coeur-Zehn. Die Aiden haben 60 Points. Nimmt Spieler, giebt er auf Coeur gleichfalls 38 Points ab. Doch iſt die angegebene Spielart die einzige, bei der die Aiden gewinnen. Wird jede andere Karte als Trefle-Acht angezogen und wird nicht ſofort Careau-As gewimmelt, gewinnt Spieler!

Räthſel. Haar.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Moſſe in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 27 — Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt — 1. Juli 1888

Frau Müller.

Eine Erzählung aus der österreichischen Offizierswelt von Paula von Dorn.

Den Schauplatz der ersten Szenen dieser wahren Geschichte bildet eine reizend zusammengestellte und von seltenem dekorativen Talent der Ordner zeugende Häuslichkeit, die in allen ihren Einzelheiten unverkennbar deutlich den Stempel des Wohlbehagens an sich trägt. Das glänzende Metalltäfelchen neben dem Drücker des Haustelegraphen an der dunklen Eingangsthüre belehrt uns, daß es Max Anton Ritter von Raun ist, (ein Name von gutem Klang), in dessen Wohnung wir einzudringen uns erlauben.

Der korrekte, in dunkle Livree gekleidete Diener, das stilvoll getäfelte Vorzimmer mit seinen echten alten Truhen und hochlehnigen Bänken, der ganze von einer schmiedeeisernen Lampe matt erleuchtete Raum, lassen ihrerseits auf den ersten Blick errathen, daß die Insassen dieses ersten Stockwerkes sich eines angenehmen Wohlstandes und mehr als dilettantenhaften Kunstverständnisses erfreuen.

So günstig vorbereitet betritt man den gemeinschaftlichen Salon, der in seiner aparten Zusammenstellung jedoch mehr den Charakter eines Ateliers als eines Wohnzimmers an sich trägt. Das ungewöhnlich große und hohe Gemach ist nämlich ganz ohne jede Symmetrie mit den verschiedensten Möbeln, Bildern, Skulpturen, Majoliken und hundert anderen Gegenständen aller Zeitalter und Kunstepochen angefüllt, die scheinbar alle durch Zufall da hineingerathen sind, aber, wie bei genauerer Prüfung leicht zu erkennen, ganz offenbar mit Bedacht und guter Auswahl an ihre Plätze zu stehen kamen und gerade so und nicht anders zur Geltung gelangen konnten. Freilich hätte dieses Gewirr von alten Stoffen, hohen Palmen, Staffeleien und seltsam geformten Möbeln in einem weniger ausgedehnten Raume und ohne die kundige Hand, die so geschickt Licht und Schatten zu vertheilen verstand, nothwendig zu bunt und aufdringlich wirken müssen; aber darin bestand eben die Kunst des hier waltenden Ordners, der, wie wir gleich verrathen wollen, sich in der poetischen Gestalt der fein gebildeten Hausfrau verkörperte, daß dieser Eindruck — den jeder Dekorateur von Metier wahrscheinlich nicht hätte vermissen lassen — in das Gegentheil, d. h. in die wohlthuendste Harmonie umschlug und nur fremdländisch, aber keineswegs gesucht erschien.

Aus diesem, der Geselligkeit und dem Frohsinn geweihten Saale gelangt man zunächst in das anstoßende Arbeits- und Rauchzimmer des Hausherrn; der strenge Charakter dieses Gemaches prägt sich hauptsächlich in einer reichen Waffenzier und Büchersammlung aus, denn die mit persischen Teppichen belegten schwellenden Sophas, Ottomanen und sonstige Möbel zeigen doch wieder von recht sybaritischen Tendenzen, und gar die Krönung des offenen Kamins, in dem heute ein großes Feuer so lustig flackert, — wahrhaftig der Bewohner dieses Herrenzimmers verstand zu leben!

Ueber diesem Kamin hängt ein großes Oelgemälde in dunklem geschnitzten Holzrahmen, das einzige Bild im ganzen Zimmer; es stellt eine Frau von so seltenem Liebreiz dar, daß man unwillkürlich wie gebannt davon gefesselt wird. Eine schlanke, in duftige, lichte Sommergewänder gehüllte Dame von vielleicht zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren, von herrlichem Wuchs, mit großen sprechenden dunklen Augen und einem blonden Köpfchen von klassischer Form, tritt aus der Gartenpforte heraus und blickt erwartungsvoll die Straße entlang, die „er" ganz augenscheinlich kommen muß, und desgleichen thut ein prächtiger, brauner Jagdhund ihr zur Seite, auf dessen dickem Kopfe die schmale, edelgeschnittene, weiße Hand der Herrin liebkosend ruht.

Wahrhaftig, „dies Bildniß war bezaubernd schön" und mußte von einer Künstlerhand ersten Ranges stammen; doch nicht allzu lange ist es jetzt gestattet, sich in seinen Anblick zu verlieren; aus dem Sinnen und Träumen erweckt den Beschauer jählings lautes, sonores Hundegebell, das ihn fast erschreckt nach jenem braunen Gesellen dort im Rahmen zurückblicken ließe. Sollte der Naturalismus in der Kunst es wirklich schon so weit gebracht haben?

Doch nein, die Thierlaute kommen aus dem angrenzenden Speisezimmer, von wo jetzt auch Menschenstimmen, Gläser- und Tellergeklirr deutlich herausdringen; auch die Thüre öffnet sich soeben, um zuerst dem in mächtigen Sätzen hervorspringenden Original jenes Vierfüßlers im Bilde und hart auf seinen Fersen dessen Gebieter selbst Einlaß zu gewähren.

Herr von Raun, ein stattlicher Mann mit freundlichen Zügen und von martialischem Ansehen, schickte sich gerade an, den treuen aber allzu zärtlichen Jagdgefährten in die zeitweilige Verbannung zu schicken.

„Ruhig, mein Junge — schon gut — leg' Dich —" er trachtete mit allen Mitteln den immer wieder an ihm Hinaufspringenden zu beruhigen, was denn auch, wenngleich nicht ohne Mühe, gelang. — „Meine Damen," rief er sodann den zurückgebliebenen Tischgenossinnen in dem Nebenzimmer zu, „der Kaffee ist servirt, es fehlt nur noch die süße Würze, kommen Sie!"

Helles Gelächter, in das der Oberst einstimmte, war die Antwort auf diese mehr wohlgemeinte als geistreiche Galanterie.

Herr und Hund richteten es ſich unterdeſſen an der Feuerſtelle ganz behaglich ein, erſterer mit Hilfe ſeines Lieblingsfauteuils und einer trockenen Virginia-Cigarre, und der letztere mittelſt eines weichen Angorafelles, das hier ſeine eigenſte Domäne zu ſein ſchien. Beide waren ſchon im Begriffe, ſich den Lockungen eines nahenden Halbſchlummers hinzugeben, der bei Oberſt Raun von wegen des ſcharfen Mittagsrittes gewiß ſeine Berechtigung hatte, — als das Rauſchen von Frauenkleidern das Nahen der Erwarteten verkündete.

„Baby will gute Nacht wünſchen," läßt ſich eine helle Stimme hinter der ſchweren Portiere vernehmen, und faſt gleichzeitig wird dieſe von der Hand einer friſchen Bäuerin zurückgezogen, um dieſer ſelbſt und zwei anmuthigen Damen Einlaß zu gewähren. — „Voilà petit père" — es iſt die Aeltere der Beiden, eine mittelgroße, zierliche Erſcheinung mit nicht gerade ſchönen, aber höchſt anziehenden Geſichtszügen, die mit dieſen Worten ein ihr faſt vom Arme herabflatterndes, nur mit einem dünnen Batiſthemdchen bekleidetes Fräulein, im Alter von etwa zwei Jahren, dem Oberſten in den Schooß legt.

„Wir ſind aber gar nicht mehr ſalonfähig," — meinte die nun folgende bedeutend jüngere Blondine, indem ſie lachend die etwas gar zu kurz gerathene dürftige Toilette der jungen Dame zurechtzupfte.

Beim Klang ihrer Stimme waren der Oberſt und der Zottige ſofort auf den Füßen, und wie ſie nun, den Kopf des Hundes ſtreichelnd, das Haupt leicht zur Seite neigte, ſchien es wahrhaftig, als wäre das Bildniß von dort oben aus dem Rahmen herausgetreten und herabgeſtiegen ins Leben, in die Wirklichkeit.

Frau von Rauns Erſcheinung war von unwiderſtehlichem faſt noch mädchenhaften Liebreiz, und wie ein Strahl der Verklärung ſchimmerte aus ihrem ſanften Blicke die Alles begütigende Milde ihres Herzens, der Grundzug ihres ganzen Weſens.

Anders geartet erſchien die ihr vorausgeeilte Dame, die wir gleich als ihre älteſte Freundin, Stiftsdame Baronin Frida Carwell hier vorſtellen wollen.

Das prickelnde nervöſe Weſen dieſer unſerer eigentlichen Heldin ſpricht ſich ſchon zur Genüge in der großen Beweglichkeit und Veränderlichkeit ihrer ariſtokratiſch feinen Geſichtszüge aus; um den kleinen ſchmollenden Mund zucken beſtändig einige Miniaturteufelchen, während die freundlichen blauen Augen alle Eindrücke im Augenblick mit kindlicher Offenheit wiederſpiegeln, nur das volle Kinn mit ſeinen etwas ſtreng gezogenen Linien und die dunklen ſtarken Augenbrauen laſſen vermuthen, daß in dieſer zierlichen Hülle auch ein ziemlich feſter Wille und ſtarker Geiſt wohnen mag. Baronin Carwell war, wie geſagt, keineswegs eine Schönheit, dazu war Alles an ihr zu unregelmäßig; mit Stumpfnäschen und faſt zuſammengewachſenen Brauen iſt noch kein Schönheitsideal dargeſtellt worden, und dazu kam noch, daß die Natur ſich mit ihr einen beſondern Scherz erlaubt hatte; denn die zahlreichen Silberfäden, die ſchon im zarteſten Mädchenalter ihr dunkles Haupthaar zu durchziehen erſchienen, hatten allmälig ſo überhand genommen und die dunklen dermaßen verdrängt, daß ſie jetzt, wo ſie kaum bei ihrem dreißigſten Lebensjahre angelangt ſein mochte, einen ganz grauen Haarſchmuck zur Schau trug. Zu den noch friſch jugendlichen Zügen und feurigen Augen ſtand der frühzeitige Schnee in bizarrſtem Widerſpruch und trug nicht wenig dazu bei, der Stiftsdame einen gewiſſen pikanten Reiz zu verleihen, der beſonders auf die Männerwelt noch immer große Anziehungskraft ausübte.

„Gute Nacht, mein Liebchen, mein herziges Mädi, gute Nacht!" und der zärtliche Vater, aus deſſen treuherzigen grauen Augen das helle Glück leuchtete, ward nicht müde ſein Töchterchen zu küſſen.

„Zu Hilfe, ſie rupft mir ja den ganzen Schnurrbart aus, die kleine Hexe! Hier Hounou, bring' ſie zu Bette, ſo, noch ein Küßchen für Papa, eines für Mama und was? Tante Frieda kriegt gar zwei? auch drei?"

Dieſes Familienbild — ein Interieur nach dem Geſchmacke unſeres heimiſchen Munkacſy — wollten wir nur leicht andeuten, denn derlei Intimitäten ſind nicht Jedermanns Sache.

„Wiſſen Sie meine verehrte Baronin, daß Sie ſich als mater familias eigentlich urkomiſch ausnehmen?" begann der Oberſt die Konverſation, nachdem die Amme mit der Kleinen ſich entfernt und er ſich eine friſche Cigarre angebrannt hatte.

„Ei und warum denn, wenn man fragen darf?" gab die ſo Angefallene lächelnd zurück, „ich ſollte doch denken, daß mein ehrwürdiges Haupt mich ſchon zur Großmama qualifizirte?"

„Liebſter Marko, laß die alten Neckereien," fiel die junge Frau bittend ein, „ich befinde mich wahrhaftig gar nicht in der Verfaſſung, um mich heute an Eurem gewohnten Kriegsſpiele zu ergötzen; iſt es doch der letzte Abend vor Deiner Abreiſe, meine liebe Frida, und mir iſt das Herz ſo ſchwer bei dem Gedanken, Dich auf wer weiß wie lange wieder ſcheiden zu ſehen."

„Nun gerade deshalb wollen wir Dich aus dieſer trüben Stimmung nolens volens herausreißen. Sei ehrlich, Gemma, und geſtehe, daß Du ſelbſt innerlich lachen mußt, wenn Du Deine liebe Freundin, die geſtrenge Stiftsdame ſtundenlang im Kinderzimmer ſich herumtummeln ſiehſt, wenn ſie es liebt, ſich auf dem Teppich um die Wette mit unſerer Lili und dem alten, zottigen Gazda zu balgen, und was dergleichen reſpektirliche Zeitvertreibe mehr ſind. Oder ziemt ſich ſolches Treiben für eine quaſi Prieſterin und ſchwärmeriſche Anhängerin des Cölibats, wie Sie es ſind, Madame? Bitte antworten Sie, belehren Sie mich, wenn Sie können!" ſchloß Raun mit einer komiſch pathetiſchen Handbewegung an Fridas Adreſſe ſeine Philippika.

„Wollten Sie mir nicht gefälligſt ernſtlich erklären, Sie Grobian, was Lili, Ihr Jagdhund und meine Schwärmerei für das Cölibat miteinander gemein haben?" verſetzte die Baronin lachend und ſchlürfte dazu behaglich ihren Mokka.

„Die Frage iſt köſtlich, auf mein Wort," replizirte er wieder, „es iſt, als ob Sie Belehrung verlangten über den Zuſammenhang zwiſchen Baum und Frucht. Würden Sie ſich etwa nicht darüber wundern, wenn ein leidenſchaftlicher Weintrinker alle Reben mit Stamm und Wurzel vernichtete, die in ſeinem Bereiche liegen? Sie verſtehen nicht? und doch, was thun Sie anders? Sie ſind eine leidenſchaftliche Kinderfreundin, haſſen die Ehe und jagen alle Ihre Bewerber zum Teufel. Nun, wie reimt ſich das?"

„Aber Marco," verſuchte die Gattin wieder einzulenken. „So laß' ihn doch, Kind," hingegen die Stiftsdame, „ich will mich ſchon wehren. Wie ſich das reimt, Herr Groß-Inquiſitor? Sehr naturgemäß wie alle guten Verſe," ſprach ſie triumphirend, „ich liebe eben nur die Kinder anderer Leute, et voilà tout."

„Oh ſehr ſchön, meine Gnädige," gab er wieder lebhaft zurück, „aber Sie begnügen ſich ja, wie ich nur zu gut weiß, durchaus nicht damit, auf eigene Rechnung frei und ledig zu bleiben, ſondern ſetzen im Gegentheil immer und bei jeder Gelegenheit Alles daran, um etwaigen Kandidaten und ihren Partnerinnen für alle Zeit die Luſt zum Heirathen zu verleiden. Wie viele ſolche Zerſtörungswerke haben Sie ſchon auf dem Gewiſſen, Frau Baronin, ſprechen Sie, und haben Sie es nicht meine arme Frau bitter büßen und ſie durch Jahre vergeblich nach einem Wiederſehen ſchmachten laſſen, nur aus Zorn und Unwillen darüber, daß ſie die Geſchmackloſigkeit beging, dem alleinſeligmachenden ehrbaren Jungfrauenſtande zu meinen Gunſten zu entſagen? Nun aber genug des Scherzes." Der bisher ſchalkhaft neckiſche Ton des Sprechers nahm hier eine ernſthafte Färbung an, er rückte ſeinen Fauteuil einen Schritt näher zu Frida heran, dieſe und Gemma aber, eines neuen Streiches gewärtig, waren nicht wenig erſtaunt, als er gleich folgendermaßen fortfuhr:

„Geſtatten Sie, Verehrte, daß ich ein offenes Wort dieſem Geplänkel beifüge, es bittet Sie darum der beglückte Gatte Ihrer Gemma. Darf ich?"

Sie blickte ihn mit großen verwunderten Augen an: „Sie erſchrecken mich ja beinahe mit dieſer ganz ungewohnt anſtändigen Manier," erwiederte ſie, zwiſchen Ernſt und Spott ſchwankend, „aber meinetwegen legen Sie los in Gottes Namen, ich bin auf das Schlimmſte gefaßt!"

„Nein, nicht ſo, ich bitte;" man ſah, daß er etwas zu ſagen hatte, das mit dem bisherigen Spiele in keinerlei Zuſammenhang ſtand. „Ich möchte Sie ſo gern warnen, Sie auf den Weg führen, den mich — — wahrhaftig, ich weiß nicht wie ich's ſagen

soll. Sehen Sie, Baronin, ich hatte jetzt während Ihrer dreimonatlichen Anwesenheit die erfreuliche Gelegenheit, Sie zu beobachten, Sie zu studiren und hochschätzen zu lernen, ich habe Sie gefunden, wie mir Sie Gemma stets geschildert hat. Ja, Sie sind ein echtes Frauengemüth, trotz der rauhen Schale, in die Sie sich, Gott weiß weshalb, zu hüllen lieben. Sie haben ein weiches zärtliches Herz und sind geschaffen, um glücklich zu sein und zu beglücken. Ich möchte Sie der drohenden Vereinsamung entreißen, Baronin Frida. Sie sind klug und gut, schön, reich und unabhängig, wollen Sie wirklich nicht das Lebensglück eines braven Mannes begründen? Jetzt, wo Sie einige Zeit mit uns ein Familienleben geführt haben, wo sich vielleicht das erste Mal für Sie Gelegenheit bot, einen klaren Einblick zu thun in ein so warmes trauliches Nest, wo Alles fest gefügt ist in Liebe und Zusammengehörigkeit, wo Eines aufgeht in des Anderen Freude und Leid," er faßte bei diesen Worten zärtlich die Hand seiner gerührten Frau, „hat Sie auch diese Erfahrung nicht auf den Gedanken gebracht, daß es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei?"

Frida hatte sich vorgebeugt, und die Arme auf die Kniee und den Kopf in die Hände gestützt, lauschte sie sinnend seinen Worten.

„Ja, Fritzchen, er hat Recht, sieh' wie glücklich wir sind, warum, oh warum willst Du es nicht auch werden?" Gemma war zur Seite der Freundin niedergeglitten auf den weichen Teppich und schlang den vollen Arm um deren Schultern.

„Ei, meine Verehrten, Ihr werdet mir zu tragisch!" rief diese wie aus tiefem Nachdenken erwacht und sich plötzlich besinnend aus; aber der scherzhafte Ton wollte nicht recht gelingen und klang arg gezwungen; „meine Gemma, wahrhaftig, Dir glänzt ja eine Thräne im Auge! komm, laß' Dir sie wegküssen, Du lieber Kindskopf. Und Sie, mein wackerer Oberst, seien Sie bedankt für die gewiß wohlgemeinte Theilnahme an meinem Schicksal; aber gleich von vornherein — Sie müssen es aufgeben, mich zu bekehren, ich bin unverbesserlich. Eines aber bin ich Euch schuldig, Ihr Lieben, ich will, daß Ihr diese räthselhafte Frida kennen lernt, so weit als sie sich selber kennt natürlich, und weiter als selbst Du meine Gemma mich bisher gekannt hast."

Die dunklen Brauen auf ihrer weißen Stirn zogen sich leicht zusammen, und die kleinen Hände erfaßten mit einer Kraft, die man ihnen gar nicht zugemuthet hätte, die beiden Armlehnen des Fauteuils, auf die sie sich stützte, um sich mit einem Ruck in eine bequemere Position zu versetzen.

„Ist es jetzt nicht an mir, Baronin, anzukündigen: ich bin auf das Schlimmste gefaßt?" konnte es sich der Oberst nicht versagen schmunzelnd Revanche zu nehmen.

„Retourchaisen sind schlechter Ton, mein Lieber," hieb sie zurück, „nehmen Sie sich und geben Sie mir eine frische Cigarette, das wird uns Beiden besser bekommen." Forts. folgt.

Ein armer Poet.

Nach dem Gemälde von Karl Zewy.

Nicht immer wohnt die Poesie behaglich im ersten Stockwerk, sie sucht sich sogar mit Vorliebe das kleinste Mansardenstübchen auf, dessen Fenster eine weite Aussicht über die vielen Schornsteine der Residenz bieten, dessen Wände, einst weiß getüncht, jetzt von der langen Zeit gebräunt sind. So auch in unserem Bilde. Ein einfacher Tisch, ein Stuhl, ein Schemel bilden das ganze Meublement, das dem armen Dulder geblieben, und doch schwelgen seine Gedanken in wunderbaren Rhythmen und strömt der Gottesfunken seines Innern mächtig aus ihnen hervor. Mit scheuem Blick sieht sein bleiches Töchterlein, das für fremde Leute arbeitet, um das kärgliche Brod mühsam zu erwerben, zu dem träumenden Manne empor. Ja, schön und herrlich findet sie Alles, was der Vater in seiner Begeisterung spricht und niederschreibt, aber brächte es nur Geld für Brod und Heizung! Denn es ist bitter kalt und kein Groschen für Kohlen in ihrem Besitz. Fröstelnd hat sie sich in ein altes Tuch gehüllt, und die erstarrten Finger suchen sich durch emsiges Arbeiten zu erwärmen. — Der Poet fühlt nicht Hunger und Kälte, er ist im Reiche der Phantasie, die ihn mit ihren schönen, farbenprächtigen Bildern umgaukelt; — die echte wahre Muse, die ihn begeistert, läßt ihn sein Leid, seine Armuth vergessen.

Das erste Schuljahr eines Dreisinnigen.

Von J. Mohr.

Während die ersten Anfänge einer systematischen Ausbildung der Taubstummen und Blinden bez. in das siebente und neunte Zehntel des vorigen Jahrhunderts fallen, dauerte es bis in die dreißiger Jahre des gegenwärtigen, ehe es gelang, Mittel und Wege zu finden, um auch die mit vereinigter Taubheit und Blindheit Behafteten ihrem trostlosen Zustande „doppelter Nacht und Stille" entreißen zu können. Das Verdienst, auf diesem dunklen Gebiet als Pfadfinder aufgetreten zu sein, gebührt bekanntlich dem Dr. Samuel Howe in Boston, der durch die Ausbildung der taubstummblinden Laura Bridgman die staunende Bewunderung der gebildeten Welt auf sich und seine kleine Schülerin lenkte. Philosophen und Denker beider Welttheile besuchten das Wunderkind in Boston und berichteten über das Gesehene, so u. A. Charles Dickens in seinen „American Tales."

Nach dem bahnbrechenden Vorgehen Howes sind mehrfach Fälle bekannt geworden, in denen mit Erfolg die Kluft zwischen Drei- und Vollsinnigen überbrückt worden ist. Eine Frau Elisabeth Aurep Nordin hat zu Skara in Schweden sogar eine Schule gegründet, die z. Z. von fünf taubstummblinden Kindern besucht wird.

Ob es in Zukunft möglich sein wird, allen denjenigen, die der beiden wichtigsten Sinne entbehren müssen, eine systematische Erziehung in Spezialschulen angedeihen zu lassen, ist eine Frage, deren Lösung dem kommenden Jahrhundert überlassen bleiben muß. Bis jetzt hat für diese Klasse der Nichtvollsinnigen, abgesehen von der verhältnißmäßig kleinen Zahl derselben, die hie und da in Blinden-Anstalten einige technische Unterweisung erhalten, noch wenig oder nichts geschehen können. Wie früher von den Viersinnigen, so wird jetzt von den Dreisinnigen die Aufmerksamkeit des Publikums nur dann wachgerufen, wenn ein Individuum dieser Kategorie durch außergewöhnliche Leistungen sich auszeichnet.

Zu derartigen Betrachtungen veranlaßt uns die Lektüre des neuesten (56.) Jahresberichts, den die Blinden-Anstalt zu Boston vor Kurzem versandt hat. In demselben befindet sich nämlich unter anderen Mittheilungen auch die Entwickelungsgeschichte eines kleinen achtjährigen Mädchens, das als „zweite Laura Bridgman" voraussichtlich den Ruhm ihres bis heute unerreichten Vorbildes verdunkeln wird. Die im Bericht mitgetheilten Thatsachen erstrecken sich über das erste Schuljahr und sind geeignet, das Interesse nicht nur des Philosophen und Pädagogen, sondern jedes Gebildeten hervorzurufen.

Helene Keller wurde am 27. Juni 1880 zu Tuscumbia in Alabama geboren. Im Alter von 19 Monaten, wo sie gehen und auch bereits etwas sprechen gelernt hatte, wurde sie von einer heftigen Magenentzündung befallen, die den gänzlichen Verlust von Gesicht und Gehör zur Folge hatte. Nach ihrer Genesung war sie der Mutter bei Verrichtung der verschiedenen Arbeiten, wie sie der Haushalt erfordert, stets zur Seite. Ihre kleinen Hände betasteten jeden Gegenstand und entdeckten jede Bewegung, welche die Mutter und andere Personen des Hauses ausführten. Bald fing sie an, Andere in ihren Bewegungen nachzuahmen, sowie ihre Bedürfnisse und manche ihrer Gedanken durch natürliche Zeichen auszudrücken.

Im Juli 1886 wandte sich der Vater, Kapitän Arthur Keller, an Mr. Anagnos, den Nachfolger Howe's in der Leitung des Bostoner Instituts, mit der Bitte, ihm für den Unterricht seiner Tochter eine geeignete Lehrkraft in Vorschlag zu bringen. Auf dessen Empfehlung übernahm dann eine junge Dame, Miß Annie

Sullivan, die als Halbblinde die Anstalt in Boston absolvirt hatte, die Ausbildung der Kleinen. Selbstverständlich bereitete sich Miß Sullivan durch gründliches Studium der Methode Howe's sorgfältig auf ihre schwere Aufgabe vor. Ueber die Art und Weise, wie sie letztere zu lösen suchte und auf so glänzende Art zu lösen verstand, hat sie an Mr. Anagnos einen Bericht erstattet, welcher dem Jahresbericht der Anstalt einverleibt worden ist. Die folgende Skizze stützt sich in der Hauptsache auf die Darstellung Miß Sullivans.

Nach der Schilderung ihrer Lehrerin ist Helene ein lebhaftes, wohlgewachsenes Mädchen von gesunder Gesichtsfarbe und mit hübschem braunen Haar. Ihre Bewegungen sind schnell und anmuthig und verrathen glücklicherweise nichts von jenen nervösen Angewöhnungen, die bei Blinden so häufig vorkommen. Nie ist sie traurig, sie tummelt sich lustig im Spiel mit andern Kindern und besitzt die der Jugend angemessene Fröhlichkeit. Allein gelassen wandert sie ruhelos umher, als ob sie nach Etwas oder nach Jemandem suche. Die ihr verbliebenen Sinne sind von großer Schärfe. Durch den Geruch unterscheidet sie ihre Kleider von denen Anderer und bestimmt sie die Sorte, der eine Rose angehört. Wie andere Kinder giebt sie viel auf Putz und Staat und ist nie glücklicher, als wenn sie ihr bestes Kleid anziehen darf. Beim Schlafengehen besteht sie darauf, daß ihre Locken gewickelt werden, und wenn sie auch so müde ist, daß sie nicht mehr auf ihren Beinen stehen kann. Sie wird, der Laura ganz ungleich, schneller mit einem Herrn als mit einer Dame bekannt. Stets ist sie bereit, was sie hat, mit Andern zu theilen.

Da die natürliche Zeichensprache für einen weitergehenden planmäßigen Unterricht nicht geeignet ist, so mußte Miß Sullivan zunächst ihr Augenmerk darauf richten, an die Stelle derselben die Wortsprache treten zu lassen, was nur unter Benutzung der Fingersprache der Taubstummen geschehen kann. Ueber die ersten Schritte auf der Bahn zu diesem Ziele hin lassen wir Miß Sullivan selbst berichten. „Als sich," erzählt diese, „zwischen Helene und mir eine ausreichende gegenseitige Bekanntschaft gebildet hatte, nahm ich sie eines Morgens in die Schulstube und begann die erste Lektion. Zum Gegenstand derselben wählte ich eine hübsche Puppe, die ihr aus Boston geschickt worden war. Nachdem die erste Neugierde befriedigt, nahm ich Helenes Hand und führte sie über die Puppe hinweg. Darauf machte ich im Fingeralphabet der Gehörlosen langsam die Zeichen d—o—l—l (Puppe), wobei ich Helene veranlaßte, den Bewegungen der Finger zu folgen. Ich bildete die Zeichen zum zweiten Male. Augenblicklich ließ sie die Puppe in ihrem Arm los und beobachtete mit der einen Hand die verschiedenen Stellungen meiner Finger, während sie dieselben mit der andern zu wiederholen versuchte. Jetzt begann sie, ohne Hilfe das Wort zu buchstabieren, vergaß aber das Doppel-l. Nachdem ich unter Hervorhebung des von ihr vergessenen die Zeichen wiederholt, buchstabierte sie doll richtig. Dieselben Uebungen wurden mit andern Wörtern vorgenommen, und so lernte Helene zunächst die sechs Vokabeln doll, hat, mug, pin, cup und ball kennen. Gab man ihr einen dieser Gegenstände, so buchstabierte sie seinen Namen. Es dauerte jedoch länger als eine Woche, bis sie zu der Einsicht gelangte, daß alle Dinge auf diese Weise bezeichnet werden können." Nebenbei möge bemerkt werden, daß Laura Bridgman volle drei Monate gebrauchte, um die Beziehung zwischen dem Gegenstande und seinem Namen zu erfassen.

Nachdem Helene eingesehen, daß jedes Ding einen Namen hat, der durch gewisse Fingerstellungen Andern mitgetheilt werden kann, war sie unermüdlich bestrebt, ihren Wortvorrath zu vergrößern. Die Methode blieb dabei dieselbe. Hatte sie einen neuen Gegenstand sorgfältig beobachtet, so buchstabierte die Lehrerin seinen Namen, und sie wiederholte ihn. Gelang ihr das, so glänzte helle Freude auf ihrem ausdrucksvollen Gesichte. In wenig Tagen hatte sie das ganze Fingeralphabet inne und lernte allmälig gegen hundert Namen. Merkwürdig erscheint es, daß die Länge der Wörter ihr keine Schwierigkeiten verursachte, denn Wörter wie Heliotrop und Chrysanthemum behielt sie eben so sicher als solche, die nur aus zwei Lauten bestehen. Anfangs wurde in der Konversation in größerem Umfange die natürliche Zeichensprache gebraucht, die jedoch bei Seite gelegt wurde, als sie durch ein besseres Verständigungsmittel ersetzt werden konnte.

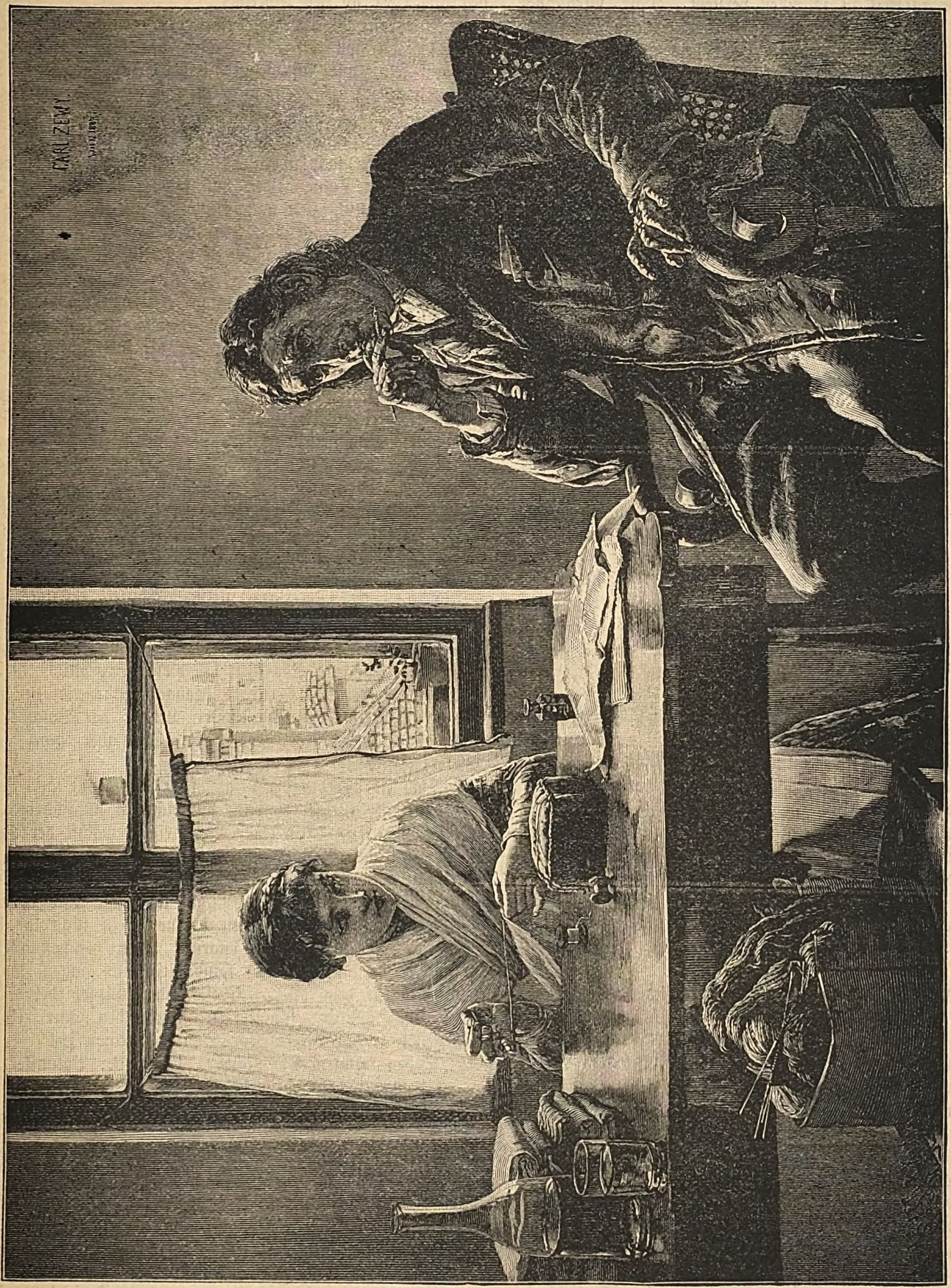
Von den Hauptwörtern wurde zu den Verben übergegangen und mit sitzen, stehen, schließen, öffnen der Anfang gemacht. Die Bedeutung dieser Wörter faßte Helene sehr schnell, da Letztere stets die Thätigkeit verrichten mußte, welche das Wort bezeichnet. Einige Schwierigkeit machte das Wort „geben", dessen Begriff sie erst nach mehrtägigen Uebungen faßte. Hierauf folgten Wörter, die räumliche Beziehungen ausdrücken. Ihr Anzug wurde in den Koffer gelegt und dann auf ihn; mit Vergnügen stand sie selbst auf dem Stuhl und ließ sie sich in die Garderobe stecken. Gleichzeitig lernte sie die Namen der Hausbewohner und das Wörtchen „ist" kennen. Dadurch wurde sie in den Stand gesetzt, kleine Sätze bilden zu können. „Helene ist in der Garderobe", „Mildred ist in crib" (Kinderbettstelle), „der Kasten ist auf (dem) Tisch", „Papa ist im Bett" sind Beispiele von Sätzchen, die von dem Kinde schon in den letzten Tagen des April-Monats selbständig gebildet werden konnten. Jetzt kamen die Eigenschaftswörter an die Reihe. Den Unterschied von „groß" und „klein", „wei ," und „hart" lernte Helene am Wollknäul und einer Billardkugel kennen, die Begriffe von „schnell" und „langsam" beim Abwickeln von Garn. Ohne dazu aufgefordert zu sein, buchstabierte die Kleine am Tage darauf: „Helene windet schnell" und „Helene windet langsam" — jedesmal ihre Thätigkeit der Bedeutung der Wörter anpassend.

Eines Tages sagte Helene zur Lehrerin: „Gieb Helene Schlüssel, öffnen Thür." Jetzt wurde ihr die Bedeutung von „wollen" beigebracht. Augenblicklich sagte sie: „Gieb Helene Schlüssel und Helene will öffnen (die) Thür." Die Konjunktion „und" war ein paar Tage früher mit ihr behandelt und wurde jetzt selbstständig von ihr angewandt. „In dieser Weise," bemerkt Miß Sullivan, „setzt Helene mich oft in Erstaunen. Wenn ich zuweilen denke, daß ihr beim Unterricht etwas unklar geblieben, und mir vornahm, bei einer andern Gelegenheit darauf zurückzukommen, so scheint sie dies zu ahnen und zeigt mir, daß sie meine Meinung schon begriffen habe."

Miß Sullivan hielt nun den Augenblick für gekommen, um Helene in die Kenntniß des Reliefdrucks der Blinden einzuführen. Sie legte daher auf einen Kasten einen Zettel mit dem Wort box, dasselbe Experiment mit anderen Dingen wiederholend. „Sie begriff nicht sofort," heißt es im Bericht, „daß der gedruckte Name das Ding repräsentiren solle. Darauf nahm ich ein Blatt mit einem Alphabet in erhabenem Druck und legte Helenes Finger auf den Buchstaben a, während ich gleichzeitig mit den Fingern dies Zeichen bildete. In derselben Weise wurde das ganze Abc durchgenommen. Nun erfaßte sie sofort den Zusammenhang. Unglaublich, wie es scheinen mag: sie lernte alle Buchstaben, große und kleine, in einem einzigen Tage. Nun zeigte ich ihr auf der ersten Seite der Fibel das Wort cat und buchstabirte es gleichzeitig mit den Fingern. Augenblicklich fand sie die Beziehung heraus und fragte, wo dog (Hund) und manche andere Wörter zu finden seien, und war nicht wenig verdrießlich, als ich den Namen „Helene" im Buch nicht fand." Die Sätze der Fibel waren, weil für hörende Schüler berechnet, ihr nicht verständlich. Trotzdem konnte sie Stunden lang sich damit beschäftigen, die ihr bekannten Wörter im Buch aufzusuchen.

Jetzt ließ Mr. Anagnos den inzwischen auf 400 Wörter angewachsenen Vokabelschatz des Kindes drucken, die Blätter wurden in Wörter zerschnitten, und Helene konnte letztere zu Sätzen zusammenstellen. Diese Beschäftigung erregte ihr Interesse in höherem Grade, als irgend eine frühere. Die Uebung, welche sie hierdurch erlangte, ebnete gleichzeitig den Weg für den ersten Schreibunterricht. Für letzteren wurde ein eckiges Schriftsystem gewählt, das von den Blinden in Boston mit Bleifeder auf einem besonderen Schreibapparat hergestellt werden kann. Nachdem Helene ein Alphabet dieser Zeichen geprüft, schrieb sie unter Beihilfe der Lehrerin den Satz: cat does drink milk (die Katze trinkt Milch), trug das Blatt zur Mutter und war überglücklich, als diese ihr das Geschriebene auf den Fingern vorbuchstabirte. Bei den nun

folgenden Schreibübungen, die wochenlang fortgesetzt wurden, gab sie nie Zeichen der Ungeduld oder der Ermüdung. „Wer würde bei solchem sanften, ausdauernden und geduldigen Kinde nicht finden, daß Unterrichten ein Vergnügen sei!“ ruft Miß Sullivan bewundernd aus. Bereits am 12. Juli sandte sie an ihre auf kurze Zeit verreiste Mutter einen lesbar und orthographisch



Ein armer Poet. Von Karl Zewy.

richtig geschriebenen Brief, von dem das Facsimile dem Bericht beigegeben ist. Briefe zu schreiben ist nunmehr bei ihr zur wahren Leidenschaft geworden, mit ihren kleinen Episteln beglückt sie ihre ganze Bekanntschaft. Später erlernte sie auch noch die Braille'sche Punktschrift und zwar mit um so größerem Eifer, als sie das in diesem System Geschriebene selbst lesen konnte. Ganze Abende pflegte sie an ihrem Tisch zu sitzen und Alles aufzuschreiben, was durch ihr geschäftiges Hirn geht. Aus diesen Aufzeichnungen den Gang ihrer Gedanken zu errathen, hält meistens nicht schwer. Gleich bemerkenswerth sind Helenes Fortschritte im Rechnen. Sie addirt und subtrahirt mit Geläufigkeit im Zahlenkreise von 1—100 und weiß das Einmaleins bis zur Zahl 5. Aufgaben wie 40:2, 15×3 löst sie richtig, ohne sich lange zu besinnnen. Daß sie nicht ist, wie andere sehende Kinder, scheint sie allmälig zu begreifen. Sie fragte nämlich ihre Lehrerin: „Was machen meine Augen?“ Miß Sullivan antwortete: „Ich sehe mit meinen Augen, Helene sieht mit den Fingern.“ Dazu bemerkte sie nach einer Pause: „Meine Augen sind schlecht,“ und

fügte, sich verbessernd, hinzu: „Meine Augen sind krank.“ Welch ein Segen, daß sie die Größe ihres Verlustes nie ganz fassen wird!

Die im Bericht erhaltenen Mittheilungen reichen etwa bis zu Anfang dieses Jahres. Aus weiteren von der Evening Transcript veröffentlichten Thatsachen geht hervor, daß Helene am Schluß des ersten Schuljahres über einen Schatz von 1500 Wörtern verfügte, die sie in der Unterhaltung richtig zu gebrauchen und mit vollkommener Genauigkeit zu schreiben versteht. Dort wird auch mitgetheilt, daß sie seit dem 1. März d. J. ein Tagebuch führt, dem sie Alles anvertraut, was ihre Seele bewegt. In welchem Grade sie bereits die Sprache beherrscht, ist am deutlichsten aus diesen ihren Aufzeichnungen ersichtlich, bei denen sie durchaus keine Hilfe hatte. Hier noch der Anfang eines Briefes als Probe:

„Lieber Herr Anagnos! Ich freue mich, Ihnen einen Brief zu schreiben. Sonntag brachte Adeline Moses mir eine hübsche Puppe. Sie kam von New-York. Ihr Name ist Adeline Keller. Sie kann ihre Augen schließen, die Arme bewegen, sitzen und aufrecht stehen. Sie trägt ein niedliches, rothes Kleid. Sie ist Nancys Schwester, und ich bin ihre Mutter. Alice ist ihre Cousine. Nancy war ein unartiges Kind, als ich nach Memphis reiste. Sie schrie laut. Mildred füttert die kleinen Küchlein mit Krumen. Ich spiele gern mit der kleinen Schwester u. s. w.“

Dieser Brief trägt das Datum des 24. Februar, ist also von Helene geschrieben, als sie das erste Schuljahr fast vollendet hatte.

Die vorstehende Skizze beweist, daß wir es bei Helene Keller mit einem ungewöhnlich reich beanlagten Kinde zu thun haben. Sollte ihre fernere Entwickelung die Hoffnungen rechtfertigen, die ihre Leistungen während des ersten Schuljahres mit Recht begründen, so dürfen wir mit Mr. Anagnos dereinst von diesem Kinde Aufschlüsse über elementare Vorgänge des Seelenlebens erwarten, welche für die Wissenschaft von höchstem Werthe sind.

Die Kunst zu reisen.

Von Paul Schellhas.

Wie soll man reisen, wenn man wirklich einen Genuß davon haben will? Die Frage ist gar nicht so einfach zu beantworten, und die Kunst, eine Vergnügungsreise im wahren Sinne des Wortes zu machen, ist wenig verbreitet.

Ich saß einmal im Coupé eines Schnellzuges, der von Vergnügungsreisenden aller Art stark besetzt war. Es war gegen Ende der Reisezeit. Außer mir befanden sich im Coupé noch einige andere Herren, und, wie das so bei längerer gemeinsamer Fahrt zu geschehen pflegt, wir kamen allmälig in ein lebhaftes Gespräch, welches sich natürlich vorzugsweise um die Erfahrungen, Erlebnisse und Abenteuer drehte, die Jeder auf seiner Reise gemacht hatte.

Ein Herr von stattlicher Körperfülle, der in einer Ecke am Fenster in der denkbar bequemsten Weise sich hingestreckt hatte, betheiligte sich anfänglich nicht am Gespräch. Als aber einige Klagen über kleine Reiseunbequemlichkeiten und über das Wetter laut wurden, welches allerdings nicht immer sehr günstig gewesen war, da ertönte plötzlich aus der Fensterecke eine tiefe, mürrische Brummstimme: „Der Teufel hole das Vergnügungsreisen! Es lohnt sich wahrhaftig nicht der Mühe, deswegen aus der Thür zu gehen!“

Alle wandten sich zu dem Vertreter dieser pessimistischen Ansicht um. Jeder von uns schien gegen das soeben vernommene Urtheil als allzu hart protestiren zu wollen.

„Erlauben Sie gütigst,“ nahm ein Herr von untersetzter, kräftiger Figur und sehr gesunder Gesichtsfarbe, offenbar ein Landwirth, für uns Alle das Wort, „so schlimm ist es denn doch nicht. Etwas Unbequemlichkeiten muß man ja natürlich mit in den Kauf nehmen, aber darüber muß man sich eben mit guter Laune hinwegsetzen. Ich muß sagen, daß ich mich trotz des schlechten Wetters, welches ich auf meiner Tour hatte, recht gut unterhalten habe. Ich lernte in dem Hotel, wo ich zuletzt für längere Zeit Wohnung nahm, einige Herren kennen, die sehr gute Skatspieler waren, und da haben wir uns nicht nur während der Regentage durchaus nicht gelangweilt, sondern wir haben auch bei schönem Wetter manchmal stundenlang im Freien Skat gespielt. Man muß sich eben auf der Reise eine angenehme Unterhaltung suchen.“

„Wo waren Sie, wenn ich fragen darf?“ wandte sich der bequeme Herr an den Sprecher.

„Zuletzt in B., im Hotel Bellevue,“ entgegnete dieser.

„Ja, da soll allerdings auch das Essen und die Getränke sehr gut sein, wie ich gehört habe. Ich war leider so unvorsichtig, nach Z. zu gehen, und ich versichere Sie, Sie haben keine Vorstellung, was man uns da als Essen vorgesetzt hat. Ich habe der Reihe nach in allen drei Hotels gewohnt, die es in Z. giebt, aber es war überall gleich, nicht zum Aushalten. Man konnte an der Table d'hote buchstäblich verhungern. Ich ging endlich kurz entschlossen nach M.“

„Aha,“ unterbrach ihn ein sehr großer, magerer Herr, der mir gegenüber saß, „da haben Sie ja in M. das Hotel mit der berühmten Aussicht auf die 8762 Fuß hohe Gamshornwand, von der am 21. Juli 1875 Mr. James Walker aus London abstürzte.“

„Das Hotel ist seiner vorzüglichen Beefsteaks wegen berühmt,“ fuhr der bequeme Herr fort, ohne die interessanten Notizen des großen Herrn zu beachten, „aber ich kann nur sagen, ich war sehr enttäuscht. Ich habe selten so schauderhaft gegessen, wie dort. Länger als drei Tage hielt ich es nicht aus, dann hatte ich genug. Und dieses Herumlaufen nennt man ein Vergnügen!“

„Aber, meine Herren,“ fiel der große, magere Reisegenosse wieder ein, „vergessen Sie doch auch nicht, daß uns die großartige Natur für alle diese kleinen Unannehmlichkeiten reichlich entschädigt! Denken Sie nur an die prachtvollen Bergpartien, welche . . .“

„Ich klettere nicht auf die Berge,“ schaltete der dicke Herr mürrisch ein.

„Welche Sie tagtäglich machen können, sowohl von Z. als von B. aus. Ich nehme jedenfalls von B. eine unvergeßliche Erinnerung mit, die Besteigung der 10,758 Fuß hohen Schneespitze.“

„Ah, da waren Sie also bei dieser Expedition, die wir vom Hotel aus durch das Fernrohr beobachteten?“ rief der neben mir sitzende Professor M., berühmter Lehrer der Botanik an einer süddeutschen Universität, „da haben Sie aber ganz entsetzliches Wetter gehabt!“

„Das ist allerdings richtig,“ fuhr der große Herr fort, „aber für einen Bergsteiger — ich bin nämlich langjähriges Mitglied des Alpenklubs — für einen Bergsteiger wächst der Reiz solcher Partien mit der Gefahr und mit den Schwierigkeiten. Es war eisig kalt und regnete in Strömen, unsere ganze Ausrüstung wurde vollständig verdorben, und ich habe mir einen heftigen Rheumatismus zugezogen, den ich noch jetzt nicht los bin. Die Schwierigkeiten waren ganz enorm! Aber welches Gefühl, als ich nach Ueberwindung aller Hindernisse mir sagen konnte: Jetzt stehst Du auf dem 10,758 Fuß hohen Gipfel der Schneespitze, die unter ähnlich schwierigen Umständen nur einmal, im Jahre 1881, durch Professor Smith bestiegen ist!“

„Sehen konnten Sie nichts?“ fragte der Botaniker.

„Es war vollständig nebelig.“

„Das lohnte sich aber wahrhaftig nicht der Mühe,“ rief der Landwirth, „an demselben Tage, als Sie diese Expedition machten, haben wir im Hotel, wohlgeschützt gegen das schlechte Wetter, eine Skatpartie von sechsstündiger Dauer gemacht und uns ohne sonderliche Anstrengung bei mehreren Flaschen Wein vorzüglich amüsirt.“

„Der Wein soll dort schlecht sein, wie ich gehört habe,“ brummte der dicke Herr aus der Ecke.

„Ich erinnere mich des Tages ganz genau,“ rief der Professor dem Landwirth zu, „wir bekamen plötzlich diese ganz ungewöhnliche Kälte. Ich benutzte die Zeit, um meine Pflanzenausbeute zu ordnen. Ich hatte einen botanischen Ausflug in das abgelegene und schwer zugängliche M.-Thal, jenseit der italienischen Grenze gemacht und eine überraschende Ausbeute mitgebracht. Wenn ich nicht irre, saßen Sie eines Mittags mir gegenüber an

der Table d'hote, und ich erzählte Ihnen Einiges von dieser interessanten Partie."

„Haben Sie den merkwürdigen, düsteren Charakter der dortigen Landschaft bemerkt?" fragte ich den Gelehrten, „und haben Sie die eigenthümliche Bevölkerung näher beobachtet, diese Leute, die in dem von Fremden fast gar nicht besuchten Thale ihre alten Sitten und Trachten Jahrhunderte lang unverändert erhalten haben?"

„Darauf habe ich weniger geachtet," meinte der Botaniker mit zerstreuter Miene, „die Pflanzen beschäftigten mich vorzugsweise, — allerdings, Sie mögen Recht haben. Sehr merkwürdige Bevölkerung, höchst interessant, — wenn ich einmal wieder hinkommen sollte..."

Wozu reisten denn diese Leute eigentlich? Welchen Genuß hatten sie von ihrer Reise? Offenbar reisten sie doch Alle „zum Vergnügen". Worin bestand das „Vergnügen", welches doch der Endzweck einer solchen Reise sein soll? Da war der Eine im Schweiße seines Angesichts und unter Lebensgefahren auf Berge geklettert, auf denen nichts zu sehen war, blos weil einmal ein Mr. Brown oder Mr. Smith oben gewesen war, da war ein Anderer meilenweit gefahren, um im Hotel Kartenspiele von sechsstündiger Dauer zu machen, wieder ein Anderer schien das Essen und Trinken als den Zweck seiner Reise zu betrachten, noch ein Anderer reiste, wie es schien, um Gelegenheit zu haben, sich zu ärgern, — und wer hatte denn nun von den Leuten etwas gesehen, wer von ihnen hatte sich denn wirklich umgeschaut in der prächtigen, großartigen Hochgebirgslandschaft, wer hatte den Eindruck dieser Naturschönheiten, um die er so viele Meilen gereist war, so liebevoll und ungetrübt in sich aufgenommen, daß er wirklich einen Genuß davon gehabt hatte und eine angenehme Erinnerung davon mit sich nahm? Davon sprach Niemand, davon wußte Keiner etwas zu erzählen.

Ja, in dem Suchen besteht die Kunst, mit Genuß zu reisen! Es giebt Leute, die auf Reisen gar nichts sehen. Ich kenne Reisende, die in Geschäften die halbe Erde besucht haben, und wenn man sie fragt, wie es ihnen beispielsweise in Konstantinopel gefallen habe, so erzählen sie einem, daß es da ein sehr hübsches Gartenlokal am Bosporus gebe, in dem man ein vorzügliches Glas deutsches Bier, allerdings zu ziemlich hohem Preise, bekomme. Wieder Andere, hochgebildete Leute, laufen ausschließlich in sämmtliche alten Schlösser und Kirchen und in die Sammlungen, ganz gleich ob die letzteren Gemälde, Alterthümer oder Insekten und anatomische Merkwürdigkeiten enthalten, und für Alles Uebrige haben sie kein Auge; das bunte Volksleben in einem fremden Lande ist ihnen ganz unverständlich, sie sind lediglich reisende Raritätenliebhaber. Es giebt auch Leute, die es als eine Art Pflicht betrachten, für das viele Geld, das eine Reise kostet, nun auch Alles gründlich zu sehen, und die eben deswegen meist gar nichts sehen. Sie machen es, wie der bekannte französische Tambourmajor, der im Trabe durch das Louvre gelaufen war und auf die Frage, ob er denn den Apollo von Belvedere gesehen habe, erwiederte: „Wenn Ihr Apollo da drin ist, so habe ich ihn auch gesehen, denn ich habe Alles gesehen!"

Vor Allem ist ein vernünftiges Maßhalten die Hauptsache, auf der Reise wie überall. Was man sich ansieht, ob es Kunstwerke oder Naturschönheiten sind, das genieße man auch mit Muße und renne nicht mit einem flüchtigen Blick daran vorüber, um Zeit zu sparen. Dinge dagegen, für die man kein Interesse und kein Verständniß hat, — und man kann ja unmöglich Alles verstehen, — lasse man ruhig bei Seite und glaube nicht, daß es Pflicht eines gebildeten Reisenden sei, etwa eine Sammlung alter Soldatenuniformen zu bewundern, weil dieselbe im Bädeker erwähnt ist. Man übersehe neben den Sehenswürdigkeiten der Kunst niemals die Natur, und man vergesse auch den Menschen nicht! Wer sich darin übt, auf der Reise und namentlich im Auslande, die Menschen zu beobachten, der wird bald einen Blick bekommen für die charakteristischen nationalen und lokalen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Volksklassen und wird eine Fülle interessanter und unterhaltender Beobachtungen machen, die in keinem Reiseführer verzeichnet stehen. Eine zweite wichtige Regel ist, auf der Reise sich den ortsüblichen Verhältnissen anzupassen und keine allzugroßen Ansprüche zu machen. Die persönlichen Bequemlichkeiten, an die man zu Hause gewohnt ist, kann man ja schon deshalb nicht immer erhalten, weil die Sitten und Gebräuche überall verschieden sind. Es giebt aber viel Leute, die dem Aberglauben huldigen, daß nur Alles das schön und richtig ist, was bei ihnen zu Hause üblich ist, und die außer sich gerathen, wenn sie eine Speise gebraten bekommen, die man bei ihnen zu Lande gekocht ißt. „Ja bei uns zu Hause," heißt es dann, „da ist das ganz etwas Anderes!"

Aerger auf der Vergnügungsreise! Entsetzlichstes aller Reiseerlebnisse! Und wie oft ist der Reisende selbst daran schuld, wenn ihm dergleichen widerfährt! Glücklicherweise giebt es dagegen ein einfaches Mittel: wo es Einem nicht gefällt, und wo Aerger in drohender Aussicht steht, da schüttle man kurz und gut den Staub von den Füßen. Man braucht ja Gott sei Dank nicht im Hotel zum Löwen zu wohnen, wenn daneben das Hotel zum Bären steht. Andererseits ist aber auch mitunter ein kräftiges Wort (notabene ohne Aerger) sehr am Platze und von wunderbarer Wirkung. Auf der Reise ist Bescheidenheit keine empfehlenswerthe Tugend (eine Weisheit, welche die reisenden Söhne Albions bekanntlich vollauf zu würdigen wissen); man kommt allzuleicht zu kurz dabei.

Wie man sich die Reise nicht durch vielerlei Ansprüche erschweren soll (das gilt auch von den Gegenständen, die man mit sich führt; „Federleicht ist mein Gepäcke", heißt es im Liede), so soll man andererseits aber auch unnöthige Einschränkungen und Mühen vermeiden. Strapazen gehören nicht auf eine Vergnügungsreise. Unter die unnöthigen Strapazen sind auch die übertriebenen Fußpartien nicht selten zu rechnen: alle solche Liebhabereien sind verwerflich, sobald sie zum Sport ausarten. Gewiß gewährt eine angenehme Wanderung zu Fuß von allen Mitteln der Fortbewegung den meisten Genuß. Aber wenn man beispielsweise, um einen schönen Punkt zu erreichen, stundenlang auf staubiger Landstraße marschirt und endlich ermattet und abgestumpft am Ziel anlangt, so stört das den Genuß recht erheblich, ganz abgesehen von dem Zeitverlust.

Viele Leute erkundigen sich, wenn sie irgend wohin reisen wollen, vor Allem, ob es dort „feine" Gasthöfe und „elegante Restaurants" gebe. Als ob das die Hauptsache wäre, und die Natur erst in zweiter Linie in Betracht käme! Der wahre Naturfreund wird vielfach gerade diejenigen Gegenden vorziehen, in denen noch nicht die Naturschönheiten zum Zwecke der Geldspekulation durch Unternehmer und Hotelwirthe ausgebeutet sind, in denen noch nicht an jedem schönen Punkte ein „Jean" mit der Serviette unter dem Arm steht, um das Opfer in Empfang zu nehmen, und Dutzende von Fremdenführern lauern, um die Aussicht zu „erklären", die Echos zu wecken, die Schleusen der Wasserfälle aufzuziehen und — Trinkgelder einzuheimsen. In manchen vielbesuchten Gegenden stört dieses Unwesen jeden Naturgenuß. Wie drollig ist die Beschreibung, welche in Alphonse Daudet's komischem Roman „Tartarin in den Alpen" von der Ausbeutung der Schweiz durch Unternehmer gegeben wird. Selbst die Lawinen, die Gletscher u. s. w. werden, wie ein südfranzösischer Münchhausen in dem genannten Roman erzählt, verpachtet und durch Unternehmer „in Betrieb gesetzt". Fällt man in solche Gletscherspalte, so tritt Einem unten sogleich ein Portier entgegen mit der höflichen Frage: „Haben der Herr Gepäck bei sich?" — Leider sind ja gerade die großartigsten und berühmtesten Naturschönheiten am meisten durch diese Plage heimgesucht, und wie lange wird es noch dauern, so hat jeder Aussichtspunkt seine Drahtseilbahn und sein Riesenhotel. Zu allererst kommt die Natur, und ihretwegen begiebt man sich auf die Vergnügungsreise, nicht der Gasthöfe und Restaurants wegen, wie manche Leute zu glauben scheinen, die eine schöne Landschaft als ein angenehmes Zubehör ihres Hotels betrachten.

„Diese Reiseregeln sind mir alle bekannt!" wird der freundliche Leser ausrufen. Gewiß, das mag sein! Aber werden sie denn auch befolgt? Nein! Davon kann man sich jeden Sommer von Neuem überzeugen, wenn man die vielen Menschen beobachtet, die unter Mühen und Aerger ihre Vergnügungsreise „abarbeiten". Und darum seien diese altbekannten Reiselehren noch einmal wieder ins Gedächtniß zurückgerufen zu Nutz und Frommen aller wirklichen Vergnügungsreisenden.

Räthsel und Spiele.

Rebus.



Räthsel.

Die Frau des Hauses war darin
Gekleidet bei dem Feste.
Man reicht' es umgestellt ihr hin,
Bereitet auf das Beste.

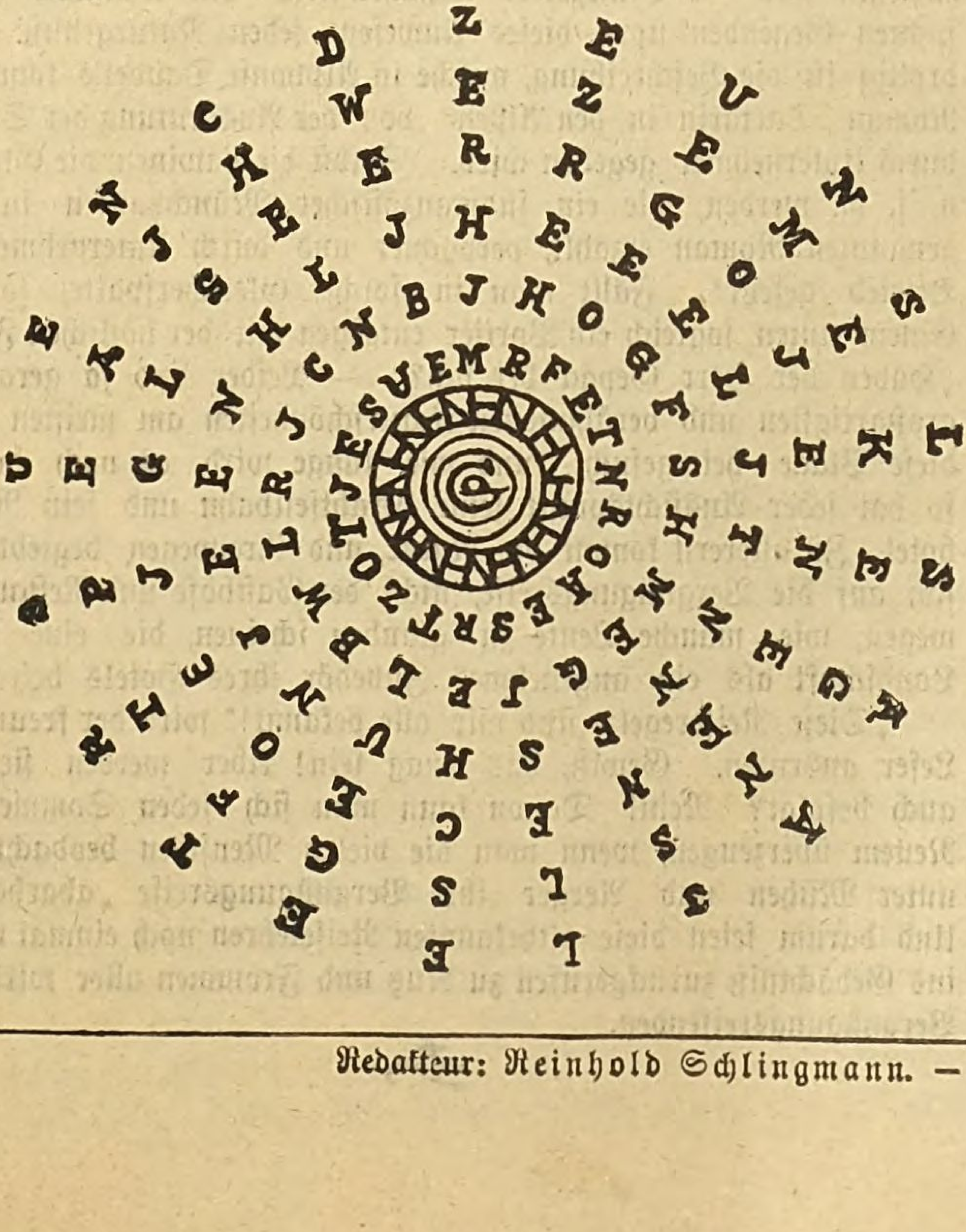
So fiel es auf ihr prächt'ges Kleid,
In dem sie herrlich glänzte.
Begreift Ihr da ihr Herzeleid,
Das schwere, unbegrenzte?

Citaten-Räthsel.

Jedem der folgenden sieben Citate ist ein Wort zu entnehmen. In derselben Aufeinanderfolge ergeben diese Wörter ein neues Citat aus Schillers „Wilhelm Tell". Wie heißt dieses?

1. Wer dort mich findet, wird ans Herz mich drücken.
2. Drum will ich thränenvoll, voll froher Thränen jenes Lebens, neben Dir steh'n, Dich mit Namen nennen und Dich umarmen.
3. Nicht wo Sophokles einst trug Kränze, regierte der Pöbel; doch wo Stümper den Kranz ernten, regiert er gewiß.
4. Früh übt sich, was ein Meister werden will.
5. Es ist bestimmt in Gottes Rath, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden.
6. Kein Recht wird walten, kein Band der Liebe mehr die Menschen halten.
7. Säen ist nicht so beschwerlich, als ernten.

Stern-Räthsel.



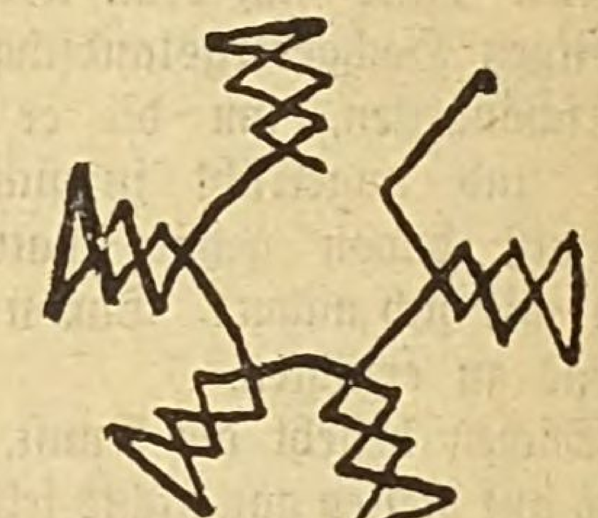
Füll-Räthsel.

	u	r	r	a	
v		l	u		a
a	n			g	l
i	f			n	d
g		r	a		d
	a	t	e	n	

In vorstehender Figur sind die leeren Felder durch entsprechende Buchstaben so auszufüllen, daß jede Horizontalreihe eine sinnrichtige Bezeichnung ergiebt, und daß die beiden Diagonalreihen die Namen zweier berühmter Historienmaler waren.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 26.

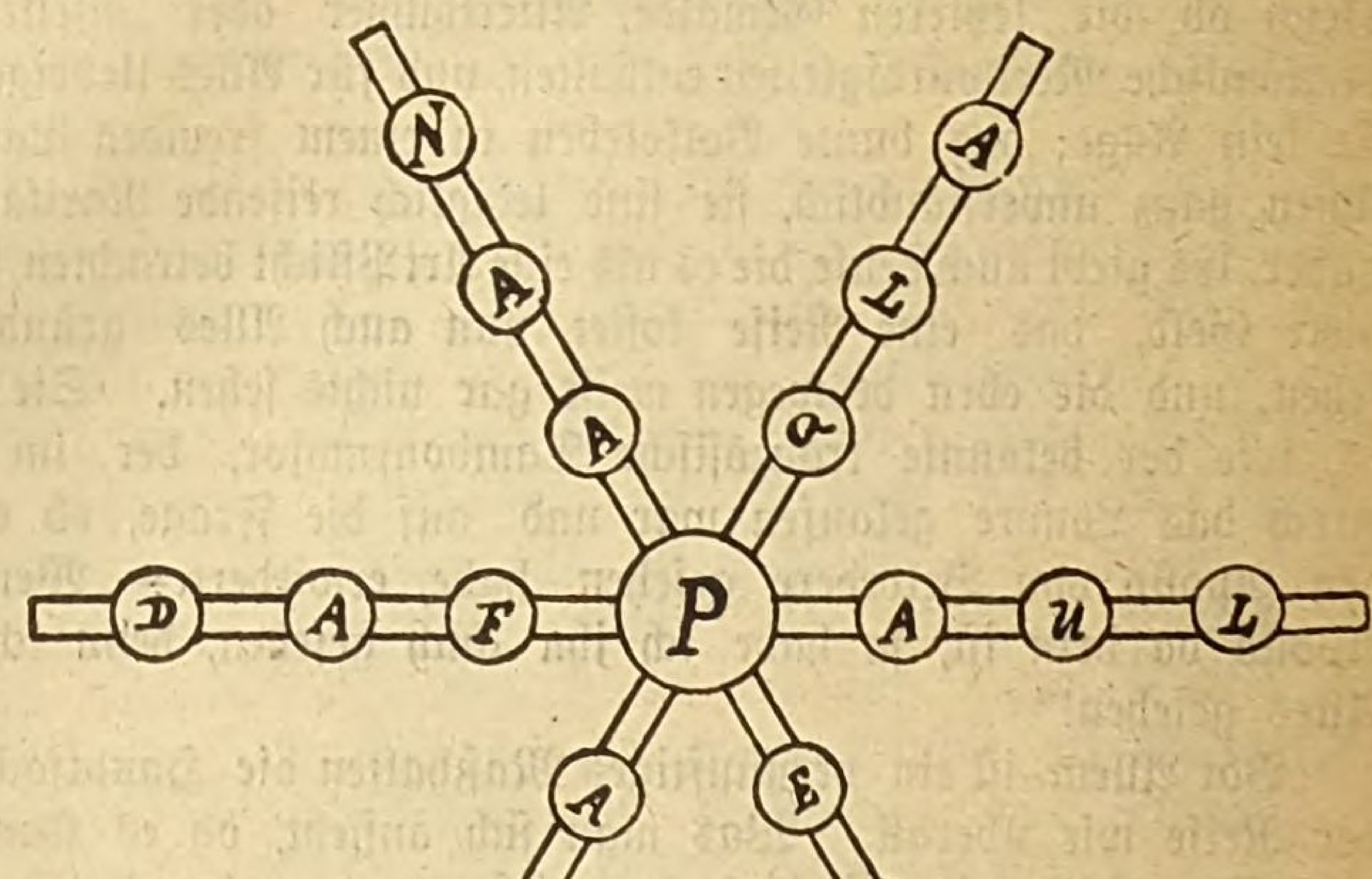
Kreis-Silben-Räthsel.



Verzeiht! Es ist ein groß Ergetzen,
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,
Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht.

Räthsel. Botschaft.

Ring-Räthsel.



Rebus. Ein gewiegter Junge.

Buchstaben-Tauschräthsel.

1. Reich, 2. Ohr, 3. Ulster, 4. Salve, 5. Segen, 6. Engel, 7. Aller, 8. Ulme. — Rousseau.

Inhalt. Frau Müller. Von Paula von Dorn. — Ein armer Poet. Mit Bild. — Das erste Schuljahr eines Dreisinnigen. Von J. Mohr. — Die Kunst zu reisen. Von Paul Schellhas. — Räthsel und Spiele. — Räthsel-Auflösungen. — Nachdruck sämmtlicher Artikel ist verboten.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 28 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 8. Juli 1888

Frau Müller.

Eine Erzählung aus der österreichischen Offiziierswelt von Paula von Dorn.

Fortsetzung.

II.

„Also warum? — nun einfach weil ich keine Lust habe, mir durch das Opfer meiner goldenen Freiheit nichts als lebenslanges Unglück einzuhandeln," so begann die Baronin ihre „Vivisektion", wie sie es nannte, „es wäre ein gar zu schlechtes Geschäft, denn es ist nun einmal vergeblich, ich kann nicht anders als die Ehe in ihrer Unlösbarkeit, wie sie heute besteht, als ein solches zu betrachten. Halt — ich bitte — ausreden lassen, weiß so schon, was Ihr sagen wollt; aber die Ausnahme bestätigt ja nur die Regel. Und noch Eines muß ich bitten: daß Ihr Euch bei meiner Beurtheilung das wichtige Moment vor Augen haltet, wie ich aus meiner frühesten Kindheit Bilder in der Seele trage, die mit unvergänglichen Farben darin brennen, und daß die Eindrücke, die ein weiches Kindergemüth in sein Heiligthum aufnimmt, kaum jemals ganz ausgemerzt werden können. Nun war es mir beschieden, zu einer Zeit, wo man gewöhnlich noch in seligster Unkenntniß des Menschenelends schwelgt, im eigenen Elternhause täglich Zeuge sein zu müssen dessen, was Fesseln aus Menschen zu machen vermögen, die zu spät zur Einsicht ihres Irrthums gelangt sind, sie bringen selbst bei sanften Naturen das wilde Thier zum Vorschein, das ja in jeder Menschenbrust schlummert, und das sonst vielleicht niemals erwacht wäre; es entsteht ein Wettkampf an Herzensrohheit und Unduldsamkeit, der jede Selbstachtung ertödtet. So ward meine Kindheit vergiftet, und dies waren die ersten Eindrücke, die mein Geist mit auf den Lebensweg bekam; das war es, was mich in zartester Jugend aus dem Elternhause trieb und mich bei Fremden eine Zufluchtsstätte suchen ließ. Daß solche Erfahrungen Geist und Auge schon lange vor der Zeit schärfen müssen, ist naturgemäß. Man blickt um sich in der Welt mit wohlgeübten, offenen Augen und ist schon eine Matrone an Mißtrauen und Scharfsinn, da die Altersgenossen alle noch den Blüthenstaub des Lebenslenzes auf ihren reinen Stirnen tragen. Und später, da zur bitteren Empfindung der reife Gedanke sich gesellte, suchte ich nach Heilung, ich wollte an die Menschen, an Liebe und Wahrheit glauben können; denn ich hörte ja das bekannte Lied in allen Tonarten immer und immer wieder um mich herum anstimmen: daß man mit Anschauungen wie die meinigen nimmer eines leiblichen Erdenglückes theilhaftig werden könne. Ich gab mir redlich Mühe; ist es meine Schuld, wenn bei jeder näheren Berührung Alles wieder wie eine Fata Morgana in Nichts zerfloß? Wie oft glaubte ich echtes Gold zu fassen, und jedesmal erwies es sich binnen Kurzem als Talmi, zumeist gehörte nicht einmal eine besonders scharfe Lupe dazu, um die schlechte Hochachtung herauszufinden, unter der sich unzufriedene Menschen bargen, die sich nicht verstanden und aus irgend einem Grunde die Kette, an der sie zerrten, zu übertünchen trachteten.

Manchmal trugen die Pflichtgetreuen das Joch durch ein langes freudeloses Dasein und in stiller Ergebung, und die Andern, die sich eben vermöge ihrer Naturanlage mit einem entsagungsreichen Leben nicht so gut abzufinden wußten, nun, die suchten Entschädigung, so gut oder so schlecht sie sich ihnen bot. Das waren aber nur subtile Nuancen. Im Ganzen fand ich das Lug- und Trugspiel der Ehe auf Schritt und Tritt und haßte es — oh, haßte es aus ganzer Seele und immer mehr; werdet Ihr mich auch jetzt noch fragen, warum ich nicht heirathe?"

Oberst Raun hatte ihr mit leicht emporgezogenen Brauen und nachdenklicher Miene zugehört und von Zeit zu Zeit ein ironisches Zucken im Mundwinkel schwer unterdrücken können, hielt aber fest an sich. Statt aller Antwort erhob er sich jetzt stillschweigend, ging zu Gemmas Sitz und beugte sich zärtlich zu ihr nieder:

„Siehst Du, mein Kind, was für elende Wichte wir sind? Und davon hatten wir gar keine Ahnung," sagte er in ernsthaftem Tone. „Nun, Baronin Frida, was Sie erfahren haben, ist wohl geeignet, eine Mädchenseele zu knicken, und doch — Sie haben vollkommen Unrecht," wandte er sich an die Stiftsdame. „Aber freilich, wer die Welt durch schwarze Brillen sieht, dem kann sie nothwendiger Weise nicht rosenroth erscheinen. Ich muß Sie aber herzlich bemitleiden und Sie versichern, daß Ihr Urtheil ein gänzlich einseitiges ist. Pardon, in eine Zergliederung meiner Behauptung kann ich mich nicht einlassen, wir sind zu weit auseinander, und Sie verbaten sich ja von vornherein jede „Bekehrung". Aber eine Frage: Haben Sie denn niemals eine große Herzensneigung empfunden?"

„O, die Antwort wird mir leicht," lachte sie, „niemals! außer derjenigen zu meiner Gemma, und diese haben Sie mir weggefischt, Sie Raubritter, Sie."

„Ist es möglich, Fritzi, Du hast niemals geliebt?" frug jetzt die junge Frau mit theilnahmsvollem Ausdruck, und man fühlte aus dem Tone den unterdrückten Gedanken heraus: „O, Du Aermste!"

„Nun, nein, nein, niemals," wiederholte die Dame mit kräftigem Nachdruck und klappte den offenen Fächer in ihrer Hand mit energischem Schwunge zu. „Was giebt es denn da viel zu staunen? Wer nicht gern Lunte riecht, der geht gefährlichen Geschützen hübsch vorsichtig aus dem Wege. Und das habe ich immer so gehalten und fühlte mich wohl dabei. Wo mir auch nur die geringste Gefahr im Anzuge schien, da floh ich eiligst von dannen. Weil dazu kaum ernstliche Veranlassung war, so brauchte ich mich übrigens nicht allzusehr anzustrengen," lachte sie.

„Wahrhaftig, wer Dich hört, ohne Dich so gut zu kennen wie ich, der müßte glauben, Du seiest eine menschenscheue, kalte, griesgrämige und herzlose Person und nicht jener Brennpunkt der größten Salons, um den sich die meisten Dandies der Residenz schaaren, nicht die gesuchte erste Liebhaberin der aristokratischen Dilettantentheater, die Weltdame und endlich auch jene aufopfernde Samariterin, die freiwillig Krankenpflege zu leisten, bis auf den Kriegsschauplatz sich begab," sagte Frau von Raun fast ärgerlich.

Nach einer kleinen Pause versicherte Baronin Frida, sie habe in eben dieser letzten Rolle eigentlich die einzigen glücklichen Stunden ihres Lebens genossen, und lächelte dazu zufrieden: „Am Lager dieser armen Siechen fühlte ich endlich etwas wie eigenen inneren Werth, und die Nutzlosigkeit meines Daseins, die mich oft quält, schien mir damals nicht so ganz erwiesen. O es ist ein erhebendes Bewußtsein, wirklich nützen, schaffen und helfen zu können!" Dieser Ausruf klang ganz ungewohnt elegisch in dem kleinen Spöttermunde, und Rauns fühlten sich davon fast bewegt.

„Sie sind doch ein edles Herz," sagte der Oberst und führte ihre Hand an seine Lippen.

„Ach was!" fiel sie ihm vom Sessel aufspringend ins Wort und schüttelte kräftig das junge Greisenhaupt, „lassen wir die Gefühlsduselei, ich hasse diesen Zustand. Ihr wißt nun, woran Ihr mit mir seid; das wollte ich, das war ich Euch für so viel Liebes und Freundschaftliches schuldig, und nun muß ich die wunderliche Stiftsdame schleunigst wieder anziehen. Das ist nun einmal das Kleid, das mir am besten paßt. Ueber all diese Bekenntnisse schöner Seelen ist es überdies auch spät geworden, und da ich morgen zeitig früh abdampfen muß, so ist es hohe Zeit zur Nachtruhe."

Damit war sie wieder ganz die Alte geworden, die keinen Widerspruch duldete, und der auch die Freunde zu pariren gelernt hatten.

Das Ehepaar mochte wohl noch bis in die späte Nachtstunde hinein sich mit dem Geschicke seines originellen Gastes beschäftigt haben, während dieser selbst vielleicht auf seinem Lager auch nicht gleich so ruhige Rast fand, wie sonst nach weniger aufregensvollen Abendgesprächen.

III.

Der nächste Morgen fand die Hausgenossen lange vor der gewohnten Frühstücksstunde um den gedeckten Tisch versammelt. Der Kaffee dampfte in den Meißner Porzellantassen, Gemma und die Baronin saßen in dunkle Straßentoiletten gekleidet mit Hut und Mantel da, denn jeden Augenblick mußte der Diener den Wagen melden, der die scheidende und die sie geleitende Freundin nach dem Bahnhof bringen sollte. Es herrschte jene eigenthümliche drückende Atmosphäre in dem Gemache, die sich überall geltend macht, wo Menschen dahin streben, ihre Rührung zu unterdrücken und den freien Lauf ihrer Gefühle zu hemmen. Die Damen sahen bleich und übernächtig aus. Oberst Raun strich sich mechanisch den üppigen Schnurrbart und räusperte sich öfter, als nothwendig war; Jeder bemühte sich, das Gespräch im Fluß zu erhalten, was natürlich das Gegentheil zur Folge hatte, und der gestrigen Bekenntnisse wurde mit keinem Wort Erwähnung gethan. Zu rechter Zeit erschien endlich der rettende Engel in Gestalt des kleinen pausbackigen Hausfräuleins im Speisesaale, und gleich erhellten sich alle Gesichter.

„Lili, bitte Tante Frida, daß sie bald wiederkomme," sagte der Oberst, und die niedliche Kleine patschte dazu fröhlich in die Händchen und rief ein über das andere Mal „komm', komm'." „Ja mein Herzchen, das will ich," erwiederte die Baronin, indem sie das Kind in ihre Arme nahm und es liebevoll an sich drückte. „Ah mes amis, Ihr macht mir das Scheiden wirklich schwer, weiß Gott, Oberst, Sie haben es mir tüchtig angethan," und da der Schalk doch niemals ganz bei ihr ruhte, fügte sie muthwillig hinzu: „Parole d'honneur, wenn es einen Mann auf der Welt gäbe, der Ihnen in Allem gliche, den würde ich auch noch heirathen. Was sagen Sie dazu? Sind Sie nun mit Ihrem Erfolg zufrieden? Wie schade, daß Sie keinen Bruder haben, nicht wahr?"

Ihre scherzhafte Bemerkung kam aber nicht ganz zur Geltung, denn soeben war der Lakai mit der Meldung erschienen, daß der Wagen bereit, das Gepäck besorgt, und es höchste Zeit zur Abfahrt sei. Noch einige Küsse auf Babys Lockenköpfchen, dann begab man sich allesammt ins Treppenhaus, wo die Dienerschaft zu ehrerbietigem Abschiedsgruß versammelt stand. Sie alle sahen die heitere Stiftsdame ungern scheiden, die stets für Jedermann ein freundliches Wort und dabei eine so offene Hand hatte.

„Melde gehorsamst, Herr Oberst, eine Depesche." Gemma hatte diese so häufig wiederkehrende Formel, mit der ein Soldat die Treppe herauf eilend eben an ihren Mann in strammer Haltung herangetreten war, kaum beachtet und wollte, Allen voran, schon die Stufen zum Hausflur hinabsteigen, als ein Ausruf der Baronin ihren Fuß hemmte.

„Was giebt es denn?" rief sie zurück.

„Gemma, Dein Mann — Oberst, was ist Ihnen?"

Im Augenblick waren die Frauen an der Seite des todtblassen Raun, in dessen Hand die eröffnete Depesche heftig zitterte. Kaum fand er die Fassung, den Boten zu entlassen und, seiner Gattin das Unheilsblatt reichend, wortlos und wankenden Schrittes sich in sein Zimmer zurückzubegeben.

„Rittmeister Raun lebensgefährlich verwundet, Deine Anwesenheit in Eckstein dringend geboten. Generalmajor Himberg."

Die Freundinnen lasen mit Entsetzen diese wenigen gar vielsagenden Worte.

„Sein Bruder, Fritzi, gütiger Himmel, was ist geschehen?" rief außer sich die heftig erschreckte Frau und stürzte ihrem Gatten nach in die Wohnung.

„Sein Bruder? Ja, hat er denn noch Geschwister?" dachte oder sprach die Baronin halblaut und blieb, die Unglücksbotschaft in der einen, das Reisetäschchen in der andern Hand, noch wie betäubt und unschlüssig am Treppenabsatz stehen.

„O gewiß, Frau Baronin, der Herr Rittmeister steht bei den Husaren und ist ein gar lieber Herr, der schneidigste Reiter im Regiment," erlaubte sich mit dem Hute in der Hand der harrende Diener ehrerbietigst zu erläutern. Es ist mehr als zweifelhaft, ob seine Worte an ihre Adresse gelangten; denn Frida stand, offenbar in Gedanken verloren, von ihm abgekehrt dabei.

„Lassen Sie den Wagen warten, Martin, wie weit ist es von hier nach Eckstein? Acht Stunden? Nicht mehr? Nun bitte, erkundigen Sie sich sogleich, wann der nächste Zug dahin abgeht."

Ihr Entschluß war rasch gefaßt: die Freunde in ihrer Noth nicht zu verlassen, für alle Fälle abzuwarten, wie sich Alles gestalten und ob man ihres Beistandes bedürfen würde, das schien ihr das einzig Naturgemäße. Und wie wohl sie gethan, zu bleiben, das zeigte schon die nächste Viertelstunde.

Der Oberst war von der so unerwartet auf ihn hereingebrochenen Hiobspost ganz niedergeschmettert und dankte es Frida von Herzen, daß sie durch ihre besonnenen Anordnungen ihm die sofortige Abreise nach der Garnison ohne Versäumniß ermöglicht hatte; auch daß er seine tiefbekümmerte Gemma mit ihrer Angst und Sorge nicht allein lassen mußte, war ihm eine wahre Erleichterung. „Welcher Segen sind Sie für uns, liebe Freundin, was würde meine Frau jetzt ohne Sie beginnen? Mein armer Erich! ob ich ihn noch lebend finde?" Es war ein ungewohnter Anblick, den sonst immer resoluten Offizier in solch gedrückter Stimmung zu sehen, und nichts wirkt ergreifender als Thränen im Auge eines starken Mannes; nur wenn Thiere weinen, läßt sich der stumme Schmerz, der sich in ihren gebrochenen Augen so rührend ausdrückt, mit dem tiefen Eindruck vergleichen, den der feuchte Blick in einem echten Männerantlitz hervorbringt.

Mit dem noch harrenden Wagen, der sie allesammt zum nördlichen Bahnhofe hätte bringen sollen, fuhr nach kurzem Verweilen der Oberst allein, nur von dem Diener begleitet, nach der ent-

gegengesetzten Richtung ab. Ein jäher Wechsel, wie solchen das Leben zu bringen liebt, hatte im grausamen Spiel alle wohlerwogenen Pläne wie mit einem Hauch weggeblasen und ein ehernes Gebot an ihre Stelle gesetzt. Raun verbat sich so dringend das Geleite der Damen, daß diese nicht darauf zu bestehen wagten. Sie mochten es ihm nachempfinden, daß Alleinsein in seinem gegenwärtigen Zustande ihm Bedürfniß sein müsse. Nicht einmal Gemmas liebe Gegenwart wollte sein gepreßtes Herz dulden.

Die zurückgebliebenen Freundinnen ergingen sich natürlich in Vermuthungen aller Art über die Natur des Unglücks, das so schnell hereingebrochen war.

„Es ist und kann ohne Zweifel nur ein Zweikampf sein," bekräftigte die Baronin Gemmas Ansicht, „denn wäre ihm beim Reiten oder sonst etwas Zufälliges zugestoßen, so würde es im Telegramm nicht heißen „verwundet". O, diese Duelle sind auch eine jener modernen Thorheiten, die eine Schmach unseres Jahrhunderts genannt werden müssen. Und gar beim Militär! Kann man sich etwas Sinnloseres vorstellen, als eine Art der Genugthuung für gekränkte Ehre, die vom obersten Kriegsherrn und sowohl civil- als militärgesetzlich streng verboten ist, deren Ausübung mit Festungsarrest bestraft, bei deren Unterlassung aber Jedweder grad- und stellungsverlustig erklärt wird? Wo steckt denn da diese famose, eiserne Logik, die die Männer für sich allein in Generalpacht genommen haben? Und dazu diese strengen Ehrengerichte über Männer, die vielleicht zwanzigmal ihre Tapferkeit vor dem Feinde bewiesen haben, — lauter saubere Institutionen. Und das nennt man vernünftige Menschen und unser Zeitalter dasjenige der Aufklärung und des Fortschrittes. Ich denke, blödere Einrichtungen könnten für Idioten kaum gefunden werden." Sie hatte sich ganz in Hitze geredet, wie das gewöhnlich ihre Art war. „Leider können wir nichts daran ändern," schloß sie seufzend, „und dennoch wäre es gescheidter, die Engländer lieber in diesen ihren gesellschaftlichen, dem gesunden Menschenverstande angepaßten nationalen Einführungen zu kopiren, als sich damit zu begnügen, ihre Kleidertracht nachzuäffen, zu deren anständiger Geltendmachung andere Muskeln und Glieder gehören, als diejenigen unserer Zwergritter sind. Aber sage mir nur, Gemma, Eines ist mir bei dieser traurigen Geschichte hauptsächlich aufgefallen, wie kommt es doch, daß Ihr mir niemals von Angehörigen Deines Mannes erzählt habt? Oder ist meine Frage indiskret? Aber Du wirst begreifen, es muß mich seltsam berühren . . ."

Frau von Raun konnte eine leichte Verlegenheit so wenig verbergen, daß Frida sofort merkte, sie habe sich auf unerwünschten Boden begeben.

„Passons, ma chère, ich habe etwas Dummes gesagt," und damit wollte sie zu einem anderen Gegenstande übergehen.

„Nein, Liebste, Deine Frage ist ja so selbstverständlich, und ich glaube nicht, daß es unter den obwaltenden Umständen Marko kränken kann, wenn ich dieses ihm unliebsame Thema mit Dir erörtere. Er hätte es jetzt sicherlich bei diesem Anlaß auch gethan, nachdem er Dich genugsam kennen gelernt, um von Dir weder Spott noch Hohn zu befürchten. Diese Sache ist übrigens eben so traurig als einfach. Mein Mann hat seine Eltern im frühesten Jünglingsalter verloren und ist als einzige Stütze seiner jüngeren Geschwister, eines Bruders, Erich, und einer Schwester, in sehr zerrütteten Geldverhältnissen zurückgeblieben. Es hat ihn unendliche Mühe und Selbstverleugnung, ja sogar Entbehrung gekostet, um diesen hilflosen verlassenen Wesen eine standesgemäße Erziehung und später eine Lebensstellung zu verschaffen und sich und sie mit Ehren in der Welt zu behaupten. Glücklicherweise kam ihm dabei im kritischen Moment eine bedeutende Erbschaft zu Statten. Doch würde es zu weit führen, wollte ich Dich in alle Einzelheiten dieser Phase seines Lebens einweihen, — er ist durchaus edel im Thun wie im Denken, mein Marko, und es war ein furchtbarer Schlag für sein Herz, als ihm zum Lohne für diese Aufopferung seine mit einem braven Manne verehelichte Schwester jenen Skandal verursachte, der vor wenigen Jahren die Residenz und alle Tagesblätter mit seinem Echo erfüllte. Du wirst Dich erinnern, es war ein Prozeß, bekannt unter dem Schlagworte: Gräfin und Kommis."

„Was? die Geschichte mit dem Bracelet? und jene Frau ist seine Schwester?" rief die Stiftsdame ganz entsetzt aus.

Frau von Raun nickte nur wortlos mit dem Kopfe. „Und sein Bruder Erich, bis zu jenem unglücklichen Prozeß sein Stolz, sein Augapfel, der aber die Schwäche oder vielleicht die schlecht angebrachte Ritterlichkeit so weit trieb, sich der Verlorenen seinem unversöhnlichen älteren Bruder gegenüber anzunehmen, blieb seither aus Markos Leben gestrichen," fügte sie seufzend hinzu. „Siehst Du, Fritzi, das ist der einzige dunkle Punkt auf unserem sonnigen Glückspfade, und ich weiß, er wirft tiefe Schatten auf meines Marko Seele. Damals, ich gebe es zu, in der ersten Entrüstung und leidenschaftlichen Erregung hat er in seines Bruders Benehmen einen Abfall, eine mit Familienehre u. s. w. unverträgliche Anschauung erblicken können, aber seither muß er doch wohl die Härte seines Urtheils eingesehen haben, nur ist er nicht der Mann, dergleichen einzugestehen, und es mußte ein so drohendes Gebot des Schicksals an ihn herantreten, wie dieses noch unabsehbare Unheil, um die gewiß längst schon in seiner Brust für Erich wieder erwachten Gefühle der innigsten Bruderliebe an die Oberfläche gelangen zu lassen."

„Das ist ja wirklich traurig," seufzte Frida mit wahrer Theilnahme, „also doch auch hier eine Wolke; nun, und hat durch all diese Jahre auch von der anderen Seite kein Ausgleichsversuch stattgefunden?"

„Da kennst Du die Rauns schlecht, mein Kind, ihre Devise: brechen, nie biegen, ist kein leeres Wort. Erich ist ein ganz vorzüglicher Mensch, meines Marko würdiger Bruder, ich weiß es, die Beiden hängen innerlich an einander mit unzerreißbaren Fäden; während des letzten Feldzuges habe ich oft genug Proben davon erlebt, wie Einer für des Andern Dasein zitterte, aber eine Versöhnung anbahnen? — das liegt ihrem Wesen so fern, wie die Furcht, und ich glaube, es wäre für alle Zeiten um die Achtung des Zürnenden geschehen, wenn dergleichen denkbar wäre. Im Gegentheil, Erich fährt fort, jene Geächtete zu unterstützen, er hat diese Auffassung nun einmal als die richtige erkannt und läßt sich darin nicht beirren, und ich," — hier sank ihre Stimme zum Flüstertone herab — „ich helfe ihm dabei, so gut ich kann."

„Du Schatz," sprach Frida leuchtenden Auges und drückte innig ihre Hand. Dann die Lage überdenkend, fügte sie nachdenklich hinzu: „Welches Wiedersehen für die Brüder; mein Gott, wenn wir nur schon Näheres über die Katastrophe wüßten!"

Forts. folgt.

Die Kreuzotter.

Von Dr. Otto Zacharias.

Mit drei Abbildungen.

Die Schlangenfauna unserer mittel- und norddeutschen Waldgegenden setzt sich aus nur wenigen Arten zusammen. Am häufigsten kommt wohl die Ringelnatter (Tropidonotus natrix) vor; nächstdem ist es aber die gefürchtete Kreuzotter (Vipera berus) und ihre Doppelgängerin, die harmlose Glatte Natter (Coronella laevis), welche zur Sommerszeit in zahlreichen Exemplaren unsere Wälder bevölkern.

Als die einzige einheimische Giftschlange hat die Kreuzotter von jeher das allgemeine Interesse auf sich gezogen. Aber trotzdem dürften viele Menschen im gegebenen Falle nicht in der Lage sein, eine Coronella, deren Bisse ganz ungefährlich sind, von einer Viper zu unterscheiden, welche in ihren hakenförmigen Oberkieferzähnen ein tödtliches Gift beherbergt. Aus diesem Grunde halten wir es für angezeigt, im Nachstehenden die beiden leicht mit einander zu verwechselnden Schlangenspezies genauer zu charakterisiren, um auf diese Weise Jedermann in den Stand zu setzen, dem „Otterngezücht" rechtzeitig aus dem Wege zu gehen.

Die Kreuzotter (Fig. 1), auch Kupferschlange genannt, wird bis 75 Centimeter lang und besitzt etwa die Dicke eines starken Spazierstockes. Der Kopf setzt sich bei derselben deutlich vom

Rumpfe ab, so daß das vorderste Körperende hierdurch eine keulenförmige Gestalt erhält. Schon hieran kann man die giftige Otter von den oben genannten beiden Nattern und von der Blindschleiche unterscheiden. Indessen wäre in Bezug auf dieses Merkmal doch noch eine Täuschung möglich, zumal wenn sich die zu erkennende Schlange zwischen Gras oder Gestrüpp hinbewegt. In solchem Falle muß man sein Augenmerk lediglich auf die Beschaffenheit der Rückenzeichnung des Thieres richten. Tritt uns da eine kontinuirliche schwarze Zickzacklinie entgegen, die sich vom Halse bis zum Schwanzende erstreckt, so darf man sicher sein, es mit einer Kreuzotter zu thun zu haben. Das Merkmal der Grundfärbung hingegen ist ganz unzuverlässig. Es giebt silbergraue, aschfarbene, grünliche und lichtbraune Ottern neben solchen, die man (ihres röthlichen Kolorits wegen) Kupferschlangen genannt hat. Die Ursache dieser Farbenverschiedenheit ist in der Häutung zu erblicken; frisch gehäutete Individuen haben ein helleres Aussehen als jene, bei denen dieser Prozeß schon einige Wochen lang vorüber ist. Vom Mai bis zum September häutet sich die Kreuzotter fünf Mal. Also alle Monat etwa streift sie ihre Epidermis ab, und zwar so, daß dabei immer die innere Seite der alten Hülle nach außen zu liegen kommt. Die Augen häuten sich ebenfalls mit und werden deshalb vorübergehend unbrauchbar. Die abgestreifte Schlangenhaut hat ein Aussehen wie ganz feines Pergament und zeigt einen scharfen Abdruck der schuppigen Körperoberfläche der Otter bis ins kleinste Detail.

Zum Unterschiede von der vorstehend beschriebenen Viper hat die unschädliche Glatte Natter (Coronella) vor Allem eine ansehnlichere Größe; sie wird 80 bis 85 Centimeter lang. Außerdem ist ihr Kopf länglich und vorn spitz zulaufend, nicht vom Halse abgesetzt wie bei der Kreuzotter. In Uebereinstimmung mit letzterer zeigt sie jedoch häufig eine bräunliche Färbung und eine dunkle Rückenzeichnung, die aber bei ihr aus zwei Reihen schwarzer Flecken besteht und keinesfalls Zickzackform besitzt. Dabei ist sie außerordentlich bissig und in ihren Angriffsbewegungen der Viper sehr ähnlich, so daß sie vielfach mit dieser verwechselt wird. Außer den bereits angegebenen Kennzeichen, die schon aus einiger Entfernung ins Auge fallen, ist auch die Beschaffenheit der Schuppen für die Coronella charakteristisch; dieselben sind nämlich ungekielt, also glatt — daher der Beiname laevis für das ganze Thier.

Sperrt man einer getödteten Kreuzotter den Rachen mit einem Taschenmesser weit auf, so erhält man einen Anblick, wie ihn unsere Fig. 2 naturgetreu wiedergiebt. Wir sehen da jederseits in dem sehr kurzen Oberkiefer die beiden hakenförmigen Giftzähne sitzen, welche von einem feinen Kanal durchzogen sind, der mit der hinter dem Auge gelegenen Giftdrüse in Verbindung steht. Diese Zähne liegen bei geschlossenem Rachen wagerecht am Kiefer an und werden erst im Momente des Angriffs durch einen besonderen Muskel in die Höhe gerichtet. Beim Zubeißen fließt durch den Druck der Schläfenmuskeln, der sich auf die Giftdrüse überträgt, das Secret dieser letzteren in den Zahn und gelangt so in die Wunde, wo es schon innerhalb weniger Minuten seine verderbliche Wirkung zu äußern beginnt. Die kleinen undurchbohrten Zähne im Unterkiefer und am Gaumen dienen dabei lediglich zum Festhalten der zappelnden Beute. Hauptsächlich sind es Mäuse, junge Maulwürfe und Frösche, welche die Nahrung der Kreuzotter bilden.



Fig. 2. Geöffneter Rachen der Kreuzotter.

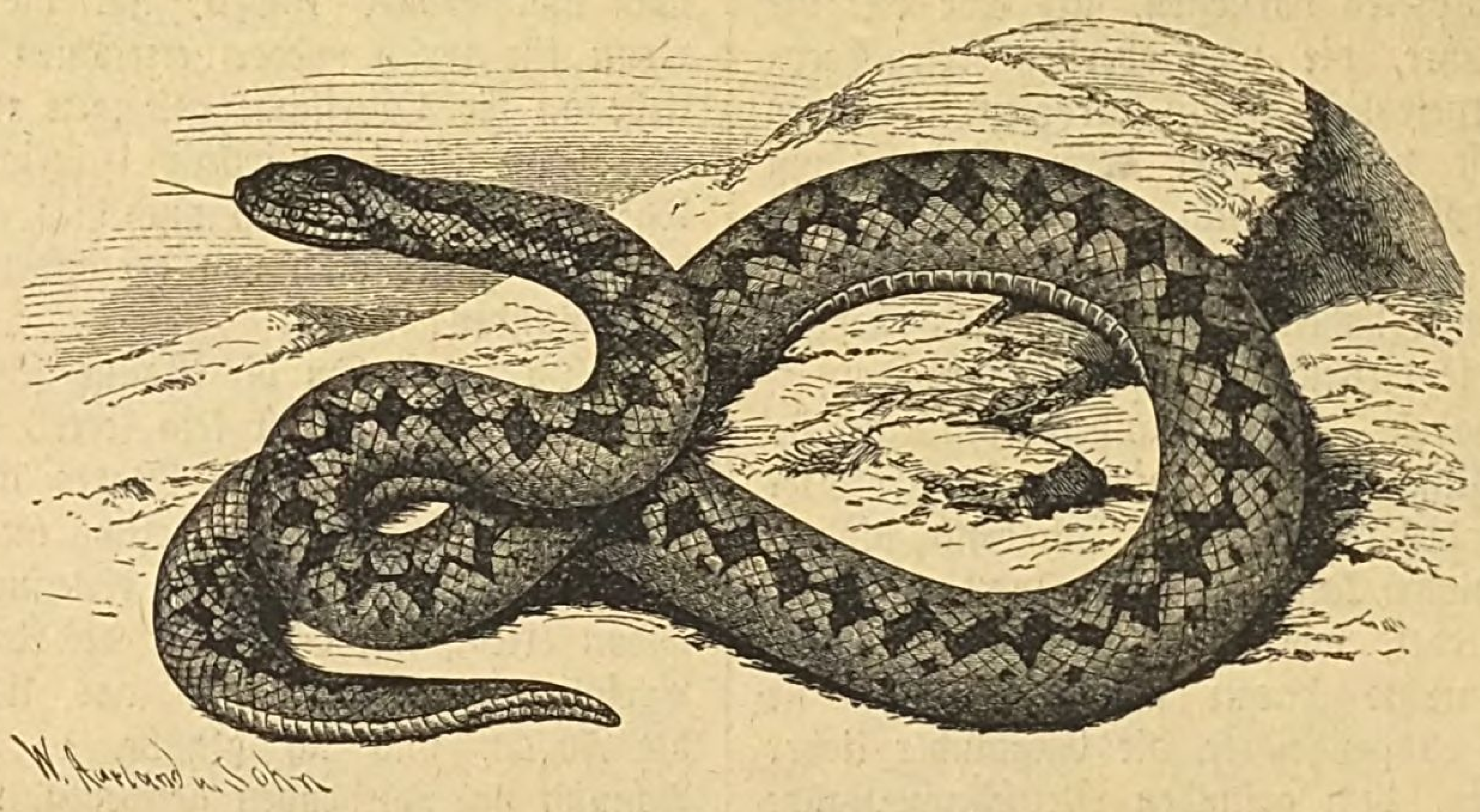


Fig. 1. Erwachsene Kreuzotter.

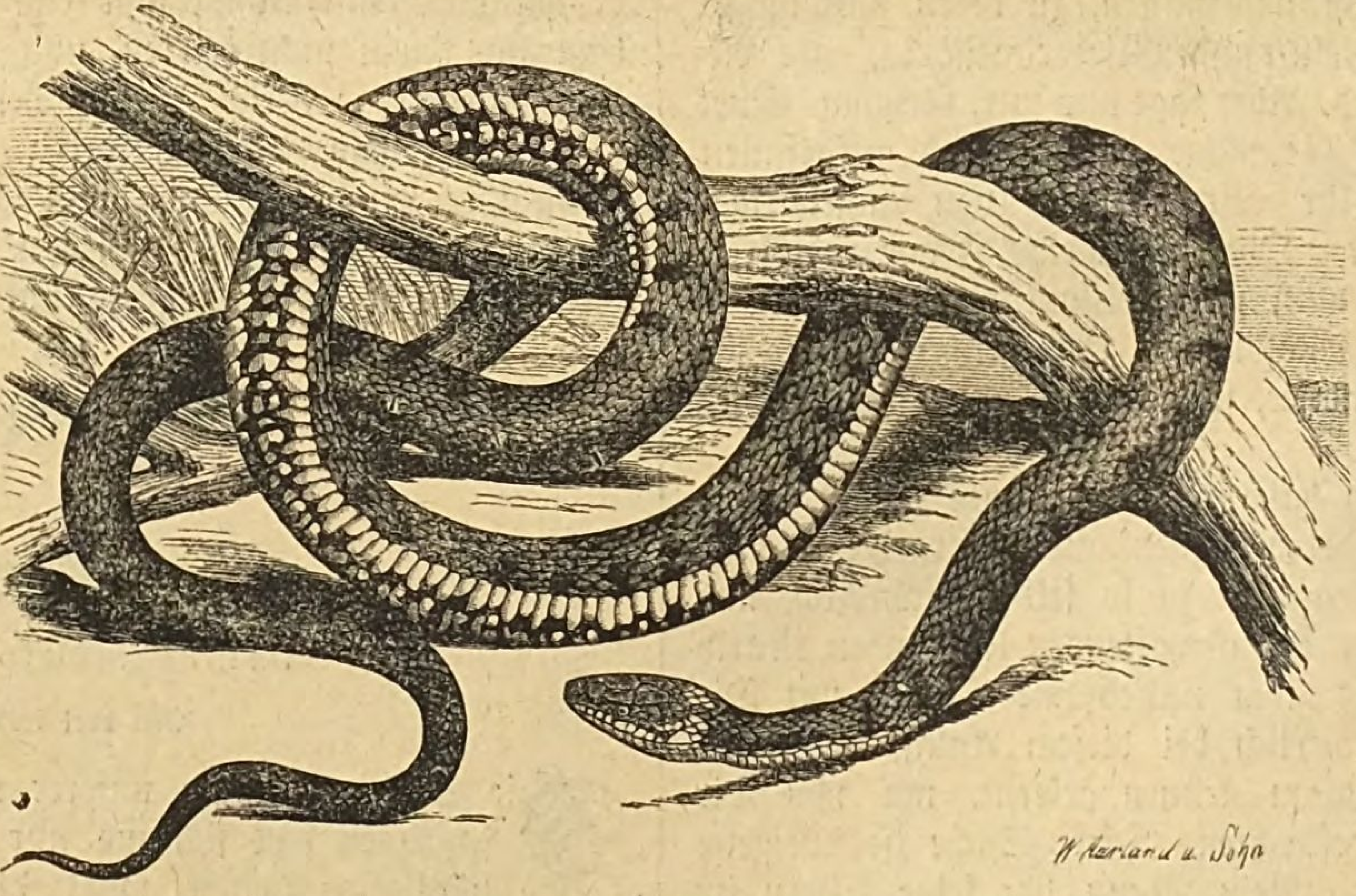


Fig. 3. Die Ringelnatter.

Wird ein Mensch von einer derartigen Giftschlange in den Finger gebissen, so schwillt alsbald der ganze Arm an, und selbst der Oberkörper (bis zur Brust) wird in Mitleidenschaft gezogen. Trotzdem ist die Wunde ganz unscheinbar und sieht aus, als ob sie von zwei Nadelstichen herrührte. Nach und nach freilich nimmt das Fleisch in ihrer nächsten Umgebung eine blauröthliche Färbung an, und nun thut schleunige Hilfe noth. Diese besteht darin, daß die Wunde mit einem Taschenmesser oder einer größeren Nadel etwas erweitert und dann mit starkem Alkohol (A. absolutus) ausgewaschen wird. Zu gleicher Zeit müssen aber alkoholische Flüssigkeiten (Rum, Cognac oder Portwein) auch innerlich angewandt werden, und zwar in solcher Menge, daß der Patient in einen Zustand von starker Berauschung verfällt und schläfrig wird. Die Erfahrung hat gelehrt, daß auf diese Weise die Lebensgefahr beseitigt werden kann, und Dr. med. Franz in Arnstadt*) hat schon wiederholt Knaben, welche Otternbißwunden erhalten hatten, durch die angegebene Kur wiederhergestellt. Sind die alkoholischen Gegenmittel nicht zur Hand, so bleibt nichts weiter übrig als die Wunde zu erweitern und auszusaugen. Auf jeden Fall sollten sich solche Touristen, welche gern wenig betretene Pfade gehen, sich mit Vorliebe im Walde lagern und überhaupt für die Poesie der Wildniß schwärmen, stets mit einem halben Liter Cognac ausrüsten, um für alle Fälle versorgt zu sein. Das nächste Wirthshaus ist oft weit entfernt gelegen, und ein Kreuzotterbiß vermag den gesündesten Menschen binnen vierzig bis fünfzig Minuten zu tödten, wenn er nicht sofort den Wirkungen des Giftes zu begegnen sucht.

Ein Reptiliensammler in Leipzig, der im Auftrage von Naturalienhandlungen speziell auch auf den Kreuzotterfang ausging, wurde häufig von diesen Thieren gebissen, nahm aber nie ernstlichen Schaden dabei. Auf mein Befragen darüber, welches Mittel er gegen das Ottergift anwende, theilte mir der Mann mit, daß er sich stets mit einem Fläschchen Rum versehe. Mit

*) Vergleiche dessen populäre und empfehlenswerthe Schrift: Der Tourist in Thüringen und die Kreuzotter. Erfurt, 1888.



Ein Geheimniß. Von W. Löwith.

dieſem waſche er ſofort die erhaltene Wunde aus und trinke auch raſch hinter einander zwei bis drei kleine Gläschen Rum, bis er ſich ein wenig „benebelt" fühle. Dann laufe er mindeſtens eine halbe Stunde, ohne zu raſten, in der Sonnenhitze umher, ſchwitze ſich tüchtig aus und ſei dann völlig wieder hergeſtellt. Die Geſchwulſt des Armes, welche nach jedem Biſſe auftrat, verlor ſich — wie der Mann ſagte — binnen zwei Tagen nach Anwendung der Rum-Kur. Dieſes Verfahren unterſcheidet ſich von dem des Dr. Franz (Arnſtadt) dadurch, daß letzterer ſeine Patienten ins Bett ſchickt und ihnen körperliche Ruhe verordnet, während der Leipziger Kreuzotterjäger das Umherlaufen und Sich-Ausſchwitzen für eine Hauptbedingung des Erfolgs ſeiner Kurmethode zu halten geneigt war.

Das Beſte iſt ſchon, man übt etwas Vorſicht beim Betreten eines wenig frequentirten Waldes und verſieht ſich mit dicken Lederſtiefeln, um nicht auf Schritt und Tritt der Gefahr ausgeſetzt zu ſein, im Genuß der herrlichſten Bergpartie durch einen tückiſchen Schlangenbiß geſtört zu werden. Insbeſondere mögen ſich Damen mit hoch heraufgehenden Stiefeletten verſehen, wenn ſie es ſich nicht nehmen laſſen wollen, an der Seite ihrer männlichen Begleiter auf ungebahntem Pfade durch die Heidelbeerſträucher dahinzuſchreiten.

Eine ebenſo ungefährliche einheimiſche Schlange wie die Glatte Natter iſt die Ringelnatter (Fig. 3), welche oft in Exemplaren vorkommt, die über ein Meter lang ſind. Dieſelbe iſt leicht an den beiden gelben oder weißen Flecken zu erkennen, mit denen der Hinterkopf geziert iſt. Ihre Färbung iſt graubraun oder graublau mit großen ſchwarzen Tupfen. Von Geſtalt iſt ſie ſchlank walzenförmig; nach beiden Enden verjüngt ſich aber der Körper beträchtlich. Dieſe Natter iſt faſt über ganz Europa verbreitet, und in Deutſchland findet ſie ſich allenthalben. Sie geht häufig und gern ins Waſſer, um ſich dort Nahrung zu ſuchen, welche aus Fröſchen, Salamandern, Kaulquappen und Waſſer-Inſekten beſteht. Beim Schwimmen hebt ſie das Köpfchen ſtets über die Waſſerfläche; unter Umſtänden kann ſie aber zwanzig bis dreißig Minuten auf dem Grunde bleiben. Wie alle Reptilien liebt ſie die Sonne. An kalten und regneriſchen Tagen verbirgt ſie ſich im Laube oder unter Steinen, wo ſie eventuell auch ihren Winterſchlaf zubringt. Faßt man ſie etwas unſanft an, ſo fängt ſie ſofort an zu ziſchen, und zu gleicher Zeit verbreitet ſie einen furchtbar ſtinkenden Geruch um ſich herum, der Tage lang an den Kleidern haftet. Sonſt iſt ſie aber ein ſehr elegantes und zutrauliches Thier, welches man binnen einigen Wochen ſo an ſich gewöhnen kann, daß es Regenwürmer und kleine Fröſche ohne Weiteres aus der Hand entgegennimmt.

In dieſem Punkte unterſcheidet ſich die Ringelnatter am meiſten von der Kreuzotter, welche in der Gefangenſchaft äußerſt verdroſſen iſt und von der Stunde an, wo ſie ihrer Freiheit beraubt wird, überhaupt keine Nahrung mehr zu ſich nimmt. Man hat Ottern ſechs Monate lang in Drahtkäfigen aufbewahrt, ohne daß dieſelben während dieſer langen Zeit auch nur das Geringſte verzehrten. Die ihnen dargebotenen lebenden Fröſche und Mäuſe rührten ſie nicht an. Schließlich trat der Hungertod ein.

Ein Geheimniß.

Nach dem Gemälde von W. Löwith.

Geheimniſſe wollen errathen ſein, und es wäre für den künſtleriſchen Gehalt nicht gut, wenn das in unſerem lebensfriſchen, ſtimmungsfrohen Bilde webende ein ungelöſtes Räthſel bliebe; unter allen möglichen Löſungen ſcheint uns die wahrſcheinlichſte dieſe: Der uns zunächſt ſitzende Alte iſt gekommen, den Brautwerber für ſeinen Sohn zu machen; das ſchalkhaft zuhorchende Mädchen weiß bereits „aus beſter Quelle" um ſeine Botſchaft; das ſchmunzelnde Antlitz ihres Erzeugers läßt auf ein Entgegenkommen unter annehmbaren Bedingungen ſchließen; der halbgeleerten Flaſche wird nach allerſeits zufriedenſtellendem Ausgang der Verhandlungen eine zweite folgen; ein purer Zufall wird es wollen, daß der „grad' vorübergehende" nunmehrige Bräutigam alsbald unſere Geſellſchaft vervollſtändigen hilft; Mütterchen wird ſich unter Weinen und Lachen erbitten laſſen — und dem Tage voll Hangen und Langen wird ein fröhlicher Abend folgen.

Der Schwur des Primaners.

Von Martin Dreſcher.

Die Verlobung unſerer einzigen Tochter Eliſabeth mit dem Gutsbeſitzer Herrn Georg Schönfeld auf Kamp bei Gollzow beehren wir uns hiermit ergebenſt anzuzeigen.

Gollzow, im März 1887. Theodor Kleinmichel und Frau
Ida geb. Müller.

Darunter ſtand haſtig hingekritzelt: „Denkſt Du noch an unſeren Primaner-Schwur?"

Nachdenklich hielt ich die goldumränderte Anzeige in den Händen; die ſonnigen Tage der Jugendzeit in dem weltentlegenen Gymnaſialſtädtchen zogen an mir vorüber; und plötzlich ward ſie wieder wach in mir — die tragikomiſche Geſchichte des Schwurs, den wir beide als ſtolze Söhne der Unter-Prima in furchtbarer Stunde geleiſtet.

Seitdem mein Freund Georg die Tanzſtunde beſucht hatte, war er heftig verliebt. Die braunen Augen der ſchönen Dora hatten es ihm angethan und ſein leichtes Herz zur Leidenſchaft entflammt. Da ich bei allen genialen Dummheiten ſein treuer Genoſſe war, wurde ich naturgemäß auch der Vertraute ſeiner Liebesſchmerzen. Es war kein Vergnügen, ſtundenlang bei ſcharfem Nordoſt über das holperige Pflaſter am Hauſe ſeiner Angebeteten mit ihm vorbei zu ſpazieren, ſeine endloſen Reden über das Ideal aller Weiblichkeit, die Fee mit den Märchenaugen mitanzuhören und ihm die halbe Nacht hindurch zu lauſchen, wenn er mit heiſerer Kehle „du liebes Aug', du holder Stern" vor ſich hinſang.

Allein wahre Freundſchaft erträgt viel. Getreulich ſtand ich in allen ſeinen Nöthen zu ihm, bis er eines Tages auf die entſetzliche Idee verfiel, mir ſeine Gedichte „an ſie" vorzuleſen. Da entfloh ich — und volle achtundvierzig Stunden dauerte es, bis wir uns wieder verſöhnten. Plötzlich ſtürmte er an einem Sonnabend-Nachmittag mit Rieſenſchritten in das von uns gemeinſchaftlich bewohnte Zimmer, tanzte in demſelben einige Male herum, wie wenn er für die Jahrmärkte als Indianer ſich wollte anwerben laſſen, deklamirte unverſtändliche Verſe, die wahrſcheinlich aus ſeinen eigenen Gedichten ſtammten, und rief endlich in den Tönen höchſter Begeiſterung: „Sie iſt mein, ſie iſt mein!"

Eine kurze Weile überdachte ich im Gemüth, ob er blos betrunken oder am Ende gar übergeſchnappt ſei. Er aber, als ahne er meine Gedanken, riß aus der Bruſttaſche ein zerknittertes Papier, drückte es zärtlich an die Lippen und reichte es mir dann mit triumphirender Miene herüber. Sorgfältig faltete ich das Blatt auseinander und las:

Geehrter Herr!

Um vier Uhr Nachmittags erwartet Sie im Kaſtanienwäldchen auf der Bank beim kleinen Teiche Ihre Dora B.

Verblüfft ſtarrte ich auf die ziemlich energiſchen Schriftzüge: „Menſch, ſprich, wie kommſt Du dazu?"

„Sehr einfach," gab er mit großartiger Ruhe zurück; „ich habe ihrem Scheuerbeſen, der Rieke" — hiermit meinte er des Hauſes redliches Mädchen für Alles — „eine Mark, meine letzte, nebſt einem Billet in die Hand gedrückt, mit dem Auftrage, daſſelbe ihrer reizenden Herrin zu geben. In dem Schreiben habe ich der Holden meine Liebe geſtanden, ſie angefleht, mir Gelegenheit zu einer Zuſammenkunft zu geben. Selbſtverſtändlich hat ſie auf meine Bitte reagirt, und ich bin der Glücklichſte der Sterblichen. Doch jetzt komm; wir haben keine Zeit mehr zu verlieren."

„Aber ich sehe nicht ein, weshalb ich Deinen Liebesergüssen beiwohnen soll," rief ich, noch immer starr über die Verliebtheit und Keckheit der jungen Dame.

„Natürlich kommst Du mit," entschied Georg. „Einmal mußt Du aufpassen, daß uns Niemand stört, und dann wird Dora jedenfalls eine Freundin mitbringen als Ehrendame; die muß doch unterhalten werden."

Der letzte Grund leuchtete mir ein. Und so wanderten wir denn nach einigen Minuten einträchtiglich die große Straße hinunter, die zum Kastanienwäldchen führte.

Vor der Stadt zündete Georg sich eine Cigarre an und verleitete mich zu demselben schweren Verbrechen an der Heiligkeit der Schulgesetze. Er meinte, es sähe forscher aus und pflege den Weibern gewaltig zu imponiren. Bald hatten wir das Wäldchen erreicht und wandten uns nach der angegebenen, uns wohlbekannten Bank.

Allein — äffte uns ein toller Spuk, war das entsetzliche Wirklichkeit? — plötzlich stockten unsere Füße, und mit weitgeöffneten Augen starrten wir vorwärts, denn — an der Stelle, wo Georgs stillstes Glück erblühen sollte, saß mit seinem gewohnten ironischen Lächeln der junge Dr. Held, unser gefürchteter Horazlehrer. Und an ihn geschmiegt lehnte erröthend das Ideal aller Weiblichkeit, die Fee mit den Märchenaugen, Dora!

Wahrhaft erschreckende Blässe überzog bei diesem Anblick das Gesicht des armen Georg; unwillkürlich ballten sich seine Hände zusammen, als wollte er auf den verhaßten Pädagogen und Nebenbuhler stürzen, um ihm die Geliebte zu entreißen. Der aber erhob sich mit empörender Gelassenheit und sagte, jeder Zoll ein Schulmeister: „Sie thäten besser, Ihre Rauchstudien an einem anderen Orte zu betreiben, als hier in meiner und meiner Braut Gegenwart. Uebrigens freue ich mich, mein lieber Schönfeld" — damit drückte er Georg ein Päckchen in die Hand — „Ihnen die meiner Dora gewidmeten Gedichte mit bestem Danke zurückerstatten zu können. Ich habe dieselben mit großem Vergnügen gelesen, doch muß ich Ihnen gestehen, daß Sie trotz der anerkennenswerthen Empfindung, die aus den Dingern spricht, Ihre Zeit nützlicher und gewinnbringender auf Horazpräparationen verwendet haben würden!"

Was dann geschah, ob und wie wir uns verabschiedeten, ich weiß es nicht.

Nach einer Stunde saßen wir in Berlins Keller, einer Vorstadtkneipe, in der wir, natürlich verbotener Weise, verkehrten und, meistens auf Kredit, ein entsetzliches Gebräu tranken, das der dicke Wirth mit Würde „bairisches Bier" nannte, und durch dessen massenhafte Vertilgung wir vor Allem unsere Fähigkeit zum akademischen Studium nachzuweisen suchten. Nach dem dritten Schoppen hielt Georg eine Rede gegen die schönere Hälfte des Menschengeschlechts im Allgemeinen und gegen die „Schlange" im Besonderen — dieses Wort sollte das verflossene Ideal aller Weiblichkeit kennzeichnen. Am Schluß forderte er mich auf, mit ihm ein donnerndes Pereat auf das „Otterngezücht" auszubringen. Die Gläser klangen an einander, und mit feierlichem Händedruck gelobten wir uns, nie wieder einer von dieser — ich fürchte, Georg brauchte das häßliche Wort „Bande" — nachzulaufen, sondern fortan einsam durch das freudenlose Dasein zu gehen!

Hierauf kehrten wir, Wuth im Herzen und Unbehagen im Magen, in die gemeinschaftliche Klause zurück. Dort durchmaß Georg den ganzen Abend hindurch mit großen Schritten die Stube. Nach seinen Armverrenkungen zu schließen, dichtete er — eine Abschiedsode. Meine Gedanken aber kehrten zurück zu dem kleinen Teiche, und immer wieder fragte ich mich, wie die sonst so herzensgute Dora dem armen Jungen das hatte anthun können.

Die Jahre hatten uns aus einander gefegt. Georg hatte bald, nachdem sein Liebeshoffen so tragisch in Scherben gegangen war, die Schule verlassen und war auf Wunsch des Vaters Landwirth geworden. Ich hatte mich, nach bestandenem Examen Weisheit und Wahrheit und Anderes kostend, auf deutschen Hochschulen herumgetummelt, und aus der verrätherischen Dora und ihrem schneidigen Horazlehrer war ein glückliches Paar geworden. Jetzt, da ich die Verlobungsanzeige meines Freundes erhielt, war ich auf eine Einladung von befreundeter Seite ins alte Nest zurückgekehrt. Es war gerade die Zeit der Gesellschaften oder, wie man dort mit vollster Berechtigung sagte, die Zeit der großen Essen. Man pflegte nämlich des Abends gegen acht Uhr sich zusammenzufinden und, in drangvoll fürchterlicher Enge eingekeilt, etwa fünf Stunden bei Tische zu sitzen. Hierauf gingen die Damen in die gute Stube, wo sie Kaffee tranken und klatschten, die Herren ins Wohnzimmer, wo sie Bier tranken; man trennte sich unter den üblichen Versicherungen, und die Gastgeber konnten mit dem angenehmen Gefühl zur Ruhe gehen, für dieses Jahr ihrer gesellschaftlichen Pflicht völlig genügt zu haben. Als akademisch gebildeter Jüngling wurde ich zu allen Festlichkeiten der „oberen Fünfundzwanzig" hinzugezogen.

Bei einem dieser Feste, wenn ich nicht irre, gaben es Seine Gestrengen der Herr Bürgermeister, hatte ich die Ehre und das Vergnügen, Frau Dora Held zu Tisch zu führen, uns gegenüber saß der Gemahl.

„Wissen Sie auch," eröffnete bald meine Nachbarin das Gespräch, „daß ich noch immer tief in Ihrem und Ihres Freundes Schönfeld Schuldbuch stehe? Noch heute freue ich mich, daß ich damals die Schmeichelnamen nicht zu hören brauchte, die Sie beide mir jedenfalls beilegten. Aber so leid es mir that, ich konnte Ihnen nicht helfen."

„Sehen Sie" — dabei warf sie einen zärtlichen Blick auf den Gatten, der ihr lächelnd zunickte — „Erich und ich liebten uns schon lange, aber Papa wollte nichts davon wissen, da er durchaus einen Geschäftsmann zum Schwiegersohn wünschte, der die Fabrik übernehmen sollte. Da steckte mir eines Tages unser Dienstmädchen einen Zettel nebst einem Büchelchen mit Gedichten zu. Ich traf mit Erich regelmäßig in den Dämmerstunden zusammen, und da ich keine Geheimnisse vor ihm hatte, zeigte ich ihm Brief und Gedichte.

Erich lachte zuerst über das „konfuse Zeug", schalt hierauf auf den „kecken Burschen", der von Gottes und Rechts wegen relegirt werden müßte, und rief dann plötzlich jubelnd aus: „Dora, ich hab's, der junge Mann muß uns zu unserem Glück verhelfen."

Ich blickte ihn verständnißlos an — er aber fuhr fort: „Ich werde dem Menschen unter Deinem Namen sofort schreiben, daß er sich morgen Nachmittag beim kleinen Teiche einfinden soll. Wir werden ihn dort gemeinsam erwarten; in seiner Wuth wird er in der ganzen Stadt ausplaudern, wir pflegten uns am hellen Tage Rendezvous zu geben, und Deinem Vater bleibt dann, um dem Skandal zu entgehen — nichts übrig, als Ja und Amen zu sagen."

Natürlich sträubte ich mich energisch gegen diesen Plan, allein er kam immer wieder darauf zurück, meinte, daß dies für uns der einzige Weg sei, an unser Ziel zu kommen, und so ließ ich mich denn überreden.

Als ich freilich am andern Tage Ihres Freundes blasses Gesicht sah, erfaßte mich tiefe Reue. Aber — es war geschehen, und nun hieß es handeln, ich eilte nach Hause zurück, nahm allen Muth zusammen und beichtete dem Papa, daß man mich zusammen mit dem Dr. Held im Wäldchen getroffen hätte, und daß es nur ein Mittel gäbe, den Stadtklatsch zu bannen. Nach einer halben Stunde kam Erich, und Papa legte mit seinem mürrischsten Gesicht unsere Hände in einander.

Und nun, können und wollen Sie mir bußfertigen Sünderin verzeihen?" dabei hielt sie mir lächelnd die kleine Hand hin, „schließen wir Frieden!"

„Aber gnädige Frau," erwiederte ich, die Hand ergreifend, „es kann uns ja nur angenehm sein, zu Ihrem Glücke beigetragen zu haben. Uebrigens hat Georg damals geschworen, fortan dem Weiblichen ewig fern zu bleiben. Und wie er diesen Schwur gehalten, das ersehen Sie hieraus" — hierbei zog ich seine Verlobungsanzeige hervor.

Die junge Frau lachte hellauf. „Dann müssen wir natürlich auf das Wohl seiner Zukünftigen anstoßen, gelt Erich? Möge er recht, recht glücklich mit seiner Erwählten werden!"

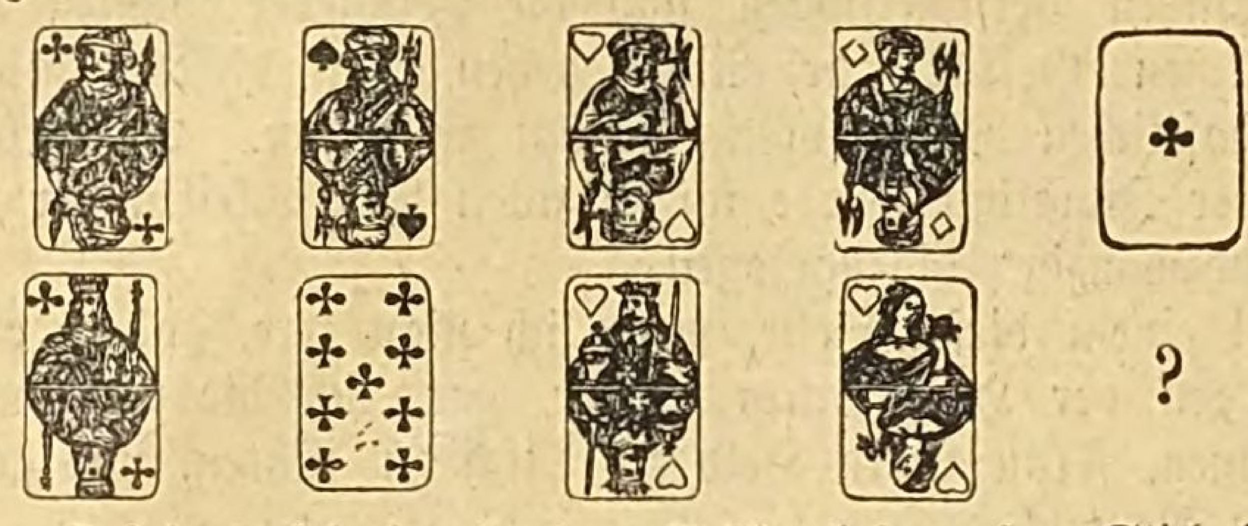
„Und," fügte der Gatte launig hinzu, „möge er sie nie andichten!"

Räthsel und Spiele.

Skat-Aufgabe.

(Wirkl. Spiel.)

Vorhand behält Pique-Solo, und Mittelhand spielt Trefle-Solo auf folgende Karten:



Der Spieler wird durch einen Fehler beim ersten Stich Schneider mit 27 Points!

Welche zehnte Karte hat Spieler, wie sitzen die Karten, wie wird gespielt?

Buchstaben-Versetzungs-Räthsel.

Durch Umstellung der Buchstaben ist immer aus je zweien der nachstehenden Wörter ein anderes, näher bezeichnetes zu bilden, und zwar:

1. Aus Bitte und Fils ein Schreibmaterial.
2. Aus Lage und Tusch ein brennbarer Körper.
3. Aus Heizer und Rübe ein Kleidungsstück.
4. Aus Rath und Acker ein fremder Ausdruck für Willensrichtung.
5. Aus Gilde und Heber eine Stadt in Baden.
6. Aus Eli und Zeche ein Prophet.
7. Aus Eher und Hallein ein berühmtes Salzwerk in Baiern.

Die Anfangsbuchstaben der sieben neu entstandenen Wörter ergeben von oben nach unten den Namen eines berühmten preußischen Feldherrn.

Charade.

Minister war die Erste
Dereinst im Preußenlande; —
Errungen ward die Zweite
Im Streit vom Vaterlande;
Kein Feind soll sie uns rauben
Im wilden Kriegestanze! —
Von seiner Hände Arbeit
Ernähret sich das Ganze!

Dechiffrir-Rosette.



Welchen Text ergeben die Buchstaben der Dechiffrir-Rosette?

Rebus.



Räthsel.

Den Magen halt' am Feuerwein
Aus Räthselwort ich mir verdorben,
Und, um zu enden meine Pein,
Mich schnell um Arztes Rath beworben.
Der hat — verändert nur ein Laut,
Ein h dazu — das Wort befohlen.
Das hört' ich kopflos. „Herr, mir graut!"
Sagt' ich dem Arzte unverhohlen.

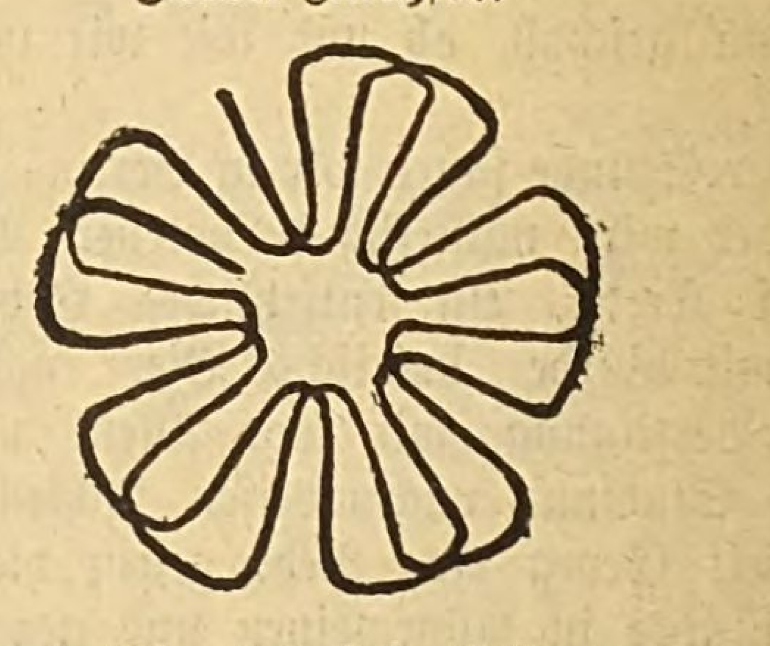
Auflösung der Räthsel aus Nummer 27.

Rebus. Es ist um aus der Haut zu fahren.

Räthsel. Atlas — Salat.

Citaten-Räthsel. Wer Thränen ernten will, muß Liebe säen.

Stern-Räthsel.



O, wie trügerisch sind Weiberherzen,
Mögen sie klagen, mögen sie scherzen,
Oft spielt ein Lächeln um ihre Züge,
Oft fließen Thränen — Alles ist Lüge!

Text aus Rigoletto.

Füll-Räthsel.

M	u	r	r	a	y
v	a	l	u	t	a
a	n	k	o	g	l
i	s	l	a	n	d
g	i	r	a	r	d
P	a	t	e	n	t

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 29 — Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt — 15. Juli 1888

Frau Müller.

Eine Erzählung aus der österreichischen Offizierswelt von Paula von Dorn.

Fortsetzung.

IV.

In welchem Gemüthszustande Herr von Raun die verhältnißmäßig kurze, ihm diesmal endlos währende Fahrt bis in die kleine Garnisonstadt zurücklegte, läßt sich leicht errathen. Nichts ist nervenzerstörender, als die erzwungene Unthätigkeit, wenn man sich Ereignissen gegenüber befindet, die mit aller Macht unser ganzes Sein nach vorwärts drängen. Daß die Lokomotive mit Schnellzugsgeschwindigkeit dahinflog, kam bei der verzehrenden Ungeduld seiner Seele gar nicht in Betracht. Hier still sitzen müssen in diesem Käfig, Waggon genannt, auf den Haltestellen ruhig abwarten müssen, bis das Abfahrtssignal erscholl, jetzt, wo der nächste Augenblick vielleicht Erichs letzten Athemzug bedeutete, oh, es war zum Rasendwerden, die Stunden wurden zu Ewigkeiten. Als endlich am Abend der Zug in die Endstation einfuhr, hatte den Oberst selbst ein derart heftiges Fieber erfaßt, daß er wankenden Schrittes die Stufen des Perrons hinanstieg und seine dem harrenden Generale zum Willkommen mechanisch hingereichte Rechte glühend heiß war.

„Beruhige Dich, er lebt," rief dieser auf ihn zueilend und erfaßte ihn rasch beim Arme. Es flimmerte vor Rauns Augen, alles Blut schoß ihm zum Herzen. „Wo ist er verwundet?" war Alles, was er mühsam hervorbringen konnte.

„Sei ein Mann, alter Kamerad!" sprach der selbst ganz bewegte Vorgesetzte und zog Raun mit sich fort nach dem Ausgange. „Die Kugel steckt in der rechten Schläfe, aber er ist bei Besinnung, und man hofft ihn am Leben zu erhalten." Der Boden schien unter des Obersten Füßen zu schwinden: „Wann, mit wem hat er sich geschossen?"

„Komm, Raun, setz' Dich zu mir, da hinein in meinen Wagen, ich will Dir Alles erzählen," erwiederte ausweichend der auf Umwegen und Umschweifen augenscheinlich schlecht bewanderte Militär, dem jedes Kind das Unbehagen von dem Gesichte leicht ablesen konnte, das ihm die schwierige Mission bereitete.

Rasch zogen die Pferde an, und sie fuhren im scharfen Trab stadteinwärts. „In die Sternkaserne!" lautete das Gebot an den Kutscher, „und nun, lieber Freund," wandte er sich gleich darauf an den nervös drängenden Raun, „will ich Dir sagen, was ich selber weiß; es ist nicht viel, aber sei nur stark und muthig: Dein Bruder hat sich nicht duellirt!"

Raun machte einen Satz auf dem Wagenkissen. „Was sagst Du?" schrie er fast mehr, als er sprach, und faßte seinen Nachbar krampfhaft am Arme.

„Ja, so ist es, aber ich bitte Dich, Freund, sei gefaßt, denke an unseren Beruf, wir dürfen nicht so an unseren Lieben mit allen Herzensfasern hängen. Was den Rittmeister zu diesem unseligen Selbstmordversuch treiben konnte, ist uns Allen bisher ein Räthsel. Ein so geachteter, braver Offizier, der stets in musterhaft geordneten Verhältnissen lebte, der gestern sein Stabsoffiziersexamen mit dem brillantesten Erfolge abgelegt hat, und dessen Majorsernennung schon unterwegs ist, es ist ganz unbegreiflich. Weißt Du vielleicht von irgend einer Liebesgeschichte?"

Aber Raun war keines Wortes mächtig. Erich wollte sich tödten, — er konnte den Gedanken nicht fassen. Die Ueberzeugung, daß nur ein Zweikampf diese unselige Katastrophe herbeigeführt haben konnte, war vom ersten Augenblick an, als die Trauerbotschaft ihn erreichte, so fest in ihm gewurzelt, daß er dieses neue Bild der Verzweiflung nicht in sich aufzunehmen vermochte.

„Also auch Du weißt nichts von dergleichen?" fuhr der General fort, des Anderen Stillschweigen in seinem Sinne deutend; „nun, die Herren im Regimente behaupten auch, daß Dein Bruder eher ein Weiberfeind ist als das Gegentheil, und daß er sein Herz nur zwischen Dir und seinem Beruf theile."

Raun mußte sein Taschentuch fest an die Lippen pressen, um das Schluchzen zu unterdrücken, das ihm in die Kehle stieg. Der General sah die Qualen, die er erduldete, und doch — sie bogen eben in die stattliche Pappelallee ein, die zu dem Hauptthore der Reiterkaserne führte — da half kein Zaudern mehr, er mußte ihm Alles sagen. Unruhig bewegte er sich hin und her auf seinem Sitze, sein Gesicht röthete sich heftig bis in die Haare. „Höre, Raun," sagte er mit leise bebender Stimme, „wir sind nun gleich am Ziele, ich bitte Dich, nimm Dich ordentlich zusammen — Du wirst Deinen Bruder sehr verändert finden — er hat — er ist — erblindet." — —

Es war nur allzu wahr. Die Kugel, die sich in die Schläfe gebohrt hatte, konnte nicht gefunden werden, und dies vermehrte die Gefahr um ein Beträchtliches. Der junge, in der Blüthe der Jahre stehende Mann war des Lichtes beider Augen beraubt. Und so sollten sich die Brüder wiederfinden, die zwar eine Verschiedenheit der Auffassung und falscher Stolz Jahre hindurch von einander fern gehalten, die aber trotzdem stets ein inneres, festes Band der Anhänglichkeit mit einander vereinigt hatte.

Die heilige Stunde, die sie über alles Vergangene hinweg, mit unwiderstehlicher Elementargewalt einander in die Arme trieb, braucht nicht mit dem matten Versuch einer Schilderung entweiht zu werden; was unter Umständen, wie die hier herrschenden, zwei brave Männerherzen bewegen muß, ist einer unantastbaren Reliquie gleich, die kein profanes Auge streifen soll; heilig ist der Schmerz des Edlen, heilig die Verzweiflung seiner Seele, und kostbar sind seine Thränen.

Es war ein tief erschütterndes Wiedersehen.

V.

„Mein geliebtes Weib, er lebt, man hofft ihn zu erhalten. Aber soll ich, kann ich es wünschen? Mein Erich, mein schöner braver Erich, ach Gemma, meine Geliebte, er ist auf beiden Augen für immer geblendet."

Frau von Raun stürzte wie vom Blitz getroffen in die Kissen des Sophas zurück mit einem lauten Aufschrei, als sie bei dieser Stelle des Briefes angelangt war. Und Frida selbst, das sonst so energische starke Mädchen, stand todtenblaß und wie versteinert dieser tragischen Wendung gegenüber. Dennoch war sie es, die sich zuerst wieder so weit faßte, um, wenn auch mit bebender Stimme und zuckenden Händen, der Freundin Hilfe zu bieten und Trost zuzusprechen.

„Nein, nein, laß mich weiter lesen!" rief diese mit dem Eigensinn einer für Vernunftgründe Unzugänglichen und entriß den Händen der Baronin das Unglückspapier; „und es ist kein Zweikampf um Ehre und Namen, dem er zum Opfer fiel, nein, das Schrecklichste, das Unerklärlichste, es konnte geschehen: er selbst hat Hand an sich gelegt."

Ein Ruf des Entsetzens entfuhr beiden Frauen, und nur mit Mühe kam die an allen Gliedern zitternde Leserin mit dem Briefe zu Ende, der folgendermaßen schloß:

„Warum? weshalb? Nicht die geringsten Anhaltspunkte wurden bisher gefunden. Er ist bei vollem Bewußtsein und lächelt mir unter unsäglichen Schmerzen mit mildem Ausdruck zu — er ist stark und muthig, der Unglückselige, ich bin gebrochen und vernichtet. Was werden soll, kann ich noch nicht ausdenken, vor der Hand bleibe ich hier. Hüte Dich mir und unserer süßen Lili; der Gedanke an Euch hält mich aufrecht. Baronin Frida wird Dir zur Seite stehen, sie ist treu und gut, sie kann Dich jetzt nicht verlassen. Stütze Deinen Marko.

P. S. Ironie des Schicksals! Soeben trifft telegraphisch die Ernennung Erichs zum Major ein!"

„Ich kann mir ihn nicht denken," jammerte Gemma immer wieder aufs Neue, „da sieh," sie eilte auf ihren Schreibtisch zu, erschloß ein Fach und nahm daraus eine Photographie in Kabinetformat, „wer kann sich diese Hünengestalt gebeugt und diese so offen und ehrlich blickenden Augen für immer geschlossen vorstellen?"

Frida ergriff das dargebotene Bildniß und betrachtete es mit lebhaftem Interesse.

„Ja, bei Gott, dieser Mann voll Kraft und Lebenslust, mit dem Blicke eines Falken, es ist schrecklich. Aber Gemma," sie trat nahe, ganz dicht an das Fenster heran, um das Bild besser zu sehen, „weißt Du, es ist sonderbar, wahrlich, dieser Kopf, er kommt mir fast bekannt vor. Oder sollte es nur die Familienähnlichkeit mit Deinem Manne sein?" Frau von Raun aber versicherte, daß die beiden Brüder auch nicht einen Zug mit einander gemein hätten. Frida hörte sie schweigend. Sie stand noch immer am Fenster und war ganz versunken in das Anschauen von Erichs Gestalt. „Es wäre merkwürdig," flüsterte sie halblaut vor sich hin und kehrte langsamen Schrittes wieder zu ihrem früheren Platze in der Ecke zurück, wo sich die Freundin auf ein Ruhebett niedergelassen hatte, sie kauerte sich zu ihren Füßen nieder und blieb wortlos, wie in Gedanken verloren, die Photographie in Händen haltend, an ihrer Seite weilend sitzen.

„Du glaubst meinen Schwager zu kennen," unterbrach Frau von Raun zuerst die Pause, „woher?"

„Ja, wenn ich das wüßte," erwiederte die Baronin nachdenklich. Plötzlich aber ward es licht. „Ja, ja, das ist es. Nur das kann es sein. Er war mit im letzten Feldzuge, nicht wahr?" rief sie lebhaft, „und hat er nicht eine Schußwunde in die rechte Schulter erhalten? Ja? Wirklich? Nun siehst Du, jetzt weiß ich Alles, und darüber ist kein Zweifel. Ich habe Deinen Schwager einige Tage lang in meiner Abtheilung gehabt, bis zu dem Stadium des Wundfiebers, dann kam er ins große Lazareth — o, ich erinnere mich jetzt ganz genau, er lag neben dem amputirten Lieutenant auf Nummer zehn."

„Das wäre wohl sehr merkwürdig," versetzte lebhaft angeregt die Oberstin, „aber dann mußt Du ja seinen Namen wohl gekannt haben?"

„Ach, Kind, was machst Du Dir für naive Begriffe von den Zuständen in einer solchen Ambulanz. Wer hat da Zeit oder Interesse, sich um die Namen der Leute zu bekümmern, die uns die Kugeln des Feindes in rascher Folge zuschicken, oft zu Dutzenden auf einmal. In solcher Zeit sind sie nichts als Nummern in mehr oder weniger zerfetztem Zustande, denen wir so gut als möglich Hilfe oder Linderung zu schaffen die Aufgabe haben. Namen, Stand, Alter, ja sogar Geschlecht — Alles verschwindet in der Blutlache unter dem Chirurgentische und unter den Schmerzenslauten, die das Verbandzelt erfüllen. Wer denkt dabei an die Person des Verunglückten? Das ist Sache des betreffenden Militärbeamten und für alle Andern ganz ohne Bedeutung. Hier und da bleibt einem eine Episode, ein Gesicht in Erinnerung, obwohl in dem Gewirr und Gemetzel dieser Schlacht gerade eine schauerliche Arbeitszeit herrschte. Weißt Du, was mir das Bild gerade jenes Husarenoffiziers mit der durchschossenen Schulter so lebhaft im Gedächtniß haften ließ?"

„Ich bin wirklich gespannt," versicherte Gemma, die sich aufgerichtet hatte, und deren ganze Miene und Haltung den Zustand hoher Theilnahme bestätigte.

„Es ist sein Eigensinn, mit dem er mir so viel Mühe und Arbeit verursachte," versetzte die Baronin lächelnd. „Stelle Dir vor, daß er die fixe Idee hatte, sich von Niemand Anderem als von mir die Wunde waschen und verbinden zu lassen. Mitten im Delirium des Wundfiebers erkannte er sofort die Berührung einer anderen Hand und wies diese mit dem Rufe nach der „Grauen" so lange und energisch zurück, bis man mich holte. Dann ward er jedesmal ruhiger und ließ sich von mir ohne den geringsten Widerstand verbinden. Kranke haben oft dergleichen Schrullen, sie werden eben zu Kindern und müssen als solche behandelt werden."

„Bist Du aber auch gewiß, Dich nicht zu irren, glaubst Du wirklich, daß jener Eigensinnige und mein Schwager eine und dieselbe Person ist?"

„Ganz sicher," lautete die mit großer Bestimmtheit gegebene Antwort Fridas, und gleichsam um sich noch von der Richtigkeit ihrer Behauptung fester zu überzeugen, trat sie mit der Photographie an die mittlerweile angezündete Tischlampe heran und ließ deren volles Licht auf das Bild fallen.

„Ja ja, das ist er, es ist gar kein Irrthum möglich. Wie merkwürdig doch das Schicksal waltet, — bin ich denn auserlesen, um diesem Gesichte immer in Augenblicken höchster Gefahr zu begegnen?"

Viel und lange bis in die späte Nachtstunde hinein währte der Gedankenaustausch, dem sich die zwei Freundinnen hingaben. Das eigenthümliche Zusammentreffen, dessen Entdeckung die Photographie soeben herbeigeführt, beschäftigte sie natürlich nicht zum Geringsten und entzog sie für kurze Zeit der Niedergeschlagenheit, in die sie jene traurigen Einzelheiten in des Obersten Mittheilungen versetzt hatten. Als sie aber endlich schieden, um sich der gebotenen Nachtruhe hinzugeben, da war die Bekümmerniß um die fernen Brüder bei Frida gewiß um ein gut Theil gegen früher noch erhöht, denn trotz aller herzlichen Freundschaft und Antheilnahme für Raun schlug ihr Herz jetzt doch viel wärmer für dessen Bruder, der ihr so wohlbekannt und unter wahrhaft bemerkenswerthen Umständen begegnet war.

VI.

„Nun, Doktor?" — Angstbeklommen hingen des rathlosen Mannes Blicke an des bejahrten Stabsarztes stummen Lippen; sie waren mit einander aus dem verdunkelten Krankenzimmer in den schmalen Vorgarten getreten, der die im Erdgeschoß gelegenen

Offizierswohnungen der Sternkaserne umsäumte. „Haben Sie es mir nicht auf Ihr Wort zugesagt? Heute wollten Sie Ihr Urtheil fällen und mir unumwunden verkünden. — Sie schweigen, — es ist also keine Hoffnung vorhanden." — Des Obersten Stimme bebte, und alles Blut schien aus den gewinnenden Zügen seines Antlitzes gewichen, dennoch machte er die größten Anstrengungen, um der furchtbaren Gewißheit gegenüber gefaßt zu erscheinen.

„Es ist, wie ich es in den ersten Tagen der Katastrophe schon zu erkennen glaubte," sprach bedächtig der Befragte. „Der Herr Rittmeister wird aller menschlichen Voraussicht nach dem Leben erhalten bleiben; ob — ob — "

„Machen Sie keine Umschweife, ich bitte Sie," unterbrach ihn Raun nervös, „Erich ist blind, seines Augenlichtes für immer verlustig, ist es so? — ja oder nein!"

„Sie sind zu ungestüm, Herr Oberst," versetzte der Bedrängte seufzend. — „Für immer? Darüber kann weder ich noch sonst Jemand sichere Auskunft geben. Ob ein Schimmer von Licht schwächer oder stärker bis zu ihm dringen wird, auch darüber muß die Zeit Aufschluß geben; soll ich ehrlich sprechen — ich hoffe wenig, sehr wenig, und das ist nicht das Schlimmste, denn es giebt unter den Blinden so viele Glückliche, daß sie mit keinem der Sehenden ihr Loos tauschen würden. Und Ihr Bruder ist ein Mann, dem es zuzutrauen ist, daß er sich ein Leben der Befriedigung nach innen zu schaffen vermag, wenn er es bei sich beschlossen hat. Eine andere Frage ist aber diejenige, ob sein moralischer Muth sich so hoch hinaufzuschwingen die Kraft haben wird; ich fürchte zuweilen stark das Gegentheil, und deshalb muß er streng bewacht werden. Das ist noch nicht Alles." Die buschigen Brauen Doktor Kleins zogen sich, Schweres verkündend, finster zusammen. „Es bleibt immer noch die Gefahr der unauffindbaren Kugel, nach der zu forschen uns vermöge der Nachbarschaft der subtilsten Gehirntheile versagt ist. Welche Folge deren Senkung oder sonstige unberechenbare Veränderung der Lage in dem ganzen Organismus hervorzubringen im Stande ist, das läßt sich gar nicht absehen; und dennoch dürfen wir nicht verzagen, Herr Oberst, und Sie vor allen Andern sind berufen, uns in unseren Bemühungen zu unterstützen, denn in Ihren Händen mehr noch als in den meinigen liegt das Leben Ihres Bruders geborgen."

Die Wirkung dieser Rede war eine vernichtende; bei jedem Worte des Arztes war es Raun zu Muthe, als schnitten scharfe Messer sein Herz in Stücke. Erich, sein schöner, kraftstrotzender Erich, ein geblendeter hilfloser Mann, gestrichen aus den Reihen der tapferen Kameraden, eine Gestalt des Jammers, ein Gegenstand des Mitleids — es war ein Bild, das seine Seele nimmer fassen konnte, es stand da vor seinem entsetzten inneren Auge, riesengroß in seiner Alles bezwingenden Gewalt, es erfüllte seine Seele, seinen Geist — und dennoch war es ihm, als müßte der nächste Augenblick das Traumgesicht vernichten, denn es konnte ja, es durfte ja in Wirklichkeit nicht sein.

„Hören Sie mich, ich bitte Sie dringend darum, Herr Oberst," begann Klein wieder eindringlichsten Tones, „es ist eine Lebensfrage für den Herrn Rittmeister, daß auf sein Gemüth in sanfter, versöhnender Weise eingewirkt werde. Niemand kennt die Ursache seiner unseligen That, es liegt gar kein Anhaltspunkt vor, und hüten Sie sich bei Leibe, ihn darnach auszufragen. Wir müssen eben annehmen, daß es irgend ein Konflikt seelischer Natur — und zwar von größter Tragweite war, der ihn bis an diese äußerste Grenze gebracht hat. Nun ist es freilich keine leichte Aufgabe, einem Menschen das Leben, welches er von sich zu werfen beschlossen hatte, nach einem solchen mißlungenen Versuche wieder erträglich zu gestalten, und doch müssen Sie Alles daran wenden, daß es gelinge."

„Ich?" und Raun schüttelte wehmüthig das Haupt, „mein lieber Stabsarzt, ich bin unfähig, einen zusammenhängenden Gedanken zu fassen, meine Willenskraft ist gebrochen, und wohl für lange."

„Das sehe ich nur zu gut, verehrter Herr Oberst, und eben deshalb lassen Sie sich's gesagt sein: Sie sind geradezu eine Gefahr für Ihren Bruder geworden. Das vernichtete Sehvermögen hat immer eine Verschärfung aller anderen Sinne und ein hochgesteigertes Gefühlsleben zur Folge. Glauben Sie mir, er merkt und empfindet jede Schwankung Ihrer Stimme, jeden erhöhten Pulsschlag, jedes Vibriren Ihrer erregten Nerven, es liegt nichts näher, als daß er den Gedanken fasse, sein Tod würde Sie weniger elend gemacht haben, als Sie es durch diese Verstümmelung wurden, und die Folgen dieser Geistesrichtung können Sie sich selbst ausmalen."

„Halten Sie ein, Doktor, um des Himmels willen nicht weiter!" schrie der Gefolterte auf. „Aber was soll ich thun? Wie kann ich ruhig oder gar heiter mich geben, wenn mein Herz aus tausend Wunden blutet? Sie wissen nicht, was mir Erich ist, mehr, o tausendmal mehr als mein Bruder. Sie können nicht ahnen, wie mich nebst allem Anderen noch die bittersten Vorwürfe quälen, die in der Vergangenheit ihre Wurzeln haben."

Der ergraute Arzt blickte mit gerührtem Ausdruck zu dem schmerzgebeugten Offizier hinüber, der auf eine Gartenbank niedergesunken war. „Oft sind die Verhältnisse grausam und nicht die Herzen, die so erscheinen," sprach er sanft, „aber hier gilt jetzt guter Rath; woher nehmen wir für den Rittmeister eine Umgebung, die ihm in seinem Unglück, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Art von lebensmuthiger Resignation einzuflößen im Stande ist, ihn sorgsam bewacht, ohne daß er es merkt, und ihn mit Liebe und Umsicht in die neuen Bahnen lenkt, die er von nun an nothgedrungen wird wandeln müssen? Wie gewöhnen wir ihn, den Selbstständigen, auf eine zarte Weise daran, daß er von nun an einer leitenden Hand nicht wird entbehren können? Welche ist diese ruhige, gütige Hand, die vorderhand hier ihres Amtes walten müßte?"

Beide Männer blickten mit bekümmerter Miene ins Leere, wie man zu thun pflegt, wenn gänzliche Hilflosigkeit uns überkommt und die müde gehetzten Sinne und unser zermartertes Gehirn ihren Dienst versagen. Dicke Schweißtropfen traten auf des Obersten Stirn, er strebte mit aller Anstrengung nach Sammlung, nach Kaltblütigkeit und versuchte es, seine Gedanken zu Weib und Kind zu lenken, als wäre dort einzig noch ein Ausweg zu finden.

Und da, mit einem Male, und mit einem Ausruf, der fast freudig klang, erhob er sich, griff zu des Doktors größtem Erstaunen hastig in die Brusttasche, zog eilig von dort ein Papier hervor und reichte es diesem mit den Worten: „Hier, hier ist Rettung, lesen Sie!" Es war ein am Morgen angelangtes Schreiben Gemmas, das die Erzählung von Fridas und Erichs eigenthümlicher Begegnung in der Ambulanz am Kriegsschauplatze und des Rittmeisters ehemaliges Vorurtheil für ihre Pflegedienste enthielt. Am Schlusse fand sich folgende Stelle: „Ist das Alles nicht höchst merkwürdig? Und nun finde ich seit dieser Entdeckung Fritzi seltsam unruhig; sie läßt Andeutungen fallen, die natürlich nicht ernst zu nehmen sind, weil man eben ihre leicht erregbare Natur, ihr zum Excentrischen neigendes Wesen kennt. Wenn sie also Bemerkungen macht, wie z. B. daß sie für unseren bedauernswerthen Erich die geeignetste Pflegerin wäre, und dann wieder, sie fände doch eigentlich nichts natürlicher, als daß sie ihre Kunst und Erfahrung in dem gegebenen, uns so nahe berührenden Falle verwerthe, oder: wie sie im strengsten Inkognito nach Eckstein reisen und sich nur in ihrer Eigenschaft als ausübendes Vorstands-Mitglied des rothen Kreuzes legitimiren und dem behandelnden Stabsarzte vorstellen wolle u. s. f. aus dieser Tonart, so wiederhole ich Dir dies Alles nur, mein guter Marko, damit Du das Goldherz meiner Fritzi voll und ganz erkennest."

Je weiter der Doktor las, um so deutlicher wurden die Zeichen seiner innerlichen Befriedigung, die sich in Form von lebhaft wiederholtem Kopfnicken, Schnalzen mit den Fingern und heftigem Rücken der Brille äußerten. „Vortrefflich," rief er ein über das andere Mal dazwischen, „köstlich, sie muß kommen, unbedingt, und so bald als möglich. Ich bitte nur noch um einige Züge zur Vervollständigung des plastischen Portraits dieser ausgezeichneten Dame. Wie alt ist sie? Welcher Gemüthsart?" Und als er endlich zu Ende war mit seinem Fragebogen und Alles erfahren hatte, was ihm zu wissen noth that: „Danken Sie Ihrem Schöpfer, Herr Oberst, er hat Ihnen Allen in dieser braven Emanzipirten einen besondern Schutzengel bestellt, der hoffentlich seine Mission mit Glück und Geschick zu Ende führen wird — — —."

VII.

Wochen und Monate waren vergangen, und ein wundervoller Herbstmorgen war angebrochen. Frisch und erquickend strich ein kräftiger Lufthauch von den Höhen hernieder und wehte würzigen Waldesduft den grünen Fluren zu, die das lieblich am Fuße einer Hügelkette gebettete Eckstein von drei Seiten umgaben. Ueberhaupt kam der halb ländliche Charakter des Städtchens, das sich durch eine große Anzahl von Gärten und wohlgepflegte Anlagen auszeichnete, der freundliche Eindruck, den es hervorbrachte, gerade in dieser Jahreszeit besonders zur Geltung. Wie sich die weinumrankten Fenster und das Mauerwerk mit herbstlich rothen Tinten färbten, und die zweite Rosenflur in voller Pracht die Beete schmückte, wie im Morgenthau all die zierlichen Teppichpflanzen in Gruppen erglänzten, in deren geschmackvoller Anordnung die guten Bürger einen lobenswerthen Wettstreit entfalteten, und dazu die große Reinlichkeit und eine gewisse behäbige Wohlhabenheit der Insassen, die fast durchweg und aus hundert kleinen Anzeichen erkennbar war, all dies verlieh dem schmucken Erdenwinkel einen anziehenden Schimmer von gar angenehmer Traulichkeit.

Es war noch ziemlich früh am Morgen, und die sorgsam gefegten Straßen wenig belebt. Hier und da erschien ein Soldat zu Pferde, Mann und Roß im Sonnenlichte glitzernd, spiegelblank zum Morgenritt gebürstet, der Bäckerjunge mit seiner köstlich duftenden Waare tauchte vor der Klingel ein und der anderen Hausthüre auf, die Ladenfenster der ersten Magazine am Hauptplatze öffneten sich allmälig, und die Marktweiber mit ihrem Vorrath an Geflügel, Eiern, Gemüse und anderen nützlichen Dingen begannen in der Umgebung der Dreifaltigkeitssäule, ihrem Standplatze, Aufstellung zu nehmen. Man war nicht sonderlich früh regsam in dem keinerlei Handel treibenden aristokratisch angehauchten Eckstein am Gebirge.

Forts. folgt.

Vor dem Bürgermeister.

Hierzu das Bild von Max Volkhart.

Unser Bild führt uns, wie das Kostüm der dargestellten Personen darthut, mitten in die Wirren des dreißigjährigen Krieges. Der Bürgermeister einer alten deutschen Reichsstadt sitzt hier im kleinen Rathszimmer, wo er, unbehelligt vom schweren Anhange der Rathsherren, seine spezielle Herrschaft übt. Hier werden die intimsten Beziehungen des kleinen Staates geleitet, von hier aus die nachdrücklichsten Coups ausgeführt, welche hinterher die große Versammlung zu genehmigen hat. Ein solcher ist eben vollständig gelungen. Vielleicht war ein Heereszug im Anmarsch, der das reichsstädtische Gebiet unsanft berührt haben würde. Es galt, ihn abzuleiten, womöglich dem Nachbarstaat auf den Hals zu schicken, mit dem man ja doch noch eine kleine Rechnung abzumachen hat. Der fremde Heerführer hat sich willig finden lassen, d. h. er ist mit der gebotenen Entschädigungssumme für den kleinen Umweg zufrieden gewesen. Der junge elegante Herr, ohne Zweifel des Bürgermeisters zukünftiger Schwiegersohn, in dessen starkem, zu beiden Seiten des Stutzerkopfes herunterfließenden Haar wir bereits eine Perrücke vermuthen, die damals eben in Frankreich Mode wurde, hat die Unterhandlungen geführt. Der alte oft bewährte Reiter im Lederkoller ist ausgeschickt gewesen, um den Zug der Truppenmassen zu beobachten. Er hat sich überzeugt, daß sie die Seitenstraße eingeschlagen, und das Vaterland dieses Mal wieder von Gefahr und Noth befreit ist. Seinen Bericht nimmt der künftige Schwiegersohn auf und leitet ihn in wohlgesetzter Rede zum allmächtigen Schwiegerpapa über. Wie ihm die Freude über das Gelingen seiner diplomatischen Mission sowohl wie über die zierliche Rede, die er hält, aus jedem Zuge des Gesichtes leuchtet. Und wie vergnügt ist der Alte, daß ihm sein Doppelanschlag so wohl gelungen!

Die Komposition gehört ohne Zweifel zu den geistreichsten des tüchtigen jungen Künstlers, der vorzugsweise auf diesem Gebiete sich auszeichnet.

Emin Pascha.

Von Africanus.

Der Name Emin Paschas ist aufs Engste verknüpft mit denen zweier Engländer, von welchen der eine bereits ein Opfer der Civilisationsbestrebungen in Afrika geworden ist, Gordon, und der andere, Stanley, eines zu werden droht. Emin Pascha war der bedeutendste Mitarbeiter Gordons am Werke der Erschließung des Sudans und der einzige, der sich aufrecht erhielt, als dieses Werk und sein Schöpfer, von den Engländern und der egyptischen Regierung im Stiche gelassen, unter den Streichen des Machdi zusammenbrachen. Im innern unwegbaren Afrika, in der sogenannten Aequatorialprovinz, dem letzten Rest der einstigen großen Sudanprovinz Egyptens, Hunderte von Meilen entfernt und, wie es scheint, ganz abgeschnitten von den Hilfsquellen der europäischen Civilisation, hat Emin Pascha seine Stellung behauptet und ein Reich gegründet, das allem Anscheine nach sich im Aufblühen befindet. Lange Zeit hindurch gelangten nur spärliche und wenig tröstliche Nachrichten von ihm nach Europa, und man begann zu fürchten, daß er das traurige Schicksal seines Meisters Gordon getheilt hätte, — da machte sich Stanley auf, um ihn zu „befreien". Vom Kongo her drang er in die unbekannte Region nördlich des Albert-Nyanza-Sees, ausgerüstet, wie noch nie ein Afrikareisender ausgerüstet war, mit dem festen Entschluß, dem edlen Dulder in Wadelai Entsatz zu bringen. Während aber von dem „Befreier" alle Nachrichten ausblieben und man bereits mit der Möglichkeit rechnet, daß er seinem Unternehmen zum Opfer gefallen sei, drangen gerade zu dieser Zeit von dem zu „Befreienden" Mittheilungen zu uns, welchen gemäß er gar nicht „befreit" sein wollte, sondern den festen Entschluß kundgab, auf seinem Posten auszuharren, bis er das Werk der Civilisirung seines Volkes beendet, das heißt wohl nichts Anderes, als bis der Tod ihn davon befreien würde. Heute schwebt der Name Emin Pascha auf Aller Lippen, und es ist wohl an der Zeit, sich näher mit dem merkwürdigen Manne zu beschäftigen.

Wer ist Emin Pascha? Auf diese Frage geben die bündigste Auskunft die Briefe desselben, welche mit einer Einleitung eben jetzt von Schweinfurth und Falkin in englischer Sprache herausgekommen sind. Sie zeigen uns das innere Wesen, die Gedanken, Arbeiten und Pläne eines wahrhaft bedeutenden Mannes.

Emin Pascha ist trotz seines arabischen Namens ein Deutscher. Er heißt von Geburt Eduard Schnitzer und ist am 28. März 1840 zu Oppeln in Schlesien geboren. Seine Ausbildung genoß er auf dem Gymnasium zu Neisse. Im Jahre 1864 erwarb er nach eifrigen medizinischen Studien den Doktorgrad. Fast unmittelbar darauf reiste er nach Konstantinopel, wurde hier bei Hakki Pascha als Arzt mit dem Titel eines Wali-Muchir angestellt und begleitete diesen bis zum Jahre 1873 auf seinen amtlichen Inspektionsreisen durch Armenien, Syrien und Arabien. Diese Reisen bereiteten ihn ganz speziell auf das Ziel vor, das er seit seiner frühesten Jugend im Auge behalten hatte, sein Leben der Afrikaforschung zu widmen.

Nach dem Tode Hakki Paschas beeilte er sich denn auch, in egyptische Dienste zu treten, und nahm von nun an den Namen Emin oder der „Treue" an, um die Hindernisse zu umgehen, welche das unüberwindliche Mißtrauen der Fellah einem jeden „Fremden" d. h. Europäer, bereitet. Mit dem Namen wechselte er jedoch nicht die Religion. So sehr er auch das Aeußere eines guten Muselmanen annahm, blieb er doch seinem protestantischen Glauben treu, und mehrfach betont er in seinen Briefen, daß er nicht gesonnen sei, die Religion seiner Väter zu verleugnen.

Im Jahre 1876 reiste Dr. Emin nach Khartum ab, um als Arzt bei dem Generalgouverneur des Sudan zu wirken, und im folgenden Jahre kam er zu Gordon in die Aequatorialprovinz. Als Gordon im März 1878 nach Khartum berufen und Generalgouverneur des ganzen egyptischen Sudan wurde, überließ er seinem Arzte und treuen Mitarbeiter, dessen Fähigkeiten und Verdienste er schätzen gelernt hatte, die Aufgabe, ihn in der Verwaltung der Aequatorialprovinz zu ersetzen. Und Dr. Emin hat das Ver-



Vor dem Bürgermeister. Von Max Volkhart.

mächtniß seines Freundes so gut zur Ausführung gebracht, daß die Fluthen der afrikanischen Revolution an dem Felsen seiner Energie wirkungslos abprallten.

Als Gordon ihm im Jahre 1878 die Regierung anvertraute, war sie schon organisirt, obgleich sie unter dem Drucke einer übermäßigen Schuldenlast stand. Die Bevölkerung der Aequatorial-provinz setzte sich aus eingeborenen Stämmen zusammen, die mehr oder weniger Sklavenhändlern unterworfen waren, welche sich in befestigten Dörfern eingenistet und hier eine wahrhafte Feudal-herrschaft errichtet hatten. Die in den egyptischen Stationen liegenden Garnisonen hielten schlechte Mannszucht, waren unzuverlässig und wurden von Offizieren kommandirt, die sie nicht leiden konnten. Zwischen diesen Offizieren und den eingeborenen Häuptlingen entstanden fortwährend Konflikte, und mit der Centralregierung hatte man wenig oder gar keine Verbindung. So kam es z. B. vor, daß man zwei Jahre hindurch ohne Munition und Proviant blieb, da der obere Nillauf durch Hindernisse aller Art gesperrt war. Kurz, es war eine wenig beneidenswerthe Lage, deren Verbesserung nur wenigen Kulturmenschen erstrebenswerth scheinen mochte. Emin jedoch ging mit Leib und Seele an dieses Werk. Er baute die Militärposten wieder auf, stellte die gelockerte Disziplin her, brachte Ordnung in die Finanzen, befreite die Eingeborenen von dem Schrecken, den ihnen immer noch die Sklavenhändler einflößten, und das Alles unter unzähligen Schwierigkeiten, denn die meisten Unterbeamten Emins hatten bis dahin die Mißbräuche zu ihren Gunsten ausgebeutet, die er jetzt auszurotten unternahm. So stand er allein, ganz allein bei allen seinen Unternehmungen, wie er es noch immer bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Zu den unaufhörlichen Reisen und vielfachen Pflichten, die ihm oblagen, kamen dann noch die Funktionen eines Chef-Arztes am Hospital zu Lado hinzu, die er ohne Unterlaß mit aufopfernder Hingabe erfüllte, und seine naturwissenschaftlichen Studien, denen er sich mit einem glühenden Eifer hingab.

Im Jahre 1882 endlich hatte Emin Bey (diesen Titel hatte er unterdessen erhalten) seine Provinz vollkommen umgestaltet: Er hatte die Sklavenhändler aus ihr verjagt und die egyptischen Garnisonen allmälig durch eingeborene Soldaten ersetzt. Ohne Anwendung von Gewalt, allein durch geschickte Unterhandlungen mit den benachbarten Häuptlingen, war es ihm gelungen, sein Gebiet durch Einverleibung der Distrikte abzurunden, welche seine Vertheidigung erleichterten. Er führte den Anbau von Indigo, Baumwolle, Kaffee und Reis in der Provinz durch, stellte einen regelmäßigen Postdienst her, legte ein Netz von Wegen an und führte zur Erleichterung des Verkehrs den Ochsen und das Kameel ein. Das Alles legt von der großen Energie und Umsicht Zeugniß ab, die er in seiner civilisatorischen Mission entwickelte. Die Finanzen endlich waren so glänzend geworden, daß an Stelle eines jährlichen Defizits von 750,000 Francs ein budgetmäßiger Ueberschuß von 200,000 Francs getreten war. Die Großartigkeit dieses Erfolges kann man erst dann genügend würdigen, wenn man erfährt, daß von 1876—1884, der Zeit, in welcher die Verbindung mit der Aequatorialprovinz vollständig unterbrochen war, nur neun Dampfschiffe mit Proviant und sonstigen Hilfsmitteln von Khartum nach Lado gelangen konnten.

Ueber dieser Verwaltungslast hat Emin nicht einen Tag seine wissenschaftliche Arbeit vergessen. Das Bezeichnende an ihm ist eine Genauigkeit, die überall bis ins Minutiöse geht. Er spart keine Mühe, um eine neue Pflanze aufzufinden und zu beschreiben, oder um die Sitten eines Volksstammes, einer Menschenrace oder eines wenig bekannten Thieres zu beobachten. In den täglichen Notizen, die er an seine europäischen Freunde richtet, nehmen die Anthropologie, Zoologie und Botanik überall eine bedeutsame Stellung ein.

Diese Notizen sind immer nach der Natur an Ort und Stelle verfaßt, sie spiegeln oft die Traurigkeit, die Hoffnungen und Wünsche dieses Robinson oder, besser gesagt, dieses Admiral Collingwood der Wissenschaft wieder, der seit vierzehn Jahren in einem vollkommen schwarzen Lande isolirt lebt und sich seiner Aufgabe so aufopfernd hingegeben hat, daß ihm noch niemals die Idee gekommen ist, dieselbe im Stich zu lassen. Aus dieser einzigen, fast erhabenen Lage entspringt eine Art Poesie, die Emin im Geheimen fühlt, obwohl er sich keine Mühe giebt, dieselbe auszudrücken, und die dennoch seinen Briefen einen höchst eigenthümlichen Duft von hingebungsvollem Heroismus verleiht.

Vom geographischen Standpunkte hat sein Werk eine Wichtigkeit, die man leicht daraus ersehen kann, daß seine Reise-Tagebücher aus den Jahren 1876 bis 1887 nicht weniger als 23 Expeditionen nach Ugando, Ungöro, den großen Seen, nach Monbuttu und Dueru beschreiben. Seine zoologischen und botanischen Arbeiten sind nach dem Urtheil von Dr. Hartlaub von großer Bedeutung.

Ueber die Geschichte der Menschenjagden in Central-Afrika und die des Ursprungs der Revolution des Machdi enthalten seine Tagebücher die werthvollsten Dokumente. Seine politische Arbeit endlich kann erst dann in vollem Maße begriffen werden, wenn der Heerd der Civilisation, den er im Sudan zu entzünden verstanden hat, endgiltig vor dem Erlöschen geschützt sein wird. Man kennt den großen Plan einer afrikanischen Konföderation, den Stanley auf den oberen Kongo gebaut hat: Die Aequatorial-provinz nun ist nach seinen Ideen zu der Basis bestimmt, von der aus er sie verwirklichen will. Die nächste Zukunft wird uns ohne Zweifel lehren, was aus diesem großartigen Plan werden wird. Wie der Erfolg auch immer ausfallen mag, Emin Pascha hat zu seiner Ermöglichung mehr beigetragen, als irgend ein Anderer.

Emins Bild, das in zwei Aufnahmen vom Jahre 1882 den Tagebüchern beigegeben ist, zeigt uns den großen Kultivator, der den rohen Naturmenschen Innerafrikas so sehr imponirt, merkwürdigerweise als einen ziemlich unansehnlichen Herrn mit einer Gelehrtenbrille, hohlen Wangen und schönen Denkeraugen und mit einem egyptischen Fez bedeckt. Das innere Feuer scheint die Gewalt der äußeren Erscheinung vollständig ersetzen zu sollen. Um so mehr müssen wir die Energie unseres Landsmannes bewundern, der den ärgsten Strapazen trotzt und ohne eine mitfühlende und mitdenkende Seele, unter einer fremden und so weit unter ihm stehenden Race eine ungeheure Arbeitslast bewältigt, ohne je zu ermüden. Mag Stanleys Expedition gelingen oder nicht, Emin Pascha wird auf seinem Posten ausharren als der, den er sich genannt hat, der „Treue.“

Dichtung und Wahrheit in Fritz Reuters Gestalten.

Von Gustav Raatz.

XXI. Das Urbild eines Faulpelzes (de Fulheit).

In dem betreffenden Läufschen (Nr. 51 des zweiten Theils) führt uns Reuter vor einen Menschen hin, der als das non plus ultra an Unlust und Unthätigkeit angenommen werden darf. Karl Penzlin nennt er sich, und die landläufige Redensart, zum langen Leben gehört Zuversicht, oder Ruh und Rast ist die halbe Mast, hat sich an ihm bestens bewährt. Denn der kurze Körper ist zu einer unbeholfenen Masse geworden, die Backen hängen, die Waden sind nicht zu umspannen, und das Gefäß hat einen Umfang, wie er kaum zu denken ist. Was sich bei ihm allein noch rührt, das ist der „kostbar schöne“ Magen, wogegen die Gelenke wie festgewachsen erscheinen. Sein Dasein fristet dieser Junggesell bei seinem lustigen und aufgelebten Vetter „Heindrich der Löwe“, welcher alles Mögliche mit ihm versucht und anstellt, um ihn zu irgend einer Thätigkeit zu veranlassen; jedoch findet der Oberfaulpelz das Flachsjäten viel zu beschwerlich, und ebensowenig mag er zu Karre oder zu Esel die Hühner kehren. Da geht Heindrich dem Löwen die Geduld aus, und er sinnt auf ein Mittel, wie er ihn aus der Bequemlichkeit aufrütteln könne. Bald hat er es gefunden, und somit hält er ihm an einem Wintertage eine Tüte mit Pulver vor die Augen und läßt ihn einen Arm voll Holz zum Einheizen herbeiholen. Sobald jener draußen ist, schüttet er das Pulver aus und füllt dieselbe Tüte mit Sand, und als das Feuer lustig knistert,

tritt er nach Verschließung der Thür vor ihn hin und offenbart ihm alles Ernstes, er selbst wäre seit einiger Zeit des Lebens überdrüssig, und da auch er ob seiner Faulheit und Unbeholfenheit für die Welt keinen Zweck habe, so hätte er beschlossen, ihn gleichfalls in die Luft zu sprengen. Der Dicke in seiner Seelenangst bittet und beschwört, sich dieses gräßlichen Vorhabens zu begeben, auch versucht er seine verkannte Gelenkigkeit durch Sprünge zu beweisen, und wie sich der Vetter mit der Tüte dem Ofen naht und sie in die Gluth wirft, springt er voll Entsetzen unter lauten Hilferufen in den Fensterrahmen, in dem er aber wegen seines kolossalen Hinterkörpers hängen bleibt. Im Nu hat Heindrich der Löwe einen wuchtigen Bakel zur Hand, zahlt auf den Lenden den Lohn für das Flachsjäten und das Hühnerkehren aus und hält nicht eher mit Hauen inne, als bis ihm vom Himmel zur Erde Besserung angelobt wird. Ob sich der dicke Karl Penzlin jetzt wirklich geändert, vermag Reuter nicht anzugeben, und nur das Eine stand fest, daß er auch ferner bei Heindrich dem Löwen verblieb und seit jenem Morgen kein Pulver sehen konnte.

Die Läuschen und Rimels, 1853 und zwar im Selbstverlage herausgegeben, da es kein Verleger mit diesen plattdeutschen Gedichten wagen wollte, ebneten Reuter den Weg zu seinem nachmaligen Ruhme; all das Große, was er schuf, war nicht im Stande, das Interesse für diese pausbäckigen und fröhlichen Kinder zu erdrücken oder abzuschwächen. Und so wird es auch für alle Zukunft damit bleiben. Er nannte diese Episoden Läuschen, weil er sie dem Volke abgelauscht hatte und nunmehr das Volk auf sie in ihrem neuen Gewande merken sollte; er nannte sie nebenbei auch Rimels, weil er die Läuschen in muntere Reime gebracht. Läuschen sind also gereimte Schwänke. Zwar gehören manche derselben einer schon längst hinter uns liegenden Zeit an und hat man darum gewußt aus Hörensagen, alten Kalendern und Scharteken, und andere arten wegen ihres Sarkasmus und ihrer absichtlichen Verunglimpfung betreffender Persönlichkeiten aus, immerhin leidet wegen solcher Einzelschatten keineswegs das Ganze, und insonderheit werfen diejenigen Läuschen helle Strahlen um sich, welche so recht aus dem Leben herausgegriffen sind, die Gestalten in ihrem Thun und Denken malen und die Volksseele abspiegeln.

Zu den Läuschen letzterer Art gehört auch das mit „De Fulheit" überschriebene. Wenn man trotzdem meinen möchte, Reuter habe die Farben zu stark aufgetragen und sich einer Uebertreibung des Thatbestandes schuldig gemacht, so trifft solche Muthmaßung keineswegs zu, ja vielmehr hätte er die Sache noch drastischer gestalten und ungleich mehr auf die Lachmuskeln einwirken können, wenn er noch um einen Umstand gewußt, dessen wir später Erwähnung thun werden.

Der Held dieser Episode, als Karl Penzlin eingeführt, nannte sich in Wirklichkeit Fritz Malchin und war eine von denjenigen Existenzen, auf die man das Schriftwort anwenden kann: „Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und der himmlische Vater ernährt sie doch." Er hatte nichts, er trachtete nach nichts, und dennoch stand er nichts aus, und sein Körper nahm an Gewicht und Umfang tagtäglich zu. Langsam und gelassen wankte er einher und bekundete eine Ruhe und Bequemlichkeit sondergleichen, so daß er, obwohl ein leidenschaftlicher Raucher, es nicht über sich vermochte, sich vom Sopha zu erheben und eine neue Cigarre zu holen, vielmehr wartete er ab, bis jemand einer bedurfte, dem er dann im trägen Platt zurief: „Ach, bringen S' mi gliek en mit; ick mag nich irst upstahn." Mit dem Hochdeutschen wurde er, und zumal er viel und mit etwas kurzer Zunge anstieß, kaum fertig, und wenn er sich gelegentlich darin versuchte, so vermengte er es mit Plattdeutsch, für welche Ausdrucksweise man in Mecklenburg die Bezeichnung „missingsch" (Messing, ein zusammengesetztes Metall) hat. Sein Auge war dunkel, ebenso Haar und Vollbart; das schwache Kopfhaar trug er stets glatt und „blank gestriegelt." Aus den hohen, breiten und rundlichen Schultern erhob sich ein kurzer dicker Hals, auf dem ein großer Kopf mit auffallender Stirnbreite saß. Ueber den phlegmatisch und gutmüthig dreinschauenden Augen befanden sich üppige Brauen; die Nase war stark und fleischig, jedoch zu der ganzen Figur passend; die runden und vollen Backen hingen etwas, und vervollständigt wurde die Gesichtsmasse durch den hervorgeschobenen „Karo", wie man in Mecklenburg das wulstige Unterkinn, zu bezeichnen pflegt. Mehr noch als die Brust fiel der Rücken auf, der, wie auch Reuter richtig bemerkt hat, nach unten zu in den Lenden förmlich ausgeartet war. Kein Wunder also, daß die verhältnißmäßig kleinen Füße die durch einen mächtigen Schmeerbauch vermehrte Last kaum zu tragen vermochten, so daß unser Fritz Malchin eine Bewegung möglichst vermied, und, wenn er von der Stelle mußte, vernehmbar pustete, die Unterlippe hängen ließ und baldigst in Schweiß gerieth. In der Umgegend hieß man ihn allgemein wegen seines blühenden Gesichts und der Leibesfülle Bräsig, mit welcher zum Hauptworte gestempelten Eigenschaft noch der Begriff eines vom Trinken etwas gefärbten und aufgedunsenen Antlitzes gemeinhin verbunden wird. Auch darin unterschied er sich nicht von dergleichen aufgeschwollenen Naturen, daß er harmlos, verträglich und gefällig war. Nur einen Menschen mochte er nicht leiden, und der war Reuter, weil ihn dieser in den Läuschen zum Ergötzen gegenwärtiger und künftiger Leser verewigt hatte.

Zwar hatte er die Landwirthschaft erlernt, es lag ihm aber, und wie anzunehmen ist, aus Bequemlichkeit fern, sich mit Neuerungen zu befreunden, so daß nirgend seines Bleibens als Wirthschafter von längerer Dauer war, und schließlich blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich bei Verwandten „durchzufressen."

Den einen Vetter haben wir im Läuschen als Heindrich den Löwen kennen gelernt, obwohl nicht in Bezug auf Figur und Aussehen, als vielmehr aus der Handlung. Woher der Pächter von Fahrenhaupt bei Schwaan, Heinrich Busch (dies der wirkliche Name), zu dem Spitznamen gekommen, ergiebt sein Aeußeres. Er war ein breitschultriger starker Mann, eine wahre Hünengestalt, vollbärtig, dunkelhaarig und wirkte namentlich durch seine dunklen Augen derartig ein, daß einem bei nicht näherer Bekanntschaft bange werden konnte. Ein Liebhaber von tollen und ausgelassenen Streichen, kam ihm nun sein träger, eßbegieriger und gutmüthiger Vetter Fritz Malchin so recht zu paß, und er führte alsbald solche „Teufelssätze" mit ihm auf, wie sie kaum ärger gedacht werden konnten, und die alte Schulzenfrau Harder zu Köſterbeck, die damals auf dem Nachbargute Fahrenhaupt als junges Mädchen Wirthschafterin war, pflegte zu erzählen: „Was für eine Wirthschaft manchmal mit dem Fritz Malchin in Fahrenholz war, läßt sich gar nicht beschreiben; es war oft zum Todtlachen." Die Pulvergeschichte ist nur eine Nummer von den Exzessen. Um einen Umstand, auf den wir bereits vorbereitet, hat jedoch Reuter sicherlich nicht gewußt. Heinrich Busch hatte nämlich berechnet, daß sein überaus feiger und furchtsamer Vetter in seiner Angst zum Fenster hinausfahren würde und deshalb draußen unmittelbar unter dieses einen Kübel bringen und ihn voll Wasser tragen lassen. Daß er in selbigen nicht hineinplumpste, das verhinderte der für den Korpus zu enge Fensterrahmen. Jedenfalls hätte Reuter das Fenster erweitert, und den Flüchtling aus dem Hiebregen in die Traufe befördert.

Die anderen Handlungen im Läuschen, nämlich das Flachsjäten und Hühnerkehren, haben sich jedoch nicht in Fahrenholz, sondern in Toitenwinkel bei Rostock zugetragen, allwo Heinrichs gleichfalls ausgelassenen Streichen zugethaner Bruder Fritz Pächter war. Daraus leitet sich eine willkürliche Zusammenlegung der Thatsachen ab, um welch letztere Reuter brieflich durch den damaligen und mit ihm verwandten Küster Brunow zu Toitenwinkel wußte. Auch bei Vetter Fritz stellte sich Fritz Malchin des öftern auf längere Dauer ein, wie er überhaupt zwischen beiden wechselte. Endlich war es aus mit den Gnadentischen infolge Verzugs der Vettern. Heinrich legte sich zu Güstrow auf den Viehhandel und starb um 1872 herum, während Fritz 1876 zu Rostock verschied.

Was alsdann mit Fritz Malchin geworden? Es bleibt immerhin anzunehmen, daß ihn Vetter Fritz mit nach Rostock hinübergenommen; wenigstens stattete er unserm unweit der Stadt wohnhaften Gewährsmann schon 1862 Besuche ab. 1886 starb er daselbst im Krankenhause und zwar an „Freßsucht" nach der Ansicht seines Bruders.

Räthsel und Spiele.

Räthsel.

Sonst hast Du mein Herz bezwungen,
Heilige Cäcilia!
Doch zum Aerger stets erklungen
Ist ein Wort, dem Fenster nah,
Und mit d zu mir gedrungen.
Meinem Busen hat sich da
Tief der Seufzer losgerungen:
„Ach, mit f!“ Und das geschah.
Denn allmälig weiter fort
Zog das böse Räthselwort.

Silben-Räthsel.

au, bad, beck, bes, cä, chi, chi, con, de, del, doc, du, dus, e, e, ein, el, er, er, fran, fries, ge, ge, gel, gu, he, i, iff, in, junc, len, land, land, le, na, neun, o, ost, phi, pi, ra, re, re, ro, ro, rurg, sad, se, sen, tiv, ven, vo, ze, zens.

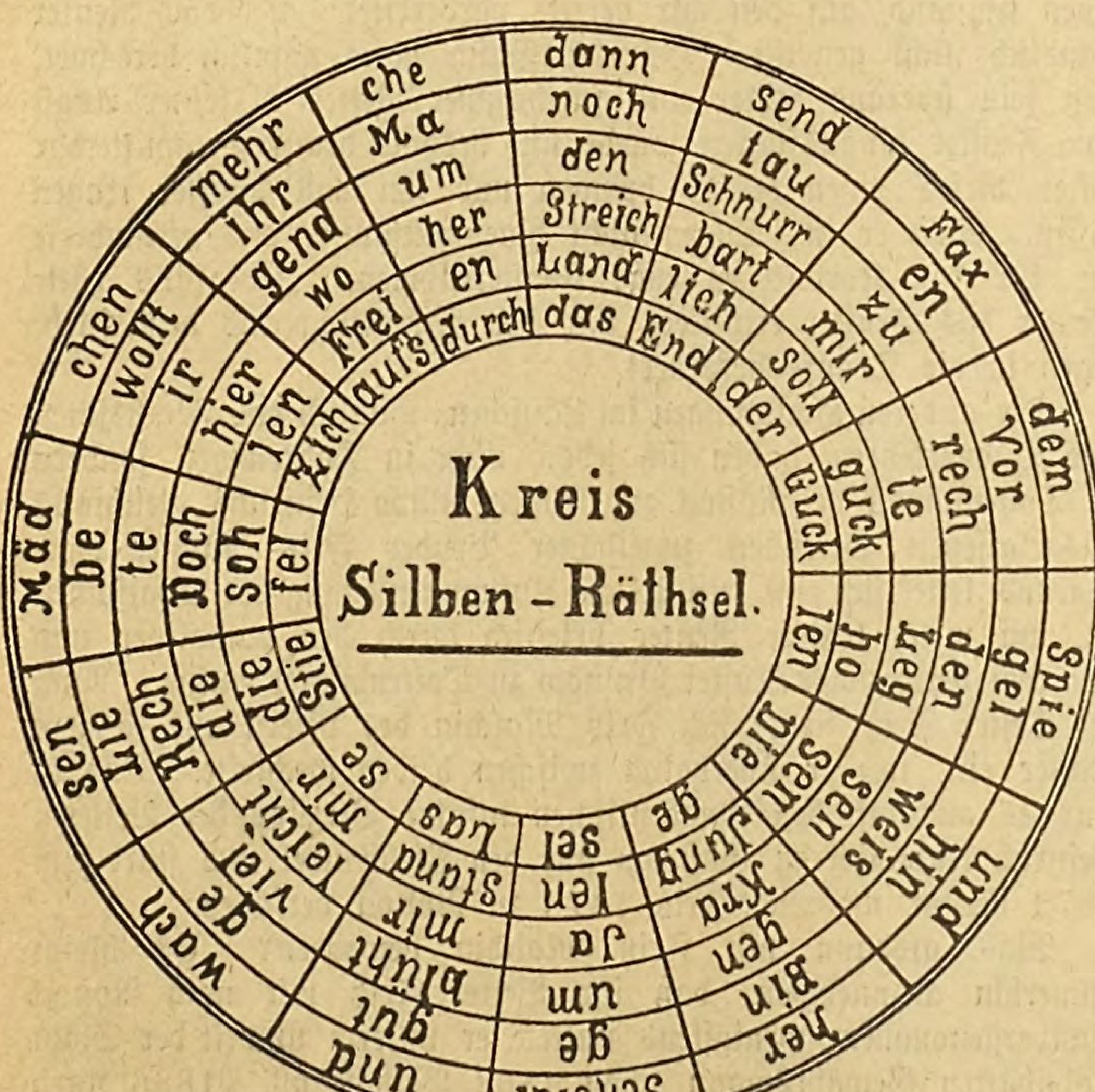
Vorstehende 54 Silben sollen zu 19 Wörtern vereinigt werden, welche bezeichnen: 1. ein berühmtes Frauenbad, 2. eine Stadt in Italien, 3. einen Fluß in Indien, 4. einen der vier großen Propheten, 5. ein berühmtes altgriechisches Orakel, 6. einen der hervorragendsten Männer der ersten französischen Revolution, 7. einen berühmten Schauspieler, 8. einen Modus des Zeitwortes, 9. eine Priesterin der Venus, 10. ein Gebirge in der Rheingegend, 11. ein ehemaliges deutsches Fürstenthum, 12. einen Fisch, 13. eine altjüdische Religionspartei, 14. eine fremde Bezeichnung für einen Wundarzt, 15. ein insektenfressendes Säugethier, 16. einen männlichen Vornamen, 17. eine Landschaft in Frankreich, 18. eine Stadt in Hannover, 19. eine wohlriechende Blume.

Von oben nach unten ergeben die Anfangsbuchstaben den Namen eines berühmten deutschen Dichters, die Endbuchstaben eines seiner bekanntesten Gedichte.

Logogriph.

Wie tummelt ein fröhliches Völklein sich
So munter in mir mit p,
Doch trage ein k statt dessen ich,
Dann fliehet man meine Näh',
Ich krame gewöhnlich nichts Gutes aus,
Verbreite Entsetzen sogar und Graus.

Kreis-Silben-Räthsel.



Magisches Quadrat.

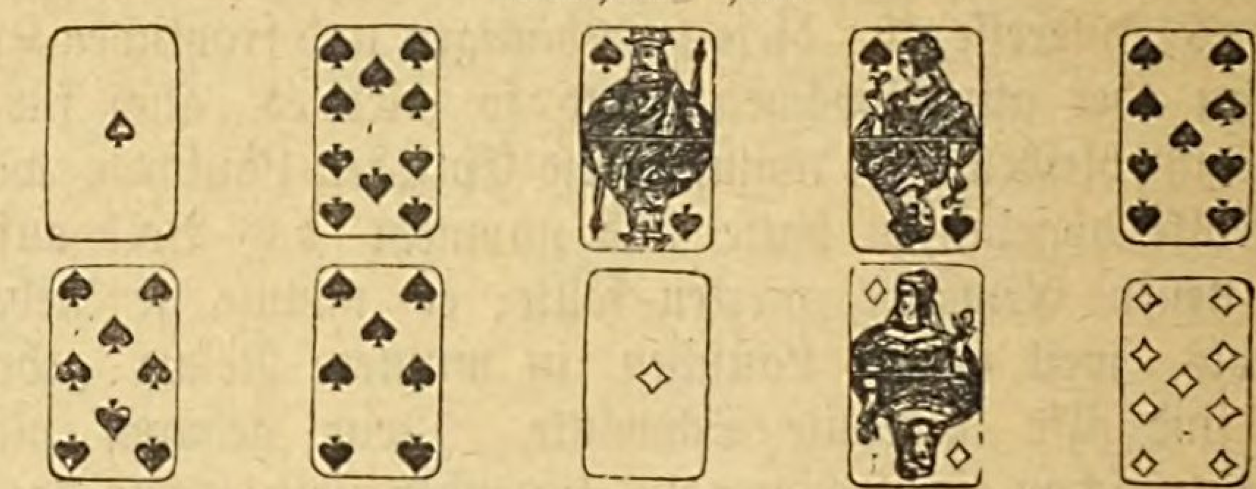
a	a	c	c
e	h	h	h
k	m	m	o
o	s	s	u

Die Buchstaben des Quadrates sind so zu ordnen, daß die dadurch entstehenden vier Wörter der horizontalen Reihen denen der entsprechenden vertikalen Reihen gleich sind. Die Wörter bezeichnen: 1. eine Art Nachahmung, 2. eine biblische Person, 3. ein Gebäude, 4. eine Stadt in Sibirien.

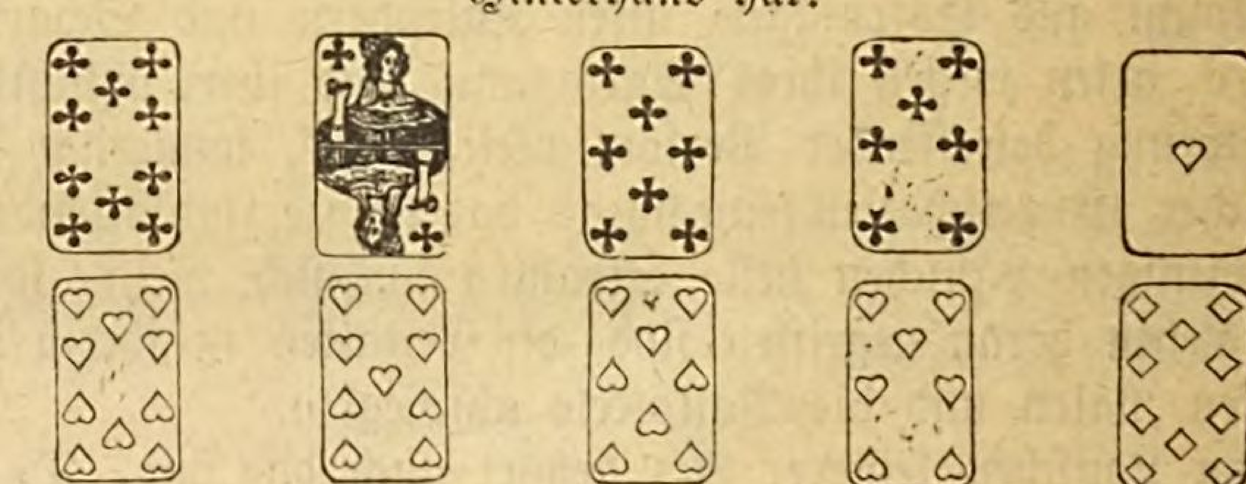
Auflösung der Räthsel aus Nummer 28.

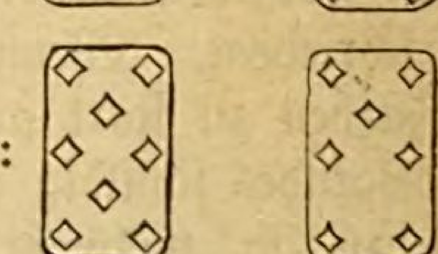
Skat-Aufgabe.

Vorhand hat:



Hinterhand hat:



Spieler hat noch:  Skat: 

Gespielt wird:

	Vorh.	Mittelh.	Hinterh.	Points.
I.	1. Pique-König	2. Treste-König	3. Treste-Zehn	— 18
II.	2. Careau-As	3. Careau-König	1. Careau-Zehn	— 25
III.	1. Pique-Dame	2. Treste-As	—	+ 14

Spieler zieht Atout und giebt noch ab:

Hinterh.	Mittelh.	Vorh.	
Coeur-As	Coeur-König	Pique-As	— 26
Coeur-Zehn	Coeur-Dame	Pique-Zehn	— 24

Die Alden haben 93 Points!

Buchstaben-Versetzungs-Räthsel.

1. Bleistift, 2. Leuchtgas, 3. Überzieher, 4. Charakter, 5. Heidelberg, 6. Ezechiel, 7. Reichenhall. — Blücher.

Charade. Steinmetz.

Dechiffrir-Rosette.

1. Man beginnt mit dem links in der Mitte stehenden „D“ und verfolgt die Linie der Rosette aufwärts gehend. Sobald die Linie einen Kreis berührt, wird der darüber befindliche Buchstabe dem vorgehenden angereiht. Der Text ist: „Die Liebe ist der Liebe Preis.“

2. Man beginnt mit dem unteren der beiden nebeneinanderstehenden „I“ und verfährt wie bei Nr. 1. Der Text ist: „Ich habe gelebt und geliebet.“

Rebus. Es hat gebumst.

Räthsel. Ungarn, hungern, ungern.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 30 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 22. Juli 1888

Frau Müller.

Eine Erzählung aus der österreichischen Offizierswelt von Paula von Dorn.

Fortsetzung.

Nur nach einem freundlichen Häuschen der Vorstadt, der Rosenvilla, benannt von dem prächtigen Gewinde herrlich blühender Centifolien, das es umgab, war schon regeres Leben gedrungen. Die weit geöffneten Fenster und Glasthüren des Gartensalons im Erdgeschoß und darin der bereits gedeckte, mit einem frischen Blumenstrauß geschmückte Frühstückstisch gaben beredtes Zeugniß von den löblichen Lebensgewohnheiten seiner Bewohner. Und ist es auch nur recht und billig, daß von berufener Seite stets mit gutem Beispiel vorangegangen werde, so muß man es doch loben, wenn ein Mann wie Stabsarzt Klein, dessen mühseliges Tagewerk oft bis in die späte Nacht hinein und darüber währt, aus Grundsatz an der Sitte des Frühaufstehens bei jeder Jahreszeit für sich und seinen ganzen Hausstand festhält. Der Mann hat nicht nur die Oberleitung des weitläufigen Hospitals zu führen, sondern ist zugleich einer der gesuchtesten Aerzte in der ganzen Umgebung und vermöge seiner besonderen Geschicklichkeit als Chirurg eine viel beschäftigte Persönlichkeit. Es ist eine aufreibende Thätigkeit, die den bejahrten Arzt in steter Bewegung erhält; dennoch läßt ihn keine Müdigkeit die sechste Morgenstunde versäumen, und Niemand sah ihn noch eine Minute später beim Morgenkaffee erscheinen; es war auch nur durch diese frühe Regsamkeit möglich, die Arbeit zu bewältigen, die ihm zufiel. Frau Klein, seine würdige Lebensgefährtin, hätte eine solche ungewohnte Verspätung auch nicht übel in Angst und Schrecken versetzt, denn es mußte wahrlich Ungeheuerliches vorfallen, um diese so streng geregelte Basis des Tagewerkes zu verschieben. Es war ein kinderloses Ehepaar, und bekanntlich ist Niemand geneigter zur Pedanterie als eben ein solches. Noch fehlten volle zehn Minuten bis zur hora legalis, da öffnete sich schon die mittlere Eingangsthüre, und Frau Klein im einfach sauberen Morgengewande, mit weißer Schürze und dito Häubchen angethan, trat in Begleitung eines jungen Dienstmädchens prüfend an den Tisch heran, um mit geübtem Kennerblick das Ganze zu mustern, damit auch gewiß nichts fehle. Es mußte Alles ihre Billigung gefunden haben, denn sie nickte zufrieden mit dem Kopfe.

„Also wie ich Dir befohlen habe,“ wandte sie sich an das Mädchen, „sobald die Herrschaften erscheinen, trägst Du auf und entschuldigst uns für heute. Mein Mann muß sogleich über Land zu einem Schwerkranken fahren, und ich habe dringende Einkäufe zu besorgen für den morgigen Mittagstisch, wo uns der Bruder und die Schwägerin des Herrn Majors die Ehre schenken wollen.“

„Gnädige Frau können sich darauf verlassen, es wird Alles besorgt werden,“ versicherte das Mädchen, und damit verließen Beide das Zimmer.

Nur wenige Augenblicke später trat von der Gartenseite her ein anderes Paar in den Rahmen der weit geöffneten Doppelthüre. Ein hochgewachsener junger Mann mit gewelltem lichtbraunen Haar und Vollbart, dessen schlanke Gestalt sorgsam in warme Winterkleider gehüllt war, und dessen Augen eine dunkle Brille bedeckte, führte eine Dame am Arme, die wir trotz ihres etwas veränderten Aussehens leicht als Baronin Frida Carwell wiedererkennen.

„Niemand da,“ sprach sie und zog dabei die Taschenuhr zu Rathe, „nun es fehlen auch noch sechs Minuten, wir können uns bis dahin noch sonnen,“ fügte sie bei, und damit wandten sie sich wieder zum Gehen. Dort draußen in der Nußbaumallee sieht man sie rüstig auf und nieder schreiten, so festen, sicheren Schrittes, daß es gewiß keinem Beobachter in den Sinn gekommen wäre zu denken, daß jene stramme Männergestalt mit den eleganten Bewegungen diejenige eines Blinden ist, der ohne die unmerklich leitende Führung seiner Begleiterin wie ein Kind hilflos dastünde.

„Unsere letzte Morgenpromenade,“ flüsterte er halblaut, sich ihr zuwendend, und ein tiefer Seufzer folgte diesen Worten. Seine Stimme hatte einen weichen Klang, jetzt bebte sie leise und mußte wohl auch ihr zu Herzen dringen, denn es flog wie ein leichter Schatten über ihre bleichen, etwas müde erscheinenden Züge. Ja bleicher und matter als sonst erschien jetzt das Schelmengesichtchen von ehedem, und leichte Schatten umgaben die beiden Sprühteufelchen, die sonst so hell die Welt geschaut hatten. Das ehrwürdige weiße Haupt bedeckte ein leichter Spitzenschleier, aus dem nur einige flockengleiche Löckchen hervorguckten, gerade genug, um den Kontrast zwischen den dunklen Augenbrauen, dem kleinen, vollen, mit zwei Perlenreihen besetzten Munde wirkungsvoll hervortreten zu lassen.

„Danke schön, Herr Major,“ versetzte sie etwas erzwungen lächelnd, „wollen Sie damit auf zarte Weise andeuten, daß Sie mir in diesem Leben nicht mehr zu begegnen wünschen?“

Da hemmte er seinen Schritt und sagte mit einem Ausdruck von großer Bestimmtheit:

„Es ist nicht wahr, Sie glauben nicht, was Sie sagen, Frau Müller. Wenn Ihr Mund auch lacht, Ihr Herz weiß nichts davon. Darin bergen Sie eine Thräne, die Thräne des Mitleids

für mich. Warum schämen Sie sich dessen? Haben Sie nicht schon mehr, viel mehr für mich gethan, als ein paar Thränen vergossen?"

„Ich bitte Sie, kommen Sie mir nicht immer und immer wieder mit diesen Großthaten," unterbrach sie ihn, jetzt wirklich ärgerlich, „was habe ich denn eigentlich viel für Sie gethan, was nicht jede andere Krankenpflegerin auch zu Stande gebracht hätte? Im Gegentheil, an mir ist es, Ihnen zu danken, Herr Major, denn einen geduldigeren und großmüthigeren Patienten, als Sie es waren, kann es kaum mehr geben. Aber lassen Sie uns jetzt zum Kaffee gehen, es ist höchste Zeit!"

„Nein, noch einen Augenblick bleiben Sie, ich werde Sie nie wieder um etwas bitten," flehte er und legte seine Hand auf ihre leicht in seinem Arme ruhende Rechte. „Sie reisen in einigen Stunden fort, ich habe so Vieles auf dem Herzen, Sie zu fragen, Ihnen zu sagen. Jetzt, in letzter Stunde hätte ich vielleicht den Muth. Aber warum zittern Sie? Weshalb entziehen Sie mir Ihre Hand? Diese kleine weiche Kinderhand, die so sanft bezwingend mich ins Leben wieder zurückgeführt hat?"

Sie schwieg. Es wäre ihr unmöglich gewesen, ein ruhiges Wort über die Lippen zu bringen. Er aber legte ihren Arm wieder in den seinen, beugte sich nieder und drückte einen Kuß auf ihre schlanken Finger.

„Ich beschwöre Sie," hauchte sie bewegt, „lassen Sie das! Machen wir uns den Abschied nicht schwerer, als er ohnehin schon ist, das thut nicht gut."

Er athmete tief und schwer: „Sie haben Recht," sagte er, „es ist ja doch Alles vergeblich." Und einen raschen Entschluß fassend: „Lassen Sie uns zu Klein's hineingehen!"

Wortlos legten sie die wenigen Schritte zurück, die sie von dem Gartensalon trennten. Fridas Wangen wurden jetzt von einem blassen Roth angehaucht, und Erichs bleiches Angesicht sprach auch deutlich genug von dem schwer bekämpften Sturm in seinem Innern.

„Noch immer Niemand da," bemerkte sie verwundert, „nehmen Sie immerhin Platz," und sie geleitete ihn zu dem gewohnten Armsessel. „Ich will nachsehen, was diese Verspätung zu bedeuten hat." Sie wurde aber dieser Mühe durch das Erscheinen der Magd enthoben, die, sich des bewußten Auftrages geschickt entledigend, das Kaffeebrett sammt Zubehör auf den Tisch stellte und rascher wieder in der Thür verschwand, als die Beiden Zeit brauchten, um sich von ihrem Erstaunen über die befremdliche Botschaft zu erholen. Zögernd stand Frida noch immer neben Erichs Sitzlehne, eine gewisse Befangenheit sprach aus Mienen und Haltung, denn das Alleinsein mit ihm, dem sie durch die Gegenwart des Doktorpaares so sicher zu entgehen gehofft hatte, war ihr offenbar eine höchst peinliche Aufgabe.

„Man entgeht seinem Schicksal nicht," ergänzte der Major laut ihren stillen Gedankengang, „aber ich will Sie nicht peinigen. Hunger habe ich nicht, das können Sie mir glauben. Lassen Sie mich mit meiner Cigarre allein, ich muß ja doch anfangen, mich an Ihre Abwesenheit zu gewöhnen, Frau Müller —"

Aber Frida hatte, noch ehe er zu Ende gesprochen, nach kurzer Ueberlegung ihren Sessel an seine Seite gerückt, um sich wie alltäglich mit dem Zurechtlegen seines Morgenimbisses zu beschäftigen.

„Warum nennen Sie mich heute so nachdrücklich bei diesem förmlichen Namen?" fragte sie leichthin, ohne auf seine wehmüthige Betrachtung einzugehen. „Warum heiße ich nicht mehr Frau Frida wie sonst?"

Er wußte keine Antwort oder mochte keine ertheilen, sie aber hantirte emsig weiter mit Butterschnitten und Zuckerstücken, die sie für ihn und sich sogleich vertheilte. Viel wurde davon nicht vertilgt, es hatte überhaupt diesen Morgen ein unerquicklicher Zustand an diesem doch so zierlich und sorgfältig gedeckten Tisch Platz gegriffen, in seinem Umkreise herrschte eine Art von Gewitterschwüle, die mit der äußeren herbstlich kühlen Atmosphäre in großem Widerspruch stand. Plötzlich begannen drinnen Blitze zu zucken.

„Kennen Sie dies, Frau Müller?" rief Erich, sich ihr voll zuwendend, nach einer längeren Pause, die in dem mühsam sich fortschleppenden Gespräch entstanden war. Er schlug ein Buch auf, das neben ihm lag, und entnahm daraus ein unschuldig weißes leeres Briefcouvert. Sie blickte erschrocken auf, so seltsam herb klang der Ton des Fragenden. Was sie in seiner Hand erblickte, war nur ein Krone und Monogramm, ihr Monogramm, tragender Briefumschlag, ein gewiß harmloses Objekt; aber dieses in seiner Hand zu sehen, das war ein unerwartet harter Schlag. Erich ließ ihr keine Zeit, die Lüge, die schon auf ihren Lippen schwebte, auszusprechen.

„Der Umschlag trägt eine Freiherrnkrone über zwei verschlungenen Buchstaben F. E.," er strich dabei mit dem Zeigefinger über die erhabene Stelle, gleichsam die Umrisse verfolgend, „ich fand es als Buchzeichen in Heyse's „Buch der Freundschaft," aus dem sie mir gestern im Pavillon vorzulesen die Güte hatten," sprach er langsam, gedehnt, „und hier dies feine Battisttaschentuch?" er zog den Gegenstand aus der Brusttasche seines Rockes, „es muß wohl aus Versehen unter meine Wäsche gelangt sein, und trägt merkwürdigerweise nicht meinen Namenszug, sondern dieselbe Zeichnung und dieselben Initialen wie der Umschlag hier — —" Pause — lange Pause. Was konnte sie auch sagen? Aerger und Betroffenheit hießen sie schweigen. Mußte aber auch alle bisherige Geistesgegenwart, alle durch Monate geübte List und Verstellungskunst sie wirklich im letzten Augenblick im Stiche lassen?

„Diese Gegenstände sind Ihr Eigenthum, Frau Müller!" er betonte diesen Namen noch schärfer. „Erlauben Sie, daß ich sie Ihnen hiermit zurückstelle."

Sie war vollständig verblüfft. Wie konnte sie nur so ungeschickt, so unvorsichtig gewesen sein? Nach so viel Mühe und Sorgfalt mußte sie nun eines geringfügigen Versehens halber das Gebäude ihrer wohlgemeinten Intrigue zusammenbrechen sehen. Zorn und Verlegenheit kämpften um die Oberherrschaft, und sie fand keine, absolut keine andere Erwiederung als ein recht einfältiges Lachen und ebensolche Worte, sie klangen etwa wie: „ich weiß wirklich nicht," oder doch ähnlich.

Er aber schüttelte ernst den Kopf.

„Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, nicht weiter! Sie sind mir ein Engel des Trostes und der Aufopferung gewesen, lassen Sie dies Lichtbild in meine ewige Nacht leuchten, unbefleckt, unverwirrt, wie bisher. Keine Lüge; es ist nicht edel, nicht großmüthig, einen armen Blinden irre zu führen, das Gelingen ist ja leicht."

Das war zu viel. Die herbe Wehmuth, die in seiner Stimme zitterte, schnitt ihr bis ins tiefste Herz. Nein, nicht länger und wozu auch? Hatte sie das Werk nicht vollendet? War ihr die selbst gestellte Aufgabe nicht gelungen? Der Deckmantel konnte also ungeschädigt fallen, ja sein fernerer Schutz wäre jetzt sogar nur noch schädlich.

„Sie müssen mich anhören!" sagte sie ganz kleinlaut. „Es war zu Ihrem Wohle, das müssen Sie mir glauben," fügte sie bittend hinzu, „und ob ich nun so oder so heiße, ist das im Grunde nicht gleichgiltig?"

Der blinde Major aber hörte sie betroffen an, dieses Bekenntniß, er hatte es erwartet, er war darauf vorbereitet gewesen, jetzt aber, wo sie im Begriff stand, es voll und ganz abzulegen, verwirrte es ihm die Sinne. Das Bild, das er sich von dem Wesen entworfen hatte, welches unter dem Namen der Wittwe Frida Müller, geprüfte Krankenpflegerin, kurz nach der Katastrophe vom Stabsarzt Klein in dessen eigenem Hause ihm zugeführt worden, entschwand ihm, er konnte es nicht mehr festhalten.

Die hochgebildete, feinfühlige Frau, die mit ihren heiteren Lebensanschauungen und ungewöhnlichen Ansichten ihm fast mehr noch einen moralischen Halt in die Dunkelheit seines Daseins reichte, die Trägerin dieser wundersamen Hand, die alle Wunden heilte, diese melodische Stimme, er hatte sie im Geiste verkörpert vor sich gesehen und sich an die seinem Herzen nur allzu theure Erscheinung innig angeschlossen, ja seine Seele hing daran mit Banden, deren Festigkeit er mit jedem Tage mehr empfand, je weniger er es sich selbst eingestehen wollte, und je näher die Stunde der Trennung kam, die sie ihren anderen Pflichten zuführen sollte. In den letzten Tagen war er übrigens

einer dermaßen hochgradigen Erregung verfallen, daß sie Niemandem, den beobachtenden Hausleuten am allerwenigsten, verborgen bleiben konnte. War es möglich, Erich von Raun, der bis in sein reifes Mannesalter allen Abgründen der Leidenschaft zu entgehen wußte, und dessen Herz noch keinem Weibe anders als mit kühler Ueberlegenheit entgegenschlug, er, der allen Künsten weiblicher Koketterie mit einem moralischen Achselzucken begegnete, er sollte das Gleichgewicht seiner Seele verlieren einer Frau gegenüber, die er niemals erblickt hat und die ihm niemals zu schauen vergönnt sein würde? Einer Frau gegenüber, von der er nichts kannte, als ihr starkes opfermuthiges Herz, ihre glückliche Naturanlage, ihre unermüdliche Sorgfalt? — Er, ein Gegenstand des Mitleids, träumte noch von Lebensfreuden, von ihr, zu deren Füßen ein mächtiger Drang ihn so unwiderstehlich hinzog? Und sie, mit dem warmen Herzen und der köstlichen Laune, gekettet an einen lichtlosen Krüppel, bah, ein wahnwitziger, ein ungeheuerlicher Traum. Und jetzt — jetzt — Alles, Alles löste sich auf in unbestimmte Umrisse; haltlos, stumm und verloren starrte er vor sich hin, und sie merkte es wohl, wie ihm geworden.

Arme, bedauernswerthe, schlagfertige Frida. Wie muthlos ließ sie die Arme in den Schooß sinken!

„Wollen Sie meine Beichte hören?" Das klang so scheu und beklommen, wie aus dem Munde eines gerechte Strafe gewärtigenden Kindes. Er barg den Kopf in beide Hände und blieb stumm.

Unschlüssig, was sie thun sollte, blickte sie zu ihm auf und sah, wie dicke Tropfen aus seinen armen Augen durch die fest zusammengepreßten Finger rieselten. Das war zu viel, sie konnte es nicht tragen, und Alles war vergessen und verschwunden. Sie sah und fühlte nichts Anderes, als daß der Mann, der — ja sie war sich dessen nur allzuklar bewußt — der ihr nunmehr das Theuerste im Leben geworden war, er, dem es unter Allen vorbehalten gewesen, ihr stolzes, kaltes Herz zu bezwingen — er, der so zu sagen Leben von ihrem Leben geworden war, er litt durch sie, er vergoß Thränen um sie.

„Erich!" — und auf ihren Knien lag sie vor ihm und erfaßte seine zitternden Hände. „Ich beschwöre Sie, hören Sie mich, o Gott, es mußte ja sein. Wie hätte ich mich denn Ihnen nahen und Sie in meine Pflege nehmen können, wenn ich anders aufgetreten wäre? Nicht meinetwegen, mir war an der Welt und ihrem dummen Geschwätz nie sonderlich viel gelegen, aber Sie und die Kleins, die Sie und mich unter ihr schützendes Dach aufgenommen, in aller Leute Mund, durch alle Kasernen und in alle Zeitungsblätter wären unsere Namen gezerrt worden, und mit welchen Kommentaren! Begreifen Sie das? Nur deshalb, ich schwöre es Ihnen, aus keinem anderen Grund verbarg sich die Baronin Frida Carwell, auch die exzentrische Stiftsdame genannt, so sorgfältig hinter der Schürze der biederen Frau Müller. Nun so lachen Sie doch, Major!" — sie zwang sich mit Mühe zu einer humoristischen Färbung — „und vor Allem, bitte, verspeisen Sie gefälligst meine Hände nicht!"

Ob und wie viel Erich von diesen wirren Reden, deren Zusammenhang ihm in keinem Falle klar sein konnte, verstand, das ließe sich schwer feststellen. Ihre Berührung hatte ihn wie ein elektrischer Strom durchzuckt, er fühlte ihren geschmeidigen weichen Körper bebend vor Erregung an seine Knie gelehnt, ihre kleinen Hände hielten die seinen, der süße Athem ihres Mundes streifte sein zu ihr gebeugtes Gesicht — es schwanden ihm die Sinne — „so — so laß mich sterben!" hauchte er.

VIII.

Mit jugendlicher Kraft glühte schon die Mittagssonne am Himmel. In der Rosenvilla war es so still geblieben, wie am Morgen; weder Stabsarzt Klein noch dessen Gattin waren nach Hause zurückgekehrt, und die Magd waltete ruhig ihres Amtes. Nur zwei Herzen pochten lauter in himmlischer Wonne, und die Rosen blühten und dufteten den warmen Strahlen zuliebe süßer und berauschender, und geheimnißvoll schwirrte und summte die Insektenwelt in der geöffneten Salonthüre. Vielleicht empfingen die geflügelten Blüthenstaubverehrer soeben von einem heimlichen Lauscher die Kunde davon, daß sich da drinnen zwei brave Menschenkinder in Liebe und Seligkeit gefunden hatten.

„Weißt Du schon? — sum, sum, sum — Frida und Erich — brrrr — sie küßten sich — pst —"

Was sich die Beiden in den verflossenen wenigen Stunden erzählt und gefragt haben mögen, erheischt hier keine Wiedergabe, alles Mißverständniß ward aufgeklärt, reinste Seelenharmonie leuchtete an ihrem Himmel, der Jubel in Erichs Brust war um so herzbewegender, als ja die Tragik seines Geschickes Allem und Jedem größere Emphase verlieh, als dies unter normalen Verhältnissen der Fall gewesen wäre. Besonders beseligte ihn der Umstand, daß er sich von Fridas äußerer Erscheinung nun auch ein volles Bild entwerfen konnte; die „Graue" aus der Kriegs-Ambulanz, die schon damals, wie keine Andere, die Fähigkeit besaß, durch ihre Nähe allein lindernd auf seine Schmerzen zu wirken, ihr liebes Gesichtchen, die ganze anmuthige Gestalt, bis auf die letzte widerspenstige weiße Locke tief im Nacken — Alles, Alles sah er so lebhaft vor sich, wie am Tage seiner damaligen Verwundung.

„Mein Schutzengel, meine Wunderthäterin," in allen Tonarten sang er den Hymnus seiner hohen Liebe, und sie, sie ward nicht müde, die neue Weise in ihr berauschtes Ohr gleiten zu lassen, „und Marko und Gemma, die mich morgen von hier fort und zu sich führen sollten," lächelte er selig, „wie werden sie erschüttert sein ob meines ungeahnten Glückes, und die guten Kleins!"

„Erich!" sie umschlang ihn mit beiden Armen, „sage mir, wird unser Bund auch Niemanden kränken, Niemanden?"

„Wie verstehst Du das, Süße?" er besann sich einen Augenblick und schwieg; dann sagte er mit einem Seufzer, und eine Wolke lagerte sich auf seine Stirn: „Ach, Du gedenkst wohl jener bedauernswerthen Verirrten, meiner Schwester? Marko hat Dir sicherlich von ihr erzählt."

„Nein, nicht sie hatte ich im Gedanken, aber nicht wahr, auch sie hat genug gebüßt; Deine nächste Blutsverwandte soll nicht länger in der Verbannung schmachten, wie eine Aussätzige, während ihre Brüder sich Heerd und Heim gründen. Nicht wahr, mein Erich? Wir wollen ihr jetzt behilflich sein, ihren Fehltritt allmälig zu sühnen und womöglich vergessen zu machen. Man muß ihr vor Allem ihre Kinder wiedererstatten," meinte sie theilnahmsvoll, „die Mutterliebe wird das heilsamste Mittel sein, alle Scharten wieder auszuwetzen. Es giebt doch kein Wunder, das die Liebe nicht vollbringt," schloß sie mit vielsagender Betonung die beredte Fürsprache.

„Du liebes, großes Herz, Du meine bezwungene Widerspenstige, wie hoch, wie edel kannst Du fühlen und denken! Aber wenn Du jene Unglückliche, leider unrettbar Verlorene, nicht gemeint hast, wen sonst?"

„Erich, für wen wolltest Du sterben?" frug sie leise wieder und lehnte ihren Kopf fester an seine starke Brust, „darf ich es jetzt wissen?"

„Du sollst es erfahren," erwiederte er zärtlich und ohne einen Augenblick des Zögerns, „Du bist ja ich, mehr als ich, und nichts, kein Pünktchen in meinem Leben soll Dir verborgen sein. Bin ich Dir nicht alles Vertrauen schuldig, Du Einzige? Ich vergaß Alles in meinem Glücksrausche, außer Dich, sonst wäre ich schon selbst darauf gekommen. Verzeih und wisse nun, daß keine Menschenseele auf Erden außer Dir ein Anrecht auf mich hat, und daß ich um keiner Liebespein willen in gewöhnlichem Sinn das Leben von mir werfen wollte. Es war anders, es war so Vieles. Aber Niemand hat und Niemand soll, außer Dir, Du Traute, das unselige Geheimniß erfahren; Du wirst es mir bewahren, ich weiß es. So höre denn: der Zwist zwischen mir und Marko ist Dir nicht fremd, auch dessen Ursache kennst Du, mein Bruder ist aber in vielen Dingen so ganz anders geartet wie ich, vielleicht viel besser, und ich liebe und verehre ihn innig, danke ich ihm doch Alles: meine Erziehung, meine Karriere und die viele Liebe, die er mir stets erwiesen. Aber damals habe ich sein Herz nicht herausgefunden.

Schluß folgt.

Ein neuer Kniff.

Aus dem Französischen von A. de Nève.

Ein junger Philosoph hatte in einer reichhaltigen Sammlung alle Kunstgriffe zusammengestellt, welche die Frauen gegen die Männer anwenden. Um sich selbst vor ihnen zu schützen, trug er sein Werk beständig bei sich. Als er eines Tages einen längeren Spaziergang machte, kam er zu einem arabischen Lager. Eine junge Frau, welche im Schatten eines Palmbaumes saß, erhob sich sogleich bei dem Nahen des Fremden und lud ihn ein, unter ihrem Zelte auszuruhen, was er füglich nicht abschlagen konnte. Der Gatte dieser Frau war abwesend. Kaum hatte sich der Philosoph auf einem weichen Teppiche niedergelassen, so bot ihm die niedliche Wirthin frische Datteln und einen Krug Milch an; er betrachtete mit nicht geringem Interesse die seltene Schönheit der Hände, welche ihm den Trunk und die Früchte reichten. Um seine Einbildung gegen die Reize der schönen Araberin, deren Folgen er fürchtete, zu schützen, nahm der Weise sein Buch und begann darin zu lesen. Durch die Vernachlässigung gereizt, sprach darauf das verführerische Wesen mit der klangvollsten Stimme: „Dieses Buch muß sehr interessant sein, da es der einzige Gegenstand ist, der Eurer Aufmerksamkeit würdig erscheint. Wäre es nicht indiskret von mir, Euch nach seinem Inhalte zu fragen?

Mit niedergeschlagenem Blicke erwiederte der Philosoph: „Der Gegenstand dieses Buches gehört nicht vor den Richterstuhl der Frauen."

Nur noch mehr steigerte diese Weigerung die Neugierde der jungen Araberin. Sie ließ im Vorschreiten den schönsten kleinen Fuß sehen, der jemals in dem flüchtigen Sande der Wüste seine leichte Spur hinterlassen hat; der Philosoph wurde verwirrt, und sein Blick, durch diese schönen Füße mächtig angezogen, schweifte unwillkürlich zu dem Nacken empor, dessen Reize ihn noch mehr entzückten, bis sein bewunderndes Auge dem glühenden Blicke der jungen Asiatin begegnete, unter dunklen Wimpern auf ihn gerichtet. Jetzt fragte sie mit sanfter Stimme von Neuem nach dem Inhalte dieses Buches, bis der Philosoph ihr voll Entzücken antwortete: „Ich bin der Verfasser dieses Werkes, allein der Grundgedanke ist nicht von mir; es enthält alle Kunstgriffe, deren sich die Frauen bedienen, um uns in ihre Schlingen zu ziehen."

„Wie? alle?" rief das Kind der Wüste.

„Ja, alle! und nur dadurch, daß ich beständig die Frauen beobachtete, brachte ich es endlich dahin, sie so ganz zu durchschauen."

„Ach!" rief die junge Araberin, indem sie schelmisch ihre Augenwimpern schloß, jedoch plötzlich einen so zündenden Blick auf den eingebildeten Weisen warf, daß er sowohl sein Buch, als auch die darin aufgezeichneten Kunstgriffe vergaß und auf einmal aus dem Philosophen ein von heftiger Leidenschaft erfaßter Sterblicher ward.

Da er nun in dem Benehmen des jungen Weibes einen einladenden Anflug von Koketterie zu erkennen glaubte, so wagte er sein Geständniß zu stammeln. Wie hätte er auch widerstehen können? Der Himmel war so blau über ihm, der Sand so glänzend in der Entfernung wie ein goldenes Aehrenfeld, der Wind der Wüste selbst hauchte Liebe, und die Araberin schien alle diese Gluthen, welche sie umgaben, wieder auszustrahlen; ihr durchdringendes Augenpaar wurde feucht, und gesenkten Antlitzes, auf dem sich die Wirkungen innerer Wallungen in den äußeren Gluthen ausprägten, lauschte sie willig auf die Worte der Liebe.

Der Weise gab sich schon den süßesten Hoffnungen hin, als plötzlich die junge Frau beim Vernehmen eines galoppirenden Pferdes, das sich mit Pfeilesschnelle zu nahen schien, erschreckt ausrief: „Wir sind verloren! mein Mann wird uns überraschen; er ist eifersüchtig wie ein Tiger und unerbittlich wie . . . Im Namen des Propheten, und wenn Ihr Euer Leben liebt, verbergt Euch in diese Kiste!"

Die zitternde Gelehrsamkeit sah keinen andern Ausweg, sich aus dieser schlimmen Lage zu ziehen, stieg daher in die Kiste und duckte sich darin zusammen; die Frau schloß ab und steckte den Schlüssel sodann zu sich. Sie ging nun ihrem Gatten entgegen; nachdem sie ihn mit einigen Schmeicheleien in gute Laune versetzt hatte, begann sie:

„Ich muß Dir ein seltsames Abenteuer erzählen."

„Ich bin ganz Ohr, meine Gazelle!" erwiederte der Araber, sich auf einen Teppich setzend und seine Knie nach orientalischem Brauche kreuzend.

„Heute kam eine Art von Philosoph; er behauptet, alle Kunstgriffe in einem Buche zusammengetragen zu haben, deren mein Geschlecht fähig ist, und dieser falsche Weise sprach zu mir von Liebe."

„Nun?" rief der Araber.

„Ich hörte ihn an," erwiederte sie kaltblütig; „er ist schön und jung, er wurde dringend und . . . Du kamst gerade noch zu rechter Zeit, um mich vor seinen Schmeichelreden zu schützen."

Wie ein Löwe sprang der Araber auf und zog wüthend seinen Handjar. — „Fatime! wenn Du Dein Leben liebst, sage mir, wo dieser Elende ist!"

Erschrocken über diese Leidenschaft und Eifersucht, die sie heraufbeschworen, warf sich Fatime ihrem Gatten zu Füßen; zitternd unter dem drohenden Stahle, welcher über ihrem Haupte schwebte, bezeichnete sie mit einem einzigen zugleich schnellen und furchtsamen Blicke die Kiste. Sich alsdann erhebend, nahm sie von ihrem Gürtel den Schlüssel und reichte ihn ihrem stürmischen Gatten; im Augenblicke aber, als er öffnen wollte, brach die Listige in ein übermäßiges, unbändiges Gelächter aus. Er blieb erstaunt stehen und betrachtete unwirsch und ungeduldig sein Weib.

„Endlich werde ich meine goldene Kette von Dir bekommen!" rief sie, vor Freude hüpfend. „Gieb sie nur her! Du hast unsere Wette, wer den Andern wohl zum Besten halten könne, verloren; ein ander Mal magst Du besser daran denken!"

Der Gatte ließ ihr vor Erstaunen den Schlüssel, nahm aber, schnell gefaßt, die prächtige goldene Kette von seinem Halse, indem er zugleich seiner geliebten Fatime versprach, ihr alle Kostbarkeiten der vorüberziehenden Karawanen zu überbringen, wenn sie auf solche grausame Hinterlist in Zukunft verzichte.

Allein er war Araber und mochte nicht gern eine goldene Kette verlieren, wenn sie auch seinem Weibe zufiel; bald bestieg er daher wieder sein Roß und entfernte sich, um in der Wüste nach Gefallen zu murren, da er Fatime zu sehr liebte, als daß er ihr seine Verstimmung hätte zeigen mögen.

Nachdem ihr Mann weit genug entfernt schien, zog sie den Philosophen, der mehr todt als lebendig war, aus der Kiste und sagte in ernstem Tone zu ihm:

„Weiser Mann, vergesset doch ja nicht, diesen Kunstgriff in Eure Sammlung nachzutragen."

Der Kurort Salzbrunn in Schlesien.

Die Zeiten sind glücklicherweise vorüber, in denen der Osten Deutschlands, natürlich auch unser schönes Schlesien, für die Bewohner von Mittel- und Westdeutschland als ein Land galt, welches erst noch der Kultur erschlossen werden müßte, und das man nur gezwungenermaßen, also meist Geschäfte halber, besuche. Aus diesem Grunde war wohl auch unser jetzt so berühmtes Salzbrunn, das sich zu dem besuchtesten aller schlesischen Bäder und Kurorte aufgeschwungen hat, bis zum Anfange dieses Jahrhunderts in weiteren Kreisen wenig oder gar nicht bekannt.

Nun, nachdem jene Vorurtheile geschwunden sind und in unserm neu geeinten deutschen Reiche der Verkehr zwischen Ost und West, zwischen Nord und Süd ein zwangloser, und die Verbindung Salzbrunns mit den größeren Eisenbahnknotenpunkten und Landeshauptstädten ein bequemer geworden ist, hebt sich der liebliche Kurort von Jahr zu Jahr, und die Zeit dürfte nicht mehr allzu fern sein, in der Salzbrunn mit Bädern von anerkanntem Weltruf wie Ems, Karlsbad, Marienbad und andern

in einer Reihe genannt werden wird. Am klarsten beweist dies wohl der stets wachsende Besuch namentlich der letzten zehn Jahre, in denen die Zahl der wirklichen Kurgäste von 2255 (im Jahre 1878) auf 3709 (im Jahre 1887) gestiegen ist. Noch



Illumination der Kuranlagen.

in die Augen fallender sind die Zahlen (und Zahlen beweisen in diesem Falle am schlagendsten), die den Brunnenversand betreffen. Während nämlich im Jahre 1878 nur 182,287 Flaschen Ober-



Seufzer-Allee.

brunnen versandt wurden, beläuft sich im Jahre 1887 die Zahl der zur Versendung gelangten Flaschen auf 460,727. In erster Linie ist diese überraschende Zunahme des Besuches, sowie des Brunnenversandes natürlich der vorzüglichen Heilkraft des Oberbrunnens zuzuschreiben, die in immer weiteren (Aerzten- wie Laien-) Kreisen die wohlverdiente Anerkennung findet und durch die neuesten chemischen Analysen der hervorragendsten Autoritäten auf diesem Gebiet voll und ganz bestätigt worden ist. Nach denselben zeichnet sich der Oberbrunnen vor allen andern Salzbrunner Quellen durch den hohen Gehalt an doppelt kohlensaurem Natron aus und erweist sich, wie dies auch eine langjährige Erfahrung bestätigt hat, als ein vorzügliches Heilmittel hauptsächlich bei Rachen- und Kehlkopfkatarrhen, bei Katarrhen der Luftröhre und der Bronchien, sowie bei chronischen Katarrhen des Magens und des Darmes, bei Erkrankungen der Nieren und

der Blase, bei harnsaurer Stein- und Griesbildung, bei Gicht und Diabetes.

Einen nicht unwesentlichen Bestandtheil der Kurmittel bilden auch die Molken, die aus Kuh-, Ziegen- und Schafmilch gewonnen werden, sowie Eselinnenmilch und Kefir. Die Molkenanstalt ist unstreitig die größte in ganz Deutschland und liefert Produkte, welche mit der größten Sorgfalt bereitet werden und somit die denkbar besten genannt werden können.

Mineral- und Moorbäder, künstliche Bäder und Douchen aller Art können in den fürstlichen, wie den Privat-Badeanstalten genommen werden. Weiterhin werden die glücklichen Erfolge des Oberbrunnens begünstigt durch die Lage des Kurortes, der bei einer Seehöhe von 407 Meter von theilweise bewaldeten Hügeln umgeben ist und in Folge dessen vor schärferen Luftströmungen fast ganz geschützt ist. Die Luft ist mild und frisch, also für Kranke, die an den Athmungsorganen leiden, sehr wohlthuend; geradezu köstlich ist sie in den neuen, an den Abhängen des Wachberges gelegenen, weiten Anlagen, deren Nadelholzpflanzungen prächtigen Schatten gewähren und mit ihren fast unzähligen verborgenen Ruheplätzen den Kurgast so recht zum „süßen Nichtsthun" einladen.

Zur Aufnahme der Kurgäste sind Hotels und Logirhäuser in großer Anzahl vorhanden, welche sowohl einfach ausgestattete Zimmer, als auch elegant möblirte Salons gegen mäßigen Miethszins zur Verfügung stellen. Hierüber ertheilt die im Louisenhof befindliche Brunnen-Inspektion bereitwilligst Auskunft; zu warnen ist vor den Anpreisungen von Logirhäusern von Seiten der Lohnkutscher. Für Zerstreuung und Erheiterung sorgt die vortreffliche Brunnenkapelle, welche täglich zwei Mal in den verschiedenen Theilen der Anlagen konzertirt, sowie die Vorstellungen des sehr tüchtigen Breslauer Lustspiel-Ensembles (Direktion Thomas.) Eine reizende, dicht an der Promenade unter hohen schattigen Bäumen, gelegene Lesehalle, vereinigt mit einem größeren Café-Restaurant, bietet eine reiche Auswahl von Lektüre aller Art. Der Freund größerer Geselligkeit wird auf den sehr stark besuchten Réunions auch Gelegenheit finden, der Terpsichore zu huldigen, die an Reiz noch gewinnen, wenn die Kuranlagen in den wunderbaren verschiedenfarbigen Lichtreflexen erglühen. An Ausflügen in die nähere und weitere Umgebung bietet Salzbrunn eine reiche Abwechselung, vor Allem den herrlichen Fürstensteiner Grund, die Perle Schlesiens, mit dem gleichnamigen Schlosse und der sogenannten „Alten Burg", ein Stückchen Erde, das durch seine Anmuth und Lieblichkeit, in manchen Theilen wiederum durch seine Erhabenheit und wilde Romantik auch den weitgereisten Touristen in Entzücken versetzt.

Unter den näheren Spaziergängen ist namentlich der nach „Wilhelmshöhe" sehr beliebt wegen der herrlichen Aussicht, die man von dem Thurme (der Nachbildung eines Stendaler Thurmes) genießt. Wer jedoch ein Stündchen zu steigen vermag, dem ist der Besuch des 840 Meter hohen „Hochwaldes" dringend anzurathen, dessen neuerbauter Aussichtsthurm eine gradezu entzückende Rundsicht über das ganze Waldenburger Gebirge, das Riesen- und Isergebirge und die weite den Gebirgsmassen vorlagernde Ebene bis zur Oder hin bietet. Partien in das Waldenburger, Glatzer und Riesengebirge, in die grotesken Felsengruppen von Adersbach und Weckelsdorf lassen sich in Folge der günstigen Bahnverbindungen (Salzbrunn ist selbst Bahnstation) sehr bequem unternehmen.

Der große Cäsar in der Anschauungsweise des Mittelalters.

Von P. Berger.

Kein Name klingt wohl aus der Geschichte der griechischen und römischen Welt gefeierter zu uns herüber als diejenigen Alexanders des Großen und Cäsars. Im Mittelalter alsdann gesellte sich diesen beiden Männern ein dritter von gleich hoher weltgeschichtlicher Bedeutung zu, Karl der Große. Aber nicht nur das Band gleicher historischer Wichtigkeit und Berühmtheit verknüpfte diese drei Heroen der Geschichte, sondern sie wurden alle drei, wie bekannt, schon von ihren jeweiligen Zeitgenossen und in noch höherem Grade von den späteren Geschlechtern, ganz besonders in der zweiten Hälfte des Mittelalters, umgeben von einem Kreis von Fabeln und Sagen, ihre Thaten wurden in phantastischer Weise ausgeschmückt, und von ihren Kriegszügen wußte man des Wunderbaren und Abenteuerlichen allenthalben viel zu erzählen.

So berichtet das Mittelalter von Cäsar gar Vieles, wovon die zuverlässigen Geschichtsbücher nichts melden. Allerdings sind diese Erzählungen zu sehr Produkte der Reflexion und der freilich falsch angewandten mönchischen Gelehrsamkeit, als daß man sie als Sagen bezeichnen könnte; aber, einmal aufgetaucht, leben sie fort bis zum Ende des Mittelalters und geben ein charakteristisches Beispiel dafür, wie man im Mittelalter bestrebt und bemüht war, die Gegenwart zur Vergangenheit in Beziehung zu setzen.

Im Folgenden soll nun der Versuch gemacht werden, die Entstehung und Fortbildung einzelner derartiger unhistorischer Ansichten an einigen besonders interessanten Fällen zu verfolgen und soweit als möglich zu erklären.

In geschichtlicher Beziehung waren die Kenntnisse, die man von Cäsar und seinen Thaten hatte, keine bedeutenden. Seine Schriften wurden in Deutschland wenig gelesen, am wenigsten seine Kommentarien über die gallischen Kriege. Ueber seine gegen Germanien gerichteten Expeditionen war man noch weniger informirt, obwohl doch gerade diese das Interesse der deutschen Historiker am meisten hätten in Anspruch nehmen müssen. Man war ganz allgemein der Ansicht, daß Cäsar in Deutschland Krieg geführt und Eroberungen gemacht habe, obwohl es doch thatsächlich mit diesen Eroberungen und dem Kriegführen in Deutschland nicht weit her war.

Aus solchen falschen und unhistorischen Vorstellungen heraus sind die Erzählungen oder Fabeln erwachsen, mit denen wir es hier zu thun haben. In denselben begegnet uns der gewandte und kluge Staatsmann, der geschickte Taktiker und tapfere Imperator als Gründer einer Reihe von Ortschaften im Innern Deutschlands, als Träger römischer Sitte und Kultur sowie auch als Kolonisator.

Als solcher soll er Militärkolonien in Deutschland angelegt haben, und es war eine im Mittelalter sehr beliebte Spielerei, die Herkunft vornehmer deutscher Geschlechter auf Cäsars Kriegsgefährten zurückzuführen. So war schon ziemlich früh in Deutschland die Ansicht verbreitet, daß die Geschlechter der Welfen, der Habsburger, der Grafen von Berg und der Mark römischer Herkunft seien. Zurückzuführen sind derartige Fabeln auf die dem Mittelalter so eigene Sucht der Namensdeutung. Um nur ein Beispiel anzuführen, sei hier bemerkt, daß man als Ahnherrn des welfischen Geschlechts den römischen Senator Catilina bezeichnete und zwar aus folgender Ursache. Welf bedeutet nämlich so viel wie „junger Hund", wofür die lateinische Bezeichnung „catulus" ist. Man meinte nun, der Ahnherr des genannten Geschlechtes habe ursprünglich, wie sein Großvater, eben der erwähnte römische Senator Catilina, auch Catilina geheißen, und diesen Namen habe man dann verdeutscht in Welf.

Als Vermittler der römischen Kultur tritt uns Cäsar in den Erzählungen entgegen, in denen Sitten und Einrichtungen, welche einer viel späteren Zeit angehören und ganz andere Ursachen haben, auf ihn als Organisator des unterworfenen Landes zurückgeführt werden.

Ganz eigenthümlich muß es uns moderne, mit der Geschichte unseres Vaterlandes und der antiken vertraute Deutsche berühren, wenn wir z. B. im Auslande lesen, daß Cäsar, „von dem noch heute Könige Kaiser heißen," vom römischen Senate ausgesendet worden sei, um die Germanen zu bekriegen. Dieser Kampf wird nun näher beschrieben. Derselbe sei ein sehr harter und lange Zeit erfolglos gewesen, bis endlich Cäsar auf dem Wege des Vertrages die tapferen Männer gewonnen habe. Als er nach beendigtem Kampfe wieder nach Rom zurückkehren wollte, weigerten sich aber die Römer, ihn aufzunehmen, weil er seiner Ruhmsucht einen so großen Theil des trefflichen römischen Heeres geopfert habe. Da kehrt er nach Deutschland zurück, klagt den Helden, die er

soeben bekämpft, seine Noth, und mit ihrem Beistande schlägt er die Römer bei Pharsalus und gewinnt das römische Reich. Ganz ähnlich dem soeben Mitgetheilten, ist die Erzählung von Cäsars Kriegszügen und Eroberungen in der Kaiserchronik.

Aus allem diesem geht hervor, daß man der Ueberzeugung war, Cäsar habe die Deutschen der römischen resp. seiner Herrschaft, da er ja als Alleinherrscher von Rom aufgefaßt wird, unterworfen. Und es war daher nur ein kleiner Schritt zu der weiteren Ansicht, daß er den Deutschen besondere Privilegien verliehen habe. So wird z. B. in der Chronik des Klosters Ebersheim im Elsaß eine vortheilhaftere Gestaltung der ständischen Verhältnisse auf ihn zurückgeführt. Der Autor der genannten Chronik überträgt die Verhältnisse seiner Zeit, das Lehnssystem, auf Cäsars Zeit. Ganz ähnlichen Gedanken begegnen wir auch in den Zusätzen zur sächsischen Weltchronik, in welcher die Entstehung der Reichsdienstmannen auf folgende Weise auf Cäsar zurückgeführt wird. Cäsar, der sich nach Germanien begeben, um dasselbe zu unterwerfen, bleibt neun Jahre von Rom weg, während das Gesetz nur eine dreijährige Abwesenheit gestattet; daher wird ihm die Rückkehr verboten. Da räth ihm auf seine Frage, was er thun solle, ein weiser Mann, er solle den Herren ihr Eigenthum abkaufen und es ihnen alsdann wieder zu Lehen geben, um so sich eine treu ergebene Streitmacht zu schaffen. Dieselbe Quelle führt auch das Recht, den römischen Kaiser zu wählen, auf Cäsar zurück. Die Deutschen nämlich haben Cäsar zum Kaiser erhoben, nicht die Römer, und deshalb steht auch ihren Nachkommen die Kur mit Recht zu.

Außerordentlich zahlreich sind aber besonders diejenigen Erzählungen, in denen Cäsar als Gründer deutscher Städte erscheint. Der Reigen dieser Fabeln wird durch den Chronisten Widekind von Corvey, der in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts lebte und schrieb, eröffnet. Wir finden bei ihm (res gestae Saxon. II, 1) allerdings nur eine kurze Notiz, indem er an genannter Stelle bemerkte: est autem locus ille proximus Julo, a conditore Julio Caesare cognominato. Er meint die Stadt Jülich, welche schon ziemlich früh (bei Ancianus Mercellinus u. a. O.) als Juliacum erscheint. Für den Zusammenhang der Erzählung ist diese Bemerkung vollkommen überflüssig, sie ist jedenfalls nur aus dem Bestreben, seine Gelehrsamkeit zu zeigen, eine allgemeine Schwäche der mittelalterlichen Historiker, hervorgegangen. Die Veranlassung dieser Fabel ist klar. Wem anders soll die Stadt, deren Namen so deutlich auf das julische Geschlecht hinweist, demselben zu verdanken haben, als dem berühmtesten Gliede dieser Familie! Sie kann seinen Namen nur tragen, weil er sie angelegt. Wir haben es hier mit einem Vorgang zu thun, der sich, wie wir auch weiterhin sehen werden, bei allen diesen Erzählungen und Fabeln wiederholt: Die auf einer ganz einseitigen Schlußfolgerung beruhende Vermuthung wird sofort zur Behauptung.

Offenbar hat hier der Name die Fabel veranlaßt; und wir müssen gestehen, daß diese Leistung des Chronisten Widekind nicht die mißlungenste der Art ist. Aber nicht immer hatte es die Spekulation so bequem wie bei Jülich; und es mußten häufig die schwierigsten Kombinationen angestellt, die größten Umwege eingeschlagen werden, um aus dem Namen der Stadt auf Cäsar als ihren Erbauer zu schließen. So bringt der Bischof Thietmar von Merseburg, der in dem ersten Viertel des 11. Jahrhunderts seine Chronik, betreffend die Geschichte des Bisthums und der Stadt Merseburg, schrieb, den Namen der Stadt mit dem Kriegsgotte Mars in Verbindung und führt ihre Erbauung auf die Römer zurück, die auf einem Kriegszuge und zwar am wahrscheinlichsten unter den Auspizien des „allgewaltigen und durch Kräfte des Geistes und Körpers ausgezeichneten" Cäsar in die Merseburger Gegend gekommen seien.

Einen besonders fruchtbaren Boden fanden die Cäsarfabeln Magdeburg, der geistlichen und züchtigen Metropole des östlichen Sachsenlandes. Auch die Gründung Magdeburgs wird auf Cäsar zurückgeführt zufolge der „Annales Magdeburgenses" und des „Chronicum archiepiscoporum Magdeburgensium." Der Name Magdeburg wird als „Mädchenstadt" gedeutet, und es wird ferner behauptet, sie sei von Cäsar gegründet worden und zwar der Diana zu Ehren. Daher habe er sie, weil die Diana bei den Heiden als Göttin der Jungfräulichkeit verehrt und auch Parthena genannt wurde, nach dem griechischen Wort parthenos (gleich Jungfrau, Magd), Parthenopolis genannt, woraus dann später der Name Magdeburg, Mädchenstadt, entstand. Natürlich hat man sich die Sache so zu denken, daß man den Namen der Stadt nach der an Spielereien so großes Gefallen findenden Sitte der Zeit ins Griechische, in Parthenopolis, übersetzte, und diesen selbstgemachten Namen fremder Zunge faßten dann spätere Quasigelehrte als den eigentlich ursprünglichen auf, um daran die abenteuerlichsten und unwahrscheinlichsten Hypothesen zu knüpfen.

Etwas später entstanden die Fabeln, welche die Namen von Städten an der Küste der Ostsee auf Cäsar zurückzuführen bestrebt sind. Es handelt sich dabei besonders um Julin (Wollin). So berichtet Ebo, der Biograph Ottos von Bamberg, mit Bezug auf den spanischen Bischof Bernhard, den Vorläufer Ottos: „Bernhardus amore martirii flagrans, correpta secure columpnam mire magnitudinis, Julio Caesari, quo urbs Julia nomen sumpsit, dicatam excidere aggressus est." Die Veranlassung dieser Fabel, die überaus durchsichtig ist, war natürlich wieder der Name der Stadt.

Aber die Sage gönnt dem römischen Imperator auch am baltischen Meere noch keine Ruhe, sie läßt ihn vielmehr noch die benachbarten Länder angreifen, und so finden wir auch bei den Polen und den Dänen Fabeln, welche die Person Cäsars zum Ausgangspunkte haben, aber wenig entwickelt sind und daher hier übergangen werden können.

Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert wurden alsdann die Städtegründungen Cäsars in ein förmliches System gebracht. Es wird die Zahl derselben auf sieben angegeben und mit der Siebenzahl der Planeten in Verbindung gebracht. Diese sieben Städte, deren Gründung dem Cäsar zugeschrieben wird, sind: Marsburg (Ernsburg), Magdeburg, Lüneburg, Harzburg, Hamburg, Salzwedel, Juliana (Wolgast). So berichtet die dem Konrad Botho zugeschriebene, 1492 zu Mainz gedruckte und illustrirte niederdeutsche Sachsenchronik. Inhaltlich mit dieser nahe verwandt ist die bis zum Jahre 1438 zurückgehende große Chronik. Auch hier finden wir sieben nach den Planeten genannte Burgen: Hamburg (Jupiter), Lüneburg (Luna), Harzburg (Saturn), Sommereschenburg (Sol), Magdeburg (Venus), Corvey (Mars), Merseburg (Merkur). Jedoch wird ihre Erbauung nicht dem Cäsar, sondern den Sachsen und Wenden, die der Verfasser mit den Thüringern identifizirt, zugeschrieben, und die Benennung nach den Planeten damit erklärt, daß Cäsar dem Lande nicht fern gewesen und leicht den Glauben an dieselben habe einführen können.

Derartige Fabeln waren das ganze Mittelalter hindurch außerordentlich beliebt und beruhten, wie schon mehrfach angedeutet worden, einerseits auf einer übel angewandten Gelehrsamkeit seitens der mittelalterlichen Skribenten, denen kritischer Sinn, namentlich Erzählungen aus einer längst vergangenen Zeit gegenüber, in den meisten Fällen gänzlich abging, andererseits auf der Sucht der Namendeutung und dem Bestreben, die Zustände der Gegenwart aus der Vergangenheit zu erklären, namentlich die Erbauung wichtiger Plätze im Innern Deutschlands auf Cäsar zurückzuführen, nur aus dem Grunde, weil man glaubte, derartige befestigte Orte müßten von dem großen römischen Imperator unbedingt angelegt sein, da derselbe ja Deutschland besiegt habe und natürlich bestrebt gewesen sei, das unterworfene Land durch Kastelle und Burgen zu sichern. Man wurde auf die Unvereinbarkeit dieser Erzählungen mit der wahren Geschichte erst aufmerksam, als mit dem Wiederaufleben der antiken Literatur die echten Quellen bekannter wurden. Nunmehr verschwanden alle diese Fabeln bald gänzlich aus der gelehrten Welt und haben nur in volksthümlichen Werken des sechzehnten Jahrhunderts noch ein mehr als dürftiges Dasein, jedoch nur kurze Zeit hindurch, gefristet.

Räthsel und Spiele.

Räthsel.

Gut ist, daß ich's nicht bin; noch besser ist, daß ich es habe,
Doppelt besitze sogar: einfach nur — wäre es schlimm.
Wer es doppelt besitzt, der verwend' es nur, um's nicht zu bleiben;
Wer es nicht hat und doch ist, ist dem Verderben geweiht.
Fügst Du zum Plural ein e, wird er vieltausendfach sichtbar;
Dennoch ist auch dies Wort oft vom Verderben bedroht.

Metamorphosen-Räthsel.

Mit jedem der folgenden elf Wörter: Tasse, Ramme, Dieb, Wein, Ill, Taste, Leiste, Welle, Auge, Kind, Buch ist eine bestimmte Veränderung vorzunehmen, welche darin besteht, daß immer ein (bezüglich seiner Stellung derselbe) Buchstabe fortgelassen, dafür einer von den folgenden: e, e, h, i, l, l, l, l, m, t, w gesetzt, und nun noch bei jedem Worte einer von den Buchstaben a, e, e, e, n, r, r, r, r, s untergebracht wird. Die Anfangsbuchstaben der so entstandenen Wörter ergeben ein Drama von Schiller.

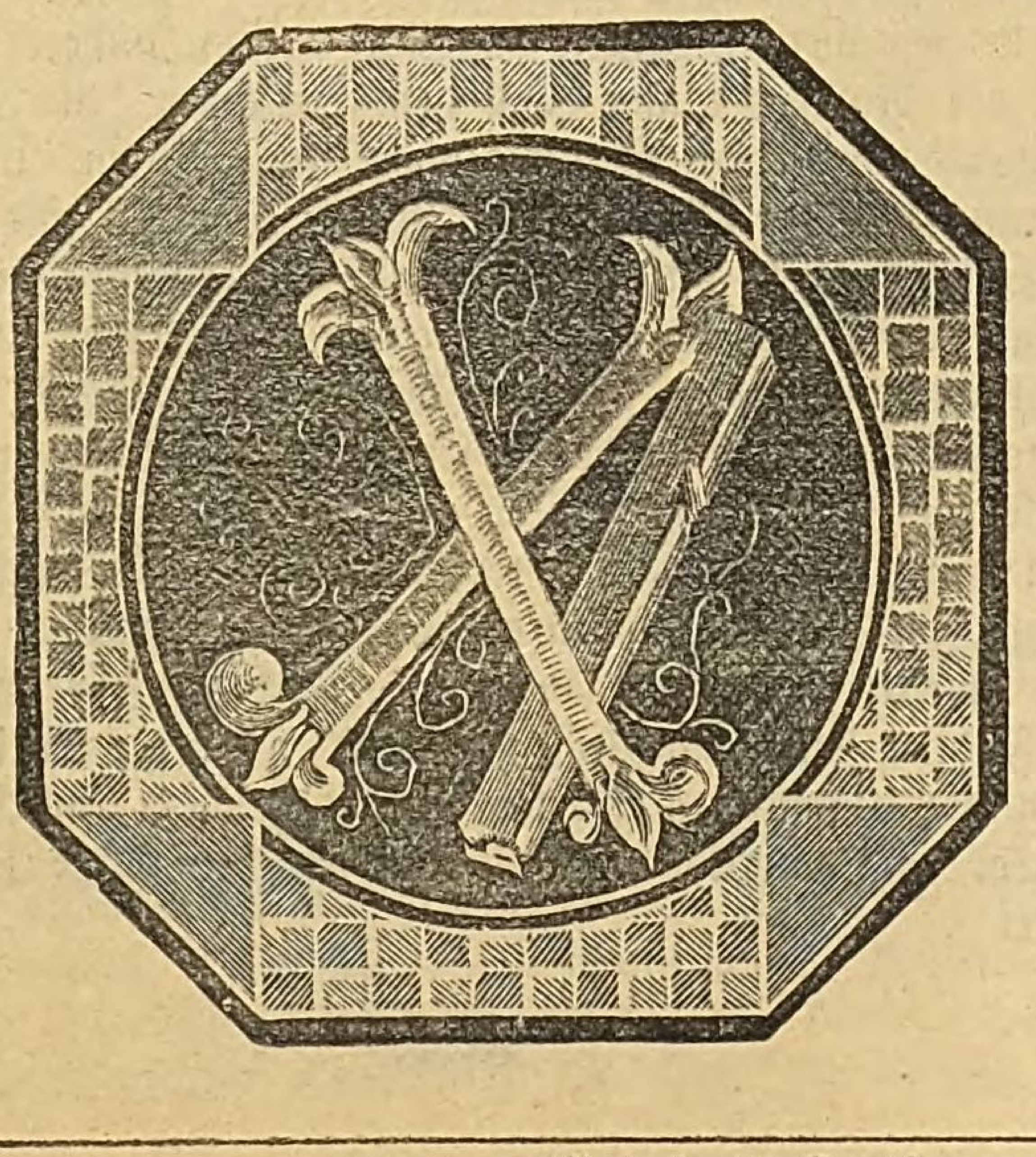
Auszählungs-Räthsel.

b	s	e						i	s	n
i		s	w	e		e	t	d		e
l				n		l				t
t	e	e		z	a	e		n	a	n
		r						s		
i	i	e		u	e	n		ch	n	d
n				r		n				o
d		g	e	e		n	n	w		d
b	h	n						ch	ei	i

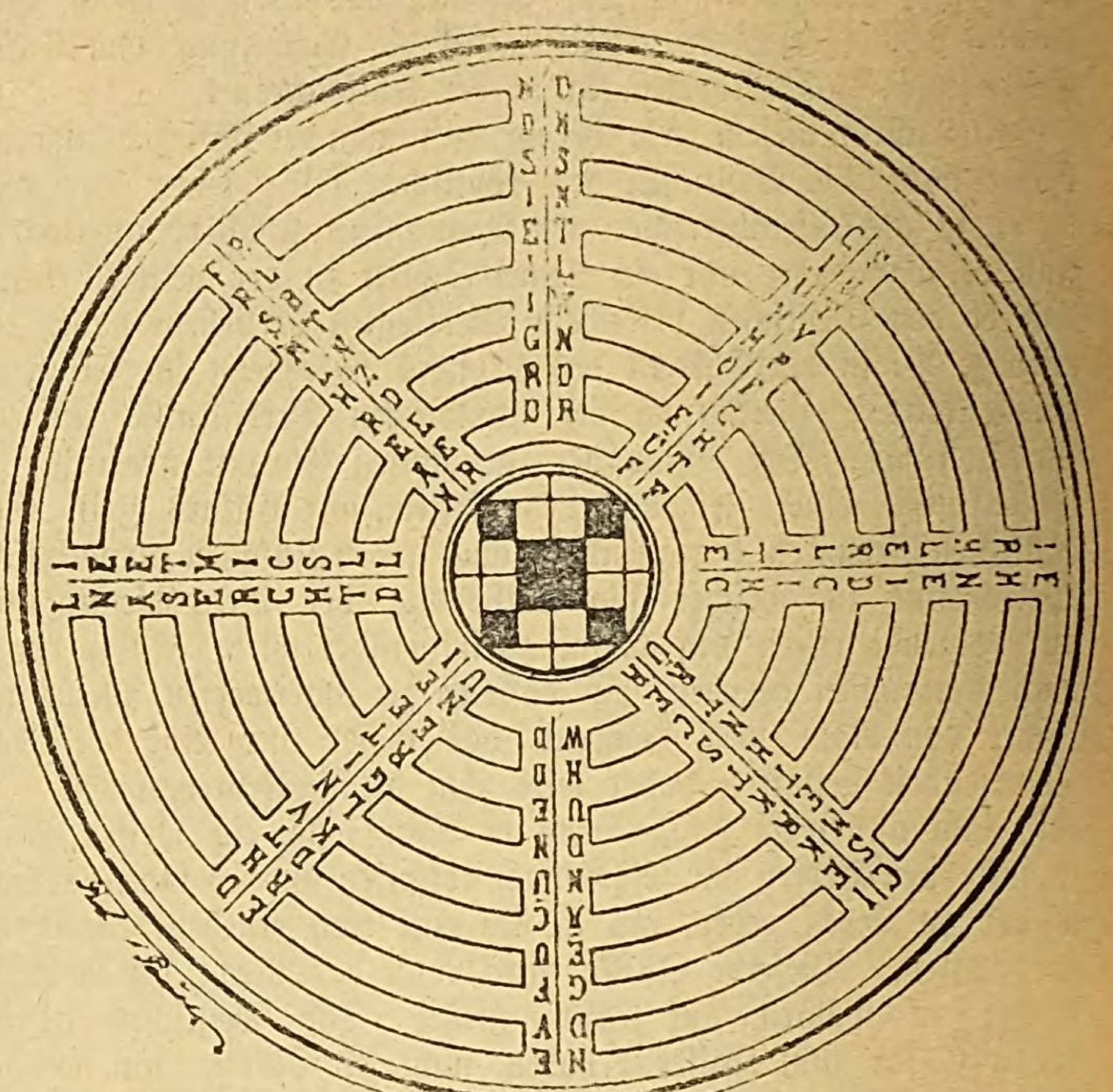
Von einem in dieser Figur vorkommenden „n“ ist der so und so vielte Buchstabe (n zählt mit), von diesem immer so weiter der ebensovielte von links nach rechts auszuzählen, bis die Figur ausgezählt ist. Die ausgezählten Buchstaben ergeben in der Reihenfolge, wie sie ausscheiden, einen bekannten Kernspruch aus Schillers „Wallenstein“.

1. Von wo geht man aus? 2. Der wievielte Buchstabe wird gezählt? 3. Wie heißt der Kernspruch?

Rebus.



Spiralen-Kaleidoskop.



Welchen Text ergeben die Buchstaben der Spirale mittelst der konzentrischen Kreise mit einander verbunden?

Auflösung der Räthsel aus Nummer 29.

Räthsel. Leier, leider, leiser.

Silben-Räthsel.

1. Franzensbad, 2. Ravenna, 3. Indus, 4. Ezechiel, 5. Delphi, 6. Robespierre, 7. Iffland, 8. Conjunctiv, 9. Hero, 10. Vogesen, 11. Ostfriesland, 12. Neunauge, 13. Sadducäer, 14. Chirurg, 15. Igel, 16. Leo, 17. Languedoc, 18. Einbeck, 19. Resede. — Das Lied von der Glocke. Friedrich von Schiller.

Logogriph. Prater. — Krater.

Kreis-Silben-Räthsel.

Endlich soll der Guckguck holen
Diesen Junggesellenstand,
Lasse mir die Stiefel sohlen,
Zieh' auf's Freien durch das Land.

Streich' den Schnurrbart mir zurechte,
Leg' den weißen Kragen um —
„Ja, mir blüht vielleicht die Rechte
Doch hier irgendwo herum.“

Mache dann noch tausend Faxen
Vor dem Spiegel hin und her; —
„Bin gescheidt und gut gewachsen,
Liebe Mädchen, wollt Ihr mehr?“

M. G. Saphir.

Magisches Quadrat.

e	e	h	o
e	h	a	m
h	a	u	s
o	m	s	k

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 31 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 29. Juli 1888

Frau Müller.

Eine Erzählung aus der österreichischen Offizierswelt von Paula von Dorn.

Schluß.

„Marko hätte,“ fuhr Erich in seinem Geständniß fort, „mit mir vereint um jeden Preis versuchen müssen, unsere Schwester, die ja gewiß eine Sünderin war, aber doch ein Weib, ein hilfloses schwaches Weib, das nur noch von einem dünnen Faden gehalten über dem tiefsten Abgrunde schwebte, zu retten, sie wieder emporzureißen. Aber er hatte eine andere Auffassung und fühlt, wie ich überzeugt bin, nachträglich oft genug bittere Reue darüber. Was würde er empfinden, wenn er das Gräßliche jemals erführe, das ich erfahren mußte?“ Tief seufzend erzählte er weiter: „Doch sei dem wie immer, Marko hat schon damals furchtbar unter jenem Skandal gelitten; er sah unseren fleckenlosen Namen beschmutzt, in den Koth gezerrt, ein ihm so nahe verwandtes Wesen wie jenes, das sein Augapfel war, und das er mit aller Sorgfalt und Mühe großgezogen hatte, war auf Irrwege gerathen, ich selbst schlug mich gegen ihn auf ihre Seite, sein stolzes Herz mußte aus tausend Wunden bluten, denn es waren seine Schützlinge, wir waren es, für die er ein zweiter Vater gewesen, die damals all den Jammer über ihn brachten. Darüber vergingen Jahre, wir waren und blieben getrennt und empfanden wohl Beide den Schmerz dieses unnatürlichen Verhältnisses. Ich hatte meinerseits all die Zeit hindurch nur ein Bemühen: zu lernen und vorwärts zu kommen, denn unser Schild mußte neuen Glanz erhalten, ich wußte, daß es dem Herzen meines Marko unendlich wohl thun müsse, unseren Namen durch mich gehoben zu sehen; die Auskünfte, die er vom Regimente über mich erhielt, mußten ihn wohl befriedigen. Aber das war ein gar mühseliges Klimmen auf der Fortschrittsleiter, bis endlich der Feldzug kam und wir Befehl zum Abmarsch erhielten. Jetzt war mir gewünschte Gelegenheit zur Auszeichnung gegeben, und ich war so glücklich, sie richtig ausbeuten zu können. Marko mußte mit mir zufrieden sein. Avancement, Ehrenzeichen, Belobung, wahrlich, weit mehr als mir zukam, ich freute mich dessen hauptsächlich für ihn.

Der Sieg und Friede brachten uns dann hierher nach Eckstein, wo die Friedensjahre benutzt werden mußten, um dem Studium obzuliegen, die den heutigen Militär gleichsam zum wissenschaftlichen Fachmanne bilden. Ich gab mir redlich Mühe, endlich stand ich vor dem erstrebten Ziele: meiner Ernennung zum Major. Die Stabsoffiziersprüfung, der ich mich vorher zu unterwerfen hatte, machte mir weiter keine Sorgen, ich fühlte mich sicher. Ich habe sie am selben Tage abgelegt, der jenem unglückseligen, nein doch, jenem himmelstürmenden Schusse voranging, dem ich Dich, Du holde Samariterin, Du mein höchstes Gut zu danken habe;“ er hielt hier in seiner Erzählung inne, um einen zärtlichen Kuß auf ihre Finger zu drücken, dann fuhr er fort:

„Das Examen, dem sich außer mir noch einige Herren zu unterwerfen hatten, nahm also, ohne besonders bemerkenswerthe Phasen zu bieten, seinen Verlauf, es schien mir Alles glatt abgegangen zu sein. Mit dieser Empfindung mußte ich mich vorderhand zufrieden geben, da das endgiltige Resultat erst später den Betreffenden mitgetheilt wird, doch sah ich dem Kommenden mit ziemlicher Seelenruhe entgegen. Vielleicht traf gerade deshalb der Schlag auch von dieser Seite mich um so härter.

Der nächste Morgen sollte mich, wie alltäglich, schon zu früher Stunde auf der Reitbahn beim Unterricht finden, doch für diesmal hatte ich mir Urlaub erwirkt, denn mein treuer Waffengefährte und Kamerad, Oberlieutenant von Knorr, hatte mir angezeigt, daß er mit dem Eilzuge hier durchreise und mich am Bahnhofe zu kurzer Begrüßung anzutreffen hoffe. Wir hatten uns seit dem Feldzuge nicht wiedergesehen, und ich freute mich aus voller Seele darauf, dem bewährten Freunde die treue Hand zu drücken. O, hätte ich ahnen können, was mich an seiner Seite treffen sollte, ich hätte mich eher von der heranbrausenden Lokomotive zermalmen lassen, die mir das Entsetzlichste zuführen mußte.“ Erichs blasses Antlitz glühte vor Erregung — seine Finger zitterten in ihrer Hand.

„Um des Himmels willen, beruhige Dich,“ flehte die Baronin, die sich selbst vom Fieber angstvoller Spannung erfaßt fühlte, „Du durchlebst und leidest bei dieser Schilderung alle Qualen wieder, ich will sie Dir gern ersparen.“

„O nein, nein, meine Frida, ich hoffe mich dieses Alps zu entledigen, der meine Brust bedrückt, sobald ich nur das peinigende Geheimniß in Dein theilnahmsvolles Herz geschüttet. Ich muß mich ja doch ein für allemal mit dem Grauenvollen abfinden, also höre mich: Noch vor der Einfahrt in die Bahnhofshalle sah ich schon den wohlbekannten martialischen Kopf aus dem Coupéfenster sich neigen und nach mir ausspähen, und der Zug hatte noch nicht völlig still gehalten, da sprang Knorr auch schon behend auf den Perron heraus, und sein Arm lag in dem meinen. So schritten wir in lebhaftem Gespräche an dem langen Zuge hinab, wir hatten uns ja so viel zu sagen.

„Du, ich fahre mit bis nach Wiesthurn" — die nächste Haltestelle — schlug ich vor, „Du hast mir noch nicht die Hälfte meiner Fragen beantwortet, und der Mann dort an der Glocke hat schon den Strang erfaßt. Ist es Dir recht?"

„Brav, das ist schön," rief Knorr hocherfreut, meinen Antrag erfassend, „nur muß ich Dich vorher doch in einer etwas delikaten Angelegenheit ins Vertrauen ziehen, ich reise nämlich nicht allein," flüsterte er mir zu, „bin in Begleitung einer intimen Freundin, die mir seit einiger Zeit das Dasein verschönert; übrigens eine charmante Person, der ich Dich sogleich vorstellen werde," und ehe ich noch Zeit hatte, zu überlegen oder eine Antwort zu ertheilen, war das Abfahrtszeichen gegeben, und ich befand mich, von Knorr mehr hineingeschoben, als dabei selbst thätig, im Coupé und einer Dame gegenüber, die — o, meine Frida — ich kann es nicht über die Lippen bringen" — hier verließ ihn seine ganze Fassung — und schluchzend wie ein Kind barg er sein schmerzdurchwühltes Gesicht an ihrem Busen.

„Ich errathe — Allmächtiger!" hauchte todtenblaß die Baronin, „sie war es — Deine Schwester." — — — — — — — — —

Die Pein dieses Augenblickes, die in einander fließenden Thränen der beiden erschütterten Menschen haben die Seelen, die sich vor Kurzem erst gefunden, in jener Stunde wohl für ewig verbunden, denn kein Kitt hält besser als solche Zähren, die aus dem Herzen zum Herzen dringen.

„Fünfzehn Minuten hindurch, Frida, fünfzehn Ewigkeiten, habe ich das Unerhörte tragen müssen, sprachlos, erstarrt, dem Wahnsinn nahe, ohne Entkommen; sie saß mir gegenüber, wie eine zum Tode Verurtheilte, selbst sich kaum beherrschend.

Knorr zuerst verblüfft, dann offenbar ungehalten und ohne jedwede Ahnung dessen, was hier eigentlich vorging; doch es ist vergeblich, ich werde Dir die Höllenqual doch niemals nur annähernd schildern können, — endlich — wir waren angekommen. Ich weiß nicht wie — plötzlich stand Knorr neben mir auf der Terrasse des Bahnhofs von Wiesthurn. „Ich erwarte Deine Erklärung in der Garnison, das lasse ich mir selbst von Dir nicht bieten," damit war er fort. Wie lange ich an jener Stelle bewegungslos gestanden, wie und wann ich nach Eckstein zurückgekehrt bin, ist mir auch heute noch ein Räthsel; ich erinnere mich nur, daß ich plötzlich daselbst in der Reitschule mich befand, wo Abendkursus abgehalten wurde — es mußten mich meine Schritte wohl mechanisch die gewohnten Wege geleitet haben. Wie in tiefer Trunkenheit begriffen, unfähig, einen zusammenhängenden Gedanken und die Wirklichkeit zu fassen, so taumelte ich durch die Straßen — vor mir her tanzte die Gestalt der Maitresse Knorrs und Markos bleiches Gesicht — wie es sie und mich damals angeklagt hatte. Da rief mich laut eine bekannte Stimme an, und ein Reiter hielt an meiner Seite.

„Heda, Raun, weißt Du's schon? — Du bist beim Examen schmählich durchgefallen — schau." Und er sauste vorüber! War das noch immer Vision oder Wahrheit, ich konnte nicht Herr meiner selbst werden — hat sich denn Alles gegen mich verbunden, häuft sich Schmach um Schmach auf mein Haupt?

„Nun, alter Junge, mache Dir nichts daraus, es ist auch Anderen nicht besser ergangen."

Ja, ja, da stand er jetzt vor mir, der leibhaftige Unglücksbote, und sein breites Gesicht grinste mir höhnisch zu.

In meinem Kopfe aber schwirrte es wie in einem Bienenschwarm, die Schläfe pochten zum Zerspringen, die Pulse flogen in wilder Hast. Es graute der Morgen, als ich vor meiner Wohnungsthüre stand; wo ich in der Dunkelheit herumgeirrt sein mochte, davon habe ich auch heute noch kein klares Bewußtsein.

Mein Diener erwartete mich und überreichte mir eine Depesche, sie war von Knorr und lautete: „Sie hat mir Alles gestanden — mein armer unglücklicher Freund, verzeihe Deinem trostlosen Kameraden."

Hier schwieg Erich und neigte sich zärtlich zu Frida hin: „Bedenke, Geliebte, mich fesselte nichts an ein Leben der Schande, das mein redliches Streben nur mit Demüthigungen niedrigster Art gelohnt hatte — ich fühlte meine Manneselhre, meinen Offiziersstolz unheilbar untergraben, wußte mich allein, ohne jedwedes Band, das mich mit der Welt verknüpfte, und das Brandmal in der Seele glühte und drang mir bis ins Innerste. Kannst Du mir die unselige That vergeben und sie begreifen, ohne mich der Schwachheit zu zeihen?"

„Alles, mein armer Freund," sprach sie, vor Rührung kaum der Sprache mächtig, „ich verstehe Dich, Du hast Unsägliches gelitten, Dein Seelenzustand macht den Akt der Verzweiflung für mich nur zu gut erklärlich," und es überlief sie eiskalt bei dem Gedanken an jenes Bild, das er heraufbeschworen hatte, „wird Dein Gemüth jemals ganz gesunden von diesen Schlägen, wird es mir gelingen, einen Schleier zu breiten über das Unabänderliche?"

„Sie ist todt für mich, und ich liebe Dich, Du meine Zauberin."

„Und die verunglückte Majorsprüfung?" frug die Baronin nach einer langen Pause, die den Sturm der Gefühle etwas beschwichtigt hatte.

„War eben nur ein unbedachter Scherz gewesen, eine Neckerei im Kavallerieton, wie solche unter uns nicht selten vorkommen, nichts weiter. Der Kamerad hatte im Gegentheil erfahren, daß ich mit Auszeichnung hervorgegangen war aus dem Examen, und hatte arglos sich einen kleinen Scherz erlaubt, den ich in dem überreizten, ja unzurechnungsfähigen Zustande für baare Münze nahm. Der Betreffende ist der beste Kerl von der Welt, und wenn er jemals ahnen würde, wie seine kindische Neckerei nicht zum Geringsten zu der Katastrophe beigetragen hatte, er würde es sich im Leben nicht verzeihen."

Frida machte eine Bewegung der Ueberraschung.

„Ist es möglich, er weiß gar nichts?"

„Und darf es niemals erfahren," unterbrach sie Erich feierlichen Tones, „nicht er, und außer Dir, meine Königin, darf kein irdisches Wesen von diesen Dingen wissen. Du bist nunmehr die Hüterin meines Namens, meiner Ehre; Dir mußte ich die Wahrheit anvertrauen, damit Du klar siehst, mich ganz erkennst, mit meinen Fehlern, meinen Schwächen und der Wunde, die mir das Leben schlug."

IX.

Als am nächsten Morgen der Eilzug das Ehepaar Raun nach Station Eckstein am Gebirge beförderte und die Lokomotive in Sicht kam, da gab es ein reges Winken hinüber und herüber mit weißen Taschentüchern, und als der Zug endlich anhielt und sie sich in den Armen lagen, und Herz an Herz und Brust an Brust schlug in der Hochfluth ihrer Empfindungen, da gab es ein glücklich verschiedenes Bild von jenem Empfange an eben dieser Stelle, dessen vor wenigen Monden Oberst Raun von Seiten des Garnisonskommandanten theilhaftig geworden. Auch jetzt war er, wie damals, blaß geworden vor Erregung, und seine Blicke waren feucht, aber er richtete sie diesmal wie dankend nach aufwärts und dann voll Rührung und Zärtlichkeit auf die Gestalt des geliebten Bruders, an dessen Arm eine feine, den Ankommenden gar wohlbekannte Dame ihnen strahlenden Antlitzes entgegenschritt.

Es waren wohl nur wenige Personen außer diesen in der Halle anwesend, doch Alle, bis zum letzten Weichensteller hinab, mochten in ihren Umrissen die Tragödie des Majors gekannt haben, weshalb auch ihre Blicke mit theilnahmsvoller Neugier die ergreifende Szene dieses Wiedersehens verfolgten.

Der Oberst aber, ein Feind aller Schaustellungen, hatte auch gleich die Empfindung, daß er sich hier mit den Seinen den Beobachtungen der wenigen Anwesenden, Offiziere, Stationsbeamten u. s. w. preisgäbe, und war er auch von der wohlmeinenden Natur derselben durchdrungen, so berührte ihn die Oeffentlichkeit eines für ihn fast weihevollen Vorganges dermaßen unangenehm, daß er nach den ersten stürmischen Begrüßungen schon den Arm Erichs ergriff und ihn eilig mit sich fort nach dem Wagen hinzog, den er bereit und ihrer harrend wußte. Gemma und Frida folgten langsameren Schrittes.

„Die Beiden würden gern allein sein, und auch ich wünsche ein tête-à-tête mit Dir, chérie," flüsterte die letztere.

„Ja, ja, das ist ein guter Gedanke," erwiederte die Freundin, und da sie den Wagen erreicht hatten, wo die Brüder eben Platz nahmen, rief sie diesen zu:

„Fahret immerhin zur Stadt, ich ziehe es vor, mit Frau Müller die kurze Strecke zu Fuß zurückzulegen."

Erich konnte sich bei dieser Bemerkung Gemmas nicht enthalten, in ein helles Gelächter auszubrechen, seine Schwägerin aber darob ganz verdutzt, blickte zuerst dem davonrasselnden Phaeton nach und dann mit großen Augen auf die Baronin.

„Du, was soll denn das heißen, weshalb hat er gelacht? ich dachte doch — und nun lachst auch Du?"

„Komm, komm, ich habe Dir Vieles zu erzählen," und sie schritten langsam den Fußpfad entlang, der zwischen Blumen besäeten Wiesen querfeldein nach der Stadt führte, und Frida sprach und erzählte, ihre Wangen glühten, ihre hellen Augen leuchteten wie in Verzückung, ihre Stimme vibrirte voll glücklichen Ausdruckes.

„Weißt Du, wie man die Menschen kennen lernt? Wenn sie krank und elend sind; da giebt es kein Fältchen das verborgen bleibt, der physische Schmerz, die Todesnähe, das Grauen vor dem Unbekannten, es streift die letzte Hülle ab von dem Kern, den man sonst sorgfältig vor der Außenwelt verbirgt, und da zeigt sich dem Beobachter sein voller Gehalt. O, wie habe ich Erich kennen, bewundern, lieben gelernt! Welche Kraft, wie viel Willensstärke und Selbstüberwindung in diesem herzensguten, kindlich weichen Gemüth; ein Mann, ein echter Mann, voll Würde, Stolz und Wahrheitsliebe, ein Ideal, eine Offenbarung, deren Glanz mich bezwang. Ich wollte die Erinnerung mit mir nehmen in meine Einsamkeit, mich an ihrem Andenken erwärmen und nie wieder lästern, nie wieder die Gesetze der Natur verhöhnen."

„Um Gotteswillen, Fritzi," unterbrach sie Frau von Raun, „Du bist doch nicht ernstlich in den Unglücklichen verliebt?" Sie blieb stehen und blickte der Stiftsdame angstbeklommen ins Gesicht.

„Verliebt? Nein, beruhige Dich, Kind, denn ich liebe ihn, wie Andere ihre Gottheit anbeten mögen, und bin seit gestern seine maßlos glückliche Braut. Und nun triumphire!"

Aber Gemma stand zuerst sprachlos ihrer Freundin gegenüber. „Was hast Du gethan?" sagte sie endlich, noch ganz verwirrt von der unerwarteten Nachricht. „Ich kann mich gar nicht fassen, hast Du denn die Zukunft überdacht?"

Die Baronin ergriff die Hand ihrer Freundin und erwiederte fast betrübten Tones:

„Bist Du es, Gemma, die diese Frage an mich stellt, Du, die mir die Wonne des Angehörens an den geliebten Mann immer als des Lebens werthvollstes Geschenk gepriesen hast? Was macht Dich beklommen? Etwa sein Unglück oder sein Gebrechen, wie man es nennen mag? Nein, so engherzig kann die Gattin von Erichs Bruder nicht denken. Mir macht ihn sein Geschick so namenlos theuer, das Bewußtsein, die Ueberzeugung, daß ich auserkoren bin, um die Lücke zu ergänzen, die das Schicksal in sein Leben gerissen hat — das ist es, was mich einer an edler Befriedigung überreichen Zukunft mit solcher Zuversicht entgegensehen läßt. Verstehst Du mich jetzt besser?"

„Ich verstehe, daß Du ein unverständliches, unergründliches und unberechenbares Ding bist," erwiederte Frau von Raun bewegten Tones und schlang ihren Arm um Fridas feine Taille, „Du, meine Schwägerin, die Verlobte Erichs, diese feuchten, in Entzücken strahlenden Augen diejenigen meiner kühlen, überlegenen Frida — Du begreifst, ich muß mich vorerst daran gewöhnen."

X.

In Doktor Kleins traulichem Häuschen ist wieder die Tafel gedeckt, sechs kostbare Gedecke zieren den ovalen, mit Silber, Blumen und Kristallen geschmückten Tisch, der gestern Zeuge war von Frau Müllers Metamorphose. Der Stabsarzt und seine brave Hausfrau stehen erwartungsvoll in der offenen Salonthür, und jetzt, da sie der Goldfüchse ansichtig werden, wie sie mit des Majors Wagen um die Ecke biegen, erhellt ein frohes Lächeln ihre ehrlichen Gesichter — „Da sind sie —"

Arm in Arm eilte das Bruderpaar auf seine Gastfreunde zu, Oberst Raun wollte sprechen, doch die Bewegung erstickte die Dankesworte, die ihm auf den Lippen schwebten — aber deutlicher als jede Rede sprach die Umarmung, in der er den selbst ganz weich gestimmten Retter seines Erich an seine Brust zog, und der ehrerbietige Kuß, den er auf Frau Kleins Hand drückte. „Sie sind unsere Vorsehung gewesen," war Alles, was er hervorbringen konnte, „unser Schutzgeist."

„Und Frau Müller?" unterbrach der Stabsarzt lachend die ins Sentimentale umzuschlagen drohende Stimmung. „Doch wo sind die Damen geblieben?"

„Sie kommen," sagte Erich mit bestimmtem Ausdruck, „ich höre Fridas Schritt."

„Frida, meine theure Schwester," es war wirklich zu viel selbst für einen Mann wie der Oberst, zu viel der freudigen Aufregung auf einmal. Das Kommando des Hausherrn, das alsbald zu Tische rief, bezweckte auch vor allen Dingen eine Beruhigung der allzu sehr gereizten Nerven, und wie er sein Ziel bald vollständig erreichte, das bewies das heitere Lachen und der fröhliche Ton, der binnen Kurzem an der Tafelrunde Platz griff. Der Schatten einer moralisch Todten, der tief im Innern verborgen den vollen Glanz dieses reinen Glückes trübte, war äußerlich und für diese Stunde wenigstens gebannt.

„Ja richtig, Herr Stabsarzt," ließ sich plötzlich der Major vernehmen, „wie geht es denn Ihrem Patienten von gestern, ist die Operation gelungen?"

„Das will ich Ihnen gleich sagen, Herr Major," erwiederte Klein, erhob sich mit ernster Würde von seinem Sitz und begab sich zu Erich, dessen Hand er ergriff, um seinen Pulsschlag zu untersuchen. „Es freut mich, Ihnen mittheilen zu können, Herr Major, daß es meinem Patienten vorzüglich geht," sprach er dann zufrieden mit dem Kopfe nickend, unter schallendem Gelächter der Tischgenossen, „es war aber auch hoch an der Zeit, daß ich mit einem energischen Schritte zur Entscheidung griff, denn das Uebel war bei einer gefährlichen Krisis angelangt."

„Und Ihre dringenden Einkäufe, gnädige Frau?" frug nun schalkhaft die Baronin.

„O, die will ich Ihnen gleich vorführen," antwortete schlagfertig Mama Klein und verließ auf einen kurzen Augenblick das Eßzimmer; sie erschien aber sofort wieder, in beiden Händen ein herrliches füllhornartiges Bronzegefäß hoch tragend, aus dessen Mitte ein mit Blüthen überdeckter Myrthenstock liebliche Düfte ausströmte. Sie stellte die sinnige Ueberraschung zwischen die Verlobten auf den Tisch, und einen Kuß auf Fridas Stirn drückend wies sie auf die Figur der Göttin Fortuna, die den Sockel zierte, und sprach leise:

„So ist es denn wahr, und wird es ewig bleiben, das Glück und die Liebe, sie sind blind und weichen nun nimmermehr von Ihrer Seite! Amen."

Katerlies.

Nach dem Gemälde von Rudolf Eichstaedt.

Kleine Kabinetstückchen wie „Katerlies", eine Zierde der 1887er Ausstellung in Berlin, werden vom müdegehetzten Ausstellungswanderer leicht übersehen, wir wollen ihm durch den Holzschnitt nach Kräften Dauer und Verbreitung zu verschaffen suchen. Ein solches Paar wie Lies und ihren kleinen kecken Kater, die muß man mit Muße in ihrem Thun und Treiben belauschen können, wie dies ja auch der Maler so oft und con amore mit hellem Auge gethan hat, ehe er uns diese muntere Schelmerei auf die Leinwand zaubern konnte. Allerliebst lächelt dieses frische Mädchenantlitz aus dem pikanten, die beiden Gestalten mit Randlichtern umspielenden Helldunkel heraus über die Zudringlichkeit des kleinen frechen Kußdiebes; denn er wird es doch noch dahin bringen, sein feuchtes Näschen an die rothen Lippen seiner Herrin zu schmiegen, denen er sich graziös schleichend zu nähern sucht, mit seinen Pfötchen dabei kaum einen Eindruck auf dem Halstuche machend und das Schweifchen keck und unternehmend ringelnd. Rudolf Eichstaedt schaut die Welt mit sinnigem Künstlerauge an. Das zeigt seine „Katerlies".

Der Berliner Fischmarkt
vor zweihundert Jahren.

Ein kulinarisches Bild aus alter Zeit von S. von Thümen.

Wer heute unsere riesigen Markthallen durchwandert und staunenden Auges die ungeheuren Vorräthe der allerdelikatesten Dinge betrachtet, die da aufgestapelt sind, dem kommt bald die Ueberzeugung, daß der Berliner sehr wohl „zu leben versteht“ und ganz gehörig „für des Leibes Nothdurft sorgt“. Er wird sich aber wahrscheinlich auch denken, daß wir dies ja auch recht gut können, daß wir eine reiche und stolze Großstadt geworden sind, der aus allen Weltgegenden das Beste zuströmt, daß dies aber doch wohl früher ganz anders gewesen sein muß, besonders damals als Berlin noch kaum viel mehr war „denn ein arm' klein' Landstädtlein,“ in dem wohl der Kurfürst Hof hielt, dessen Bewohnerschaft aber zum guten Theil doch nur aus ehrsamen Ackerbürgern und Handwerkern bestand!

Und doch wäre solche Schlußfolgerung keine ganz zutreffende. Auch zu jener entlegenen Zeit, vor zweihundert und mehr Jahren, gab es in Berlin Lebensmittel in Hülle und Fülle, und wenn auch keine Eisenbahnen und Packetposten existirten, war der Markt doch reichlich versehen, der Quantität, wie nicht minder der Qualität nach, und in mancher Hinsicht mögen die damaligen Proviantirungsverhältnisse kaum sonderlich zurückgestanden haben gegen jene der Jetztzeit. In ganz besonderem Maße gilt dies von der Versorgung der Stadt mit Fischen und sonstigen Wasserthieren.

Wem solches nicht so recht einleuchtend, wohl gar etwas „spanisch“ vorkommen sollte, dem glauben wir einen klassischen Zeugen entgegenstellen zu können, an dessen Glaubwürdigkeit wohl Niemand zweifeln wird: den Leibmedikus des Kurprinzen Friedrich (nachmaligen Königs Friedrich I.) und der Kurprinzessin Elisabeth Henriette, geborene Landgräfin zu Hessen. Besagter Leibmedikus, Johann Sigismund Elsholtz, auch bekannt als verdienstvoller Naturforscher, hat im Jahre 1682 bei Georg Schultzen zu Cölln an der Spree ein stattliches Werk erscheinen lassen, betitelt: „Diaeteticon: das ist, Newes Tisch-Buch, Oder Unterricht von Erhaltung guter Gesundheit durch eine ordentliche Diät, und insonderheit durch rechtmäßigen Gebrauch der Speisen, und des Geträncks.“ Dieses interessante, dem hohen Kurprinzenpaare gewidmete Buch enthält, eingetheilt in sechs große Hauptabschnitte, eine detaillirte und genaue Beschreibung aller damals hierzulande konsumirten Gegenstände aus dem Thier- und Pflanzenreiche und kann als eine der werthvollsten Quellen für die Kenntniß der seinerzeitigen „praktischen Naturwissenschaft“ betrachtet werden.

Es mag uns demgemäß gestattet sein, heute unseren Lesern Einiges aus dem sehr umfangreichen vierten Buche oder Hauptabschnitte: „Von den Speisen aus Fischen“, mitzutheilen; lernen wir aus dessen Inhalt doch am besten erkennen, wie erstaunlich reich — in Anbetracht der mangelhaften Verkehrsverhältnisse jener Zeit — schon vor zwei Jahrhunderten der Berliner Fischmarkt versorgt war, verhältnißmäßig reicher vielleicht sogar, als er dies heute ist.

In den einleitenden Kapiteln wird von den „Fischen ins gemein“ gesprochen und dabei die bemerkenswerthe, den Anschauungen der modernen Physiologie allerdings nicht ganz entsprechende Behauptung aufgestellt, „daß die Vier-füssige Thiere die stärckeste, die Vögel mittelmässige, die Fische aber die geringste Nahrung geben“. Weiterhin wird aber zugestanden, daß die Fische den wenigsten Krankheiten unterworfen seien, und daher sich das Sprichwort ableite: „Er ist gesund wie ein Fisch“. Was sonst den Werth der Fischnahrung für den Menschen anbelangt, so wird gesagt, daß „mittelalterliche“ Thiere am gesündesten zum Essen seien, doch aber soll man von den weichfleischigen die großen und alten, von den hartfleischigen hingegen die kleinen oder jungen wählen. Was aber endlich die Klassifikation nach „ihrem Ort oder Wohnung“ anbelangt, so „könte man fünff Classes ziehen, also daß in der ersten stünden die Meer-fische, in der zweiten die im Meer und Flüssen zugleich sich auffhalten, in der dritten die Fluß-fische, in der vierten die in Flüssen und Land-Seen zugleich gefunden werden und in der fünfften Classis, die nur in Landseen und Teichen wohnen“.

Soviel Bemerkenswerthes aber auch weiter noch in dieser Einleitung enthalten ist, und so sehr Manches davon auch verdiente, allgemeiner bekannt zu werden, insbesondere die diätetischen Regeln über das Fischessen, können wir doch dabei nicht länger verweilen, sondern müssen zu dem eigentlichen Thema unserer heutigen Betrachtung übergehen, zu der Aufzählung und Betrachtung der am Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Berlin verkauften und verspeisten Fischarten.

Von den „Meerfischen“, mit denen der Anfang gemacht wird, findet an erster Stelle der Lachs Erwähnung, von dem es aber heißt: „er tritt so wohl aus der Westsee (!) die Elbe hinauff bis an den Lachs-Fang, welchen die Durchl. Fürsten von Anhalt bei ihrer Residentz Dessau erbawet: als auch aus der Ost-See die Oder hinauff bis in Schlesien.“ Das Lachsfleisch wird als sehr wohlschmeckend und dem Magen bequem gerühmt, „wenn man aber dessen zuviel geneußt, so erwecket es mit sothaner seiner Fettigkeit einen eckel, darauff zuweilen ein Fieber folget.“ Nach dem Lachs wird der Stör abgehandelt, welcher außer im Meere sich auch in der Elbe, Oder, Weichsel, der Donau und dem Rheine findet. Dann kommt der Stockfisch oder Kabliau, der Schellfisch, der Dorsch, von dem es heißt: „daß er großen Ruhm habe, und auch in der that der zartesten Meer-fische einer sei“, in Preußen habe er den Namen „Pomucheln“. Es folgen Rochen, Schollen, Butten, Zungen, Hering. Letzterer kommt in den Handel als: frischer Hering, als Peckel-Hering, als Stroh-Bückeling oder als Spick-Hering. Daran schließen sich die, namentlich bei Stettin, Colberg und der Insel Wollin gefangenen Goldfische, die Sardellen und die Sprotten.

Auf diese dreizehn Seefisch-Arten folgt die doppelte Anzahl von „Fluß-fischen mit Schuppen“. Der erste derselben ist der sehr gemeine und viel gegessene Hecht, bei dem unter Anderem bemerkt wird, daß man aus Hecht-Eiern und Lebern eine „Retzin“ genannte Speise bereite, die, trotzdem vielfach und besonders in Schlesien der Rogen des Hechtes für giftig gelte, doch von manchen Leuten sehr gern und in Menge gegessen werde. Ein ebenfalls massenhaft verspeister Fisch war „die Karpe“ (heute der Karpfen genannt), in Strömen, Seen und Teichen vorkommend, aus den Eiern machte man „ein rothes Kaviar für die Juden“. Die „Brassen“ wurden vorzugsweise in den meilenlangen Landseen der Neumark gefangen, ebendaher kam auch der Bley, die Rape, die Barme; die Jäse wurde von der Spree und den anderen märkischen Strömen geliefert, ebenso die Zärte. In Spree und Oder kam die Döbel vor, von der es in einem wenig schmeichelhaften Verslein hieß:

> „Man koche oder brate die Dübel,
> So schmecket sie doch allezeit übel.“

Die Heimath des Häseling waren Oder, Dosse und Havel, der Lachs-Moräne der Madüwe-See, der kleinen Moräne aber der See von Morin (der bekanntlich von Kopisch besungen worden ist). Karautzen und Gibeln fing man in allen kleinen Teichen und Pfuhlen, Forellen hingegen nur in den Kiesbächen bei Freienwalde, Kottbus, Neustadt-Eberswalde, Neu-Wedel u. s. w. Von letzterem Orte und aus dem Amte Zehdenick wurden Lachs-Fohren auf den Markt gebracht, eben von dort auch Aschen, aus Boitzenburg und dem Lauenburgischen Schnepel. Fast der gemeinste Fisch war der Zander und nächst diesem der Stockbarsch. Aus Wriezen schickte man die trefflichsten Kaulbarsche; Stickerlinge, Gründlinge, Stinte, Weißfische und den Grüh fing man allenthalben, oft traten diese Fischarten so massenhaft auf: „wie die schwermenden Bienen: also daß man sie mit Mulden schöppen, und fast gantze Kähne damit anfüllen konte“.

Flußfische ohne Schuppen zählte der Berliner Markt dazumal acht verschiedene Arten. Obenan wird der Wels genannt, von dem in der Oder welche gefangen wurden, die zweieinhalb Ellen und mehr lang waren, und von denen es hieß, daß sie selbst in das Wasser gefallene Kinder auffressen. Fast überall wurden Aale

gefangen, in der Oder sogar in solchen Mengen, daß man sie — behufs späterer Versendung — einsalzte oder in den Rauch hing. Stromquappen, die für schmackhafter erachtet wurden, als Seequappen, beherbergten fast alle Gewässer der Mark, Lampreten aber waren selten, und ihr Fleisch galt als ein „Herrenessen". Neunaugen, ein Fuß lang und einen Daumen dick, lieferte massenlich werden da zuerst die Krebse angeführt, bei denen der noch heute häufig citirte, ursprünglich aus dem Lateinischen stammende Vers mitgetheilt wird:

„Vier Monat sind ohn R, der Krebs zielt seine **Brut**,
Und endert seinen Rock: dan sind die Krebse gut."

Der Krebsfang war dazumal ein außerordentlich ergiebiger;



Katerlies. Von Rudolf Eichstaedt.

haft die Oder, in der Elbe aber gab es noch viel größere, sonderlich bei Hamburg. Peißker fing man in den Armen der Oder, sie wurden „vom Pöbel gemeinhin für Schlangen gehalten und können bis drey Monath ohne jegliche Nahrung leben." Schleyen und Schmerlen gab es überall.

Den Beschluß macht das „Fischwerck mit Schalen". Natüres wird gesagt, daß dieselben „in der Chur-Mark Brandenburg so häufig gefangen werden, daß man sie Fuderweise in die negstgelegene Länder versenden kann, aber die Fuhrleute müssen des Nachts ihre Wagen bewachen, damit nicht etwa ein Schwein unter dem Wagen durchlauffe: denn wo sich das zutrüge, wird man alle Krebse des Morgens tot finden." Hummern wurden aus

der Westsee, heute Nordsee, eingeführt, von ebendaher, über Hamburg, kamen auch die Taschenkrebse, sowie die Garnelen, welche aber auch in der Ostsee, bei Rostock, viel gefangen wurden. Ausführlich werden die „Oestern" (Austern) besprochen, ihr Geschmack höchstlich belobt und mehrere Bereitungsweisen angeführt. Muscheln wurden desgleichen, in verschiedenen Sorten, aus den benachbarten Meeren nach Berlin gebracht. Im Lande selbst aber, und namentlich in den Weinbergen, wurden viele Schnecken gefangen und von Hoch und Niedrig mit Vorliebe gegessen.

Schließen wollen wir unsere kleine Betrachtung alter Berliner Fischmarkt-Verhältnisse — bei denen wir leider über die verehrlichen Verkäuferinnen, vulgo „Fischweiber" gar nichts mittheilen konnten, da die benutzte Quelle uns vollständig darüber im Stich ließ, ob diese „Damen vom Stand" damals an Redegewandtheit und Kühnheit des Ausdruckes schon ebenso ausgezeichnet waren wie heute — mit der Wiedergabe der Endbemerkung unseres verdienten Elsholtz. Sie legt, deutlicher als alles Andere, Zeugniß ab von dem Geiste, welcher sein Buch „Diaeteticon" durchweht.

„Man sol nach starcker Bewegung oder schwerer Arbeit nicht Fische essen, weil sie alsdann im Magen leicht verderben. Die jenigen, welcher Magen schwach und voll böser Feuchtigkeit ist, sollen sich des Fischessens enthalten. Man sol nicht Fische zugleich mit Fleisch und Milchspeisen genießen. So wol die Schnecken, als alle Schalen-Fische dienen zur Abwechselung und Wollust mehr, dan den Hunger damit zu stillen, und können also zu solchem Brauch der Abwechselung wol beybehalten werden!"

Ein Theater-Original.

Von Emil Czaschke.

Noch deutlich sehe ich ihn vor mir, den gestrengen Herrn Theaterdirektor B... Er war Sachse und bereiste die mittleren Städte des Königreichs, wie Meißen, Zittau, Glauchau u. s. w. B... war ein Sonderling, wie es nur wenige giebt, ein Original in vollster Bedeutung. Stets benahm er sich, nach seiner Meinung nämlich, würdevoll und ernst, und doch war dieser Ernst so unendlich drollig, daß ich noch heute lachen muß, wenn die Erinnerung vergangener Tage mir sein Bild vor das Auge ruft. Vor einer Reihe von Jahren zählte auch ich zu seinen Mitgliedern, ja ich konnte mich sogar rühmen, zu seinen Lieblingen zu gehören. Diese Bevorzugung seinerseits rief bei den anderen verehrten Kollegen (Kunstjüngern, seine Schüler, wie der alte B... uns mit Vorliebe nannte), einen gewissen Neid hervor. Jedesmal, wenn es an die Austheilung neuer Rollen ging und B... den Werth und die Wichtigkeit derselben nach dem Gewicht und der Bogenzahl prüfte, erhielt ich sicher die dickste und schwerste. An komischen Mißverständnissen fehlte es allerdings hierbei nicht, umsomehr als es B... bei der gewohnheitsmäßigen Vertheilung nach dem Gewicht gar nicht darauf ankam, ob die betreffende Partie für ein Männlein oder Weiblein geschrieben.

Der alte B... war herzensgut, und doch konnte er fuchswild werden, namentlich wenn das Theater voll oder gar ausverkauft war. Dann ging er gravitätisch auf und ab, strich sich die Strähnen langer Haare, die ihm am Hinterkopf geblieben, über den sonst kahlen Schädel und brummte unaufhörlich vor sich hin: „Das muß anders werden! — Verlange mehr Hingabe, mehr Interesse! — Gar nischt gennen se, die jungen Laite von haitzutage — nischt! — Morjen brobirn wer bis uff'n Abend!"

Kam diese letzte Drohung über seine Lippen, so konnte man überzeugt sein, daß B... sich im höchsten Zorn befand.

War dagegen die Einnahme nicht gut, so war er der fidelste, liebenswürdigste Mensch, den man sich denken kann. Dann pfiff er gewöhnlich irgend eine Melodie aus einer alten Oper vor sich hin, klopfte jedem Einzelnen auf die Backen und lobhudelte Jeden, der ihm in den Weg kam: „Härnse, das ha'm se aber werklich hibsch gemacht — ne wahrhaft'ch, das hätt' ich Ihnen gar nich zugebraut — Sie kleenes Kreizneinluderchen, Sie — heheh e." Diese mit dem freundlichsten Gesichtsausdruck gesprochenen Worte unterstützte er stets mit einem sanften Rippenstoß, und dabei sah er Einen so heiter lächelnd an, daß man über sein urkomisches Gesicht lachen mußte, ob man wollte oder nicht.

Hatte ein Darsteller, seiner Meinung nach, eine Szene „verhunzt", wie er sich auszudrücken pflegte, und das Publikum applaudirte dennoch, so schoß er wüthend auf den Betreffenden los und schrie ihn zornglühend an: „Na — här'nse — so was lebt nich — bilden Sie sich uff das Gebatsche da unten um Himmelswillen nischt ein — Kohlgöppe sind's, sag' ich Ihnen — weiter nischt wie Kohlgöppe! — Die werden mer meine Schieler noch ganz und gar verderb'n! — Machen Sie nur solche Wippchen und Sie werden's noch wei: bringen. — Das nennen die Laite „Kunst" — jawohl „Dunst" — oh Sonne, wo bist Du geblieben! — Morjen brobirn wer bis uff'n Abend!"

Eines Tages hatten wir „Räuberprobe". Dieselbe war, wie der alte B... feierlich erklärte, „würdevoll und der Sache angemessen" bis zur ersten Thurmszene verlaufen, und „nix" war geschehen. Der Direktor hatte eine kleine Pause angesagt, und als dieselbe zu Ende, bat er Kollegen M., welcher den „Karl" spielte, ihn für einige Zeit zu vertreten und mit der Thurmszene zu beginnen. Dies geschieht; Karl hat die letzten Worte seines Monologes „Ich will's vollenden!" gesprochen — (es schlägt 12 Uhr), Hermann (der Rabe) tritt auf: „Horch! horch! grausig heulet der Kauz! Zwölf schlägt's drü'en im Dorf," — da ertönt plötzlich ein uns Allen unerklärliches Geschrei, ähnlich dem kläglichen Wimmern einer auf den Schwanz getretenen Katze. „Moor" springt wüthend auf und ruft: „Wer erlaubt sich derartige Albernheiten?" Da erscheint hinter einem Versatzstück der kahle Schädel des alten Direktor B... und in einem bedauerlich wehmüthigen Ton spricht er Folgendes: „Albernhe'ten? — Aber mein lieber M., haben Sie denn so wenig Verständniß für unsern unsterblichen Schiller? Schreibt er nich selber: Horch! horch! Grausig heult der Kauz!? — Ja, aber mei gutes M....chen, merken Sie denn gar nich? — ich margire se doch den Kauz — das is se nemlich eene Nüance von mir, und se hat ihre Wirkung ooch noch nie verfehlt."

Ob dieser famosen Rede unseres würdigen Chefs lautlose Stille — dann helles allgemeines Auflachen. M. verfällt in einen förmlichen Lachkrampf und droht zu ersticken, nur fortwährendes Klopfen auf seinen breiten Rücken bringt ihn wieder in normale Ruhe. Der alte B... stutzt über die allgemeine Heiterkeit, macht ein bitterböses Gesicht und brummt vor sich hin: „Gar kein Kunstverständniß — dumme Jungens!" Plötzlich schreit er: „die Probe is se nemlich uffgehoben — Morjen brobirn wer bis uff'n Abend!"

Unvergeßlich bleiben mir die sogenannten Gagetage. Punkt neun Uhr Morgens versammelte sich das Personal auf der Bühne. Der alte B... war gewöhnlich schon früher da, er begrüßte uns ceremoniell, winkte gnädig mit der Hand und ließ sich würdevoll auf einem verblichenen, aber nur bei feierlichen Gelegenheiten und Königsdramen gebrauchten Thronsessel nieder. Der alte Wenzel, Theatermeister und Faktotum, der Leporello der Gesellschaft, Postillon d'amour, Neuigkeitsvermittler, kurz Allerweltsmensch, ein kleines unscheinbares, von der Mutter Natur mit einem Buckel ausgestattetes Männlein, stellte einen Tisch, worauf der verhängnißvolle Kassenkasten stand, vor den ernst blickenden Chef des „Kunstinstitutes," und das Fest der „Empfängniß" begann.

B... hatte ein ganz eigenes System der Gagezahlung. Jedem Einzelnen wurde nämlich der ihm zukommende Sold in einer blauen Düte, worin sich ein Zettel mit der Abrechnung und der zu erhaltenden Summe befand, übergeben. B... überreichte jede Düte mit einer den Betreffenden angehenden Bemerkung, und diese waren manchmal so draftisch, daß sie allgemeine Heiterkeit erregten. Gewöhnlich endeten diese famosen Gagentage mit der stereotypen Redensart: „Morjen brobirn wer bis uff'n Abend."

Vater und Sohn.

Eine Szene aus dem Berliner Volksleben. Von C. Pankár.

He, Droschke!

Vor dem Gartengitter eines eleganten Restaurants winkte ein Kellner nach dem nahen Droschkenhalteplatze herüber.

Mehrere Droschken fuhren in diesem Augenblicke davon, nur eine blieb noch zurück.

Der graubärtige Alte auf dem Bock zog langsam die Hände aus den Aermeln und beugte sich nach den Zügeln: der Schimmel legte sich ins Geschirr; gemächlich rollte die Droschke heran und hielt vor dem Restaurant.

Sogleich wurde hier klirrend eine Thür geöffnet. Heraus trat ein Schutzmann, halb nach rückwärts gewendet, ihm folgten dicht neben einander zwei Herren. Schnell schritten die Drei durch den Garten der Droschke zu.

Einer der Herren, eine große, elegante Gestalt, hielt mit der brillantengeschmückten Linken den über die Schultern geworfenen Ueberzieher auf der Brust zusammen. Theilnahmlos sahen die großen, schwarzen Augen um sich her. Den rechten Arm hatte er in den seines Begleiters gelegt, nur ein geübtes Auge entdeckte die Fessel, die das Handgelenk umschloß und in der Rocktasche des dicht nebenher schreitenden Kriminalbeamten endete. Der alte Droschkenkutscher hatte den Kopf nach den Ankommenden gewendet. Die Beamten kannte er, aber auch der elegante Herr kam ihm seltsam bekannt vor. Plötzlich ruckte er die Schultern zur Seite und sah groß in das blasse Gesicht des Näherschreitenden. — Immer starrer, angstvoller wurde sein Blick. — — Er wischte sich mit der Hand über die Augen und sah schärfer hin. — Der Athem stockte ihm — stieren Auges beugte er sich weit vor.

Jetzt waren die Drei auf dem Trottoir angelangt. Der Schutzmann öffnete den Wagen und stieg schnell hinein, der Gefangene folgte.

Er setzte den Fuß auf den Wagentritt und beugte den Kopf.

„Jottlieb!" stieß der alte Kutscher in höchster Erregung vor.

Der Gefangene zog den Kopf zurück, kolt prüfte er das runzlige, gelbe Gesicht, den struppigen grauen Bart und die thränenverglasten Augen, die unter den buschigen Brauen entsetzt auf ihn niederstierten. Er kannte den Menschen nicht, verstand nicht, was er von ihm wollte. Noch einmal blickte er gleichgiltig in die Höhe — der Alte hatte sich zitternd aufgerichtet — da krampfte sich raubthierartig die gefesselte Rechte, heftig preßte er den Ueberzieher an die Brust. „Molkenmarkt, schnell!" befahl der Kriminalbeamte im Einsteigen. Die Wagenthür klappte.

„Jottlieb!" stöhnte zusammenknickend der alte Kutscher. — Er hatte ihn erkannt — es war sein Junge — — sein fortgelaufener Gottlieb. — — — — — — — — — — —

Nach einigen Sekunden erwachte der Alte aus seiner Betäubung. Die Droschke rollte in das Straßengewühl. Der Alte sah und hörte Nichts, wie geistesabwesend stierte er vor sich hin, „det jeht nich, — det jeht doch nich", murmelte er unter dem Barte. „Et is doch mein eigen Fleesch un Blut, un ick sein Vater. Ick kann ihm doch nich ins Unglück fahren!"

Die Fußgänger blickten lächelnd der Droschke nach, die in Schlangenlinien dahintaumelte. „Un ick kann's nich, un ick werd's nicht dhun"; fluchend hieb der Alte auf den Gaul ein — es klopfte ans Wagenfenster.

„Na, man sachte," brummte er erschreckt und blickte auf den drohenden Finger des Schutzmanns.

Eine Weile starrte er wieder vor sich hin, dann richtete sich die dürre Gestalt hoch auf, zwinkerte mehrmals mit den Augen und lugte gespannt in das Straßengewühl. — — — — — —

„So'ne Pferdebahn anrempeln, — ins Gedränge kann er sich dinne machen."

Die Droschke rollte gerade auf einen entgegenkommenden Pferdebahnwagen zu. Näher und näher kamen sich die beiden Wagen. Der Pferdebahnkutscher riß heftig die Klingel — die Droschke kam immer näher: der alte Kutscher schlief, müde war ihm der Kopf auf die Brust gefallen. — Heftiger klingelte der Pferdebahnkutscher und bremste den Wagen: die Fahrgäste schauten nach der Ursache des Haltens — im nächsten Augenblick mußte die Droschke gegen den Wagen prallen — da lief der Kondukteur voraus, riß den Schimmel zur Seite und weckte den scheinbar Schlafenden. Blöde öffnete dieser die Augen und sah erschreckt um sich, dann fuhr er weiter.

„Also nischt", stöhnte er, „na denn wat andersch!"

Kreuz und quer fuhr jetzt die Droschke, bald auf der rechten, bald auf der linken Seite des Fahrdammes, allen Wagen entgegen, um die Straßenecken ging's in kurzem Galopp. Hastig irrten die Augen des alten Kutschers hilfesuchend über das Straßengewühl ringsumher, spähten hierhin und bohrten sich dort hinein, aber überall stießen sie erschreckt auf Schutzmanns- oder Soldatenhelme.

„Wat, schon Französische Straße?" Erschreckt zuckte der Alte zurück, dann aber packte ihn die Angst um so stärker.

Da an der Brücke war der Asphalt gesprengt — der Gaul war bereits oft gefallen — da unten befanden sich kleine Boote — der Blick des alten Droschkenkutschers wurde immer größer, starrer, gieriger, wilder; erregt richtete er sich auf und zerrte an den Zügeln.

„Hü hü hü!" die Peitsche wirbelte durch die Luft, pfeifend fielen die Hiebe auf den Gaul. Jetzt — jetzt galoppirte das Pferd dahin, über den nassen Asphalt, über die Brücke, am rothen Schloß vorbei. Sinnlos peitschte der Alte das Thier und riß an den Zügeln — die Droschke rasselte über den Schloßplatz. Ein Schutzmann sprengte dem Gefährt nach, jetzt hatte er es eingeholt und schrie den Alten an; dieser kam zu sich und hielt den Wagen.

Der Polizeibeamte machte einige Notizen, dann rollte die Droschke langsam über die Kurfürstenbrücke.

„Et soll mal nich sind, — wat is da zu dhun, — ick kann nischt dafür," stammelte der alte Kutscher im Weiterfahren.

Langsam, behutsam drehte er sich zur Seite: wenn's nicht anders sein konnte, wollte er noch einmal, zum letzten Mal, seinen Jungen sehen.

Seine Augen drängten sich in den Wagen hinein, um denen seines Sohnes zu begegnen, doch diese blickten kalt zur Seite. „Jottlieb, ick kann nischt davor — wirklich nich!" zitterte es entschuldigend.

Die Brust flog. Mehr und mehr verschwand das liebe Gesicht hinter dem Schleier der aufquellenden Thränen.

Da ein Krach — ein Knacken — Schreien — — — —

An der Ecke der König- und Poststraße war ein Vierwagen in scharfem Trab gegen die Droschke gefahren.

Die Wagenthür wurde klirrend aufgeschlagen, heraus riß sich der Gefangene, sprang in großem Satze vorwärts, schwankte und stürzte mit wildem Fluch über die blutende, am Boden liegende Gestalt des alten Droschkenkutschers. Sogleich wurde er von dem nacheilenden Beamten gefesselt.

Mit blitzenden Augen, gleich einem gefangenen Raubthier richtete er sich auf. „Infame Kanaille," knirschte er keuchend vor Wuth und stieß sinnlos mit dem Fuß nach dem am Boden Liegenden.

„Jottlieb," stammelte bewußtlos der Schwerverletzte.

Der Verbrecher wurde fortgeführt. — — — — — — — —

Am nächsten Tage stand folgende Lokalnotiz in den Zeitungen: Den Bemühungen unserer Polizei ist es gelungen, einen lange vergebens gesuchten Verbrecher dingfest zu machen. Dieser, eine in der Verbrecherwelt unter dem Namen Brillantengraf bekannte Persönlichkeit, hat seit längerer Zeit in Deutschland sowohl, wie im Auslande, eine Reihe der größten Einbruchdiebstähle mit beispielloser Verwegenheit und Geschicklichkeit ausgeführt. Er wurde in einem hiesigen größeren Restaurant beim Frühstück festgenommen.

Bei seinem Transporte nach dem Molkenmarkte wäre es ihm beinahe gelungen zu entkommen.

Die Droschke, in welcher er übergeführt wurde, stieß an der Ecke der König- und Poststraße mit einem Vierwagen zusammen. Auf unbegreifliche Weise hatte sich der Verbrecher befreit und sprang aus dem Wagen — fiel aber über den Körper des vom Bocke geschleuderten Droschkenkutschers und wurde gefesselt.

Der Droschkenkutscher erlitt so schwere Verletzungen, daß er auf dem Transport nach der königlichen Charité verstarb.

Räthsel und Spiele.

Buchstaben-Räthsel.

a	a	a	c	d	d
e	e	e	e	g	g
h	h	h	i	i	k
k	l	l	n	n	n
o	r	s	s	s	s
t	t	u	u	u	w

Aus den Buchstaben der vorstehenden Figur sind zu bilden: 1. ein Mädchenname, 2. eine Hafenstadt des rothen Meeres, 3. eine Art Erkennungszeichen im Kriege, 4. eine Stadt in Mitteldeutschland, 5. ein Dienstbote, 6. ein Geldstück.

Sind die sechs Wörter richtig gefunden, so erscheint in den besonders gekennzeichneten Feldern der Name eines sehr beliebten deutschen Dichters.

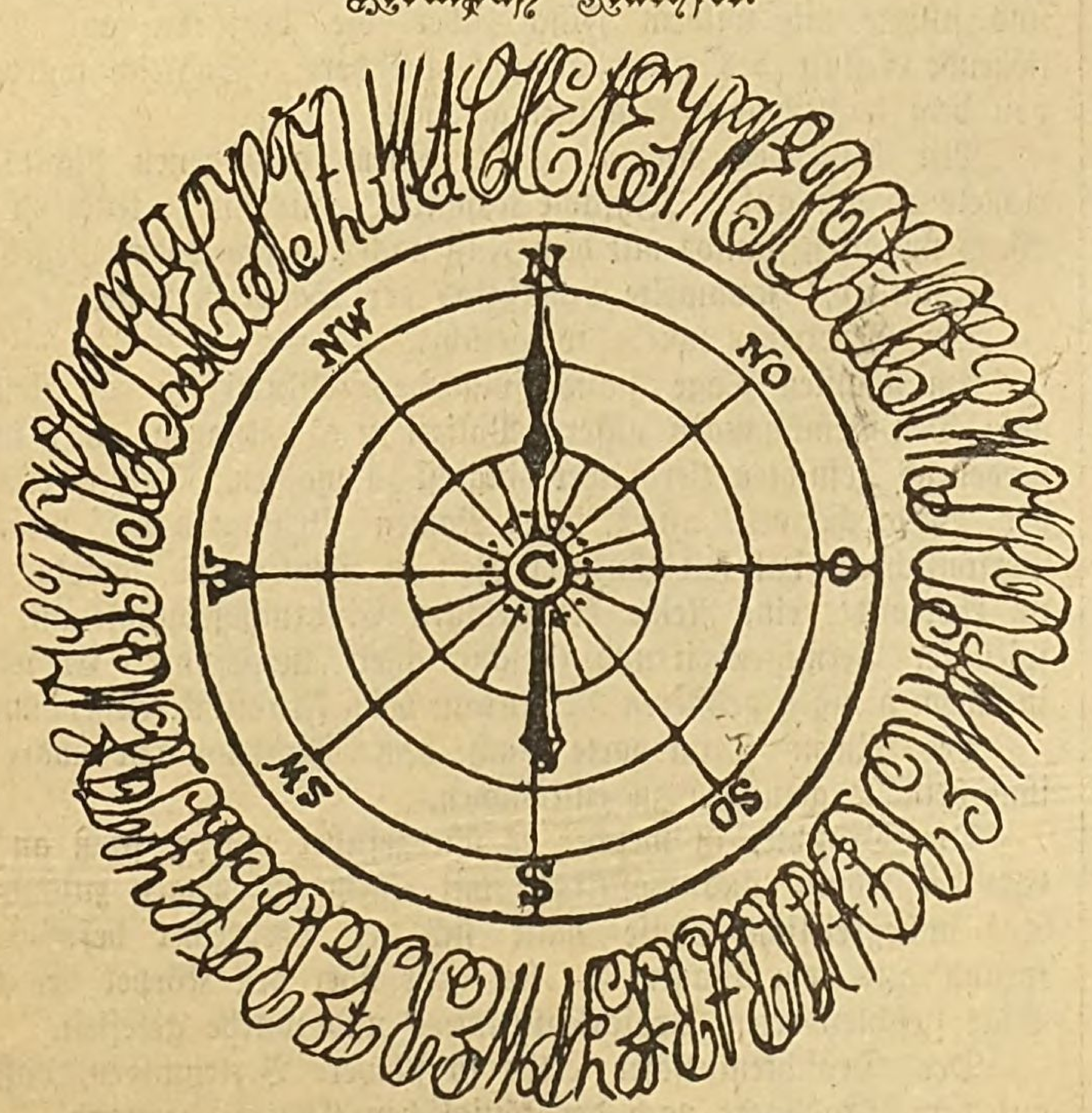
Homonym.

Wehmuthsvoll denk' ich der Stunde,
Da ich schied von meinem Lieb,
Dessen Bild süß, lichtumflossen
Sich mir tief ins Herz einschrieb.
An dem Wörtchen weilt die Holde,
Und entzückend schön entquoll
Ihm ein Heer von Zaubertönen.
O, wie wünscht' ich sehnsuchtsvoll,
Daß ich jenes Wort doch hätte,
Zu ihr eilen könnte hin
Und zu ihren Füßen klagen,
Wie ich hier so einsam bin.

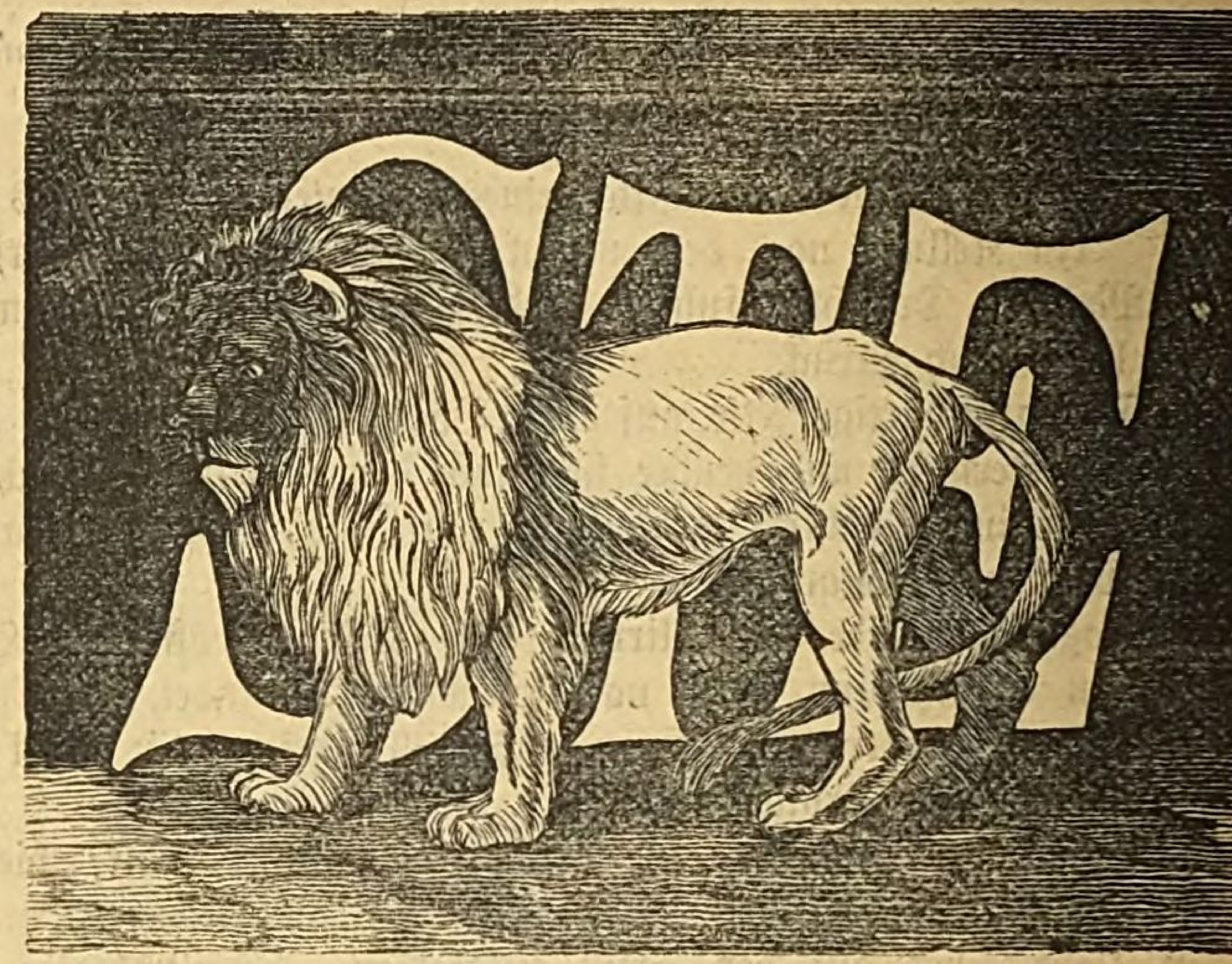
Trennungs-Räthsel.

Hoch und heilig soll es sein
Stetig mir — getrennt. —
Aber hassen werde ich's
Wenn — vereint — man's nennt.

Kompaß-Räthsel.



Rebus.



Auflösung der Räthsel aus Nummer 30.

Räthsel. Arm, Arme, Armee.

Metamorphosen-Räthsel.

1. Wasser, 2. Jammer, 3. Liebe, 4. Heine, 5. Ella, 6. Laster, 7. Meister, 8. Teller, 9. Eugen, 10. Linde, 11. Luchs. — Wilhelm Tell.

Auszählungs-Räthsel.

b	s	e						i	s	n
i		s	w	e		e	t	d		e
l				n		l				t
t	e	e		z	a	e		n	a	n
		r		Anfang				s		
i	i	e		u⁵	e	u		ch	n	d
n				r		n				o
d		g	e	e		n	n⁵	w	u. s. w.	d⁵
b	h	n						ch	ei	i

1. Von dem „u“, auf welches e, u, n, n, n folgt, geht man aus.
2. Der fünfte Buchstabe zählt.
3. Der Spruch lautet:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.“

Rebus. Xantippe.

Spiralen-Kaleidoskop.

Man beginnt mit dem Buchstaben F. Verfolgt alsdann die Linien der konzentrischen Kreise nebst ihren Buchstaben nach rechts gehend. Der Text, welcher durch die richtige Verbindung entsteht, heißt:

Fürcht' nicht die Menschen, die gekränkt du schwer,
Und deren Glück du frevelnd hast vernichtet:
Dein allerschlimmster Feind bleibt einzig der,
Der für dein Wohlthun sich dir fühlt verpflichtet.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 32 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 5. August 1888

Eine Silhouette.

Von Julius Bredow.

Die Farben verbleichen,
Das Wort es verhallt,
Die Schatten entweichen —
Spät wird's und kalt.

Und was Du gedichtet,
Und was Du gedacht,
Sacht sinkt's in Vergessens
Lautlose Nacht.

I.

Ein warmer Sommerabend liegt über dem in majestätischer Ruhe hinfluthenden Rhein. Auf alten braunen Mauerzacken der leuchtend rothe Schein der untergehenden Sonne; bläulich schimmernde Höhenzüge begrenzen die Ferne. Stärker und süßer als am Tage duften Jasmin und Hollunder; im lispelnden Rohr am Uferrand schaukelt sich eine Welt buntglitzernder goldflügliger Insekten. Schon zum dritten Male hat der einsame Reiter dem Fährmann „Hol' über!" zugerufen. Dieser liegt in dumpfiger Hütte, auf heißen Federbetten, bei geschlossenem Fenster, ungestört durch die summende schwärzliche Fliegenschaar, durch die schräg und brennend auf sein Lager fallenden letzten Sonnenstrahlen. Endlich rafft er sich auf, um mit mürrischen Mienen die Fähre loszubinden. Der Reiter ist abgestiegen; die Kandare in der Faust, erwartet er den Fährmann. Langsam geht die Ueberfahrt von Statten. Drüben angelangt wirft der Reiter dem Fährmann ein Geldstück hin und reitet dann ruhig durch ein stilles, schönes, blumenreiches Gehege. Und jetzt dämmert aus dichtem Blattwerk ein kleines weißes Landhaus vor ihm auf, im römischen Stil des ersten Kaiserreiches erbaut. Wie schläfrig blinzeln einzelne matt erleuchtete Fenster in die blaue Sommernacht hinaus.

Der Reiter hält; ein alter Mann und eine Frau begrüßen ihn. Man sieht aus ihrem freundlichen, unterwürfigen Wesen, daß er erwartet worden ist. Der Alte nimmt ihm das Pferd ab, die Frau führt ihn durch die leis klirrende Glasthür in ein großes Gemach zu ebener Erde, und nachdem sie auf ihre Frage, ob der gnädige Herr noch etwas befehle, eine verneinende Antwort erhalten, verläßt sie das Zimmer.

Der Fremde war allein. Tiefe Stille rings umher, nur durch das leise eintönige Plätschern eines Springbrunnens, das ferne Bellen eines Hundes, das Vorüberflattern eines Nachtvogels unterbrochen. Der junge Mann warf seinen Ueberrock von sich, löste die nach der Mode der Zeit unbequem bis über das Kinn geschlungene Kravatte und rückte einen Sessel ans Fenster. Müde von der Reise, war es ihm jetzt so wohlthuend, im behaglichen Gemach zu ruhen und hinauszublicken in den großen, stillen Garten. Hier in dieser wonnigen Einsamkeit wollte er Kraft und Frische gewinnen nach schwerer Krankheit zu neuer Arbeit. Und der weiche nächtliche Sommerwind, der wie liebkosend in seinen langen, dunkelen, von der Stirn gestrichenen Haaren spielte, umgaukelte seine Seele mit verführerischen Vorstellungen....

Tief und langsam, mit dem Behagen eines eben Genesenen aufathmend, fühlte er, wie süß es sei, zu leben, jung zu sein und glücklich! Er schloß die Augen und lächelte. Würde jene blaue Blume, nach der sie Alle sehnsüchtig die Hand ausstrecken — Frauenliebe, — Erdenglück, — Ruhm, — ein Jeder nennt sie mit anderem Namen, auch ihm dereinst erblühen?

Allein während seine Gedanken in der ganzen Hoffnungsfreudigkeit, Furcht- und Sorglosigkeit der ersten Jugend ins Ferne, Ungewisse schweiften, war ihm die Erinnerung genaht. Er fühlte, geheimnißvoll schauernd, ihren Hauch; er sah ihr im Mondlicht der Sommernacht so deutlich ins blasse, süße Angesicht... Entschwundene Tage tauchten auf, sein Gedächtniß erwachte... Er erblickte sich als Kind von einer blonden, schlanken, rosigen Frau geführt, einem ernsten, älteren Herrn gegenüber, und hörte die Mutter sagen: „Das ist Dein neuer Vater, mein kleiner Eugen, der von nun an für Dich sorgen und Dich lieb haben wird..."

Dann hatten Thränen ihre Stimme erstickt. Der ältere Herr aber mit den steifen Kanonenlocken, die sein rothes, gutmüthiges, glattrasirtes Gesicht einrahmten, meinte:

„Ich hoffe, daß Fabricius sich Eugens annehmen wird."

Fabricius! In diesem Namen lag für Eugen Alles, Alles! Eine Welt voll Zärtlichkeit und Dankbarkeit stieg in seinem Herzen auf, wenn er des geliebten Bruders dachte. Nie war ihm der Gedanke gekommen, daß sie nur Stiefbrüder, nicht durch Bande des Blutes verknüpft, denn, während Eugen, Freiherr von Egersdorff und Weylen, Sohn des Chur-Trierschen gentilhomme de chasse gleichen Namens war, stammte Fabricius aus der ersten Ehe des Kriegs- und Domänenraths Eberhardt, der sich dann zum zweiten Male mit der schönen, jung verwittweten Mutter Eugens vermählte. Und ein anderes Bild zog langsam an Eugen vorüber in der lautlosen Stille der lauen Sommernacht: die schöne Mutter lag geschlossenen Auges, müde in ihren Kissen; nachdem ihre armen Wangen im Fieber wie zwei dunkle Rosen gebrannt, waren sie blaß, und ihr süßer Mund, der so hold gescherzt, stumm ge-

worden. Sie hatte Fabricius' und Eugens Hände in einander gelegt und still und innig gelächelt, als wäre sie jetzt beruhigt. Und Fabricius war es, der, nachdem auch der alte Vater ihr gefolgt, für Eugen aufs Treueste gesorgt, ihn aufs Zärtlichste gepflegt, aufs Liebevollste ermahnt hatte.

Fabricius gehörte zu den nüchternen, ernsten, verschlossenen Naturen: sehr bestimmt, fast hart in seinen Grundsätzen, schroff in Umgangsformen, hatte er keinen Freund, der ihm näher getreten wäre, obschon er bereits die Mittagshöhe des Lebens erreicht. Früher Archivar am fürstlich W.'schen Hofe, in hoher Gunst bei seinem Souverän, wurde er Geheimer Rath und dann Staatsminister des kleinen, dem Rheinbunde gehörigen Ländchens.

Eugen zeigte früh Talent und Liebe zur Malerei, gab aber den Wunsch, sich einzig der Kunst zu widmen, auf Rath des Bruders auf und entschloß sich zu der diplomatischen Carrière. Immerhin fand er Zeit und Muße für seine Lieblingsbeschäftigung und hatte bei seinem Aufenthalt in Paris Davids kühnen Geist bewundern lernen, der die Kunst aus der tändelnden bunten Schäferwelt eines Watteau, Boucher und Pater herausgehoben in die ernste Heldenregion der Antike. Auf der Rückreise von Paris schwer erkrankt, und erst jetzt Rekonvaleszent, war Eugen des Bruders liebevolles Anerbieten sehr gelegen gekommen, sich in Fabricius' kleinem schön gelegenen Landhause, etwa zwei Tagereisen von der Residenz, auf einige Wochen auszuruhen. Allein mit dem ersten Schritt über die Schwelle des Hauses stand Eugen zugleich an der Schwelle eines Geheimnisses, des einzigen, das ihn von dem geliebten Bruder trennte.

Fabricius war vermählt gewesen. Als Eugen noch auf der hohen Schule war, hatte ihn Fabricius, ganz seiner sonstigen Art, sich ausführlich brieflich auszusprechen, entgegen, mit kurzen Worten benachrichtigt, daß er in dem einzigen Kinde eines „hochachtbaren Gelehrten" die Frau kennen gelernt, die von nun an mit seinem Leben auf immer verknüpft sei. Dann ging längere Zeit dahin, Eugens Glückwünsche blieben unbeantwortet, und als am Ende ein Schreiben des Bruders an Eugen gelangte, war dasselbe, wie alle früheren, voll von zärtlichster Sorge um Eugens Wohlergehn und enthielt nur zum Schluß in knappen Worten die Mittheilung, er, Fabricius, stände von nun an wieder allein da. Eugen solle, und es wäre das seine erste und inständigste Bitte, nie, weder ihm, noch einem Anderen gegenüber einer Angelegenheit erwähnen oder derselben nachforschen, die einen Stachel in Fabricus' Herz zurückgelassen, der nur mit seinem Leben entfernt würde.

Fast sechs Jahre waren verflossen, und Eugen hätte des Bruders Heirath wohl vergessen, wenn er nicht beim Betreten dieses kleinen Landhauses daran erinnert worden wäre. Hier hatte Fabricius die ersten Wochen seiner Ehe verlebt... Dort durch jene leis klirrende Glasthür war die Neuvermählte ins Haus geführt worden... Und die strengen Züge der Juno Ludovisi in der rothen pompejanischen Vorhalle hatten mit der gleichen Ruhe, mit der sie heute auf Eugen geschaut, niedergeblickt zu der jungen Gattin, — die vom Glück und Sonnenschein geträumt.

Und dennoch hatte sich die Schlange so bald schon ins Paradies geschlichen, Alles vernichtend, nur ihren Stachel zurücklassend.

Eine Glocke schlug in der Ferne. Eugen sah auf die Uhr. Es war sehr spät, und still um ihn her. Nur der Mond flimmerte zwischen den Pappeln hindurch und warf blendende Lichtfünkchen ins Zimmer. Aber der Mond ist ein Zauberer, der Alles wunderbar märchenhaft zu gestalten weiß, was sich im morgenwarmen Frühlicht nüchtern ausnimmt. In Gedanken versunken nahm Eugen die Kerze zur Hand, um einen flüchtigen Blick durch die anderen Räume zu werfen. Die weiße, mit steifen schmalen Goldleistchen eingerahmte Thür that sich auf: Eugen befand sich in einem kleinen, luxuriös eingerichteten Salon. Er sah sich umgeben von etrurischen Vasen, griechischen Bildwerken, exotischen Pflanzen, den kostbaren farbenprächtigen Geweben des Morgenlandes. Die Möbel waren von schwarzem Ebenholz im steifen Geschmack der damaligen Mode, die Tische länglich, mit Mosaikplatten. Ueber dem Sopha das Portrait des Kaisers Napoleon im historischen Hütchen, gegenüber der Thür ein Vorhang aus buntem Brocat. Leise, als ob er fürchten müßte, Jemand zu stören, schlug Eugen die schweren Falten zurück und bemerkte ein traulich mit grüner Seide drapirtes Kabinet. Das ungewisse Mondlicht fluthete durch das nur von leichtem Mousseline verhängte Fenster; in weiter Entfernung rauschte der Rhein durch die Hochsommernacht. Und um diese Stunde, wenn das ganze blühende Leben in der Natur von seinem Daseinsglücke ausruht, wenn die Traumelfen den Schlummernden die mohnblumenumkränzten Häupter zuneigen, um diese Stunde hat jene Fata morgana, die wir Phantasie nennen, gar große Macht über Herz und Gemüth des einsam Wachenden. Es wollte Eugen scheinen, als sähe er dort, neben dem niederen grünseidenen Divan eine Frauengestalt, durchsichtig zart und blaß, wie ein Nebelbild, weiße Rosen in der Hand, schimmernde Perlen auf der weißen Brust, — oder waren es Thränen — —? Ueber dem Divan hing ein Bild: eine kleine, fein ausgeführte Silhouette. Ein jugendliches Frauenköpfchen, mit klassisch reinen Zügen und hochaufgebundenem griechischen Haarknoten, einen Blumenkranz auf der Stirn. Im Begriff, sich, die Kerze in der Hand, näher vorzubeugen, vernahm Eugen Tritte. Er hörte den alten Diener, der, mit gedämpfter Stimme, seine Frau zu schelten schien. Aus allen Träumereien aufgeschreckt, zog sich Eugen zurück.

II.

Längst schon war die Sonne feurig und glänzend aus den Frühnebeln emporgestiegen über dem Rhein, als Eugen erwachte. Der weitläufig, im englischen Stil angelegte Garten sah mit seinen dichtbuschigen schattigen Anlagen und sammetgrünen Rasenplätzen verlockend genug aus. Langsam dahinschlendernd, dachte er des gestrigen Abends. Eugen mußte über sich selbst lächeln. Welch phantastische Gedanken in ihm aufgestiegen waren! Was kümmerte ihn seines Bruders einstige Gattin? Sicher war sie eines Mannes, wie Fabricius, nicht würdig gewesen. Eugen beschloß, der ganzen Sache nicht weiter nachzugrübeln, sondern frisch und froh das Leben zu genießen.

Und das Leben der jetzigen Zeit war wahrlich nicht dazu angethan, in beschaulicher Ruhe Idyllen auszuspinnen! Die mächtige Gestalt des einstigen Siegers von Lodi, zu dem das junge Jahrhundert, theils scheu und ängstlich, theils mit ungetheilter Bewunderung aufblickte, hob sich vor Eugens geistigem Auge empor, und über seine jugendlich strengen Züge flog ein strahlendes Lächeln. Hochfliegende Pläne durchkreuzten seinen Sinn! Ruhm, Ehre waren die Namen für die blaue Blume! Er hörte das „partons pour la Syrie", vor ihm blitzten goldene Adler, wehten die schimmernden, stets siegreichen kaiserlichen Standarten, funkelten die prächtigen Uniformen der Großoffiziere. Er sah sich auf den Champs Elysées bei der großen Parade, ihm gegenüber die ruhigen, ernsten Gesichter der Grenadiere. Wie es nur kommen mochte, daß er sich in diesem Augenblicke jenes Frauenköpfchens so lebhaft erinnerte, das sein Auge gestern so flüchtig gestreift?.... Er ging langsam, nachdenklich ins Haus zurück und betrat das Kabinet. Die Silhouette hing nicht mehr dort. Wer hatte sie entfernt, und aus welchen Gründen? Eugen wollte sich in unauffälliger Weise darüber erkundigen. Stand doch das ganze Haus, wie ihm der Bruder gesagt, zu Eugens ausschließlicher Verfügung; er, Fabrice, wolle nie mehr im Leben den Fuß über diese Schwelle setzen.

Während des Mittagsmahls wartete der alte Diener mit der unburchdringlichen Miene auf; hier sah Eugen, daß es vergeblich wäre, ihn ausforschen zu wollen. Allein nach Tisch, als der Alte mit Mütze und Stock auf dem Wege nach dem Rhein war, drückte Eugen der Frau seine volle Zufriedenheit mit ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit aus. Die Frau antwortete ebenso bescheiden als zurückhaltend, daß Excellenz befohlen habe, sich alle Mühe zu geben, den Herrn Baron zufriedenzustellen, und stets daran zu denken, daß derselbe lebensgefährlich krank gewesen und hier zur Erholung und Kräftigung weile. Auch die Zimmer seien so schön in Ordnung. „Nur meine Pflicht, gnädiger Herr." Wie lange sein Bruder hier gewohnt? „O, nur kurze Zeit, wenige Wochen." Die Möbel seien wohl aus Paris gekommen?

Sie glaube, ja. Das Bild des Kaiſers habe ihn intereſſirt; man möge es in ſein Zimmer ſchaffen, ebenſo wie die kleine Silhouette aus dem Kabinet neben dem Salon. Die alte Frau lächelte ſehr fein: Herr Baron möge entſchuldigen, ſie erinnere ſich keiner Silhouette. „Nun, der Frauenkopf über dem grünen Divan." Sie habe hier nie eine Silhouette geſehen, ſie wolle ihren Mann ſogleich darum befragen, ſie wiſſe wirklich nicht... Eugen brach das Geſpräch ab. Man hatte ſeine Anweſenheit in dem kleinen Kabinet am geſtrigen Abend bemerkt und das Bild ſofort entfernt.

Tage und Wochen floſſen dahin. Wie mit ſeidenen Banden hielt ihn dies ſüße, ſtille Leben gefeſſelt. Eugens angegriffene Geſundheit kräftigte ſich ſichtlich. Er ging auf die Jagd, machte weite Ritte am Rheinufer entlang, ſkizzirte einzelne ſchöne Punkte der Umgegend und träumte Abends, unterm duftigen Blüthengezweig des Gaisblattes, während vom fernen Bergabhang das Geläut weidender Heerden herübertönte und leiſer Luftzug die ſchwerblättrigen Roſen wiegte, von der geheimnißumwobenen Frau, deren Schattenbild ſein Blick nur einen Moment geſtreift. War des „Gelehrten einzig Kind" eine der vom Himmel verlaſſenen Frauen, denen die Schuld das Kainszeichen ſchon in zarter Jugend aufgedrückt? Oder, und dies däuchte Eugen wahrſcheinlicher, eine dieſer regelmäßig ſtrengen deutſchen Schönheiten, blond, helläugig, mit roſiger Wange und überſchlanker Geſtalt, die wohl raſch auflodernde Leidenſchaft einflößen, ohne es je zu vermögen, dieſelbe in innige, dauernde Neigung zu wandeln? Ein Weib, das den Mann liebt, wie jene grauſam-ſchönen Nymphen des Alterthums den Sterblichen, oder mit dem kalten Mitleid der marmorreinen Heiligen für eine arme Seele? — —

An einem ſolchen Abende, nachdem Eugen länger als ſonſt geſäumt und geträumt, trafen wichtige Nachrichten von Fabricius ein. Der Bruder ſchrieb ihm, daß er ſich ſehr freue, ſchon demnächſt mit Eugen zuſammenzutreffen. Der von allen Seiten zur Ausgleichung einer Menge der wichtigſten politiſchen Fragen herbeigewünſchte Kongreß finde endlich beſtimmt in Erfurt ſtatt; die Pourparlers wären im Gange. Er, Fabricius, begleite Sereniſſimus, der ſich über Eugens Thätigkeit in Paris günſtig ausgeſprochen. Er hoffe, daß ſeines theuren Eugen Geſundheit ſich inzwiſchen gekräftigt habe; es gäbe in Erfurt vorausſichtlich viel Arbeit. Dann verbreitete ſich Fabricius weitläufig über dienſtliche Angelegenheiten.

III.

Auf dem Wege nach Erfurt liegt Frauenweiler. Ein mittelalterliches ſpitzgiebeliges Städtchen von einem Kranz grüner Wieſen und blauduftiger Wälder umſchloſſen, mit einem alten gothiſchen Kirchlein voller Denkmäler vergeſſener Rittergeſchlechter und einem, längſt nicht mehr bewohnten Schloß mit kleinen eingeſunkenen Fenſtern, Burggräben und Wartthürmen.

Es hatte lange heftig geregnet. Die Luft war feucht; überall geöffnete Fenſter; auch die Kirchthür ſtand halb offen....

Kleine ſpielende Kinder beluſtigten ſich auf der ſteinernen Treppe.

Langſamen Schrittes ging Eugen durch die ſchmalen Gaſſen. Er war genöthigt, ſich einige Tage hier aufzuhalten, da der anhaltende Regen die Brücken über den Giesbach weggeriſſen und dieſen ſelbſt zum breiten reißenden Strome gemacht hatte. Eugen zürnte dem Schickſal deswegen nicht. Das Städtchen war für eine künſtleriſch veranlagte Natur ein gar anmuthender Aufenthalt, ſchon des Kirchleins halber und der Burg... Eben kam eine, wie es ſchien, ſehr lebhafte, bunte Geſellſchaft vom Schloſſe herunter.

Im Vordergrunde ein hochgewachſener hagerer Mann, der den Italiener nicht verleugnen konnte. Anſcheinend in mittleren Jahren, trug er, wie auch Eugen, die elegante Tracht der Incroyables, allein mit der den Südländern eigenen Vorliebe für friſche Farben. Sein ſehr langer Frack war olivengrün, mit Futter von mattlila Changeant-Seide, die kurze Weſte aus blaßroth und broncebraun geſtreiftem Atlas: die hellen Beinkleider ſteckten in ſchwarzen Stiefeln mit gelben Aufſchlägen. Der untere Theil des ſcharfen, dunkeln, bartloſen Geſichts wurde durch die outrirt hoch heraufgezogene, blendend weiße Mouſſelinkravatte gänzlich verhüllt. Auf dem ſchwarzen, glatt und tief in die Stirn gekämmten Haar ſaß etwas rückwärts der mächtige Incroyablehut in Dreieckform mit übergroßer Krempe. An der Seite hatte er den Stockdegen, und von der Weſte herab hingen ihm eine Menge kleiner goldener und ſilbener Petſchafte, Medaillen, Münzen und Amulete aus Korallen. Er führte eine Dame, der ein hoher Cylinderhut mit kecken bunten Kokarden einen verwegenen Ausdruck verlieh, welcher nicht recht zu den ältlichen, von einer Fluth falſcher hochblonder Löckchen umrahmten Geſichtszügen paſſen wollte. Ihr etwas zerknittertes, pfauenblau ſchillerndes Seidenkleid war durch jenes kurze, nur aus übereinander gereihten Falbeln beſtehende Mäntelchen, die Douilette, vervollſtändigt; in den Händen trug ſie eine umfangreiche Papierrolle, einen Strickbeutel, eine Tabatière und einen großen rothen Regenſchirm. Dieſen Beiden folgte ein junges ſchlank gewachſenes Mädchen in lebhafter Unterhaltung mit einem kleinen Alten im veilchenfarbenen Frack, Nankingbeinkleidern und engem hohen Hut.

Das junge Mädchen war eine ſehr graziöſe Erſcheinung. Ihre Geſichtszüge konnte Eugen nicht erkennen, da ſie ſich mit einem großen Fächer von grüner Seide gegen die eben grell und ſcharf aus dunkelm Gewölk hervorbrechenden Sonnenſtrahlen zu ſchützen ſuchte. Er bemerkte, daß ſie nach Art der ſpaniſchen Frauen eine Spitzenmantille umgeworfen hatte, die, auf dem Kopfe durch einen mächtigen Schildpattkamm gehalten, Bruſt und Arme anmuthig umſchleierte. Kein Zweifel: die Schauſpieler, von denen man ihm heute früh im Gaſthauſe erzählt. Durch das Wetter an der Weiterreiſe verhindert, hatten ſie den Bürgermeiſter erſucht, in der alten Ritterburg eine Reihe Vorſtellungen geben zu dürfen. Der große dunkle Mann war ſicherlich Held und Liebhaber, die verwegen ausſehende Dame im Cylinder, trotz der ſchelmiſchen, rothblonden Stirnlöckchen und aller ſonſtigen kosmetiſchen Zufluchtsmittel die komiſche Alte, die nebenbei auch die „Vertrauten" und „Anſtandsdamen" ſpielte. Und daß das junge ſchlanke Mädchen die jeune premiére repräſentirte, war wohl ebenſo gewiß, als daß der kleine bejahrte Mann mit dem trockenen Vogelgeſicht te den Intriganten, und, wenn es ſein mußte, auch die „luſtige Perſon" vorzuſtellen hatte. . . .

Der Ahnenſaal des Schloſſes war mit Hilfe von Teppichen und etlichen Ellen verblichenen rothen Seidenſtoffs, der die Logen drapirte, geſchickt genug in ein Theater verwandelt worden. Von der Decke herab hing ein defekter Barockkronleuchter von vergoldetem Holze; dicht am Orcheſter ſtand eine Reihe ſteiflehniger Stühle für die Väter der Stadt und deren Familien. Eine bunte Menge hatte die Kaſſe umlagert, in der eine verblüht ausſehende Frau Billets verkaufte. Man führte das Melodram „Der Mohr von Venedig" auf, „nach Shakeſpeares Tragödie gleichen Namens überſetzt und bearbeitet von Theophile Clairmont." Geſpielt wurde mit großer Verve und Lebendigkeit, was Eugen nicht wunderte, da die meiſten der Schauſpieler Südländer, Franzoſen oder Italiener, zu ſein ſchienen. Nur Jago, der auffallend kleine Mann mit dem ſcharfgeſchnittenen vogelartigen Geſicht, that des Guten etwas zu viel. Die Pauſe zwiſchen dem erſten und zweiten Akt dauerte lange. Othello und Desdemona waren noch nicht aufgetreten. Eugen ſah zerſtreut ins Freie hinaus...

Zutraulich ſchwirrten die kleinen blauen Schwalben bis dicht um die Mauer. Der Wind warf leuchtend roth und weiße Kaſtanienblüthen gegen die Scheiben...

Die Glocke läutete, ein bewunderndes Flüſtern ging durch die Reihen der Zuſchauer. Eugen wandte ſich um. Die Szene ſtellte eine offene Loggia dar, die man ſehr geſchmackvoll mit natürlich friſchem Grün geſchmückt. Auf einer Ottomane ruhte ein ſchlankes, ſchöngewachſenes, dunkeläugiges Weib; vor ihr an einer Säule lehnte der Mohr von Venedig. Eugen erkannte Beide ſogleich wieder und wunderte ſich nicht mehr über das allgemeine Beifallsgemurmel. Desdemona war in der That ſchön, wie eines Dichters Traum! Adel und Anmuth lagen in ihrer Haltung, und welch ſüße Stimme!

Was ſie geſagt, wie ſie geſpielt, Eugen wußte es nicht, er wußte nur, daß ihre Stimme Muſik, ihr Lächeln Sonnenſchein, ſie ſelbſt Lenz, — Leben, — Poeſie!

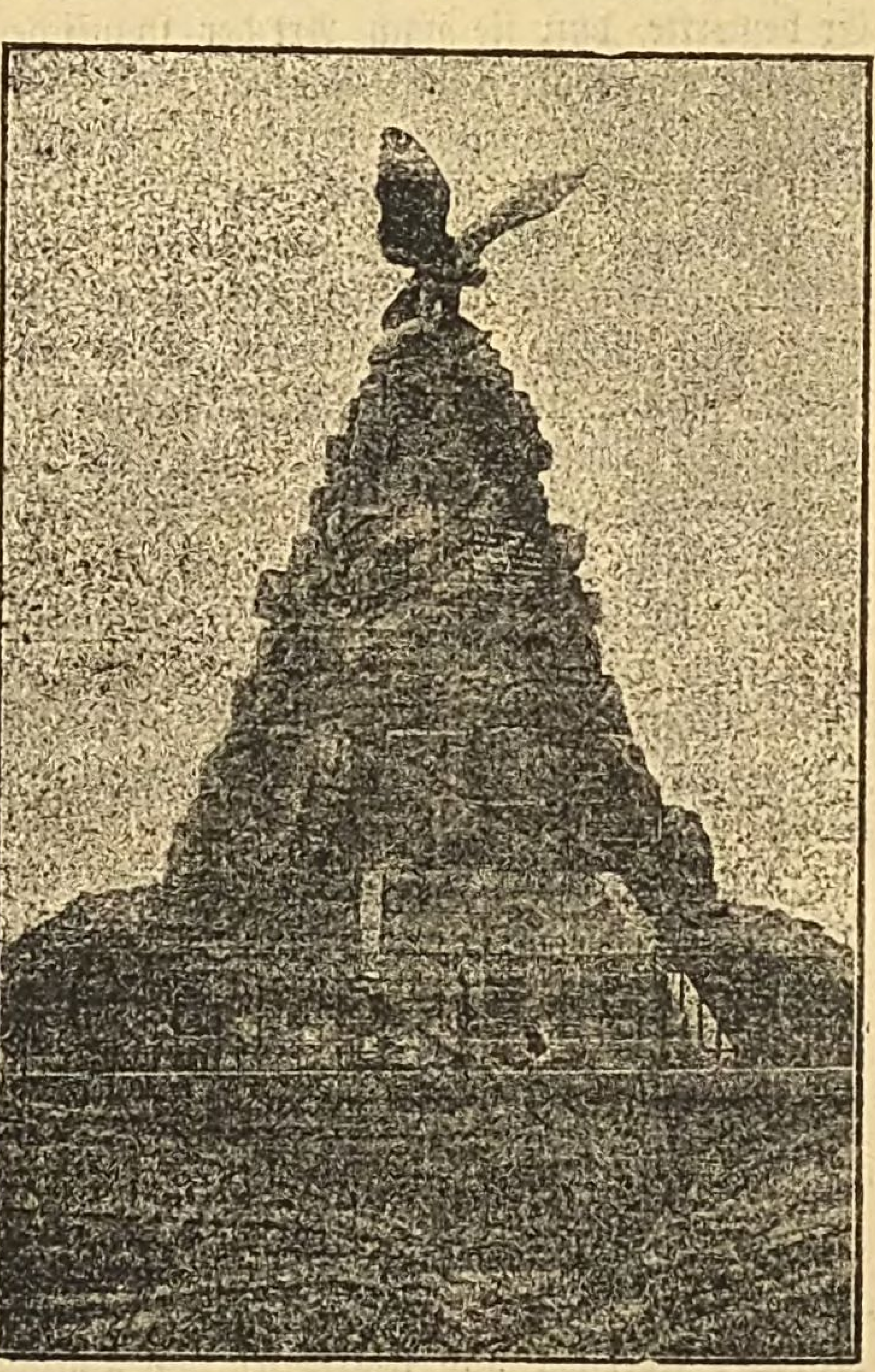
Das Stück war beendet. Alles ſtrömte in die kühle Nachtluft.

Eugen ging wie im Traume dahin. Er blickte empor. Der hochgewölbte Himmel glich der Kuppel einer gothischen Kirche. Wie unzählige Lampen hingen daran die Sterne. Und zwischen ihrer flammenden lichtfunkelnden Pracht glänzte das breite mattsilberne schimmernde Band der Milchstraße. Und es war, als lächelten die Sterne ihm zu.... „Das Glück — die blaue Blume!“ murmelte er leise....

IV.

Am nächsten Morgen befand sich Eugen auf dem Wege zum alten Schloß. Die Nacht war kalt gewesen. Ganz erstarrte, mit Perlen bedeckte purpurne Blättchen leuchteten in dem das alte Gemäuer umspinnenden Blätterwerk auf: wie zarter blauer Duft lag es über dem Brombeergerank, das sich um die vielfach zerbrochenen Fenster bis ins Innere hineinzog. Ohne sich eigentlich klar zu sein, was er beabsichtigte, öffnete Eugen ein weites, zweiflügliges, morsches Holzthor und schritt eine hohe steinerne Treppe hinauf. Aus einer halboffenen Thür tönten ihm Harfenklänge entgegen. Er ging näher. War es ein Traum? War das alte Schloß hier die Burg König Laurins, der Eintritt in die Welt der Märchen? Der Italiener, der Othello des vorigen Abends, saß, bequem in einen abgenutzten Mantel von braunem Sammet gehüllt, auf einem Tabouret und spielte die Mandoline. Auf einer kleinen Estrade, vom warm und voll hereinströmenden Sonnenlicht goldig umleuchtet, tanzte das schöne dunkeläugige Mädchen, das gestern die Desdemona gespielt, den Shawltanz, der damals ebenso beliebt als modern war. Sie trug ein hochgegürtetes Kleid von feinem weißen Stoffe, bis an die Knöchel reichend; das lockige Haar war mit Flittern geschmückt; in den Händen hielt sie den himmelblauen Florshawl, der sie wie lichtes Gewölk umfloß. Sie tanzte nicht Ballet, wie Vestris es in Paris lehrte, ihre Fußspitzen waren nicht sehr biegsam; allein ihr ganzes Wesen, Alles an ihr tanzte. Bald schlang sie den Shawl schleierartig um sich, in unvergleichlich rührender Haltung, wie hilfeflehend niederknieend, bald ließ sie ihn phantastisch flattern, warf das Köpfchen mit halbgeschlossenen Augen zurück und schien dann sinnberückend verwirrend wie eine Willis.

Fortsetzung folgt.



1. Denkmal der 5. Division bei Flavigny.

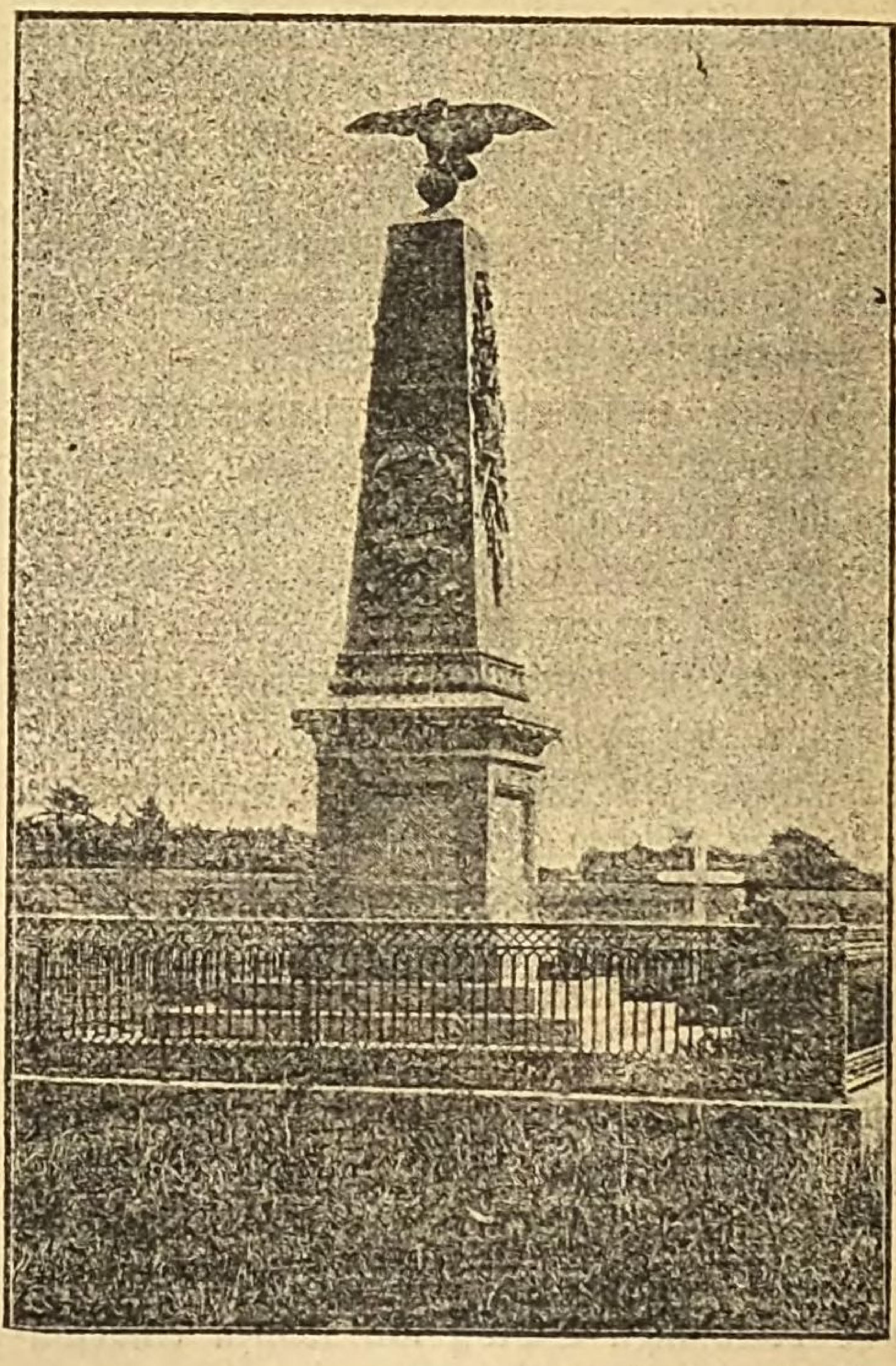
Auf den Feldern der Ehre.

Von F. W. Borchert.

Hierzu vier Abbildungen.

Im vorigen Jahr, in den denkwürdigen Tagen des Monats August waren wohl 1300 ehemalige Krieger des Königreichs Sachsen und der Provinz Schleswig-Holstein zur Schmückung der Heldengräber auf den Schlachtfeldern von Metz ausgezogen. Im Schooße größerer Kriegerverbände verschiedener Landestheile geht man mit dem Plane um, Extrazüge nach Metz zu veranstalten, um sowohl ehemaligen Kämpfern Gelegenheit zu geben, die alten Schlachtfelder wiederzusehen, als auch die Gräber ihrer tapferen Kameraden besuchen und schmücken zu können. Dieses Vorhaben hat aber außerdem auch für die in den Reichslanden lebenden Altdeutschen eine nicht zu unterschätzende Bedeutung; es wird nämlich durch diese Besuche nicht unerheblich das Nationalbewußtsein gestärkt, und in den Einheimischen muß mindestens die Bewunderung Platz greifen und die Achtung für ein Volk, das so seine tapferen Todten ehrt und sie nicht vergißt.

Doch auch durch diese sehr lobenswerthen Veranstaltungen ist nur einem kleinen Theil vergönnt, die Stätten zu besuchen, wo unsere tapferen Brüder vor mehr als siebzehn Jahren gekämpft und geblutet haben, und ein großer Theil derselben unter dem grünen Rasen dem großen Appell entgegenschläft. Aus diesem Grunde schreibe ich die vorliegenden Zeilen und werde Dich, lieber Leser, auf die Schlachtfelder um Metz zu den kommenden Gedenktagen führen, wo die tapferen Brandenburger sich unvergänglichen Lorbeer errungen haben.



2. Denkmal der Brigade Bredow bei Rezonville.

Wir fahren mit der Eisenbahn von Metz über Ars a. d. Mosel, bekannt durch die lothringer Eisenwerke mit ihren himmelanstrebenden riesigen Schornsteinen, Ancy — durch guten Wein in ganz Lothringen wohl gekannt — nach Novéant, der letzten deutschen Station, wo wir nach einer Fahrt von ungefähr vierzig Minuten anlangen. Die Eisenbahn zieht sich immer im herrlichen Moselthale hin, und vom Fenster des Waggons bietet sich nach rechts und links eine prächtige Aussicht dar. Da tritt aus dichtem Walde linker Hand das Schloß Freskaty hervor, bekannt durch die in demselben unterzeichnete Kapitulation von Metz am 27. Oktober 1870. Weiterhin taucht das Dörfchen Jouy-aux-Arches mit den bewunderungswürdigen großartigen Ueberresten der ehemaligen alten römischen Wasserleitung auf, die Metz mit Trinkwasser von dem 20 Kilometer weit entfernten Gorze versorgte. Unmittelbar hinter dem Dorfe erhebt sich der ziemlich beträchtliche Hügel St. Blaise, die höchste Erhebung um Metz, auf welcher Prinz Friedrich Karl während der Belagerung ein Observatorium angelegt hatte, und die bei einer jetzigen Belagerung mit in den Befestigungsgürtel würde hineingezogen werden. Erwähnen wollen wir ferner noch kurz vor Novéant das Dorf Corny, wo während der Belagerung die größte Zeit das Hauptquartier sich befand. Rechter Hand erblickt das Auge zumeist gut gepflegte Weinberge. In Novéant verlassen wir die Eisenbahn und schreiten auf einer schön gehaltenen Chaussee, die in einem lieblichen Thale allmälig bergauf steigt, nach dem Städtchen Gorze, das wir in einer guten Stunde erreichen. Rechter Hand ist wellenförmiges Land, welches dem Ackerbau dienstbar gemacht ist, links dagegen steigt das Terrain ziemlich steil empor, ist bewaldet, und auf seinem Kamme zieht sich die deutsch-französische Grenze hin. Das kleine Städtchen Gorze, sonst wenig gekannt, dürfte in der Erinnerung der tapferen Kämpfer von Mars-la-Tour, Vionville und Flavigny noch fortleben; denn

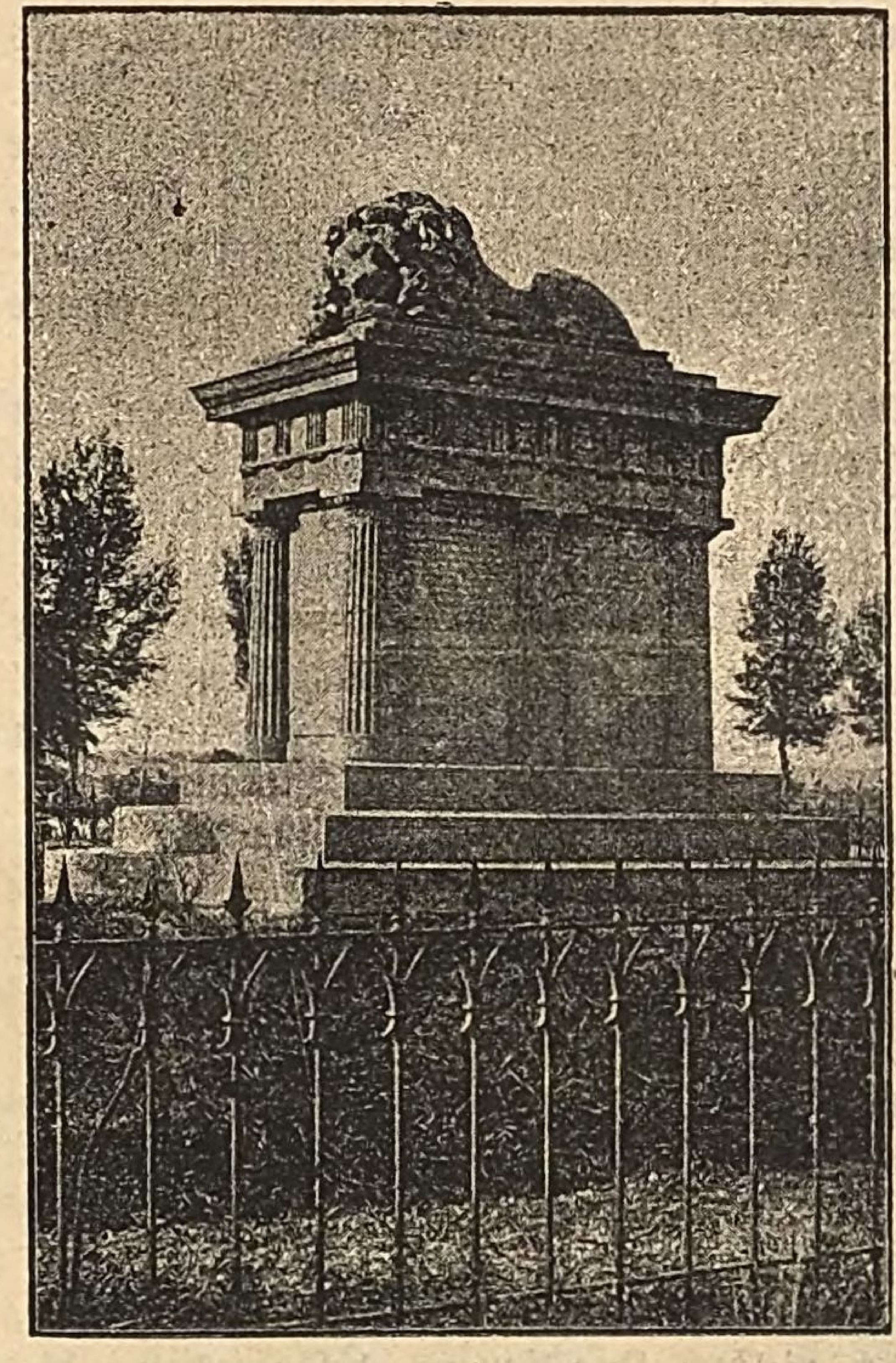
von hier aus rückte ein großer Theil der deutschen Armee in die Gefechtslinie am 16. August 1870 ein. In scharfem Trabe eilten auf dieser Straße Batterien und Reiterei, sowie im Schnellschritt Infanterie-Bataillone dem rechten deutschen Flügel, den Brandenburgern zu Hilfe, die den wiederholten Anstürmen der Franzosen heldenmüthigst Stand hielten. Hoch über Gorze, weithin sichtbar, thront auf dem Côte Mousa eine kolossale vergoldete Marienstatue.

Von Gorze benutzen wir eine kurze Strecke die große Straße, die über Mars-la-Tour nach Conflans führt, und die ziemlich steil hinaufgeht nach der Hochebene, dem eigentlichen Schlachtfeld vom 16. August 1870. Von der Straße aus bietet sich ein herrlicher Ausblick mit reizendem Wechsel von Berg und Thal, Wald, Wiesengrund mit Teichen und Ackergeländen zurück nach dem Städtchen Gorze dar. Bald verlassen wir jedoch die große Straße und folgen einem Feldwege, der plötzlich steil nach einem kleinen Wasser abfällt, aber eben so steil wieder ansteigt und nach dem Dorfe Vionville führt — circa sechs Kilometer lang. Oben angelangt, bietet sich uns eine weite Uebersicht dar. Da erblickt man gerade vor sich Vionville, den Weiler Flavigny und Rezonville, weiter gen Osten Gravelotte; sogar die weitgelegene Ferme Moskau ist deutlich zu erkennen. Aber was unsern Blick noch mehr gefangen hält, das ist die unendliche Zahl von Gräbern mit weißen Kreuzen, oft auch mit einem Baume geschmückt, und die nicht unerhebliche Zahl größerer und kleinerer Denkmäler. Gleich in unserer nächsten Nähe ist das weithin sichtbare Denkmal der 5. Division, eine mächtige Pyramide aus großen Steinen aufgebaut, oben mit einem nach Frankreich blickenden metallenen Adler gekrönt. (Siehe Abbildung 1.) Wie eine Gedenktafel an derselben sagt, ist dieses Denkmal an der Stelle errichtet, wo Prinz Friedrich Karl den General v. Stülpnagel begrüßte, als er auf dem Schlachtfelde eintraf. Nahe dabei ist das Denkmal der Artillerie des 3. Armeekorps und das des 78. Infanterie-Regiments. Die Felder bis Flavigny und Vionville gleichen einem großen Friedhofe, Grab reiht sich an Grab und Kreuz an Kreuz. Hier hat der Schnitter Tod eine reiche Ernte gehalten. Auf dem keine Deckung gewährenden Terrain, von einigen Mulden durchzogen, da mußten die braven Brandenburger gegen die Uebermacht des Feindes, der in den massiven Häusern der Dörfer — jedes einzelne gleicht einem kleinen Bollwerke, in gut angelegten Schützengräben und in den nach Osten (Gravelotte) und Norden das Terrain oft unterbrechenden kleinen Waldungen, so z. B. die Tronviller Büsche, der Wald von Vionville, der Wald von St. Arnould u. A., anstürmen. Heldenmüthig haben sie ihre Aufgabe gelöst, und es ist ihnen trotz der Ungunst der Verhältnisse gelungen, den an Zahl weit überlegenen Feind aus seinen so sicheren Stellungen zu vertreiben und auf Metz zurückzuwerfen, wenn auch mit schweren Opfern, das bezeugen die ungemein zahlreichen Gräber. Da erheben sich inmitten einer Anzahl Gräber die Denkmäler des 20. und 35. Infanterie-Regiments.



3. Denkmal des Garde-Korps bei St. Privat.

An der Straße, die von Metz nach Verdun über Gravelotte, Rezonville, Vionville und Mars-la-Tour führt, ist das imposante Denkmal der 12. Brigade (Infanterie-Regimenter Nr. 24 und 64), die hier so kolossale Verluste erlitt, ja nahezu aufgerieben wurde. Jenseits der Landstraße, am Waldessaume, nahe der französischen Grenze, sind die Denkmäler der Halberstädter Kürassiere und der altmärkischen Ulanen, Brigade Bredow (siehe Abbildung 2) die den denkwürdigen Reitersturm ausführten; nicht weit davon das Denkmal der Zieten-Husaren, die hier ihren Oberst und mehr als den vierten Theil ihres Bestandes einbüßten. Ueber der Grenze, an einer Mulde, befinden sich die Denkmäler des 16. Infanterie-Regiments und des 2. Garde-Dragoner-Regiments. Welche große Zahl von tapferen deutschen Streitern ist hier gebettet! Alle die Gräber aber sind gut erhalten, dank der Fürsorge von fünf Grabwärtern, Invaliden des letzten Krieges, deren je einer in Gorze, Gravelotte, St. Privat, Queuleu bei Metz und Maizières bei Metz stationirt sind. Jedes der Gräber ist mit einem circa einundeinhalben Meter hohen Kreuze aus Gußeisen oder aus Holz geschmückt, welches eine Nummer und den Schlachttag trägt, hier: „16. August 1870". Auf verschiedenen Kreuzen liest man noch: „Hier ruhen tapfere Krieger", öfter ist sogar noch die Anzahl angegeben. Auf einigen älteren Kreuzen befindet sich auch die Aufschrift: „Hier ruhen Preußen und Franzosen." Die sich im Leben bekämpft, hier liegen sie im Tode vereint! Um viele Massengräber sind ferner Anlagen geschaffen, die mit Geländern umgeben sind, auch ist neuerdings nahezu auf allen Gräbern durch den Metzer Turnverein ein Lebensbaum, eine Traueresche oder eine Akazie angepflanzt. Neben den schon genannten großen Denkmälern befindet sich auch eine größere Anzahl kleinerer und Gedenksteine auf Gräbern, gesetzt von liebenden Freunden, Verwandten oder Kameraden. Da sagt eine Inschrift, daß unter dem grünen Rasen neben anderen tapferen Kämpfern der einzige Sohn liebender Eltern, dort in jenem Grabe der treue Mann und Vater einer Familie ruht.



4. Denkmal des I. Korps bei Noisseville.

Ueberschreitet man die französische Grenze hinter Vionville nach Mars-la-Tour zu, so bemerkt man nur noch sehr wenige Kriegergräber, trotzdem auch hier der Kampf wüthete und viele Verluste auf beiden Seiten der Kämpfenden zu verzeichnen waren. Auf französischem Boden sind nämlich die Grabhügel verschwunden; zum größten Theile sind die unter denselben Bestatteten ausgegraben und nach dem benachbarten Ortskirchhofe übergeführt worden, andere sind aber auch in der Erde verblieben. Nur die Grabstätten, auf denen sich Denkmäler befinden, und die angekauft, also in den Besitz von Privatpersonen oder Regimentern übergegangen sind, sind erhalten. Da zeugt am Rande der Tronviller Büsche, an jener Mulde, wo das brandenburgische Regiment Nr. 24 gegen den Ansturm ganzer Divisionen fünf Stunden lang die Stelle vertheidigte, ein Denkmal von den enormen Verlusten, welches hier das 3. westfälische Infanterie-Regiment Nr. 16 zu verzeichnen hatte, nämlich 1785 Mann. Nicht weit davon befindet sich das von einem Adler gekrönte Denk-

mal des 1. Garde-Dragoner-Regiments, welches sich dort entschlossen auf den die Infanterie zurückdrängenden Feind warf und ihn zum Rückzuge zwang, wie es an diesem Tage (16. August) wiederholt der Fall war, es sei nur erinnert an den Todesritt der Brigade Bredow, deren Denkmal schon erwähnt ist, und an die großartige Reiterattacke unter General v. Barby nordöstlich von Mars-la-Tour. Das 1. Garde-Dragoner-Regiment verlor bei dieser Attacke 11 Offiziere, 125 Mann und 150 Pferde.

Bald ist man in Mars-la-Tour, einem ansehnlichen französischen Dorfe. Hier befindet sich ein großes französisches Denkmal für die in den Schlachten um Metz gefallenen Franzosen. Auf dem hohen Steinsockel, der an zwei Seiten mit Reliefs aus Bronze — Momente aus der Schlacht darstellend — und auf den beiden andern Seiten mit Inschriften versehen ist, erhebt sich in Lebensgröße La France, einen sterbenden Franzosen in den Armen auffangend, den sie mit dem Lorbeerkranze schmückt. Diesem Soldaten entfällt das Gewehr, das ein kleiner Knabe aufnimmt, während ein anderer dabei steht und einen Anker hält. Beide Knaben stellen die heranwachsende Jugend und die Revanche-Idee dar. Dieses Vorgehen ist mindestens eine Taktlosigkeit, wenn es nicht eine schlimmere Bezeichnung verdient, da das Denkmal auf einer gemeinsamen Gruft steht, in der sowohl deutsche als französische Soldaten ruhen, zusammen mehr denn 6000 Mann. Kleinere Denkmäler und Kreuze befinden sich noch mehrere auf diesem Massengrabe, darunter auch eine Anzahl deutscher. Dieselben werden auch gepflegt von dem Gräberwärter in Gravelotte, dem „Vater Rosl", der selbst öfter die jenseits der Grenze besucht.

Hier sei gleich erwähnt, daß die Gräber, in denen Krieger von 1870/71 ruhen, in Frankreich schon seit mehreren Jahren nicht mehr erhalten sind, sofern sich dieselben nicht auf Kirchhöfen befinden, da die französische Regierung an die Grundstücksbesitzer keine Entschädigung mehr zahlen wollte; die Grabhügel sind der Erde gleich gemacht. Wie ganz anders auf deutschem Gebiete! Da werden die Gräber gepflegt und jährlich in den Augusttagen neu geschmückt.

Am Nordeingange zum Dorfe St. Privat ist das Denkmal des 4. Garde-Regiments und demselben gegenüber abermals ein von einer Mauer eingefriedigter Kirchhof, in dem tapfere Kämpfer von 1870 ruhen. Nach der rechten Seite hin von der Chaussee St. Marie—St. Privat aus sieht man auf der Höhe das Denkmal des „Augusta-Regiments" und weiter — an einem Waldessaum — das Denkmal des „Alexander-Regiments" und das der hessischen Division (25.), ein großer schlafender Löwe, nicht weit von dem Dorfe Habonville. Auf der Höhe angelangt, sind wir auch im Dorfe St. Privat. Die Häuser zeigen noch vielfach Kugelspuren, besonders um die Dachfenster herum. Die Kirche ist neu und ebenfalls die meisten Dächer. Ueberall in den Gärten sind Kriegergräber; hinter vielen Gartenmauern und Zäunen sieht man weiße Grabkreuze hervorleuchten; alle geben Zeugniß von dem schweren Straßenkampfe, der hier gewüthet hat. Rechts vom Eingange des Dorfes, auf der höchsten Stelle der ganzen Umgegend, da, wo der Kampf geendet, erhebt sich das große Denkmal des Gardekorps. Ein hoher Thurm, von dessen Plattform man eine gute Uebersicht über den nördlichen Theil des Schlachtfeldes vom 18. August hat bis hin zu den Maasbergen in blauer Ferne. Dieses schöne Denkmal ist mit in der Erde befestigten französischen Kanonenrohren umgeben, die unter einander durch Gitter verbunden sind. (Siehe Abbildung 3.)

Von St. Privat senkt sich das Feld schnell nach dem Orte Amanweiler hin. Wir durchschreiten den zu St. Privat gehörigen Weiler Jerusalem und sind in zehn Minuten in Amanweiler, Zollgrenzstation der Eisenbahnlinie Metz-Verdun. Auch hier befinden sich in den Gärten noch viele Kriegergräber. Hier endete der Kampf am 18. August. Das Dampfroß bringt uns in ungefähr einer halben Stunde von hier nach Metz zurück.

In weiterer Ferne tauchen den Blicken die Dörfer Montoy, Noisseville, St. Barbe und Nouilly auf, bekannt durch die blutigen Ausfallgefechte im September und Anfang Oktober 1870. Eine unendliche Zahl von Gräbern zeugt von der Hitze dieser Kämpfe. Inmitten einer großen Anzahl derselben erhebt sich das imposante Denkmal des 1. (ostpreußischen) Armeekorps. Auf einem über zwei Meter hohen Steinunterbau, den sechs Säulen zieren und zu dem mehrere Stufen hinaufführen, ruht ein schlafender Löwe. (Siehe Abbildung 4.)

Wir nehmen Abschied von dem mit Blut getränkten, theuer erkauften Boden, indem wir hoffen, daß er immer dem deutschen Vaterlande erhalten bleibe und seine Bewohner allmälig dem Deutschthum gewonnen werden. Aber noch andere Gräber deutscher Krieger befinden sich in den Reichslanden, nämlich im Elsaß, bei Weißenburg und Wörth. Dort wird jetzt für die gefallenen Bayern ein Denkmal errichtet, und wir werden seiner Zeit über dasselbe ebenso wie über das ganze Schlachtfeld berichten.

Schluß folgt.

Sein Hut — mein Hut.

Ein Kapitel von der „Beklemmung" von G. Kunz.

Es war Mitte Juni. Das Thermometer stand am Tage auf 32 Grad. Gegen Abend war es gewitterschwül geworden. Es dauerte nicht lange, so fegte der einem Gewitter voraufgehende Wind durch die Straßen. Mir wurde es zu eng im Zimmer. Ich ergriff den Schirm und — hinaus!

Langsam schlenderte ich durch eine der belebtesten Straßen, die durch einen die Stadt durchschneidenden Kanal unterbrochen wird. Jetzt bin ich auf der Brücke und sehe, daß auf der einen Seite derselben einige Personen einen jungen Mann umdrängen. Ich gehe hinüber. Der Gewitterwind hatte dem jungen Mann den Hut entführt. . . . Ach, es war der schönste vom Stamme der Filze, so man „weich" nennt. Ursprünglich sei seine Farbe hellgrau gewesen; jetzt habe er allerdings durch die tägliche Nähe von Firnißbüchsen — der junge Mann war Maler, vulgo Anstreicher, lang wallte ihm das lockige Haar — eine Färbung angenommen, die man am besten mit dem Ausdruck „schmuddlig" kennzeichnet. . . . Erst vor zwei Tagen hatte ihn die Geliebte mit einem Kranz von Eichenblättern umgeben, dessen einzelne Blätter in Ermangelung von Stielen durch „Schweden" verbunden waren. Nun war er dahin. Resignirt stand sein ehemaliger Besitzer da; kein Schiffer war in der Nähe, der ihm den Verlorenen wiederbrächte. . . .

„Wenn mir das noch wenigstens am Sonnabend passirt wäre, aber heute . . . Sonnabend kann ich mir erst einen neuen kaufen . . . und heut ist erst Dienstag . . . es war mein einziger," sagte der junge Mann.

Mich rührte sein Unglück. Ich wartete, bis sich der Schwarm verlaufen, näherte mich ihm und bot ihm — ich bin glücklicher Besitzer mehrerer Hüte — einen von meinen Filzen an. Freudig nahm der junge Mann mein Anerbieten an; mir war's, als perlte eine Freudenthräne in seinem Auge.

Wir gingen nach meiner Wohnung zurück. Ich bat ihn, sich einige Minuten zu setzen, inzwischen würde ich in der Lage sein, ihn zu „behüten". Ich entledigte mich des im Hause ja entbehrlichen Paletots, und mein Maler wurde gesprächig. Er erzählte unaufgefordert seine Verhältnisse und sprach von seiner Angebeteten mit glühender Begeisterung. Ich glaubte in seinem Herzen zu lesen, darin die Worte standen: „Dir leb' ich, Dir sterb' ich!" Er sei jetzt zweiundzwanzig Jahre alt, den Eltern seiner Geliebten aber noch zu jung, um einen passenden Anbeter für ihre Tochter abzugeben; sie wollten von ihm durchaus nichts wissen. Aber er wie sie seien entschlossen, nicht von einander zu lassen.

Jetzt fing die Geschichte an, mich zu interessiren, deshalb fragte ich ihn, ob er schon zu Abend gegessen, und da er dies verneinte, lud ich ihn ein, mit mir zu speisen. Mein Vorschlag wurde mit Dank angenommen. Ich verließ auf einige Minuten das Zimmer, um unser Mädchen zu veranlassen, auch für meinen Schützling etwas zuzubereiten. Wieder betrat ich das Zimmer und ging an den Tisch, an dem mein Schützling saß.

Auf meine Frage, ob er geborener Berliner sei, erhielt ich die Antwort: er stamme aus Ostpreußen. Er schilderte mir mit beredten Worten sein Heimathsdorf, das im östlichsten Osten Preußens gelegen sei. Er schilderte die Noth, die Entbehrungen, die Ueberschwemmungen, die Kämpfe mit hungrigen Wölfen mit so naturgetreuen Farben, wie solche nur Einem, der mit Farben umzugehen versteht, zu Gebote stehen. Der arme Kerl that mir in tiefster Seele leid. Ich hätte ihm gern noch in irgend einer Weise geholfen, zumal da seine jetzige Lage auch nicht viel besser zu sein schien, als in der Heimath.

Um ihn wieder auf andere Gedanken zu bringen — ich fürchtete, er würde melancholisch werden — fragte ich ihn, ob er die Musik liebe. Die Augen flammten ihm ordentlich, und mit einem wehmüthigen Blick auf das in meinem Zimmer stehende Pianino sagte er, er sei sogar im Stande, einzelne kleine Sachen aus dem Gedächtniß zu spielen. Ich war erstaunt, das hatte ich nicht erwartet. Er habe sich, erzählte er weiter, diese Fähigkeit an freien Sonntagen angeeignet, da der Sohn seines Lehrherrn Klavierunterricht bekam und ihm hin und wieder das Erlernte beizubringen suchte.

Ich beschloß, mich von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen, und ging noch einmal hinaus, um aus den im Nebenzimmer liegenden Noten flüchtig einige Sachen auszuwählen. Ich brachte ihm einige leichte Tanzkompositionen und Heines „Loreley". Da ihm dies bekannt war — es schien mir auch seiner Stimmung am besten zu entsprechen — nahm er es zuerst vor. Bald klangen die Töne des zu meiner Ueberraschung nicht gerade schlecht gespielten Liedes durch das Zimmer. — Der Maler amüsirte mich. — Jetzt kam das Essen. Ich bat ihn zu Tische und hatte die Genugthuung, zu sehen, daß er es sich an meinem Tische trefflich schmecken ließ.

Nach beendeter Mahlzeit kam er wieder auf den eigentlichen Zweck seines Hierseins zu sprechen, und ich entnahm dem unteren Raume des Kleiderschrankes mehrere weiche Filzhüte. Sie paßten ihm alle — einer wie der andere — wie „gegossen". Um ihm die Güte des Filzes zu demonstriren, holte ich meinen am Garderobenständer hängenden Hut herbei, denn auch dieser gehörte zur Familie „Weich". Er wählte einen Hut aus, während ich die übrigen wieder ihrer gewohnten Ruhe übergab und das Demonstrationsobjekt an seinen Platz hing.

Da mein Maler jetzt unruhig zu werden anfing, so wollte ich ihn natürlich nicht aufhalten. Mit vielen Dankſagungen und der Versicherung ewigen Gedenkens an mich und meine Güte empfahl er sich. In mir klangen noch immer die Töne des Liedes nach, so seltsam hatte es mich bewegt. Die Melodie summend, trat ich ans Fenster und sah auf die Straße. Dort ging er, wenige Schritte erst entfernt — jetzt drehte er sich um und, ein freudiges Lächeln auf den Lippen, sandte er noch einen Gruß zu mir empor.

Glücklicher Jüngling!

„Wenn Tante Johanna doch hier gewesen wäre," sagte ich zu mir selbst, „dieser Fall wäre so recht geeignet gewesen, sie von ihrer Anschauung, die heutige Welt, namentlich die Jugend, sei total verdorben, abzubringen. Ein bekehrter Pessimist, das wäre ein Erfolg, der sich der Mühe lohnt."

Mit dem Bewußtsein, den Tag würdig beschlossen zu haben, suchte ich mein Lager auf, und noch beim Einschlafen faßte ich den Entschluß, der Tante am folgenden Tage mein Erlebniß mitzutheilen.

Der Morgen kam. Es war schon etwas spät, als ich das Lager verließ. „Auf, aus der Träume wonnigem Flug! Erwache, Mann, und erwäge!" Und ich erwog. Der erste Punkt der Tagesordnung: Gratulations-Visite bei Geheimraths S. mußte schleunigst erledigt werden. Nachdem das Frühstück genossen war, machte ich mich reisefertig. Als letzter der zur Reise nöthigen Gegenstände kam der Hut an die Reihe. Alle Wetter, was war das? dies ist doch einer, den ich schon lange abgelegt habe; sollte etwa der Maler? Doch nein — vielleicht habe ich ihn aus Versehen dem Kleiderschrank einverleibt. Diese Muthmaßung erwies sich als irrig. Der Hut war weg. Schade drum! Mürrisch nahm ich den sonst selbst bei Visiten von meinem Haupte verbannten Cylinder vor und ging. Unterwegs war ich Willens, da der Geburtstag der Tochter des Hauses war, ein Blumenarrangement zu kaufen und es selbst zu überreichen. Wie gesagt, so gethan. Ich trat in einen an der Straße gelegenen Blumenladen und hatte bald etwas Geeignetes gefunden. Da der Preis meinen Bestand an „klingender" Münze überstieg, so griff ich in die Brusttasche, um meine Brieftasche, in der ich noch zehn Fünfmarkscheine wußte, herauszuholen. Doch statt der Brieftasche steckte da ein „Etwas" drinnen, das ich nicht hier an das Licht zu fördern wagte. Meine Situation war großartig. Der Gärtner bemerkte meine Verlegenheit; mit einigen Worten zeigte ich ihm mein Mißgeschick an und wollte gehen, um mich von Hause mit Geld zu versehen. Er ließ mich aber nicht gehen. Das käme schon vor, und ich könne den Restbetrag ja einige Stunden später entrichten, wenn es mir gelegen sei. Ich ging auf seinen Vorschlag ein. Zerknirscht und wüthend zugleich verließ ich den Laden und eilte dem Hause des Geheimraths zu. Dort auf dem Hausflur erinnerte mich ein Knistern wieder an das „Etwas" in meiner Tasche. Ein Griff hinein, und in meiner Hand hielt ich ein Paar in Zeitungspapier gewickelte — Butterstullen! O Schmach! „Ist das auch Dein Werk, Malerseele, so sei verflucht," knurrte es in mir. Nur der Maler konnte es gewesen sein. Wahrscheinlich hatte er das gethan, um das Minus in meiner Tasche auszufüllen.

Wild stürmte ich die Treppe hinauf und klingelte an Geheimraths Thür. Man mußte mich früher erwartet haben, denn ich hörte, wie Frau Räthin zu dem mich anmeldenden Mädchen sagte: „Also doch schon!" Bei meiner gereizten Stimmung konnte mir aber dieser Ausruf nichts mehr anhaben.... Mutter und Tochter empfingen mich gleich freundlich.... Mir wurde warm ums Herz, als die liebliche Irma, die bei meinem Eintritt mit einer Handarbeit beschäftigt gewesen, jetzt vor mir stand. Ihr Anblick genügte, meinen Glückwunsch, den ich mir sorgfältig im Gedächtniß zurechtgelegt hatte, über den Haufen zu werfen. Nur einige Worte vermochte ich zu stammeln. Erröthend empfing Irma meine Gabe... Wenn sie gewußt hätte, daß ich mit der Bezahlung noch beim Gärtner festsaß!

Meine unglückliche Stimmung, in die mich die fatalen Entdeckungen am heutigen Morgen gestürzt hatten, wollte durchaus nicht weichen. Irmas Mutter wurde abgerufen. — Schon lange lebte Irmas Bild in meines Herzens „tiefstem Schrein"... Wie sie so dastand, staunend über die schönen Blumen, und das reizende Köpfchen hin- und herwiegte, erschien sie mir begehrenswerther als je. Bis jetzt hatte ich noch nicht den Muth gefunden, mich ihr zu erklären, obwohl ich auch auf ihrer Seite die Empfindungen, die mich beseelten, voraussetzen durfte. Wünschte doch Tante Johanna, die alte, langjährige Freundin des Hauses, nichts sehnlicher, als Irma an meiner Seite zu sehen.

Aber man kann sich irren. Wenn sie nun nichts für mich empfindet oder gar bereits gewählt hat — was dann? Nun, die Welt ist groß, dann geht's nach Batavia auf den Affenfang.

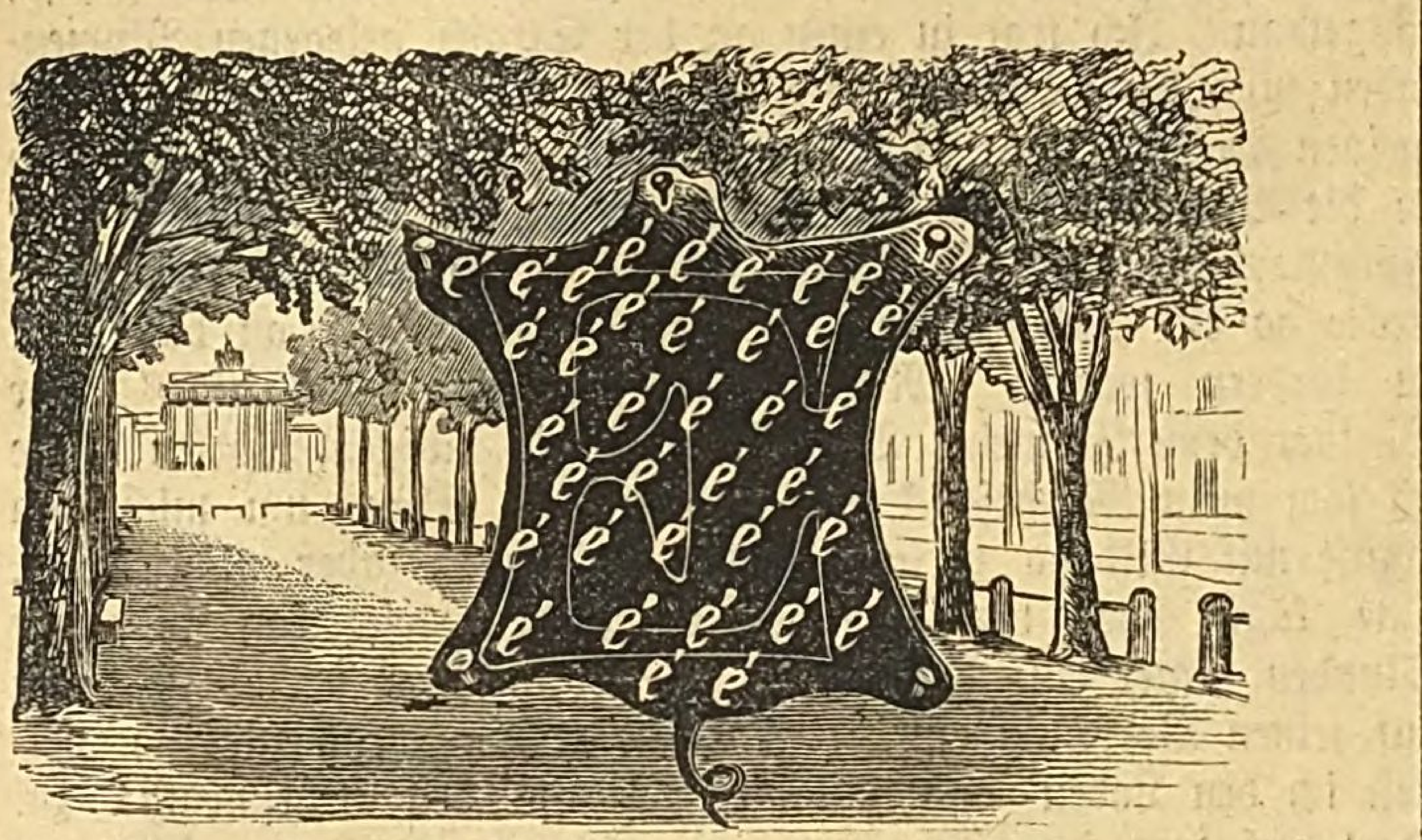
Ich glaube, ich habe nie hinreißender gesprochen, als in den nächsten Minuten, die mir bis zur Rückkehr der Räthin blieben.

Jauchzend flog Irma der Mutter entgegen, hob die kleine rundliche Dame beinahe in die Höhe und nahm dann mich bei der Hand, und vereint erbaten wir den mütterlichen Segen zu unserm Herzensbunde. Des väterlichen Segens waren wir gewiß. Der Geheimrath und Tante Johanna waren unter sich schon lange einig. Auch die Mutter war bald erobert.

Du aber, o Maler, sei gepriesen; ohne Dich wäre ich nicht in eine solche Stimmung gerathen, die mir den Muth zu einem Antrage gab, dem ich jetzt mein höchstes Erdenglück verdanke. Möge Dir die Erinnerung an den mir gespielten Streich manche Stunde versüßen! Der Tante Johanna aber habe ich nichts von meinem Abenteuer erzählt, aus Furcht, sie dadurch noch mehr in ihrer pessimistischen Weltanschauung zu bestärken.

Räthsel und Spiele.

Rebus.

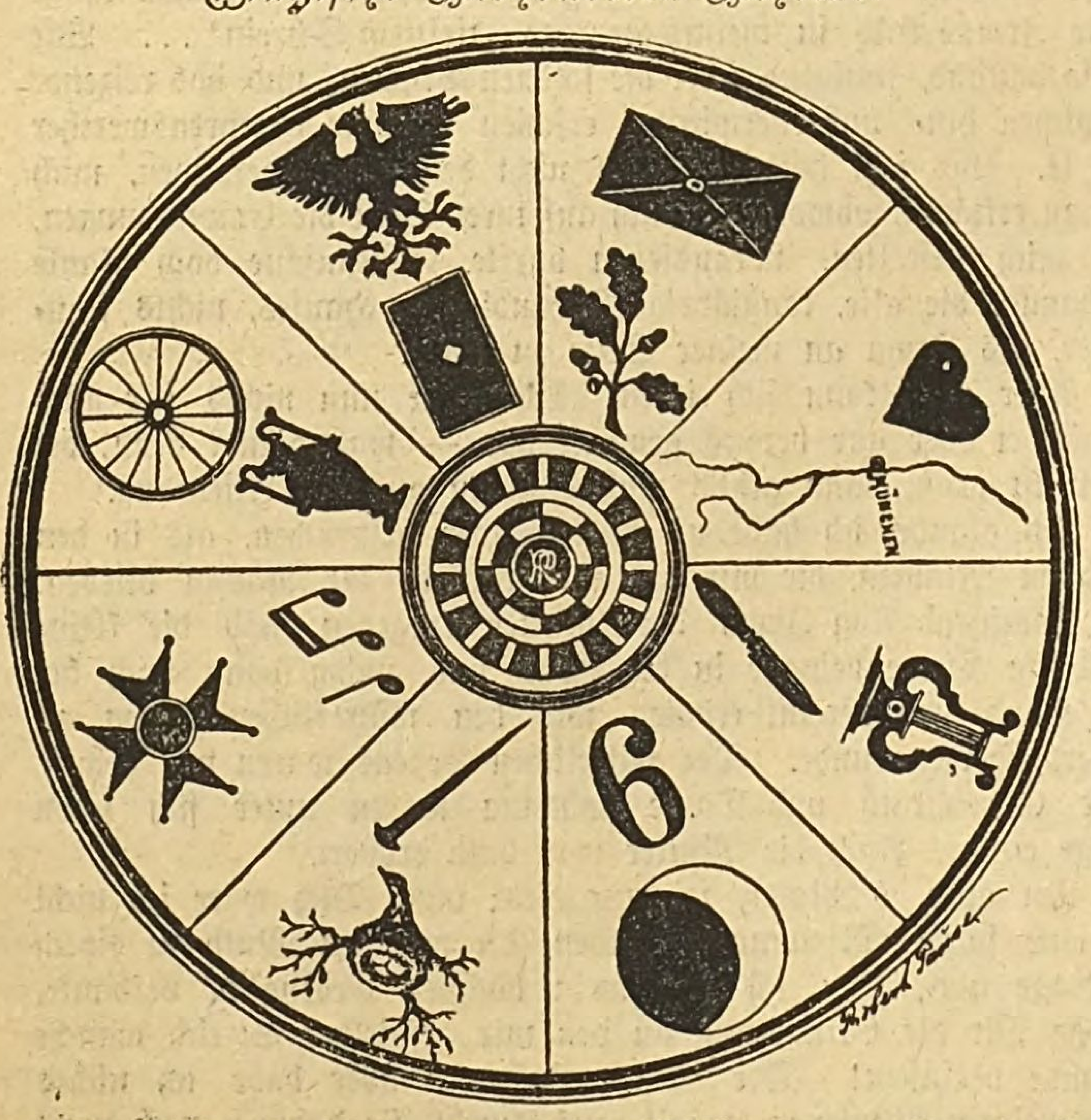


Citaten-Räthsel.

Jedem der nachfolgenden fünfzehn Citate ist ein Wort zu entnehmen. In derselben Aufeinanderfolge ergeben diese Wörter einen Kernspruch aus dem Preußenliede. Wie heißt dieser?

1. Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir.
2. Jeder ist sich selbst der Nächste.
3. Dann wird ein Tag sein, den werd' ich auferste h'n!
4. So kann ich hier nicht ferner hausen.
5. Deines Volkes Herzen glühen in Liebe Dir empor.
6. Nur Einfalt, Unschuld giebt im Tode Muth.
7. Sie brachte Blumen mit und Früchte, gereift auf einer andern Flur, in einem andern Sonnenlichte, in einer glücklichern Natur.
8. Es wuchs in Burgunden ein edel Mägdelein.
9. Kein Wölkchen trübt den heitern Himmel.
10. Im Wasser wogt die Lilie, die schlanke, hin und her.
11. Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht sich den zerbrechlichen Krystall.
12. Ein heil'ger Schauer überfiel ihn, wenn ihm seines Vaters Bild vors Antlitz trat.
13. Sie kommt gewiß, die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft.
14. Du kehrst zur rechten Stunde, o Wanderer, hier ein!
15. Viel Wunderbares melden uns Sagen alter Zeit von rühmenswerthen Helden, von Mühsal und von Leid.

Magische Silhouetten-Scheibe.



Die Anfangsbuchstaben dieser 16 Abbildungen ergeben, in der richtigen Reihenfolge zusammengestellt, ein berühmtes klassisches Werk.

Rösselsprung.

Im	se	wei	ter	me	komm	wach	ja
	bit	bald	hen	und	lich	kom	
	mer	mal	ne	o	er	ich	
		die	ich	ein	ich		
		leiser	hör'	eh'	wer		
	we	dir	maien	dich	noch	sen	
	öff	me	wird	de	kalt	du	
hen	im	lüfte	net	mich	ru	bleich	draus
und	an	mein	trau	und	ster	liegt	willst
oft	eh'	wacht			wald	vor	ich
dre	schlum	ne	im	mand	schleier	ben	mein
die	mir	nie	wie	ei	singt	wenn	mei
mer	wirst	ternd	sel	thür	küs	kum-mer	müs
über	dros	nur	du	zit	sen	ner	sen

Logogryph.

Ich führ's mit t, damit es mich
Auf richt'ge Fährte leite;
Läßt mein Gedächtniß mich im Stich,
Steht treu es mir zur Seite.
Mit v besteht es Probezeit,
Bevor es ernstem Dienst sich weiht.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 31.

Buchstaben-Räthsel.

h	e	d	w	i	g
f	u	a	k	i	n
l	o	s	u	n	g
d	e	s	s	a	u
k	n	e	c	h	t
t	h	a	l	e	r

Ludwig Uhland.

Homonym. Flügel.

Trennungs-Räthsel. Mein Eid — Meineid.

Kompaß-Räthsel.

Von S (nach W zu) anfangend, liest man:
Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen;
Ein Werdender wird immer dankbar sein
Goethe, Faust I.

Rebus. Forsteleve.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 33 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 12. August 1888

Eine Silhouette.

Von Julius Bredow.

Fortsetzung.

Während der junge Mann noch immer ganz bezaubert auf das liebliche, stets wechselnde Bild hinstarrte, war die Tänzerin blaß geworden. Wie erschöpft legte sie die Hand auf die Brust, und dem Italiener winkend, mit der Musik zu endigen, trat sie auf einen schmalen, von einer niederen, theilweise zerbröckelten steinernen Balustrade umsäumten Söller. Eugen wandte keinen Blick von ihr.... Aber schon im nächsten Moment wandelte sich der Ausdruck in seinem Antlitz in Grauen, in Entsetzen.... Das junge Mädchen hatte sich, als wolle sie recht tief Athem holen, mit beiden Händen auf die steinerne Balustrade gestützt ... Die Balustrade wankte... Mit einem unwillkürlichen Schrei war Eugen bei ihr... Kaum hielt er sie in den Armen, als der Theil der Balustrade, auf den sie sich gestützt, mit lautem Gekrach in den Hof hinunterstürzte... Der Italiener, durch Eugens Angstruf und den Lärm aufgeschreckt, eilte hinzu. Er sah das schöne Mädchen todtenbleich, ohne Besinnung. „Un medico, un medico!“ Mit diesen Worten verschwand er.

Eugen, die Ohnmächtige im Arm, schaute sich nach einem Ruheplätzchen für dieselbe um. Das saalartige Gemach war öde und kahl; zerrissene dunkelrothe Ledertapeten bedeckten die Wände. Dem Fenster gegenüber ein Kamin, neben demselben ein vergoldeter Fauteuil à la Voltaire. Eugen legte die schlanke Gestalt so sorglich als möglich hinein, rückte das Tabouret zur größeren Bequemlichkeit heran und schob ihr seinen Surtout zusammengerollt als Kissen unter das Köpfchen. Allmälig erholte sie sich... Sie athmete mehrmals rasch und tief, und schlug endlich langsam und müde die Augen auf... „Was war das? Ernesto, sag',“ flüsterte sie. „Fürchten Sie nichts, Mademoiselle, die Gefahr ist vorüber.. der Signor ist nur nach dem Arzte gegangen.“

Sie blickte erstaunt auf den Fremden, aber noch zu schwach zum Sprechen schloß sie die Augen aufs Neue. Sie fühlte instinktmäßig, daß sie aus einer großen Gefahr errettet worden war, denn wie ein leises Lächeln flog es über ihre Züge.

Der Italiener kehrte mit dem kleinen braunen „Jago“ des gestrigen Abends und der „Emilia“, augenscheinlich auch im Leben dessen Gemahlin, laut gestikulirend zurück. „Der Arzt ist gerufen, er kommt — wie geht's Dir jetzt, Désirée? Hier ist Madame Léon.“ Dann sich angelegentlich zu Eugen wendend: „Grazie, Signor, mille grazie! Sie haben sie uns gerettet, unsere primadonna assoluta, unsere prima ballerina, unsere Désirée!“ Dann stellte er sich Eugen als Direktor der Gesellschaft und Monsieur und Madame Léon als seine ältesten Mitglieder und Freunde vor. Eugen nannte seinen Namen und bat, ihm zu gestatten, mit den Anderen das gütige Geschick zu preisen, das sich seiner als Werkzeug bedient. Hierauf wollte er sich zurückziehen, aber der Direktor lud ihn zum „colazione“ und einer Flasche Wein. Monsieur Léon und seine Frau schlossen sich den Bitten des Italieners an. Eugen mußte nachgeben.

V.

Der Arzt war fortgegangen und hatte große Ruhe und Schonung anempfohlen. Die Demoiselle sei augenscheinlich überangestrengt; sie fiebere und dürfe während einiger Tage nicht auftreten. Ernesto Majo, der Direktor, zog die Stirn in krause Falten. Die Gesellschaft gab fast ausschließlich Pantomimen und Melodramen; zu beiden war Désirée unerläßlich.

Eugen nahm eine Reihe Logen und Parterrebillets im Abonnement, um sie dem Wirth seines Gasthauses zur Vertheilung zu geben. Gegen Abend begab er sich dann, da er um die Erlaubniß gebeten, Mademoiselle seine Aufwartung machen zu dürfen, ins Schloß. In einem kleinen Zimmerchen zu ebener Erde lag auf einem steifen unbequemen Roßhaarsopha die junge Schauspielerin, im einfachen Kleide von gelblicher Mousseline, das durch einen breiten Gürtel von blaßrother Seide unter der Brust zusammengehalten wurde; um den bloßen Hals ein Korallenschnürchen. Aus den Falten des alten türkischen Shawls, mit dem man sie bedeckt, guckte die Spitze eines winzig kleinen sandalenartigen Schuhes aus rothem Korduanleder hervor.

Eugen brachte ihr einen Strauß prächtiger Rosen. Die bescheidenen Hausgärtchen des Städtchens hatten Alles hergeben müssen, was sie noch besaßen. Nach der ersten Begrüßung bat sie Eugen, Platz zu nehmen und ihr, wenn seine Zeit es erlaube, ein wenig Gesellschaft zu leisten. Eugen wunderte sich, wie diese feine, vornehme Erscheinung in eine wandernde Schauspielgesellschaft gekommen. Stammte sie aus einer Emigrantenfamilie? Sie war schön, ach, so schön mit ihrer perlfarbigen Haut, dem warmen Blick ihrer großen, dunkelglänzenden Augen, den blühend rothen Lippen mit den kleinen, weiß hervorschimmernden Zähnen. Ein gewisser schwermüthig schmerzlicher Zug war wohl nur Folge der gestrigen Ohnmacht. Und je länger sie Eugen betrachtete, je mehr er in ihre schönen sanften Augen blickte, desto

weniger fremd wollte sie ihm erscheinen. War er einer ähnlichen Schönheit bei seinem Aufenthalt in Paris während der Festlichkeiten beim Könige von Westfalen begegnet? In Gedanken ließ er sie alle Revue passiren, so gut sein Gedächtniß es eben vermochte, die anmuthigen Frauen am Kaiserhofe, von der stolzen Schönheit einer Laura Junot, Herzogin von Abrantès, bis zu dem feinen klugen Antlitz der geistreichen Mademoiselle de Remusat. Dann dachte er des Hofes von Jerome und Katharina. Und zuletzt war Alles vor ihm zerstoben und zerflossen. Oder war es wahr, was graue Sagen raunen, daß wir dem Antlitz, das uns zum ersten Male ahnen läßt, wie allgewaltig Liebe sein muß, schon lange vorher, im Reich der Träume begegnet sind?

Indessen machten sich die zarten Finger der jungen Schauspielerin, zart und geschmeidig wie die der Fornarina Raphaels, mit den Blumen zu schaffen. Als hätten neckische Winde sie zusammengeweht, so lieblich waren am Ende die Rosen geordnet. Sie blickte Eugen an. Sein Blut wallte auf.... das süße weiße Antlitz ihm gegenüber sprach zu ihm in stummer Sprache: „je t'aime!"....

Jedoch, als ob sie merkte, daß ihre Augen zu viel sagten, begann sie hastig, nervös, mit ihm über Paris zu plaudern. Ob er die Kaiserin oft gesehen? Man sage, Niemand trüge die jetzige griechische Tracht mit solcher Grazie, ob auch er sie für die anmuthigste Frau ihrer Zeit halte?

„Früher glaubte ich es — seit gestern nicht mehr." Er hatte sehr langsam und ernst gesprochen. Das junge Mädchen blickte verwirrt auf die Rosen. Es war schon ziemlich spät geworden. Dunstig rothes Gewölk wie Wiederschein eines großen Feuers hing am Himmel; Désirées zartes Gesichtchen sah fast marmorweiß aus in dieser eigenthümlichen Beleuchtung.

„Wenn Mademoiselle gestatten, will ich mich morgen wieder nach Ihrem Befinden erkundigen." Eugen erhob sich.

„Non, Monsieur, non, so kommen Sie uns nicht fort. Nous voilà libres à présent!" Bei diesen Worten erschien Madame Léon im Kostüm einer Bäuerin, Herrn Léon als Polichinell neben sich. Mit häßlicher Geschäftigkeit begann sie über die Vorstellung zu berichten. Ihre kleinen scharfen Augen erspähten die Rosen. Sie lächelte widerwärtig freundlich. Eugen blieb nur noch kurze Zeit.

VI.

Während der folgenden Tage bot sich für Eugen nur selten Gelegenheit, mit Désirée zu sprechen, obschon er fast den ganzen Tag im Schlosse zubrachte. Der Vormittag ging mit Proben dahin, und schon gegen fünf Uhr begann die Vorstellung. Désirée mußte bei stürmischem Applaus allabendlich den Shawltanz tanzen. Sie war das belebende Element, der Stern der kleinen Gesellschaft und wurde auch von Allen wie eine Königin behandelt.

Da das Theater gut gefüllt war, beschloß Majo, noch einige Zeit, etwa bis Mitte Oktober, hier zu bleiben. Eugen hingegen mußte, wohl oder übel, allmälig an seine Abreise denken. Am sechsundzwanzigsten September wollte der Kaiser in Erfurt eintreffen; für den folgenden Tag war die Zusammenkunft mit Kaiser Alexander in Aussicht genommen; im Uebrigen war noch Alles mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt. Eugen hoffte bestimmt, nach dem Kongreß einen, wenn auch kurzen Urlaub zu erhalten, um Désirée wieder aufsuchen zu können. Sie mußte die Seine werden, nachdem er mit Fabricius Rücksprache genommen, denn nur mit einem festen Plane, nicht anders, wollte er vor Désirée erscheinen. Der Bruder würde keine Einwendungen erheben, und selbst wenn er es thäte, müßten sie nicht wie Herbstnebel im Sonnenschein vor Désirées siegreicher Schönheit, ihrer bezaubernden Anmuth dahinschwinden? Und Eugen dachte ihrer Augen und der Welt von brausendem, schäumendem Glück, die sich ihm beim Blick in diese Augen erschlossen. Es war ihm, als hielte er sie wieder in den Armen, wie damals... Sein Herz hörte gleichsam auf zu pochen, es wurde ihm schwer, seinen ruhigen Gedankengang wieder aufzunehmen! Ihre Stellung als Schauspielerin kam in Frage. Allein war nicht, seitdem der Kaiser Talma so augenfällig ausgezeichnet, der ganze Stand der Schauspieler geadelt? Und endlich! Mußte es dem jetzt so einsamen Manne mit den trüben Erfahrungen nicht unendlich süß sein, doppelte Liebe und Sorgfalt in Eugens Hause zu finden? Und Eugen sah sich im Geiste mit Fabricius am Schachtisch vorm flackernden Kaminfeuer. Eine zarte Frauengestalt tritt leise zu ihm, eine wunderbar schöne Gestalt, vom Wiederschein der Flamme rosig angehaucht. Ihre Blicke finden sich. Nun ist die Partie freilich verloren, und Eugen schilt Désirée für ihre Störung herzhaft aus. Aber über die strengen Mienen des Bruders fliegt ein Lächeln, Fabricius ist jetzt mit dem Schicksal versöhnt; er fühlt den scharfen Stachel des Schmerzes nicht mehr. Der Schwester liebe Hand hat ihn entfernt! Welch beseligender Gedanke für Eugen!

VII.

Graue Wolken hängen über dem Schloß. Ein warmer, weicher Lufthauch, wie der hinsterbende Odem des Sommers, flüstert in den alten Bäumen des kleinen verwilderten Burggartens. Eugen und Désirée Clairmont gehen langsam auf und nieder. Désirée tritt heute nur am Ende der Komödie, mit dem Shawltanz auf. Beide sprechen über gleichgiltige Dinge, während ihre Herzen rascher schlagen und ihre Wangen brennen.

„Ich bin müde," sagte Désirée nach einiger Zeit. In der Nähe des morschen hölzernen Thors stand eine moosbewachsene Bank. Désirée setzte sich und stützte das Köpfchen in die Hand.

„Sie singen," meinte Eugen, „ich habe Sie neulich gehört. Nein, nicht auf der Bühne; Sie sangen ein Liedchen, spät Abends. Ich konnte nicht Ruhe finden und ging lange vor Ihren Fenstern auf und nieder. Es war Ihre Stimme. Bitte, singen Sie mir ein kleines Lied. Ich weiß, wo die Harfe steht, ich hole Sie Ihnen."

Eugen lag zu ihren Füßen und blickte zu ihr herauf, zu ihren wunderbaren Augen, die beredter waren, als alle Worte der Anderen — zu ihrer weißen schlanken Gestalt. Die Luft durchdrang ein wunderliches Gemisch von dem Duft welkender Blätter und todter Blumen; dünne weiße Fäden senkten sich lautlos auf das bunte Laub. Désirée schlug einige Akkorde an, dann tönte es weich und traurig:

„Der Regen schlägt ans Fenster,
Es lacht kein Sonnenschein,
Und kalt ist es und herbstlich,
Und ich bin ganz allein!

Der Vater fiel im Felde,
Um Frankreichs Ruhm und Ehr',
Mein Liebster zog schon lange
Hin übers weite Meer.

Die Mutter deckt der kühle,
Der weiche Rasen zu,
Oft sitz' ich ihr zu Füßen
Und bitt' für mich um Ruh!

Der heut'ge Tag so trübe
Und trüb', ach! auch die Fern,
Ohn' Heimath, ohne Liebe,
Ohn' Glück und ohne Stern!"

„Désirée," sagte Eugen leise, „ich muß Sie verlassen," und als er sah, daß ein schmerzlicher Ausdruck wie ein Schatten über ihr süßes, blasses Antlitz zog, flüsterte er noch leiser: „Allein ich kehre bald zurück; bald, bald!" Er hatte ihre kleine weiße Hand ergriffen, die wie ein Rosenblatt in ihrem Schooße lag...

„Eine Privatvorstellung?! Ah! der Signor!" Beide blickten hastig auf: das scharfgeschnittene dunkle Antlitz des Italieners schaute aus einem oberen Fenster, mit höhnischem Lächeln, wie es Eugen dünken wollte, auf sie herab.

Der letzte Abend, den Eugen in Frauenweiler verleben konnte, war herangekommen. Er saß, wie allabendlich, von seinem Rechte als Protektor Gebrauch machend, in der Coulisse. Man gab eine mythologische Pantomime — weiter wußte Eugen Nichts. Er blickte nur auf die geliebte Gestalt, und sobald sie verschwunden, dachte er an die nächste Zukunft, an das Zusammentreffen mit Fabricius — an das Wiedersehen!

Ohne es mit Désirée verabredet zu haben, ging er während einer längeren Pause in den Garten hinab. Er mußte Désirée hier finden. Unruhig schritt er auf und ab. Ueber einem Chaos von verschiedenartigen Gefühlen, Eindrücken und unausgesprochenen Gedanken schwebte beständig ihr süßes Bild. Die Nacht war lau. Groß und sehr hell schimmerten die Sterne. Plötzlich hörte Eugen, der schon unruhig zu werden begann, ein leises Geräusch, wie von knisternder Seide. Désirée stand neben ihm. Ihr liebes Gesichtchen wurde durch die Kapuze des dunkelseidenen Mantels, den sie über ihr flittergeschmücktes Florkleid geworfen, unendlich anmuthig eingerahmt. Von dem Spiel und dem raschen Hinuntereilen glühten ihre Wangen. So herzgewinnend war ihm ihre warme Schönheit noch nie erschienen. Eugen schloß sie in die Arme und küßte ihre Wangen. Da bemerkte er, daß sie einen kleinen Strauß von Mohnblumen und Nachtschatten an der Brust trug.

„Das sind keine Blumen — für — eine Braut!" flüsterte er, und das Sträußchen fortwerfend, nahm er das kleine Bouquet tiefrother Nelken, das die linke Seite seines Incroyablefracks zierte und befestigte es an ihrem Kleide. „Brennende Liebe!" lächelte er. Auch Désirée lächelte und zitterte und barg ihr Köpfchen, als könne sie den vollen Sonnenglanz des Glückes nicht ertragen, an seine Brust.

„Du bist mein!" hauchte sie, „Du wirst mich nicht vergessen!"

„Meine Treue zu Dir steht fest, wie die ewigen Sterne!"

„Du wirst bald zurückkommen?"

„Bald, bald!" wiederholte er ganz athemlos.

„Ich glaube an Dich!"

Einige Augenblicke später war Eugen auf der Straße.

Schluß folgt.

Die historische deutsche Reichskrone.

Von Albert Schultheiß.

Gelegentlich des Regierungs-Antrittes Kaiser Wilhelms II. war bei Beschreibung der diesen Akt begleitenden Ceremonien vielfach die Rede von den Reichsinsignien, welche auf seidenen Kissen dem neuen Herrscher nachgetragen wurden, und trotz wiederholter Berichtigung herrscht noch in weiten Kreisen die Meinung, als hätte es sich hierbei um die Kleinodien des alten deutschen Kaiserreichs gehandelt, während nur die preußischen Kron-Insignien in Betracht kamen. Das deutsche Reich ist wiederum neu erstanden, größer und herrlicher, als es je gewesen, aber uns fehlen seine Embleme: Krone und Szepter, Mantel und Schwert, jene sichtbaren Zeichen der Würde und Gewalt, mit denen angethan die Herrscher vor das Volk getreten sind, die Huldigungen ihrer Getreuen entgegenzunehmen. Es mag vielleicht nicht ohne Interesse sein, gerade jetzt, wo das deutsche Reich zu einem tausendjährigen geworden, flüchtig zu erinnern an die Schicksale, welche die Kleinodien im Laufe der Zeiten erfahren, bis sie endlich Ruhe gefunden in der K. K. Schatzkammer zu Wien, wo sie bleiben werden, bis? — ja, wer vermag zu bestimmen bis wann?

Die Geschichte der Reichskleinodien ist zumeist die Geschichte der Kaiser selbst, denn mit dem Inbegriff der Würde hing der Besitz ihrer äußerlichen Abzeichen aufs Engste zusammen. Schon früh gehörten die Pontificalien: Dalmatika, Alba und Stola zu den kaiserlichen Insignien und zählten sammt den weltlichen Herrscherzeichen zu den Reichskleinodien. Die kaiserlichen Kleider wurden des öftern von den Inhabern an Kirchen und Klöster verschenkt, auch wohl den Verstorbenen mit in das Grab gegeben. Der Bewahrungsort für die Reichsinsignien wechselte mannichfach, indem die Kaiser die Abzeichen ihrer Würde theils mit sich herumführten, theils aber auch dieselben in ihren Schlössern in sicherer Obhut hielten, und so haben wir im Verlaufe der Jahrhunderte diese Schätze an den verschiedensten Orten zu suchen, in den kaiserlichen Pfalzen und Burgen zu Forchheim, in Telleda, Kyfhausen, Hammerstein, Hagenau i. E., Trifels, Karlstein, Ofen, Blindenburg in Ungarn und anderen Orten. Schließlich bestanden die Kurfürsten immer bestimmter auf ihrer Forderung, daß der jeweilige Kaiser die sämmtlichen Reichskleinodien entweder in Nürnberg oder in Frankfurt a. M. verwahren lasse, und Kaiser Sigismund faßte 1423 den Entschluß, das von seinem Vater Karl IV. bereits gegebene Versprechen einlösend, die Reichskleinodien der Stadt Nürnberg zu ewiger Verwahrung auszuliefern. Dort verblieben sie dann in sicherer Hut des Nürnberger Rathes, der sie immer gelegentlich der in Frankfurt a. M. stattfindenden Krönungen unter stattlicher Bewachung aussandte und wieder heimgeleiten ließ.

Da sollte es während der Revolutionskriege 1796 den Heeren der Sambre-Maas-Armee gelingen, sich den Weg quer durch Deutschland zu erkämpfen. Am 9. August konnten die Franzosen völlig frei und ungehindert ihren Einzug durch die Thore der alten Reichsstadt nehmen. Sechs Tage später stellte der Oberbefehlshaber General Jourdain mit Begleitung sich in der Spittelkirche ein, woselbst die Insignien des heil. Römischen Reiches Deutscher Nation unter strengem Verschluß aufbewahrt und nur bei besonderen Anlässen fürstlichen Besuchern gezeigt wurden. Es scheint wohl, daß Jourdain vom Direktorium genaue Weisung erhalten hatte, im Namen der französischen Regierung die Kleinodien mit Beschlag zu belegen. Aber er fand alle Behälter bereits geleert, und nach fruchtlos gebliebenen Nachforschungen mußte er sich damit begnügen, auf dem Altare des Stifters der Kirche ein Protokoll aufnehmen zu lassen, in welchem er das negative Resultat seiner Requisition konstatirte.

Wo waren die Kleinodien hingekommen? Lange Zeit hindurch wußte man es nicht, hatte in den Wirren und Drangsalen der Napoleonischen Aera wenig Interesse für solche Fragen, beruhigte sich auch wohl mit dem Gedanken, daß der letzte deutsche Kaiser, der Habsburger Franz, die Insignien einer Würde, die er freiwillig niedergelegt, sich zu verschaffen gewußt und solchen Besitz als der zunächst Berechtigte wahren werde. Der eigentliche Sachverhalt wurde erst auf dem Monarchen-Kongreß, zu Aachen 1818 abgehalten, bekannt. Die Bergung der hochbedeutsamen Schätze vor den räuberischen Händen der Franzosen bewerkstelligt zu haben, ist in erster Linie das unbestrittene Verdienst des Nürnberger Losungerrathes Heller, der in jener schlimmen Augustwoche, nur von wenigen vertrauten Männern begleitet, zu nächtlicher Stunde in das Schatzgewölbe der Spittelkirche eindrang, um die Kleinodien zu beseitigen. Man ging bei dem Werke so hastig vor, daß man die zu einem Reichsapfel gehörige Lederkapsel unvermerkt verlor. Vorübergehend wurden die Schätze in großen Tragkörben in des Losungers Wohnung verwahrt, dann in Kisten verpackt und mit Pferdedünger überschüttet und bei passender Gelegenheit auf ansbachisches Gebiet überführt, denn bekanntlich hatte ja Preußen durch den Baseler Frieden sich Neutralität garantirt. Der kaiserliche Oberst Roller brachte die kostbare Fracht glücklich nach Prag. Aber auch dort hielt man die Schätze nicht für sicher, und nun nahm in aller Stille der Frei- und Panierherr Jos. Aloys von Hügel, späterer Konkommissär des Reichstags, sich der Kleinodien an und verbarg sie längere Zeit hindurch zu Regensburg in einem Erkerzimmer seines Hauses unter aufgeschüttetem Hafer. Nach Abschluß des Preßburger Friedens 1805, so wird uns berichtet, glaubte der Kanzler und Wahlbotschafter von Chur-Trier die Zeit gekommen, die Kleinodien ihrem rechtmäßigen Herrn, dem letzten Kaiser und damaligen Beherrscher der österreichischen Staaten zu übergeben. Aber man wagte es nicht, alsbald diesen Akt zu öffentlicher Kenntniß zu bringen; so wurden diese Schätze stillschweigend den andern der Wiener Kaiserburg einverleibt.

Noch einmal drohte ihnen Gefahr, als im Jahre 1848 mehrere Mitglieder der damaligen revolutionären Aula sich einstellten, die Insignien der ehemaligen deutschen Kaiser zu reklamiren, um diese Stücke dem Frankfurter Parlamente zu überantworten. Aber die just anwesenden Beamten weigerten die Auslieferung mit aller Entschiedenheit. Bekanntlich scheiterte die ganze Bewegung aufs Kläglichste, und seitdem befinden sich die Kleinodien des h. römischen Reiches deutscher Nation an sicherem Orte der K. K. Schatzkammer zu Wien verwahrt.

Das vornehmste Stück dieser Reichsinsignien ist zweifellos die Krone, in den alten Matrikeln aufgeführt als „die Crone sant Karles des Kunigs mit edlen stainen vnd perleyn." In dem von

ihm herausgegebenen Werke: „Die hervorragendsten Kunstwerke der Schatzkammer des österreichischen Kaiserhauses" giebt der K.K. Schatzmeister Hofrath Ritter Quirin von Leitner uns mit fachmännischer Genauigkeit eine sehr eingehende Schilderung dieses Kleinods, die unserem Text zur Grundlage gelegt werden soll.

Die Reichskrone ist von gediegenem Golde, wiegt 12 M. 6³/₈ L. W. G., hat 0,215 m Durchmesser und 0,24 m Höhe. Sie ist geziert mit Perlen, gemugelten, meist noch vom früheren Gebrauch her gebohrten Edelsteinen in mühevoller Filigranfassung und prächtigen Emailbildern (Zellenschmelz). Der ältere, größere Theil der Krone, der eigentliche Kronreif, zergliedert sich in acht, oben halbkreisförmig ausgerundete Felder von ungleicher Höhe und Breite, welche durch zwei im Innern der Krone umlaufende und festgenietete dünne Eisenringe zusammengehalten werden. Von den acht Feldern sind vier mit Steinen und Perlen besetzt, die vier andern zeigen Emailbilder mit beigefügten goldenen Inskriptionen. Die erste dieser symbolischen und allegorischen Darstellungen zeigt uns Christus auf dem Throne sitzend, von zwei Cherubim umstanden, das Evangeliumsbuch auf dem Schooße mit der Linken haltend, die Rechte in die Höhe streckend. Oben stehen in romanischer Unicialschrift die Worte: ME REGES REGNANT (Durch mich regieren die Könige.) Zehn Saphire mit Perlen begrenzen das Bild des Heilandes. Auf dem nächsten, kleineren Felde findet sich die Figur des kranken Königs Ezechias, ihm zur Seite steht der Prophet Jesaias mit einem langen, blau emaillirten Spruchband in der Hand, auf dem zu lesen steht: ECCE ADICIA SVPER DIES TVOS XV ANNOS. (Siehe, ich will Deinen Tagen noch fünfzehn Jahre beilegen.) Ueber den Häuptern sind die Worte zu lesen: ISAIAS · EZE PPHETA · CHIAS REX. Die Gruppe umgeben zehn Saphire und Perlen. Die dritte Darstellung bringt das Bildniß des Königs David, gleicherweise mit Saphiren und Perlen umgeben. Er trägt ein Spruchband mit der Aufschrift: HONOR REGIS IVDICIVM DILIGIT, (ein rühmlicher König liebt ein gerechtes Gericht.) Ueber dem Haupte des Königs findet sich die Bezeichnung: REX DAVID. Das letzte der emaillirten Bogenfelder zeigt uns die stehende Figur Salomos mit zehn Saphiren und vierzehn Perlen umgeben. Ein Band hat die Aufschrift: TIME DOMINVM ET REGE AMATO, fürchte Gott und liebe den König. Liest man ET RECEDE A MALO, so ergiebt sich ein veränderter Sinn. Oben steht in rothen, tief eingelassenen Versalbuchstaben: REX SALOMON. Auf dem Stirnfelde der Krone befindet sich ein aufgestecktes Kreuz, mit Saphiren, Smaragdoprasen, Granaten und Perlen geziert, die Rückseite zeigt uns den Erlöser am Kreuze in mit Niellen ausgefüllter Verzierung. Ueber dem Haupte steht: IHC NAZAR ENVS R EX JVDE ORVM.

Der Bügel der Krone, welcher jünger als der achteckige Kronreifen ist und wahrscheinlich von Konrad III. († 1152) herrührt, enthält auf beiden Seiten der ihn zusammensetzenden acht halbrunden Abtheilungen die aus Perlen gebildete Majuskelschrift:

CH VON RAD VS DEI GR AT IA
RO MA NOR VM IMPE RA TOR AVG.

Zu dieser Krone gehört ein äußerst interessantes Behältniß aus der Zeit Kaiser Karls IV. Dasselbe ist von Holz mit Leder überzogen und mit eingeschnittenen und bemalten, theils der Pflanzen-, theils der Thierwelt entnommenen Ornamenten geziert. Am Deckel befinden sich zwei Wappenschilder, deren eines den Reichsadler, das andere den böhmischen Löwen führt. Das Alter der Reichskrone ist nach Meinung gewiegter Kunstkenner keinenfalls auf die Tage des großen Karl zurückzuführen, sondern dürfte zu Ende des elften oder Anfang des zwölften Jahrhunderts entstanden sein.

Ob diese Krone je wieder das Haupt eines deutschen Kaisers schmücken wird? Ob sie zur vollen Wahrheit werden jene Worte unsers trefflichen Rückert, die wir als Knaben gelernt und an welche wir geglaubt, noch als wir Männer geworden: „Er hat hinabgenommen des Reiches Herrlichkeit, er wird einst wiederkommen mit ihr zu seiner Zeit."

Auf den Feldern der Ehre.

Von S. W. Borchert.

Schluß.

Wir lenken nun unsere Schritte der alten Veste Metz wieder zu. Der Herbstwind rauscht durch die verwelkten Kränze, die sich bewegen und uns einen Gruß der edlen Todten an ihre ferne Heimath zuzuflüstern scheinen. Wir verfolgen die große Straße und gelangen durch die Dörfer Vionville und Rezonville, deren Häuser größtentheils noch deutliche Spuren des um dieselben geführten heftigen Kampfes aufweisen. Gleich am Eingange des Dorfes Rezonville befindet sich eine kleine Herberge, „Hotel Bismarck", von der Bevölkerung so genannt, weil hier der Kanzler mit dem Erbgroßherzog von Mecklenburg und dem amerikanischen General Sheridan nach der Schlacht von Gravelotte nach langem vergeblichen Suchen noch Unterkunft fand. Nicht weit davon, am Ausgange des Dorfes, erblickt man an einem Häuschen linker Hand eine Marmortafel, deren Aufschrift uns sagt, daß in demselben König Wilhelm nach der siegreichen Schlacht von Gravelotte die Nacht vom 18. zum 19. August zubrachte; dasselbe ist bekannt unter dem Namen „Kaiserhaus."

Die Gräber werden nun immer seltener, bis sie zuletzt ganz aufhören, haben wir doch das Schlachtfeld vom 16. August verlassen. Drei Kilometer haben wir zu wandern, und wir sind in dem berühmten Gravelotte, das uns schon lange mit seinem neuen, spitzen Kirchthurme sichtbar war. In Gravelotte selbst ist nicht gekämpft worden, aber in diesem Dorfe ruhen auf einem Friedhofe eine große Anzahl Opfer der Schlacht vom 18. August, die bald nach dem Kampfe ihren schweren Wunden erlegen sind. Die Straße fällt nun nach der zu so blutiger Berühmtheit gelangten „Schlucht von Gravelotte" ziemlich steil ab, überschreitet als hoher Damm die Schlucht — ein herrliches Wiesenthal, beiderseits von Wald umsäumt — und schneidet als tiefer Hohlweg in den Rand der Hochfläche von St. Hubert, Moskau und Point du jour ein — drei Pachthöfe, von denen der letztere in Trümmer sank und nicht wieder aufgebaut ist. Hier wüthete der Kampf am 18. August in schrecklichster Weise, doch nahmen an demselben weniger die Brandenburger Theil. Auf der Hochfläche zeugt ein Denkmal davon, daß das 60. Infanterie-Regiment hier tapfer gekämpft und blutige Opfer gebracht hat. Für die Hitze des Kampfes und die Größe unserer Verluste aber zeugen noch die unendlich vielen Gräber mit ihren Kreuzen und Denkmälern. Da haben Denkmäler die Infanterie-Regimenter 29, 14 und 54, 28, 42, 67, 69 und das Füsilier-Regiment Nr. 33. Hier ist das Ende des großen Schlachtfeldes. Der Weg führt nun in schönen Serpentinen, von denen man eine herrliche Aussicht in das liebliche Moselthal hat, durch das Dorf Rozerieulles, hinab nach Moulins, von wo man mit der Pferdebahn nach einstündiger Fahrt nach Metz gelangt.

Bevor wir aber Abschied nehmen von dem geschichtlich so merkwürdigen Boden und den in demselben ruhenden Tapfern, wollen wir auch Derer gedenken, die, schwer verwundet, nach Metz in Gefangenschaft geriethen und daselbst ihren Wunden erlegen sind. Dieselben sind auf dem Militärfriedhofe begraben, und ihrem Andenken ist von dem Metzer Turn- und Kriegerverein im August vorigen Jahres ein Denkmal gesetzt worden. Unter diesen braven Todten befinden sich auch Brandenburger; ein Stein auf dem Massengrabe trägt die Inschrift: „Hier ruhet in Gott in der Hoffnung einer fröhlichen Auferstehung der Lakai Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen, August Eickert, geb. d. 24. Mai 1842. Er starb als Sergeant der 1. Escadron des Zietenschen Husaren-Regiments an seinen in der Schlacht bei Vionville am 16. August erhaltenen Wunden." — Es erübrigt uns noch, auf die Ostseite von Metz einen kurzen Blick zu werfen, auf die Schlachtfelder vom 14. August, 31. August und 1. September und der sonstigen Ausfallgefechte, nach den Dörfern Noisseville, Nouilly und Borny und der nicht weit davon entfernten Ruine des Schlosses Colombey.

Der Weg führt uns zum deutschen Thor hinaus, dem ältesten Thore von Metz, und einer alten Burg mit Thürmen und Zinnen

ähnlich. Der Weg ſteigt allmälig an, und nach ungefähr drei-viertel Stunden haben wir das Dorf Borny erreicht, nach welchem die Franzoſen der Schlacht vom 14. Auguſt 1870 den Namen gegeben haben. Wir verfolgen die Straße weiter und erblicken bereits rechts und links im Felde vereinzelte Gräber, deren Kreuze die Aufſchrift tragen „14. Auguſt 1870“. Unmittelbar an der Straße iſt ein Steindenkmal, das die „dankbaren Bewohner der Gemeinden Borny und Grigg den gefallenen Franzoſen“ geſetzt haben. Die Straße wird von da ab von Lebensbäumen die Schlacht vom 14. Auguſt nennen. Daſſelbe, inmitten des Parkes, iſt eine ſehr ſchöne Ruine, da es nicht wieder aufgebaut wurde. Der Park, von herrlichen Baumgruppen beſtanden, giebt heute noch ein lebhaftes Bild von dem Kampfe, der hier ge-wüthet hat. Von vielen Bäumen hängen große Aeſte herab, andere ſind in ihrem Stamme von Kanonenkugeln durchlöchert. Im Parke befindet ſich auch eine große Anzahl Kriegergräber, theilweiſe mit ſchönen Denkſteinen geziert. Auf dem Höhenrücken werden ferner die Denkmäler der weſtfäliſchen Infanterie-Regimenter



Beim Deandl. Von Hugo Kauffmann.

eingeſäumt, die der ganzen Gegend ein düſteres Ausſehen verleihen.

Die Gräber rechts und links mehren ſich, und bald ſind wir auf der höchſten Erhebung angelangt, die ſich nordwärts als Höhen-rücken weiterzieht und von den Franzoſen ſtark befeſtigt war. Die ganze Gegend iſt ein von tiefen Waſſerläufen durchſchnittenes, von einzelnen kleinen Waldpartien und feſten Dörfern und Weilern durchſetztes Terrain. Unmittelbar vor uns liegt das in Trümmer geſunkene Schloß Colombey, nach dem die Deutſchen Nr. 15 und 55 ſowie des hannoverſchen Füſilier-Regiments Nr. 73 ſichtbar. Weiter nach der Saarbrückener Straße taucht das Denkmal des oſtpreußiſchen Grenadier-Regiments Nr. 4 auf. Ueber Colombey, auf beträchtlicher Höhe, ſchaut weit ins Land hinein das Denkmal des oſtpreußiſchen Infanterie-Regiments Nr. 45, gekrönt von einem großen fliegenden Adler und beſchattet von einem mächtigen Nußbaum. Unweit eines Waldrandes erblickt man die kleine weiße Pyramide der 7. Jäger. Tief unten im Thale des Vallière-Baches liegt der Weiler Lauvallière, rings

umgeben von einer großen Anzahl Massengräber: Hinter demselben steigt das Gelände ziemlich steil auf und ist ein keinen Schutz bietendes großes Feld. Hier mußten unsere Tapferen erst unter dem entsetzlichen Kugelregen des auf den gegenüber liegenden Höhen wohl verschanzten Feindes herab das Thal durchschreiten und dann erst die besetzten Höhen erklimmen.

Mit dem Thema, das ich mir gestellt, wäre ich nun eigentlich zu Ende, doch ist noch der Gräber und Denkmäler der Tapfern des Gardekorps Erwähnung zu thun, welches Korps bei St. Marie-aux-Chênes und St. Privat am 18. August 1870 so heldenmüthig im Verein mit den Sachsen (XII. Armeekorps) kämpfte und blutete. Unendlich groß waren die Verluste am 18. August, und besonders auch auf dem linken deutschen Flügel, das beweist die überaus große Zahl von Gräbern mit ihren weißen Kreuzen und Bäumchen und die vielen Denkmäler auf dem allmälig von St. Marie nach St. Privat ansteigender Terrain, das keine Deckung für den Angreifer gewährte, während die Franzosen in dem Dorfe St. Privat, von dem jedes Haus (massiv mit ebensolchen Gartenmauern) zu einer Festung umgewandelt war, und in gut verschanzten Positionen lagen, von denen sie ihr mörderisches Feuer ungestört den anstürmenden Garden und Sachsen entgegensenden konnten. Und doch gelang es deutscher Ausdauer und dem Löwenmuthe der deutschen Streiter, die Franzosen auch aus diesen Stellungen zu vertreiben, wenn auch unter großen Opfern. St. Marie-aux-Chênes, ein kleines Dörfchen nahe an der französischen Grenze, bildete das erste Angriffsobjekt für die deutschen Truppen. Eine große Anzahl Gräber befinden sich in einem Friedhofe, hier ruhen meist Garden und Sachsen. In der Mitte des Dorfes ist ein größeres Denkmal dem 94. französischen Linien-Regiment errichtet.

Tritt man aus dem Dorfe heraus, so eröffnet sich dem Blicke ein weites Feld; sanft und stetig steigt das kahle Terrain nach St. Privat zu an, das auf dem Kamme der Erhebung liegt. Eine schnurgerade Landstraße, mit Pappeln besetzt, die noch vielfach Kugelspuren tragen, führt nach diesem zu so blutiger Berühmtheit gelangten Dorfe hinauf. Von hier aus wurde der Sturm gegen die furchtbare Stellung der Franzosen unternommen. Rechts und links von der Straße, so weit das Auge reicht, erblickt es größere und kleinere Gräber und eine Anzahl größerer Denkmäler, ja sogar ganze Kirchhöfe. Linker Hand auf einem Wiesengrunde ist eine große Anzahl Gräber, von hohen Bäumen beschattet und von einer Mauer mit Eisengitter umgeben. Hier ruhen Viele, die bald nach der Schlacht ihren Wunden erlagen. Einige Schritte weiter finden wir rechter Hand die großen Denkmäler der 1. Garde-Infanterie-Brigade und des Garde-Regiments „Kaiser Franz", um das eine große Anzahl Einzel- und Massengräber gelagert ist, die mit Epheu und Sträuchern bepflanzt sind. Immer höher steigend, sieht man links bis zum Dorfe Roncourt hin, von wo aus der Angriff der Sachsen erfolgte, und bis zu welchem Dorfe das Land wie mit Gräbern übersät erscheint. Ueber alle hervor ragt das Denkmal der Sachsen, ein riesiger Helm auf einem mindestens drei Meter hohen steinernen Sockel, der auf zwei Seiten mit Inschriften versehen ist und auf den beiden andern Seiten je ein großes Schild nebst Schwert trägt. Um dieses Denkmal befinden sich schöne Anlagen und zwei Bänke.

Beim Deandl.

Hierzu das Bild von Hugo Kauffmann.

Am Sonntag mußte die Stanzi das Haus hüten; das übrige Gesinde war sammt den Bauersleuten zur Kirche gegangen. Der Bauernhof von Rauchreit liegt hoch droben auf dem Kienriegel in der Einschicht. Es ist eigentlich ein gefährliches Amt, das Haushüten, für ein junges, lediges Ding, wie die Stanzi. Sie arbeitet in der Küche herum, bringt das Geschirr in Ordnung und richtet für das Mittagsmahl her. Sie sinnt noch darüber nach, wie doch der Bauerndienst gar so beschwerlich und einförmig ist — da klingt auf einmal draußen im Hofe ein heller Juchzer. „Nu, das muß ein närrischer Kerl sein," denkt sie sich, „an einem Sonntag Vormittags juchazen!" Sie ist beinahe erschrocken, und bevor sie sich's noch zurechtlegen kann, traben auch schon gewaltige Schritte über die „Gredn" — so heißt der Holzgang im Hofe. So dauert's denn auch gar nicht lange, und ein schneidiger Jägerbursche blickt lachend in die Küche. Die Stanzi hat sich an die Heerdwand gelehnt — da hat sie einen guten Stand; davonlaufen wäre ja Schande gewesen.

„Jestel, der Toni", ruft sie, „jetzt hättest mich bald erschreckt."

„Grüß Dich Gott, Stanz," giebt er zur Antwort, „mich brauchst nicht zu fürchten."

„Grüß Dich auch Gott! Wo kommst denn Du daher — gar ins Rauchreit herauf?"

Er ist ihr näher gekommen, hat sich auf den Heerd gesetzt und ihre Hand genommen.

„Ja siehst, Stanzi, schau, das ist halt so: je schöner das Dirnderl, desto weiter geht man ihm zu!"

„Hast Recht, Bub', spöttle nur. Aber daß Du halt dennoch heraufgekommen bist — gar ins Rauchreit!"

Darauf sagte der Toni, daß er auf dem Zürner droben zu thun habe, und daß er sich wohl einen nähern und besseren Weg hinauf aussuchen hätte können, daß er aber ihr zu Liebe noch einen viel weitern Umweg nicht gescheut hätte.

So plauderten sie scherzend weiter. Auf einmal sagte die Stanzi: „Zum Sapperlot, Bub', jetzt hätt' ich bald vergessen — einen Hunger wirst haben! Wart', ich mach' Dir Eier in Schmalz!"

Und so richtete sie ihm eine Eierspeise her; die Eier waren von ihrer Henne, und das Schmalz — na, die Bäuerin merkt's nicht, wegen dem Bischen.

Dem Toni schmeckte es extra gut — er sagte ihr tausend „Vergelt's Gott", und er wollte bald wieder kommen um solche Eier in Schmalz.

Zum Abschied reichte er ihr die Hand — ein Küßchen wollte er noch nicht wagen. Und ihr griff es so sonderbar ans Herz: zum halben Theil freute sie sich, zum halben Theil wurde ihr bang.

Als die Bauersleute heimkamen, fragte der Bauer: „Hat sich was zugetragen?"

„Nichts," sagt die Stanzi. „Ein Bettelmann ist dagewesen, hat — um einen Trunk Most angehalten."

„Sonst nichts?"

„Nichts," sagt die Stanzi.

Eine fidele Festungsseite.

Von Karl Schramm.

Daß, wenn einer bis ins siebente Jahr dauernde Kriminal- und Festungs-Haft hat, es trübe Stunden, finstere Tage, schlaflose Nächte gebe, bezweifelt Niemand, auch wenn er selbst Solches nie durchkostete. Daß es aber auch lichte Unterbrechungen, sogar hellerleuchtete Nächte im Laufe solcher Zeit geben könne, davon folgendes Beispiel, vielleicht als Vorläufer einer Mittheilung aus der Nachtseite solcher Zustände.

Also nun einmal eine Haupt- und Staatsaktion aus dem Festungsleben zu Silberberg 1839! Unser Polizeiunteroffizier Meyer wohnte unter der geräumigen eine Treppe hoch gelegenen Kasematte der Kandidaten (p. t. „Demagogen") Braun, Stahlberg und Wachsmuth. Es bedurfte von dort aus nur eines festen Auftretens mit dem Absatz, so stieg unser finster blickender, gutmüthiger Profos als dienender Geist, gleich dem Nebelbilde Banko's, aus dem Fußboden empor.

„Was befehlen Sie, meine Herren?"

„Herr Meyer, heißes Wasser, Rum und Zucker zu einem steifen Grog, aber in erforderlicher Quantität!"

„Gleich, meine Herren, gleich! auch Brod und Käse?"

„Selbstverständlich, Herr Meyer!"

Und, wie er gebeut, so steht's da.

So hatten wir eines Abends auf dem Donjon der Veste nach erlangter Kommandanturerlaubniß eine Freinacht Atticirens halber begonnen, ein Unternehmen, für das bereits seit längerer Zeit umfassende (!) Vorbereitungen eingeleitet, schließlich erledigt waren.

Man hatte sich die kühne Aufgabe gestellt, einige der Hauptszenen aus Shakespeares Heinrich IV., soweit sie vom Dichter für unser Ensemble berechnet erschienen, auf das Repertoir unseres Luftrevicrs zu nehmen und nächtlicher Weile in vollem Kostüme aufzuführen.

Haupttriebfeder mochte zu solchem Wagniß der Umstand sein, daß Hermann Lüning (vulgo „Spatz") den Falstaff so vollendet, so lebenswahr zu geben wußte, wie er sich auf den besten Bühnen hätte präsentiren können.

Unsere sehr abgetragenen Studentenröckchen (deutsche, polnische) ferner barettartige Mützen mit und ohne Eichenlaub, und was noch von solchen akademischen Requisiten sich mit auf unser Patmos gerettet hatte, war der unter den Militärsträflingen besonders stark vertretenen leichten Schneidergilde zum sach- und zeitgemäßen Umbau überliefert und dergestalt mit allerlei Arabesken an Litzen, Puffen, Franzen und derlei antikem Brimborium ausstaffirt worden. Außer dem zuständigen Honorar würden wir, trotz der nun schon sechsjährigen Weltentfremdung eines gentilen Verhaltens noch nicht entwöhnt, diesen unsern Festungsmitbürgern auch noch Freibillets zugestellt haben, wäre die Aufführung nicht einzig für und auf die Unternehmer selbst, einschließlich des Herrn Meyer, aus höheren Rücksichten beschränkt gewesen. Dergestalt blieben wir, die Darsteller, unser selbsteignes — man denkt wohl — sehr dankbares Publikum? Wir werden sehen!

Stahlberg, Kandidat der Medizin (bis dahin der „Doktor", in der Folge auch nach seiner diesmaligen Rolle Bardolph zugenannt), übernahm diese offenbar ihm ad extera et interna auf den Leib geschriebene Rolle. Wuthenow, Stud. jur., leistete mit seiner nicht eben sonoren Stimme, welche sich unter einem wohlgepflegten Schnauzbart Gasse brach, als Dortchen Lakenreißer Menschenmögliches. Einige weniger dankbare Rollen übergehend, welchen der etwas stark naturwüchsige Braun aus Pommern (vor der Haft einjährig-freiwilliger Chirurgus), Schultheiß, Stud. jur., (auf Silberberg nur der edlen Drechslerkunst beflissen), Bohl aus Stralsund, bereits grundgelehrter Philologe und höchst solides Haus, ganz besonders der mit Grazie ausgestattete Wachsmuth, Stud. jur. (mit Spitzname „Vetter"), sich unterzogen und brillant Rechnung getragen hatten, nöthigt der Raum, mich sogleich dem zu Anfang gebührend erwähnten Spatz (lebte und starb zuletzt in Zürich als Professor) zuzuwenden. Dieser spielte seinen Sir John so lebenswahr und in jeder Weise fließend, als extemporire er die ganze Rolle in einem Guß. Wohl mochte er von Kindesbeinen auf sich in dieselbe so verbissen haben, wie in Jünglingsjahren Andere in einen Romeo, Faust, Moor u. s. w.

Als es ihm im Fluß — sagen wir lieber im Strom — der Rede und des — reichlich genossenen „Sektes" zu schwül wurde, extemporirte, improvisirte er allerdings, auf seinen stattlichen, eines Silen würdigen Unterbau hinweisend, per parenthesin die geflügelten Worte einstreuend: „Leute, schnallt mir die Betten vom Leib, ich verdunste!" — unentwegt in seiner Bravourrolle weiter.

Nur mein Prinz Heinz war ein vollendetes Fiasko! War ich auch von Haus aus ein guter Leser, dem das unmittelbare Verständniß sofort die richtige Betonung darbot, so war doch — das fühlte Niemand mehr, als der unglückliche Prinz selbst — gerade dieser von vornherein zum Akteur verdorben. Ich benahm mich so hölzern in den ungewohnten Trikothosen, daß es selbst einem im Purpur Geborenen hätte als absichtliche Grandezza ausgelegt werden können. Vor Allem aber und über Alles hinaus hatte ich als ein schlechter Mnemoniker, der es zudem mit seiner Rolle sehr leichtsinnig genommen, durchaus nicht gelernt und blieb somit trotz des mit einem erklecklichen Büschel Hahnenfedern verzierten Baretts, trotz Sternes und Degens unentwirrbar stecken. Zudem mußte das ganze Wagniß ja ohne Souffleur verübt werden. Herr Meyer, der Garnisöner (vulgo „Schwammklepper" genannt) hätte da nicht ausgereicht. Das meiner eigenen sehr bereitwilligen Kritik einhellig zustimmende Verdikt Aller lautete: „Wir können so einen Prinzen nicht brauchen, es muß ohne Prinzen fortgespielt werden."

So setzte sich der Prinz mit in den Zuschauerraum neben Herrn Meyern. Rangloge war ja nicht. Dennoch fehlte es bei seinem Abgange nicht an Applaus. Ob etwa aus — Hohn?

Insgesammt aber wurde auch auf andern Feldern, als dem ernsten Studium, der heitern Kunst eifrig gestrebt, sowie technischer Kunstfertigkeit nicht minder obgelegen und gar Manches geleistet.

Schultheiß hatte, wie bereits angedeutet, in seiner Kasematte über der Wache eine vollständige Schreinerei und Drechslerwerkstatt errichtet und es namentlich in der Drechslerkunst zu einer solchen Virtuosität gebracht, daß es zum Verwundern war. Hätte der alte Jahn uns besucht, der aber mit uns nicht mehr zufrieden war, er hätte sich eingebildet, Schultheiß, der sich wohl nie um ihn bekümmert, habe seiner Forderung im „Volksthum" pag. 223 Folge gegeben: „Allgemeine Erlernung von Handarbeiten beim ganzen Volke in der Jugend vom Fürstensohn bis zum Tagelöhnerkinde hinunter." Meine Passion war, beiläufig, rastlose Zeichnerei und Reimerei. Auch die Musik fand ihre Pflege und würde sie noch ungleich mehr gefunden haben, wäre nicht ein griesgramer Unstern eines unschönen Tages dazwischen getreten.

Braun nämlich (frère), der unverwüstlich heiter war und mit aller urpommerschen Treuherzigkeit auch ein gewisses Talent zu neckischen Anschlägen und Pagenstreichen verband, war um die Befugniß eingekommen, im Hinweis auf seines Stubenburschen Stahlberg Geige und Wachsmuths Klimperkasten auch seinerseits ein der eignen Persönlichkeit und Begabung angemessenes Instrument sich zulegen zu dürfen. Welches Verlangen konnte unverfänglicher sein, als dieses? Zudem mochte die hochlöbliche Kommandantur zunächst an eine Klarinette oder — Guitarre gedacht haben, uneingedenk freilich, daß wir zum Singen von Kommersliedern Alle noch befähigt waren. Folglich: Genehmigung von Seiten des weit unten im Städtchen dauernd bettlägerigen Obristen v. Borstell ohne allen Vorzug, ohne Vorbehalt. Brauns höher, als vermuthet, fliegender Geschmack hatte sich aber unwiderstehlich dem — Waldhorn zugewandt. Besagtes Braunsches Waldhorn besaß nun allerdings einen ungeahnten Fond von Tonfülle, eine unberechenbare Tragweite. Insbesondere dieses alsdann, wenn frère's Lippen im Dienst seiner zu Luftkissen aufgeschwellten Wangen denselben den lebendigen Odem einhauchten.

Was aber hätte nun noch näher liegen können, als die baldige Anschaffung einer Trommel, wozu ich mich bei gänzlicher Talentlosigkeit zu irgend welcher Musika (Choral- und Kommerslieder ausgenommen) vielleicht doch, lediglich damit das Orchester voll würde, dahinten in meiner dunklen Treppenecke unter bereitwilliger Niederlegung meines Crayons nur zu bald würde verstanden haben? Man schien so etwas zu befürchten. Es sollte daher anders kommen!

Da nämlich die durchschlagenden Erfolge der ersten Exerzitien Braunscher Virtuosität bei nicht zu konträr stehendem Winde weit über Silberberg und viele zwischen dieser Stadt und Frankenstein in der weiten Ebene gelagerten Ortschaften hinaus ihre „süßen Töne" fortzusetzen versprachen, trat ein neidisches Geschick, wie es sich besonders den Fersen schuldlos Verfolgter anzuheften pflegt, verderblich dazwischen. Sein vernichtender Streich zerschnitt erbarmungslos unsere von keiner Art selbstischen Gelüstes entweihten Bestrebungen ästhetischen Aufschwunges.

Offenbar hatte der kränklich verstimmte Platzmajor, obwohl er stets große Büschel Watte in den Ohren trug, welche dazu wohlangelegt waren, bei seinen jüngsten Besuchen aus ziemlicher Nähe unsern unschuldigen Vogelgesang in Form von Instrumentalmusik vernommen und ihm zu viel Geschmack abgewonnen, um nicht dessen fernere Strömung zu sistiren. Also brevi manu: „Es wird nicht weiter geblasen!"

Räthsel und Spiele.

Füll-Räthsel.

	a	r	m	e	
k		t	h		n
b	o			e	r
r	a			e	n
h		n	d		l
	i	l	t	o	

In vorstehender Figur sind die leeren Felder durch entsprechende Buchstaben so auszufüllen, daß die wagerechten Reihen sinnrichtige Bezeichnungen ergeben, und daß die beiden Diagonalreihen zwei Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie nennen.

Räthsel.

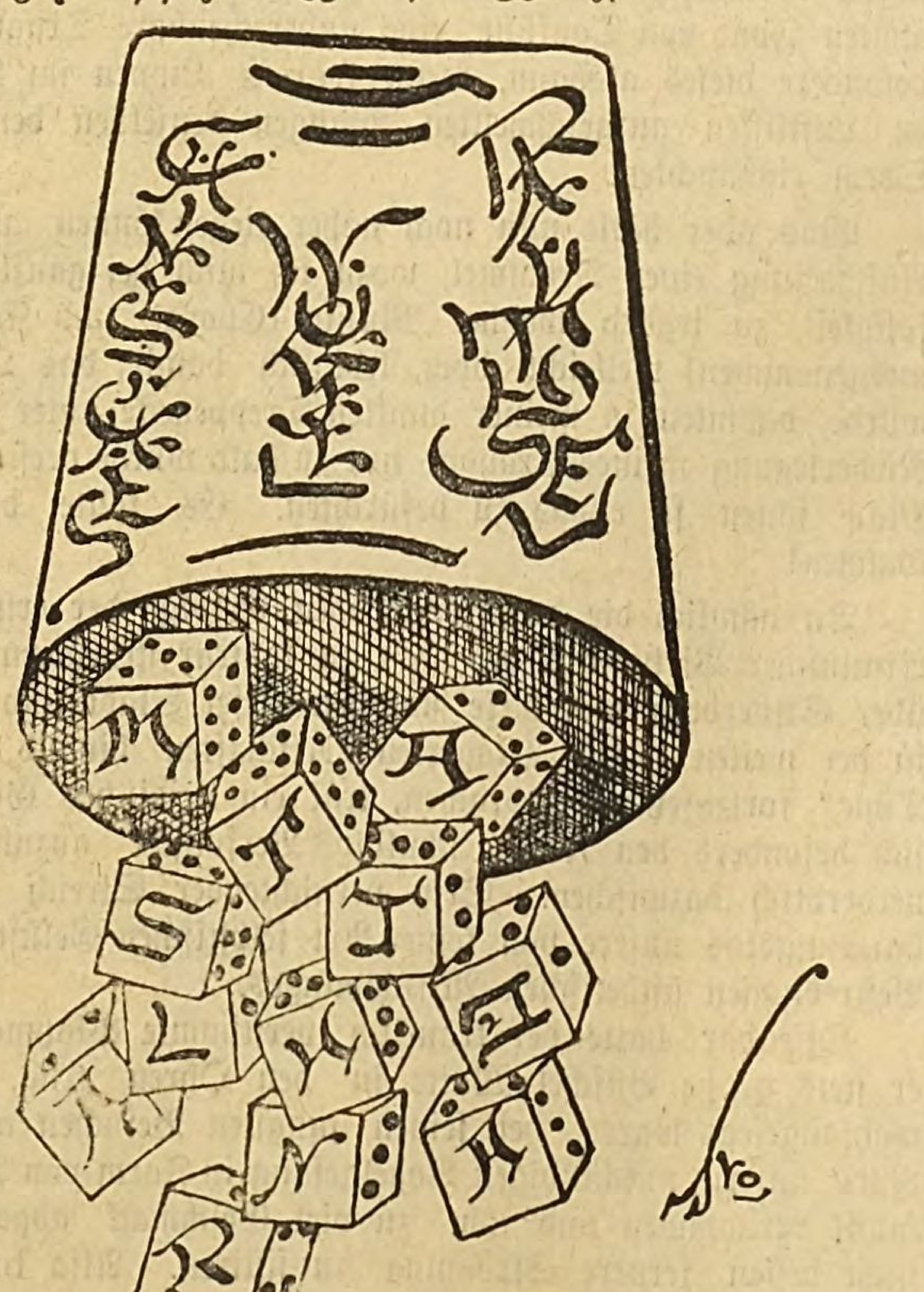
Viersilbig.

Jede will das Wort besitzen,
Und sie hängt ihr Herz daran;
Sieh' das Strahlen und das Blitzen,
Hängt nicht noch manch' Andres dran?
Solch' ein Drei und Vier, was thut es?
Fehlt mir, da ich Eins, Zwei, Drei,
Und ich tröst' mich leichten Muthes,
Ist's doch nur ein Eins und Zwei.

Charade.

Die Erste dient zu Schutz und Wehr,
Die Zweite führt zum Hasse;
Durch's Ganze bringt Verderben uns
Das Element, das nasse.

Chinesisches Würfel-Räthsel.

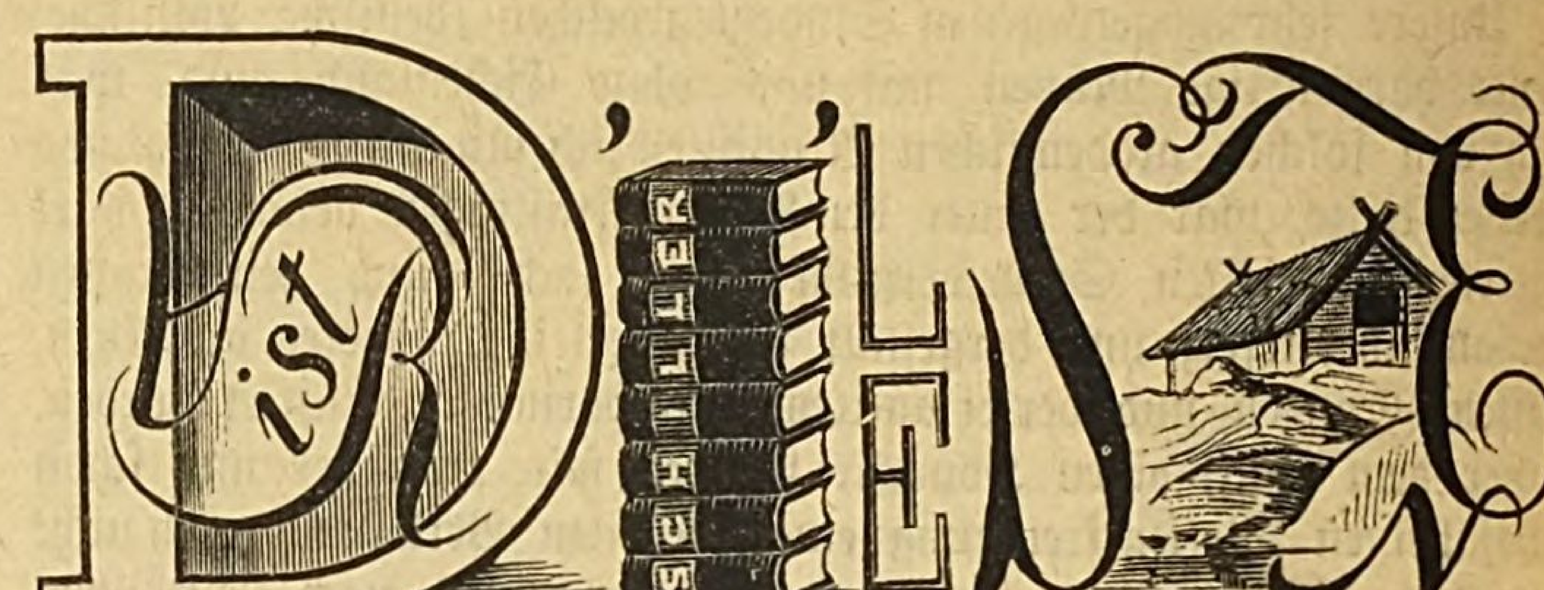


Der Text des vorstehenden Räthsels ist eine hohe Chinesische Behörde.

Arithmogriph.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, ein Vogel.
2, 2, 3, 4, 6, 10, eine deutsche Stadt.
3, 6, 7, 5, 6, 10, ein germanischer Volksstamm.
4, 2, 7, 7, 11, 12, 6, 10, eine Inselgruppe in der Nordsee.
5, 4, 2, 7, eine Vertiefung der Erdoberfläche.
6, 10, 12, 6, 7, ein überirdisches Wesen.
7, 11, 3, 4, 5, eine Ursache der Sichtbarkeit der Körper.
8, 6, 7, 3, 4, ein Trinkgefäß.
9, 7, ein Brennstoff.
10, 2, 3, 4, 5, ein Zeitabschnitt.
11, 1, 2, 10, ein Name mehrerer russischer Zaren.
12, 6, 1, 11, 3, 4, 5, ein Schweremesser.

Rebus.



Homonym.

Was in des Künstlers regem Schaffensgeist
Entstand, und kraftvoll hin nach außen drängt,
Er legt es in mein Wort und wer's versteht,
Wird spielend in des Schöpfers Werk versenkt.
Was man an Fäden unsichtbar doch fest
Spinnt, um der Völker Schicksal dran zu lenken,
In mich gekleidet, fliegt's vom Süd zum Nord,
Uns bald den Frieden, bald den Krieg zu schenken.
Des Staates Wohl zu heben, rief ins Leben
Man mich aus unscheinbarem Material.
Nur flüchtig ist mein wechselvolles Dasein,
Verkehr und Handel fördernd überall.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 32.

Rebus. Haute volé unter den Linden.

Citaten-Räthsel.

Nicht jeder Tag kann glüh'n im Sonnenlichte,
Ein Wölkchen und ein Schauer kommt zur Zeit.

Magische Silhouetten-Scheibe.

Mond, Isar, Noten, Nagel, Adler, Vase, Orden, Neun, Brief, As, Rad, Nest, Herz, Eichblatt, Lyra, Messer. — Minna von Barnhelm.

Rösselsprung.

Immer leiser wird mein Schlummer,
Nur wie Schleier liegt mein Kummer
Zitternd über mir,
Oft im Traume hör' ich Dich
Rufen draus vor meiner Thür,
Niemand wacht und öffnet Dir,
Ich erwach' und weine bitterlich.

Ja ich werde sterben müssen,
Eine Andre wirst Du küssen,
Wenn ich bleich und kalt,
Eh' die Maienlüfte wehen,
Eh' die Drossel singt im Wald;
Willst Du mich noch einmal sehen,
Komm', o komme bald.

H. Lingg.

Logogryph. Notizen — Novizen.

Inhalt. Eine Silhouette. Von Julius Bredow. Fortsetzung. — Die historisch deutsche Reichskrone. Von Albert Schultheiß. — Auf den Feldern der Ehre. Von F. W. Borchert. Schluß. — Beim Deandl. Mit Bild. — Eine fidele Festungsfeier. Von Karl Schramm. — Räthsel und Spiele. — Räthsel-Auflösungen. — Nachdruck sämmtlicher Artikel ist verboten.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 34 — Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt — 19. August 1888

Eine Silhouette.

Von Julius Bredow.

(Schluß.)

VIII.

Die mächtige, uralte Glocke Maria Gloriosa im Dom zu Erfurt, die den Einzug des Kaisers mit eherner Stimme angekündigt, war verstummt. Stille herrschte auf den Straßen und freien Plätzen, über die herbstliche Stürme dahinbrausten, und wie die bunten Blätter im Winde verweht, so war auch sie verweht, jene glänzende Gesellschaft, die Kronfeldherren und Adjutanten, die Minister, Generäle und Kammerherren, die Hofstaaten der vier gekrönten Könige und der vierunddreißig Prinzen, die sich um die zwei mächtigsten Herrscher ihrer Zeit geschaart ... Langsamen Schrittes aber wandelt die Muse der Geschichte durch die nun so einsame Stadt, und lebendig werden vor ihr die Schatten ...

Durch das stark befestigte Andreasthor rollt eine Postkutsche. Ein junges, ernst, fast finster blickendes Männergesicht schaut sinnend hinaus in die öde Herbstlandschaft. Der frühere jugendheitere, zuversichtliche Ausdruck ist fortgewischt aus Eugens Zügen; dumpfbrütend will es ihm dünken, als habe der Dichter Recht, der da sagt, die Träume der Erinnerung seien süßer als die süßesten der Zukunft ... Eugen hatte Fabricius in Erfurt nicht wiedergesehen. Krankheit des Fürsten verhinderte den Staatsminister an der Reise, und so wurde Eugen beauftragt, die Interessen des Ländchens zu vertreten. An Désirée hatte Eugen mehrmals geschrieben, doch bis zur Stunde keine Antwort erhalten. Wie Eugen sich nach einem vertraulichen Wort mit dem Bruder sehnte! Wie dieser ihn beruhigt hätte! War Désirée krank? ... War sie treulos? ...

Hinter grauer Nebelwand tauchen allmälig schwankend graue Mauern, spitzdachige Thürme, Terrassen von Fels und Buschwerk auf: strahlenbrechende Funken durchhellen die Dämmerung, — vor dem Reisenden liegt im Schein der Herbstsonne: Frauenweiler. Hier ging es laut genug her. Ein Regiment Augereauscher Soldaten war seit gestern eingetroffen; überall herrschte Leben und Bewegung. Eugen stieg am Thore aus, um direkt auf das Schloß zu gehen. „Désirée, Désirée," flüsterte er, „mein Glück, mein Stern, mein Alles!" Und er begann mit sich selbst zu zürnen, daß er nur eine Sekunde dem Gedanken einer Untreue ihrerseits Raum gegeben hatte ...

Um die Steinbank, auf welcher Désirée damals gesessen und das süße Liedchen zur Laute gesungen, lagerten sich jetzt Soldaten, die sich mit Karten und Würfelspiel vergnügten, während andere am Wachtfeuer bei Trommelklang in das „Veillons au salut de l'empire" einstimmten. Lärmendes, lachendes Stimmengewirr umbrauste Eugen ... Die Schauspieler waren abgereist .... Man konnte ihm nicht sagen wohin. „D'hommage, bien d'hommage, surtout à cause de la belle actrice!" ...

IX.

Vorwärts, vorwärts jagen die Rosse. Lustig schmettert das Horn in die blaue Luft. Vorüber geht's an weißen Landhäusern und strohgedeckten, windschief umzäunten Hütten, mit Peitschengeknall über das holperige, rauhe Pflaster kleiner Städte, vorüber an altersgrauen Klöstern und mit rothem Laubwerk umsponnenen Kapellen, an bekränzten Bildstöcken und verwitterten Kreuzen, — vorüber an dem hungernden Handwerker und am mürrischen Bauer, am schmucken Forstmann, wie am zerlumpten Zigeuner — vorüber, vorüber! Bald tönt ein übermüthig Liedchen, bald eine klagende Weise, bald frommes Glockengeläut zum offenen Fenster hinein — weiter, weiter!

Am Abend wurde Rast gemacht. Eugen fühlte das Bedürfniß, eine Nacht zu ruhen. Wie Fieberfrost schüttelte es ihn! Désirée! Fabricius! Den Bruder nur auf einen Moment sehen, ihm Alles anvertrauen können — all diese tödtliche Angst und Sorge und Unruhe! ... Mit welcher Besonnenheit Fabricius die Nachforschungen leiten würde! Eugen preßte die Hand auf die Stirn ... Barmherziger Himmel! Wenn das alte, tückische Leiden, das er soeben überwunden geglaubt, jetzt wieder käme, jetzt — jetzt — während Désirée sich möglicher Weise mit jeder Minute weiter und weiter von ihm entfernte .... Er streckte die Arme aus ... Es war ihm, als läge sie zitternd und doch so glückselig an seiner Brust ....

Hier ist das Wirthshaus. Wie behaglich es aussieht! Im Erdgeschoß die Küche. Man schaut gerade hinein in das rothe Feuer, das ganz tief im Hintergrunde flammt. Mägde und Aufwärter gehen ab und zu. Die letzten purpurwarmen Abendlichter spielen auf dem vergoldeten Kreuz des nahen Kirchleins. Eugen wird in ein großes, stilles, nach Lavendel duftendes Zimmer geführt. Ruhe! Ruhe! ...

Die sonnige Klarheit des schönsten Herbsttages lag auch am folgenden Morgen über der Landschaft. Mit blassen Zügen und düster glühenden Augen stand Eugen am Fenster, unschlüssig, ob er einen Tag hier rasten oder weiter fahren solle. Ein leichter Wind

spielt sanft mit den letzten Monatsrosen im Gärtchen. Jetzt sieht Eugen eine ältere Frau in einem zerdrückten, bunten Seidenkleide heraustreten und mit eilfertiger Geschäftigkeit die Rosen pflücken. Wie sie mit ihrem Strauß zurückschreitet, dünkt es Eugen, er kenne sie. Wo, wann hat er sie gesehen? — — Man pocht an die Thür. Es ist der Aufwärter. Eugen hat nach seinem Diener geschellt. Der Aufwärter bittet den gnädigen Herrn um Entschuldigung; er könne den Diener gar nicht finden. Es gebe heute überhaupt im Hause so sehr viel zu thun; eine Hochzeit — eine durchreisende Herrschaft ... Eugen winkt ungeduldig; der Mann verschwindet.

Glockengeläut tönt jetzt, halb vom Winde verweht, vom nahen Kirchlein herüber. Eine weiche, träumerische Stimmung kommt über Eugen. In seinem Sessel am offenen Erkerfenster läßt er den Wind seine brennenden Schläfen kühlen. Würden die Glocken auch dereinst zu seiner Hochzeit mit Désirée so hell und freundlich läuten? Des Himmels Auge gleich mild und blau über dem Tage leuchten, da ihm Fabricius seine Désirée am Altare zuführt? „Désirée!" Wie innig, wie zärtlich, wie sehnsüchtig er ihren Namen haucht!

Man scheint zurückzukehren. Langsam verklingen die Glocken. Eugen vernimmt lebhafte Stimmen; Thüren werden hastig geöffnet. Ob die Braut wohl so schön ist, wie Désirée, so herzgewinnend schön? Er denkt ihrer schlanken, weißen Gestalt, wie sie im matten Glanz der Herbstsonne auf der Steinbank gesessen, die Laute gespielt und jenes rührend schwermüthige Liedchen gesungen, während er, zu ihren Füßen liegend, in ihre süßen Augen geblickt. Und wie er ihre kleine, liebe Hand erfaßt — war des Italieners dunkles Antlitz wie ein Schatten zwischen sie geglitten. Noch vermeint er die scharfen Worte zu hören: „Eine Privatvorstellung?! Ah! — der Signor!" — Eugen springt plötzlich auf. Was ist das? Dieselbe Stimme, die Stimme des Italieners hier ... hier ...

Sich vorwärts neigend lauscht er, lauscht mit verhaltenem Athem, während ein jeder Blutstropfen in ihm zu erstarren scheint: „Meine Herrschaften, a tavola!" Und dann wieder: „Camerieri, avanti! avanti!" Kein Zweifel! Seine Stimme! Aber — wer — ist — die — Braut ...? Er taumelt wie ein Berauschter mühsam vorwärts; er stößt die Thür auf. Sich am Geländer haltend, schwankt er die Treppe hinab. Es kann nicht sein ... kann nicht sein. Sind es Spukgesichter der Hölle, die ihn verwirren wollen? Umflirrt ihn Wahnsinn?

X.

In einem der größten Zimmer des Gasthauses sitzt die Hochzeitsgesellschaft: das Brautpaar, ein älteres Ehepaar und der Pfarrer. Der Bräutigam befiehlt in fremdländisch klingendem Deutsch Wein, und vom besten; die Aufwärter schleppen schwere Weinkühler, Kannen und Flaschen herbei. Der Boden des alten, eichengetäfelten, ziemlich niederen Gemachs ist mit Blumen bestreut; Guirlanden von Astern und Georginen hängen über den Thüren; alles Silbergeräth, das der Wirth besitzt, ziert die Tafel. Der Bräutigam, groß, hager, mit dunkelm Antlitz, in der Tracht der Incroyables, ist laut und lebhaft; das ältere Ehepaar anscheinend recht vergnügt, wenn auch ruhig; der Pfarrer in das Prüfen des Weines ganz vertieft. Eben hebt er das Glas und trinkt dem Bräutigam lächelnd zu. Da dröhnen laute Tritte durch das Zimmer. Ein junger, schlank gewachsener Mann mit bleicher Stirn und düster glühenden Augen steht finster und drohend hinter dem Bräutigam. Alle sind erschreckt aufgefahren; nur die Braut, blaß und schön, wie die Spätrosen in ihren dunkeln Haaren, bleibt ruhig, — ein steinern Bild.

„Eine etwas sonderbare Art, hier einzudringen," läßt sich die Stimme des Bräutigams vernehmen: „Womit kann ich dienen, Signor?"

„Nur eine Frage." Der Angeredete verneigt sich leicht. „Ist — ist — Désirée Ihnen freiwillig — gefolgt —?"

„Gewiß, Signor; fragen Sie meine Frau. Désirée konnte nie die Ihrige werden."

Das Letztere wurde leiser, aber mit scharfer Betonung jedes Wortes gesagt. Der junge Mann richtete sich zu seiner vollen Höhe auf. Der Schmerz adelte seine Haltung, verklärte seine Züge. Sein Blut kochte; jedes Glied an ihm bebte; unbezähmbarer Stolz lag in seinen mit mühsam beherrschter Stimme hervorgebrachten Worten:

„Und warum ist der Reichsfreiherr von Egersdorff und Wehlen nicht würdig gewesen, der Gemahl des Fräulein Désirée Clairmont zu sein — —?"

„Weil das Fräulein Aimée Désirée von Montfaucon, genannt Clairmont, die geschiedene Gattin des jetzigen Staatsministers Fabricius Eberhardt — Ihres Herrn Bruders ist ... Ich habe es nach Ihrer Abreise in Erfahrung gebracht und —"

Eugen hörte nichts mehr. Es ist ihm, als strecke sich eine eisig kalte Hand nach ihm aus, langsam — langsam — lege sich schwer und fest auf sein Herz, und unter ihrem Druck ersterben alle süßen Träume, alle Hoffnungen — auf immer .... auf immer ... Mit der Starrheit der Verzweiflung blickt er auf Désirée, und jetzt — jetzt — in diesem furchtbaren Moment soll sich ihm auch das letzte Räthsel lösen. Er weiß, wo er Désirée das erste Mal gesehen... so, gerade so — das Köpfchen etwas zur Seite geneigt — den vollen Rosenkranz auf der Stirn. An jenem Abende, da er das Landhaus des Bruders betreten. Hier war das Original der Silhouette .....!"

XI.

„Zu dem Recht einer Beichte gehört ein gewisses Alter und eine gewisse Ruhe. Ich habe beides nicht — noch nicht, und muß mein Leben dennoch vor Dir ausbreiten. Ich habe gefehlt — allein ohne böse Absicht, aus Leichtsinn, aus jugendlicher Unerfahrenheit. Das ist meine Schuld. Du wirst nicht zu hart über mich urtheilen, wenn Du Alles erfahren hast! Du wirst mir ein freundliches Andenken bewahren. Du wirst mich nicht verachten ... Das Morgengrauen der furchtbaren Revolution fand meinen Vater, Aimé Théophile von Montfaucon auf Clairmont, im Besitz eines verschuldeten Gutes mit einem halb verfallenen Herrenhause und einer kleinen, mutterlosen Tochter. Der Vater wandte sich nach Köln. Kränklichkeit, durch sein eifriges Studium, er war Literarhistoriker, hervorgerufen, hinderte ihn, mit Energie für unser weiteres Fortkommen zu sorgen, und er segnete den Tag, da er Ernesto Majo kennen lernte. Majo stammt aus angesehener Mailänder Familie. Früh mit den Seinen entzweit, wohlhabend, von Schwärmerei für ein freies Künstlerleben beseelt, war es sein Ideal geworden, an der Spitze einer reisenden Theatergesellschaft zu wirken. Majo schloß sich bald eng an meinen Vater und sorgte in der freundschaftlichsten Art für uns. Er sah, daß es mir an Nichts mangelte, und daß ich guten Unterricht genoß. Der Vater, der, wie ich schon erwähnte, nur für das Studium der Literatur lebte, bearbeitete, übersetzte und veränderte Dramen und Komödien und fühlte sich bei dieser Beschäftigung in der kleinen, engen Miethswohnung des Emigrés ebenso wohl, als in der alten Bibliothek seines Herrenhauses auf Clairmont, in der er die meiste Zeit seines Lebens verbracht. Schon in meinem fünfzehnten Jahre betrat ich die Bühne. Der Shawltanz, aus den Salons der schönen Frauen des Direktoriums nach Deutschland gekommen, schien Majo für mich besonders geeignet. Wir zogen nun den Rhein entlang, spielten, sangen und tanzten, bald vor einem Auditorium lustiger Studenten, bald vor behäbigen Bürgern oder Weinbauern, bald vor der aristokratischen Gesellschaft eines Schlosses. Oft spielten wir im Freien unter luftigem Zeltdache, den blauen Sommerhimmel über uns, Hollunderduft und Vogelgezwitscher um uns, und in der Ferne das Brausen der schwarzgrauen Wasser um den Loreleyfelsen! Und Abends, wenn wir uns dem winkeligen Städtchen zuwenden, wo wir unser Quartier aufgeschlagen, wie herrlich ist's dann! Der Mond streift über die silbern aufzuckenden Wellen, Glühwürmchen blitzt juwelengleich im Geblätter, und wie ein Gewimmel goldener Bienen schimmern die Sterne! — Die Welt war so schön, und ich jung, gesund und lebensfroh; das Glück schien mich anzulächeln, wo ich auch hinblickte! — In Köln sah mich mein erster Gatte, Dein

Bruder. Er muß sich wohl sogleich eingehend nach uns erkundigt haben, denn er begegnete meinem Vater und mir vom ersten Augenblicke an mit ausgesuchtester Höflichkeit. Nachdem Fabricius bei dem Vater, ohne vorher mehr mit mir, als einige Worte — flüchtige, gleichgiltige Worte — gewechselt zu haben, um meine Hand angehalten und eine bejahende Antwort bekommen, war ich Zeuge des ersten heftigen Wortwechsels zwischen dem Vater und Majo. Noch höre ich Majo rufen: „Es ist falsch — ganz falsch, cher Théophile! Caro amico, siehst Du es nicht ein? Sie ist seit der Kindheit an ein frohes, freies, ungebundenes Leben gewöhnt; sie paßt, ihrer Neigung, ihrem Temperament nach, nicht zu einem Pedanten, einem Büreaukraten ... Schau sie an! Hat sie nicht paradiso und inferno in ihren großen Augen? Sie ist Schauspielerin durch und durch!" — Der Vater blieb fest. Er pries es als ein Glück, eine Fügung des gütigen Geschicks, und unbekümmert um Majos Grollen legte er meine Hand in die Deines Bruders.

Drei Wochen später hatte ich „allen bunten Flittertand", wie Fabricius scharf bemerkte, von mir abgestreift und war seine Gattin geworden. Nachdem wir die erste Zeit in einem kleinen, lieblich gelegenen Landhause verlebt — ich war den ganzen Tag im Freien und fühlte den Unterschied in meinem Leben nur wenig — zogen wir nach der Residenz. Ein großes, graues, steinernes Haus, das Staatsarchiv, nahm uns auf — ein Haus ohne Garten, ohne einen Baum — ohne Blume am Fenster. Ich glaube, es muß das in naher Aussicht stehende Ministerportefeuille gewesen sein, das Fabricius' Ehrgeiz mächtig entfachte und ihn mit jedem Tage, mit jeder Stunde mehr und mehr in Anspruch nahm. Ich wurde fast ganz mir selbst überlassen. Ich war nur siebzehn Jahre, mein Eugen, und ich weinte bittere, kindische Thränen in meiner Einsamkeit. Er würde mich „später" in die Gesellschaft einführen, hatte er mir verheißen; bis dahin sollte ich mich durch „geeignete Lektüre" würdig darauf vorbereiten. Im Frühling war die Hochzeit gewesen, und noch waren die Rosen nicht verblüht, als ich es bitterlich bereute, meine Freiheit mit meiner Hand an einen ungeliebten Mann dahingegeben zu haben.

An einem schwülen, dumpfen Sommerabende — Fabricius war auf einige Tage in die Sommerresidenz des Fürsten gereist — stand ich einsam am Fenster. Ein Posthorn tönte aus der Ferne herüber. Mein Herz pochte, die Wangen glühten; heiße, brennende Thränen fielen auf den Ring am Finger. Wie ein Ruf zur Befreiung tönte mir das Horn! Fort! fort in die blaue Sommernacht, fort aus diesem kalten, steinernen Hause, fort von dem strengen, finsterblickenden Gemahl! Schon blinkten mit silbernem Glanz die ersten Sterne; immer schwerer wurde mein Herz. O! wär' ich bei dem Vater, bei unserer lustigen Gesellschaft, könnte ich wieder lachen und tanzen und singen wie früher! Ich zuckte zusammen. Ich fühlte eine heiße Hand auf meinem bloßen Arm. Aus der Dämmerung blickte mir das dunkle Antlitz Majos entgegen. Ich stand dem Versucher gegenüber.

„Nun?" fragte er. „Es ist so gekommen, wie ich es voraussah, carissima." Er kam näher heran. „Thränen ...?" Ich fand — es mochte das wohl in meiner Stimmung liegen — so tiefe, aufrichtige Theilnahme in den wenigen Worten, daß ich, Alles um mich her vergessend, laut schluchzte. Majo flüsterte indessen: „Du bist unglücklich, das ist genug! Komm mit, Désirée, kehr' zu uns zurück! Wir sind in der Nähe. Der Vater wird sich freuen, Dich wiederzusehen, er ist alt geworden, der padre, seitdem seine figlinola ihn verlassen."

Ich konnte den Ausdruck seines Gesichts nicht sehen; auch dachte ich weniger an ihn als an den Vater, an die Vergangenheit. Alle bösen Elemente in mir waren erwacht; ungebändigter Trotz beherrschte mich. Ich vergaß, daß Fabricius, ein braver, ehrenhafter Mann, mich wieder emporgehoben zu der Sphäre, aus welcher Unglück mich vertrieben, vergaß, daß die Kirche, daß Sitte und Gesetz uns vereinigt, ich wurde pflichtvergessen, falsch, treulos. Ich warf einen Schleier um und befand mich wenige Augenblicke später an Majos Arm auf der halbdunkeln Straße. Die Nachtluft war neblig und feucht und legte sich mir beklemmend auf die Brust. Die Strafe für mein Vergehen folgte rascher, als ich geglaubt.

Weit entfernt, den Vater glücklich und froh zu finden, sein Kind wieder zu haben, machte mir derselbe die bittersten, ach, nur zu gerechten Vorwürfe. Während er mit ganz ungewohnter Heftigkeit auf mich einsprach, Majos „Tollheit", die sich möglicher Weise nie wieder gut machen ließe, verwünschte und mir zurief, ich hätte Unehre über seine grauen Haare gebracht, fühlte ich, daß mich eine plötzliche Schwäche überkam. Ich hörte nichts mehr, ich verlor alles Bewußtsein.

Wie man mir später sagte, bin ich sehr lange an einem schweren Nervenfieber krank gewesen. Majo und die alte Madame Léon haben mich gepflegt. Als ich mich dann erholte, fand ich mich allein: verwaist und ohne Gatten. Der Vater war ganz plötzlich an einem Herzleiden gestorben; Fabricius hatte auf Grund der Bestimmungen des Code Napoléon einleitende Schritte zur Scheidung gethan.

Was sollte ich beginnen, wohin mich wenden? Ich war herzlich froh, die Andern für mich sorgen und über mich bestimmen zu lassen. Sehr allmälig kräftigte sich meine Gesundheit. Ich spielte, sang und tanzte wie ehemals, aber ach! ohne das leichte Herz, ohne jene kindlich unschuldige Heiterkeit. Es war anders geworden. Dein Bruder ließ mir eine jährliche Unterstützung anbieten, die Majo, als mein Vormund, in meinem Namen ablehnte.

Dann, nach Jahren, tratest Du, Eugen, Du, und mit Dir das Glück, das sonnig lächelnde Himmelskind, das zu einem Jeden von uns einmal kommt, in mein armes Leben! Aber in gleichem Maße, als ich froher und heiterer wurde, als die Sorgen und Kümmernisse, die nie ganz gestillten Vorwürfe wie Spinnweben im frischen Morgenwinde davon flatterten, wurde Majo ernst, finster, oft abstoßend, wie er es nie gewesen. Nachdem Du uns verlassen, erfuhr ich von ihm, daß Fabricius Dein Bruder ... Und ich mußte — nachdem ich mit meinen Händen in frevelhaftem Leichtsinn die Mauer eingerissen, die Religion, die Sitte und Gesetz um mich gezogen — jetzt die unübersteigbare Mauer aufbauen, die uns trennt, auf immer — trennt! — — — indem ich einwilligte, Majos Gattin zu werden." — — —

Seit jener Stunde, die seiner Jugend das Lächeln nahm, wie ein rauher Windstoß den buntschimmernden Schmelz vom Flügel des Schmetterlings, ist Eugen ernst, ruhig, leidenschaftslos geworden und geblieben. Die Maiennachtstimmung der Jugend ist der weihevollen Weihnachtsstimmung des Alters gewichen. Statt singender Nachtigallen und Harfenklänge Christmettenglocken und Orgelschall. Eugen hat Désirée nie wiedergesehen. Allein er hat sie nicht vergessen. Im stillen Garten der Erinnerung blüht dem einsamen Manne, vom Staub der heißen Straße unberührt, in unvergänglicher Lieblichkeit eine Rose. Bleibt sie darum ewig schön, weil der Thau einer unwillkürlichen Thräne, so oft er hier weilt, sie frisch erhält?

Ueber Arsenikesser.

Von Paul Moldenhauer.

Eine augenfällige, zu allen Zeiten und bei allen Völkern ausnahmslos beobachtete Erscheinung ist es, daß der Mensch, nicht zufrieden mit der natürlichen Leistungsfähigkeit seiner Lebenskraft, bestrebt ist, durch sogenannte Stimulantia zeitweilig die Nerventhätigkeit seines Körpers zu erhöhen. Während aber die Völker geringerer Kultur sich zu diesem Zwecke mit dem Genusse von Alkohol in verschiedenster Gestalt (wie im Wein, Kumys und anderen Gährungsprodukten) begnügen, und der normale Mensch unserer Zeit sich regelmäßig durch den Gebrauch von Kaffee, Thee, Tabak und dergleichen einen angenehmen, vorübergehenden Reiz bereitet, haben doch gerade in den letzten Jahren die Anforderungen, welche das geschäftliche, geistige und gesellschaftliche Leben in

maßlos sich steigernder Weise stellt, zur mißbräuchlichen Einführung verhältnißmäßig weit heftigerer und gefährlicherer Mittel in den Körper verleitet, als es die angeführten im Grunde genommen sind. Wir meinen die stetig wachsende Anwendung des Morphiums und Cocains, welche Stoffe ihre Furchtbarkeit gerade in der Heimtücke beweisen, mit welcher sie den ihrer Wirkung Verfallenen zum Genusse immer größerer Dosen verführen oder vielmehr zwingen, bis er endlich unrettbar dem vollständigen Verfall des Geistes und Körpers entgegengeht.

Die angeführten Reizmittel haben, ohne Rücksicht auf ihre größere oder geringere Gefährlichkeit, das Gemeinsame, daß sie ausschließlich auf die Nerven einen Einfluß üben, der sich in vorübergehend gesteigerter Lebendigkeit des Verstandes- und Gemüthslebens äußert. Ihre Wirkung auf den Körper als solchen unmittelbar ist gleich Null, wenigstens bei vorsichtiger Anwendung; erst bei fortgesetztem Mißbrauch der Stimulantien — und zwar auch der am harmlosesten erscheinenden — wird der Körper angegriffen und oft unerwartet schnell zerrüttet.

Umgekehrt dagegen wirkt ein Mittel, welches auf den Toilettetischen der modesüchtigen Damenwelt, nicht allein der Demimonde, sondern auch der besseren und besten Kreise unter den verschiedensten Namen und mannigfachsten, den Hauptbestandtheil maskirenden Zusammensetzungen seit längerer Zeit bereits seine Herrschaft ausübt. Dieses nämlich hat den ausgesprochenen Zweck, gerade den Körper selbst zu beeinflussen, und es stellt sich bei ihm die seiner Anwendung folgende erhöhte Lebendigkeit und Frische des Geistes lediglich erst mittelbar als die äußere Erscheinungsform des gesteigerten körperlichen Wohlbefindens dar. Die wenigsten Modenärrinnen wohl, welche sich gewisser Schönheitsmittelchen bedienen, um ihrem von der Natur etwa mit Reizen nur stiefmütterlich ausgestatteten Körper größere Fülle und junonische Formen zu verleihen, ahnen, daß sie eines der stärksten Gifte in seinem rohen, natürlichen Zustande zu sich nehmen: nämlich Arsenik, dessen bloßer Name ihnen sonst wohl schon Schaudern erregt! Und doch dürfen sie unbesorgt sein — sie dürfen sich ohnedies nicht lange durch Bedenken abhalten lassen, ihrer Mode zu fröhnen! — das Arsenik ist in diesem Falle besser als sein sonstiger Ruf.

Es ist nicht uninteressant, den Weg zu verfolgen, auf welchem angeblich dieses unter gewissen Umständen schon in den kleinsten Gaben und unter entsetzlichen Schmerzen tödtende Gift Eingang in die Boudoirs des schönen Geschlechts gefunden hat. Man erzählt,*) daß ein junges Mädchen in der Absicht, sich in unauffälliger Weise das Leben zu nehmen, Tag für Tag eine geraume Zeit hindurch ganz geringe Dosen trockenen Arseniks genossen habe in der irrigen Meinung, daß die Summe der Einzelwirkungen des Giftes den erwünschten Erfolg einer mit einem Male genommenen größeren Portion ergeben würde; zu ihrem nicht geringen Erstaunen aber entdeckte die Selbstmörderin, daß sie, anstatt langsam dahinzuwelken, ein blühenderes Aussehen und üppigere Körperfülle erhielt, als sie zuvor hatte! Sie machte so eine Erfahrung, die den Bewohnern der steirischen und salzburgischen Gebirgsgegenden**) längst bekannt war und von ihnen in ausgedehntestem Maße ohne Schaden ausgenutzt wurde, nachdem sie gemerkt hatten, daß ihr Heerdenvieh, sobald es zufällig arsenikhaltige Spießglanzpartikelchen unter dem Futter erhielt, weitaus fetter und kräftiger wurde. Wenn nun bei den Führern, Lastträgern, Waldhütern, Holzknechten der genannten Gegenden der Genuß rohen Arseniks eine sich vom Vater auf den Sohn forterbende Gewohnheit, ja ein Bedürfniß geworden ist, das zu befriedigen sogar häufig auch von Frauen und Mädchen versucht wird, so darf man wohl annehmen, daß bei diesen schlichten Naturen nicht Eitelkeitsgründe hierfür maßgebend sind; vielmehr dient ihnen thatsächlich der Arsenik als ein die Gesundheit wesentlich förderndes Mittel, durch dessen Gebrauch sie ihre Muskelkraft stärken, sich gegen die Strapazen des Berglebens stählen und vornehmlich einen leichteren Athem erzielen wollen.

Sie haben Recht, wenn sie diese Wirkungen im Arsenikgenusse suchen. Denn, wunderbar genug, während der menschliche Organismus sich an sonstige anorganische Gifte unter keinen Umständen gewöhnt, nimmt er — unter gewissen, später zu erörternden Kautelen — das Arsenik nicht nur schadlos auf, sondern wird in seiner Entwickelung durch dasselbe sogar entschieden gefördert, so daß es kein Zufall oder keine Einbildung ist, wenn gerade die arsenikessenden Bergbewohner mehr als ihre sich dieses Genusses enthaltenden Landsleute kräftig und ausdauernd erscheinen. Obwohl auch sie, mit geringen Dosen beginnend, mit der Zeit infolge der fortschreitenden Gewöhnung des Körpers an das Gift die Gaben steigern müssen, erwachsen ihnen auch daraus keine nachtheiligen Folgen, die sich, tückisch schleichend, in einem plötzlich auftretenden Kräfteverfall zeigen könnten; es sind vielmehr in wissenschaftlichen Versammlungen in Männern von siebzig, ja achtzig Jahren Arsenikesser vorgestellt, beobachtet und untersucht worden, welche, sich vollkommenster Rüstigkeit erfreuend, erklärten, nicht nur niemals Beschwerden infolge des Arsenikgenusses gehabt zu haben, sondern eben durch diesen wie durch ein Universal-Präservativ vor allen Krankheitsanfällen bewahrt worden zu sein.*) Natürlich ist diese Behauptung, von deren Richtigkeit übrigens jene seit Generationen fest überzeugt sind, übertrieben; es steht aber wissenschaftlich fest, daß Arsenikesser wenigstens von Ansteckung der Krätze verschont bleiben, da die sich in die Haut einbohrende Krätzmilbe von der durch die Haut und Niere bewirkten Ausscheidung des Giftstoffes vergiftet wird. Außerdem aber besitzt das Arsenik zweifellos fieberwidrige Eigenschaft und wurde aus diesem Grunde auch vielfach von der früheren Heilkunst als Arznei gebraucht, bis Hufeland durch theoretische Bedenken diesen Stoff zu Gunsten der Chinarinde verdrängte. In den Jahren 1880 bis 1884 aber versuchte man in Italien während der sommerlichen Malaria-Periode die bei Erdbauten beschäftigten Arbeiter durch Verabreichung von minimalen Arsenikdosen in Gelatinetäfelchen gegen die Ansteckung der furchtbaren Malaria zu schützen und beobachtete in der That die erwartete vorbeugende Wirkung auf den Organismus der „arsenizirten“ Leute; es ist uns leider nicht bekannt geworden, ob diese Versuche, die ohne jedes eigentliche Risiko ein sehr günstiges Resultat versprachen, bis in die jüngste Zeit fortgesetzt worden sind.

Um die auffallende Thatsache zu erklären, daß der Arsenik bei zweckmäßigem Gebrauche eine fettbildende, die Körperkräfte steigernde Wirkung entfaltet, führen wir nachstehende, einer Abhandlung des Dr. H. Klencke über „Arsenik als Gift und Genußmittel“ entnommene Darlegung an, welche das Wesen des räthselhaften physiologischen Vorganges zutreffend erläutert: „Bei jeder wirklichen Arsenikvergiftung nimmt die Temperatur der Körperwärme und die Menge der ausgeathmeten Kohlensäure ab, ein Beweis, daß der Stoffwechsel verlangsamt, die Oxydation des Organismus beschränkt wird. Dasselbe findet auch verhältnißmäßig bei kleinen nicht vergiftenden Dosen statt, und es erklärt sich daraus, daß die nunmehr weniger konsumirte Kraft zunimmt und länger ausdauert, daß die Lungen weniger Kohlensäure auszuscheiden haben, also leichter athmen, daß das Fett nicht oxydirt wird, sondern sich im Körpergewebe ablagert, dieses also dadurch voller, runder und schwerer wird. Der Arsenik wirkt vom Blut aus auf das Nervensystem und vermindert durch dieses den Stoffwechsel.

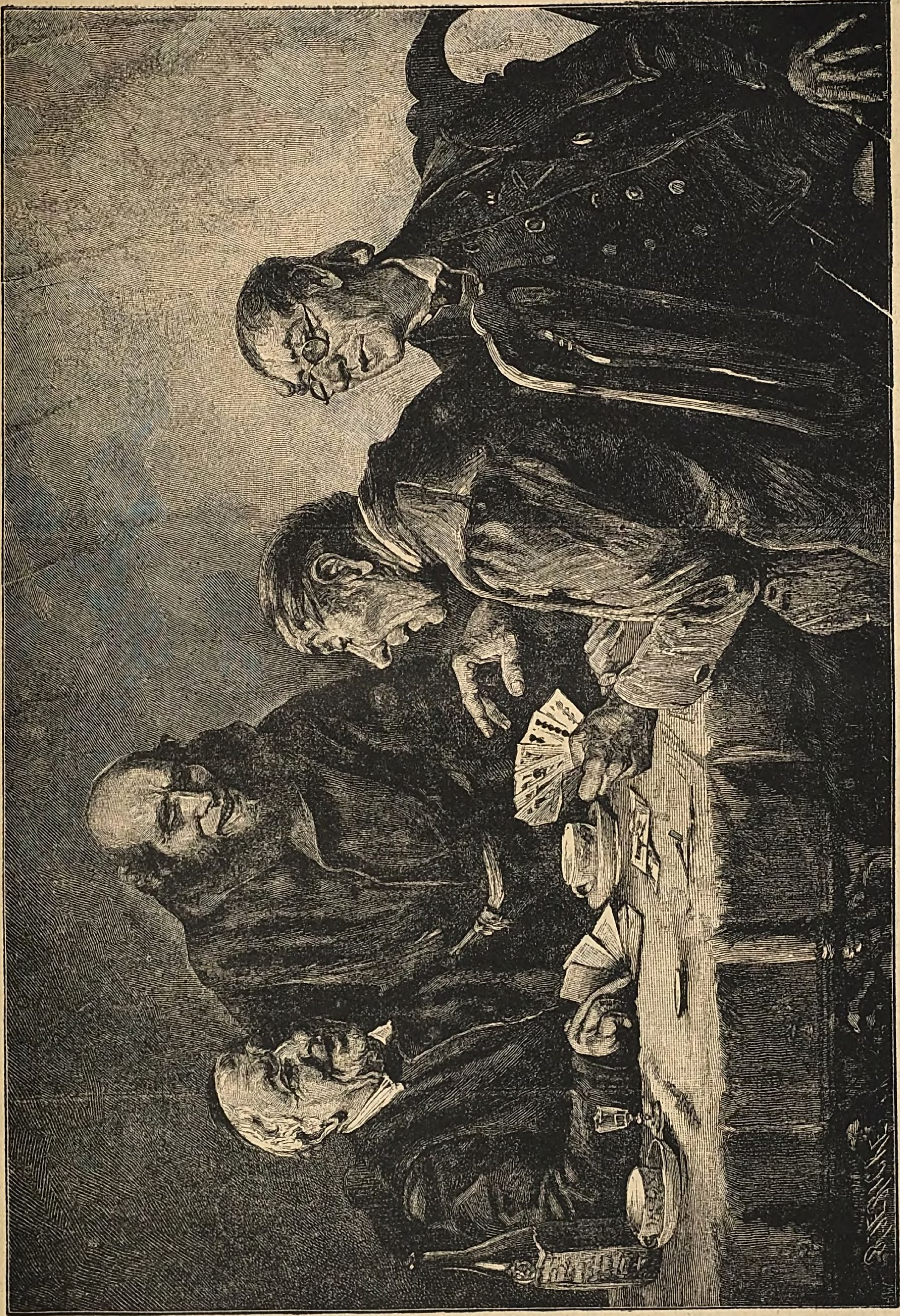
Dieser vortheilhafte Einfluß äußert sich indessen, wie wir oben bereits andeuteten, nur unter gewissen Bedingungen, welche sorgfältig beobachtet sein wollen, wenn nicht eine wirkliche Vergiftung eintreten soll. Vor allen Dingen vermeiden es die Arsenikesser, unmittelbar nach dem Genusse des in unvermischter Substanz in Pulverform auf Brod oder Speck gestreuten Giftes zu trinken, weil durch die dem Magen zugeführte Flüssigkeit das im Magensafte sonst sehr schwer lösliche Pulver gelöst und in zu reichlicher

*) Die Thatsache an und für sich ist verbürgt, wenn auch vielleicht das Modewerden des Arsenikessens auf dieselbe nicht zurückzuführen sein dürfte.

**) In diesen fast ausschließlich hat das Arsenikessen allgemeinere Verbreitung gefunden; in anderen Bezirken wird es, wenigstens soweit beobachtet, nur in einzelnen Fällen geübt.

*) So gab ein Jäger an, Arsenikesser geworden zu sein, um sich vor Ansteckung zu bewahren, als er ein Haus betreten mußte, in dem der Typhus geherrscht hatte.

Menge durch Auffaugung dem Körper zugeführt werden würde. Denn es ist nachgewiesen, daß von dem trocken gegessenen Arsenik ein bestimmter, nach individuellen Umständen verschieden bemessener Theil entweder durch Haut und Nieren ausgeschieden oder mit den



Ungleiche Partner.

unverdauten Speiseresten abgeführt wird. Um diesen Ausscheidungen die erforderliche Zeit zu lassen, pflegen die Arsenikesser meist nur in Zwischenräumen von etwa vierzehn Tagen, und alsdann zwei oder drei Male in der Woche, das Gift zu sich zu nehmen; freilich sind sie sich des wissenschaftlichen Grundes für dieses, wahrscheinlich aus der Erfahrung herausgebildete Verfahren nicht bewußt, behaupten vielmehr unter Zugrundelegung abergläubischer Vorstellungen so zu handeln, weil das Gift nur wirken könne, wenn es „bei wachsendem Monde“ genossen werde. Wichtig ist natürlich auch, daß eine vorsichtige und nur wirklich dem körperlichen Bedürfnisse entsprechende Steigerung der einzunehmenden Mengen von der kleinsten an in weiten Zwischenräumen vorgenommen wird, da selbst jahrelanges Arsenikessen durchaus nicht gegen die gefährlichen Folgen einer ungewohnt großen Dosis schützt.

Nur unter genauer Beobachtung dieser Vorsichtsmaßregeln darf das Wagniß, dem menschlichen Körper regelmäßig ein starkes Gift einzuverleiben, als ein verhältnißmäßig gefahrloses bezeichnet werden; alsdann aber ist es auch nicht übermäßig auffallend mehr, wenn eingefleischte Arsenikesser, zumal solche, bei denen durch Vererbung bereits eine natürliche Anlage zur unbedenklicheren Ausübung dieser Gewohnheit gegeben ist, sich im Laufe der Jahre an Mengen von 7,5 bis 14 Gramm gewöhnen können, welche unter gewöhnlichen Umständen mehr als hinreichend wären, einen Menschen zu tödten; wenigstens giebt diese bedeutenden Zahlen Dr. Knapp in einem durch Vorführung von Arsenikessern unterstützten Vortrage in der Grazer Naturforscher-Versammlung an.

Zum Schlusse sei uns noch gestattet, die vielfach verbreitete Meinung als ein Märchen abzuweisen, daß ein seinem gewohnten Brauche untreu gewordener Arsenikesser dem Tode unter den Anzeichen einer wirklichen Arsenikvergiftung verfallen müsse; er wird sich zwar durch Verdauungsbeschwerden daran erinnert fühlen, daß seinem Magen ein zum Bedürfniß gewordenes Reizmittel entzogen ist, hat aber nachtheilige Folgen sonst nicht zu fürchten. Und dies ist ein nicht hoch genug zu schätzender Vorzug, den die stellenweise grassirende Modekrankheit, Arsenik zu essen, vor so vielen anderen, sich tückisch rächenden Manien voraus hat.

Ungleiche Partner.

Der Künstler führt uns in das „Herrenstüberl" einer bescheidenen Dorfschenke. Hier erblicken wir am gedeckten Tisch Se. Hochwürden den Herrn Dorf eistlichen im eifrigen Piquet-Spiel mit dem gestrengen Herrn Dorfschulzen begriffen; jenem assistirt als „Unparteiischer" ein Klosterbruder aus der Umgegend, diesem das Dorfschulmeisterlein, welches sich geschmeichelt fühlt, zum Tische der „Honoratioren" zugelassen zu werden. Das Spiel ist natürlich ein höchst ungleiches, denn der Herr Pfarrer hat es schon als Student geübt und versteht es sonach ausgezeichnet, während der Dorfschulze zwar die „Intelligenz" der Bauern, mit denen er ab und zu Karte spielt, bei Weitem übertrifft, im Allgemeinen aber in der edlen Kunst des Piquet nicht viel „los" hat. Soeben hat ihn sein Partner wieder übertrumpft: mit überlegenem Lächeln breitet dieser die Karten vor dem überraschten Gegner aus, der nunmehr durch Vergleich der in seinen Händen befindlichen Kartenblätter festzustellen scheint, ob denn wirklich dem Herrn Pfarrer — und nicht vielmehr ihm selbst — die entscheidenden Trümpfe zugefallen sind. Die beiderseitigen Zuschauer illustriren die effektvolle Szene mit Mienen, welche dem Erfolge ihrer zugehörigen Spieler voll und ganz entsprechen.

Der Schmieren-Direktor.

Von Margarete Henke.

Es war bei einer zweistündigen Postfahrt, als ich zum letzten Mal mit ihm zusammen war, mit ihm und seiner unglücklichen Frau, deren beider Geschick ich seit Jahren mit immer wachsendem Mitgefühl verfolgte. Ich hatte, da auf meinem Fahrschein das stolze „Nr. I aus dem Orte" prangte, den Vordersitz gewählt und zürnte innerlich meinem Nachbar, einem etwas behäbigen und sehr selbstbewußt dreinschauenden, unschwer als Geschäftsreisenden zu erkennenden Herrn, daß er sich neben mich gesetzt hatte, statt der bleichen und bekümmert aussehenden Frau diesen Platz zu überlassen. Die Letztere schien solche Rücksicht nicht erwartet zu haben; sie schmiegte sich fröstelnd und ihren leichten Regenmantel, der vor einem Jahrzehnt Mode gewesen sein mochte, so dicht wie möglich um sich ziehend, in die Ecke und schloß die Augen.

Der Vierte dieser wenig zu einander passenden Reisegesellschaft war eben der, von dem ich sprechen will, der Gatte der bleichen Frau. Niemand hätte vermuthen können, daß die Beiden in einem solchen Verhältniß zu einander standen. Der Mann mochte mehr denn zehn Jahre jünger sein als seine Frau, und während ihr mildes, sicher einst schönes Antlitz die Spuren von mannigfachen körperlichen und seelischen Leiden trug, lag auf seinem dicken und wahrhaft blühenden Gesicht etwas Herausforderndes und Siegesbewußtes. Und wie wenig sie sich bestrebte, für etwas Anderes gehalten zu werden, als für das, was sie war, so suchte ihr Mann offenbar einen vortheilhaften Eindruck hervorzurufen; jede seiner Bewegungen hatte etwas Berechnendes, und so oft er gesprochen, bestrebte er sich, die Wirkung seiner Worte in den Zügen der Anwesenden zu lesen. Auch ihre Kleidung war von der seinen verschieden. Was unter dem erwähnten Regenmantel war, kann ich nicht sagen, denn ich habe die Frau nie ohne denselben gesehen, und er war so lang, daß er gnädig Alles verhüllte, was vielleicht gut that, im Verborgenen zu bleiben. Um den Kopf trug sie einen schwarzen Shawl, der in der Art eines Baschlik geschlungen war. Ziemlich helle, d. h. von häufigem Waschen verblichene Zwirnhandschuhe vervollständigten ihren Anzug. Der Mann jedoch war ziemlich gut gekleidet. Besonders war sein schwarzes Jaquet nagelneu und fast elegant und schien ihm selbst eine gewisse Bewunderung einzuflößen, denn von Zeit zu Zeit fuhr er glättend oder abstäubend mit der rechten Hand über den linken Aermel oder umgekehrt und betrachtete dann sofort die Gesichter seiner beiden Gegenüber, um festzustellen, ob das Kleidungsstück von denselben auch genügend beachtet wurde. Ach ja, wir sahen es wohl, der Herr neben mir mit dem überlegenen Lächeln und ich selbst, die ich die Geschichte des Jaquets und ihres Trägers bis in ihre Einzelheiten in all ihrer Tragikomik kannte.

Wir waren erst einige Sekunden gefahren, als die Frau die Augen öffnete und mit einem Schmerz und Unbehagen ausdrückenden Blick um sich sah. Der Mann bog sich wie fragend zu ihr.

„Ich fühle mich nicht wohl," sagte sie halblaut, „ich wünschte doch, ich hätte vor der Fahrt etwas genießen können, wenigstens eine Tasse Kaffee."

„Kaffee?" wiederholte er staunend, als sei es in der That das seltsamste Begehren von der Welt, daß Jemand, der sich um sechs Uhr Morgens in die Postkutsche setzen muß, vorher eine Tasse Kaffee zu sich zu nehmen wünscht. „Kaffee, meine Theure? Jene Nahrung, bei der man Grillen fangen kann. Der liebe, melancholische Kaffee!"

Die Frau erwiederte nichts, ihre Brust hob sich in einem leichten Seufzer.

„Sie seufzen? Auch Marwood hat über ihre Schwachheit mehr als einmal geseufzt und seufzet noch," sagte der Mann mit Pathos, indem er mit der Rechten eine theatralische Bewegung machte, die Augen in die Höhe zog und die Backen ein wenig aufblies.

Die Frau antwortete nur durch ein Husten, das sich in kurzen Zwischenräumen wiederholte und jedes Mal stärker wurde. Jetzt schien ihres Mannes Theilnahme doch so rege zu werden, daß er Miß Sara Sampson und Minna von Barnhelm vergaß und, sich etwas zu der Frau neigend, leise und liebevoll zu ihr sprach. Ich konnte seine Worte nicht verstehen, und sobald er sich von mir beobachtet sah, richtete er sich wieder in die Höhe und sagte laut und als ob er vor einem Publikum spreche:

„In was für einen Ton bin ich mit Ihnen gefallen! Ein widriger, melancholischer, ansteckender Ton. Ich nehme den meinigen wieder an."

Der Reisende an meiner Seite ließ kein Auge von dem sonderbaren Paar, und sein Lächeln wurde immer spöttischer und offenbarer. Die leidende Frau schaute aus dem Fenster, ihr Mann folgte ihren Blicken.

„Herrliche Szenerie!" bewunderte er. „Die Sonn' erwacht! Mit ihrer Pracht erfüllt sie die Berge, das Thal!"

Der Morgen war ungewöhnlich neblig, und von dem Licht und Wärme spendenden Himmelskörper, der Berg und Thal mit seiner Pracht erfüllen sollte, konnte ich nicht eine Spur entdecken. Welche Einbildungskraft mußte der Sprechende besitzen! Oder — es fiel ihm kein Citat ein, welches eine Landschaft besang, die, zum größten Theil aus Kartoffelfeldern bestehend, in eine dichte Nebelschicht gehüllt, vor dem Auge des Beschauers dalag.

„Sie sind wohl Schauspieler?“ fragte der Geschäftsreisende, indem er sein dreistes Lächeln weder zu unterdrücken suchte, noch seine Frage so aussprach, daß man sie vielleicht für Theilnahme, statt für bloße Neugier halten konnte.

„Adalbert Fechter, Schauspiel-Direktor, zu dienen,“ versetzte der Gefragte mit gewissem Nachdruck und einer tiefen Verbeugung, die der Reisende leichthin erwiederte.

Ich erschrak. Der Mann nannte sich wirklich Schauspiel-Direktor? Fechter hieß er, Adalbert Fechter, so wenigstens hatte auf dem Theaterzettel gestanden, als er — wirklich noch Schauspiel-Direktor gewesen war.

„Da haben Sie wohl soeben in M. gespielt und sind im Begriff, sich nach S. zu begeben, um dort auch Vorstellungen zu veranstalten?“ fragte mein Nachbar weiter.

„Dies nicht, in der That nicht. Ich habe vor Kurzem meine Truppe auflösen müssen. Es waren schlechte Zeiten, einige Vorstellungen nur schwach besucht, ich konnte die Gage nicht zahlen. . . .“

„Zahlen Sie denn überhaupt eine bestimmte Gage?“ unterbrach der Geschäftsreisende. „Die Schmieren-Direktoren — entschuldigen Sie, ich meine die Direktoren der kleinen, herumziehenden Bühnen — pflegen doch einfach jeden Abend die Einnahme zu theilen.“

Der Schauspieler beachtete den Einwand nicht.

„Ich konnte nicht zahlen, einer und der andere meiner Spieler verließ mich . . .“ (Er hielt einen Augenblick inne.) „Ah! Prinz, die Kunst geht nach Brod,“ rief er dann mit Nachdruck, während er, beide Hände in die Luft werfend, mit der einen kräftig an die Scheibe der Wagenthür schlug. Aber das Fenster war standhaft, vielleicht hatten die Gewohnheit und der Verkehr mit anderen lebhaften Passagieren es bereits abgehärtet.

„Als ich mich allein sah, mußte ich auf einen anderen Erwerbszweig sinnen, und so bin ich gegenwärtig Tanzlehrer, habe in M. zwei Kurse, einen für Kinder, den anderen für Damen und Herren. Von Zeit zu Zeit aber veranstalte ich deklamatorische Abende. Augenblicklich habe ich mir wieder eine Schauspielerin verschrieben, mit der wir uns in S. ein Rendezvous geben, um sie für einige Vorstellungen zu gewinnen.“

„Mit so wenigen Personen läßt sich doch aber nichts machen,“ warf der Reisende ein.

„O doch!“ versetzte der Schauspieler. „Es giebt eine kleine Anzahl recht netter Stücke, zu denen nur drei Personen nöthig sind.“

„Einer von den Dreien muß dann wohl auch die Zettel herumtragen?“ fragte höhnisch mein Nachbar.

Adalbert Fechter warf ihm einen erzürnten Blick zu und würdigte seine Frage keiner Antwort. Auch mich verdroß der Mann, der mit herzlosem Lächeln dem Elend ins Auge zu sehen im Stande war. Und doch mochte er in seiner Vermuthung nicht ganz Unrecht haben, wenigstens ist mir eine derartige, aus ziemlich vielen Mitgliedern bestehende Truppe bekannt gewesen, deren Zettelträger, der zugleich Diener der ganzen Gesellschaft war, wenn auch nicht im Leben, so doch auf der Bühne dann und wann das Glück kostete, ein Baron oder Freiherr zu sein, während bei einer anderen, allerdings sehr kleinen Truppe der Liebhaber in der That jeden Morgen die Zettel in die Häuser der Gönner und Freunde seiner Kunst trug.

Es kam dann kein Gespräch mehr zu Stande, der Geschäftsreisende fragte noch dies und jenes, aber der Schauspieler gab ausweichende Antworten. Der Nebelschleier löste sich nach und nach, die Landschaft wurde freundlicher. Unser Schwager auf dem Kutschersitz nahm das Horn hervor und schmetterte fröhliche Weisen in die Luft. Er ahnte wohl nicht, wie wenig dieselben zu der Stimmung der beiden Reisenden auf dem Rücksitz paßten, die den Kampf ums Dasein so redlich durchkämpften, und denen das Schicksal so grausam den harten Kampf erschwerte.

„Schade,“ sagte der Kaufmann, als unsere Postkutsche in S. hielt, „daß Sie nicht heute eine Vorstellung geben. Würde mir ein großes Vergnügen sein, Sie Beide bewundern zu können.“

Dabei glitt wieder das spöttische Lächeln um seine Lippen. Fühlte der Mann wirklich nicht, wie bitter es dem Schauspieler oft werden mochte, die Rolle richtig zu spielen, die er sich für die große Komödie, die wir Leben nennen, vorgeschrieben hatte?

Fechter war wirklich Schauspiel-Direktor gewesen, und wenngleich seine Gesellschaft klein war, so hatte sie doch ein ziemlich großes Repertoire gehabt und sich ehrlich durchgeschlagen. Mich hat dieser Truppe Spiel oft zu Thränen hingerissen, aber ich will, um nicht parteiisch zu erscheinen, bekennen, daß ich damals etwa zehn Jahre alt war, und daß nicht viel dazu gehörte, um meine sehr lebhafte Phantasie noch reger zu machen. Erst später erinnerte ich mich, daß große Leute oft bei den rührendsten Stücken — vor meinem Gedächtniß stehen eben „Lorbeerbaum und Bettelstab“ und „Die Waise von Lowood“ — recht herzlich gelacht haben, und ich selbst kann mich heute des Lächelns nicht erwehren, wenn ich an den fast blattlosen Oleander denke, der in „Lorbeerbaum und Bettelstab“ der Einbildungskraft der Zuschauer allerdings viel zumuthete, oder an die Aufführung der „Regiments-Tochter“, bei der das Regiment aus fünf Soldaten bestand.

Erst später, als die Fechtersche Gesellschaft sich aufgelöst hatte und ihr unglücklicher Direktor als Tanzlehrer noch gerechteres Aufsehen erregte, denn vorher als Schauspieler, bin ich mit seiner Lebensgeschichte genauer bekannt geworden. Seine Frau ging nämlich mit zierlichen Papparbeiten von Haus zu Haus, immer in dem abgetragenen Regenmantel mit schwarzem Shawl und Zwirnhandschuhen. Da wandelte mich denn die Neugierde an (oder soll ich's milder Theilnahme nennen?), die Frau nach der Entstehung dieser Arbeiten zu fragen, und so erfuhr ich Manches, was durch die nicht durchweg freundlich klingenden Berichte anderer Schauspieler vervollständigt wurde. Albert Fechter war Buchbinder gewesen, hatte aber, obgleich ein geschickter Arbeiter, nie die volle Zufriedenheit seines Meisters erlangt. Einige sagten, er sei ein Bummler gewesen, Andere behaupteten, er habe schon früh bedeutende Vorliebe für die Welt der Bretter und besonders für das Leben hinter den Kulissen gehabt. Thatsache ist, daß er sich in die nicht mehr ganz junge Frau eines Schauspieldirektors verliebte und eines Tages, schnell entschlossen, das gemeine Handwerk voller Begeisterung mit dem Dienste der Kunst vertauschte. Waren es zunächst auch nur stumme oder Bedientenrollen, die Adalbert Fechter — der Name Albert war auf dem Zettel in Adalbert verwandelt worden — spielte, so erfüllte die Liebe zu der schönen Frau des Direktors ihn mit immer neuen Hoffnungen, die sich glänzender verwirklichen sollten, als er selbst es gedacht haben mochte. Der Direktor starb nämlich — und der gewesene, junge Buchbindergeselle, der der trauernden Witib schon vorher gezeigt, daß er die Rolle des Liebhabers im Leben ganz ausgezeichnet zu spielen verstehe, wurde zu immer schwierigeren Partien herangezogen. Jedenfalls war sie mit ihm zufrieden, denn sie beglückte ihn mit ihrer Hand, mit der zugleich er die Stelle des Direktors jener Schauspielertruppe erhielt. Wie beneidenswerth mag er sich damals vorgekommen sein, und mit welcher Verachtung mag er auf sein einstiges Handwerk herabgeblickt haben! Er ahnte sicher nicht, wie froh er noch in kommender Zeit sein würde, durch die früher erworbene Geschicklichkeit einige Groschen verdienen zu können!

Wie es geschehen, daß es mit seiner Truppe bergab ging, ist mir nicht bekannt, aber in wie dürftigen Verhältnissen ich ihn auch gesehen, nie hat er seine Sorgen zur Schau getragen. Den eigenthümlichen, tänzelnden Gang, das siegesbewußte Lächeln und ein schwungvolles Citat aus einem Trauer- oder Schauspiel auf den Lippen — Lustspiele oder gar Possen schien er zu verachten — so war Adalbert Fechter in seiner Glanzzeit, und so blieb er, so spielte er seine Rolle treulich durch.

Und jenes Jaquet, dessen Besitz ihn damals so sehr erfreute? Es war ein Geschenk seiner Schüler und Schülerinnen zu seiner Silberhochzeit! Geburtstag mochte er schon in einer anderen Stadt gehabt haben, und so blieb für den Tanzkursus in M. nichts übrig, als silberne Hochzeit zu feiern. Und wenngleich mancher der gutmüthigen Kleinstädter hierzu den Kopf schüttelte und ungläubige Reden äußerte, so machten sie dem armen Schelm doch keinen Strich durch die Rechnung, und ich wünsche von Herzen, daß, wie oft er auch in jedem Jahre Geburtstag oder andere Feste feiert, überall theilnehmende Seelen ihm begegnen mögen.

Räthsel und Spiele.

Rebus.



Räthsel.

Sein will's Jeder auf der Erde,
Kennen will es der Gelehrte,
Wie es todt und riesengroß
Neu stets zeugt der Mutter Schooß.
Mancher ist's, doch schätzt ihn keins
Zwei, — denn sieh', sein Herz ist Eins.

Silben-Räthsel.

cle, der, e, e, fän, fisch, ger, hai hirsch, i, la, la, land, li, man, men, mi, ni, rif, ro, sa, so, ta, ti.

Aus den vorstehenden Silben sind acht Wörter zu bilden, welche bezeichnen: 1. einen fremden Ausdruck für eine Art Verzeichniß, 2. ein Ausrüstungsstück der Jäger, 3. einen Waffengefährten Wallensteins, 4. einen Vornamen, 5. einen berühmten Helden aus der Zeit Karls des Großen, 6. eine Eidechsenart, 7. einen Klaviervirtuosen, 8. einen Fisch.

Von oben nach unten ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben den Namen eines um die Literatur des Alterthums und um das deutsche Schulwesen hochverdienten deutschen Gelehrten.

Ziffer-Räthsel.

1				2
2	4	1	7	8
3				9
4	1	3	10	3
5				5
6	8	4	5	7
3				4
2	8	5	5	3
7				5

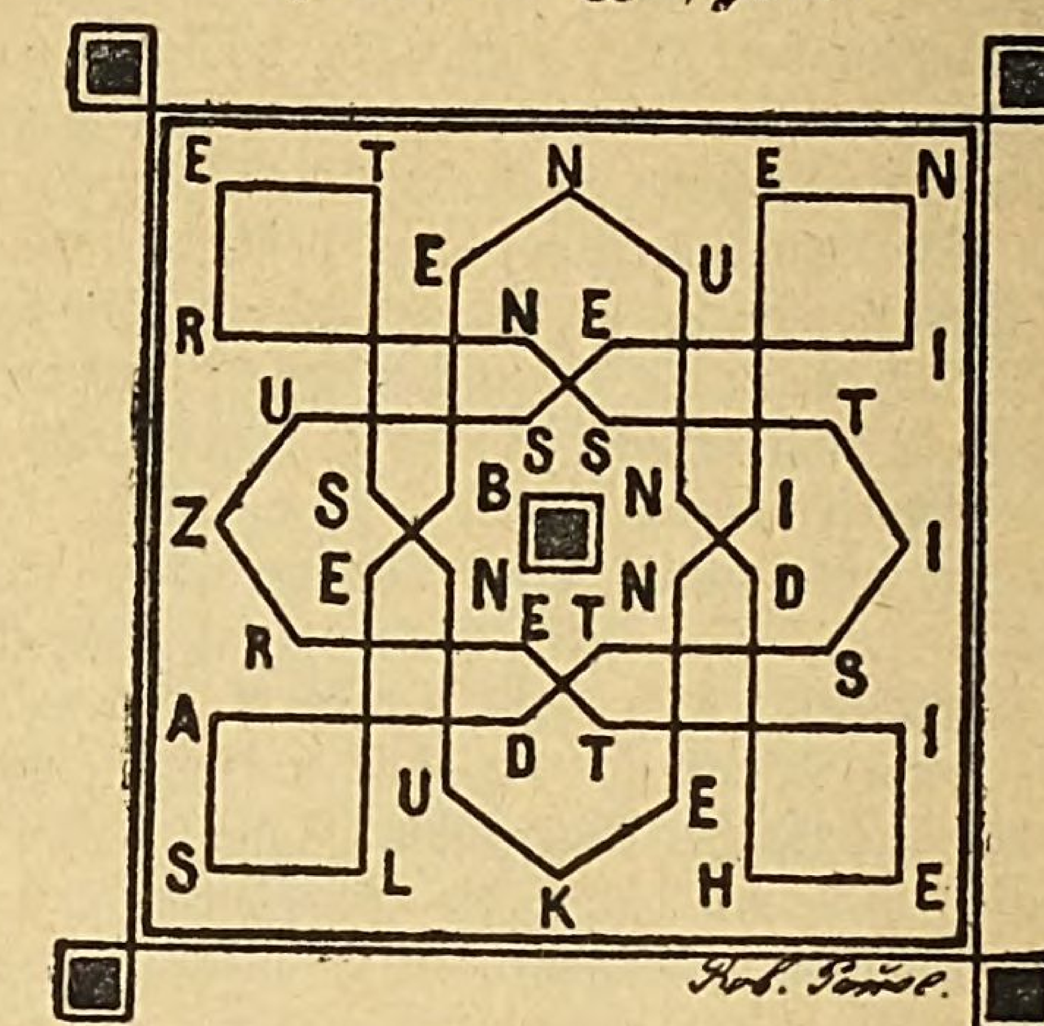
Setzt man in vorstehender Figur an Stelle der Ziffern die entsprechenden Buchstaben, so ergiebt der eine von den beiden senkrechten Balken den Namen eines preußischen General-Feldmarschalls, der andere einen preußischen General in den Freiheitskriegen. Die vier Querbalken bezeichnen: 1. einen ungarischen Staatsmann, 2. einen Zufluß der Rhone, 3. eine Stadt am Rhein, 4. einen Baum.

Citaten-Räthsel.

Jedem der nachstehenden acht Citate ist ein Wort zu entnehmen. In derselben Aufeinanderfolge ergeben diese Wörter ein neues Citat aus Schillers „Wilhelm Tell". Wie heißt dieses?

1. Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen.
2. Es flieht gar schnell des Lebens Mai.
3. Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen.
4. Es kamen in sein grünes Haus viel leicht beschwingte Gäste.
5. Da bedenkt er sich nicht lang!
6. Es wird der Geist ins Vaterhaus, der Leib zur Ruh' getragen.
7. Man ist verzweifelt wenig, wenn man weiter nichts ist, als ehrlich.
8. Wer etwas Treffliches leisten will, hätt' gern was Großes geboren.

Quadrat-Aufgabe.



Welcher Text ergiebt sich, wenn die Buchstaben in diesem Quadrat mit den Linien der darin stehenden Figur verbunden werden.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 33.

Füll-Räthsel.

b	a	r	m	e	n
k	ö	t	h	e	n
b	o	h	r	e	r
r	a	h	m	e	n
h	ä	n	d	e	l
m	i	l	t	o	n

Räthsel. Bettelarmband.

Charade. Dammbruch.

Chinesisches Würfel-Räthsel.

Die zwölf Würfel zeigen die Augenzahl von eins bis zwölf. Man beginnt mit demjenigen Würfel, welcher ein Auge zeigt, dann folgt zwei und so fort. Der Text ist:

Landrathsamt.

Arithmogriph.

1. Wachtelkönig. 2. Aachen. 3. Celten. 4. Halligen. 5. Thal. 6. Engel. 7. Licht. 8. Kelch. 9. Oel. 10. Nacht. 11. Iwan. 12. Gewicht.

Rebus. Raum ist in der kleinsten Hütte.

Homonym. Noten.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 35 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 26. August 1888

Schwester Beata.

Von Konrad Telmann.

Wie selten kommt ein Fremder nach Pistoja! Von den Touristen ist freilich nicht zu reden; aber auch, wer wirklich Zeit und Lust hat, Italien kennen zu lernen, hält fast niemals in der alten toskanischen Stadt am Ombrone an, jenem „Pistoria“, das dereinst des Catilina Niederlage und Untergang bedeutete, der mittelalterlichen Stätte furchtbarer Parteikämpfe zwischen den Guelfen und Ghibellinen, dem Schauplatz einer Kunst, welche einmal mit der von Pisa zu wetteifern unternahm. Wer von Norden kommt, den drängt es allgewaltig weiter bis zur Blumenstadt am Arno, deren Kuppeln und Thürme er hier schon an klaren Tagen fern vom Horizont heraufgrüßen sieht; und wer nach Norden zieht, der ist so viel großartigerer Eindrücke voll, daß er sich von dem kleinen Pistoja nichts mehr verspricht, das nur noch ein Durchgangspunkt ist, den Jeder kennt, den täglich Hunderte mit den Eilzügen auf der herrlichen Appenninenbahn berühren, und der Niemanden zum Verweilen lockt. Und doch: es ist gut hausen in dem stillen Pistoja; und vielleicht gerade, weil es so still ist in den breiten, geraden Straßen der kleinen, alten Stadt, thut es wohl dort, zu wandern nach all dem Touristengelärm der Großstädte, wo man vor den zahllosen „Sehenswürdigkeiten“ kaum zum Schauen, noch seltener zum Genießen kommt.

Und Pistoja ist wahrlich keiner von den „uninteressanten“ Orten. Der Kunsthistoriker, der Maler, der Geschichtsforscher, sie Alle werden hier ihre Rechnung finden; nicht am wenigsten aber wird er den anheimeln, der, ohne besonderen Fachstudien obzuliegen, hier mit wachen Augen aus dem Jetzt das Einst herauszulesen versteht, wenn er allein durch die dämmerigen Kirchenschiffe, an den verfallenen Palästen vorüber, bald durch schmale Gassen, bald über breite, einsame Plätze wandert, auf denen nur der Sonnenschein des sinkenden Frühlingstages liegt, in dem sich vor den Domthüren die Bettler wärmen, die hier ohne zudringliches Geschrei, nur mit jammerndem Gesicht ihre Hand gegen den Vorübergehenden ausstrecken, als wollten selbst sie diese tiefe, friedvolle Stille nicht stören. Oder man sitzt vorn an den Marmortischchen unter der Marquise des trefflichen Albergo del Globo an der großen Piazza Cino, wo sich mit der Zeit alle Honoratioren der Stadt einfinden und alles Lebende vorbeikommt, das nur irgend Beachtung verdient, und blickt hinüber zu den Säulengalerien der reichen Marmorfaçade an der uralten romanischen Kirche San Giovanni Evangelista mit Fra Guglielmos berühmter Marmorkanzel und der großen Terrakottagruppe der Robbia; hinüber zum öden Palaste der Panciatichi, von deren blutigen Kämpfen mit den Cancallieri die Chronisten des vierzehnten Jahrhunderts zu berichten wissen.

Nicht leicht ist ein stimmungsvollerer Platz auszudenken, als der Domplatz von Pistoja, der so lautlos unter der Sonne liegt, als sei er verzaubert. Zur Rechten der alte Dom mit seiner Vorhalle voll verblichener Fresken und dem kassetirten Tonnengewölbe, drinnen mit den Grabdenkmälern berühmter Söhne der Stadt, mit herrlichen Bildern des Bronzino und Lorenzo di Credi und mit dem kostbaren Silberaltar Sankt Jakobs, dessen Reliefs die Kunst zweier Jahrhunderte zu Weltwundern schuf. Daneben der sich aus drei Säulenreihen erhebende Campanile, den noch bunte, halb verwaschene Wappenschilde schmücken, welche auf seine dereinstige Bestimmung als Festungsthurm hindeuten, uns von den großen Tagen der pistojanischen Republik reden. Gegenüber das Baptisterium mit prächtigem Marmorportal der italienischen Gothik und neben ihm der gewaltige Palazzo del Podestà, dessen Hallenwölbungen mit den Zeichen der einst hier stadtbeherrschenden Geschlechter ausgemalt sind, während noch Tisch und Sitzreihen der alten Richter in Stein gehauen aufragen. Ihm Stirn gegen Stirn erhebt sich der Palazzo Pretorio mit gothischer Vorhalle, und die Statue eines Forteguerra überschaut vom Postament in der Mitte aus den stillen, wunderreichen Platz dieses Klein-Florenz.

Und wohin weiter man aufs Gerathewohl wandern mag, immer wieder stockt der Fuß, und der Blick haftet auf todten Steinen, die doch so lebendig zu reden vermögen, und Phantasie und Geist fühlen sich überall gleich angeregt. Man mag in der kleinen, alten Kirche San Bartolomeo die Marmorreliefs an der Kanzel Guido da Comos betrachten, vor dem riesigen, buntglasirten Terrakottafries am Hospital, dem vollendetsten Werke der drei Robbia, stehen bleiben oder die Kuppel und Fresken Vasaris in Santa Maria dell' Umiltà bewundern; man mag den Palast der Cancallieri aufsuchen, nach dem unbekannten Maler der Fresken in San Francesco al Prato forschen oder in Sant' Andrea die figurenreiche Kanzel studiren, die Giovanni Pisano der berühmteren seines Vaters im Dom von Pisa so kunstreich nachgebildet, hier steht auf Schritt und Tritt eine große, ernste, lehrreiche Vergangenheit vor uns, die in unvergänglichen Werken redet, und deren Sprache nicht, wie anderenorts, vom bunten,

luſtigen Gelärm des neuen Tages überhallt wird. Piſtoja lebt heute nur noch von ſeinen großen Erinnerungen... Mehrmals war ich ſchon an der Kirche San Domenico am Corſo Vittoria Emanuele geweſen, der einzigen, die ich in Piſtoja noch nicht geſehen, und immer hatte ich ſie verſchloſſen gefunden. „Sie müſſen nebenan ins Kloſter gehen und die Oberin bitten laſſen, daß ſie Ihnen den Eintritt in die Kirche geſtattet," ſagte man mir endlich.

Und das that ich nun. Ich hatte noch nie vorher ein noch bewohntes Frauenkloſter betreten, und es war mir ſeltſam, als mein Schritt nun auf den Flieſen des eiſig-kalten Korridors widerhallte, und hinter einem dick vergitterten Schiebefenſter hervor die Schweſter Pförtnerin mich nach meinem Begehr fragte. Als ſie es vernommen, nickte ſie ſchweigend, ließ mich ſtehen, und das Fenſterchen ſchloß ſich wieder. Nach einer geraumen Weile hörte ich im Innern Thüren ſich öffnen und das Schleifen von Gewändern über den Steinboden, dann eine Stimme, die da ſagte: „Ein Foreſtiere, der die Kirche ſehen will." Endlich kam die Pförtnerin in Begleitung einer anderen Schweſter zurück.

Ich grüßte dieſe ſtumm, war aber erſtaunt, als ich zur Erwiederung eine leichte, zugleich vornehme und freundliche Verneigung erhielt, von einer Anmuth, wie ich ſo leicht noch keine vordem geſehen. „Prego, signore."

Und ſie ging mir mit den Schlüſſeln voran über den Korridor auf die Kirche zu. Dieſe ſchlanke, elfenartige Geſtalt in den weißen Gewandungen der Dominikanerin mit ihrem biegſamen, tannenhaften Wuchs, ihrem elaſtiſchen, jugendlichen Gang und der ungezwungenen, natürlichen Vornehmheit ihres ganzen Weſens feſſelte mich immer mehr. Ich hatte kaum daneben Sinn für die Eindrücke, welche die leere, todesſtille Kirche mit ihren Bildern und Marmorſkulpturen hervorrief, ſondern war nur darauf bedacht, das Antlitz der jungen Nonne, das mir bis dahin beſtändig abgekehrt geblieben, betrachten zu dürfen. Sie aber ſchritt nur lautlos vor mir her, blieb in der Nähe jeder Sehenswürdigkeit ſtehen, wie um mich ſtumm zur Beſichtigung derſelben aufzufordern, und blickte reglos zur Seite, bis ich Miene machte, weiter zu gehen. Sie anzureden getraute ich mir nicht; es wäre mir vorgekommen, als verletzte ich ſo das Vertrauen, das darin lag, mich allein mit dieſem holden, reizvollen Geſchöpf die einſame Kloſterkirche durchwandern zu laſſen, und ich wollte nicht, daß ſie mir ein erzürntes Antlitz zukehrte.

So ſtanden wir ſchweigend zuſammen vor Fra Bartolomeos Madonnenfreske, vor den Bildern des Fra Paolino da Piſtoja und vor den Grabdenkmälern der Rospiglioſi in der gleichnamigen Kapelle des rechten Querſchiffs, auf die Jakopo da Empolis heiliger Borromäus herabſchaut, ohne ein Wort zu ſprechen. Ein feiner, lichtblauer Weihrauchduft lag, wie ein Nebelhauch, über den Altären und dämpfte den Kerzenſchein vor einem alterthümlichen Muttergottesbilde, an dem meine Führerin, ſich bekreuzend, mit tiefer, andächtiger Verneigung vorüberſchritt. Auch darin lag bei ihr ein feiner Anſtand und eine ſtille Demuth, die von der hergebrachten, zur Gewohnheit gewordenen, ſtumpfen Andachtsübung weit entfernt war. Im Chor war es ſo lichtlos, daß ich den heiligen Sebaſtian des Ridolfo Ghirlandajo kaum zu unterſcheiden vermochte.

„Eure Kirche hat ſchlechtes Licht, Schweſter," ſagte ich. Es war das erſte Wort, das zwiſchen uns fiel.

„Ach, verzeihen Sie!" gab ſie zur Antwort, und ihre glockenhelle Stimme ſchmeichelte ſich mir wunderſam ins Ohr, „ich vergaß —" Und ſie langte nach einem Rohrſtock, der an der Wand lehnte, und an deſſen oberem Ende ein Stückchen Wachskerze befeſtigt war. Das entzündete ſie nun an dem Licht vor dem Marienbilde und hielt es dann hoch, ſo daß der Schein auf das altersgedunkelte Gemälde fiel. Und nun zum erſten Male ſah ich ihr Antlitz, ein feines, blaſſes, ovales Mädchenantlitz, aus dem zwei dunkle, ſchwermüthig-müde Augen unter langen Wimpern hervorbrachen. Es lag ſo viel Schmerz und ſo viel fromme Entſagung in dieſen vornehm-edlen Zügen ausgeprägt, daß ich meine Blicke nicht mehr davon abwenden konnte. Was hätte ich darum gegeben, die Leidensgeſchichte dieſer jugendlichen Dominikanerin zu erfahren, die vielleicht nur kurz, aber ſicherlich ergreifend ſein mußte! Wie aber hätte ich wagen dürfen, ſie danach zu fragen?

Ich mußte mich zwingen, meine Augen von ihr loszureißen. „Ich danke Ihnen, Schweſter. Das Bild iſt ſehr ſchön." Ich hatte es freilich kaum geſehen.

Sie erwiederte nichts, löſchte den Kerzenſtumpf und ging mir wiederum voran, die Stufen hinab.

„Sie ſind ſchon lange im Kloſter, Schweſter —?" fragte ich, als wir dem Ausgange zuſchritten.

„Ich heiße Schweſter Beata," entgegnete ſie, als ob ſie eine nicht ausgeſprochene Frage von mir beantworten wollte, und gleich danach ſetzte ſie mit der gleichen kühlen, anmuthigen Holdſeligkeit hinzu: „Seit bald zwei Jahren bin ich hier. Haben Sie die Kirche nun geſehen, Herr?"

Es war erſichtlich und nur natürlich, daß ſie hier abbrechen wollte. Ich verneigte mich und ſchwieg. Draußen auf dem Korridor verabſchiedete ſie mich mit ruhiger, ich möchte faſt ſagen: würdevoller Freundlichkeit, die Schweſter Pförtnerin nahm den Führerlohn an ihrer Stelle entgegen, und ich trat wieder in den hellen Frühlingsſonnenſchein der ſtillen Straße hinaus und wandelte wie im Traum über ihr holperiges Pflaſter und dachte der dumpfkelligeren Luft drinnen in Kloſter und Kirche und der ſchlanken, liebreizenden, traurigen Nonne, die darin heimiſch war. Wer mir von ihr hätte erzählen können! Aber ich hätte auch wieder Niemanden nach ihr fragen mögen. Ihr reizvollwehmüthiges Bild war für mich mit einem Schleier des Geheimnißvollen umwoben, den ich nicht gelüftet ſehen wollte.

Nachmittags fuhr ich mit meinem Vetturin ins Land hinaus. Er hatte verſprochen, mich an einen ſchönen Platz zu fahren, und mir galt es gleich, wohin wir gelangten; denn die Frühlingswelt war überall herrlich da draußen, und ich konnte ungeſtört mich meinen Gedanken und Träumen überlaſſen. Wie wir ſo in weſtlicher Richtung von der Stadt aus auf langſam anſteigender Straße zwiſchen grünen Feldern, Gärten und Vignen auf's Gebirge zu fuhren — hellfriſche Bäche murmelten zur Seite, und die Vögel ſangen in den neu belaubten Bäumen — hob ſich vor uns eine ſtattliche Villa mit ragender Säulenhalle aus dem Grün der Ulmen und Akazien auf dem ſanft gewellten Bergrücken hervor. Je näher wir ihr kamen, deſto deutlicher unterſchied man die Marmorgebilde, die ſich von dem dunklen Hintergrunde der Lorbeerniſchen leuchtend ablöſten, die ſpringenden Fontainen und die bunt ſchillernden Blüthenbeete der weitgedehnten, ſich offenbar den ganzen Hügel entlangziehenden Gartenanlagen. Es ſchien ein geradezu fürſtliches Beſitzthum, das noch dazu an einer von der Natur beſonders begnadeten Stelle gelegen war, und ſichtlich bildete es das Ziel unſeres Ausflugs. Eine Frage an den Vetturin brachte mir die Beſtätigung der letzten Annahme, und gleichzeitig ward mir der gewünſchte Beſcheid: „Das iſt Villa Fabbroni, Herr, das prächtigſte Landhaus und der ſchönſte Park weit herum im Lande."

„Darf man hinein?" fragte ich.

Er trieb ſein Pferd mit einem Zungenſchnalzen auf der jetzt ſteiler aufwärts klimmenden Straße an und ließ die Peitſche ein paar Mal ſauſend durch die Luft ſchnellen.

„Ich denk' ſchon," ſagte er dann. „Es kommt freilich ſonſt nie Einer hinauf. Aber der alte Andrea wird einen Foreſtiere nicht ausſperren."

„Wer iſt der alte Andrea? Wohl der Kaſtellan im Schloſſe?"

Er bejahte. „Und das Schloß iſt nicht bewohnt?" fragte ich weiter.

„Nein, Herr. Das ſteht nun ganz verlaſſen und ausgeſtorben da, Sie ſehen's ja: keine Fenſterlade geöffnet, ordentlich unheimlich; Keinem zum Nutzen oder zur Freude."

„Und wem gehört es?"

„Der Principeſſa Fabbroni, Herr, einer jungen Wittwe. Sie lebt aber immer in Florenz und mag nicht hierher kommen. Manche ſagen, ſie hätte hier zu Trauriges erlebt, Andere wollen wiſſen, es ſei nicht ganz richtig mit ihr. Ich weiß nicht, wie viel daran wahr iſt. Als ſie zuletzt hier wohnte — das mögen zwei Jahre her ſein —, hat es geheißen, ſie wolle ſich wieder

verheirathen; ihr erster Mann, der Principe, war ein steinalter Herr gewesen, und es hätte Jeder natürlich gefunden, wenn sie es thäte; es ist aber nichts daraus geworden. Sie sind Alle ein bischen wunderlich, die Pampalonis, — sie ist eine geborene Contessa Pampaloni, Herr, — man sagt, es stecke ihnen im Blut. Die jüngere Schwester soll ja gar ins Kloster gegangen sein."

Es war seltsam, daß ich bei den letzten Worten des Sprechers sogleich an die junge Nonne von San Domenico denken mußte, obgleich ich nicht den geringsten Anhalt dafür besaß, sie und diese jüngere Contessa Pampaloni für identisch zu halten; aber das liebreizumflossene Bild der sichtlich aus vornehmem Hause stammenden Dominikanerin wollte mich eben nicht verlassen, sondern drängte sich mir in Alles ein, was ich sah, dachte und vernahm. Und immer mit der sonderbaren, durch nichts gerechtfertigten Vorstellung, ich könne hier etwas Näheres über das Schicksal Schwester Beata's erfahren, verließ ich, als wir droben vor der Gitterpforte mit ihren vergoldeten Spitzen und dem daran festgefugten, fürstlichen Wappen hielten, den Wagen, und als der Vetturin die Schelle gezogen hatte, und nach einer Weile ein Gärtnerbursche erschien, der nach unserem Begehr fragte und dann ging, um sich bei Sor Andrea zu erkundigen, ob er uns einlassen dürfe, meinte ich gar, der Alte werde mir sicherlich von ihr berichten können.

Daß er's könne, bezweifelte ich auch dann noch nicht, als er nun kam, wohl aber, daß er es wollen würde. Denn Sor Andrea sah nicht danach aus, als hätte er Lust, die müßige Neugier eines fremden Touristen zu befriedigen oder sich überhaupt in ein zweckloses Geschwätz einzulassen. Wie der alleinige Gebieter dieses großen, glänzenden Besitzthums stand er vor uns da, ein graubärtiger, hochgewachsener Alter, in braunem Arbeitsanzug, aber mit der Miene und Würde eines Schloßherrn. Er erwiederte unsere Grüße mit einem schweigsamen Rücken an seinem Hute und hörte das Anliegen des redseligen Vetturins mit an, um mir indeß unter den buschigen Brauen hervor, aus den finster und mürrisch zusammengekniffenen, blaugrauen Augen einen prüfenden und keineswegs wohlwollenden Blick zuzuwerfen. Dann nickte er kurz, machte eine leichte, einladende Handbewegung, auf die hin ich näher trat, und schlug das Gitterthor schmetternd wieder hinter mir zu.

Es war eine stumme Wanderung, die wir Beide dann nebeneinander durch den Park antraten. In Sor Andreas Wesen und Gebahren lag etwas, das jede Annäherung meinerseits mit Entschiedenheit zurückzuweisen schien, und da ich keiner von den Zudringlichen war, richtete ich nicht einmal irgendeine gleichgiltige Frage an ihn, die ihn hätte verletzen können. Schweigend schlenderten wir an den wohlgepflegten Boskets vorüber, von denen aus dem leuchtenden Blüthenflor des Frühlings schmeichelnde Duftwogen heraufdrangen, an den grünen Rasenflecken, welche der Sprühregen der Fontainen benetzte, und schweigend durchschritten wir die dunklen Laubgänge, aus deren Nischen leuchtende Marmorgötter in ernster Hoheit auf uns herabgrüßten. Eine geheimnißvolle Stille war es rundum; selbst wenn wir an den Stellen vorbeikamen, wo Arbeiter mit gärtnerischen Verrichtungen irgendwelcher Art beschäftigt waren, vernahmen wir kein munteres Lachen, kein Scherzwort, keinen Zuruf. Es war, als sei jede Regung fröhlichen Lebens hier verboten.

Fortsetzung folgt.

Das Hygrometer.

Von Dr. Schilling.

Was mit dem Ausdrucke „gesunde Luft" im gewöhnlichen Leben gesagt sein soll, ist leider nicht überall hinlänglich bekannt, obschon deren unbedingte Nothwendigkeit für die Gesundheit allgemein bereits anerkannt wird, selbst in Kreisen, in denen vor zwanzig Jahren noch keine Rede davon war, dank der nunmehr ins Volk gedrungenen Gesetze der allgemeinen Hygiene. Der Eine versteht unter gesunder Luft nicht immer dasselbe wie der Andere, wovon man sich täglich überzeugen kann. Welche Mittel besitzen wir, fragt man daher, um gesunde Luft als solche zu erkennen, ohne uns mit der bloßen Redensart, die oder die Luft ist gesund, zu begnügen? Ist etwa die von üblen Gerüchen freie oder nach Blumenduft riechende oder von dem Dampf angebrannter Räucherkerzen geschwängerte Luft die gesundeste?

Von der auf die Gesundheit nicht nachtheilig wirkenden Luft verlangen wir, daß sie vor allen Dingen rein und in genügender Menge stets vorhanden sei — also durch Ventilation erneuert werde — und daß sie die nöthige Feuchtigkeit und den entsprechenden Wärmegehalt besitze, um als Regulirungsmittel, nicht als Schädigungsmittel der Temperatur unserm Körper zu dienen.

Den Begriff der Reinheit, das Bedürfnißquantum und den erforderlichen Wärmegrad wollen wir heute hier nicht weiter erörtern. Ein Punkt ist aber bis jetzt fast allgemein zum Nachtheil der Familie, der Schulkinder und der Insassen von Massenwohnungen vernachlässigt. Das Thermometer, einfach oder als Zierde ausgestattet, ist jetzt überall zu finden; aber den Feuchtigkeitsmesser, welcher den Prozentgehalt der Luft angiebt, kennen die Wenigsten bis jetzt. Dennoch sollte er in keinem Wohnzimmer, besonders aber in keiner Kinderstube und keiner Schule fehlen.

Was zunächst den Feuchtigkeitsmesser selbst anbelangt, wofür die Technik den Namen Hygrometer oder Hygroskop eingeführt hat, so ist unter der Zahl der bekannten Hygrometer das Haarhygrometer wegen seiner prompten Leistungsfähigkeit in erster Reihe zu nennen. Es beruht, kurz gesagt, auf dem Prinzip, daß ein entfettetes Haar (gewöhnlich ein blondes Frauenhaar) sich in großer Trockenheit möglichst krümmt und zusammenzieht, in feuchter Luft dagegen soweit als thunlich ausdehnt. Durch Verkürzung oder Ausdehnung des Haares wird ein kleiner Zeiger auf einer Scheibe, auf welcher der niedrige und hohe Feuchtigkeitsgehalt der Luft in Prozenten verzeichnet ist, nach links oder rechts gedreht.

Um von den vielen Gebrauchsanweisungen nur einige zu erwähnen, so ist das Hygrometer zunächst zu fragen: Wann dürfen die Kinder ins Freie gebracht werden, ohne daß ein einmaliger kurzer Aufenthalt durch wochenlanges Kranksein bestraft wird, wie der diesjährige Sommer und besonders der vergangene Mai gezeigt hat? Meist schadet, so heißt es gewöhnlich, der rauhe Ostwind, denn er sei für Kinder und zarte Konstitutionen zu kalt. Der Westwind ist aber oft nicht minder kalt und — wirkt lange nicht so gefährlich; er ist nicht so trocken, er greift die im Winter von der erwärmten Stubenluft verweichlichte Haut nicht so stark an, trocknet die Athmungsorgane wie Mund, Nase und Kehlkopf nicht so schnell und stark aus und entzieht damit den Lungen weniger Wasser und mit dem Wasser zugleich Wärme. Die Windrichtung und Kälte allein sind es also nicht, was so verderblich wirkt; vielmehr die Trockenheit, also der geringe Feuchtigkeitsgehalt der Luft, wird zum gesundheitsschädlichen Moment. Also überlege man wohl, auch wenn die Sonne im Frühling lachend und einladend zum Fenster hereinscheint, ob der Luftprüfer ebenso hoch oder höher als das Thermometer steigt, ehe man die Kleinen ins Freie schickt.

Da die Feuchtigkeit oft einem schroffen Wechsel unterliegt, so hängt ebenfalls die Dauer des Aufenthaltes im Freien von dem Stande des Hygrometers ab.

Welchen Zweck hat ferner unser Luftprüfer für die Schule? Bisweilen, nicht blos auf dem Lande, auch in der Stadt, hat das Schulkind einen weiten Weg bei trockner Luft zu gehen, ehe es in das Schulzimmer kommt, wo es, beiläufig gesagt, nicht immer sofort Einlaß findet. Setzt es sich dann in die noch trocknere Luft der Schule stundenlang, so wird die Lunge bald in der vorhin beschriebenen Weise ausgedörrt; steter Hustenreiz, nicht zur Freude des unterrichtenden Lehrers, ist die Folge. Leicht würde ein Blick auf das Hygrometer den Lehrer darüber belehren, wo der Grund für den störenden Husten zu suchen ist, und ihn veranlassen, mittelst geringer Durchfeuchtung der Luft Abhilfe zu schaffen.

Im Herbst und Winter besitzt die Luft bisweilen einen übermäßig hohen Grad von Feuchtigkeit und veranlaßt, sobald man

aus geheizter, mit wenig Feuchtigkeit erfüllter Wohnstube ins Freie tritt, leicht Erkältung der Haut und der Luftröhre. Hier muß also das Hygroskop nicht blos im Zimmer, sondern auch draußen, am Fenster oder an der Wand des Hauses seinen Platz finden.

Für die Bewohner neugebauter Häuser oder restaurirter Zimmer mit feuchten Wänden ist dies Instrument, besonders im Winter, unbedingt erforderlich; leicht bilden sich, wie überall bekannt ist, aber an Ort und Stelle nicht immer früh genug erkannt wird, allerlei rheumatische Leiden aus, welche durch stete Wärmeentziehung nach obigem Gesetze erzeugt werden.

Für Bureaubeamte oder Stubenhocker, welche zehn bis zwölf Stunden und mehr in ein und demselben Zimmer bleiben, macht sich erfahrungsgemäß bald eine unbehagliche Stimmung, zumal im Winter bei starkem Heizen, bemerkbar. Sie wird dadurch zu Stande gebracht, daß die Wände trocken werden und die Feuchtigkeit der Haut und Lunge beständig und gierig ansaugen. Mit der Feuchtigkeit wird aber wieder Wärme entzogen, und der frierende Insasse läßt mehr heizen, leider ohne einen Blick aufs Thermometer geworfen zu haben; bei der erhöhten Zimmerwärme dünsten aber alle Gegenstände des Zimmers aus, und die Luft verschlechtert sich. Mit der warmen Luft wird aber weniger Sauerstoff eingeathmet, der Stoffwechsel träger, der Appetit mindert sich, die Stimmung wird mürrisch, und geringere Leistungsfähigkeit bei Tage und kürzerer und unruhiger Schlaf bei Nacht sind die Folge.

Zum Schluß sei noch des höheren Feuchtigkeitsgehaltes der Luft in Verbindung mit niedriger Temperatur, also der Kälte, gedacht, wodurch die gefürchtete naßkalte Luft entsteht. Sie ist ein trefflicher Wärmeleiter, sie entzieht dem Körper bedeutend mehr Wärme als trockne Luft und erzeugt weit mehr Erkältungskrankheiten.

Für alle angeführten Beispiele, deren Zahl leicht vermehrt werden könnte, ist das Hygrometer ein Wegweiser und ein Schutzmittel, um oft langdauernde Krankheiten zu verhüten, so daß wir behaupten:

Das Hygrometer verdient es mit Recht, daß ihm allgemein ein Platz neben dem Thermometer, besonders aber im Hause und der Schule eingeräumt werde.

Dichtung und Wahrheit in Fritz Reuters Gestalten.

Von Gustav Raatz.

XXII. Das Urbild des „Kitte Fritz Risch".

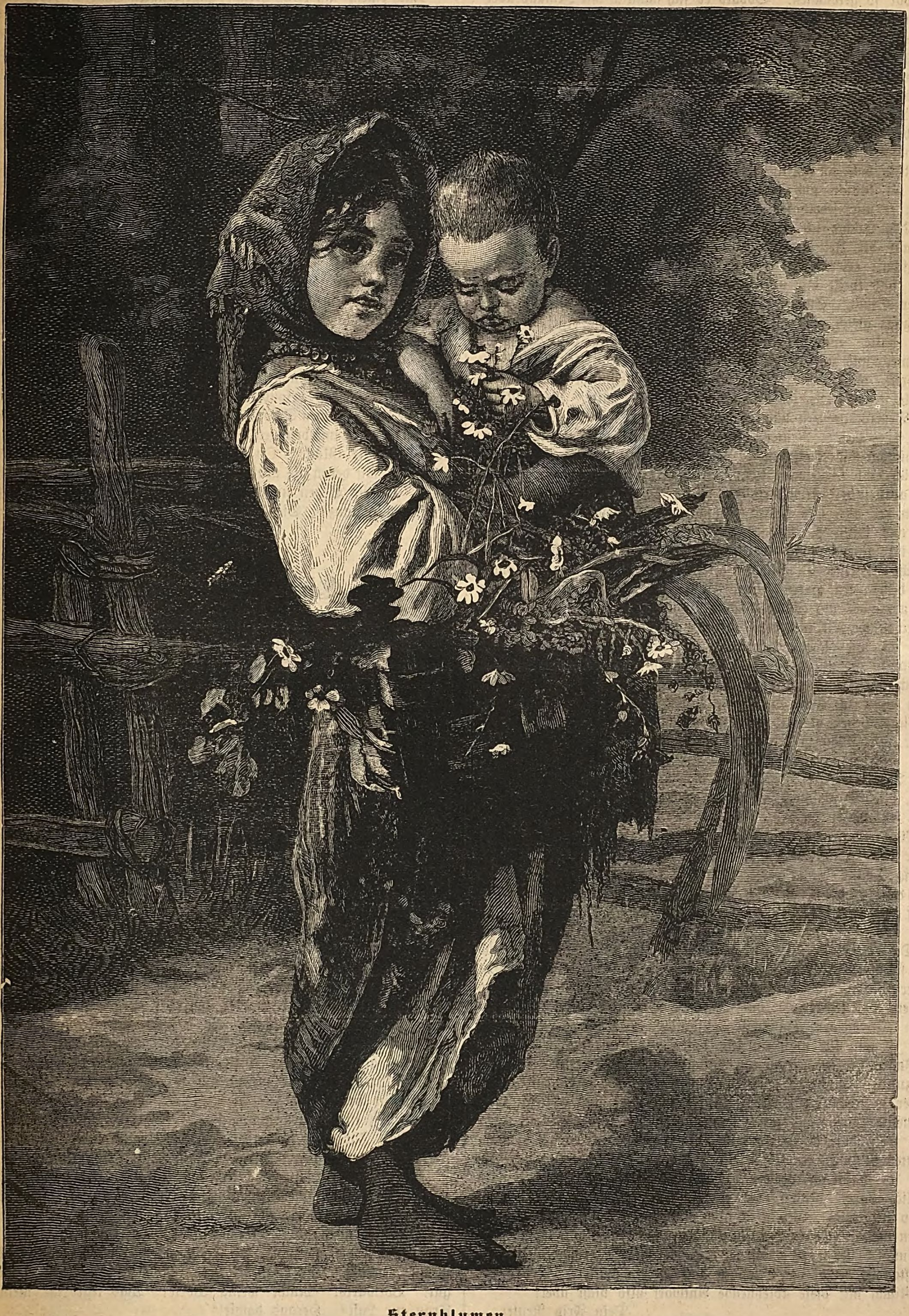
In der „Franzosentid" läßt Reuter den etwa vierjährigen Fritz Risch beim Abreiten der Freiwilligen Heinrich und Friedrich in den Befreiungskrieg ganz stolz ausrufen: „Dat sünd weck von uns'!" nämlich keine Franzosen. Alsdann leitet er mit ihm die Erzählung „Von't Pird up den Esel" ein, indem er in überaus lustiger Weise ausmalt, wie er als zwölfjähriger Bursch diesem Schmiedesohn gegenüber bei allerhand Tauschereien den Kürzeren zog und sich für einen wunderschönen, blauen Kaninchenbock mit weißer Bläße habe acht Schachpuppen, drei ausgepustete Hühnereier und eine auf dem Bauhofe gefundene halbe Lichtputzscheere anschnacken lassen mit der Anwartschaft auf ein Junges der Tante Teckel, der sich jedoch später bei näherer Besichtigung leider als ein männlicher Hund erwies. In dem eingeschalteten und sich etwa 1848 abspielenden fünften Kapitel der „Festungstid", das den gemüthlichen Verkehr der Stavenhagener Bürger im Posthause vergegenwärtigt, wird von ihm, dem nunmehrigen Kitte (Glaser) erzählt, ihm wäre unterwegs sein erhandeltes Schwein infolge unrichtiger Verladung krepirt, welcher Verlust ihn indeß nicht davon zurückgehalten, eine von Reuters Schwager Ernst angebotene und ehestens verlorene Wette anzunehmen in Bezug darauf, die Frau Postmeister werde der soeben vorgefahrenen Reisenden wegen heute ausnahmsweise ihr Allerheiligstes, das Sonderstübchen, öffnen. Auch zeigte er sich beflissen, in echt spießbürgerlicher Ausdrucksweise und Umständlichkeit dem eingetretenen preußischen General von Sch.... mann aus G.... den Weg nach Ivenack zu beschreiben.

Den Verfasser leitet das Gefühl der Dankbarkeit, wenn er bei dieser Figur über die Grenze des in den Dichtungen mehr gelegentlich Gebotenen hinausgeht, eben weil Friedrich Risch für ihn ein lebendiges und inhaltsvolles Buch war, und selbiger trotz seines hohen Alters sich immer wieder bereit fand, auf alle die ihm und zuletzt nur zögernd vorgelegten Fragen zu antworten, die er zudem durch freiwillige und für die Reuterliteratur werthvolle und charakteristische Beiträge nicht unwesentlich erweiterte. Er, am 5. April 1809 geboren und mithin ein nur um neunzehn Monate überlegener Altersgenosse von Bürgermeisters Fritz, hatte alle die in der Dichtung verwertheten Personen aus Stavenhagen gekannt und alles das miterlebt, wovon sein einstiger Spielgenosse später und nicht selten voll Sehnsucht nach jenen traumseligen Jugendjahren erfüllt, mit übervollen Lippen erzählte, somit ohne ihn und sein treues Gedächtniß manche die Schilderungen unterstützenden Umstände für die Nachwelt verloren gewesen wären, obschon Fritz Reuter bei den seiner Vaterstadt entnommenen Bildern von der Wirklichkeit ausging und meistihin nur dann eine andere Gestaltung der Dinge vornahm, sobald es der durchschlagende Humor und der kräftig wirkende Gegensatz erheischten. Danach haben denn auch die Angaben über den Sohn des Schmiedemeisters Risch Grund und Boden unter Abstrich der acht Schachpuppen und des todtgebliebenen Schweins, das nicht ihm, sondern dem Tischlermeister Fritz Dohmstreich gehörte, während die übrigen Punkte dahin zu erweitern sind, daß er an Reuters Schwager Ernst, welcher zuerst Apothekergehilfe war und sodann eine Brauerei übernahm, eine Lage Bier für acht Personen verwettete, daß ferner der von Glogau angereiste General kein Gut bei Stavenhagen hatte und nicht von Reuter, sondern vom Oekonom Otto Boldt eine Strecke nach Ivenack begleitet wurde.

In seinen Knabenjahren war Fritz Risch auffallend klein, jedoch behende. Er hatte einen nicht zu starken Kopf, dunkelbraune Haare, graue Augen und bleiche Backen. Als ein Junge, wie er im Buche steht, fehlte er niemals dabei, wenn es irgend einen Streich auszuüben galt, jedoch hielten ihn derlei Tollheiten nicht davon ab, seinen Pflichten als Schüler nachzukommen, und überdies entfaltete er einen solchen Fleiß, daß er nach verhältnißmäßig kurzer Zeit in die erste Abtheilung versetzt wurde und ihn der Rektor Schaefer, dessen Sohn Primus war, zum Sekundus machte; obenein betraute ihn der Rektor wegen seiner Brauchbarkeit mit mancherlei geschäftlichen Arbeiten während der Schulstunden. Mit zwölf Jahren schrieb er bis zu seiner 1824 erfolgten Einsegnung beim Senator (Unkel) Herse, dem als jüngstem Rathsmitgliede die Geschäfte eines damals noch nicht vorhandenen Stadtsekretärs und die Abschriften für das Gericht oblagen. Für seine Aushilfe erhielt er Unterweisung im Zeichnen, und ein dem Verfasser vorliegendes Heft in Oktav und aus Schreibpapier läßt erkennen, mit welcher Sorgfalt bei Herse nicht allein gezeichnet, sondern auch geschrieben wurde, daher sich Beides in wohlthuendem Gegensatze zu ähnlichen Blättern aus damaliger Zeit befindet. Namentlich scheinen dem sinnigen und im Naturleben aufgegangenen Herse Blumen am Herzen gelegen zu haben, die er zudem mitunter auch mit farbigen Kreiden ausführen ließ.

Jetzt mag Fritz Risch selbst das Wort führen.

1825 kam ich zu einem Glaser in Neubrandenburg in die Lehre und ging 1829 in die Fremde, während welcher Zeit sich mein bis dahin schwächlicher Körper dermaßen kräftigte und reckte, daß ich, woran früher garnicht zu denken gewesen, sogar drei Zoll über fünf Fuß maß. 1834 ließ ich mich in Stavenhagen als Meister nieder, und was ich seitdem und auch früher erfahren und durchgemacht, wäre wohl werth, niedergeschrieben zu werden. Doch um auf meine Jugend zurückzukommen. Sehr viel spielte ich auch mit Fritz Reuter, den wir Kratzfuß nannten, worüber er immer in hellen Zorn gerieth. Und doch hatte er den Spitznamen selbst verschuldet, und



Sternblumen.

das war so gekommen. Sobald er sich nämlich mit Jemand überworfen hatte oder gegen ihn eingenommen war, stellte er sich mit unbefangenem Gesicht neben ihn und hieb den Nichtsahnenden ins Gesicht, worauf er sofort auskratzte und sich in Sicherheit brachte. Daher der Name. Ihn einzuholen war unmöglich, weil es ihm im Laufen Niemand nachthat. (Diese Eigenthümlichkeit des Knaben Fritz Reuter wurde dem Verfasser auch von anderer Seite gemeldet.) Bei den Spielen Huhhaas und Jäger war Reuter wegen seiner Behendigkeit stets der Hund. Als er später von der Festung zurückkehrte, habe ich ihn in Gemeinschaft mit Drechslermeister Bunsen recht oft besucht und mit ihm zur Unterhaltung Dame gespielt, worin er mir jedoch sehr überlegen war.

Nun möchte ich noch einen Punkt zur Sprache bringen, der sich auf die Zeit bezieht, da er bei Rust zu Demzin die Landwirthschaft erlernte. Eines Tages läßt mich der Bürgermeister rufen und theilt mir mit: „Risch, Fritz ist seit drei Tagen hier in der Stadt. Suchen Sie ihn auf und schaffen Sie ihn fort, mir ganz gleich, was es kostet!" Nachdem ich alle Kneipen durchsucht hatte, entdeckte ich meinen Freund endlich beim Konditor Sommer, und um die Sache recht schlau anzugreifen, fragte ich Letzteren, ob er mir gleich nach Tisch sein Fuhrwerk nach Neue Mühle stellen wolle, woselbst ich etwas gekauft hätte. Neue Mühle und Demzin grenzen nämlich an einander.

„Ei," meinte Reuter, „diese Gelegenheit würde mir passen, Du nimmst mich doch mit?" Als der Wagen vor der Thür hielt, und ich mich vernehmen ließ: „Na, Fritz, komm mit heraus, ich will aufsteigen!" erwiederte er: „Stig Du man up, ick stig up!" Indem er aber der beiden Sitzsäcke mit Decken ansichtig wurde und aus ihnen die ihm gelegte Falle errieth, holte er aus, versetzte mir einen Schlag über den Mund und rief aufgebracht aus: „Suche Dir einen Dämlicheren aus, als wie ich bin!" Ich konnte also dem alten Herrn keinen tröstlichen Bescheid bringen. Von ihm abermals auf Suche geschickt, fand ich Fritz im ersten Hotel bei Kosel, wo wir auf der Oberstube kneipten. Er merkte es mir wohl an, wie es mir darum zu thun war, seinem Vater Kunde zukommen zu lassen, daher er mich nicht von seiner Seite ließ; endlich aber fand ich doch Gelegenheit, seiner Schwester Lisette einen Wink zu Theil werden zu lassen, auf welchen hin der verständigte Vater alsbald bei uns erschien. Die Szene zwischen Vater und Sohn will ich nicht schildern; sie endigte damit, daß Fritz ausrief: „Hier, Vater, meine Hand, daß ich morgen in aller Frühe abreise!" Nachdem der Vater das Zimmer verlassen hatte, blieben wir noch beisammen, und am anderen Morgen löste Fritz sein Wort ein.

Während seines Aufenthalts zu Stavenhagen fertigte Risch eine Karte der städtischen Feldmark an, wofür er aus der Stadtkasse dreißig Thaler bekam.

1870 erhielt Fritz Risch folgenden am 18. Juni geschriebenen Brief aus Eisenach.

Mein lieber Fritz!

Du hättest Dir für Dein Ansuchen keine schlimmere Zeit und kein schlimmeres Jahr, als das heurige wählen können. Ein reicher Mann bin ich überhaupt nicht, habe nur in den letzten Jahren eine recht gute und reichliche Einnahme gehabt, die indessen mit meinem Hausbau vollständig aufgegangen ist. Dies Jahr ist nun für mich ein sehr böses geworden, früher hatte ich des Jahres bis gegen fünfzehn Auflagen und jetzt nur zwei, die auch erst zu Weihnachten d. J. bezahlt werden. Man druckt mir meine Bücher in schamlosester Weise in Amerika nach und bestiehlt mich um meinen wohlerworbenen Verdienst, so daß ich selbst noch nicht Rath weiß, wie ich auskommen soll. Einen seit langen Jahren gehegten Wunsch, einmal in meinem Leben die Schweiz zu sehen, habe ich natürlich deswegen schon aufgeben müssen und muß ernstlich daran denken, bei einem hiesigen Freunde selbst einen Pump anzulegen. Genug, ich kann nicht, und wenn ich als ehrlicher Mann meinen eigenen Verpflichtungen nachkommen will, so darf ich auch nicht. Du wärst gewiß der erste von meinen Freunden, dem ich beigestanden, wenn die Sachlage eine andere wäre.

Nimm mir diese ablehnende Antwort also nicht übel!

Dein Fritz Reuter.

Nach einem um 1865 herum angefertigten Bilde ist Fritz Risch eine kräftige, untersetzte Erscheinung mit dickem Haare, wohlgebauter Stirn, fast vollem, glattrasirtem Gesicht, doppeltem Kinn und verständig dreinblickenden Augen. Wünschen wir dem angehenden Achtziger, dem die Reuterliteratur manche Aufdeckung verdankt, einen recht angenehmen und andauernden Lebensabend.

Sternblumen.

Hierzu die Illustration.

Sie haben Sternblumen gepflückt auf der Wiese am Waldrand und nun werden sie Kränze winden und sich schmücken. Die große Schwester wird den kleinen Liebling herausputzen wie ein Blumenelfchen, und in sein schwarzes Lockenhaar die weiße Strahlenblume flechten. Dazu wird sie die duftigen Märchen dem Schön-Aennchen ins Ohr flüstern von den güldenen Sternen dort oben, die auf die Erde hinunterfallen und dort zu Blumen werden, zu kleinen Blüthen mit weißen Zacken und goldgelben Herzen. Unter alle den Blumen aber ist eine, die ist von besonderer Art. Und wer sie findet, dem zeigt sie den köstlichen Schatz, der tief unten in der Höhle von dem langbärtigen, krummbeinigen Zwerge gehütet wird. So bringt sie Segen und Glück. Ob die Wunderblume unter den Blüthen sich findet, mit denen die große Schwester Schön-Aennchen schmücken will? Ob sie Segen und Glück mit hineinwindet in den weißen Sternblumenkranz? Sie hofft es und wir hoffen es mit ihr.

Eine Partie Schach.

Aus dem Italienischen von Mary Brandes.

Der schönen Katharina Furredù machte, wie aller Welt bekannt, der Ingenieur Federico Pontani den Hof. Der Einzige, der hiervon keine Ahnung hatte, war wie gewöhnlich der Herr Gemahl.

Herbstlich wallte der Nebel, als dieser an einem trüben Tage auf der neuen Eisenbahnstrecke Iglesias-Cagliari dem ebenfalls bei den dortigen Bahnarbeiten beschäftigten Baueleven Giuseppe Filippi begegnete.

„Guten Morgen, Furedù! Wie geht's? Was macht Eure schöne Frau? Grüßt sie von mir, grüßt auch den Ingenieur Pontani!" rief der junge Mann dem Vorübereilenden zu, indem er die letzten Worte mit höhnischem Lachen begleitete.

Furredù blieb stehen. Das Blut drang ihm zum Herzen. Mit drei großen Schritten stand er vor Filippi. „Was wollt Ihr mit dem Ingenieur Pontani sagen?"

Als Filippi die finstere Miene des ihn unheimlich aus seinen Augen anblitzenden Mannes gewahr ward, gereuten ihn fast seine Worte. Zu spät! Der Pfeil der Rache, welche er an Katharina nehmen wollte, weil sie seine Huldigungen verschmäht hatte, war von der Sehne geschnellt, und keine Macht der Welt konnte ihn wieder zurückbringen. Nur ein schwacher Versuch war's, ihn sein Ziel möglichst spät erreichen zu lassen, als er dem vor Aufregung Zitternden erwiederte:

„Es ist nichts. Ich meinte nur so. Ist Pontani denn nicht Hausfreund bei Euch?"

„Gewiß ist er das, und ..."

„Nun, Ihr wißt ja, Pasquale: Gott schütze mich vor meinen Freunden! vor meinen Feinden will ich mich selbst schützen."

Mit diesen Worten versuchte Filippi sich zu entfernen. Furredù faßte den jungen Baubeflissenen heftig am Arm, indem er ihm ein „Halt, nicht von der Stelle!" zudonnerte. „Ich will Alles wissen!"

„Und ich weiß nichts," erwiederte Filippi kurz.

„Hütet Euch, Filippi, Ihr habt einen furchtbaren Verdacht in mir erweckt! Die Wahrheit will ich, oder ... es thut nicht gut! Vorwärts! Macht wenig Worte! Was legt Ihr meiner Frau zur Last? Heraus damit!"

„Jesus Maria, Pasquale, versteht Ihr denn keinen Scherz?"

„Mein Freundchen, in solchen Dingen nicht. Ueber gewisse Sachen scherzt man nicht und scherzt auch Ihr nicht. Ich will den Kelch bis auf den Grund leeren, oder solltet Ihr etwa eine Lüge erfunden haben, um...?"

„Nein, das nicht," unterbrach Filippi.

„Nun, so redet! Ich schwöre Euch bei der Madonna, daß Ihr diesen Ort nicht lebend verläßt, bevor Ihr nicht gesprochen habt."

Filippi, bleich, zitternd, trocknete sich den Angstschweiß von der Stirn. Furredù ließ seinen Arm nicht los.

„Habt Ihr heute Nacht Dienst?" fragte Filippi nach einer längeren Pause, in der sich beide Männer sprachlos und einander mit den Blicken messend gegenübergestanden.

„Ja."

„Nun, dann bittet um Urlaub und kehrt nach Iglesias zurück!"

„Ich habe verstanden... Genug!" unterbrach Furredù mit gebrochener Stimme. „Sagt dem Chef-Ingenieur, daß ich plötzlich nach Hause gemußt, oder sonst irgend eine Entschuldigung! Ich danke Euch! Ich gehe..." Und ehe Filippi noch Zeit fand, etwas zu erwiedern, war Furredù bereits aus seinem Gesichtskreise verschwunden.

❦

Der unglückliche Mann kam erst beim Grauen des Tages in Iglesias an. Der Eisenbahndamm war in Folge der darauf vorgenommenen Arbeiten nur mit großer Mühe passirbar, dennoch hatte Ferredù ungeduldig, verzweifelt, wahnsinnig vor Eifersucht und Schmerz, den Weg im Laufen zurückgelegt. Schwer athmend, schweißbedeckt, halb ohnmächtig stand er an der Schwelle seines Hauses. Einen Augenblick lehnte er sich an die Thüre, um Athem zu schöpfen, dann klopfte er. Auf sein erstes Klopfen erfolgte keine Antwort. Er pochte noch einmal. Ein Fenster des ersten Stockes öffnete sich.

„Katharina!" rief Pasquale. Sofort schloß sich das Fenster. Es vergingen darauf zwei bis drei Minuten, ohne daß dem Wartenden aufgemacht wurde. Er wiederholte sein Klopfen mit Ungestüm. Endlich wurde das Seil der Thüre gezogen. Im vollen Lauf stürmte er die Treppe hinauf.

Zu derselben Zeit sprang ein Mensch an der hinteren Seite des Hauses zum Fenster hinaus und verschwand im Frühnebel.

❦

Am nächsten Morgen war der Ingenieur Pontani im höchsten Grade überrascht, von Furredù ein Billet folgenden Inhalts zu erhalten:

„Heute ist Statutenfest. Es wird an den Arbeiten gefeiert. Ich erwarte Dich bei mir zu Tisch. Wir wollen ein paar Stunden vergnügt verbringen und unsere gewohnte Partie machen.
Pasquale Furredù."

Katharina, die den Brief gelesen, und bei der alle Befürchtungen danach geschwunden, war strahlend in ihrer Schönheit. Sie trug ein weißes, himmelblau gesticktes Kleid, das ihr wie angegossen saß und ihre prachtvollen, verführerischen Formen noch mehr zu heben schien. Ihr Mann war während des ganzen Essens vortrefflichen Humors. Als Katharina nach Beendigung desselben abgeräumt hatte, und von den beiden Männern die lange „Virginia" in Brand gesetzt worden war, bat Pasquale seine Frau, das Schachbrett zu bringen.

„Du bist doch zum Spielen aufgelegt, Federico?" fragte er Pontani.

„Freilich, freilich," erwiederte dieser.

„Um was spielen wir denn?"

„Um was Du willst."

„Schlage Du vor!"

„Ja, was weiß ich... Um einen Fiasco Wein, ein Bund Cigarren..."

„Nein, das paßt mir nicht," sagte Pasquale.

„So bestimme Du!"

„Nun denn, höre! Ich schlage Dir vor, daß wir um..."

„Um was spielen?"

„Daß wir um Katharina spielen!"

Katharina und der Ingenieur lachten bei diesen Worten laut auf.

„Du scheinst zu Scherzen aufgelegt," sagte die schöne Frau schmollend zu ihrem Mann. „Ich könnte Dir das fast übel nehmen."

„Ja wahrhaftig," warf vorwurfsvoll Pontani ein, „ein solcher Vorschlag..."

„Ist Eurer würdig!" schrie Furredù auf, indem er aufsprang und mit den Fäusten auf den Tisch schlug.

Katharina und Pontani wechselten einen Blick des Entsetzens. Pasquale war todtenbleich geworden. In seinen Augen funkelte ein unheimlicher Glanz. Es erfolgte für wenige Sekunden eine Todtenstille. Die beiden Schuldigen neigten das Haupt. Furredù, vor dem Tisch stehend, sah sie starr an. Sie fühlten seinen anklagenden Blick auf sich ruhen, sie verstanden jenes Schweigen, das ihre Verdammung war, sie wagten nicht, sich zu bewegen, die Augen nicht zu erheben, kaum zu athmen.

„Wirst Du mir das Schachbrett bald bringen?" unterbrach mit vor Zorn und Schmerz erstickter Stimme Pasquale das Schweigen. Mechanisch gehorchte Katharina.

„Und nun ist's an uns," fuhr er fort, indem er die Figuren aufstellte. „Du, Katharina, wirst hier sitzen bleiben und zusehen. Die Partie wird interessant genug werden. Und Du" wandte er sich an seinen Mitspieler, „höre mich an, ehe wir anfangen!"

Pontani wollte sprechen, aber Pasquale ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Wir stehen vor einer großen Partie. Ich rathe Dir, aufmerksam zu sein. Es gilt des Einen oder des Anderen Leben."

Katharina und Federico sprangen entsetzt auf. Pasquale nöthigte sie durch eine gebieterische Handbewegung zum Sitzen.

„Du," fuhr er darauf zu Pontani gewandt fort, „bist der Geliebte meiner Frau, und ich könnte Dich hier wie einen Hund niederschießen, eine Genugthuung mit der Waffe von Dir fordern oder auch dumm genug sein, Dich und Deine Geliebte beim Gericht wegen Ehebruchs zu belangen. Wir werden aber nichts von Alledem thun, sondern die Sache hier ganz unter uns erledigen, ohne Skandal, ohne Lärm, ohne Forderung, hier... durch eine Partie Schach. Wir sind darin beide gleich stark, werden daher mit gleichen Waffen kämpfen. Wer verliert — verliert Alles. Der Gegner wird als Ehrenmann dem Ueberwundenen die üblichen vierundzwanzig Stunden lassen. Der Siegespreis ist, wie ich Dir schon sagte, sie, Katharina. Vorwärts, ziehe an!"

Furredù hatte diese Worte mit entsetzlicher Ruhe gesprochen. Starr, blaß vor Schrecken, wechselten Katharina und Federico einen verzweifelten Blick.

„Wird's nun!" fuhr Furredù ungeduldig auf.

Federico fand nicht die Kraft, sich auch nur mit einer Miene zu widersetzen. Das Spiel begann...

❦

Wenige Tage später stellte sich in der Kaserne der Karabinieri zu Iglesias eine schöne Frau. Sie gab an, die Mörderin des Ingenieurs Federico Pontani zu sein, der in der vergangenen Nacht mit einem Dolchstich in der Brust todt gefunden worden war. Die Frau war Katharina Furredù.

❦

Vor die Assisen von Cagliari gestellt, erzählte sie freimüthig den Verlauf der Geschichte und der seltsamen Forderung, die zwischen ihrem Liebhaber und ihrem Gatten stattgefunden hatte. Letzterer war Sieger geblieben. Aber der Andere, anstatt sein Wort zu halten, hatte zu entfliehen versucht. Katharina selbst hatte ihn auf der Flucht getödtet.

„Es reut mich, ihn je geliebt zu haben," schloß sie mit einem Ausdruck unsagbarer Verachtung in der Stimme ihre Erzählung, „er war ein elender Feigling."

Räthsel und Spiele.

Füll-Räthsel.

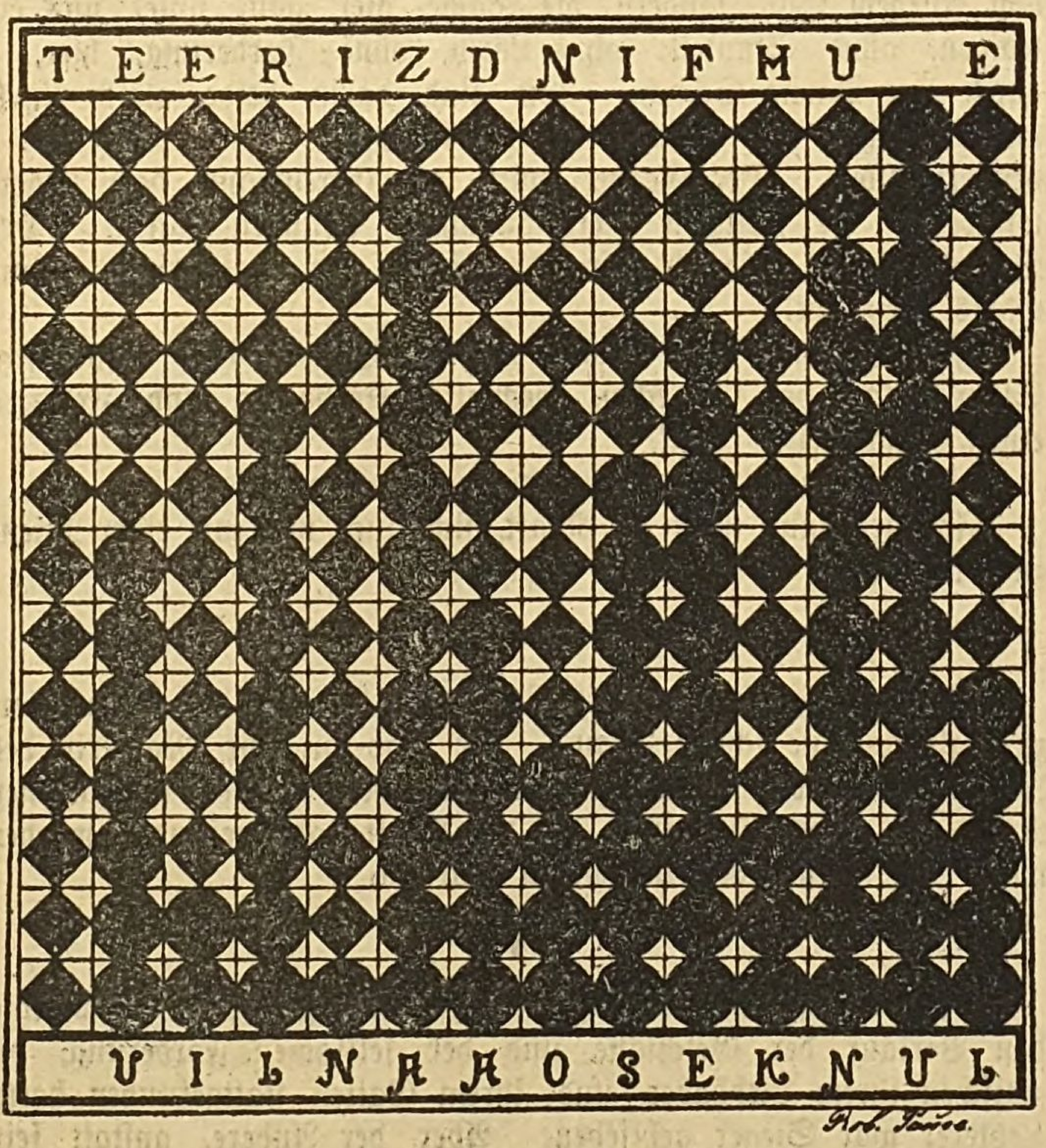
	e	i	b	o	
d		l	l		r
s	u			a	l
b	o			u	m
p		l	l		u
	e	s	s	a	

In vorstehender Figur sind die leeren Felder durch Buchstaben so auszufüllen, daß die Horizontalreihen 1. eine deutsche Gelehrtenfamilie, 2. ein Geldstück, 3. einen russischen Bischofssitz, 4. eine preußische Insel, 5. eine Stadt in Preußen, 6. eine Stadt in Anhalt bezeichnen, und daß von den beiden Diagonalreihen die eine eine Stadt des Ostens, die andere eine solche des Westens von Europa ergiebt.

Permutations-Aufgabe.

Aus folgenden dreizehn Wörtern: „Gera, Feile, Stiel, Reise, Seil, Schlaf, Lampe, Frucht, Seine Nadir, Laune, Stern, Nero“ sind durch Permutation (Versetzung der Buchstaben) ebensoviele andere so zu bilden, daß sie 1. einen Küstenfluß in Pommern, 2. ein deutsches Gebirge, 3. eine Art Verzeichniß, 4. einen Zufluß der Rhone, 5. eine altgriech. Landschaft, 6. eine Kulturpflanze, 7. einen Baum der Tropenländer, 8. eine seelische Äußerung, 9. ein Metall, 10. eine der indischen Hauptgottheiten, 11. einen Dichter, 12. einen Vornamen, 13. einen Fluß in Italien bezeichnen, und daß ihre Anfangsbuchstaben, ob von oben nach unten oder umgekehrt gelesen, dasselbe Wort — eine Bezeichnung in der Baukunst — ergeben.

Quadrat- und Kreis-Problem.



Die oberen Buchstaben dieser Figur ergeben durch die Quadrate mit einander verbunden ein Glück, welches wir einem jeden unserer Leser oder Leserinnen von ganzem Herzen wünschen. Die untersten Buchstaben jedoch nennen, indem man dieselben auf ähnliche Weise wie die oberen nur durch die Kreise verbindet, den Vor- und Zunamen eines bekannten deutschen Dichters.

Homonym.

Ein Stück ist's Deutscher Erde,
An Schönheiten gar reich;
Zeigt keinen Fleiß der Schüler,
Empfängt mit Recht er's gleich.

Rebus.



Silben-Räthsel.

ar, bach, bel, burg, chan, co, ein, fen, gel, ha, horn, ï, ju, lai, li, ne, ni, of, salz, ti, us.

Aus den vorstehenden Silben sind acht Wörter zu bilden, welche bezeichnen: 1. einen Vornamen, 2. eine Stadt am Main, 3. eine westindische Insel, 4. einen der wichtigsten russischen Seeplätze, 5. eine Lufterscheinung, 6. einen deutschen Schriftsteller, 7. ein fabelhaftes Thier, 8. ein österreichisches Kronland. — Von oben nach unten ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben den Namen eines deutschen Bildhauers der Neuzeit.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 34.

Rebus. Aprikosen.

Räthsel. Stein-reich — stein-reich.

Silben-Räthsel.

1. Tarif. 2. Hirschfänger. 3. Isolani. 4. Emilie 5. Roland. 6. Salamander. 7. Clementi. 8. Haifisch. — Friedrich Thiersch.

Ziffer-Räthsel.

s				t
t	i	s	z	a
e				n
i	s	e	r	e
n				n
m	a	i	n	z
e				i
t	a	u	n	e
z				n

Steinmetz — Tauenzien.

Citaten-Räthsel.

Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leisten.

Quadrat-Aufgabe.

Mit dem Buchstaben E links beginnend, verfolgt man die Kaleidoskoplinie dieser Figur, der Text, welcher sich alsdann ergiebt, ist:
Ernst ist das Leben und heiter zu sein eine Kunst.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 36 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 2. September 1888

Schwester Beata.

Von Konrad Telmann.

Fortsetzung.

Allmälig nahm die Todesruhe des Parkes etwas Beklemmendes an; ich hatte die Empfindung, als dürfe man hier nicht laut auftreten, um nicht durch den Schall der Schritte irgend einen Schatten aufzuwecken, der dann Leben gewinnen und uns in diesen verödeten Parkwegen begleiten würde als ein gespenstischer Gesell, auf den man besser Verzicht leistet. Und wie herrlich war der Frühlingstag, der über und um uns aus tausend und abertausend Augen lachte und lockte! Nirgends ist der italienische Frühling schöner, als in Toskana ... Wir waren auf wechselnden Schlängelpfaden den Hügelrücken weiter und weiter emporgeklommen und erreichten nun droben ein Tempelchen mit dorischen Säulen, um die sich Banksia-Rosen geschlungen hatten, die jetzt mit zahllosen, kleinen, hellen Blüthen sich an den Schäften und bis über das flache Kuppeldach hinaus rankten und in der linden, blauen durchdufteten Luft schaukelten. Recht ein märchenhafter Anblick war's. Und unwiderstehlich zog es mich näher heran, und auf einem nach türkischer Art bunt bemalten Porzellansitz droben hinter dem Rankengewebe mich niederlassend, das den Tempel mit einer dämmerig-wohligen Kühle umspann, sagte ich: „Erlaubt, daß ich einen Augenblick hier ruhe. Ich bin müde geworden."

Sor Andrea war gleichfalls eingetreten. Er lehnte zu meiner Rechten an der Säule, sprach kein Wort und blickte hinaus. Und wie nun meine Augen gleichfalls das duftige Gitterwerk durchdrangen, sah ich eine wunderreiche Schau vor mir sich breiten. In der bläulichen Ferne hob sich Brunelleschos Riesenkuppel über dem Häusermeer der bergumgürteten Medicäerstadt empor; von den mit zarten Linien sich in den Aether zeichnenden Hügeln des Arnothals grüßten die weißen Ortschaften hernieder, und zur Rechten schloß die lange, leuchtende Kette mit dem anmuthigen Städtebilde des alten Pistoja ab, das drunten unter dem Purpurglanz der niedersteigenden Sonne mit Thürmen, Zinnen und Dächern funkelte und gleißte, wie das Gebilde eines Traums. Allüberall blühendes, lachendes Leben, ein Ueberschwang von Duft, Glanz und Genuß. Und mir zur Seite dieser finstere, schweigsame Alte, den Arm um die Marmorsäule geschlungen, das düstere Greisenantlitz wie in lauter Rosenkelchen vergraben; ein seltsamer Kontrast!

„Ein schöner Platz," sagte er plötzlich mit einer sonderbar verschleierten Stimme, und es war gar nicht, als spräche er zu mir, auch wandte er sich nicht nach mir dabei um, „ja, sie hat ihn auch immer am meisten geliebt von allen. Sie liebte die Sonne so. Den Schatten fürchtete sie und suchte ihn nie auf, wie wir Andern. Und nun immer im Schatten — immer —"

Es klang wunderlich und fast ergreifend da droben in der Stille des Frühlingsabends, unter den Rosen des kleinen Aussichtstempels. Und mir war es, als hätten sich die Augen des alten Mannes vor mir gleichzeitig nach der Stadt hinab gerichtet, von der ich kam, und blieben auf dem langgestreckten Dach der Kirche von San Domenico haften, ganz starr, mit einem entgeisterten, namenlos schmerzlichen Ausdruck. — Welch eine seltsame Einbildung das war!

Ich hatte die Empfindung, daß ich jetzt nichts sprechen, vor Allem keinerlei Frage an den Alten richten dürfe, wenn ich etwas Weiteres von ihm erfahren wollte; meine Theilnahme hätte ihm als Aufdringlichkeit erscheinen müssen. Vielleicht aber hätte er mich auch nicht einmal gehört. Denn er schien mir gleichsam der Gegenwart entrückt zu sein und wußte wohl kaum mehr, wen er neben sich hatte. Plötzlich wandte er sich nach mir um, und während seine Augen darauf deuteten, daß sein Geist abwesend war, fragte er mich: „Wissen Sie, weshalb sie die weiße Kutte anzog, Herr?"

„Nein," sagte ich, seltsam bewegt, „aber die Leute meinen, es liege im Blute."

Da hört' ich den Alten hart und bitter auflachen. „In ihrem Blute hätt' es wahrlich nicht gelegen, Herr. Sie war ja wie geschaffen zur Lust und zum Genuß; man hätte meinen sollen, daß sie nur so durchs Leben hintanzen würde, wie eine Elfe, als die sie Allen erschien. War ja doch Alles an ihr strahlende Munterkeit und helle Lebensfreude. Die lachte sich selbst den Schmerz weg, Herr. Und wie sie hier glücklich war! Der Park — das war so recht ihre Welt; und weil sie ein Sonnenkind war, mußte sie auch immer im hellen Sonnenlicht ihr Wesen treiben. Ja, Herr, wenn man es der prophezeit hätte, daß sie einmal die Kutte anziehen würde — sie war fromm und gottesfürchtig, aber ich glaube, sie hätte doch laut aufgelacht über solch' närrische Vorstellung. Und nun —"

„Nun heißt sie Schwester Beata," ergänzte ich unwillkürlich, während er sich mit der braunen, verarbeiteten Hand unwillig die Augen rieb, als wolle er eine Thräne des Zorns oder des Kummers dort zurückdrängen.

„Ja wohl," bestätigte er finster, ohne das geringste Erstaunen zu verrathen, „ja wohl! So heißt sie jetzt. Und die Andere, ihre Schwester, unsere Principessa — daß Gott erbarm'!"

„Sie soll geistig gestört sein," fiel ich, halb fragend, ein.

„Wär' eben kein Wunder!" erwiederte er, immer gleich düster vor sich hinbrütend, „wenn man das erlebt hat! Und bei der mag's ja überdies wohl ein trauriges Erbtheil vom Vater her sein. Der Conte war ein guter, lebenslustiger Herr, müssen Sie wissen, that Keinem je ein Unrecht und hatte gern fröhliche Gesellschaft um sich. Nur daß er's nach dem Tode der Contessa ein bischen arg trieb —, um sich zu zerstreuen, sagte er. Nun, das Spiel hat er wohl gar sehr geliebt, und damals ging es in Florenz unter der hohen Aristokratie wohl auch recht toll her, und der Conte, der mit zwanzig Jahren geheirathet hatte, war immer noch ein schöner Mann, und sie hatten ihn Alle gern und feierten ihn sehr. Und dann kamen die Spielverluste und die Schulden und allerlei galante Abenteuer, und das ging so eine gute Weile weiter, bis die Gläubiger zu drängen anfingen und eines schönen Tages die ganze Herrlichkeit zusammenzubrechen drohte. Da war denn guter Rath theuer. Der Conte — nun, der hätt' es vielleicht ebenso zu Ende gebracht, wie Andere auch, wie ein Kavalier, der genug gesehen und erlebt hat auf der Welt und sich stillschweigend davonmacht, weil er nichts mehr zu erwarten hat.

Aber da waren ja die beiden Töchter, Ghismonda und Clelia, und die ältere Contessina war schon ihre siebzehn Jahre alt und vertrat Mutterstelle an der Kleinen, an unser Aller Liebling, und der Vater konnte doch die beiden Töchter nicht im Elend zurücklassen, wenn er auch für sich selber meinte, es sei das Beste, ohne langen Abschied das Dasein zu beschließen. So gewissenlos war er nicht, wenn er es auch leichtsinnig genug getrieben hatte. Aber wie sollt' er für sie sorgen? Es blieben doch immer ein paar junge Gräfinnen, die Beiden, und die konnte man nicht so mit einer Hand voll Scudi irgendwo unterbringen, wie andere Dirnen ihres Alters. Und das Aergste war, die junge Komteß Ghismonda hatte bereits ein Liebesverhältniß angefangen. Mit einem blutjungen Marchese, der mit den Forteguerra's verwandt und aus Neapel auf Besuch herübergekommen war nach Pistoja, um seine funkelnagelneue Lieutenantsuniform zu zeigen; denn er diente bei den Bersaglieri auf Avancement. Marchese Edmondo hieß er; und wenn es je einen stattlichen und hübschen, jungen Bersaglierioffizier gegeben hat, so war er's, und als er das erste Mal hier war, den Hut mit dem mächtigen, schwarzen Federbusch schief auf dem Lockenkopf, — ich seh' ihn noch recht gut vor mir, — da war's zwischen ihm und der Contessina ja auch wohl schon entschieden. Die Beiden waren zwar noch halbe Kinder; aber sie hatten sich sehr lieb, und lassen wollten sie nicht von einander. War auch wohl heißes Blut, das in ihnen wallte. Nur daß der Marchese aus einem gar armselig gewordenen Geschlecht stammte und zu seiner Offiziersgage wohl nicht viel mehr hinzuzusetzen hatte. So wär' er unserem Conte denn freilich der unwillkommenste Freier gewesen, der sich ausdenken ließ, so gut auch sonst Alles zusammenstimmen mochte, und er machte seiner Tochter gegenüber keinerlei Hehl daraus. Daß sie aber schon einen Freier gefunden hatte und in heirathsfähigem Alter stand, brachte ihn auf den Gedanken, ihr alsbald einen reichen Gatten auszusuchen, der um der Tochter willen die Schulden des Vaters decken und für die Familie weiterhin sorgen sollte. Und den fand er in dem alten Principe Fabbroni. War ein gichtkranker, grämlicher Herr, der Principe, aber er hatte sich's in den Kopf gesetzt, als seine dritte Frau die Jüngste und Schönste heimzuführen, die er in der ganzen Aristokratie Toskanas nur irgend finden könne, allen jungen und glänzenden Bewerbern zum Trotz. Und die Contessina Ghismonda that es ihm gleich an, als der Graf ihn ihr zuführte. Sie war freilich auch eine Schönheit. Wenn Sie sie damals gesehen hätten, Herr! Eine hohe, schlanke Gestalt, die dem Conte über die Schultern hinausragte; und mit welchem Stolz sie ihren Kopf trug! Einen Kopf, wie da unten im Lorbeergebüsch die Göttin mit dem Jagdhund an der Seite ihn trägt; und volles, seidenweiches, schwarzbraunes Haar, das sich wellig ihr um die Schläfen schmiegte und hinten einen dicken Knoten bildete, und ein paar Augen, Herr, — solche Augen hab' ich noch auf keinem Bild unserer großen Maler gesehen, so tief und so glänzend und so zärtlich waren sie! Und wenn der Mund lachte, dann war's gerade, als fiele ein Sonnenstrahl über das schöne, stolze, hoheitsvolle Antlitz. Ja, sie war viel schöner, als die kleine Clelia je geworden ist und werden konnte. Und das Kind vergötterte seine ältere Schwester, die ihm Alles war. Die Kleine haben wir Alle verzogen und verhätschelt, so ein liebes, süßes Geschöpfchen, wie es war, aber die Große — ah! Die beteten wir an, Herr. Und sie war zu allem Andern auch noch die Güte selbst gegen uns und gegen alle Welt, — besonders aber gegen die Schwester.

Und nun sollte sie den alten, verbitterten, launischen Principe heirathen, — mit ihren siebzehn Jahren und ihrem Herzen voll Liebessehnsucht und voll Verlangen nach dem Glück und dem Glanz der Welt, — denn davon hatte sie ja auch noch nichts kennen gelernt hier in dem einsamen Palazzo, wo der Conte nur hin und wieder einmal aus Florenz eingekehrt war und im Uebrigen der Priester und die Erzieherinnen der kleinen Clelia fast die einzigen Menschen waren, welche sie vor Augen hatte. Sie können begreifen, Herr, daß sie sich weigerte, und wie sie sich weigerte! Lieber hundertfachen Tod oder lieber mit dem jungen Marchese Edmondo in die Welt hinaus gelaufen, ohne Vatersegen und ohne Priestersegen, — man weiß ja, wie es in solchen Fällen zu heißen pflegt. Und sie wäre das Weib dazu gewesen, keine, wie sie; ja, Herr, ich hätte darauf geschworen, sie würde es fertig bringen, wenn nicht die Kleine da gewesen wäre, unsere Clelia. Die aber konnte sie doch nicht mit sich nehmen, wenn sie wirklich Alles hintansetzte: Ehre und Namen, Vater und Heimath; und sie bei dem alten Conte zurücklassen konnte sie auch nicht, denn was hätte da aus ihr werden sollen? Gutes konnt' es gewiß nicht sein. Denn wenn der Conte bis dahin nur ein leichtsinniger Spieler gewesen war, wer wußte, was nachher aus ihm werden würde? Und das Grausigste war noch überdies, daß er schon damals anfing, irre zu werden, Herr. Das Leben, das er geführt, die Ausschweifungen, nun, und zuletzt auch wohl die Angst, die Tochter könne ihn wirklich im Stiche lassen, und dann sei es vollends zu Ende mit ihm, das Alles brachte ihn um den Verstand.

Und der Kleinen wegen, nur der Kleinen wegen hat die Contessina Ghismonda dann schließlich in Alles gewilligt. Um das Kind mußte sie es thun, das wurde ihr allmälig immer klarer, mitten in ihrem Schmerz und mitten in ihrer Verzweiflung. Ein herzbrechender Entschluß ist es wohl gewesen, Herr, und ich stand dabei, als sie Beide von einander Abschied nahmen, sie und der Marchese, denn die Contessina hatte es selber gewünscht, ich solle dabei sein, — vielleicht, weil sie sich dadurch schützen wollte, mehr vor sich selber, als vor ihm, und sie hatte sich ja in schweren Kämpfen so weit durchgerungen, daß sie sich sagte, es müsse so sein und gehe nicht anders. Der Marchese war denn auch verzagter und schwächer als sie. Dort unten im Steineichenrondell war's, ich weiß es noch ganz gut, wie sie da Beide an einem Frühherbstabend bei einander standen und sich bei den Händen hielten und sich die Hände fast zerbrachen, so wild tobte die Leidenschaft in ihnen, und sie meinten, sie könnten und würden es nicht überleben. Aber einen Trost fanden sie dann endlich doch, Herr. Der Principe war alt und kränklich, und sie Beide waren sehr jung und strotzten von blühendem Leben; da war's kein Wunder, daß sie auf die Zukunft hofften, und daß sie meinten, es werde und müsse noch einmal das Glück für sie kommen, und die Trennung werde nicht lange währen. Ja, sie gelobten sich feierlich Treue bis dahin, und der Marchese schwor es der Contessina zu, er wolle zu keinem anderen Weibe je das Auge aufheben, bis sie sein eigen sei. Nun, Herr, und dann ist sie die Principessa Fabbroni geworden, und der Palazzo ging an den alten Principe über, der auch seinen Schwiegervater schuldenfrei machte und für die Erziehung der Contessina Clelia sorgte, Alles, wie er's versprochen hatte. Nur daß er ein gar filziger alter Herr war und die kleine Contessina in ein Erziehungsinstitut nach

Rom bringen ließ, wo sie ihm weniger kostete, und daß er den Conte so knapp hielt, wie sich's für einen Herrn seines Namens nun einmal ganz und gar nicht schickte.

Der Groll und das Herzeleid darüber währten freilich nicht lange. Denn der Conte trieb es nur noch eine kleine Zeit, bis sie ihn einfingen, weil sie sagten, seine Verrücktheit sei gefährlich für die Anderen, und er müsse in einer Irrenanstalt untergebracht werden. Das ist denn auch geschehen, und nach kaum einem Jahre ist der Conte Pampaloni dort in seiner Zelle gestorben, — und er war der Letzte seines Namens in der toskanischen Linie. Gott hab' ihn selig! Mir ist er immer ein gar gnädiger Herr gewesen. Die junge Principessa aber hatte ein trauriges Leben hier, Herr. Der Alte hat sie ganz als seine Gefangene gehalten, und sie durfte von seinem Krankenstuhl nicht fort, und wie er sie mit seinen wechselnden Launen gequält hat, davon könnte man viel Erbarmungswürdiges und viel Schmähliches berichten. Und sie, — wie eine Heilige hat sie es getragen, Herr. Und in der Stickluft der Zimmer, aus denen sie gar nicht mehr heraus durfte, ist sie aufgeblüht wie eine volle, rothe Rose. Ach, Herr, was für ein Weib das war! Es zerschnitt Einem das Herz, es mit ansehen zu müssen, wie solch ein gottbegnadetes Geschöpf da einsam und ungeliebt an der Seite des kranken Greises verkümmern mußte, und eine Sünde, mein' ich immer, wär' es gewesen, sie von Allem fernzuhalten. Ihr bloßer Anblick war ja ein Labsal. Und wo die Principessa selber den Muth und die Kraft hernahm, solch ein Leben zu ertragen; und daß sie es nicht nur duldete, so behandelt zu werden und Alles zu entbehren, was die Welt der Jugend bietet, sondern auch noch still und geduldig und freundlich bei dem Allen war und that, als müsse es so sein und sie kenne und verlange es nicht anders, — nie habe ich sie weinen gesehen, Herr, nie war sie zornig oder unmuthig oder herb gegen ihren Peiniger, und es wäre ihr doch ein Leichtes gewesen, ihm mit gleicher Münze heimzuzahlen und sich ihm völlig unleidlich zu machen oder gar ihm davonzulaufen und sich selber das Glück zu suchen, auf das sie ein Anrecht hatte, — das Alles, denk' ich, kam wohl nur daher, daß sie immer und immer an den Marchese Edmondo dachte, und daß die Zeit der Pein ja doch bald vorüber sein mußte, und daß sie sich mit ihrem stillen Dulden und Tragen vollends das Paradies auf Erden an seiner Seite verdienen würde. Eine treuere Gattin und gewissenhaftere Pflegerin hat nie gelebt, Herr, — und so jung, so schön und so leidenschaftlich, wie sie; das reime man sich einmal anders zusammen! Ich vermag's nicht. Aber vielleicht ist es doch wahr, was der Parocca sagte, Sor Nicolo, mit dem ich darüber geredet, daß es unter allen Umständen eine Sünde ist, mit dem Bilde eines Mannes im Herzen eines Anderen Weib zu werden, und daß man niemals auf eines Menschen Tod die Hoffnung seines Glückes aufbauen darf, niemals, es gehe, wie es will. Nun, wie dem auch sei, Herr — der Priester muß es besser wissen, als ich — der Principessa hat all ihr geduldiges Harren und Ertragen zu keinem Glücke verholfen. Der alte Principe hatte ein zähes Dasein, so krank und elend er war, und Jahr um Jahr verging, und er lebte noch immer. Da kam die Zeit, wo Contessina Clelia das Institut der frommen Schwestern vom heiligen Herzen in Rom verlassen sollte, weil sie nun auch herangewachsen war.

Gerade damals schien es mit dem alten Principe zum Letzten zu gehen. Und weil die Principessa nun Tag und Nacht keine freie Stunde mehr für sich hatte und sich keine Stunde vom Krankenbett weggetrauen durfte, fiel der Contessina Heimkehr in eine gar traurige Zeit. Nun, Herr, ich habe es Ihnen schon gesagt: sie war ein Sonnenkind und sie lachte sich den Schmerz weg. Wo sie ging und stand, da war eitel Licht und Helle. Und mir war sie sehr zugethan; „Padre Andrea" hat sie mich immer geheißen, und der Park hier war ihre Welt, und in dem Tempelchen hier oben hat sie am liebsten gesessen und ins Land hinausgeblickt und sich fortgeträumt — wie es denn so einer jungen Mädchenseele wohl geschehen mag.

Schluß folgt.

Die Grafen Moltke und Waldersee.

Der kürzliche Wechsel in der Leitung des großen Generalstabes der deutschen Armee giebt uns Veranlassung, den Lesern in dieser Nummer neben dem bekannten treuen Bildnisse des großen Schweigers das seines Nachfolgers zu bieten. Ueber den Letzteren mögen folgende biographische Notizen hier ihre Stelle finden. Derselbe (geboren 1832) trat am 27. April 1850 als Sekondelieutenant in das Garde-Feldartillerie-Regiment ein und wurde 1862 zum Hauptmann befördert. Während des Krieges von 1866 trat er in den Generalstab über und wurde am 28. Juli desselben Jahres zum Major befördert. Nach Beendigung des Feldzuges wurde er zum Generalstabe des 10. Armeekorps versetzt, am 16. Februar 1867 in den Generalstab einrangirt, am 13. Januar 1870 als Militärattaché zur Botschaft nach Paris kommandirt und am 2. Mai ej. a. zum Flügeladjutanten des Kaisers ernannt. Am 25. Juli 1870 erfolgte seine Ernennung zum Oberstlieutenant. Am 24. Juni 1871 wurde er zum Kommandeur des 1. Hann. Ulanen-Regts. Nr. 13 ernannt. Am 18. August 1871 erhielt er sein Patent als Oberst. Zwei Jahre später, am 9. Dezember 1873, wurde er zum Chef des Generalstabes des 10. Armeekorps ernannt. Am 18. Januar 1875 erhielt er den Rang eines Brigadekommandeurs, und am 10. August 1876 das Patent als Generalmajor.

Gefleckte Menschen.

Von J. W.

Gefleckte Menschen sind von zwei gelehrten Reisenden in Südamerika angetroffen worden. Der eine, Dr. W. Sievers, berichtet darüber in seiner „Reise in der Sierra Nevada de Santa Marta" (Staat Magdalena in Columbia), Leipzig 1887. Er giebt als Verbreitungsgebiet dieser „Hautkrankheit", wie er die Erscheinung nennt, und welche in Venezuela „Carata" heiße, die feuchten Küstenstriche und das Tiefland des nördlichen Südamerikas an. So z. B. finde sie sich „in den Thälern von Cukuta (Stadt im Staate Santander in Columbia), sowie an der Nordküste Venezuelas", ferner habe er sie „vielfach" gesehen in den Llanos Venezuelas (große Steppen am Orinoko), vor Allem aber im Staate Magdalena in Columbia, wo sie „ganz allgemein" sei. Die „Krankheit" bestehe darin, daß das Pigment (Farbstoff) der Haut an einzelnen Stellen erblasse, so daß sich weiße Flecken bilden und zwar besonders an Händen und Füßen, aber auch sonst am ganzen Körper. Ein von dieser Krankheit Befallener erscheine dann, wenn er ursprünglich von schwarzer und brauner Hautfarbe gewesen sei, völlig scheckig, und zwar litten alle Stände unter diesem Uebel, irgend eine Gefahr sei jedoch nicht damit verbunden.

Der andere Forscher, Gustav Wallis (s. Ausland 1887, Nr. 26), hat die Menschen in Brasilien angetroffen am Flusse „Purus" (rechter Nebenfluß des Amazonenstromes) unter den „zimmetbraunen Paumary" und auch bei anderen Stämmen, also auch im Tiefland und an Flüssen, d. h. in Gegenden, welche gleichfalls der Feuchtigkeit besonders ausgesetzt sind. Er beschreibt das „Uebel", wie er die Erscheinung gleichfalls nennt, in ähnlicher Weise wie Sievers, nur soll nach ihm dieselbe „fast nie im Gesichte" vorkommen. Auch nach ihm ist Niemand von Flecken frei, doch seien dieselben „niemals so weit ausgebildet und verbreitet, daß sie die übrige gesunde Haut überwiegen." Man hat es also, wie es scheint, mit einem noch im Entstehen begriffenen Vorgang zu thun. Die ergriffenen Stellen erblassen nach Wallis mehr und mehr, „bis sie endlich unserer (also der weißen) Hautfarbe gleichkommen."

Wie nun, wenn wir in jener merkwürdigen Erscheinung der weißen Fleckenbildung an unseren braunen Menschenbrüdern in Südamerika weder eine „Hautkrankheit" noch sonst ein „Uebel", sondern höchstens eine allerdings „unästhetische Erscheinung", dafür aber kein bloßes Spiel der Natur, sondern einen in der Entwickelung begriffenen allgemeineren natürlichen Vorgang vor uns hätten, welcher zurückzuführen wäre auf die Feuchtigkeit der Gegenden, in welchen

jene auffallende Erscheinung beobachtet worden ist? Auf solchen Gedanken kam Schreiber dieser Zeilen durch die Lektüre von Bär-Hellwalds Buch „Der vorgeschichtliche Mensch". In diesem Buche wird die für ihn neue und frappante, wenn auch seiner Meinung nach sehr zweifelhafte Behauptung ausgesprochen, daß die Arier oder Indogermanen ihre Urheimath nicht, wie bisher allgemein angenommen wurde, in Centralhochasien, auf dem Pamirplateau am Hindukuschgebirge gehabt hätten, sondern vielmehr in Europa, im Innern des heutigen Rußlands, im Gouvernement Minsk (westlich vom Dniepr), und zwar wird diese Ansicht (von Poesche) daselbst hauptsächlich mit darauf begründet, daß diese Gegend, insbesondere die von Pinsk und Minsk durch ihren morastigen Charakter die Eigenschaft habe, die Haut (namentlich auch die Augen) u. s. w. hell und weiß zu färben („Depigmentation"), ein Prozeß, der hier an den Ariern vor sich gegangen sein und damit die weiße Menschenrace erzeugt haben soll. Wer die Stelle nachlesen will, findet sie auf Seite 156 der zweiten Auflage des genannten Buches. Wenn nun auch diese Ansicht in Betreff der Urheimath der Arier schwerlich wird aufrecht erhalten werden können, so schließt dies doch nicht aus, daß diejenigen arischen Völker, welche auf ihrer Wanderung von Centralhochasien durch das heutige Rußland kamen, wie Deutsche und Slaven, ihre besonders helle Körperfarbe in der Gegend von Pinsk und Minsk erhalten haben können. Denn die bleichende Kraft dieser Gegend scheint nach der angeführten Stelle außer Frage zu stehen. Wie also, wenn zwischen der Erscheinung der weißen Fleckenbildung an den braunen Südamerikanern und dem muthmaßlich stattgefundenen Weißwerden der Arier in den Sümpfen von Pinsk und Minsk ein natürlicher, innerer Zusammenhang bestände? Wie, wenn die Natur den Vorgang des Entstehens weißer Menschen aus dunkelfarbigen, der vor so und so viel Jahrtausenden einmal stattgefunden haben muß, vor unseren Augen in den genannten Gegenden von Südamerika, die ihrem Feuchtigkeitsgehalte nach der von Pinsk und Minsk gleichen wie ein Ei dem anderen, wiederholte und auf diese Weise den Forscher selbst über die Sache belehrte? Daß das Weißwerden fleckenweise geschieht und nicht gleichmäßig, läßt sich wohl begreifen durch die Annahme, daß die einen Körpertheile leichter disponirt dazu sind, als die anderen. Auf fällt nur eines, daß nämlich nach Wallis die Erscheinung nicht erblich sein soll, sondern sich „immer erst im dritten oder vierten Lebensjahre" zeigt. Indeß dies zu erklären (vielleicht aus dem erst im Entstehen begriffenen Vorgang?) muß Schreiber eventuell kompetenteren Leuten überlassen. Er wollte nur dem Gedanken, der sich ihm aufdrängte und welcher, wenn er sich bestätigte, die Erscheinung der gefleckten Menschen interessant genug machte, Ausdruck geben.

Die Schwämme des Waldes.

Zeitgemäße Betrachtungen über Pilzgenuß und Pilzvergiftungen.

Von S. von Thümen.

Kaum vergeht im Sommer und Herbst eine Woche, oft sogar kein Tag, daß nicht dieses oder jenes Journal seine Leser mit den schreckenerregendsten Berichten regalirte über bald hier, bald da vorgekommene Vergiftungen durch den Genuß von selbst gesammelten Pilzen. Bei wenigstens neun Zehntel dieser Fälle erkennt der Fachmann augenblicklich die Platz greifende krasse Uebertreibung; die so oft sich wiederholenden Erzählungen von ganzen Familien, die derlei schrecklichen Verwechselungen zum Opfer gefallen, dürften, wenn nicht immer, so doch fast immer in das Reich der Mythe zu verweisen sein. Die große Menge aber nimmt gläubig Alles für baare Münze, das Publikum wendet sich — und man kann ihm dies kaum übel nehmen — immer mehr vom Pilzgenuß ab, und selbst der größte Schwammfreund wird in einem gewissen Grade kopfscheu und ängstlich gemacht. Namentlich in neuerer und neuester Zeit scheint man es förmlich darauf abgesehen zu haben, der Menschheit die Schwämme nach Möglichkeit zu verleiden, ihr ein Grausen einzuflößen vor den Schätzen des Waldes, die sie ernten können, ohne je zu säen. Wenn man doch bedächte, was für einen volkswirthschaftlichen Nachtheil ein solches generalisirendes Verdammungsurtheil nach sich zieht, welch enorme Mengen des allervortrefflichsten Nahrungsstoffes dadurch der zweckmäßigen, vortheilhaften Verwerthung und Verwendung entzogen werden!



Der neue Chef des Generalstabes Graf Waldersee.

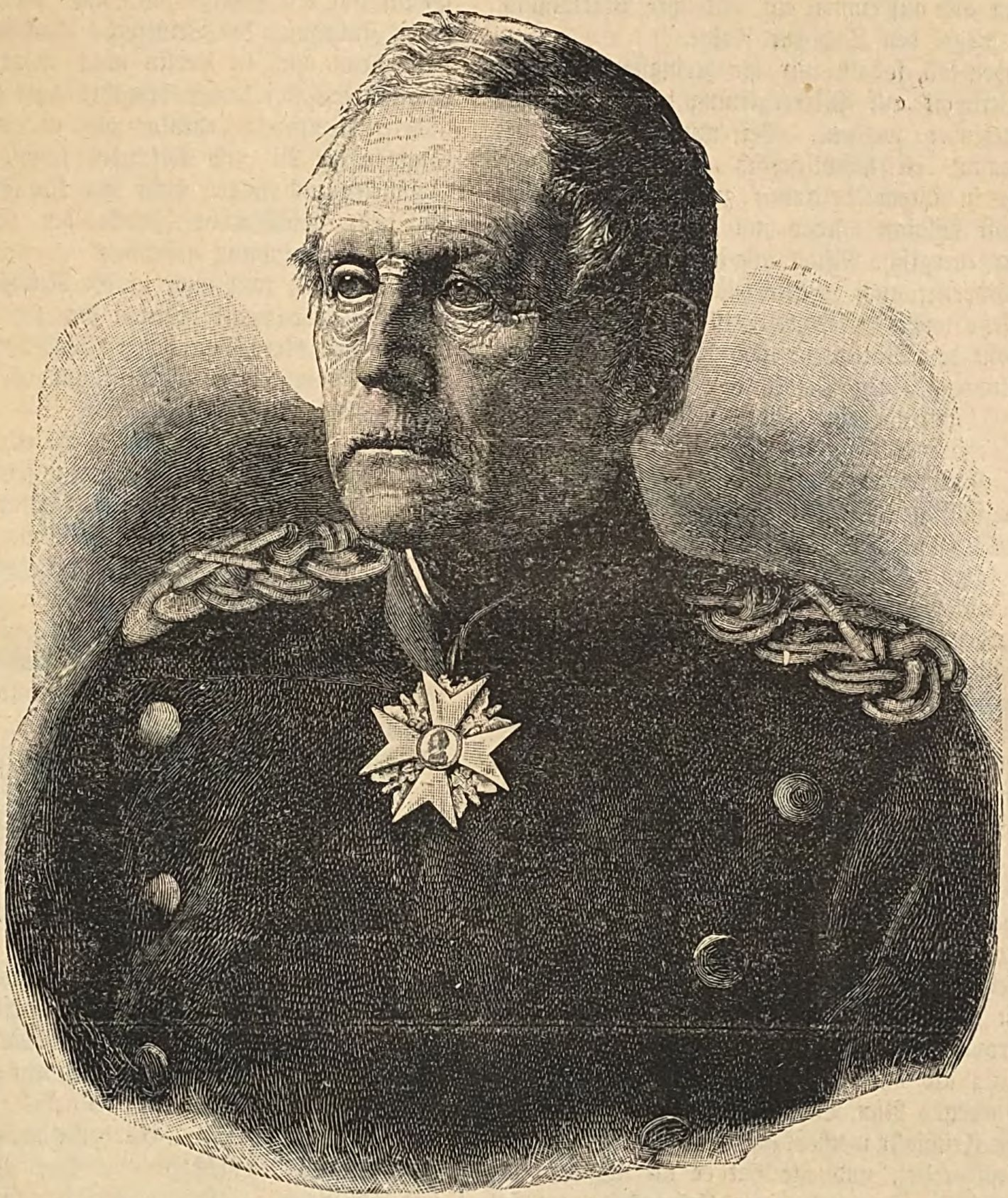
Die großen Hutpilze stellen sich, was ihre Bestandtheile anbetrifft, den nährstoffreichsten Körnerfrüchten an die Seite und können recht gut als ein Ersatz für Fleischnahrung gelten, dies um so mehr, da die an Stickstoff ärmsten Arten sich den stickstoffreichsten Vegetabilien, wie beispielsweise den Hülsenfrüchten mit drei bis fünf Prozent Stickstoff nähren, Weizen daran aber um das Doppelte und Dreifache übertreffen. Allerdings wollen ganz neuestens einige Chemiker gefunden haben, daß der Stickstoff und das Protein (Eiweiß) der Schwämme in einer Form vorhanden

sei, welche für die Aufnahme als Nahrung für den menschlichen Körper wenig geeignet erscheine, doch bedürfen diese Behauptungen noch vielfach der Bestätigung und widersprechen auch allzu auffällig den Ergebnissen früherer, sicherlich auch gewissenhaft durchgeführter Versuche.

Positiv und unter allen Umständen giftige Pilze giebt es eigentlich bei uns zu Lande nur äußerst wenige. Es sind dies der allbekannte Fliegenschwamm und zwei ihm nahe verwandte andere Amanita-Arten, der glänzend blutrothe „Speiteufel“ oder „Brechtäubling“, der „Satans- oder Blutpilz“ mit lederbraunem Hute, der auf der Unterseite lauter winzig kleine blutrothe Röhrchen zeigt, der gemeine „Hartbovist“ (welcher aber trotzdem in den böhmischen Bädern Teplitz, Karlsbad u. s. w. alljährlich zu vielen Hunderten von Pfunden, in Scheiben zerschnitten, an die Fremden als „Trüffel“ verkauft wird, ohne daß die Polizei es für nöthig erachtet, gegen solchen gefährlichen Unfug einzuschreiten!) und endlich der „Giftreizker“, der „beißende“ und der „klebrige Reizker“, drei Schwammarten, welche Milchsaft — die ersten beiden von weißer, die letztere von violetter Farbe — enthalten. Das ist Alles! Auf diese wenigen Arten — und es könnte doch wahrlich so große Schwierigkeiten nicht bereiten, die Kennzeichen derselben dem Volke und namentlich der Schuljugend zu lehren — führen sich, nach den sorgfältigsten Ermittelungen des berühmten Breslauer Botanikers Göppert, alle nachgewiesenen Fälle von Pilzvergiftung mit tödtlichem Ausgange zurück.

Es muß nun aber als höchst unwahrscheinlich betrachtet werden, daß die genannten Schwammarten öfters gesammelt und gegessen werden, denn dieselben haben fast alle schon von Natur aus ein „verdächtiges“ Aeußere, welches durchaus nicht zum Mitnehmen reizt. In den allermeisten Fällen, wo nach dem Genusse von Pilzen der Tod eintrat, sind daher unzweifelhaft noch andere Ursachen mit in Frage gekommen, und handelte es sich gar nicht um ein Verspeisen thatsächlich giftiger Arten.

So erscheint die Annahme vielleicht nicht ausgeschlossen, daß der Standort, auf welchem der Schwamm wächst, eine sonst ganz ungefährliche Art mit schädlichen Eigenschaften ausstatten könne. Des Weiteren aber — und dies ist gewiß besonders in Betracht zu ziehen — kann ein zu hohes Alter des Pilzes, ein zu langes Aufbewahren vor der Benutzung, ein Wiederaufwärmen bereits bereiteter Speise und mancherlei Anderes verhängnißvoll werden. Die weitaus meisten dieser Erscheinungen lassen sich darauf zurückführen, daß in Folge des ganz ungemein hohen Wassergehaltes und des vielen Stickstoffes der Pilze sehr schnell und heftig Zersetzungen eintreten, die man jedoch in der Regel an äußeren Merkmalen und Veränderungen anfangs keineswegs zu erkennen vermag. Wenn nun also nach dem Genusse solcher bereits in Zersetzung übergegangener, dem Anscheine nach aber noch ganz vortrefflicher Schwämme, Krankheitserscheinungen auftreten, so kann dies ja gar nicht Wunder nehmen, sehen wir doch Aehnliches jeden Tag sich ereignen, nach dem Genusse verdorbenen Fleisches, zersetzter Milch und was dergleichen mehr ist. Von vornherein aber jedesmal und ohne genaue Untersuchung die Ursache solcher Erscheinungen dem Pilzgift in die Schuhe zu schieben, das ist einfach eine durch Nichts zu rechtfertigende Voreingenommenheit.



Der bisherige Chef des Generalstabes Generalfeldmarschall Graf von Moltke.

Nun giebt es aber auch noch eine weitere Erklärung oder sagen wir besser: Aufklärung über vorkommende Pilzvergiftungen, die nämlich, daß der Genuß von Schwämmen auf verschiedene Konstitutionen auch verschieden einwirkt! Wir gelangen damit aber auf ein Gebiet physiologisch-psychologischen Charakters, welches, seinem inneren Wesen nach, sich noch völlig unserer Kenntniß entzieht und sich nur allein in seinen äußeren Einflüssen und Wirkungen bekundet, wir meinen das Gebiet der „Idiosynkrasie“. Man begreift unter diesem Namen bekanntlich das eigenthümliche abgeneigte Verhalten, welches manche Personen gegen Sinneseindrücke zeigen, die der übrigen Menschheit entweder vollkommen gleichgiltig oder sogar angenehm sind, auf keinen Fall aber irgend eine besondere Reaktion ausüben. So giebt es thatsächlich Individuen, die in Folge solcher unaufgeklärter Eigenthümlichkeiten ihres Organismus, nach dem Genusse völlig unverdächtiger Schwämme, mehr oder weniger heftig erkranken, während Andere, welche gleichzeitig von der nämlichen Speise dieselbe Menge zu sich genommen haben, vollständig gesund bleiben. Wie unseren Lesern bekannt sein dürfte, begegnet man aber derlei Idiosynkrasien bei einzelnen Personen auch gegenüber manchen Nahrungs- und Genußmitteln anderer Art. So kommt es gar nicht so selten vor, daß Der oder Jener niemals im Stande ist, Erdbeeren, Krebse, Schweinefleisch zu essen, ohne bald darauf in Fieber, zumeist verbunden mit einer Art von „Nesselsucht“, zu verfallen, während doch bekanntlich fast alle anderen Menschen die genannten Speisen ohne die geringste Störung für ihr Wohlergehen genießen. Ebenso falsch, wie es nun wäre, wollte man auf Grund derartiger Vorkommnisse Krebse oder Erdbeeren oder Schweinefleisch für giftig erklären, ebenso widersinnig würde es sein,

schlechtweg von Vergiftung zu reden und alle Welt vom Genusse von Pilzen zurückzuhalten, wenn einmal Jemand infolge gewisser Eigenthümlichkeiten seines Organismus erkrankt, nachdem er Schwämme gegessen hat!

Wenn wir uns nunmehr zu den Pilzvergiftungen selbst wenden und die Symptome betrachten, welche dabei zu Tage treten, so finden wir, daß dieselben sich in nichts Wesentlichem von jenen anderer Vergiftungen unterscheiden. Einige Stunden nach dem Verspeisen der Pilze — unter Umständen kann es zehn Stunden dauern, in der Regel aber nur vier bis fünf, sehr selten eine noch kürzere Zeit — beginnen in der Magengegend sich Schwere und Spannung bemerklich zu machen; Angstgefühl, stark schneidende Unterleibsschmerzen, Durchfall und meistens auch Erbrechen stellen sich ein, während der Kranke von heftigem Durste zu leiden hat und sein Puls nur klein und hart, dabei jedoch beschleunigt ist. Aber nur bei besonders heftigen Vergiftungen treten die hier geschilderten Erscheinungen alle auf einmal ein, und ihre Vereinigung hat dann auch in der Regel den Tod zur Folge.

Unter allen Umständen soll, sobald nur die geringsten Anzeichen sich zeigen und man Verdacht auf Pilzvergiftung hegt, schleunigst nach ärztlicher Hilfe gesendet werden. Bei minder heftig sich äußernden Fällen kommt es hauptsächlich darauf an, nach Thunlichkeit die Natur in ihrem Bestreben zu unterstützen, den aufgenommenen Giftstoff baldigst wieder aus dem Körper zu entfernen. Es sind daher energische Mittel angezeigt, Erbrechen und Entleerungen zu befördern; auch Blutentziehung durch einen Aderlaß thut häufig sehr wohl. Gerbsäure ist ein äußerst wirksames Mittel, man flößt dem Patienten, nach dem Erbrechen, von je fünf zu fünf Minuten, einen Dekokt von Galläpfeln, von Fichten-, Eichen-, oder Chinarinde ein. Machen sich Erscheinungen bemerkbar, welche auf einen sehr starken Kräfteverfall hindeuten, wie Ohnmachtsanfälle, Kaltwerden der Extremitäten, dann werden Gaben von Rum oder sonstigen starken Spirituosen, von Wein, Grog, Hoffmannschen Tropfen oder schwarzem Kaffee sehr dienlich sein. In gleicher Zeit muß der Körper, vornehmlich Füße und Arme, heftig frottirt, mit Essig gewaschen und sodann in heiße Tücher eingewickelt werden.

Es möge vorstehende Schilderung der Vergiftungserscheinungen und deren Bekämpfung jedoch Niemand allzu ängstlich machen und wohl gar von dem Genusse der so delikaten und dabei so nahrungsreichen Pilze abhalten. Gegenüber der Anzahl der gesunden eßbaren Arten ist — wie wir weiter oben sahen — jene der effektiv giftigen eine verschwindend geringe; diese kennen und unterscheiden zu lernen, sollte Jedermann sich angelegen sein lassen. Auch durch tendenziös gefärbte Mittheilungen in Fach- und anderen Blättern lasse man sich nicht beirren. So beispielsweise durch die neuerdings überall die Runde machende, ebenso wunderbare wie sinnlose Entdeckung eines Professors in Breslau, welche darauf hinausläuft, die kostbaren Morcheln mit einem Mal zu höchst gefährlichen Giftpilzen zu stempeln, trotzdem dieselben, seit den Zeiten der alten Römer bis heute allseitig als durchaus unverdächtig, ja sogar als sehr gesund erklärt wurden. Nun, Schreiber dieser Zeilen genießt seit Dezennien in jedem Frühjahr wochenlang Morcheln in der allerverschiedensten Weise zubereitet, und nie hat er an sich oder den Seinigen nur das mindeste Symptom einer Erkrankung gespürt. Ja oft genug hat er auf seinen botanischen Exkursionen aufgefundene Morcheln, nach sorgfältigem Abputzen, roh zu Brod gegessen und diese Zuthat vorzüglich gefunden, niemals aber auch nur das geringste Uebelbefinden danach gehabt.

Wie schon bemerkt, die eigentlich giftigen Pilzarten sind — es mag dies merkwürdig genug klingen, ist aber dennoch unbestreitbar richtig — am wenigsten gefährlich. Manche, wie beispielsweise den Fliegenpilz, wird ohnehin kaum je ein Mensch zum Speisen sammeln, und die anderen machen ebenfalls fast sämmtlich einen keineswegs verlockenden Eindruck und werden zumeist, man könnte sagen: instinktiv, von den Suchenden vermieden und stehengelassen. Die Zersetzung sonst ungefährlicher Pilzarten, wovon wir vorher sprachen, ist es hauptsächlich, welche die hier und da sich ereignenden schrecklichen Folgen hervorruft. Davor soll das Publikum sich hüten, und mit der nöthigen Vorsicht und Obsorge wird es auch unschwer dazu im Stande sein. Geschieht dies, dann wird Jedermann, so oft die Gelegenheit dazu sich bietet, sich dem ungestörten und keinerlei üble Folgen nach sich ziehenden Genuß der so wohlschmeckenden, gut bekommenden und nahrungsreichen Schwämme hingeben können!

Mit dem Fahrrad.

Skizze der Entwickelung des Velocipede-Sports von Ernst Montanus.

Der Fortschritt läßt sich nicht aufhalten: seit dem 12. Mai ist endlich auch in Berlin das Befahren sämmtlicher Straßen und Plätze wenigstens mit dem Dreirad freigegeben worden, während für das Fahren mit Zweirädern allerdings noch Beschränkungen bestehen, die aber sicherlich auch bald fallen werden, sobald sich erst gezeigt hat, daß die bisher gehegten Bedenken gegen Zulassung des Velocipede durchaus grundlos sind. Warum sollte denn auch in Berlin nicht möglich sein, was in anderen Großstädten sich längst bewährt hat? Gehören doch in vielen anderen deutschen, ebenso wie in englischen und amerikanischen Städten die Bi- und Tricycles längst zu den straßenberechtigten Gefährten und haben nicht nur für Freunde des Sports, sondern auch für geschäftliche Zwecke der verschiedensten Art die vielseitigste Verwendung gefunden.

Das wird nun auch in der Reichshauptstadt sicherlich alsbald geschehen, und somit bedeutet der 12. Mai immerhin den Beginn einer neuen Aera, an deren Schwelle es nicht ohne Interesse erscheint, einmal einen Rückblick auf die bisherige Entwickelung des Fahrradwesens zu werfen.

Meist wird das Velocipede als ein aus der später zu besprechenden Draisine entstandenes Kind unseres Jahrhunderts angesehen, jedoch mit Unrecht, da schon viel ältere Versuche zur Konstruktion eines ohne irgend ein Zugthier bewegbaren Fuhrwerks vorliegen.

Die älteste Erwähnung eines derartigen Vorbildes unserer Velocipedes stammt bereits aus dem Jahre 1504. Damals soll nämlich, wie eine Chronik meldet, ein Bürger von Pirna bei Dresden, dessen Name leider uns nicht überliefert ist, einen „selzsamen wagen“ erbaut haben, „der sollte ohne pferd, so einer darauf saß und schraubete, für sich gehen.“ Jedenfalls also ist es ein Deutscher, dem wir die Erfindung des Fahrrades zuschreiben dürfen.

Ferner wurde im Jahre 1519 bei einem feierlichen Aufzug des Kaisers Maximilian I. ein Luxusfuhrwerk verwendet, welches im Innern ein durch menschliche Kraft in Bewegung gesetztes Räderwerk hatte. Im Jahre 1649 verfertigte der Zirkelschmied Hans Häntsch in Nürnberg einen großen Triumphwagen, welcher, durch ein Uhrwerk getrieben, beliebig gelenkt werden konnte. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts lebte in der Heimath des Hans Sachs auch ein gewisser Stephan Farfler, ein geschickter Uhrmacher, der bereits im dritten Lebensjahre durch einen unglücklichen Fall gelähmt worden war und dadurch auf den Gedanken der Herstellung eines solchen, mittelst einer Kurbel beweglichen Fahrzeuges für eigenen Gebrauch kam. Es heißt darüber in den 1730 erschienenen „Historischen Nachrichten von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern“: „Er machte sich auch erstlich mit 3, hernach mit 4 Rädern einen kleinen Wagen, auf dem er, vermöge eines von ihme künstlich angeordneten und bewegten Räder-Werckes, sich selbsten, ohne eines andern Beyhülffe zur Kirche fuhr. — Er pflegte auch öfter mit diesem Kunst-Wagen vor das Thor um Altdorff herum zu fahren und zu seinen guten Freunden, die ihm begegneten, zu sagen:

„Weil ich nicht gehen kan, so muß ich fahren,
Gott wolle jederman vor meinen Creutz bewahren.“

In Paris erregte im Jahre 1693 ein kleines vierrädriges Gefährt, das ohne Zugthier durch die Straßen fuhr, allgemeine Aufmerksamkeit. Der Besitzer saß unter einem Baldachin und lenkte seinen Wagen durch die an den Vorderrädern befestigte Lenkstange mittelst zweier Leitseile, während die Fortbewegung durch den hinten auf dem Trittbrett stehenden Diener erfolgte. Dieser hob und setzte die Füße abwechselnd nieder, wie beim gewöhnlichen Vorwärtsschreiten, und brachte dadurch zwei mit der

Hinterachse durch Zahnräder verbundene Wagscheite in Bewegung. Die Pariser scheinen dadurch Geschmack an solchen Fahrzeugen bekommen und dieselben vielfach nachgeahmt zu haben, denn noch zu Anfang unseres Jahrhunderts konnte man sie dort vielfach in Gebrauch sehen. Diese natürlich noch höchst unbeholfenen Vorbilder unserer Velocipedes führten aber nicht diesen Namen, sondern hießen „Vélociféren", während man die Person, welche das Fahrzeug lenkte, einen „Vélocipède" nannte. Die sogenannten „Incroyables" (Modenarren) jener Zeit ergötzten sich gern mit diesem Spielzeug und hielten Wettfahrten damit ab, wobei gewöhnlich hoch gewettet wurde. Der „Jardin de Hanovre" mit seiner nach dem „Boulevard des Italiens" gehenden Terrasse bildete den Sammelplatz der Liebhaber des Vélocifère-Sports; man fuhr von dort entweder auf die Boulevards oder nach den Champs Elysées und dem Cours-la-Reine. Am 29. Floréal des Jahres XII (19. Mai 1804) gab man im Vaudeville-Theater ein Lustspiel „Die Vélociféren" von Dupaty, Chazet und Moreau, das ungeheuren Erfolg hatte.

Ernstere Bedeutung erhielten alle diese Versuche aber erst durch die sogen. Draisine, einen von dem badischen Forstmeister Karl v. Drais (geb. 1785, gest. 1851) im Jahr 1817 zu Mannheim erfundenen zweiräderigen Wagen zum Selbstfahren. Die beiden Räder waren hinter einander angebracht und durch ein Gestell mit einander verbunden. Auf letzterem befand sich zwischen den beiden Rädern ein Sattel, auf dem der Herr v. Drais rittlings Platz nahm und so sitzend durch Schieben die Maschine bewegte, indem er sich abwechselnd mit einem Fuß um den anderen gegen die Erde stammte. Von einem gleichzeitig als Armlehne dienenden Bügel aus konnte man mit den Händen das Vorderrad steuern und so die Laufmaschine lenken.

Diese zweiräderige Draisine fand in Nordamerika und England mannigfache Verbreitung, gerieth aber vor dem Aufkommen und der rapiden Verbreitung der Eisenbahnen in Vergessenheit. Auf den badischen Eisenbahnen kamen zuerst dann jene kleinen, vierräderigen Personenwagen unter dem Namen Draisinen auf, welche noch gegenwärtig zu Bahndiensten u. s. w. benutzt werden, und wobei die Bewegung durch auf der Draisine sitzende Personen hervorgebracht wird. Damit war aber der jenen früheren Velocipedes zu Grunde liegende Gedanke aufgegeben, auf den erst 1867 der französische Mechaniker Michaux zurückkam, dem es gelang, unter Benutzung der Idee des Herrn v. Drais einen dreiräderigen Wagen, das Vorbild unserer Tricycles, herzustellen, welcher durch regelmäßige Einwirkung der Füße des Fahrers auf kleine Trittbretter in Bewegung gesetzt wurde.

Beinahe gleichzeitig wurden aus Amerika zweiräderige Maschinen, die gleichfalls auf der alten Draisine beruhten, unter dem Namen Velocipedes eingeführt, die vielen Anklang fanden und zur Bildung verschiedener Velocipede-Vereine Anlaß gaben. Die technische Ausführung war aber noch zu unvollkommen, und so wurde es bald wieder still von dem Velocipede-Sport, bis wir Ende der siebziger Jahre aus England die sogenannten Bicycles mit einem sehr großen vorderen und einem ganz kleinen Hinterrad erhielten, welche eine überraschende Leistungsfähigkeit bewährt haben. Ein Bicyclist kann in der Stunde mit Leichtigkeit 30 Kilometer machen; die Maschine wiegt durchschnittlich 20 Kilogramm (die sogen. Sanspareil-Racer freilich nur 8,85 Kilogramm) und kostet etwa 300 Mark. Ihre Benutzung setzt allerdings tüchtige Uebung und einen kräftigen, normalen Körperbau voraus, weshalb man zur Konstruktion der Tricycles überging, die von Jedermann zu gebrauchen sind und die Fortbewegung ebenso bequem als sicher machen. Hierbei ruht die Last des Reiters hauptsächlich auf zwei großen Rädern, von denen entweder nur eines von der gesondert gelagerten Trittwelle angetrieben wird, oder die beide mit derselben verbunden sind. Ein kleines Rad, das bald vorn, bald hinten läuft, dient zur Führung des Wagens, dessen Vorzüge in der großen Stabilität und in der Konzentrirung der Last auf zwei große Tritträder bestehen. Es bedarf hierbei keiner Gewandtheit des Reiters, um die Maschine im Gleichgewicht zu halten, wie beim Bicycle, das dagegen allerdings leichter ist und eine geringere Reibung hat.

Es giebt bereits eine sehr große Anzahl verschiedener Modelle von Tricycles, für eine, wie für zwei und vier Personen, für Herren und Damen gemeinschaftlich, für Sport- und geschäftliche Zwecke, und die Technik hat das Vehikel mit solchen Verbesserungen ausgestattet, daß diese anfangs als Spielzeug belächelte Maschine sich jetzt in der ganzen civilisirten Welt Eingang verschafft und sich zu einem überaus praktischen Fortbewegungs-Apparat entwickelt hat. Schon sind auch Versuche von Dampf, komprimirter Luft, Elektrizität u. s. w. als Triebkraft gemacht worden, und daß dieselben mit der Zeit zu einem befriedigenden Ergebniß führen werden, scheint uns unzweifelhaft.

Es liegt uns fern, hier näher auf die zahllosen Formen der Bicycles und Tricycles einzugehen, nur einige Angaben über die Ausdehnung, welche die Fahrradbau-Industrie bereits genommen hat, dürften hier am Platze sein. Anfangs lag die Velocipede-Fabrikation natürlich ganz in den Händen der Engländer und Amerikaner, bis die hohen Preise derselben die Deutschen antrieben, ebenfalls in die Konkurrenz einzutreten. In Deutschland bestehen jetzt bereits 64 Velocipede-Fabriken mit einem Personal von etwa 1150 Arbeitern, wogegen in England allein in Koventry, einem der Hauptsitze dieser Industrie, 15,000 Arbeiter in diesem Zweige thätig sein sollen. England liefert jährlich 40,000 Velocipedes zu einem Durchschnittspreise von 400 Mark, wovon noch sehr viele nach Deutschland gehen, doch ist zu hoffen, daß der deutsche Unternehmungsgeist auf diesem jüngsten Zweige unserer nationalen Industrie fernerhin so fortschreiten wird, um solchen Import bald unnöthig zu machen.

Wie groß die Zahl der Radfahrer in Europa und Amerika ist, wissen wir nicht; wenn sie sich aber einmal alle zusammenfänden, so müßte eine ganz ansehnliche Armee zu Stande kommen, da nur in Deutschland gegen 30,000 Velocipedisten (der deutsche Radfahrer-Bund allein umfaßt 9250 Mitglieder) vorhanden sein sollen. Was nun die Benutzung des Fahrrades zu anderen als Sportzwecken angeht, so hat man dasselbe bisher bereits Post- und Telegraphenbeamten zur Ausleerung von Briefkasten, Beförderung von Depeschen besonders über Land und auf weitere Strecken gegeben; Forstbeamte benutzen es, Zeitungs-Expeditionen und Buchdruckereien; Aerzte besuchen auf Dreirädern ihre Kunden, und Unternehmer und Agenten, wie Fabrikanten, Geometer u. s. w. sausen auf diesen bequemen Vehikeln im Fluge dahin. Nichts ist bequemer und gemüthlicher, als eine Landpartie auf einem Centaur Fourin-Hand, auf dem vorn zwei Damen und hinten zwei Herren sitzen, von denen die letzteren auf bequemen Wegen das Fahrzeug ohne Anstrengung allein bewegen, während bei Steigungen auch die Damen tapfer mittreten! Ein englischer Fabrikant hat sogar bereits Zweiräder für Ammen und Kindermädchen konstruirt, an denen sich vorn ein Korb für den Säugling befindet, der mit Sicherheitsriemen versehen ist, um ein Hinausfallen zu verhindern. Die betreffende Firma ertheilt gleichzeitig den erforderlichen Unterricht.

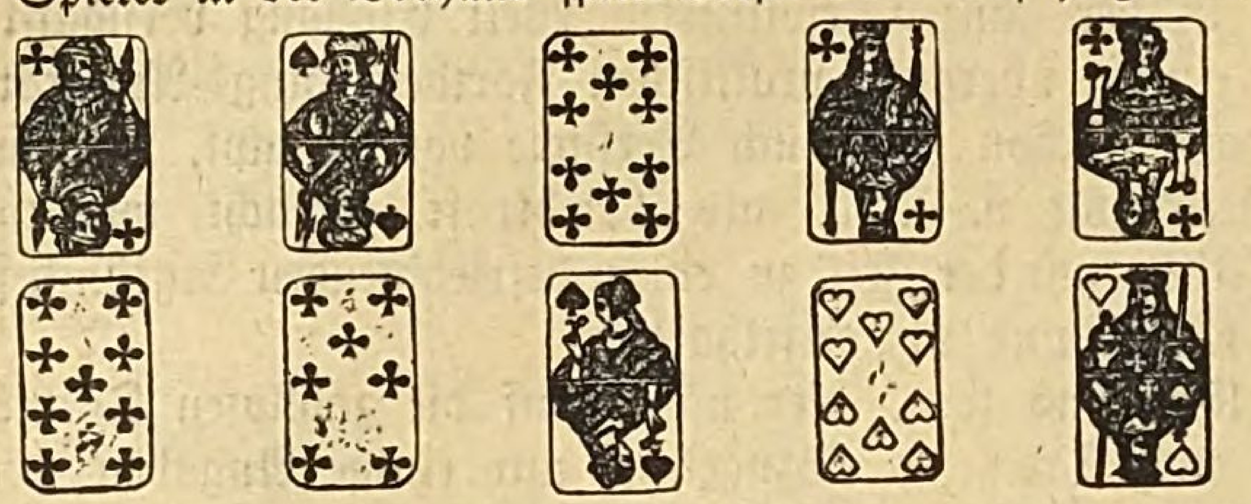
Natürlich haben sich auch die Militärverwaltungen bereits dies neueste Beförderungsmittel nutzbar gemacht, das nach eingehenden Versuchen in Deutschland, Frankreich, England, Italien und der Schweiz eingeführt worden ist. Im deutschen Heere dienen die Dreiräder hauptsächlich für den Ordonnanzdienst, namentlich zur Verbindung zwischen Festung und Außenwerken und zur Verbindung mit Vorposten; ähnlich in Frankreich, wo man die Velocipedisten als Generalstabskuriere und Festungsdepeschenträger ausbildet. In England geht man weiter und will durch sogen. Multicycles (sechs oder sieben verbundene und hinter oder neben einander laufende Bicycles) auch die Beförderung von Munition u. s. w. nach dem Gefechtsfelde vornehmen lassen.

Wir müssen darauf verzichten, noch weitere Einzelheiten hier mitzutheilen, das Gesagte wird auch wohl genügen, um nachzuweisen, welche wichtige Rolle das Fahrrad gegenwärtig bereits im öffentlichen Leben und Verkehr spielt, so daß diese flinken Gefährte, echte Symbole des Fortschritts, in der That alle Beachtung und Berücksichtigung verdienen.

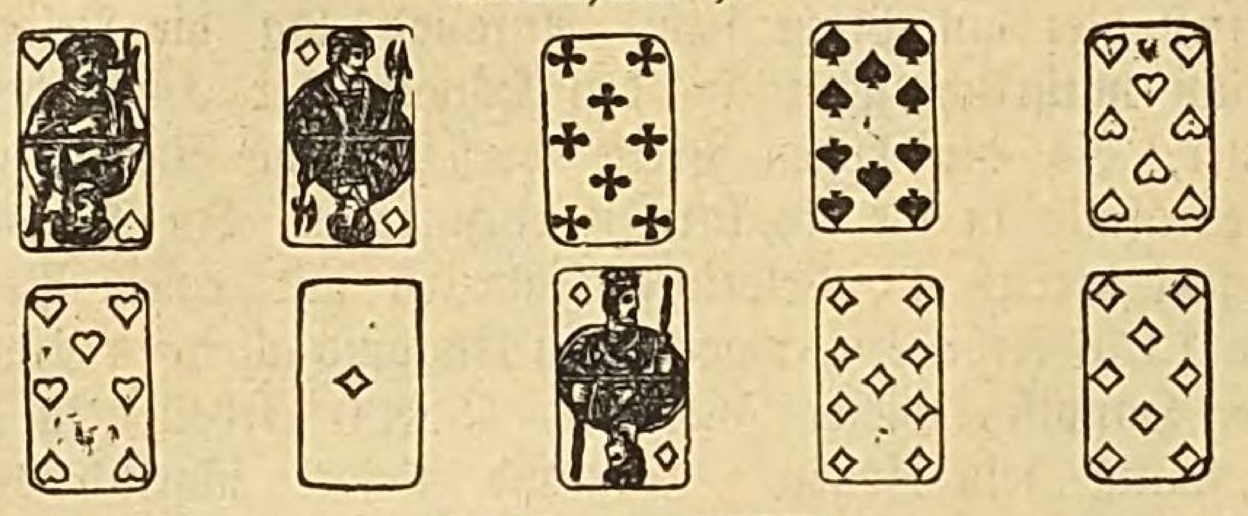
Räthsel und Spiele.

Skat-Aufgabe.

Der Spieler in der Vorhand spielt Treffe-Solo auf folgende Karten:



Mittelhand hat:



Im Skat liegt: 

Kann Spieler bei richtigem Spiel verlieren?

Kapsel-Räthsel.

Jeder der folgenden elf Sätze enthält ein Wort, das sich durch Kombination einzelner, aufeinander folgender Buchstaben ergiebt. Sind aus den Sätzen die entsprechenden Wörter richtig gefunden, so ergeben sie in derselben Aufeinanderfolge ein bekanntes Sprichwort. Wie heißt dieses?

1. Unterm italienischen Himmel gedeihen herrliche Früchte.
2. Der Leichtsinn stürzt viele Menschen ins Unglück.
3. Man wird immer gut thun, wenn man den wohlgemeinten Rath älterer Personen befolgt.
4. Das gefährdete Schiff kam an den Klippen glücklich vorüber.
5. Der Verfolgte schlich aus seinem Versteck hervor.
6. Rom, Italiens Hauptstadt, hat viele Sehenswürdigkeiten aus alter Zeit aufzuweisen.
7. Das Städtchen liegt nur wenige Meilen von hier.
8. Komm, theurer Freund, wir wollen ein Stündchen der freudigen Erinnerung weihen.
9. Man erkennt den Baum an seinen Früchten.
10. Der Weihrauch verbreitet beim Erhitzen einen balsamischen Geruch.
11. Fulda und Hanau sind Städte in Hessen-Nassau.

Logogriph.

Wie's dorten im Maschinenhaus
Mit m sich munter dreht!
Doch wenn ein e anstatt des m
In seinem Herzen steht,
Beweise stets es gern auf's Neue
Dir seine Freundschaft, seine Treue!

Rebus.



Auszählungs-Räthsel.

s	s	n		d	d	d		z	r	n
d		n		e		e		l		e
e		n		d		ü		a		r
e		n	i	t		e	u	e		s
ä										ü
d		a	t	i		l	u	t		ei
u		n		e		s		t		z
e		s		i		l		h		r
ch	b	n		e	u	t		a	t	s

Die in vorstehender Figur enthaltenen Buchstaben ergeben einen bekannten Kernspruch aus Schillers „Wilhelm Tell," wenn man fortgesetzt den siebenten Buchstaben so lange abzählt, bis jeder der vorhandenen als siebenter an die Reihe kam, und wenn man alsdann aus der Reihenfolge der ausgeschiedenen Buchstaben die entsprechenden Wörter bildet.

Anagramm.

Ein fröhliches Völkchen locke ich
Hinaus in die Berge und Gärten;
Rückwärts: bürdest Du Lasten mir auf,
Mir und den armen Gefährten.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 35.

Füll-Räthsel.

m	e	i	b	o	m
d	o	l	l	a	r
s	u	s	d	a	l
b	o	r	k	u	m
p	i	l	l	a	u
d	e	s	s	a	u

Madrid — Moskau.

Permutations-Aufgabe.

1. Rega, 2. Eifel, 3. Liste, 4. Isere, 5. Elis, 6. Flachs, 7. Palme, 8. Furcht, 9. Eisen, 10. Indra, 11. Lenau, 12. Ernst, 13. Reno. Reliefpfeiler.

Quadrat- und Kreis-Problem.

Man sucht zuerst den Buchstaben, welcher in der senkrechten Abtheilung steht, wo nur ein Quadrat darin enthalten ist. Alsdann denjenigen, welcher in der Abtheilung steht, wo zwei Quadrate darin enthalten sind u. s. f. Die Auflösung der oberen Buchstaben heißt: Zufriedenheit.

Bei den unteren Buchstaben ist das Verfahren dasselbe wie oben, nur sind hier statt der Quadrate Kreise. Die Auflösung ist: Nikolaus Lenau.

Homonym. Rügen.

Rebus. Intendantur.

Silben-Räthsel.

1. Julius, 2. Offenbach, 3. Haïti, 4. Archangel, 5. Nebel, 6. Nicolai, 7. Einhorn, 8. Salzburg. — Johannes Schilling.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 37 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 9. September 1888

Schwester Beata.

Von Konrad Telmann.

Schluß.

„Wenn ich die Contessina in Scherz und Necken gefragt habe," fuhr Sor Andrea fort, „ob sie nicht lieber für immer bei den frommen Schwestern geblieben wäre, dann hat sie mehr als einmal erwiedert — und ich seh's noch, wie sie dabei zusammengeschaudert ist, Herr —: „Lieber sterben, Padre Andrea, obgleich es eine so große Sünde ist, sich selber den Tod zu geben!"

Und nun, Herr — aber ich will es kurz zu Ende bringen, wie es geschah. Weil die Contessina immer gar so allein war, nahmen sich die adligen Familien drunten in der Stadt ihrer an, und die Principessa war's natürlich zufrieden, daß sie Besuche dort machte und empfing. Wer bei den Fonteguerra's wieder einmal auf Urlaub weilte, das wußte sie wohl nicht, denn sie nahm es, wie gesagt, äußerst streng mit ihren Gattenpflichten, und nie hat die leiseste Verbindung mehr zwischen dem Marchese Edmondo und ihr bestanden; aber wenn sie es gewußt hätte, sie hätte schwerlich etwas gefürchtet. Denn wie sie selber dem Manne treu geblieben war, dem sie innerlich angehörte, so wäre auch nie ein Zweifel an seiner Treue und Beständigkeit in ihrer Seele aufgestiegen. Sie wartete auf ihn, und sie wartete geduldig; aber die Möglichkeit, daß sie vergeblich warten könne, kam ihr niemals. Und dann starb der Principe. Sein Tod kam eines Tages ganz unerwartet und war eine Erlösung von schier unerträglich gewordenen Qualen. Was Wunder, wenn die Principessa nun frei aufathmete? Sie hatte ihre Pflichten getreu erfüllt; mehr durfte der strengste Richter wohl nicht von ihr verlangen. Und nun beherrschte sie voll und ganz der Gedanke an ihr eigenes Glück, an dies Glück, das sie sich verdient zu haben meinte durch die höchsten Opferthaten, deren ein schwaches Menschenkind nur irgend fähig ist, an dies Glück, dessen Traumgebilde sie aufrecht erhalten hatte in Kampf, Noth und Verzweiflung, an das sie gedacht, und zu dem sie emporgeschaut in allen den schweren und düsteren Jahren, wie zu dem Segen der himmlischen Jungfrau, der ihr winkte.

Und nun, Herr, nun kam die Contessina Clelia und trat vor sie hin, ein junges, blühendes, lachendes Menschenkind vor die ernste Frau in den schwarzen Trauergewändern, die da so lange vor der Zeit gealtert war — eben um dieses Kindes, um der Contessina willen — und sagte ihr mit strahlenden Augen, es solle nun auch wieder Glück und Freude in den alten Palazzo Pampaloni einziehen, wo jetzt Trauer herrsche, und sie, die Principessa, solle sich mit ihr freuen, denn es habe sich Einer gefunden, der habe sie lieb, sie, die Contessina Clelia, und wolle sie zu seiner Frau machen und sei der Beste und Herrlichste unter den Männern.

Muß ich es Ihnen noch ausdrücklich sagen, Herr? Der Marchese Edmondo war's, der sie zum Weibe begehrt hatte. Der alte Principe lebte ihm wohl zu lange, und er glaubte nicht daran, daß es nun wirklich zu Ende mit ihm gehen würde. Vielleicht meinte er auch, die Principessa sei inzwischen nun doch zu alt oder zu verblüht für ihn geworden; oder er hatte die alte Liebe eben vergessen und eine neue war in ihm aufgewacht und emporgewachsen im Anblick unserer holdseligen Contessina, — was weiß ich? Sie haben ja auch behauptet, er hab' es für ehrenrührig angesehen, wenn er arm, wie er war, nun als Gatte der jungen Wittwe über das große Vermögen des verstorbenen Principe hätte frei verfügen wollen, — denn das fiel der Principessa laut Testament zu, weil keine direkten Nachkommen vorhanden waren, — und er habe es nicht gewollt, daß alle Welt ihm nachredete, er heirathe eine reiche Wittwe, eben um ihres Reichthums willen, was ja nahe genug lag.

Nun, wie dem auch war: der Contessina hatte er noch bei Lebzeiten des alten Principe die Ehe versprochen, und die Contessina war verliebt in ihn, wie nur je so ein junges, lebensfrisches, sonniges Geschöpf verliebt gewesen ist in einen schmucken, stattlichen, leidenschaftsglühenden Mann, der ihr's mit tausend Verheißungen und Schwüren ins Ohr geflüstert hat, wie er sie anbete, und daß er lieber hundertfachen Tod erleiden wolle, als ihr entsagen. Und das erzählte sie Alles der Principessa und meinte, die müsse mit ihr jubeln und jauchzen. Die aber sah sie lange starr an, als ob sie da eine Geschichte erzählen höre, die ihr das Blut in den Adern zu Eis gerinnen lasse, und es schien alles Leben aus ihr zu entweichen. Dann jedoch stieß sie einen Schrei aus, — Herr, einen Schrei, wie ich ihn all' meine Lebtage nicht gehört, auch nie wieder hören möchte, und wenn ich mir die ewige Seligkeit dadurch erkaufen könnte; es war ein Schrei, als wenn damit zugleich etwas in ihr zerrisse und zersprengt würde, ein Schrei, so voll von jähem Entsetzen und von banger Todesqual, daß er mir heute noch in der Seele nachgellt. Und dann, — dort unten im Vestibül war's, Herr, und ich stand draußen an die Balustrade gelehnt und beaufsichtigte die Arbeiter, die den Blumenschmuck für das Gruftgewölbe erneuern sollten, in der wir den

alten Principe beigesetzt hatten. — Dann ist sie, die Principessa, vor ihrer Schwester auf die Knie niedergefallen und hat ihr Alles erzählt, wie es mit ihr und mit dem Marchese gewesen ist, und hat sie angefleht, — ach, mit welchen Worten, Herr, und mit welchen Thränen angefleht! — und hat gerungen mit ihr in Schmerz und Verzweiflung, daß sie ihr den Mann nicht rauben solle, der seit Langem ihr und ihr allein gehöre, und den sie sich erkämpft habe durch so viel Jahre der Qual und der Selbstaufopferung. Gebeten und gebettelt hat sie, Herr, und es war eine Stunde, die selbst einem dritten Unbetheiligten das Herz brechen konnte. Und nun gar der Contessina! Die ein Herz hatte, wie Wachs, und die an ihrer Schwester hing, wie nur je ein Mensch am andern, und die nun erfahren mußte, daß die Schwester damals dem Drängen des Vaters nur nachgegeben und den Principe geheirathet hatte um ihretwillen, — um ihrer Zukunft, um ihres Glückes willen! Und daß sie all die Jahre gehofft und geharrt auf die Stunde, wo sie frei sein würde, und nur im Hinblick auf diese Stunde all das Schwere und Traurige getragen hatte, das sie sonst hätte zu Boden drücken müssen. Und nun dieser Schwester die letzte Lebenshoffnung und das einzige Glück rauben, das wie ein Stern in allen ihren dunklen Nächten geglänzt hatte, — nein! Das brachte sie nicht über sich, lieber wäre sie gestorben, um die Schwester nur von der schlimmen Nebenbuhlerschaft zu befreien. Und das sagte sie ihr auch, und keine Thräne stand ihr an der Wimper dabei, nur ganz fahl und blutlos sah sie aus im Gesicht, und man hätte meinen können, sie wäre gleich um ein Jahrzehnt und mehr gealtert. Und sie hob die Schwester auf und warf sich ihr an die Brust und rief ihr zu: „Ja, ja, Du sollst ihn haben, und er war ja schon Dein, noch ehe ich ihn zum ersten Male gesehn; wie könnt' ich ihn Dir streitig machen?"

Und die Beiden hielten sich in den Armen, als ob sie sich nie wieder loslassen wollten. Nun, Herr, dann schlich ich mich fort und hätt's nicht länger ausgehalten, bei dem Allen Zeuge zu sein. Und es konnte jetzt ja auch noch gut werden, denn die Contessina war sehr jung, nicht viel mehr, als ihre sechzehn Jahre alt, und mochte leicht ihren ersten Liebestraum vergessen. Mir aber war das Gemüth bedrückt, und ich konnte die Ahnung nicht loswerden, daß Alles doch ein schlimmes Ende nehmen werde.

Anfangs ließ es sich freilich an, als hätt' ich mich getäuscht und ich sähe zu schwarz. Der Marchese mochte sich ja auch wohl schämen wegen seines Wankelmuths und daß er der ehemaligen Geliebten hatte das Wort brechen und die jüngere Schwester an ihrer Statt freien wollen, nun die Principessa ledig war und der Vereinigung mit ihr nichts mehr im Wege stand. Auch war sie ja immer noch schön, so sehr sie auch gealtert hatte. Und vor Allem kam hinzu, daß die Contessina ihm geschrieben hatte, sie liebe ihn nicht mehr, und es sei Alles eine Selbsttäuschung gewesen und er möge sich sein Glück anderwärts suchen, denn sie könne und wolle nimmer die Seine werden. Ob er das wirklich geglaubt oder den wahren Zusammenhang der Dinge geahnt und sich im Bewußtsein seiner Schuld gefühlt hat, davon weiß ich nichts. Aber gewiß ist, daß er alsbald hier im Palazzo erschien, und er sah noch immer so schön und stattlich aus, wie damals, nur noch männlicher war er geworden, recht wie geschaffen, um ein Frauenherz zu berücken, — und daß er und die Principessa schnell wieder ins Reine gekommen sein mußten; denn es währte nicht lange, da sah man sie Arm in Arm hier durch die Laubgänge des Parks wandern und zusammen flüstern und sich verliebte Blicke zuwerfen und sich küssen; er mochte wohl um Verzeihung gebeten haben, und die war ihm gewährt worden — wie gern! Alle Welt hielt die Beiden bald für ein Brautpaar und wußte, sie würden Mann und Weib werden, sobald nur die Trauerzeit vorüber war.

Die Contessina aber hielt sich immer verborgen, wenn der Marchese kam, und das mochte ihm wohl recht sein. Vielleicht, wenn sie ganz abgereist wäre! — Aber wer will das sagen? Es ist ja auch möglich, daß die Contessina es nicht über sich brachte, und daß es ihr eine schmerzliche Wollust bereitete, den Mann wenigstens noch zu sehen, den sie so lieb gehabt hatte. Denn daß ich sie eines Abends, als der Marchese mit der Principessa Arm in Arm drüben durch den Kastaniengang lustwandelte, hinter der Kirschlorbeerhecke gewahrt habe, wie sie mit großen, brennenden Augen nach dem Paar hinüberstarrte, das könnt' ich beschwören, und als sie meiner ansichtig ward, da lief sie davon, das Antlitz wie mit Feuer übergossen, und drei Tage lang hab' ich sie dann nicht mehr zu Gesicht bekommen.

Nun, wie dem auch ist, Herr, was kommen sollte, das ist gekommen. Als der Marchese eines Tages hier war, während die Principessa in Erledigung wichtiger Rechtsgeschäfte, die mit dem Nachlaß zusammenhingen, sich auswärts befand, — hatte sie es ihn nicht rechtzeitig wissen lassen, oder kam er trotzdem und wohl gar gerade deshalb? — da stieß er mit der Contessina zusammen. Und er muß wohl ein Zauberwort gehabt haben, Herr, daß er sie zwang, zu bleiben und ihm Rede zu stehen, weil sie sonst doch vor ihm nun noch eiliger hätte weglaufen müssen, als früher. Denn geblieben ist sie. Was die Beiden mit einander geredet haben, weiß ich nicht. Nur daß die Contessina danach verweinte Augen hatte und der Marchese seinen Schnurrbart biß und aussah, als hätt' er am liebsten mit seinem Pallasch wüthend um sich geschlagen und alles Lebendige getödtet, was ihm nur irgend in den Weg kam. Um es aber kurz zu machen: ein paar Tage später traf die Principessa, als sie wieder von einer Fahrt in die Stadt, wo sie bei Gericht zu thun gehabt, heimkam, die Beiden unvermuthet bei einander. Da mochte wohl eine fürchterliche Angst in ihr aufsteigen. Denn wenn sie die Beiden auch bei keinerlei Liebkosung überrascht hatte und ihnen nichts hätte vorwerfen können, so begriff sie doch, daß sie den Mann, den sie liebte, nie würde voll und ganz besitzen dürfen, so lange ihre Schwester in der Nähe sei, und daß hier eine stete Gefahr für sie hereindrohe, welche ihr keine ruhige Stunde gönnen würde in ihrem ganzen Leben. Und weil sie leidenschaftlichen Herzens war und die Eifersucht wild in ihr emporflammte, und der Zorn darüber, daß die Schwester ihr Versprechen nicht gehalten und dem Marchese scheinbar nicht für immer entsagt hatte, sie harte und herbe Worte finden ließ, als der Marchese nun gegangen und sie mit der Contessina wieder allein war, kam es, daß sie die Schwester eine Wortbrüchige hieß und ihr vorwarf, sie sei darauf aus, ihr, der Principessa, die Ruhe und den Frieden und das Glück zu rauben, und das sei der Dank für Alles, was sie je und je an ihr gethan, da die Contessina doch ohne sie eine heimathlose Bettlerin sei, so wie früher, auch noch in dieser Stunde. Das traf, Herr, denn sie hatte auch das Blut der Pampaloni in ihren Adern, die kleine Contessina, und die Principessa hatte nichts gesprochen, als die Wahrheit. Das sah sie nun plötzlich wohl ein; und sei's, daß sie der Schwester eine Genugthuung gewähren wollte, die jene voll befriedigen und entschädigen mußte, sei's, daß Scham und Reue sie gepackt hielten, oder daß sie sich nur selber ebenso wie die Schwester und den von ihr geliebten Mann für immer vor der Gefahr bewahren wollte, die eine kommende, schwache Stunde ihres Herzens ja wirklich hätte heraufführen können, oder sei's gar, daß sie meinte, es könne ohnehin kein Glück mehr für sie in der Welt geben, und daß sie diesen ersten Liebestraum doch nie und nimmer würde vergessen und verschmerzen können, wie sie anfangs es wohl noch gehofft — ich weiß es nicht, Herr, und es wird uns wohl Niemand das Räthsel je lösen —: aber Tags nach jener Unterredung war die Contessina Clelia aus dem Palazzo verschwunden und hatte einen Brief an ihre Schwester zurückgelassen, in dem sie ihr mittheilte, sie wolle gut machen, was sie etwa gefrevelt, und jene für immer von jedweder Angst befreien. Man solle ihr nicht nachforschen, denn man werde sie doch nicht finden. Sie aber werde am Leben bleiben und nur der Welt absterben, in der ihr Dasein den ihr liebsten Menschen doch einzig zum Unheil gereichen könne.

Das war ein Schlag, Herr! Die Principessa begriff gleich was geschehen war. In einem Kloster wollte die Unselige sich verstecken, — verstecken wohl am meisten vor ihren eigenen Gedanken und Wünschen, die hier draußen in der Welt doch nicht hätten stumm werden wollen. Aber sie, die so mit Allem, was an und in ihr war, in die Welt gehörte, das junge, lebenslustige, holdselige, lachende Geschöpf und das Kloster! Das hätte auch der Grausamste, der Rachedurstigste nicht wünschen

und nicht zugeben können. Und nun gar die Schwester, welche trotz Allem so voll zärtlichster Liebe an diesem Sonnenkinde hing, die sollte alle ihre Opfer gebracht haben, um dies blühende Leben, das so ganz geschaffen war, Glück zu spenden und Glück zu bereiten, hinter Klostermauern begraben zu lassen! Das schien ihr unmöglich.

Und sie setzte Alles in Bewegung, um die Contessina aufzufinden und zur Rückkehr zu bestimmen. Es standen ihr ja auch einflußreiche Persönlichkeiten dabei zur Seite. Aber Sie wissen wohl, Herr: das Kloster giebt nichts so leicht heraus; und in diesem Falle mag ja auch wohl der ausdrückliche Wille der jungen Novize dazu gekommen sein, um alle Versuche und Unternehmungen fehlschlagen zu lassen. Man erfuhr nicht einmal, wohin sie sich gewandt hatte. Man vermuthete sie in Rom. Möglich auch, daß sie anfangs dort gewesen. Als aber das Prüfungsjahr vorüber war und nichts mehr daran geändert werden konnte, daß die Contessina den Schleier genommen hatte, da kam's heraus, daß sie drunten bei den Dominikanerinnen eingetreten war. Schwester Beata heißt sie seitdem. Ich habe sie nie wieder gesehen, Herr, mir hätt' es das Herz abgedrückt, die Contessina in der weißen Kutte zu erblicken; ich will lieber glauben, daß sie todt ist, und daß sie da oben wandelt, wo lauter Licht und Sonnenschein ist, — denn dahin gehört sie, — als daß ich sie mir hinter den öden, feuchten Kerkermauern denken sollte, — im ewigen Schatten. Der Herr sei ihrer armen Seele gnädig!"

Sor Andrea hatte mir diese ganze Geschichte erzählt in einem so einförmigen, müden Ton, als sage er etwas Auswendiggelerntes her; und wie es mich befremden mußte, daß er überhaupt zu mir davon sprach, ohne daß ich ihn darum gebeten hatte und ohne daß er wissen konnte, ob seine Erzählung mich zum Zuhören bereit fand, so war es mir auch oft, als ob er ganz vergessen habe, daß er zu Jemandem und zu wem er sprach. Er veränderte auch während der ganzen Zeit seine Stellung nicht, sondern verharrte immer neben mir, den einen Arm um das Säulchen des Tempels geschlungen und den Blick hinausgewandt über die im Abendduft verschwimmenden Thürme und Dächer Pistojas. Minutenlang waltete jetzt tiefes Schweigen. Ich war von Sor Andrea's schlichter Erzählung im Innersten ergriffen, vielleicht gerade, weil ich sie hier und so vernahm, und weil ich heute über das Schicksal jener jungen, schönen, vornehmen Nonne unablässig nachgedacht hatte, ein Schicksal, das mir Anlaß zu allerlei Vermuthungen und Träumereien gegeben, ohne daß ich je hatte hoffen dürfen, die Wahrheit darüber zu erfahren, und das mir nun in seltsamer Verkettung der zufälligen Umstände freiwillig enthüllt ward. Zwar war die Geschichte offenbar noch nicht ganz zu Ende. Nur daß sie für den Alten wohl ihren Abschluß erreicht hatte mit dem Dröhnen der Klosterpforte von San Domenico, die sich hinter seinem jugendlichen Liebling für immer geschlossen hatte, und daß seine Sinne stumpf geworden waren für alles Andre, was etwa noch damit zusammenhing.

Ich mochte ihn auch jetzt nach dem Ende seiner traurigen, seltsamen Geschichte so wenig fragen, wie ich ihn vorher überhaupt zum Reden aufgefordert. Da war es wiederum er selber, der, während ich schweigend in das Abendroth hinausschaute, anfing: „Sie wundern sich wohl, daß ich Ihnen das Alles so ungefragt erzählt habe, Herr. Aber sehen Sie: ich mußte einmal reden. Ob zu Ihnen, ob zu einem Andern, daran dacht' ich gar nicht. Und daß sie ein Fremder sind, der wahrscheinlich morgen schon weiterzieht und nie mehr wiederkommt, war mir gerade recht. Seit zwei Jahren hab zu Keinem davon reden mögen. Müßige Neugier hat sich gar nicht an mich gewagt. Und wenn man's so zwei Jahre mit sich herumträgt, Herr, und nie ein fremdes Gesicht sieht, und Alles so öde und still und ausgestorben um uns her bleibt, dann drängt's Einen wohl schließlich einmal unwiderstehlich, den Bann dieses Schweigens zu brechen, und man meint, man ginge sonst darunter zu Grunde. Darum nichts für ungut, Herr. Und nun können wir weiter gehen, wenn Sie so wollen."

„Eure Geschichte ist ja noch nicht beendet, Sor Andrea," fiel ich ein.

„Nicht?" Er wandte sich zum ersten Male nach mir um und sah mich mit einem traurigen, müden Blicke an. „Warum nicht?"

„Ich weiß noch nicht, ob die Principessa und der Marchese wirklich ein Paar geworden sind."

Er nickte düster vor sich hin. „Sehen Sie dort unten die Grotte, Herr?" fragte er plötzlich mit sonderbarem Ton. „Es ist eine Marmorgöttin im Bade dort abgebildet, und drüben steht ein junger Mann, der sie belauscht, und dem ein paar Nymphen zur Strafe dafür einen Hirschkopf aufsetzen. Wahrscheinlich kennen Sie das Märchen und, wenn Sie wollen, mögen Sie nachher die Grotte auch besichtigen; ich selbst gehe nicht mehr hinein, mir ist sie zu unheimlich geworden, seit jenem Tage, wo der Marchese Edmondo drinnen in seinem Blute lag —"

Ich fuhr entsetzt auf. Sor Andrea aber nickte abermals.

„Er hat sich selber das Leben genommen," sagte er kurz und bitter, „sie sagen ja: in einem Anfalle von Geistesstörung und haben ihn in allen Ehren begraben und eine Salve über seiner Gruft abgegeben. Es mag auch wohl so sein. Denn, als er von der Principessa erfahren, daß die Contessina Clelia sich in einem Kloster verborgen halte und nimmer zu befreien sei, da ist er wie verstört gewesen, und es war Alles vergebens, was die Principessa versucht hat, um ihn aufzuheitern oder doch zu trösten. Er mochte sich ja wohl sagen, daß er von vornherein nicht wie ein Ehrenmann gehandelt habe, sondern wie ein erbärmlicher Feigling; denn wenn er die Principessa geliebt hatte, hätte er nicht in ihrer Schwester dürfen eitle Hoffnungen erwecken; und wenn er sie nicht mehr liebte, so mußte er den Muth haben, es ihr zu gestehen, und durfte nicht ohne Liebe sie an den Altar führen wollen. Nun aber ward ihm klar, daß nur er die Contessina ins Kloster getrieben habe, und ich glaube, er sah auch ein, daß er nur sie geliebt habe, und er konnte und wollte das Leben ohne sie nicht ertragen und hätte ja doch keine glückliche, ja nicht einmal eine ruhige Stunde gehabt an der Seite der Principessa, die er nicht liebte, und mit dem ewigen Gedanken an die junge Nonne von San Domenico. Und eines Tages haben wir ihn in der Grotte in seinem Blute gefunden, Herr, den Revolver noch in der Linken, und in der Rechten ein kleines Bild der Contessina Clelia. Das war ja denn auch vielleicht die einzige Lösung, die ihm noch geblieben war; vielleicht dachte er auch, die Contessina werde nun den Schleier nicht nehmen, und er werde sie durch seinen Tod veranlassen, in die Welt zurückzukehren, in die sie gehörte. Die Contessina hat aber seinen Tod nicht eher erfahren, als bis sie ihr Gelübde abgelegt hatte. Und nun, Herr, ist meine Geschichte wirklich aus. Denn daß die Principessa es nach diesem furchtbaren Ereignisse hier nicht mehr ausgehalten hat, das begreifen Sie wohl ohne Weiteres. Sie wird auch wohl nie wieder hierherkommen.

Jetzt lebt sie in Florenz, in einem einsamen, alten Pallazetto, der ihrem verstorbenen Gemahl gehört hat. Sie sieht außer ihrer Kammerfrau nie einen Menschen mehr, sagt man, übt aber viele Wohlthaten und wird von Hunderten als ihre Vorsehung im Stillen verehrt. Die Leute halten sie für gemüthskrank, weil sie sich vor der Welt verschließt. Ich weiß nichts darüber. Vielleicht würden sie anders denken, wenn sie Alles erführen. Hier ist es ganz still und todt geworden, und die Blumen blühen für Niemanden mehr, und die Büsche und Bäume wachsen unmerklich fort, ohne daß ein Lebendiger daran seine Freude hat. Wir arbeiten und wissen nicht für wen? Aber es wird spät, Herr und ich habe Sie lange aufgehalten. Da läutet's schon zum Ave. Lassen Sie uns gehen!"

Er hatte den Hut herabgenommen und vor die Brust gedrückt, um seine beiden Hände darüber zu falten, während das Aveläuten durch die linde Frühlingsluft zu uns herüberscholl. Der Abendwind spielte mit seinem grauen Haar, während er andächtig die Lippen bewegte. Mir war's selber, als müsse ich beten....

Ueber Doppel-Empfindungen.

Von Dr. med. Julius Lang.

Empfindung ist das Bewußtwerden eines Zustandes unseres Ichs und zwar das Innewerden der Veränderung dieses Zustandes, des Ueberganges von einem in den andern. Also nicht die gleichförmig unterhaltene Erregung ist es, die als Empfindung sich geltend macht, sondern nur die Oscillationen, das Hin- und Herpendeln zwischen zwei entgegengesetzten Zuständen, der fortdauernde Wechsel zwischen Erregung und Ruhe. Daraus wäre zu schließen, daß Empfindungen, die während längerer Zeit anhalten, z. B. das Sehen eines Lichtes oder das Hören eines Schalles, sich zusammensetzen aus einer Anzahl von solchen feinen Impulsen, die durch Pausen von einander getrennt sind.

Die erste Veranlassung zu jeder Empfindung bildet ein äußerer Sinnesreiz, durch den die überall auf der ganzen Körperoberfläche verbreiteten Nervenendigungen in einen Zustand der Erregung versetzt werden. Dieselbe pflanzt sich, wie man annimmt, wellenförmig, längs der Nervenbahnen bis zur Endstation derselben, dem Gehirn, fort, hier das Bewußtsein des Ueberganges der Ruhe in Bewegung hervorrufend, das wir eben Empfindung nennen. Der Bewegungsvorgang selbst ist ein rein psychischer, eine fortlaufende Einwirkung eines Atoms auf seinen Nachbar; der Uebergangsmodus der letzten Atomschwingung in den physischen Vorgang der Empfindung ist unergründbar und wird es wohl auch ewig bleiben. Man weiß eben nur, daß die Empfindung in der That ein psychischer Vorgang ist und als solcher ein Produkt desjenigen Organes, das man als den Sitz der Seele anzusehen gewohnt ist, des Gehirnes nämlich. Auch der Zusammenhang zwischen der Qualität der Empfindungen und der Natur des äußeren Reizes ist in tiefes Dunkel gehüllt. So wissen wir nicht, warum die Luftschwingungen das eine Mal als Licht, ein anderes Mal als Schall empfunden werden, warum diese Lichtwellen grün, jene blau erscheinen, warum jene Substanz auf die Geschmacksnerven den Eindruck des Sauren macht, diese aber bitter schmeckt.

Da die Empfindungen durch die äußeren Sinne vermittelt werden, so ist es am zweckmäßigsten, eine Klassifikation jener nach den Sinnesorganen vorzunehmen, wonach man also zu unterscheiden hätte: Gesichts-, Gehörs-, Geruchs-, Geschmacks- und Gefühlsempfindungen, letztere noch als Tast-, Druck-, Temperatur- und Schmerzempfindungen. Man unterscheidet auch zwischen Empfindung im engeren Sinne und Wahrnehmung, letztere als ein gesteigertes Empfinden in dem Sinne auffassend, daß wir durch dieselbe erst von dem Wesen des empfundenen Reizes unterrichtet werden. Wir sprechen von Licht-, Gehörs- und anderen Empfindungen, aber wir nehmen wahr ein rothes Licht, einen Menschen, das Rollen des Donners, den Duft der Blume, Kälte und Wärme.

Die einzelnen Empfindungsklassen, wie Farben, Töne, Gerüche, sind nun aber von einander ganz unabhängig; sie bestehen nur neben einander, bilden aber kein geschlossenes System. Aus der Wahrnehmung von Lichtwellen z. B. ist noch keineswegs der Schluß berechtigt, daß es auch Schallwellen gäbe, ebensowenig, wie der Geschmack des „Sauren“ vermuthen läßt, daß auch „Süßes“ in der Welt vorhanden sei. Erst die Erfahrung ist es, die Aufschluß giebt über die physiologische Funktionsfähigkeit der anatomisch gegebenen Sinnesorgane und die zwischen den einzelnen Empfindungskreisen gleichsam die Verbindungsbrücke bildet.

Weil also die Empfindungen kein in sich abgeschlossenes System bilden, so ist es immerhin denkbar, daß die uns durch die Sinne übermittelten Empfindungsgebiete nicht die allein existirenden seien, sondern daß es Organismen gebe, vielleicht noch mit einem anders gearteten Sinne begabt und dadurch befähigt, auch noch andere Arten von Empfindungen in sich aufzunehmen, von deren Wesen wir natürlich nicht die leiseste Vorstellung haben. Obgleich nun die Natur dieses Gegenstandes wegen seines metaphysischen Beigeschmacks nur zu geeignet ist, die Gelehrtenwelt von jeder diesbezüglichen experimentellen Forschung abzuschrecken, so ist dennoch durch diese anscheinend unübersteigbare Barrière der Eifer der wissenschaftlichen Untersuchung und Beobachtung keineswegs lahm gelegt worden, und gerade die neueste Zeit hat einige interessante Thatsachen zu Tage gefördert, die, wenn auch weit davon entfernt, uns etwa die Welt der Empfindungen zu erweitern, doch auf diesem Gebiet einen kleinen Fortschritt aufweisen.

Der bekannte Psychophysiker Fechner war der erste, der die Beobachtung machte, daß, hauptsächlich bei Musikern, mit dem Aussprechen von Vokalen sich die Vorstellung gewisser Farben verband. Ueber das Vorkommen dieses eigenthümlichen Phänomens hat derselbe ein nicht unerhebliches statistisches Material zusammengetragen. Die sich anschließenden Untersuchungen anderer Forscher förderten merkwürdige Dinge zu Tage, über die ein kurzer Ueberblick vielleicht interessiren dürfte.

Es giebt Individuen, bei denen ein einfacher Sinnesreiz eine doppelte Sinnesempfindung hervorruft. In den meisten Fällen sind es Licht- oder Farbenbilder, die sich gleichzeitig mit der Wahrnehmung von musikalischen Tönen oder auch bloßen Geräuschen einstellen. Der Vorgang spielt sich derartig ab, daß beim Anhören oder selbstständigen Erzeugen von bestimmten hohen oder tiefen Tönen eine bestimmte Farbe wahrgenommen wird, etwa in der Weise, wie nach einem Blick in die Sonne nun die komplementäre Farbe vor unseren Augen schwebt. Die Erscheinung wiederholt sich jedesmal, wenn diese bestimmten Töne oder Geräusche das Ohr treffen. Ebenso tritt sie auch auf beim Anhören, oder selbst nur bei der Vorstellung einzelner Vokale, wie sie z. B. während des Lesens gegeben ist. Meist werden mit den Vokalen a, e, i hellere, mit o, u dunklere Farben wahrgenommen. Durch den Geruchs-, Geschmacks- oder Gefühlssinn werden diese sogenannten sekundären oder Doppelempfindungen seltener hervorgerufen. In einem von dem Augenarzt Hibbert sicher beobachteten Falle traten Farbenvorstellungen nur auf bei unangenehmen Geruchs- oder Geschmacksempfindungen, wahrscheinlich, weil durch solche eine stärkere psychische Erregung zu Stande kommt. So brachte der Genuß eines bestimmten Bieres die Mitempfindung der Farbe braun, der einer anderen Biersorte die von grau zu Wege. Der Geruch junger Hunde erregte die Farbe braun, der von altem Käse ein Braungrün, während der Geschmack solchen Käses mit der Empfindung von gelb associirt war. Schwache Geschmacks- und Geruchseindrücke erregten hellere Farbennüancen, stärkere waren mit dunkleren verbunden. So z. B. wurde das durch den Geruch des jungen Hundes angeregte Braun bedeutend heller, nachdem der Hund gebadet, die Intensität seines Geruches also abgeschwächt war. Bei derselben Person, einer sehr musikalischen Dame, rief auch noch das Anhören mancher Melodien die Vorstellung von unbekannten Personen hervor, und umgekehrt trat beim Anblick von Personen zuweilen die Gehörsempfindung von unbekannten Melodien auf. Alle diese Erscheinungen sollen im Kindesalter stärker gewesen sein und erst im Laufe der Jahre an In- und Extensität abgenommen haben.

Subjektive Farbenperceptionen sind allerdings schon früher als vollkommen physiologische Erscheinungen beschrieben worden. Ein Experiment, das Jeder an sich selbst vornehmen kann, und das bei einiger Uebung auch den Meisten leicht gelingt, ist folgendes: Blickt man längere Zeit auf eine weiße Fläche, so zeigen sich bei Einwirkung von hauptsächlich Gehörs- oder Geschmacksempfindungen, farbige Flecke oder Streifen, die nach Aufhören des primären Sinnesreizes langsam verblassen, endlich ganz verschwinden. Als wissenschaftliches Versuchsobjekt und als eine bei vielen Personen sich vorfindende pathologische Erscheinung sind diese Vorkommnisse erst in jüngster Zeit, seit einem Jahre etwa, gewürdigt worden.

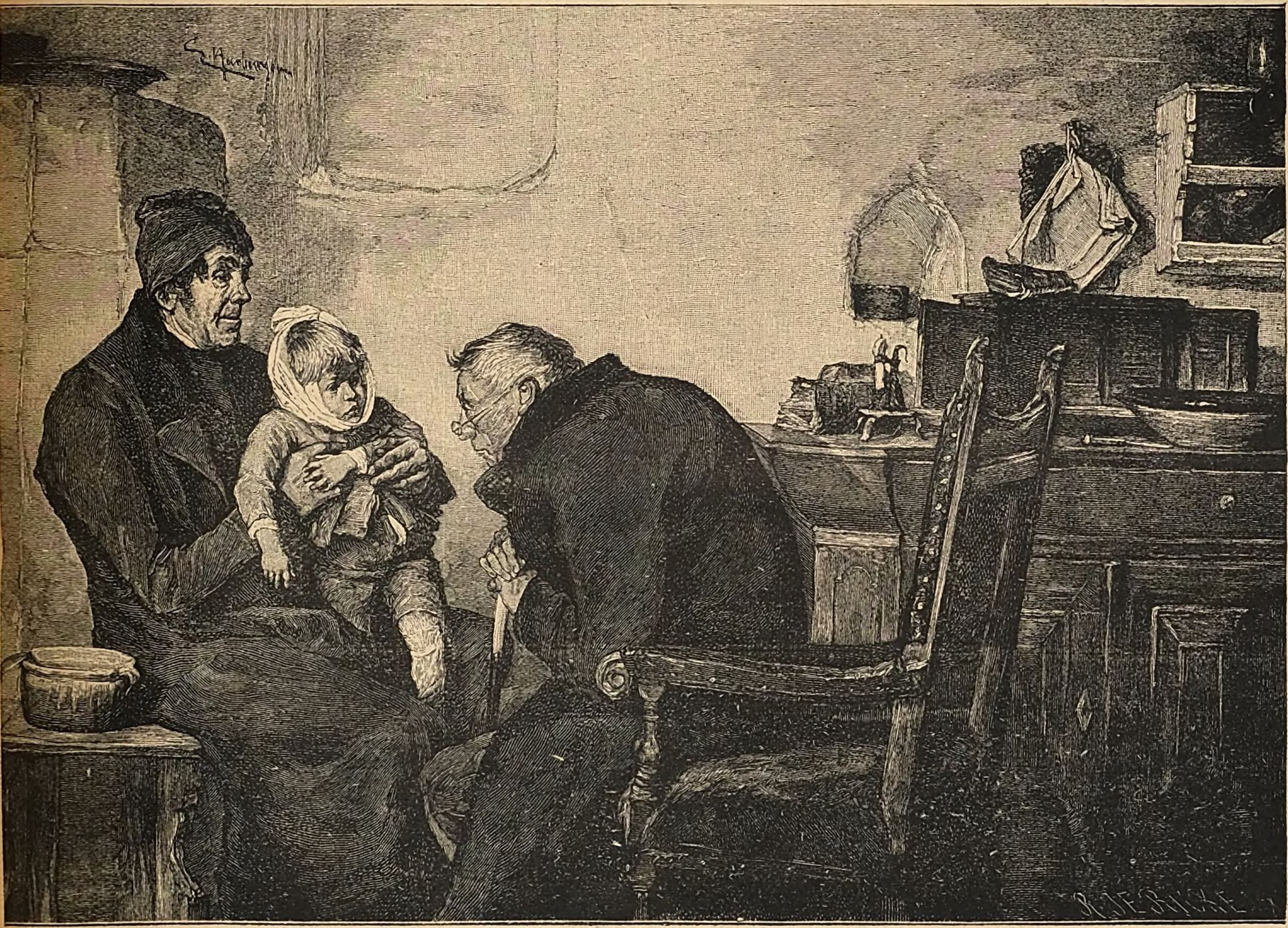
Daß optische Phänomene, Licht und Farbenwahrnehmungen, auch umgekehrt von Gehörsempfindungen, wie leises Klingen oder Sausen, begleitet sind, ist ebenfalls, wenn auch seltener, beobachtet. Auch giebt es Personen, die Farben mit Zahlen oder den Wochentagen in Verbindung bringen, bei denen also z. B. die Zahl 5 mit der Vorstellung von „Blau“, als der fünften Farbe im Sonnen-

spektrum, associirt ist, oder die Vorstellung des Dienstag die Farbe „Gelb“ zur Wahrnehmung bringt.

Merkwürdiger noch sind die Wechselbeziehungen, die zwischen den einzelnen Sinnesorganen bestehen.

Erinnert sei hier zunächst an jene längst bekannte auffallende Erscheinung, die sich bei einer nicht geringen Anzahl von Schwerhörigen findet, und die darin besteht, daß die betreffenden Personen unter der Einwirkung eines fremden, starken Schalles, z. B. während einer Eisenbahnfahrt, bei starkem Straßenlärm und dergleichen, besser hören. Dieses Phänomen ist zuerst von Willis beobachtet, und derselbe erzählt auch den Fall, daß ein Mann mit seiner Frau sich nur während eines Trommelwirbels unterhalten konnte. Man neigt jetzt zu der Ansicht, daß es sich bei solchen Personen um eine Herabsetzung der Empfindlichkeit der nervösen Elemente handelt. Die Reizbarkeit dieser wird durch die zugeführten starken Erschütterungen erhöht, so daß nunmehr auch Töne und Geräusche wahrgenommen werden, die sonst wegen ihrer Schwäche keinen Eindruck hinterlassen.

Eine ähnliche Erscheinung ist wohl die in der Neuzeit beobachtete Thatsache, daß bei manchen Personen die Farbenempfindung, selbst die Sehschärfe, durch Gehörseindrücke gesteigert wird; auch der Geschmacks- und Geruchssinn wird durch dieselben verfeinert, das Tastgefühl dagegen abgeschwächt. Umgekehrt gestaltet sich die Einwirkung der Sehempfindungen auf den Gehörssinn verschieden; in den meisten Fällen werden die Gehörsempfindungen durch Grün und Roth gesteigert, durch Blau und Gelb abgeschwächt, und dementsprechend wurden musikalische Töne durch jene Farben erhöht, durch diese vertieft. In ähnlicher Weise verhalten sich die anderen Sinnesempfindungen, die im Allgemeinen durch Licht,



Der Bauerndoktor. Nach dem Gemälde von E. Harburger.

Roth und Grün eine Verstärkung, durch Dunkel, Blau und Gelb eine Abschwächung erleiden.

Daß derartige Untersuchungen zu den subtilsten der Experimentalforschung gehören, ist einleuchtend, um so mehr, als man in manchen Fällen mit Uebertreibungssucht, selbst Simulation der Versuchspersonen zu rechnen haben dürfte. So fest nun aber auch die Thatsachen stehen, so verlegen ist man um eine Erklärung derselben. Am plausibelsten ist noch die Hypothese, die Professor Steinbrügge in Gießen aufgestellt hat. Derselbe nimmt an, daß diesen Erscheinungen Vorgänge zu Grunde liegen, die sich im Gehirn abspielen, also wirkliche cerebrale Prozesse, keine Sinnestäuschungen. Alle Nerven, sowohl diejenigen, welche die Bewegung, als die, welche die Empfindung vermitteln, sind unter einander durch Faserzüge verbunden, so daß jeder etwas intensivere Reiz, der den einen Nerv trifft, auch zugleich, je nach der Stärke des Reizes, die nähere oder weitere Umgebung affizirt. Solche in entferntere Nerven gleichsam hineingestrahlte Empfindungen oder Bewegungen nennt man irradiirte oder Mitempfindungen resp. Bewegungen. Hierher gehört z. B. das Runzeln der Stirn bei starken körperlichen oder geistigen Anstrengungen; das Kitzelgefühl im Halse bei Berührung des äußeren Gehörganges; die Mitbewegung der unteren Extremitäten bei turnerischen Exerzitien der oberen, und umgekehrt. Bekanntlich kann man sich durch den Willen von diesen Irradiationen in jedem einzelnen Falle und dann auch durch häufige Wiederholung dieses Wollens (Uebung) dauernd frei machen. Als Folge dieses Zusammenhanges der nervösen Elemente ergiebt sich nun, daß die Erregung eines Sinnesorgans auch zugleich eine Miterregung eines oder mehrerer anderer erzeugen wird, wenn der Reiz stark genug ist und eine

gewisse individuelle Disposition besteht. Der normalerweise auf ein bestimmtes Sinnesfeld beschränkte Reiz überschreitet die ihm gesteckten Grenzen und macht, die Straße der verbindenden Nervenfasern benutzend, einen Einfall in fremdes Territorium. Solche abnorme Erregungszustände benachbarter Sinneskreise im Gehirn liegen nun den Doppelempfindungen zu Grunde, und auch die Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Sinnesorganen lassen sich auf diese Weise leicht erklären.

Da diese Erscheinungen bei jugendlichen Individuen sich am stärksten bemerkbar machen, im späteren Alter aber abnehmen, so ist die Annahme berechtigt, daß denselben eine angeborene Disposition des Gehirns zu Grunde liegt. Dieselbe kann später erlöschen, die Verbindungsanomalien der Sinneseindrücke sind aber so fest eingewurzelt, daß dieselben auch in späterer Zeit bei allen Gelegenheiten, wenn auch in geringerer Stärke, zu Tage treten.

Der Bauerndoktor.

Hierzu das Bild.

Der Bauerndoktor, vulgo Bader, spielt in jedem größeren Dorfe eine Hauptrolle, auch der unserige, welcher soeben zu dem Jüngsten des Moosbauern gerufen ist, zeigt sich ganz von der Würde seines Amtes durchdrungen. Auf dem großen Lehnsessel sitzend, die Brille weit auf die Nase vorgeschoben, betrachtet er seinen kleinen Patienten, der ihn wiederum verwundert anschaut. Der kleine Mann leidet an einer geschwollenen Backe und muß nach Verordnung des alten Doktors heiße Breiumschläge machen. Solch' Mittel wirkt Wunder und wird daher auch von unserem Bauerndoktor bei allen Krankheiten im Dorfe angewendet.

Eine Erinnerung an den großen Krach.

Von E. Rügen.

Baron Scheyer hatte seinen Jugendfreund Berthal zu einem gemüthlichen Abendessen in seine Junggesellenwohnung geladen. Die Beiden hatten einander Jahre hindurch aus den Augen verloren, und der Zufall führte sie eines Tages wieder zusammen. Dieses unerwartete Wiederfinden sollte nun durch ein vertrauliches Souper gefeiert werden.

„Mache Dir keine großen Erwartungen, denn wir werden sehr einfach speisen," hatte der Baron seiner Einladung wie entschuldigend beigefügt. Aber es war doch delikat. Warme Pastetchen, Spargel, Hummersalat, ein Boeuf à la Wellington und ein böhmischer Fasan machten das „bescheidene" Menu aus. Als die beiden Herren zum Nachtische übergingen, war ihre Stimmung so gehoben, wie es ein mit Verständniß genossenes Mahl nebst mehreren Flaschen guten Rothweines voraussetzen lassen.

„Früher warst Du ein Freund von Roquefort, wie ich mich erinnere," sagte der Baron, indem er seinem Gaste den zierlichen Käseteller reichte.

„Ich bewundere Dein Gedächtniß, lieber Baron," entgegnete Berthal lächelnd. Er lächelte überhaupt oftmals, wenn häufig auch nur aus Gewohnheit. Berthal war ein Mann von Welt. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne seinen Freund „Baron" zu nennen, und vermied doch stets die ungeschickte Frage, woher dessen Adel stamme. Baron Scheyer hatte dafür wieder so viel Takt, nicht im Entferntesten wissen zu wollen, wofür seinem Freunde jener Orden verliehen worden war, dessen Bändchen so kokett aus dem Knopfloche des schwarzen Salonrockes hervorlugte. Eine Gefälligkeit ist eben der anderen werth.

„Es ist schon recht lange her, seitdem wir unsere kleinen Soupers veranstalteten," meinte Scheyer scherzend.

„Ja, wo sind die Universitätszeiten!" seufzte Berthal und lächelte wieder, aber im Stillen dachte er: Damals war er noch kein Baron; weiß der Teufel, wie er das angestellt hat.

„Du hast eine schöne Carrière gemacht," sagte Scheyer zu seinem Gaste und fügte in Gedanken hinzu: „Wie der nur zu dem Orden gekommen sein mag? er galt doch stets für einen recht mittelmäßigen Kopf."

„Lieber Baron, Du kennst nicht das Dasein von uns Büreaukraten, sonst würdest Du anders sprechen ... nein, nein, wenn ich noch einmal zur Welt käme, würde ich es wie Du machen und mein Glück an der Börse versuchen."

„Trügerischer Schein, nichts Anderes, mein Bester," vertheidigte sich Scheyer und machte mit seiner wohlgepflegten Hand eine abwehrende Bewegung.

„Ich weiß," fuhr der Gast fort, „Du hast große Verluste erlitten, aber das ist schließlich doch nur eine vorübergehende Ungunst der Verhältnisse. Morgen, übermorgen kannst Du wieder Tausende und Abertausende verdienen."

„Du urtheilst nach Aeußerlichkeiten," sagte der Baron, jedes Wort scharf betonend, und zupfte an seinen blendend weißen Manschetten, aber im nächsten Augenblick hatte er wieder seinen leichten, weltmännischen Ton gefunden. „Ich werde Dir nachher anvertrauen, wie es um mich steht, aber vorerst wollen wir noch einer Flasche den Hals brechen ...."

Eben trat der Diener mit einem silbernen Champagnerkühler ein, setzte ihn auf den Tisch und entkorkte eine der beiden Flaschen.

„Sage mir, was Du von dieser Marke hältst," sagte Scheyer und goß die Gläser voll.

Berthal brachte das Kelchglas an die Lippen und that mit der wichtigen Miene des Kenners einen kleinen Schluck. „Lieber Baron, ich mache Dir mein Kompliment, gediegen in der That."

„Nicht übel," bestätigte Scheyer das Urtheil seines Gastes und füllte die beiden Gläser aufs Neue.

„Kehren wir zu unserem früheren Gespräche zurück, Du hast mich wirklich neugierig gemacht mit jener Andeutung von vorhin," rief Berthal.

„Ja, lieber Freund," begann Scheyer und rückte seinen Sessel etwas näher heran, „ich will Dir eine Mittheilung machen, die Dich einigermaßen verblüffen wird, natürlich rechne ich auf Deine Diskretion ...."

„Selbstverständlich," schaltete der Andere ein.

Der Baron räusperte sich, nahm einen Schluck Sekt und sagte dann in dem ruhigsten Tone der Welt: „Ich bin ruinirt, vollständig ruinirt!"

„Das ist Dein Ernst nicht, unmöglich," und Berthal stellte vor Erstaunen das erhobene Glas wieder auf den Tisch, ohne es an die Lippen geführt zu haben.

„Es ist nur allzuwahr," entgegnete der Baron mit unterdrückter Stimme, „ich bin ein Bettler, und das bischen Luxus, das Du hier siehst, zählt nur noch nach Wochen."

„Ja, sage mir nur, wie dies zugegangen ist?" rief Berthal. „Ich kann es gar nicht fassen!"

„So urtheilt die ganze Welt; aber siehst Du, die Katastrophe kam so unerwartet, daß keine Zeit übrig blieb, an den Rückzug zu denken .... ich für meinen Theil habe nichts retten können, weil ich mit meinem ganzen Vermögen engagirt war ...."

„Und wie denkst Du Dir Dein zukünftiges Leben?" fragte Berthal nach einer Weile.

„Gar nicht," entgegnete der Baron in seinem geschmeidigen Plaudertone, „für mich giebt es nur einen Ausweg, und das ist eine scharfgeladene Pistole."

„Du willst doch nicht ...." rief der Gast aus und blickte seinen Freund mit großen Augen an, aus denen Erstaunen und Mitleid sprachen.

„Erschießen will ich mich, ganz richtig," ergänzte der Baron mit jener eleganten Ruhe, die ihm nichts zu rauben vermochte. „Ich habe mich Jahre hindurch an ein Wohlleben gewöhnt, das ein großes Einkommen voraussetzt; nun dasselbe fehlt, ist meine Existenz unhaltbar geworden, und ich greife zu dem unfehlbaren Mittel einer blauen Bohne."

„Ich begreife Dich in der That nicht, Georg," polterte Berthal unter dem Einflusse einer unverkennbaren Aufregung, welche ihn auch den Jugendfreund zum ersten Male bei dessen Vornamen nennen ließ. „Wie, Du wüßtest kein anderes Auskunftsmittel, als den Selbstmord? Just wie der erste beste leichtsinnige Junge, der Schulden macht und nachher den Kopf verliert!"

„Verschwende nicht Deine Ueberredungskunst," meinte der Baron mit spöttischem Lächeln, „der Entschluß, den ich gefaßt habe, ist unerschütterlich."

„Du sagst das so leichthin, als handelte es sich um eine Whistpartie!"

„Weshalb nicht? Es ist ja schließlich auch nichts als eine Partie... freilich mit dem ganzen Einsatze, und ich habe sie verloren."

„Warum denkst Du nicht daran, Dich einzuschränken und Deinen veränderten Verhältnissen entsprechend zu leben?" begann Berthal aufs Neue. „Entlasse Deinen Koch und Deinen Diener, nimm eine kleine Wohnung, trenne Dich mit einem Worte von einem Luxus, der nicht länger für Dich paßt!"

„Lieber Freund, das geht nicht," versetzte der Baron gleichmüthig, „wenn man die Hälfte seines Lebens vornehmen Gewohnheiten gefröhnt hat, kann man sich nicht eines schönen Tages urplötzlich davon lossagen. Siehst Du, in diesem Punkte denke ich wie die alten Griechen und Römer, die sich den Dolch in die Brust stießen oder den Giftbecher leerten, um sich der Demüthigung zu entziehen."

„Holen wir keine Beispiele aus der Geschichte," erwiederte Berthal. „Du bist weder ein geschlagener Feldherr, noch ein seines Thrones beraubter Fürst, sondern ein verkrachter Börsianer, der mit Leichtigkeit eine neue Existenz finden kann, sobald er hierzu den festen Willen besitzt."

„Was Du da sagst, ist Alles sehr schön," versetzte der Baron, „aber es wird mich dennoch nicht von meinem Entschlusse abbringen, der sich an dem Tage erfüllt, an dem ich meine letzte Tausendguldennote wechseln lassen werde... Und nun sprechen wir nicht länger über diesen Gegenstand, denn er verdirbt unsere Laune...."

Der Baron füllte die beiden Gläser neuerdings mit Sekt und begann über Alltägliches zu reden, wobei er den heitersten Ton der Welt anschlug.

„Wie lange hältst Du Dich hier in Wien auf?"

„Bis zur nächsten Woche, dann trete ich eine Inspektionsreise an, die mehrere Monate in Anspruch nehmen wird."

„Wohin?"

„Nach den Küstenländern."

„So, so, das Leben in der Provinz muß doch recht eintönig sein," meinte der Baron, nur um etwas zu sagen, denn die Konversation drohte jeden Augenblick völlig einzuschlafen. Es hatte eine Mißstimmung Platz gegriffen, welche sich nicht verscheuchen ließ, und nach einer Weile erhob sich daher Berthal, um seinem Freunde Adieu zu sagen.

„Lieber Georg, ich hoffe Dich bei meiner Rückkunft in Wien im besten Wohlsein anzutreffen," und Berthal drückte die Hand des Barons, um dessen Lippen ein vielsagendes Lächeln spielte.

„Lebewohl und reise glücklich!" erwiederte er und geleitete seinen Freund nach der Thüre, dann schüttelten sie sich noch einmal die Hände und trennten sich.

„Wahrscheinlich für immer," dachte Berthal, während er die Treppe hinabstieg, und er fühlte ein echtes Mitleid, aber dann mengten sich wieder andere Empfindungen darunter.

„Ja, so geht es, wenn die Menschen zu hoch hinaus wollen," sprach Berthal auf dem Heimwege zu sich, „diese Sucht, den großen Herrn zu spielen, ist schon Manchem theuer zu stehen gekommen. Dienerschaft halten, im Wagen daherrasseln, ja das kann Jeder, unsereins muß sich Tag für Tag plagen und dennoch jeden Heller zweimal umdrehen."

Berthal war in seinem ganzen Leben nie so selbstzufrieden gewesen, wie an jenem Abend, da ihm Baron Scheyer von seiner selbstmörderischen Absicht gesprochen hatte. Er pries jetzt die büreaukratische Laufbahn, welche er eingeschlagen hatte, und die ihn davor beschützte, sich eines schönen Tages eine Kugel durch den Kopf jagen zu müssen...

❦

Monate waren vergangen, und Berthal befand sich auf der Inspektionsreise, welche sich über alles Erwarten in die Länge zog. So oft er in eine Zeitung blickte und die Ueberschrift „Selbstmord" las, zuckte er zusammen und dachte, da müsse Scheyers trauriges Ende berichtet werden, aber es waren stets Namen von fremden Leuten, die freiwillig aus dem Leben geschieden.

„Er muß doch schon seinen letzten Tausender gewechselt haben," sagte Berthal in seinen Selbstgesprächen, „freilich gehen Viele zu Grunde, von denen kein Wort in die Oeffentlichkeit dringt."

Die Erinnerung an den Baron stellte sich indeß bei Berthal immer seltener ein, und als er in die Großstadt zurückgekehrt war, schien der einstige Freund seinem Gedächtnisse entschwunden zu sein. Er betrachtete ihn eben als todt.

Wien hatte sich von den Wunden, welche der große Krach geschlagen hatte, langsam erholt. Auf der Ringstraße wogte wieder, wie ehedem, das elegante Korsovölklein auf und nieder. Reizende Frauengestalten, vornehme Männererscheinungen, Civil und Militär, Alles drängte sich bunt durcheinander. Berthal musterte den dahinziehenden Menschenstrom, plötzlich that er rasch ein paar Schritte vorwärts und rief erstaunt: „Baron, Du?!"...

„Ich selbst, wie Du siehst, lieber Berthal," entgegnete Scheyer fröhlich und schüttelte die Hand des Freundes.

„Das ist ein unverhofftes Wiederfinden," sagte Berthal, der sich noch immer nicht von seinem Erstaunen erholen konnte, „weißt Du, daß ich.... nun ja, Du wirst Dich ja an unser letztes Gespräch erinnern...."

„Du meinst den geplanten Selbstmord," lachte Scheyer, „das ist eine abgethane Sache, ich habe mir die Geschichte überlegt, vielleicht nennst Du mich wankelmüthig, aber, im Grunde genommen, hatte ich doch gar keine Veranlassung, mich armen Kerl zu erschießen."

„Mir scheint, das habe ich Dir damals schon klar zu machen versucht."

„Natürlich," bestätigte Scheyer, „man begeht keinen Selbstmord zum Vergnügen!"

„Ich freue mich, daß Du so vernünftig denkst," sagte Berthal und musterte seinen Jugendfreund mit einem flüchtigen Blicke. Die Kleidung, etwas abgenutzt, war für die strenge Witterung entschieden von zu leichtem Stoffe. „Ist Dir nicht kalt?"

„Ganz und gar nicht! Du kannst Dir nicht vorstellen, wie abgehärtet ich bin."

„Gehen wir vielleicht in ein Café, wo wir gemüthlicher plaudern können?"

„Ich muß Dir gestehen, daß ich derartige Lokale gar nicht mehr besuche, aber wenn Du gerade willst...."

Alsbald saßen die beiden Jugendfreunde bei dem duftenden Schwarzen, und Berthal zog seine Cigarrentasche hervor.

„Darf ich Dir aufwarten?"

„Du bist sehr gütig, aber ich habe mich der theuren Cigarren vollständig entwöhnt, seit ich gefunden, daß ein leichtes Kraut für gewöhnlich vorzuziehen ist."

Berthal konnte sich eines Anfluges von Lächeln nicht erwehren. Wie hatte sich doch der Mensch verändert! „Was treibst Du jetzt?" fragte er.

„Ich arbeite, das heißt ich schreibe bei einem Advokaten."

„Und wie befindest Du Dich dabei?"

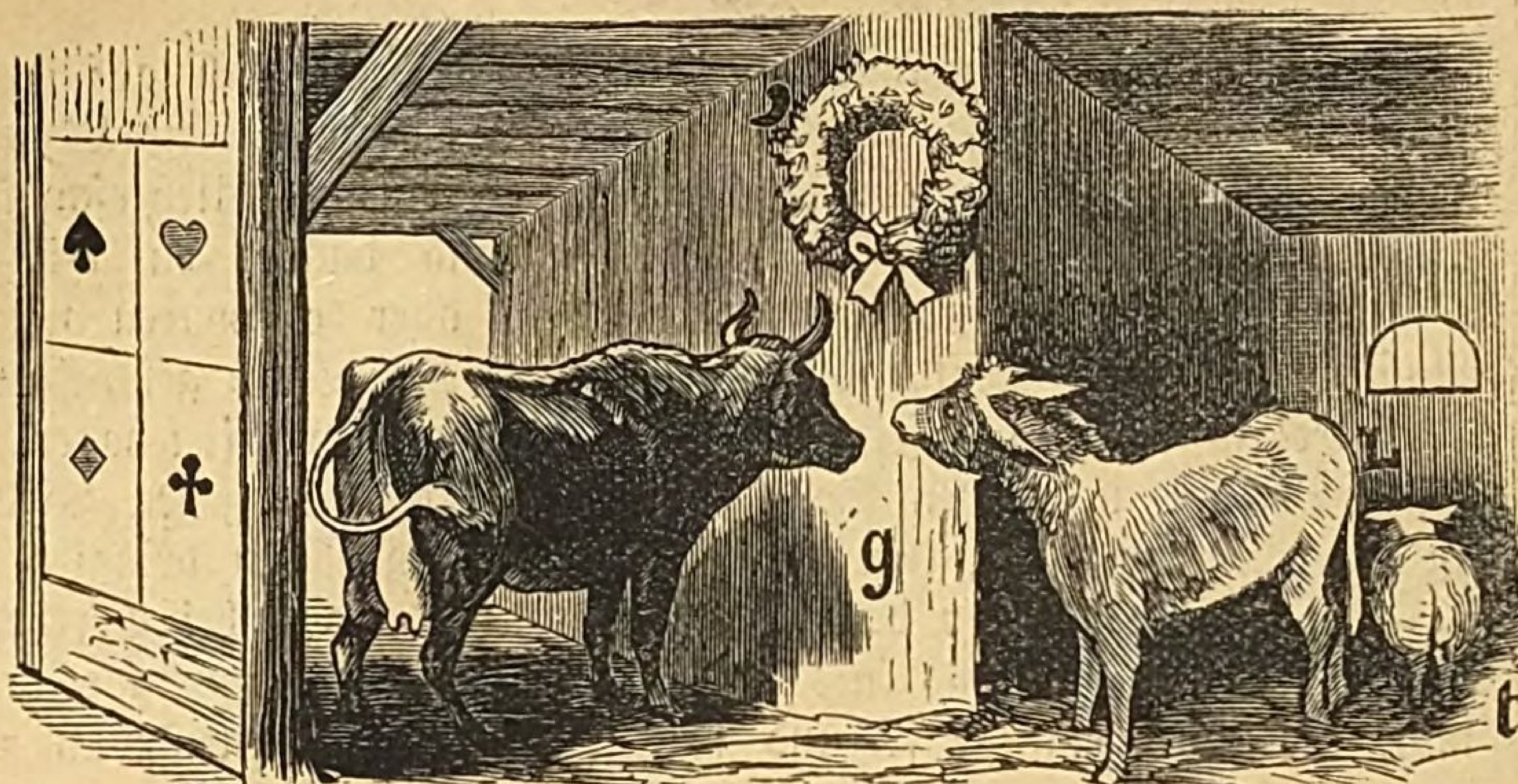
„Sehr gut," betheuerte der Baron, „ich verdiene zwar nicht gerade viel, aber ich habe bei einiger Sparsamkeit mein Auskommen."

„Du bist mit einem Worte ein Philosoph geworden," meinte Berthal sichtlich erheitert.

„Nenne mich wie Du willst, die Hauptsache bleibt doch, daß ich zufrieden bin."

Räthsel und Spiele.

Rebus.



Räthsel.

Der Heimath, der ich lange fern,
Dacht' ich in Lieb' und Treue gern.
Wo mich auch warf das Schicksal hin,
Fest hielt ich ihre Zwei im Sinn.
Und als nach langen Trennungs-Jahren
Zur Heimath wieder ich gefahren,
Als an ihr Ganzes ich gekommen,
Fühlt ich mich sonderbar beklommen,
Fühlt mich erregt auf's tiefst' und schwerste,
Und ich gesteh': ich ward die Erste.

Füll-Räthsel.

t	l	o	a	o	i
u	i	l	r	l	d
r	v	e	d	l	e

Die leeren Felder der vorstehenden Figur sind durch die entsprechenden Buchstaben in der Weise auszufüllen, daß die vertikalen Reihen 1. eine heftig bewegte Luft, 2. eine Südfrucht, 3. ein ehemaliges Königreich, 4. ein Gebirge in Rheinbaiern, 5. ein Fahrzeug, 6. einen Fluß bezeichnen, und daß die oberste und unterste Horizontalreihe von links nach rechts den Namen einer berühmten Klaviervirtuosin ergeben.

Arithmogriph.

1, 2, 3, 4 Des Mannes Tugend ist es,
2, 4, 4, 3 Des Vaterlandes Wehr;
2, 4, 3, 4 Einst eine Gottheit war es,
3, 4, 2, 4 Wie munter springt's einher.

Das magische Schild.



Wie müssen die Gegenstände in diesem Schilde zusammengestellt werden, daß die dritten Buchstaben derselben von links nach rechts gelesen den Vor- und Zunamen eines berühmten deutschen Dichters ergeben.

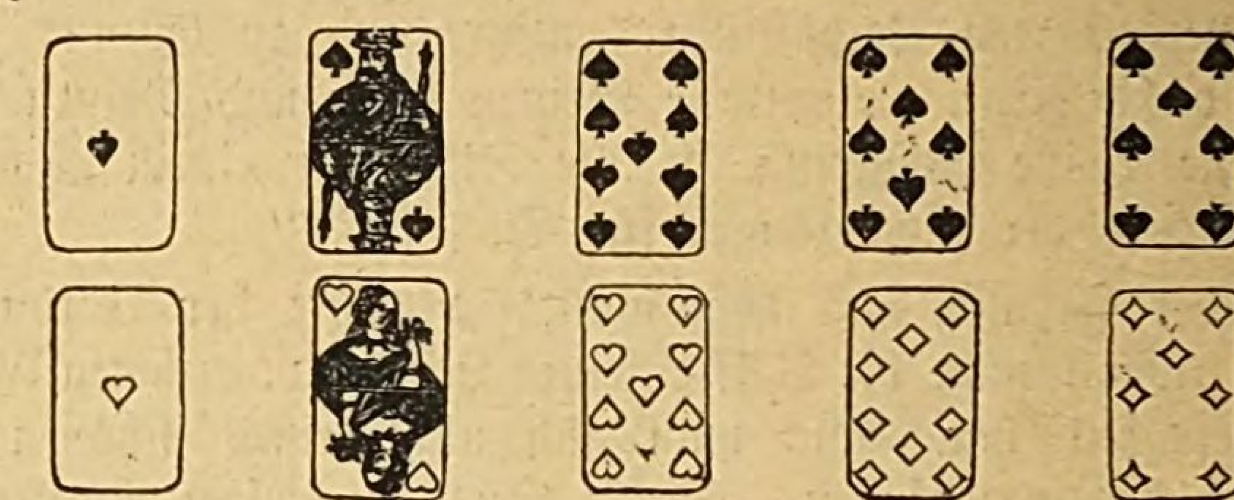
Homonym.

Alle kommt auf's Deck zusammen:
Feuerströme sich ergießen,
Und der Himmel steht in Flammen,
Und die Strahlenbündel schießen.
Welch' Entzücken einem Maler,
Der es trunk'nen Auges säh! —
Doch was sag' ich? — Jeder Maler
Hat's in seinem Atelier.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 36.

Skat-Aufgabe.

Ja! Das Spiel muß verloren gehen. Hinterhand hat folgende Karten:



Gespielt wird:

		Vorhand	Mittelhand	Hinterhand	
1.	Stich	1. Trefle-Junge	2. Trefle-Sieben	3. Pique-Sieben	+ 2
2.	„	1. Pique-Junge	2. Careau-Junge	3. Pique-Acht	+ 4
3.	„	1. Trefle-Sieben	2. Coeur-Junge	3. Careau-Zehn	— 12
4.	„	3. Pique-Dame	1. Pique-Zehn	2. Pique-As	— 24
5.	„	2. Trefle-Zehn	3. Coeur-Sieben	1. Pique-König	+ 14
6.	„	1. Coeur-Zehn	2. Coeur-Acht	3. Coeur-Neun	+ 10
7.	„	1. Trefle-Neun	2. Careau-Acht	3. Carean-Sieben	—
8.	„	1. Trefle-König	2. Careau-Neun	3. Pique-Neun	+ 4
9.	„	1. Trefle-Dame	2. Careau-König	3. Coeur-Dame	+ 10
10.	„	1. Coeur-König	2. Careau-As	3. Coeur-As	— 26

Die Aiden haben mit 62 Points gewonnen. Spielt Spieler beim sechsten Stich statt Coeur-Zehn Trumpf, wirft Mittelhand Coeur ab und wimmelt nach Belieben beim Coeur-Stich.

Kapsel-Räthsel.

Mit Vielem hält man Haus, mit Wenigem kommt man auch aus.

Logogriph. Kammrad — Kamerad.

Rebus. Es war ein König in Thule.

Auszählungs-Räthsel.

					Anfang					
s	s	n		d	d^{7}	b		z	r	n
d		n		e		e		l		e
e		n		d		ü		a^{7}		r
e		n	i	t		e	n	e		s^{7}
ä			u. s. w.							ü
d		a	t^{7}	i		l	u	t		ei
u		n		e		s		t		z
e		s		i		l^{7}		h		r
ch	b	n		e	u	t		a^{7}	t	s

Das Alte stürzt; es ändert sich die Zeit
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Anagramm. Lese — Esel.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 38 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 16. September 1888

Im Eisenbahn-Kupee.

Dem Schwedischen nacherzählt von Emil Jonas.

„Sehe ich aus wie ein Wahnsinniger?“

Ich war gerade in die angenehmsten Gedanken versunken, als diese Worte, welche mit einer scharfen, rauhen Stimme gesprochen wurden und von einem mir gegenüber sitzenden Reisegefährten kamen, an mein Ohr schlugen.

Ich betrachtete ihn erstaunt. Es war ein blasser, hagerer Mann mit einem intelligenten Aussehen, vom Kopf bis zu den Füßen in einen langen Mantel eingehüllt. Der Tonfall seiner Stimme erklang ruhig, und seine Gesichtszüge verriethen durchaus keine Verwirrung.

„Das ist mir wahrhaftig gar nicht eingefallen,“ antwortete ich auf seine Frage, ohne jedoch mein Erstaunen zu verbergen.

„Ich bin dennoch verrückt,“ fügte er in demselben zutraulichen Tone hinzu.

Indem ich seine Bemerkung als einen unpassenden Scherz aufnahm, antwortete ich ihm sehr kurz und guckte zum Fenster hinaus.

Es war ein Schnellzug, der mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit dahinsauste und mit jeder Minute mich mehr von den Meinen entfernte. Ich wünschte mir deshalb jetzt mehr als jemals Ruhe, um mich mit meinen eigenen Gedanken beschäftigen zu können.

Aber als mein Reisegenosse fortfuhr, mich auf seine seltsame Weise zu unterhalten, was konnte ich da Anderes thun, als ihm ruhig zuhören. Es ist oft unangenehm, nur einen Reisekameraden zu haben, und so fügte ich mich in meine Lage.

„Hahaha!“ lachte der Mann, „es ist wirklich wahr, daß ich wahnsinnig bin! Ich bin soeben meinen Wärtern entflohen... es ist kaum eine Stunde her. Soll ich Ihnen erzählen, wie ich meine Flucht bewerkstelligte?“

Ich blickte fortwährend durch das Fenster und that, als ob ich ihm nicht zuhörte.

„Ich bin nicht immer verrückt. Nein! Und ich weiß auch nicht, weshalb ich meinen Verstand verlor, aber ich glaube, es kam von Lord Palmerston und Pique-As. Doch das ist einerlei. Ich hatte ein schönes Haus mit großem Garten und Pferde und Dienstboten... und eine Frau!... o, eine entzückende kleine Frau!... Und wie ich sie liebte! Ach, Niemand ahnte es, aber ich mußte sie ermorden... Das ist interessant... nicht wahr?“

Die Geschichte begann mir unheimlich zu werden. Das Abenddunkel senkte sich immer mehr hernieder, und nun gefiel mir das Gesicht meines Reisegefährten immer weniger.

„Wollen Sie nicht von etwas Anderem sprechen?“ sagte ich mit erkünstelter Gleichgiltigkeit. „Wollen Sie mit mir plaudern, dann müssen Sie einen angenehmeren Gegenstand wählen.“

„Angenehmer? Ich glaubte, nichts könnte angenehmer sein. Jetzt sollen Sie hören... Es dauerte sehr lange, ehe sie es entdeckten, daß ich verrückt war; denn ich verstand es, dies sehr gut zu verbergen. Ich selbst wußte es wohl. Ich sah überall Gesichter... auf den Möbeln im Zimmer... auf den Bäumen im Garten... in der Luft... überall, wo ich wußte, daß es keine Gesichter giebt... ich mußte also verrückt sein! Ich war indessen stets darauf gefaßt gewesen... schon in meinen Knabenjahren, als ich in die Schule ging, denn ich kam bereits damals ins Reine damit, daß es nicht richtig in meinem Kopfe sei... aber ich ließ keinen Anderen etwas davon merken. Ich war so vorsichtig, so vorsichtig... aber später entdeckten sie es doch, und eines Tages kamen zwei Kerle in meinen Garten... in meinen eigenen Garten, und nahmen mich mit sich ins Irrenhaus. O, das war eine häßliche Anstalt! Sie sperrten mich in einen leeren, kalten Raum ein. Vor dem Fenster hatten sie dicke eiserne Stangen angebracht, durch die das Tageslicht wie zwischen den Rippen eines Skeletts hindurchdrang... und jede Nacht, wenn der Mond aufging, kam ein gräßliches Gespenst herein und klapperte mit den fleischlosen Kiefern, als ob es mit mir sprechen wollte.. es kam mir vor, als befände ich mich in der Hölle!

Eines Nachts, als ich es nicht länger aushalten konnte, stürzte ich mich auf das Gespenst und rang mit ihm... aber da kamen die Wärter und banden mich mit Stricken an das Bett fest. Ich hörte sie sagen, daß ich einen Selbstmord begehen wolle... indeß ich wußte es besser... es war das Gespenst, das ich ermorden wollte, aber sie konnten es nicht sehen. Darauf muß ich geschlafen haben... wie lange, das weiß ich nicht genau. Aber es muß ziemlich lange gewesen sein. Schließlich erwachte ich eines Nachts, und da war das Gespenst fort. Ich weinte vor Freuden darüber, endlich von dem Gräßlichen befreit zu sein. Woche auf Woche verging, und da es mir zu einförmig wurde, dachte ich an Flucht. Was glauben Sie wohl, daß ich that? Ich that, als ob ich von meiner Verrücktheit genesen sei. Ich hörte es stets, wenn der Arzt kam, und ich hatte daher Zeit, mich zu seinem Empfang gehörig vorzubereiten. Es war dies keine leichte Aufgabe, das können Sie mir glauben, aber ich löste sie dennoch. Das Unglück war, daß ich in meine Rede stets so viele Dummheiten hineinmischte... aber die kurze

Zeit, in welcher der Arzt sich bei mir befand, konnte ich vorsichtig genug sein. Ich machte eine leichte Verbeugung, so oft der Arzt bei mir eintrat, und sprach nur ganz wenig... mit ruhiger, klarer Stimme... Alles dies hatte ich im Voraus mir einstudirt. Jedes Mal äußerte ich, daß ich mich besser befände, daß ich hoffte, bald aus der Anstalt entlassen zu werden, und daß ich mich nach meiner Frau sehnte. Das war ein guter Einfall, nicht wahr?

Eines Tages besuchte sie mich. Sie können sich nicht denken, wie dieser Besuch mich angriff. Sie war so blaß und ängstlich, und dennoch so schön! Ich setzte mich neben sie und sagte ihr Alles das, was ich auswendig gelernt hatte, um mit dem Doktor zu sprechen ... ich küßte ihr die Hand, und je theurer sie mir wurde, um so größere Lust verspürte ich, sie zu tödten ... aber ich that es nicht ... und als sie mich verließ, liebkoste ich ihre Wange, obgleich ich viel mehr Lust gehabt hätte, sie vor lauter Wollust zu morden.

Ich weiß nicht, weshalb man mich aufs Neue in Verdacht hatte ... ich hatte doch gar nichts Verrücktes gethan, aber man ließ mich nicht los. Nun versuchte ich, den Kranken zu spielen .. und damit es recht natürlich aussehen sollte, hungerte ich. War das nicht eine gute Idee?... haha!... die Hälfte meiner täglichen Portion warf ich in den Ofen, den Rest ließ ich stehen, damit es so aussähe, als ob ich krank sei und keinen Appetit gehabt hätte. Und jeden Tag ließ ich mehr und mehr übrig, damit man glauben sollte, ich sei viel kränker geworden. Ich aß gerade noch so viel, wie unumgänglich nothwendig, mir das Leben erhalten zu können . . . ich litt unbeschreiblich . . . aber ich spielte meine Rolle so gut, daß der Doktor mich endlich nach einer anderen Abtheilung des großen Gebäudes bringen ließ, wo mehr frische Luft war.

Mein Plan war also gelungen, ich hatte sie wirklich Alle hinters Licht geführt.

Mein neues Zimmer war viel wohnlicher und hatte eine hübsche Aussicht nach dem Garten. Am Ende desselben zogen sich die Schienen einer Eisenbahn hin. Auf dieser beschloß ich zu entfliehen. Ich wußte recht gut, daß ich Geld dazu brauchte, viel Geld. Woher sollte ich es bekommen?

Sie sollen es sogleich erfahren. Da ich durchaus nicht die Absicht hatte, zu sterben, so aß ich jetzt aufs Neue so viel, als ich nur vermochte, und wurde bald wieder ganz kräftig und vollkommen wieder hergestellt. Ich bekam die Erlaubniß, im Garten spazieren zu gehen, aber stets unter der Aufsicht eines Wärters.

Schließlich fand der Arzt, daß ich bedeutend besser mich befände, und er dachte schon daran, mich aus der Anstalt zu entlassen. Ich fühlte ein unwiderstehliches Bedürfniß, hinauszukommen, so daß ich an Flucht dachte. Tag und Nacht wartete ich auf einen günstigen Zufall. Dieser kam bald. Eines Morgens, als ich mit meinem Wärter im Garten promenirte, gesellte sich der Doktor zu uns und schickte den Wärter fort, um etwas mit mir zu plaudern. Mein Herz schlug vor Freuden, aber ich ließ es ihn nicht merken. Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß die Eisenbahnschienen sich dicht am Garten hinzogen. Nach dieser Stelle ging ich wie zufällig, und der Doktor folgte mit.

„Ein schöner Tag heute, Mr. B.,“ sagte der Arzt mit seiner weichen Stimme, während seine Hand mit Goldmünzen in der Tasche klimperte . . . dieses Geld beabsichtigte ich ihm zu entwenden . . . „ich hoffe, daß Sie diesen Sommer auf Ihrem Gute werden verbringen können.“

Er sah so ruhig aus und lächelte so gutmüthig dabei, daß ich ihn gar nicht mehr haßte, wie ich es früher gethan hatte. Ich wagte es nicht mehr, ihm in die Augen zu sehen. Er hätte es leicht entdecken können, was ich im Schilde führte.

Wir hatten unterdessen die äußerste Grenze des Gartens erreicht und standen auf einer kleinen Anhöhe, von welcher wir auf die Schienen zu unseren Füßen hinab blickten. Nur ein niedriger Hügel trennte uns von der Eisenbahnlinie. Schnell wie der Blitz wandte ich mich gegen den Doktor.

„Stirb!“ schrie ich „stirb! Ich bin wahnsinnig ... ich bin wahnsinnig ... und ich habe geschworen, Dich zu ermorden!“

Ich hatte Riesenkräfte. Ich ergriff ihn und schmetterte seinen Kopf an einen Baumstamm neben uns. O, das war eine schöne Rache! Ich schlug und schlug den verdammten lächelnden Wolf so ins Gesicht, zerkratzte und zerfleischte es so mit den Nägeln, daß sein eigener Bruder ihn nicht mehr wiedererkannt haben würde, und dann trat ich mit den Füßen auf ihn und lachte laut. Da hörte ich den Zug bei der nächsten Station pfeifen. Keine Minute war zu verlieren ... ich nahm ihm seine Uhr und sein Geld .. mit dem er eben noch in der Tasche geklimpert hatte . . . hahaha! . . . und dann . . . hahaha! . . . dann warf ich den Körper auf die Eisenbahnschienen hinunter . . . und im nächsten Augenblick rasselte der Bahnzug über ihn hin . . . konnte ein Wahnsinniger eine bessere Rache ersinnen? Antworten Sie mir!“

Ich war so gelähmt vor Schreck und Entsetzen, daß ich keine Bewegung machen, geschweige denn ein einziges Wort sprechen konnte.

„Jetzt wollen Sie wohl gern wissen, wie ich hierher gekommen bin?“ fuhr der Wahnsinnige fort, ohne auf eine Antwort länger zu warten. „Ich reise in dem Mantel des Doktors... den zog ich an und ging mit dreister Stirn durch das Gartenthor. Der aufgeschlagene Kragen und der Hut des Doktors täuschten den Thorwächter. Sofort, wie ich aus dem verabscheuungswürdigen Hause heraus war, war es mir, als ob ich Flügel bekommen hätte. Die Leute auf der Straße betrachteten mich erstaunt, aber ich machte mir nichts daraus... man sah mir kopfschüttelnd nach, aber was kümmerte das mich?... Schließlich verschwand ich in der Menge auf dem Perron der Bahnhofstation und löste mir ein Billet für das Geld des Doktors... hahaha!... war das nicht lustig?... es war Blut daran... Blut an dem blanken Gelde, und ich versuchte es abzureiben. Aber kaum war es gelungen, so kamen die Flecken immer wieder... und immer wieder... und als ich an der Kasse bezahlte, war das Geld roth, ganz roth... aber Niemand merkte es... und jetzt war ich frei!... frei!... frei!... frei! Antworten Sie mir offen und ehrlich... glauben Sie, daß ich wahnsinnig bin?“

Er beugte sein Gesicht so nahe zu mir hin, daß ich seinen heißen Athem fühlen konnte. Es war inzwischen vollständig finster geworden, und seine Augen funkelten im Lampenschein mit einem so kalten und unheimlichen Glanze, daß ich erbebte.

Unter allen Umständen mußte ich ihm etwas antworten, das fühlte ich. Aber ich war nicht im Stande dazu. Da er sah, daß ich zögerte, wiederholte er seine Frage: „Glauben Sie, daß ich wahnsinnig bin?“ aber diesmal viel heftiger, viel ungeduldiger.

„Ja, ganz sicher,“ antwortete ich mit zitternden Lippen, „ich glaube, daß Sie wahnsinnig sind. Ja.“

„Ich werde es beweisen,“ flüsterte er und kam mir noch näher. „Wie glauben Sie, daß ich es beweisen werde?“

„Das weiß ich nicht,“ erwiederte ich mit schwacher Stimme.

„Hahaha! Ich werde Sie ermorden, wie ich ihn ermordet habe... Glauben Sie wirklich, daß ich Sie leben lassen werde, nachdem ich Ihnen das Alles erzählt habe? Damit Sie mich verrathen, nicht wahr? damit ich wieder an den abscheulichen Ort, nach dem unheimlichen Hause zurückgebracht werde?!... Oho!... die Wahnsinnigen sind listig und stark... Sie haben es gehört und sollen es jetzt auch erfahren...“

Ich sah sehr wohl ein, daß jeder Widerstand hier unnütz sein würde, und ich mußte mich daher auf meine Geistesgegenwart verlassen.

„Aber Sie haben mir ja noch nicht Alles erzählt!“ antwortete ich, indem ich ihm gerade ins Gesicht sah.

Er blickte mich wie verwundert an.

„Wenn Sie mein Leben haben wollen,“ fuhr ich fort, „so ist es nicht mehr als billig, daß Sie mir Ihre frühere Geschichte erzählen.“

„Sie haben Recht,“ antwortete der Verrückte, indem seine Züge eine gewisse Neugier ausdrückten, „aber was war es doch, das ich vergessen habe, Ihnen zu sagen?“

„Sie haben mir nicht die Geschichte von Lord Palmerston und dem Pique-As erzählt!“

„Ich glaubte nicht, daß Sie sich dafür interessirten...“

„Ebenso sehr, wie für das Andere," antwortete ich, ihn immer fest ansehend.

Die Lampe im Waggon leuchtete nur schwach und trübe, und draußen war es so finster geworden, daß man keinen Gegenstand mehr unterscheiden konnte... ich wußte aber dennoch, daß wir in ganz kurzer Zeit in Stockholm sein würden... gelang es mir, ihn nur noch einige Minuten beim Erzählen festzuhalten, so war ich gerettet.

Der Wahnsinnige dachte einen Augenblick nach.

„Mit Lord Palmerston fing es an, und mit Pique-As hörte es auf!" rief er.

„Kannten Sie denn Lord Palmerston?" fragte ich.

Es sah aus, als ob er die Frage nicht verstände, und ich wiederholte sie daher.

„Ob ich ihn kannte?... ich habe ihn ja auf einem meiner Güter aufgezogen... es war das beste Pferd, der flotteste Renner in meinem ganzen Stall."

„Was sagen Sie?"

„Ich versichere Sie, daß ich ihn liebte... liebte, als ob er mein eigenes Kind gewesen wäre, und noch mehr... ja, viel höher... denn hätte ich ein eigenes Kind gehabt, dann würde ich ihm den Hals umgedreht haben... ja, das würde ich gethan haben!"

Damit sah er mich an und machte eine konvulsivische Bewegung mit der Hand, als ob er sich nicht länger enthalten könnte, mir ebenfalls den Hals umzudrehen.

„Wir waren bei Lord Palmerston..."

Sein Gesicht nahm wieder den früheren Ausdruck an, und eine finstere Wolke zog darüber hin.

„Ach," sagte er, „das war eine bittere Enttäuschung!"

„Sie haben mir nichts darüber erzählt! Wie war es doch damit?"

„Wie es damit war?..."

„Täuschte Lord Palmerston Ihre Hoffnung?"

„Er verlor! Er verlor! Ich hatte mein halbes Vermögen auf ihn gesetzt, aber er verlor... doch das interessirt Sie nicht... Sie hören nicht, was ich sage!..."

„O doch, ganz gewiß!" beeilte ich mich, ihn zu versichern, „ich bin ganz Ohr. Es interessirt mich sehr, fahren Sie nur fort!"

„Das ist Alles," antwortete der Verrückte. „Er verlor und ich verlor, wir verloren beide... und das ist das Ende von der Geschichte!"

„Aber was hatte Pique-As damit zu thun?" fragte ich weiter.

„Pique-As? Was geht das Sie an?" fuhr er scharf heraus.

„Sie versprachen mir ja, etwas darüber zu erzählen!"

„Nach Lord Palmerstons Unglück wurde ich verrückt. Bis dahin hatte ich mich stets vom Spiele fern gehalten, aber bald wurde ich von der Leidenschaft ergriffen, als ich im Klub die großen Summen von einer Hand in die andere wandern sah. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen."

„Und Sie spielten?"

„Ich spielte. Eine ganze Woche hindurch gewann ich ununterbrochen. Aber dann... dann wandte sich das Glück."

„Sie verloren?"

„Den ganzen Gewinn in einer Nacht. Aber damit war ich nicht zufrieden. Am nächsten Tage ging ich wieder hin und verlor... und verlor, bis ich keinen Pfennig mehr in der Tasche hatte! Aber ich weiß nun, wie es kam... der alte Mann, mit dem ich spielte, war der Teufel... das konnte ich in seinen Augen sehen... ja, in seinen Augen..." Er schwieg.

Das Pfeifen der Lokomotive drang durch die Luft, und die Geschwindigkeit des Zuges ließ nach. Mein Reisegefährte lauschte... er wußte, daß wir nun bald auf dem Perron des Bahnhofes einfahren würden... plötzlich fuhr er herum und wandte sich mir wieder zu.

„Wie hängt es doch mit dem Pique-As zusammen?" fragte ich schnell, fast athemlos. „Schlug der alte Mann es auf?"

„Wenn Sie mich nicht verrathen, will ich es Ihnen sagen."

„Niemals!" antwortete ich ihm mit ernster Stimme.

„Dann hören Sie! Ich hatte es in meinem Rockärmel... als ich in der größten Verzweiflung war... ich setzte tausend Mark auf die Karte, und Alles rund um mich herum hielt auf Pique-As... und der alte Mann lachte und ließ mich ruhig gewähren. Aber er hatte es gesehen... und als ich Pique-As ausgespielt hatte, erhob er sich und nannte mich einen Betrüger... einen Dieb!"

Der Schein von Gasflammen strömte durch die Waggonfenster herein, der Zug hielt. Gott im Himmel sei gelobt... wir waren angelangt!

Der Wahnsinnige fuhr bei dem Anblick der Gaslaternen und der vielen Menschen erschreckt auf. Ich streckte die Hand durch das Fenster und suchte die Thüre von außen zu öffnen.

„Was ist das? Was soll das bedeuten?" fragte er.

„Hilfe!" rief ich laut, indem ich aus dem Wagen sprang, „Hilfe! Dieser Mann ist wahnsinnig!"

An der Barrière standen drei Männer, welche jeden Vorübergehenden scharf beobachteten. Auf meinen Ruf eilten sie schnell herbei.

„Wo? Wo ist er?" riefen sie. „Wir warten auf ihn," fügte der Eine rasch hinzu. „Eine telegraphische Nachricht ist eingelaufen, welche meldet, daß ein Oberarzt des Irrenhauses ermordet worden ist, und daß der Thäter, ein äußerst gefährlicher Irrer, sich wahrscheinlich hierher geflüchtet hat."

Der Verrückte hatte inzwischen das Kupee verlassen und stand jetzt in der Thür der Eisenbahnhalle, ohne zu wissen, wohin er sich wenden solle.

Ich vermochte nur noch, auf ihn zu zeigen. Als sie ihn ergriffen hatten, sank ich ohnmächtig zusammen.

Das Lessing-Theater in Berlin.

Von Reinhold Schlingmann.

Hierzu eine Abbildung.

Im Laufe der vergangenen Woche ist in unserer Reichshauptstadt unter dem obigen Namen ein Bühnenhaus eröffnet worden, welches dem architektonischen Festgewande Berlins eine bedeutende neue Zierde hinzufügt. Es ist eine Kunstpflegestätte, würdig der hohen Aufgaben, welche der Besitzer desselben, unser sowohl als Dramatiker wie als Dramaturge rühmlichst bekannter einstiger Kollege Dr. Oscar Blumenthal, sich für seine Direktionsführung gestellt hat. Für die Theaterwelt beansprucht die Errichtung dieses Bauwerks den Rang eines sehr bemerkenswerthen Ereignisses. Seit drei Jahrzehnten ist hier kein den Bühnenzwecken dienendes großes Haus gebaut worden. Innerhalb dieses Zeitraums sind aber für die szenische Gestaltung des Dramas, für die Sicherheit und Behaglichkeit des Publikums so viel neue Forderungen aufgetaucht oder wenigstens in den Vordergrund gerückt, daß denselben in vollem Umfange nur ein Neubau gerecht zu werden vermochte, bei dessen Entwurf alle Erfahrungen der Neuzeit und alle modernen Ansprüche der Gesellschaft in Rücksicht gezogen sein mußten.

Die mit dem Bau betrauten Architekten haben nun mit dem Lessing-Theater ein Musterbauwerk hingestellt, das von ihrem umfassendsten Studium der Theaterbaufrage Zeugniß ablegt. Alle neuzeitlichen Erfordernisse, Schönheit der äußeren Architektur, Glanz und Behaglichkeit des Zuschauerraums, eine der szenischen Wirkung entsprechende Konstruktion der Bühne und ihrer Maschinerie, zweckmäßigste Einrichtung der Ventilation und der Beleuchtung, endlich die Hauptsache: die höchstmögliche Sicherheit des Publikums — die ganze Summe dieser Aufgaben hat in diesem Theaterbau eine brillante Lösung gefunden. Noch erstaunlicher erscheint die Leistung mit Rücksicht auf die verhältnißmäßig kurze Zeit, die auf denselben verwendet wurde. In nicht voller Jahresfrist ist der Bau erstanden, dessen äußere Gestalt wir hiermit unserem Leserkreise im Bilde vor Augen führen.

Die allseitig freie Lage des Grundstücks ermöglichte das Haupterforderniß eines Theaterbaues: leichte Zugänglichkeit und die Möglichkeit schneller Entleerung des Hauses, zu erfüllen. Das Gebäude ist so gestellt, daß seine Längenachse mit der Halbirungslinie des spitzen Winkels zusammenfällt, der von der Unterbaumstraße mit dem Friedrich Karl-Ufer gebildet wird; die Hauptfront mit der vorgelagerten offenen Säulenvorhalle ist mithin nach dem

Schiffbauerdamm gerichtet. Die durch diese Lage auf beiden Langseiten freigewordenen dreieckigen Plätze sind mit Gartenanlagen geschmückt und durch ein zierliches Gitter mit Einfahrtsthüren resp. Thoren abgegrenzt. An der Hinterseite befindet sich ein Hof, auf dem später wahrscheinlich ein zur Lagerung von Koulissen bestimmter Wellblechschuppen errichtet werden wird. Das ganze Grundstück ist mit einer 2,50 Meter breiten Umfahrt versehen.

Den Architekten war für Gestaltung des Grundrisses als wesentliches Moment aufgegeben, die um den Zuschauerraum herumgehenden Korridore direkt an die Außenfronten zu legen und dieselben möglichst breit zu gestalten, auch die Treppen zu den einzelnen Rängen vollständig von einander zu trennen und dieselben direkt ins Freie münden zu lassen. Es sollte auf diese Weise bewirkt werden, daß bei einer aus irgend welcher Ursache entstehenden Panik weder das Publikum der verschiedenen Plätze untereinander zusammenstößt, noch durch Nebenräume das Theater verlassen muß; dasselbe kann vielmehr direkt ins Freie gelangen.

Der Grundriß ist dementsprechend gestaltet. Das Publikum betritt das Haus durch drei unter dem Portikus der südlichen Hauptfront sich öffnende, mit Windfängen versehene Thüren. An der 15,40 Meter breiten und 9 Meter tiefen Eingangshalle liegen links und rechts die Kassen, die Portierstube und ein Raum für die Logenschließer. Auch befinden sich daselbst gleich beim Eintritt beiderseits die Zugänge zu den vollständig für sich abgeschlossenen Treppenhäusern des zweiten Ranges, während in der dem Eingang gegenüber liegenden Wand zu beiden Seiten von der durch Professor Eberlein mit einer Büste Lessings geschmückten Nische je zwei Thüren sich öffnen, die in den 4,37 Meter breiten Korridor des Parquets bezw. zu den gleichfalls für sich abgeschlossenen Treppenhäusern des ersten Ranges führen. Auf der äußeren Seite dieses Korridors liegen in Erweiterungen die Garderoben, unterbrochen von zwei nach Ost und West führenden Ausgängen, durch welche die Besucher des Parquets direkt ins Freie gelangen. Ein gleich breiter Korridor umgiebt den ersten Rang, der beiderseits Ausgänge ins Freie und zwar auf die große Altane hat, welche über den Garderoben und Ausgängen des Parquets angeordnet sind. Für Herren und Damen ist im Parquet sowie in den Rängen je ein geräumiges Toilettenzimmer in den hinteren Ecken des Korridors vorhanden.

Als Aufenthaltsraum während der Pausen soll in erster Linie der breite Korridor dienen. Für die Besucher des Parquets und ersten Ranges ist außerdem in Höhe des letzteren über dem Vestibul das Foyer eingerichtet, an dessen Schmalseiten sich zwei Buffets für Erfrischungen befinden. Die Wirkung dieses Raumes ist mit seiner dekorativen Ausschmückung in weißen und matten Farben und Gold eine ungemein vornehme. Auch hier führt ein Ausgang, der wie jene seitlichen im Sommer während der Zwischenakte für das Publikum offen gehalten werden soll, ins Freie, auf den über der offenen Säulenvorhalle befindlichen Balkon. Für die Besucher des zweiten Ranges sind über den Treppen zum ersten Rang unter den offenen Loggien zwei Räume für Buffets eingerichtet, die durch eine Wendeltreppe mit dem horizontalen Dach in Verbindung stehen. Durch die Einfügung einer Galerie wurde im zweiten Rang eine Unterbrechung des im Parquet und ersten Rang umlaufenden Korridors nothwendig. Eine Verbindung zwischen beiden Seiten ist indeß durch einen Gang unter der Galerie geschaffen. Die Korridore sind massiv zwischen eisernen Trägern überwölbt, desgleichen die Treppen in Stein, von massiven Mauern eingeschlossen, ausgeführt.

Grundform und Abmessungen des Zuschauerraumes sind annähernd denen im königlichen Schauspielhause nachgebildet. Derselbe hat die Form eines dreiviertel Kreises von 18,46 Meter Halbmesser erhalten, an welchen sich konvergirend die sogenannten Prosceniumslogen und zwar in jedem Rang beiderseits zwei anschließen. Die größte Tiefe des Zuschauerraumes beträgt 19,75 Meter. Die Saaldecke liegt ca. 12 Meter über der Ebene des Parquetkorridors. Die Prosceniumsöffnung hat eine Breite von 9,80 Metern und eine Höhe von 7,50 Metern und liegt ca. einen Meter über dem tiefsten Punkt des Parquet-Podiums. Im eigentlichen Parquet sind 21 Sitzreihen mit zusammen 426 Plätzen angeordnet, außerdem liegen in demselben längs der Außenwand 18 durch niedrige Zwischenwände abgetheilte Logen mit 126 Plätzen. Der erste Rang enthält außer den Prosceniums-Logen beiderseits je fünf Logen und in der Mitte elf Logen mit zusammen 136 Plätzen, vor denen noch der sogenannte Balkon mit drei Sitzreihen und 78 Sitzen sich befindet. Der zweite Rang ist ganz zu Sitzreihen eingerichtet und setzt sich in der Mitte nach hinten in die sogenannte Galerie fort, die mit Sitz- und Stehplätzen versehen ist. Derselbe enthält zusammen 28 Sitze in den Prosceniumslogen, 308 Sitze und ca. 60 Stehplätze, im Ganzen 400 Plätze. Das Theater wird mithin im Parquet 552, im ersten Rang 214, im zweiten Rang 400, zusammen 1166 Zuschauer zu fassen im Stande sein.

Die Dekoration des Zuschauerraumes ist in leichtem Rokoko gehalten. Blau, Weiß und Gold bilden den Grundton. Der Eindruck ist von künstlerischer Vornehmheit, nicht prunkvoll, aber von moderner Eleganz. Wie in den Korridoren und den Treppenhäusern sind auch hier nur unverbrennliche Materialien verwendet. Speziell hat die sogenannte Rabitzmasse (feuersicherer Putz auf Drahtgewebe zwischen eisernen Hilfskonstruktionen) hier eine ausgedehnte Verwendung erhalten; sämmtliche Fußböden des Parquets und der Ränge sowie sämmtliche Decken sind aus Rabitzmasse gefertigt und mit Linoleum überdeckt; selbst die Rangbrüstungen sind unter Zuhilfenahme von Eisenkonstruktion aus derselben hergestellt. Als ein weiterer wesentlicher Schutz für das Publikum ist der eiserne Vorhang zu betrachten, der abweichend von den sonst üblichen Konstruktionen ausgeführt ist. Derselbe besteht aus zwei horizontal verschiebbaren Theilen, die durch in die Untermaschinerie hinabgehende Gegengewichte zusammengezogen werden und durch einen Griff leicht ausgelöst werden können. Eine große Anzahl von Hydranten, die mit direkten Feuermeldern versehen sind, an den Außenmauern angebrachte Steigeeisen sowie zahlreiche Nothlampen, welche Abzugsrohre über Dach zwecks Verhüten des Auslöschens bei Rauchentwickelung haben, dienen ferner zur Sicherung des Publikums bei Gefahr.

Als architektonische Eigenthümlichkeit des Zuschauerraums sind die freitragenden Ränge, der Kronleuchter sowie die Ueberdeckung der Rampenbeleuchtung zu erwähnen. Durch Hinausführung der Korridorträger über die Umfassungsmauern des Zuschauerraums hinweg und Vorschubung dieser Träger ist es möglich geworden, von Verwendung stützender Säulen, vier solche in den Parquetlogen ausgenommen, Abstand zu nehmen. Mit Rücksicht auf die ausschließliche elektrische Beleuchtung hat der Kronleuchter eine abweichende Ausbildung erfahren; Blumenguirlanden, in die Glühlichter als Kelche eingeflochten, breiten sich über der mittleren Abzugsrosette aus und verleihen dem Ganzen einen anmuthigen Charakter.

Die oben erwähnte Ueberdeckung der Rampenbeleuchtung ist schließlich insofern bemerkenswerth, als durch dieselbe ermöglicht wurde, von einer besonderen Ausbildung des störenden Souffleurkastens Abstand zu nehmen. In gleicher Weise wie der Zuschauerraum ist das Bühnenhaus in allen Theilen feuersicher konstruirt. Die Bühneneinrichtung ist von dem königlichen Obermaschinenmeister Lautenschläger in München bewirkt. Planung und künstlerische Leitung war den Architekten v. d. Hude und Hennicke, die technische Leitung dem Regierungsbaumeister H. Weiß, die Ausführung dem Baumeister Max Kunitz übertragen und von demselben in noch nicht zehn Monaten, drei Wochen vor dem vertragsmäßigen Uebergabetermin, bewirkt worden.

Russen und Ruthenen.

Von Fritz Kirchberg.

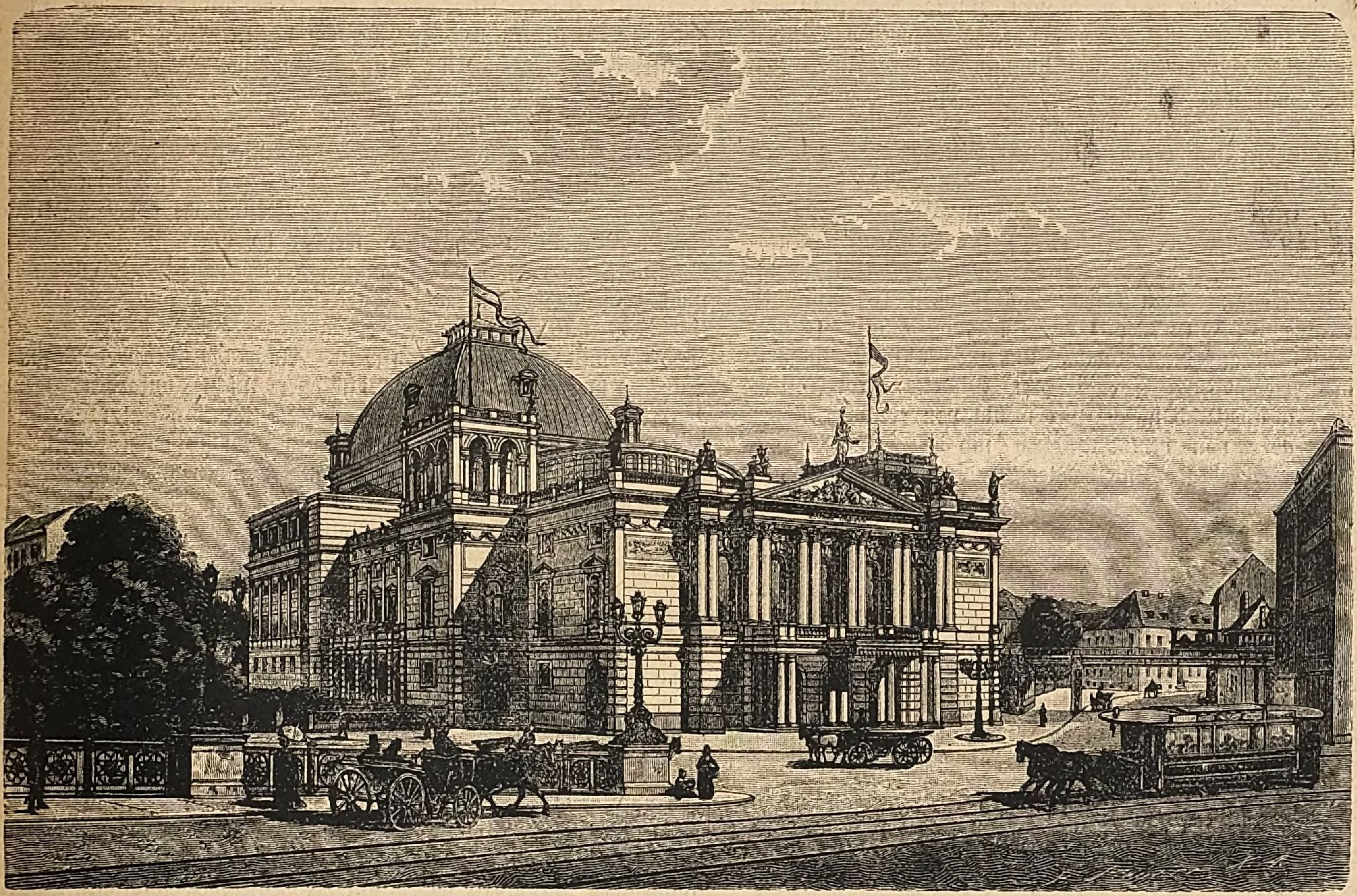
Am 27. Juli wurde in Kiew, dem „Jerusalem der russisch-orthodoxen Kirche", die neunhundertjährige Feier der Zwangsbekehrung Rußlands zum Christenthum gefeiert. Die panslavistischen Hetzapostel Pobedonoschew und Ignatjew verfolgten die Absicht, die religiöse Feier zu einer panslavistischen zu erweitern. **Alle Kinder der großen Mutter Slawa sollten sich**

dort, durch Abgesandte vertreten, ein Stelldichein geben und an der Statue des Kosakenhetmans Chmelnitzki, der die Ruthenen unter die Herrschaft der Russen führte, eine Art feierlichen Gelübdes ablegen, die slavische Welt unter der Herrschaft des weißen Zaren zu vereinigen. Man hat aus den Zeitungen erfahren, welch klägliches Fiasko die Veranstaltungen von Ignatjew und Genossen erlitten. Nichts ist aus den politischen Demonstrationen geworden, und selbst von der kirchlichen Feier hielten sich die gleichfalls orthodoxen Slavenvölker der Balkanhalbinsel fern, mit einziger Ausnahme Montenegros, dessen Metropolit indessen in der Liste der russischen Hierarchie geführt wird.

Kein slavisches Volk hat den panslavistischen Heißspornen bei dieser Gelegenheit mehr Kummer bereitet, als die Ruthenen. Seit langen Jahren versuchen die Russen der Welt einzureden, daß es ein besonderes ruthenisches Volk nicht gäbe, sondern daß die Ruthenen oder Kleinrussen nichts Anderes als ein russischer Stamm wäre, wie etwa die Schwaben ein deutscher oder die Toscaner ein italienischer. Und in der That weicht die allgemeine Meinung in Europa nicht weit hiervon ab. Es würde den Russen vielleicht auch gelingen, das ruthenische Nationalbewußtsein zu ersticken, wenn nicht ein beträchtlicher Bruchtheil dieses Volkes in Oesterreich lebte, wo ihm die Erhaltung seiner Nationalität gewährleistet ist. Nichts lag daher dem panslavistischen Komitee mehr am Herzen, als die Ruthenen Galiziens für die Kiewer Feier zu gewinnen. Die Ruthenen lehnten indessen die Theilnahme an der Feier mit der größten Entschiedenheit ab und verwiesen in erster Reihe darauf, daß sie nicht eine neunhundertjährige Feier der Einführung des Christenthums zu begehen hätten, weil sie schon viel früher Christen gewesen seien, und weil die Behandlung, welche die Ruthenen von Seiten der Russen erfahren haben, nur dazu angethan sei, sie von jeder Gemeinschaft mit den letzteren abzuschrecken.

Sehr merkwürdig nimmt sich dagegen die Sprache der „Nowoje Wremja" aus, welche die Ruthenen für das „russische Vaterland" reklamirt und einen „Befreier" dieser „kleinrussischen Brüder" herbeisehnt. Natürlich verlangen die Ruthenen Galiziens durchaus nicht von dem konstitutionellen Regiment Oesterreichs „befreit" und ihren großrussischen „Brüdern" ausgeliefert zu werden. Und wie die Ruthenen Rußlands über die Wohlthat denken, dem „gemeinsamen Vaterlande" anzugehören, darüber belehrt uns gerade zur rechten Zeit ein Flugblatt des Komitees „der patriotischen Ukrainzen", das seinen Sitz in London hat und das den bittersten Wermuth in den Wein der panslavistischen Begeisterung gegossen hat.

Daß die sogenannten Kleinrussen oder Ruthenen, auch Russinen oder Ukrainzen genannt, ein „russisches" Volk seien, ist überhaupt erst eine Erfindung Katkows, die dieser panslavistische Herold im Jahre 1863 machte. Wenn auch in Deutschland vielfach die Ruthenen für echte Russen angesehen werden, so verschuldet das der unglückliche Name „Kleinrussen". Kostomarow, ein ruthenischer Schriftsteller, sagt darüber: „Es giebt zwei russische Nationalitäten: die kleinrussische und die großrussische. Es sieht auf den ersten Blick paradox aus, daß es zwei russische Nationalitäten geben soll, allein unser Volk kann nicht dafür, daß die moskowitischen Zare ihren moskauer Staat nach unserem Namen „Rus" getauft haben und daß unsere Heimath infolgedessen ihren ursprünglichen Namen einbüßen mußte. So möge denn der Name Welika Ukrain ihn vertreten." Und Ogonowski sagt im Vorwort zu seiner „Geschichte der ruthenischen Literatur": „Es giebt kaum eine unglücklichere Sprache, als jene der Ruthenen. Durch Jahrhunderte erkannte alle Welt an, daß eine ruthenische Nation besteht (wie es eine polnische, tschechische u. s. w. giebt), die ihre eigene Sprache besitzt. Könige richteten Manifeste an dieses Volk in seiner Sprache; eines Monarchen Wort bezeichnete dieses als „kleinrussisches Volk", und zur Vermittelung der Gesandtschaften mußten in Moskau selbst Dragomane bestellt werden. Niemandem fiel es ein, zu bezweifeln, daß da ein Volk mit eigener Sprache existire. Erst in neuester Zeit ersannen Büchergelehrte, daß ein kleinrussisches Volk niemals bestanden und daß



Das Lessing-Theater in Berlin.

in dem Gebiete, „Kleinrußland“ genannt, dasselbe Volk, dieselbe Nation lebe, wie in Moskau, in Nischny-Nowgorod u. s. w., kurz, daß das gesammte Rußland nur von einem Volke, von Russen, bewohnt werde... Unser Volk in der Ukraine hat in Folge von Schicksalsschlägen die theuer und blutig erkämpfte Selbstständigkeit verloren, und der jüngere und kräftigere Bruder hat nicht nur unseren Namen „Rus“ uns konfiszirt, sondern auch unsere uralte Literatur und posaunt nun in die Welt hinaus, daß die Rus-Ukraine nicht anders als thatsächlich Rußland sei! Diesen diktatorischen Ukas stellten die Anhänger der panslavistischen Schule Katkows auf... Unter ihrem Einfluß hat die russische Regierung, namentlich seit 1876, in der Ukraine beinahe jedes Leben in der Literatur erdrückt. Die ukrainische Zunge ist seitdem in Südrußland lahm gelegt worden und bezieht ihre geistige und sprachliche Nahrung nur noch aus Oesterreich, wo die verfassungsmäßige Freiheit im Nationalleben herrscht... Wir betrachten die ruthenische Literatur als gänzlich getrennt von der russischen, weil die ruthenisch-ukrainische Nationalität von der großrussischen ganz abgesondert ist.“

Die Ruthenen bilden einen großen Zweig des slavischen Völkerstammes, wie auch die Polen, Tschechen, Slovenen, Serben u. s. w., und sind ebensowenig identisch mit den Großrussen, wie die Engländer mit den Deutschen oder die Italiener mit den Franzosen. Ihnen gebührt ursprünglich der Name „Rus“, während das Gebiet der Großrussen von Witebsk bis zu den finnischen Grenzen „Moskwa“ hieß. Das Flugblatt der „patriotischen Ukrainzen“ berechnet die ruthenische Nationalität auf 24 948 289 Seelen, welchen 34 389 871 Großrussen gegenüberstehen. Wahrlich, eine bedeutende Zahl, die ein eigenes Volksleben rechtfertigt. Von dieser Zahl kommen 18 Millionen auf die Ukraine, 3 592 057 auf Weißrußland, 2 516 542 auf Galizien, 239 690 auf die Bukowina und 600 000 auf Ungarn. Diese große Bevölkerung spricht drei Dialekte: rothrussisch, ukrainisch und weißrussisch, welche nur wenig von einander unterschieden sind, aber von dem Russischen sich deutlich als selbstständige Sprache abheben. Unter ihnen ist die ukrainische Mundart unstreitig die schönste und gilt als Literatursprache.

Aber die Ukrainzen unterscheiden sich von den Russen nicht nur durch die Sprache, sondern auch durch Körperbeschaffenheit, Sitten, Temperament und geistige Begabung. Die Ukrainzen sind groß und schlank, haben eine schmale gerade Nase, schwarze Haare und schwarze Augen. Sie führen ein freundliches Familienleben, lieben Gesang und Poesie und neigen zur demokratischen Bildung des Gemeindelebens.

Die seelischen Regungen gehen bei ihnen sehr tief, und weil sie durch Jahrhunderte hindurch in ihrem Nationalleben keine glückliche Stunde hatten, so ist die elegische Anlage vorwiegend trotz ihres cholerischen Temperaments. Die Großrussen dagegen sind untersetzten Wuchses, ihr Gesicht zeigt ein Stumpfnase, graue oder blaugraue Augen, ihr Kopf lichte Haare. In ihrem Familienleben nimmt die Frau eine untergeordnete Stellung ein. Sie zeigen keine Vorliebe für Gesang, ihre geistige Beschaffenheit ist ganz anderer Art als die der Ukrainzen. Die Lieder, welche als russische Volksmelodien verarbeitet wurden, sind ruthenischen, zumeist ukrainischen Ursprungs. Auch im Gemeindeleben äußert sich ein großer Unterschied zwischen den Russen und Ruthenen. In den ukrainischen Dörfern findet man gutgebaute Häuser und Obstgärten, während die Großrussen sich mit elenden Hütten begnügen, bei denen kein schattiger Baum zu finden ist. Während die ukrainischen Dörfer zumeist eine hübsche Lage haben, auf Hügeln oder in waldumsäumten Thälern liegen, stehen die russischen Häuser zumeist in einer einzigen langen Reihe und bilden im Dorf nur eine Gasse.

Im Gouvernement Kursk, wo beide Nationalitäten neben einander wohnen, halten sie sich in den Ortschaften streng getrennt, so daß die Ukrainzen die eine Seite an der Straße, die Russen die andere innehaben. Der Verkehr zwischen beiden Nationen ist ein sehr beschränkter, und sehr selten finden zwischen ihnen Ehen statt.

Erst 1654 begab sich die ukrainische Nation unter die Oberherrschaft des russischen Zaren Alexei, als ihr Führer, der Kosakenhetman Bogdan Chmelnitzki sein Volk vor den Polen und Türken retten wollte. Dafür wurde er 1657 von den Türken vergiftet. Seinem schwachen Sohn und Nachfolger Georg Chmelnitzki gelang es nicht mehr, sein Volk von der Bedrückung der Russen zu befreien. Er fand in den Kämpfen mit ihnen seinen Untergang.

Aber das Bewußtsein ihrer eigenen Nationalität ist den Ukrainzen nicht verloren gegangen, wie das leidenschaftliche Flugblatt des „ukrainischen Komitees“ wiederum den russischen Gleichmachern beweist. „Europa erkennt uns an als selbstständige Nationalität,“ rufen die „patriotischen Ukrainzen“ in ihrem Flugblatt den panslavistischen Agitatoren von Kiew zu, „Franz Miklosic erkannte die Selbstständigkeit unserer Sprache als ganz gesondert von der russischen an. Dasselbe sagten auch unsere gelehrten Slavisten, namentlich Jakob Holowazki, der polnische Grammatiker Malinowsky, der russische Gelehrte Petro Lawrowsky, W. J. Dahl und Andere. Ja sogar in dem Journale des Volksunterrichtes, das im Jahre 1863 in Petersburg erschien, sonach in einem offiziellen Akte, wurde eine Abhandlung über die Unterschiede der kleinrussischen Sprache von der russischen und polnischen veröffentlicht. Wunderlich also lauten die Behauptungen nur halbgebildeter Politiker, daß die kleinrussische Sprache nur eine Mundart der großrussischen sei und sich zu dieser so verhalte, wie das Niederdeutsche zu dem Hochdeutschen. Unser Volk hat seine eigenartigen, geistigen und physischen Eigenschaften, seine eigenen Sitten und Gebräuche, seine eigene wohlklingende Sprache, seinen eigenen historischen Charakter, welcher besonders in der reichen Volkspoesie zum Ausdrucke gelangt, wie dies kein zweites slavisches Volk nachzuweisen vermag. Mit einem Worte: unser Volk hat eine Nationalgeschichte, welche ein goldenes Zeitalter der Heldengestalten unserer Voreltern aufweist. Auch die Ruthenen-Ukrainzen werden ihre nationalen Heiligthümer nicht aufgeben, wenngleich ihr Patriotismus von den moskowitischen Panslavisten stark getadelt und verhöhnt wird. Es wird nicht so leicht fallen, die Ukrainzen von der Karte Europas verschwinden zu machen. Die politischen Chauvinisten und Flachköpfe mögen noch so wünschen, daß die eine oder die andere Nationalität verschwinde; die Geschichte vermeldet der Welt ein anderes kategorisches Gebot: Ein Volk, welches alle Lebensbedingungen hat, bleibt auch für die Zukunft selbstständig! Das wird auch bei uns zutreffen, wenn die russischen Panslavisten sich noch so bemühen, die Welika-Ukraina mit dem russischen Volke zu verschmelzen. Keine Macht in der Welt vermag mehr unser Landvolk, welches nur zum Bewußtsein seiner nationalen und menschlichen Rechte gelangt ist, dahin zu bringen, sich dieser zu entäußern.“

Man sieht, diese Sprache ist deutlich. Die Ukrainzen haben eben Mütterchen Rußland kennen gelernt. Gleich den Polen sind sie nicht sehr von der Zärtlichkeit desselben erbaut. Die panslavistischen Agitatoren haben nur bei denjenigen slavischen Völkerschaften Glück, welche noch nicht die eigenthümlichen Segnungen des zarischen „gemeinsamen Vaterlandes“ am eigenen Leibe verspürt haben.

Eßbare Vogelnester.

Eine Delikatesse der Chinesen. Von A. Denet.

Sehr gefährlich und ungemein halsbrechender Natur ist die Industrie des Einsammelns eßbarer Vogelnester auf Java und an vielen Inseln des großen und indischen Ozeans. Hier wird besonders auf die Nester einer Art Seeschwalben Jagd gemacht, weil bei den vornehmen Chinesen jedes solche Nest geradezu mit Gold aufgewogen wird.

Am dichtesten nisten diese Seeschwalben an einem vom Meere vielfach ausgehöhlten Felsen auf einer kleinen Insel in der Provinz Bagela der von den Holländern beherrschten Insel Java. Der Felsberg heißt Karang-Balong und erhebt sich nicht höher

als etwa 500 Fuß aus dem Meere empor, aber in einer gar sonderbaren und grauenhaften Gestalt. Das Meer hat ihn nämlich von unten bis oben durch ewiges Branden und Spülen ausgehöhlt, so daß es tief in eine vom Fels rings umschlossene Höhle hineinspült. Er hängt also von allen Seiten nach vorn über und bildet eine Menge Spalten, Ritzen, Löcher, Kanten und Absätze.

In dieser Felsenhaube nun nisten die Seeschwalben, deren Nester die kostbare Delikatesse an der Tafel reicher Chinesen bilden. Die kleinen grauen Vögelchen wohnen in diesen Ritzen und Klüften zu Millionen. Die schwarzbraunen, heidnischen und abergläubischen Einwohner werden alle Jahre dreimal zu dem halsbrechenden Geschäfte getrieben, in diese Höhlen hineinzuklettern und über dem grollenden Meere schwebend und an einer Strickleiter kletternd, die Nester aufzusuchen.

Wenn die Zeit des Nestersammelns naht, veranstalten die holländischen Kaufleute, unterstützt von der Regierung, die von diesem Vogelnesterhandel allein eine jährliche Steuereinnahme von mehr denn etwa anderthalb Millionen holländischer Gulden bezieht, religiöse Festlichkeiten im Glauben der Eingeborenen, deren Berg- und sonstige Geister in solchen Höhlen wohnen sollen.

Diesen Geistern werden Opfer in Form von Blumen, Früchten, Gewürzen u. s. w. dargebracht, damit sie sich erfrischen können, wenn sie umherwandeln. Hier spielt besonders die Seekönigin Njai Ratoe Kidoel eine große Rolle. Am Eingange des großen Kaufhauses, wo die Nester abgeliefert werden, steht ein großes ausgeputztes Paradebett, in welchem die Seekönigin ihre schönen müden Glieder ausruhen soll. Während der Nester-Erntezeit werden ihr jede Woche einmal Geschenke dargebracht, und des Nachts leuchtet ihr Bett in malerischer Lampen-Illumination.

Mit diesen und anderen Spiegelfechtereien im Sinne des abergläubischen Volkes wirkt man auf dessen Phantasie und bringt das lebensgefährliche Nesteraufsuchen mit den höchsten Vorstellungen der im Aberglauben umnachteten Menschen in Verbindung, um sie industriell und kaufmännisch auszubeuten, während andere Eroberer fremder Völker es in der Regel für ihre Pflicht hielten und noch halten, deren Sitten und Gebräuche, deren Religion und Sprache zu unterdrücken und zu veredeln.

Am Abend vor der Nester-Ernte geht man noch weiter und sucht die dazu bestimmten Leute durch Trunk, Tanz und Opium gegen die ihnen drohenden Lebensgefahren abzustumpfen. Unter dem Einflusse von Opium singen und springen sie umher, bis der Morgen tagt. Dann führt man sie mit Sang und Klang, in lustigen Prozessionen, bis zu den bereits befestigten Strickleitern, die von zackigen Felsenkanten herunter in den hohlen Abgrund führen. Mancher wird dabei schwindlig und stürzt in die brausende Fluth. Manchmal reißt auch die Strickleiter, so daß bei einer solchen Ernte nicht wenig umkommen. Die Nester bestehen aus einer klebrigen Masse, welche diese Seeschwalben theils aus sich selbst, theils aus Kräuterbestandtheilen zusammenzuleimen scheinen. Die Kostbarkeit dieser Nestermasse besteht nicht so sehr in deren Wohlgeschmack, sondern in dem Aberglauben der Chinesen und anderer Orientalen, daß deren Genuß belebend, stärkend und verjüngend wirke. Dieser Glaube hält die eßbaren Vogelnester eben hoch im Preise.

Hinrichtungen mittels Elektrizität.

Von A. Daul.

Der Staat New-York (der nordamerikanischen Union) hat den Galgen aufgegeben und will eine, wenn man es so nennen darf, mehr wissenschaftliche Art der Hinrichtung von Verbrechern einführen. Es war am 4. Juni, als der Gouverneur des Staates New-York einem von der Gesetzgebung dieses Staates vorgeschlagenen Gesetze, nach welchem die zum Tode verurtheilten Verbrecher mittelst eines elektrischen Schlages vom Leben zum Tode gebracht werden sollen, durch seine Unterschrift die Gesetzeskraft gegeben hat.

Die praktische Ausführbarkeit dieses neuen Systems wurde aufs Gründlichste studirt und, so viel nur möglich, durch eine große Anzahl von Experimenten unter der Aufsicht der genannten Kommission versucht. Das Resultat dieser Untersuchungen hat sich dann endlich in der Methode ergeben, welche von der betreffenden Kommission der Gesetzgebung in Vorschlag gebracht und nun zum Gesetze gemacht worden ist.

Der zum Tode verurtheilte Verbrecher wird auf einen Sessel gesetzt, an welchem die Hände und Füße befestigt werden. Der Sitz dieses Sessels ist von Metall und mit dem einen Pole des Stromes in Verbindung gebracht. An der Hinterseite dieses Sessels befindet sich eine auf- oder niederwärts verschiebbare Kopflehne, welche nach vorwärts mit einem Metallbande versehen ist, das gerade um die Stirn des Verurtheilten paßt. Die beiden Drähte werden dann mit einer Dynamomaschine oder der Leitung einer elektrischen Anlage 2c. in Verbindung gebracht. Dann werden an den elektrischen Kontaktstellen nasse Schwämme oder Tücher aufgelegt, um die elektrische Verbindung vollkommen zu machen. Im betreffenden Momente dreht der Beamte die Umschaltvorrichtung, und augenblicklicher Tod tritt ein. Der elektrische Strom geht längs der Rückenmarkssäule und fällt das Hirn und damit den Nerven-Mittelpunkt an. So läßt man dem Strome auch noch einige Minuten Zeit, um eine vollständige Erschöpfung zu Stande zu bringen und jeder möglichen Wiedererweckung vorzubeugen.

In Betreff der Wirkung, welche die Tödtungsart auf das betreffende Individuum in physiologischer Beziehung ausübt, bemerkt Professor Elihu Thomson: „In den meisten Fällen ist der Tod eine Folge der Nerven-Erschöpfung und Asphyxie, in anderen aber dem Bruche der Blutgefäße oder der Herzkammern und der heftigen Zusammenziehung zuzuschreiben, welche unter dem enormen Anreiz des starken Stromes erzeugt wird. Gebrochene oder unterbrochene oder abwechselnde Ströme, deren Wellen von abruptem Charakter sind, wirken ohne Zweifel am schlimmsten und kräftigsten auf das animalische System."

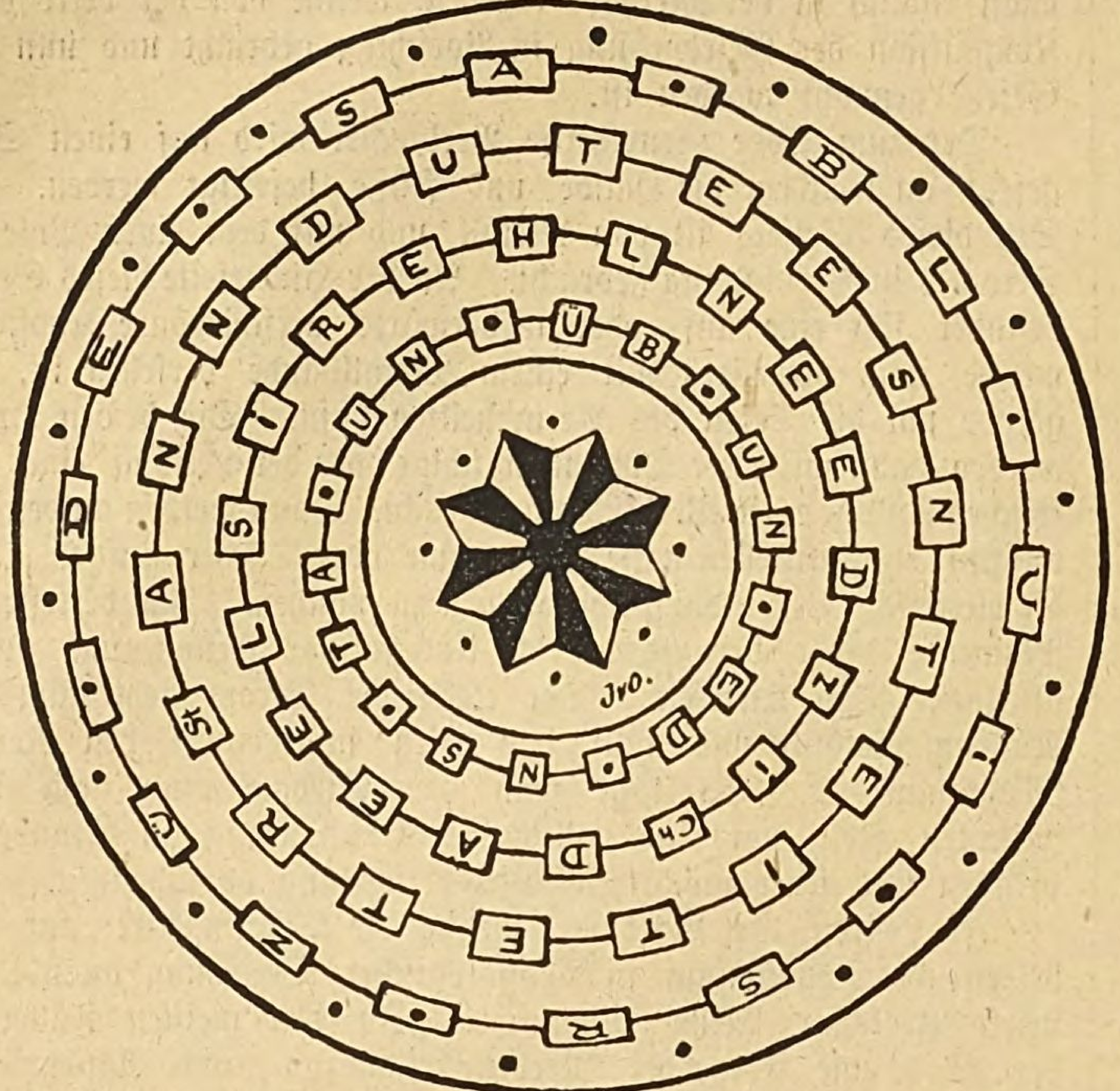
In dieser Beziehung glaubt der genannte Elektriker (als solcher eine anerkannte Autorität), daß es wohl möglich wäre, eine kleine Maschine zu konstruiren, mittels welcher man die erforderlichen elektrischen Ströme durch Induktion von einer kleinen elektrischen Aufstapelungs-Batterie oder einer anderen Batterie zu solch einer Tödtungsmethode erhalten könne, — oder eine kleine Maschine, die man mit der Hand oder durch einen Wassermotor in Thätigkeit setzen könnte, um damit die kräftigsten physiologischen Effekte zu Stande zu bringen; wobei natürlich die Natur und Stärke des Stromes je nach dem Zwecke, dem sie dienen soll, auserlesen werden müßten.

Mit der Einführung dieser neuen Exekutions-Methode in dem Staate New-York sind dann noch verschiedene andere neue Formalitäten des peinlichen Verfahrens verbunden worden. So wird u. A. der „schuldig" erkannte Verbrecher sein Todesurtheil ohne eine Festsetzung des Tages und der Stunde erhalten, zu welcher er vom Leben zum Tode gebracht wird. Blos die Woche wird ihm kund gegeben, in welcher er sein Verbrechen mit dem Tode sühnen muß; der Tag und die Stunde aber, wann dies geschehen soll, bleibt der Bestimmung des betreffenden Unterbeamten (des Sheriff) anheimgestellt.

Dann soll ferner der Tag und die Stunde der Hinrichtung blos den Personen bekannt gegeben werden, welchen erlaubt oder geboten ist, der Exekution beizuwohnen. Auch darf Niemand den Verurtheilten ohne eine Erlaubniß des Gerichts besuchen, ausgenommen die Beamten, der Arzt, der Priester oder Seelsorger und Angehörige oder Mitglieder der Familie des Verurtheilten. Mit dieser Bestimmung wird einem großen Unfuge gesteuert, welchen die müßigen amerikanischen nach „excitement" gierigen Ladies mit zum Galgen Verurtheilten bisher zu treiben pflegten, indem sie sich Eingang zu denselben verschafften und glücklich waren, die Galgenkandidaten anstarren, wo nicht gar ihnen die Hand drücken zu dürfen und die Mörder gleichsam wie „Helden" zu verehren.

Räthsel und Spiele.

Kreis-Königszug.



Welchen Text ergeben die Buchstaben, in der richtigen Reihenfolge verbunden?

Citaten-Räthsel.

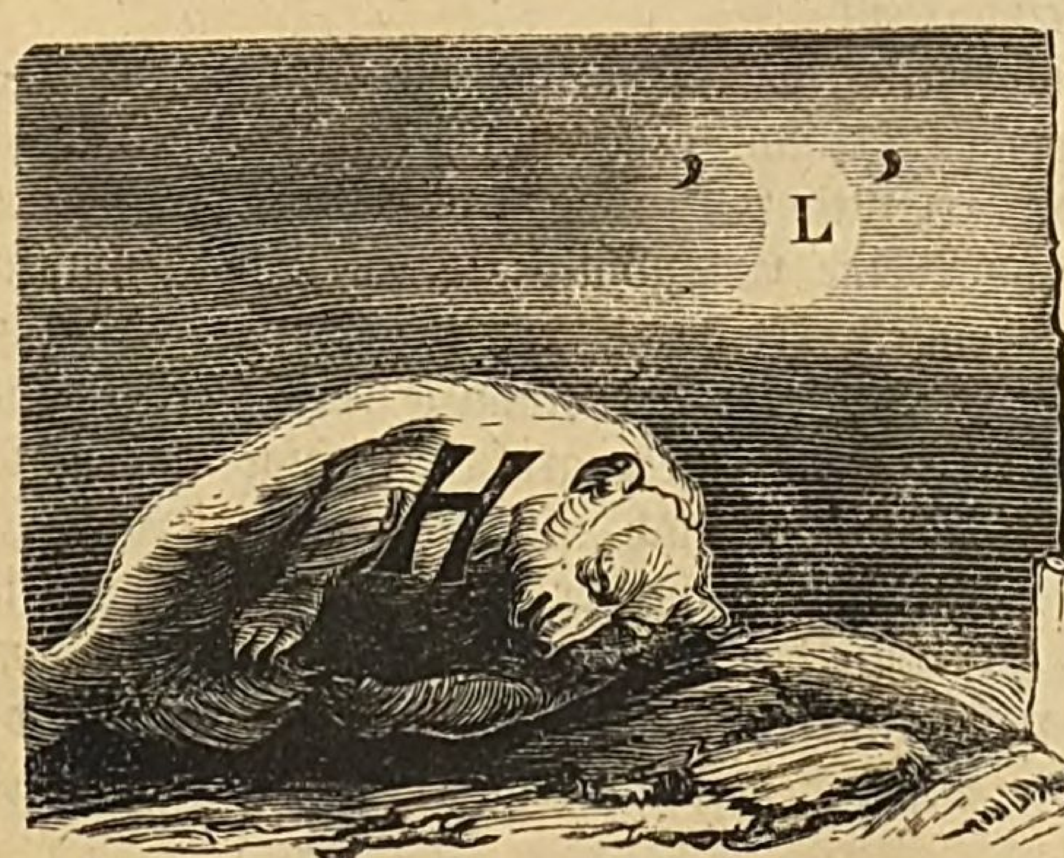
Jedem der nachstehenden acht Citate ist ein Wort zu entnehmen. In derselben Aufeinanderfolge ergeben die entsprechenden acht Wörter ein bekanntes Sprichwort. Wie heißt dieses?

1. Und als er ging im finstern Wald, kam er zu einer Schmiede bald.
2. Die Reiter, das Fußvolk, voll Wunden und Blut, sie stürzten kopfüber hinab in die Fluth.
3. Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart.
4. Ach, wüßtest Du, wie's Fischlein ist, so wohlig auf dem Grund.
5. Wir fordern die lange gestundete Schuld.
6. Da ward es klar, sie hegten keinen Neid.
7. So weich und warm hegt Dich kein Arm, wie sich's in Mutterarmen ruht.
8. Umarme mich mein Sohn! Dir ist der härt're Kampf gelungen.

Logogriph.

Kennst Du den Mann, der kühn erschloß
Dem Handel neue Straße?
Und dem ihr Lob die Mitwelt zollt
Dafür in reichem Maaße?
Nimmst Kopf dem Mann und Füße Du,
Dann hat's Dein Haus! Geh', sieh' nur zu.

Rebus.



Rösselsprung.

			es	zei	den	am			
			wo	wald	rief	vor			
		weg	fern	aus	ten	wie	als		
ſprang	von	gen	ein	weh	er	die	wie	weh	war
dres	war	das	ren	rausch	flieh	ein	da	du	der
reh	wie	an	flieh	klang	wie	te	kehr	mir	mir
alles	doch	bah	sonst	und	welle	ge-schah	a	wie	ge
		und	die	läu	fremd	ohne	liebt		
			ge	der	sind	bend			
			ben	schen	ten	ge			
luft	der	sah	die	fort	lie	men	aus	wo	gen
dort	berge	diesel	hei	ich	ten	die	zo	de	dem
wie	selbe	es	glänz	te	nim	frem	haus	und	uns
war	pfing	math	mer	meine	mut	hei	ren	see	dem
die	ich	stets	al	math	nim	mer	vor	vor	keh
em	die	noch	kam	ter	in	jah	ren	mehr	doch

Auflösung der Räthsel aus Nummer 37.

Rebus. Assekuranzgesellschaft.

Räthsel. Weichbild.

Füll-Räthsel.

s	o	p	h	i	e
t	l	o	a	o	i
u	i	l	r	l	d
r	v	e	d	l	e
m	e	n	t	e	r

Sophie Menter.

Arithmogriph. Ehre — Heer — Here — Rehe.

Das magische Schild.

1. Pfeife, 2. Hammer, 3. Pfahl, 4. Lineal, 5. Leuchter, 6. Pfeil. 7. Dolch, 8. Nagel, 9. Speer, 10. Leiter, 11. Gabel, 12. Stelze, 13. Ahle.

Emanuel Geibel.

Homonym. Nordlicht.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 39 — Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt — 23. September 1888

Die Amtmannshofe.

Humoreske von Carl Rode.

Christophel Kollbert im Drömling war bekannt auf und ab am Ohreflusse, soweit der Drömling reicht. Er war ein alter Deutscher noch, derb und bieder, knorrig und storrig, wie die Drömlingseichen, aber auch so fest und treu; was Stoffel Kollbert einmal gesagt hatte, das war so gewiß, als wenn es zehn Advokaten niedergeschrieben hätten. Des alten Stoffels Gehöft lag einsam inmitten seiner stolzen Aecker, Wiesen und Hopfendämme, und das reichbemooste, vierschöffige Strohdach seines Wohnhauses lugte aus dem Birken- und Eichengehege, welches das ganze Gehöft parkartig umgab, und dessen sich kein Edelmann hätte zu schämen brauchen, so treuherzig heraus, als ob es dem Wandersmanne schon von Weitem gastlich zurufen wollte: Komm herein und raste! Und so gastlich, wie das bemooste Strohdach einlud, so gastlich waren auch die biedern Leute, welche unter ihm wohnten, der alte Christophel Kollbert nämlich und sein kleines, rundes Weibchen, Dortlieschen, sowie Schmuck-Liesebettchen, der beiden Alten einziges, rosiges Töchterchen. Allerdings verirrte sich nur selten Jemand nach dem einsamen Gehöft, und daher kam es auch, daß seine Bewohner zumeist so schweigsam ihren Hantierungen oblagen, als ob sie sammt und sonders Trappisten seien, mit Ausnahme von Jung-Liesebettchen, das sein süßes, rothes Mundwerk keine fünf Minuten in Ruhe halten konnte und, wenn es nicht mit Vater und Mutter zu plaudern oder mit den Dienstboten zu schnaken hatte, lachen und singen mußte, es mochte sein wo es wollte.

Schmuck-Liesebettchen war um Johanni herum siebzehn Jahre alt geworden. Von seinen Eltern hatte es von Jedem etwas: Es war so schlank und fest, wie sein alter Vater, aber nicht so knorrig und so steif; dagegen so lieb und drall, wie sein kleines Mütterchen, nur nicht auch so kurz und rund. Vom Vater hatte es ein Paar rehbraune Augen geerbt, die neckisch in die Gotteswelt hineinlachten, und von seiner Mutter ein paar buttergelbe Haarzöpfe mitbekommen, die so dick, wie ein doppeltes Ernteseil bis zu Liesebettchens Knieen hinabhingen und auf seinem Köpfchen schier kaum zusammen zu nesteln waren vor Ueberfülle; kurz und gut: im ganzen Drömling gab es kein schöneres Mädchen, als Liesebettchen Kollbert war, darüber gab's nur eine Stimme.

Der alte Kollbert und sein rundes Dortlieschen waren denn auch nicht wenig stolz auf ihre Tochter, und da der Kollberts-Hof weitaus der beste im ganzen Drömling war, Kollbert aber außerdem noch an dreißig- bis vierzigtausend Thaler ausgeliehen hatte bei den Nachbarn auf Hypotheken, war ihnen kein Graf zu gut als Heirathskandidat für unser Liesebettchen. Indessen Jung-Liesebettchen fragte nicht viel nach Grafen und Baronen, ja nach dem Freien selber fragte es nicht viel; dagegen saß es viel und gern in seiner kleinen Giebelstube oben und schaute hinter den schneeweißen Gardinen hervor nach Hindriks Pachthof hinüber, dessen Aecker an die Aecker von Kollberts Hof grenzten, und dessen Häuser Schmuck-Liesebettchen von seinem Giebelstübchen aus deutlich übersehen konnte.

Jung-Liesebettchen, was guckst Du denn da so eifrig nach dem Pachthof hinüber, he? Der Gänsejunge, der dort vor dem Hofthore auf dem Anger seine Gansgössel hütet, ist doch so interessant nicht, daß Du stundenlang nach ihm ausschaust? Ach, sieh da, wie roth Du plötzlich wirst und zurückfährst von Deinem Fenster; laß doch sehen: Ja so, Kurt Hindrik ist's, der Dein kleines Herzchen beschäftigt, Kurt Hindrik, der da eben mit seinem Hunde aus der Hofpforte tritt, um seine Arbeiter zu beaufsichtigen. Ja, siehst Du, mein Mädel, das ist schon gut, Kurt Hindrik ist ein schmucker, stattlicher Bursch, und manch einmal, wenn Ohre und Allergraben plötzlich ausgetreten waren, hat er Dich auf seinen kräftigen Armen so leicht und gewandt über die Wasser getragen, als ob Du ein Rosenblättchen wärst; aber was hilft das Alles? Er ist ein armer Pächter, und Du bist eine reiche Gutsbesitzerstochter, das stimmt nur schlecht zusammen nach Deines Vaters Sinn.

Kurt Hindrik war an sieben Jahre älter, als Jung-Liesebettchen. Er hatte den Pachthof übernommen, als sein Vater gestorben war, und wohnte nun ganz allein darauf mit ein paar Dienstleuten und einem großen Hunde. Sein Vater hatte sein Lebtage viel Unglück gehabt in der Wirthschaft, und als er gestorben war, da war der Kurt nicht reicher gewesen, als der Gänsejunge draußen vor dem Thore, so viel Schulden hatte ihm sein Vater hinterlassen. Indessen Kurt Hindrik war ein ganzer Mann. Er war zwei Jahre auf der Ackerbauschule gewesen und hatte endlich sein Jahr abgedient. Als er seinen Vater beerdigt hatte, machte er einen dicken Strich unter alle Rechnungen, zog alle Schulden zusammen und schrieb dabei: „Wollen sehen, was sich machen läßt!“ Dann ließ er sich sein Pferdchen satteln und machte eine Rundreise zu seinen Gläubigern, sein größter Gläubiger war Stoffel Kollbert; dem braven, jungen Mann wollten die Nachbarn alle wohl, sie ließen ihm ihr Geld, und Kurt arbeitete nun wacker drauf los. In wenigen Jahren waren

seine Aecker und Wiesen die ertragreichsten der ganzen Umgegend, und seine Hopfendämme lieferten geradezu wunderbare Ernten, so daß die Nachbarn die Hände überm Kopf zusammenschlugen, wenn sie diese Pracht sahen. Das machte aber, Kurt hatte seine Zeit auf der Ackerbauschule nicht vertrödelt, und auch jetzt noch unterrichtete er sich fleißig über alle Errungenschaften auf landwirthschaftlichem Gebiet. Der alte Christophel Kollbert freilich, der von all den neuen Kulturmethoden gerade so viel hielt, wie von einem Loche im Geldsack, sagte ihm öfter: „Plögst blos andere Lüde ehr Geld under, mien Sähn, dat's Alles!" Doch konnte er sich nicht verhehlen, daß das „untergepflügte Geld" reichlich wieder aufging und Früchte trug, und unser Kurt nicht blos Pacht und Zinsen pünktlich zahlte, sondern auch alljährlich ein Schuldsümmchen nach dem andern abtrug. So fleißig unser Kurt indessen auf seinen Aeckern herumwirthschaftete, so fleißig schlich er sich auch durch des alten Kollbert Eichengehege an dessen Hausgarten heran, um über den Zaun zu lauern, ob Liesebettchen nicht darin sei, und wenn er's zufällig glücklich traf, dann rief er lachend: „Erschrick nicht, Elschen!" schwang sich leichthin über den Zaun und stand in wenigen Sekunden neben dem hocherröthenden, lieblichen Mädchen, das dem jungen Pächter nur zu gern in die treuen Augen sah.

Mutter Dortlieschen hatte vom Küchenfenster aus die beiden jungen Leutchen wohl manchmal gesehen und herzliche Freude an dem prächtigen Pärchen gehabt, der alte Christophel aber kümmerte sich mehr um seine Pferde und Kühe, als um sein Töchterchen, bis er ganz plötzlich und zufällig einmal Beide Arm in Arm in der Jasminlaube traf. Viel Worte hatte er nicht gemacht. Er hatte Liesebettchen beim Arm zur Laube hinausgeschoben und auf ihre Stube geschickt, zu Kurt aber einfach gesagt: „Du häst ob Kollberts Hofe diene Zinsen to tahlen, mien Sähn, un wieder häst hier nist verlaren, dat mark die!"

Da war es denn vorbei gewesen mit der Herrlichkeit! Hold-Liesebettchen saß in ihrem Stübchen und weinte sich die süßen Rehaugen schier blind, und Kurt lief trübselig auf seinen Aeckern umher und seufzte dem lieben Herrgott was vor, nicht wahr? so denkst Du, lieber Leser?

Doch Gott bewahre, so thränenreich sind die markigen Drömlingsbewohner nicht, und Kurt und Liesebette waren es erst recht nicht; sie lachten den alten Christophel aus und trafen sich nun erst recht; aber natürlich waren sie vorsichtiger dabei, damit der zürnende Vater Kollbert ihr Zusammensein nicht noch 'mal so jäh ings störte.

Nun hatte aber der alte Christophel einen großen Fehler: Wenn er Sonntag Nachmittags nach Mieft oder Miesterhorst oder sonst wohin in den Krug fuhr und mit den Nachbarn zusammentraf, dann wurde meist bis in die Nacht hinein Karten gespielt und Bier getrunken, und bei solchen Gelegenheiten entschädigte sich Christophel Kollbert für die einsamen Stunden der ganzen langen Woche derart, daß er in der Regel seinem alten Kutschgaul überließ, den Weg nach Hause selbst zu finden, und hier meist in tiefem Schlafe spät in der Nacht anlangte. War dann einer von den Dienstleuten oder Mutter Dortlieschen noch munter, dann ging das an, dann wurde das Pferd in den Stall und Christoph ins Bett gebracht; war aber Alles eingeschlafen, dann mußten der arme, alte Mensch und der arme, alte Gaul lange draußen in der kalten, thaufrischen oder regnerischen, wenn nicht gar schneeigen Nacht warten. Da ward dem kleinen runden Dortlieschen denn doch die Zeit zu lang, und da sie weder sich selbst noch einen von den Dienstleuten mit Sicherheit wach erhalten konnte, bis ihr Stoffel nach Hause kam, suchte sie es nach Möglichkeit zu verhindern, daß der alte Herr überhaupt in den Krug fuhr.

Eines Tages, der alte Christophel war wieder einmal erst in der Frühe nach Haus und ins Bett gekommen, mußte Mutter Dortlieschen nach der Stadt fahren, um Einkäufe zu besorgen. Das war für Christoph die beste Gelegenheit, am Abend wieder in den Krug zu fahren und des Guten zuviel zu thun. „Halt," denkt Mutter Dortlieschen, „da wist taukomen!" Der alte Christophel schlief im tiefsten Rausche, Mutter Dortlieschen nahm, bevor sie fortfahren wollte, schnell seine sämmtlichen Beinkleider zusammen und trug sie auf den Boden in die festeste Truhe, allwo sie dieselben sicher verschloß, den Schlüssel aber steckte sie sorglich in die Tasche und fuhr dann vom Hofe ab.

Mittag war längst vorüber, als Christoph erwachte. Er reckte sich und streckte sich und sah nach der monoton ihr Ticktack rufenden Wanduhr hin. Es war Glock drei! Hm! Christophel grübelte. Da fiel ihm plötzlich ein, daß Dortlieschen nach der Stadt gefahren war, und daß er deshalb den Nachbarn versprochen hatte, wieder mit ihnen zusammenzutreffen im Kruge. Er griff nach seinen Kleidern. Die Hose war fort.

„Datt dick dat Dunder!" brummte Christophel und erhob sich ganz von seinem Lager. Die Hose war fort. Er suchte in der ganzen Stube herum: Keine Hose zu finden, nur Dortlieschens kurzer, krauser rother Faltenrock lag da, wo seine Hose sonst lag, und seine Hausjacke sowie Rock und Weste hingen am gewohnten Nagel.

Doch ein Unglück kommt selten allein. Als Christoph, mit seiner kurzen Jacke bekleidet, im Zimmer herumrannte wie ein geschossener Klapperstorch, klopft plötzlich Jemand an sein Fenster.

Nachbar Arxlä war es, er wollte Christopheln abholen.

„Häst wohl all' luert!" rief Nachbar Arxlä durch das Fenster.

„Nä!" antwortete Christoph.

„Na, denn mak, ik täuf wieldeß!"

„Nä!"

„Wat, wist nich mit?!"

„Nä!"

„Häst doch gistern Abend säggt!"

„Nä!"

„Na, denn nich."

Gevatter Arxlä fuhr fort. Lange sollte Stoffel jedoch keine Ruhe haben. Kaum eine Viertelstunde später kam Gevatter Woldau an.

„Tau, Stoffel, wu büst denn, büst all furt?" rief Gevatter Woldau durch das Fenster.

„Nä!" antwortete Christophel ärgerlich.

„Wat, wist nich mit nach'n Kraug?"

„Nä!"

„Häst doch gistern Abend säggt?!"

„Nä!"

Gevatter Woldau ging ärgerlich davon.

Jetzt fiel Christoph ein, daß er Gevatter Arxlä, Woldau, Nötz und Schulte bestellt hatte ihn abzuholen vom Kollberts Hofe. Dat Dunder auk! und Christoph hatte keine Hose. Wenn Dortlieschen nur da wäre; aber dem Dienstvolk konnte er sich doch in seinem Aufzuge nicht zeigen und seinem Liesebettchen erst recht nicht. „Datt Dick dat Gottesdunder auk!"

„Klapp, klapp," ging es jetzt vor dem Fenster. Es waren Gevatter Nötz und Schulte mit ihrem Ponnywagen. „Klapp, klapp!"

Christophel Kollbert zog sich hinter den Ofen zurück.

Gevatter Schulte stieg vom Wagen herab und kam ans Fenster!

„Ei, Stoffel, schläpst noch?"

Christophel regte sich nicht.

Gevatter Schulte schlug mit der Faust gegen das Fenster.

„Tau, Stoffel, wi will'n nah Mieft in'n Kraug!"

Christophel rührte kein Glied.

„Hei is wohl all furt?" fragte Gevatter Nötz vom Wagen her.

„Ah, nä, hei steiht achtern Aben un hät kein Büx an!" erwiderte Gevatter Schulte.

„Gah doch mal in de Stuv!" meinte Gevatter Nötz.

„De Porte is tauregelt!" antwortete Nachbar Schulte.

„Na, denn kumm man, hei will wohl nahkomen."

Gevatter Schulte ging ab, der Ponnywagen fuhr davon, und Kollbert hatte keine Hose.

Es hatte Jemand an die Stubenthür geklopft. Der alte Stoffel mit dem rothen Unterrocke und der kurzen Jacke schielte hinter dem Ofen vor. Er hatte doch . . . es war doch Alles zugeriegelt, wer kam denn da herein?"

Kurt Hindrik war es.

Schmuck-Liesebettchen hatte ihre Mutter am Morgen wohl gesehen, wie sie Vaters Beinkleider fortgeschlossen hatte, und den ganzen Zauber bald errathen, sie hatte, mit Kurt im Garten versteckt, Gevatter Arrlä und Gevatter Woldau kommen und gehen sehen und ihre Unterredung mit Stoffel angehört, dann aber schnell ein Plänchen geschmiedet, das ihrem Herzallerliebsten des Vaters Gunst einbringen mußte. Auf Christophels „Kömm in!" trat Kurt herein.

„'N Dag, Vadder Kollbert," sagte er und legte ein Päckchen auf den Tisch, welches er unter dem Arme trug.

„Schön Dank!" erwiederte Stoffel und kam hinter seinem Ofen hervor, „wat wist denn Du?!"

„Ik woll mien Zinsen tahlen, Vadder Kollbert!"

„Dat harr noch Tied, mien Sähn!"

„Häv't Geld grad krägen, Vadder Kollbert!"

„So?"

„Ja!" Kurt Hindrik zählte sein Geld auf den Tisch.

„Wat häst denn in Dien Packen da?" fragte Christophel Kollbert, indem er die Zinsen nachzählte und einstrich.

„Ah, 'ne nüe Büx ist, Vadder Kollbert, häv'k eben krägen!"

„Wu häst denn dei herkrägen?"

„Ah, van mienen Schnieder, Vadder Kollbert!"

„Ut Mieste?"

„Nä, ut Berlin, Vadder Kollbert!"

„Häst wohl hellsch veel Geld, mien Sähn, datt Dien Büxen in Berlin maken lätt'st?" fragte Stoffel spöttisch.

„Wie man't nimmt, Vadder Kollbert," versetzte Kurt, „ik tahl mien Pacht un Zinsen und lat mien Büxen in Berlin maken!"

Christophel nahm das Packet in die Hand. „Büst wohl ball' sau grot wie ik?" fragte er bedächtig.

„Veel ward sik dat nich nehmen!" antwortete Kurt.

„Wies doch mal her Dien Büx!"

„Ah, et is 'ne nüe Büx," meinte Kurt obenhin und öffnete das Packet.

„Kannst mi dei Büx nich aflaten?" fragte Stoffel plötzlich.

„Ah, Jü hävt jo kein Büx nich an!" rief jetzt Kurt ganz verwundert, „wat heit denn dat, Vadder Kollbert?!"

„Mien Büx häv'k twei räten!" log Christophel, „lat mie Dien Büx af, mien Sähn!"

„Ja, wenn et so is, Vadder Kollbert, dat kann'k denn dauhn!"

„Aeber mößt nix säggen, hürst!"

„Wu wer ik denn, Vadder Kollbert," versicherte Kurt, und Stoffel zog die neue Hose an.

„Wu sitt dei Büx?" fragte er.

„Ah, gaut, Vadder Kollbert," antwortete Kurt.

„Na, denn kann'k jo noch nah Mieft föhren," rief Christophel tiefaufathmend, „wist mit, mien Sähn?"

„Nä, Vadder Kollbert, da häv'k kein Geld tau!"

„Na, kannst auk hier bie't Mäken blieben!"

„Dat harr'k auk doch dahn, Vadder Kollbert."

„So?"

„Ja!"

„Büst jo hellschen hoch op!"

„Häv't Liesebettchen einmal gärn, Vadder Kollbert!"

„So?"

„Ja!"

„Na, adjüs, ik führ nah Mieft!"

„Adjüs, Vadder Kollbert, ik bliev bie Liesebettchen!"

In Mieste war großes Halloh im Kruge, als Christophel auf den Hof gefahren kam. Die Nachbarn, welche ihn hatten abholen wollen, hatten nicht reinen Mund gehalten, und als Christophel nun vom Wagen stieg, riefen alle: „He, Christophel, häst jo ne nüe Büx an!"

„Jawoll!" rief Stoffel verdrießlich.

„Und wat för' en fiene Büx!" lachten die Einen.

„En Amtmannsbüx!" meinten Andere.

„Et gifft wohl ball Hochtied op Kollberts Hof, datt all' 'n Amtmannsbüx anhäst?" fragten die Dritten.

„Un wenn't ball Hochtied geib?" rief Christophel ärgerlich dazwischen, „wen geiht wat an?!"

„Na, Stoffel, wer sall denn't Mäken hebben?" fragten Alle durcheinander, und ein paar junge Bauersöhne schrieen von hinten her: „O, dat hät all Ein, de Amtmann ist, drum hät oll Stoffel auk all ne Amtmannsbüx an!"

Mit „Amtmann" meinten die Jungbauern aber Niemand anders, als Kurt Hindrik, dessen reservirtes Wesen ihnen wenig gefiel.

„Un wenn et de Amtmann was (wäre)," rief Kollbert jetzt aber ingrimmig, „wen geiht wat an, he?!"

Da rief plötzlich Alles durcheinander: „Vivat hauch, de Amtmann und Liesebette Kollbert, vivat hauch, vivat hauch!" und Alle stießen mit Stoffel an, daß dieser wohl oder übel auf den Scherz eingehen mußte.

Am andern Tage aber, als Christophel Kollbert seinen Rausch ausgeschlafen hatte, ging er langsam hinüber nach Kurt Hindriks Pachthof. Er traf den jungen Pächter in den Ställen. „Häst mie gistern 'n grauten Deinst dahn, Kurt, mit Dien nüe Büx," so redete er Kurt Hindrik an, „ik häv mit miene Frue all geredet, wi willen in't Olldheil gahn, Du kriegst us Liesebette un övernimmst' den Kollberts Hof, bist taufräden?"

Kurt wollte kaum seinen Ohren trauen; aber der alte Stoffel stand da und hielt ihm die treue Rechte entgegen und sah ihm ernst und still in die Augen, das war kein Traum.

„Juchhei, Vadder Kollbert," rief er laut und warf die Mütze hoch in die Luft, „dat sall Juch nich leid dhaun!"

„Ik weit dat, mien Sähn," erwiederte Stoffel leise, „gah jetzt man hen nah't Mäken un führ mit ehr, wann Jü Hochtied dhaun willn."

Der Kronprinz von Griechenland und seine Braut.

Den biographischen Umrissen, welche vor Kurzem im Berliner Tageblatt von dem neuen Brautpaar an unserm Königshofe gegeben wurden, lassen wir an dieser Stelle heute dessen Bildnisse folgen. Dieselben sind im Holzschnitt nach den neuesten photographischen Porträt-Aufnahmen gefertigt. Konstantin, Kronprinz von Griechenland, welcher den Titel eines Herzogs von Sparta führt, ist, wie wir hier wiederholen wollen, am 2. August 1868 geboren, steht also im einundzwanzigsten Lebensjahre. Die Prinzessin Sophie Dorothea Alice erblickte am 14. Juni 1870 das Licht der Welt, ist also nur zwei Jahre jünger, als ihr Verlobter. Mögen die Hoffnungen und Wünsche, welche an den Herzensbund der Beiden geknüpft werden, sich erfüllen.

Landgraf Friedrich von Homburg.

Von W. Münchow.

Zu den volksthümlichsten Gestalten kurbrandenburgischer Reitergenerale gehört Prinz Friedrich von Homburg. Geschichte und Tradition haben sich gleichmäßig bemüht, dieses Bild der Nachwelt zu erhalten, und einen Strahlenkranz um diesen Helden gewoben, der einen Kleist begeisterte, eine seiner herrlichsten dichterischen Gestalten zu schaffen.

Nicht die Verdienste des Prinzen allein, nicht der Umstand, daß er der einzige schneidige Reitergeneral mit silbernem Beine ist, den die Geschichte kennt, sondern seine oft recht trüben Schicksale, die viel von schmalem Dank und geringem Lohn zu erzählen wissen, und die Art, wie er dieselben ertrug, machten ihn zur volksthümlichen Gestalt. Er organisirte nicht allein seine Reiterschaaren, er bildete nicht allein den echten schneidigen Reitergeist in ihnen aus, er führte sie auch mit hoher taktischer Begabung in den Kampf und wurde so ein Vorbild der späteren großen Reitergenerale, der Zieten, Seydlitz, Blücher 2c.

Friedrich wurde 1633 geboren, verlor seinen Vater schon sehr früh und lebte mit seiner Mutter in recht trüben Verhältnissen. Georg II. von Darmstadt nahm sich indeß seiner an und ließ ihn in Marburg erziehen. Er bezog sodann die Universität Genf, wo er „bei dem vornehmen Reuter vor weniges logiert und die Reitkunst allda gelernet zu vollkömmlich Perfection benebst an ern Exercitien, als sich perfect gemacht in der französischen Sprache, wie im Tanzen und Fechten."

Als Karl Gustav den schwedischen Thron bestieg und im Begriff war, den Krieg gegen Polen zu beginnen, eilte Prinz Friedrich nach Stockholm, offerirte dem Könige seine Dienste, die freudig angenommen wurden, und erhielt 1655 mit dem Range eines „Oberst zu Roß" den Auftrag, in Deutschland ein Regiment zu werben und zu organisiren.

Die Aufführung der sehr erheblichen Verdienste, die sich der Prinz um den Schwedenkönig Karl in dessen polnischen und dänischen Kriegen erwarb, würde hier zu weit führen. Erwähnt muß aber werden, daß eine dänische Kanonenkugel ihm am 19. Januar 1659 vor Kopenhagen das rechte Bein abriß und ihn zur einstweiligen Unthätigkeit zwang. König Karl machte ihn zum General-Major und setzte ihm eine lebenslängliche Pension von 2000 Thalern aus. Friedrich reiste mit vielen Mühen in seine Heimath Hessen, um sich auszukuriren. Es steht historisch fest, daß für ihn ein hölzernes Bein mit silbernen Gelenken angefertigt wurde, welches ihn in seiner Laufbahn als Reitergeneral nicht hinderte.

Bevor er indeß sein künstliches Bein im Reiterdienst prüfen konnte, starb König Karl am 13. Februar 1660. Seine Wittwe und Regentin für den vierjährigen Sohn Karl XI. versagte undankbarer Weise dem hochverdienten Prinzen nicht allein die Pension, sondern auch jede Entschädigung für alle früheren aus seiner Tasche bestrittenen Werbungen und Organisationen.

Dadurch wurde der tiefgekränkte Prinz seinem Vaterlande wiedergegeben; er ließ sich in Brandenburg nieder und erwarb hier bedeutende Besitzungen bei Neustadt a. D. Hier starb nach kinderloser Ehe 1669 seine erste Gemahlin, Gräfin Brahe, und damit war das letzte Band zwischen ihm und Schweden zerrissen. Am 23. Oktober 1670 schloß er eine zweite Ehe mit der Prinzessin Luise von Kurland, einer Nichte des Großen Kurfürsten, der nun dem Prinzen „das Generalat ueber die Cavallerie conferirete".

Zu seinem Kummer aber fand der Prinz 1672 gegen die Franzosen keine militärische Verwendung, und der traurige Abschluß dieses Feldzuges, in welchem klägliche Diplomatie die brandenburgische Tapferkeit verrieth, ist bekannt genug. Auf diesem Rückzuge erfuhr der Kurfürst den Einfall der Schweden. Der Prinz, ermüdet von seinem erfolglosen Streben, gekränkt von allerlei Hof-Intriguen und Zurücksetzungen, hatte schon in dieser Zeit dringend seinen Abschied erbeten. Der Kurfürst aber, der des Prinzen militärische Begabung zu schätzen wußte, stimmte ihn durch den Hofmarschall v. Canitz um, und in der persönlichen Unterredung vom 6. Juni in Heldrungen gewann er den Prinzen gänzlich für sich.

Der Reitergeneral mit einem künstlichen Bein setzte sich an die Spitze der brandenburgischen Reiterei, um den Schweden, denen er so erhebliche Dienste geleistet, die alte Rechnung zu bezahlen. Durch seinen langjährigen Besitz von Neustadt an der Dosse war er mit der ganzen Umgegend und dem Terrain vertraut wie Wenige. Im Kriegsrath von Nauen am Abend des 17. Juni 1675 wurde deshalb der Prinz mit der Führung der Avantgarde beauftragt.

Der Auftrag, den der Landgraf empfangen hatte, lautete: „sich mit dem Feinde zu engagiren, bis Friedrich Wilhelm mit den anderen Truppen und den Stücken nachfolgen könnte."

Am 18. Juni früh fünf Uhr setzte sich der Prinz mit 1500 Reitern in Trab und erreichte schon um sechs Uhr bei Linum die Schweden, die sich in vortrefflicher geschützter Stellung festgesetzt hatten. Prinz Homburg sendete einen Adjutanten zurück und erbat sich Dragoner, welche damals berittene, aber zu Fuß kämpfende Infanteristen waren. Da er mit Kavallerie die vortreffliche Stellung des Feindes nicht angreifen konnte, so wiederholte er durch einen zweiten Adjutanten seine dringende Bitte, und der Kurfürst sandte ihm nunmehr 500 Dragoner. Bevor indeß diese eintrafen, hatte der ungeduldige Prinz ein zum Reiterangriff geeignetes Terrain entdeckt und stürzte sich mit solchem Ungestüm auf die schwedische Landwehr, daß Wrangel seine Stellung aufgab und erst vor Hackenberg wieder Front machte. Hier war seine linke Flanke durch das Luch gedeckt, während die rechte sich an eine Hügelreihe anlehnte. Diese zu besetzen hatte Wrangel versäumt, und der ortskundige Prinz beschloß sofort diesen Fehler auszunutzen. Ein Theil seiner Avantgarde beschäftigte die Schweden in der Front; er selbst aber mit dem größeren Theile seiner Reiter umging jene Hügelreihe, um dem Feinde in die rechte Flanke zu fallen und dessen Rückzugslinie nach Fehrbellin zu bedrohen. Das Dechtower Holz unterstützte seine Absicht vortrefflich und verbarg dem Feinde die Umgehung. „So hing der Prinz den Schweden beständig in den Eisen" — bis der Kurfürst mit den anderen Truppen zur Stelle war. Dieser erkannte sofort die Sachlage und sah, daß auf des Feindes rechter Flanke die Entscheidung liege. Auf jenen Hügeln ließ er seine Geschütze auffahren und von dort die ganze Länge der Schwedenstellung bestreichen. Wrangel konzentrirte alle seine Kräfte, Reiterei und Fußvolk, um im energischen Angriff diese Artilleriestellung zu nehmen; schon war die Gefahr eine große, als der Prinz Homburg mit seinen Reitern aus dem Dechtower Holz hervorbrach und mit solcher Wucht dem Feinde in die Flanke fiel, daß dieser den schleunigsten Rückzug antrat; sein rechter Flügel war total zerschmettert. Aber die Reiterei des feindlichen linken Flügels war noch völlig intakt und frisch, auch sie mußte der Prinz mit seinen erschöpften Reitern angreifen. Der Angriff versagte. Seit dem Aufbruch von Magdeburg am 12. Juni hatten die tapferen Reiter nicht abgesattelt und waren seit sechs Uhr an diesem Tage in beständigem Kampfe gewesen. Mann und Pferd waren völlig erschöpft, der Angriff wurde zurückgeschlagen, aber die Schweden zogen sich nach Fehrbellin zurück.

Der Prinz beschreibt sein Eingreifen in den Kampf folgendermaßen:

„Allerlibste Frawe! ich sage nun Ew. Lbd. hiemit, daß ich gestern morgen mit einichen Tausent mann in die advanquart commandiret gewesen, auf des feindts contenance achtung zu haben, da ich denn des morgens gegen 6 Uhr des feindtes ganzer armé ansichtig wurde, der ich dann so nahe ging, das er sich muste in ein scharmützel einlassen, wodurch ihn so lange aufhielte, bis mir J. Dl. der Churfürst mit seiner gantzen Cavallerie zu Hülfe kam. sobalten ich des Churfürsten ankunft versichert war, war mir bang, ich möchte wider andre ordre bekommen, und fing ein hartes treffen mit meinen Vortruppen an, da mir denn Dörffling soforth mit einichen Regumentern secuntirte."

Es sind über diese Schlacht sehr viele Unrichtigkeiten verbreitet worden, sogar in Geschichtswerke übergegangen, deren Werth anerkannt ist. Der Prinz hätte gegen des Kurfürsten ausdrücklichen Willen zu früh angegriffen und dadurch das ganze Heer in die mißlichste Lage gebracht; er hätte sich dadurch des Kurfürsten Ungnade zugezogen und wäre vor ein Kriegsgericht gestellt worden 2c. Dies Alles sind notorische Unrichtigkeiten, die von den betreffenden Akten der Archive gänzlich widerlegt werden.

Der Kurfürst sandte dem Prinzen in der That 500 Dragoner nach und gab ihm nicht den Befehl, Halt zu machen. Er mußte also wissen, daß der Angriff erfolgen werde, und da er keinen Gegenbefehl schickte, so billigte er den Angriff, was auch aus der Zusendung der Dragoner hervorgeht. Außerdem aber war der Angriff taktisch durchaus tadellos eingeleitet und durchgeführt. Der Erfolg war ein glänzender und erleichterte dem Kurfürsten ungemein die Vervollständigung des Sieges. In einer amtlichen Relation über den Eingang der Schlacht heißt es: „Darauf gaben Sie dem Landgrafen von Homburgk, so die Avantgarde führete, Ordre, sich an den Feind zu henken und demselben allen möglichen Abbruch zu thun. Welches auch gelungen." (Geh. Staats-Archiv.)

Mit dem Angriff von Linum und der Umgehung war im Gegentheil der Große Kurfürst außerordentlich zufrieden, aber heftig

tadelte er den verfehlten Angriff von Fehrbellin. Er schrieb darüber an den Fürsten von Anhalt: „Meine Reuter haben nicht das Ihrige gethan, worüber ich inquiriren und ihnen den Prozeß machen lassen werde.“ — Dies ist indeß nie geschehen, der Kurfürst mochte wohl sein Unrecht eingesehen haben. Noch weniger aber hat der Kurfürst jemals daran gedacht, den Prinzen zu irgend welcher Verantwortung zu ziehen.

Dieser fühlte sich indeß auf das Tiefste gekränkt, er glaubte mit seinen Reitern hohe Verdienste und hohes Lob verdient zu haben, und seine Reiter wurden getadelt, weil sie in gänzlicher Erschöpfung nicht das Unmögliche mehr leisten konnten. In tiefer Mißstimmung zog sich der Prinz noch im Juni 1675 nach Schwalbach zurück, um den dortigen Sauerbrunnen zu trinken, und reichte von dort aus sein Abschiedsgesuch ein.

Wie sehr der Kurfürst ihn schätzte, geht daraus hervor, daß er ihm auch jetzt den Abschied nicht ertheilte, vielmehr Alles versuchte, um seine Mißstimmung zu beseitigen. Richtig gelang demselben diese Aufgabe abermals, und er versicherte sich des Prinzen gute Dienste zur vollständigen Eroberung von Pommern. Am 15. Oktober 1677 wurde Stralsund, am 6. November 1677 Greifswald an den Kurfürsten übergeben. Damit war die Eroberung Pommerns gänzlich vollendet, und damit endeten die Kriegsdienste des Prinzen Friedrich von Homburg.

Im Dezember 1677 begab sich der Prinz nach Hessen, um das von seinem älteren Bruder an Darmstadt verpfändete Amt Homburg wieder einzulösen. Der letzte seiner Brüder starb 1681 kinderlos, er mußte die Regierung der Landgrafschaft antreten, schied gänzlich aus dem brandenburgischen Heere aus und starb wenige Jahre später.

H. v. Kleist hat in seinem vollendetsten Werke, dem Schauspiel „Prinz Friedrich von Homburg“ der geschichtlichen Wahrheit wenig Beachtung geschenkt, indem er sein Drama auf ein Vergehen begründet, welches der Prinz von Homburg dadurch begangen haben soll, daß er sich, ohne den Befehl des Kurfürsten zu erwarten, in der Schlacht bei Fehrbellin auf die Schweden stürzt und sie in die Flucht schlägt, bevor die Brücken im Rücken des Feindes abgebrochen sind.

Nach der Dichtung erscheint am Vorabend der Schlacht der Prinz als Nachtwandler im Garten des Fehrbelliner Schlosses. Hier treffen ihn der große Kurfürst, seine Gemahlin und seine Nichte, die Prinzessin Natalie von Oranien, für die des Prinzen Herz im Geheimen in heißer Inbrunst glüht. Natalie bekränzt den Prinzen; dieser will, von seinen Gefühlen überwältigt, die Geliebte umschlingen, errafft aber nur einen ihrer Handschuhe.

Als er, im Garten alleingelassen, erwacht, erscheint ihm das Geschehene wie ein Traum, und vergeblich sinnt er darüber nach, welcher von den Damen des Hofes wohl der Handschuh gehöre, den er in seiner Hand sieht. Hierüber wird er am nächsten Morgen belehrt. Während den Generälen die Disposition der bevorstehenden Schlacht diktirt wird, vermißt



Der Kronprinz Konstantin von Griechenland und seine Braut, Prinzessin Sophie.

Prinzessin Natalie, die anwesend ist, ihren Handschuh, und zu Friedrichs Erstaunen stellt sich heraus, daß es derselbe ist, den er am vorigen Abend auf so wunderbare Weise in seinem Besitz fand. Durch diese Wahrnehmung wird er so verwirrt, daß er seine Aufmerksamkeit nicht auf die Worte des Feldmarschalls Derfflinger zu richten vermag. Infolgedessen hört er nichts von der Aufgabe, die ihm zufallen soll, nichts von der Anordnung seines Fürsten, sich erst auf dessen Befehl auf den Feind zu stürzen.

Die Schlacht beginnt; der Prinz sieht die Schweden wanken, sein feuriger Muth treibt ihn mit Ungestüm vorwärts, vergebens suchen ihn seine Offiziere, die den Befehl des Kurfürsten kennen, zurückzuhalten; er wirft sich mit seinen Schwadronen in den Feind und schlägt ihn, aber ohne ihn zu vernichten. Denn die Brücken sind noch nicht abgebrochen, und die Trümmer des Schwedenheeres vermögen zu entkommen. So hat er das Gebot seines Kriegsherrn übertreten, der Kurfürst läßt ihn daher, trotzdem er gesiegt, vor ein Kriegsgericht stellen, welches ihn zum Tode verurtheilt. Friedrich ist bisher noch nicht zur Erkenntniß seines Vergehens gekommen, er fühlt sich nur als Sieger, der Lohn erwarten darf. Als er nun endlich davon überzeugt wird, daß der Tod schon seine knöchernen Arme nach ihm ausstrecke, da ergreift ihn eine wahnsinnige Furcht vor dem Würger, dem er in der Schlacht so oft ins hohle Auge geschaut. Leben, nur leben will er, Rettung vor den Gewehren des Detachements, welches an ihm die Exekution vollziehen soll, ist sein einziger Wunsch.

Sobald der Kurfürst dies von Natalie vernimmt, macht er den Prinzen zum Richter in seiner eigenen Sache. Doch jetzt gelangt dieser, der nun seine Handlungsweise geprüft hat, selbst zur Erkenntniß seiner Schuld, sein Mannesmuth kehrt wieder, das Grab, in dessen dunkel gähnende Tiefe er geschaut, schreckt ihn nicht mehr. Doch sein großer Fürst läßt Milde walten, der Prinz erlangt Verzeihung, und Prinzessin Natalie öffnet ihre Arme, um den vor Glück Trunkenen als Braut an ihr Herz zu schließen.

Dichtung und Wahrheit in Fritz Reuters Gestalten.

Von Gustav Raatz.

XXIII. Das Urbild des „Lütt Kopernikus".

Erst in der Mitte der „Festungstid", im 16. Kapitel nämlich, machen wir Bekanntschaft mit der mit unfreiwilligem Humor und anmuthender Satire umwobenen Figur des „Lütt Kopernikus", der besseren Charakteristik wegen auch Krötending und Kratzbürste benamset. Er traf von Magdeburg her ziemlich spät in Graudenz ein, etwa dreiviertel Jahre vor Reuters Auslieferung an Mecklenburg, wog nur sechsundneunzig Pfund und fiel auf durch eine krumme spitze Nase, gelbliche Gesichtsfarbe und durch das geringe Körpermaß von knapp fünf Fuß, demzufolge er bei den Füsilieren in Halle linker Flügelmann im zweiten Gliede gewesen wäre. Mit seinem besten Freunde von Halle her, dem Kapteihn, hatte er nicht nur gemeinsam gedient, sondern mit ihm auch Pandekten und preußisches Landrecht betrieben, das erste Examen bestanden und in M. dasselbe Zimmer bewohnt, daher denn auch die Freude des Wiedersehens zu Gr. eine ungewöhnliche war, bis Tropfen auf Tropfen von Wermuth die Freundschaft verbitterte und zwar Aureliens, der Tochter des Proviantmeisters wegen, zu welcher sich Beide hingezogen fühlten. Während der Kapteihn sich über eine platonische Liebe nicht hinwegbringt, schmachtet Kopernikus die Angebetete von der unfernen Linde an und philosophirt seine letzten Zweifel in die am Spazierwege stehende Theertonne hinein, worauf er thatkräftig vorgeht und Aurelien durch Vermittelung ihrer jüngeren Schwester Ida in einer von Reuter geliehenen Kienrußschachtel ein Präsent selbstgezüchteter weißer Mäuse macht, die aber unter einem spitzen Komplimente seitens der Mutter allsogleich wieder zurückkamen, eben weil die Thiere in dem Behältniß das Aussehen von gewöhnlichen Nagern erhalten hatten. So ärgerlich dieser Fehlschlag an und für sich schon war, so brachte er ihn schier in Wuth, als es sein Rivale an stichelnden Bemerkungen nicht fehlen ließ, worauf Beide in erregter Stimmung hinausstoben, ohne die Schachtel wieder zuzumachen, aus der die Mäuse sofort ins Zimmer sprangen und jene so überaus köstlich geschilderte Jagd verursachten.

Indessen näherten sich die Erzürnten Aureliens wegen wieder, und in einer stimmungsvollen Stunde preßte der Kapteihn dem Freunde förmlich die Zusage ab, daß er sie auf Grund aufrichtiger Liebe heirathen wolle. Schon am nächsten Sonntage machte Kopernikus dem Schwiegervater in spe einen feierlichen Besuch, und von welchen Folgen er gewesen, ersieht man daraus, daß er einige Zeit später, als Reuter eines Transparents wegen oben bei der Mutter war, von unten aus eine verständnißvolle Fingersprache mit Aurelie führte. Die gewahrte Heimlichkeit endigte im nächsten Frühling mit einer beobachteten Kußszene, und bald gab's Verlobung.

Friedrich Wilhelm Vogler (so der Name von Lütt Kopernikus) wurde geboren am 14. Juli 1811 zu Cönnern a. d. Saale, woselbst sein Vater, Christian Friedrich, Kaufmann war. Nach dessen frühem Tode verheirathete sich die Mutter Karoline Magdalene, eine geborene Lange, mit dem daselbst wohnenden Bruder des Verstorbenen. Friedrich besuchte die lateinische Schule des Waisenhauses zu Halle und bezog in einem ungefähren Alter von zwanzig Jahren die dortige Universität, worauf er als Auskultator nach Herford in Westfalen übersiedelte. Wegen seiner Mitgliedschaft zur Hallenser Burschenschaft wurde er nach Halle zurückgeholt und 1834 in Berlin zum Tode durch das Beil verurtheilt, welche Strafe jedoch sofort eine Umwandelung in eine vierzigjährige und in eine zwanzigjährige Festungshaft erfuhr. Auf jeder der Festungen Magdeburg und Graudenz saß er drei Jahre, bis ihm der 1840 stattgehabte Regierungswechsel in Preußen die Freiheit zurückgab.

Uebereinstimmend berichten zwei Festungsgenossen von ihm, daß er die Verurtheilung mit Mannesmuth entgegengenommen und auch während der Haft seine Fassung bewahrt habe, wenngleich ihn eine offenbare Erbitterung beherrschte, von welcher übrigens keiner der eingesperrten Burschenschaftler frei gewesen wäre. Diese seine Gemüths- und Seelenbeschaffenheit hat nun Reuter weniger in der Dichtung hervorgekehrt, da es ihm darum zu thun war, seine Genossen mit ihren spaßigen und prickelnden Schwächen und Eigenheiten vorzuführen und auf düsterem Untergrunde ein recht heiteres Gemälde zu schaffen. Daß er dabei nicht selten zu weit ausholte und übertrieb, muß ihm als humoristischen Dichter nachgesehen werden. Und somit trifft es nicht zu, Vogler hätte nur sechsundneunzig Pfund gewogen, da er an fünfundzwanzig Pfund schwerer war, daß er gar zu klein gewesen, mit seiner Hagerkeit auffiel und eine krumme, spitze Nase gehabt; vielmehr glich diese in ihrer Form der Friedrichs des Großen oder Lavaters, wie andrerseits die ihm nachgesagte Gelbsucht nur die Bedeutung eines etwas grau angelaufenen Gesichts hatte, sonst hätte er auch nicht die ernstliche Neigung eines Mädchens zu erhoffen gedurft. Er hatte weder eine hohe, noch eine niedrige, wenngleich etwas schmale Stirn, lebhafte, geistvolle und bräunliche Augen, ein ovales Gesicht und eine mittelhohe Stimme, während dem schmalen, jedoch keineswegs schwächlichen Körper Zähigkeit und Widerstandskraft innewohnte und er in Ermangelung eines solchen Körperbaues nicht hätte Soldat werden können. Hiernach stimmt es mit dem Reuterschen Flügelmann im zweiten Gliede, und des Weiteren wird von unmittelbaren Zeugen aus jener Zeit bestätigt der behende Gang, die von Bewegungen begleitete Unterhaltung, die schnelle Sprache und eine gewisse Empfindlichkeit und Eitelkeit, welch letztere Eigenheiten jedoch das Gesammturtheil der Genossen über ihn nicht zu beeinträchtigen vermochten, da er sich als ein tugendhafter, strebsamer und fleißiger Mann erwies und wegen seines Wohlanstandes, der sich auch in dem Zuschnitt der Kleider bekundete, überaus gern gelitten war. Woran Reuter allerdings nicht erinnert, ist der Umstand, daß ihn von Halle her der Ruf eines guten und muthigen Fechters begleitete, und weil er auch in der Freundschaft stätig und treu befunden ward, so übersah man manche aus seinem Temperamente entsprungenen Eigenschaften,

welche den Dichter veranlaßten, ihn Kratzbürste zu nennen, obschon dies Beiwort nach dem Urtheil eines hochachtbaren Leidensgefährten in seiner eigentlichen Bedeutung nicht aufzufassen sei.

Was sonst über ihn mitgetheilt wird in Bezug auf sein früheres und späteres Verhältniß zu Schultze (Kapteihn) und sodann über die Rivalität Beider, soll nicht näher erörtert werden, weil sich in der Dichtung die Wahrheit abspiegelt. Nur der eine Punkt bedarf einer Andersstellung, insofern in Graudenz den Vogler nicht mehr die alte Freundschaft ausschließlich beherrschte, und er sich hier gleich allen Uebrigen und Reuter mit inbegriffen zu Guittienne (Franzos') hingezogen fühlte. Auch wegen des Verhältnisses Voglers zu seiner Angebeteten geht die Dichtung und selbst in manchen Nebendingen nicht so ganz eigene Wege, und es kann nur erhärtet werden, daß des Proviantkontroleurs Kucke (nicht Lucke) zwanzigjährige Stieftochter Aurelie Schöneich, deren Name von Reuter in der Erinnerung vielleicht nicht festgehalten und daher mit dem bekannteren Schönborn verwechselt wurde, trotz ihrer Sommersprossen und röthlichen Haare auf ihn sofort den vortheilhaftesten Eindruck machte und er nichts unversucht ließ, sich in ihre Gunst zu setzen. Indeß hatte es mit der Erhörung noch einige Weile, und nach der Ansicht eines Berathers des Verfassers haben schließlich Voglers Vermögensverhältnisse (5000 Thaler) den Ausschlag gegeben. Sobald aber Aurelie ihr Jawort gegeben hatte und den Reif am Finger trug, war und blieb sie ihm eine aufrichtig ergebene Braut, woran die unabsehbare und nur wenig Hoffnung auf endliche Vereinigung zulassende Festungshaft nichts änderte. Jetzt hatte ihre Schwester Ida, von den Gefangenen zärtlich Idachen gerufen, nach der Zelle und zurück den regen Verkehr zu vermitteln, gleichwie sie auch schon früher die Ueberbringerin des verunglückten und von Reuter so überaus launig geschilderten Mäusepräsents war.

Wie er nun zu seinem Spitznamen Kopernikus und in dessen veränderter und am meisten angewandten Form Cöpernick gekommen ist? Daran war lediglich sein erstes Anschmachten die Ursache, eben weil er, gleichwie der Thorner Astronom seine Gedanken auf den Himmel gerichtet hatte, über der Theertonne Betrachtungen anstellte, als wollte er auf ihrem dunklen Grunde Mittel und Wege entdecken, wie er sich der Angebeteten nähern und sie sich ihm geneigt machen könnte. Er war ein Meister in Gelegenheitsgedichten, namentlich schalkhaften und heiteren Charakters. Gerade diese Seite seines Wesens war nicht zum wenigsten mitentscheidend, daß Reuter sich seine Freundschaft angelegen sein ließ, und wenn man nicht durch eine dritte Person darum wüßte, so müßte das gute und sich über kleine Störungen hinwegsetzende Einvernehmen zwischen beiden Seelenverwandten aus der Art und Weise der Behandlung dieser Figur gefolgert werden.

Mit dem Hinscheiden des Königs Friedrich Wilhelm III. erhielt Vogler endlich seine Freiheit wieder, und noch in demselben Jahre wurde er zunächst Auskultator und sodann Referendar am Kammergericht zu Berlin, in welcher Stellung er längere Zeit verblieb, was daraus zu entnehmen ist, daß er im Juli 1847 gelegentlich einer Schilderung seiner Schweizer Reise sich als einen solchen bezeichnet. Des schnelleren und besseren Fortkommens halber nahm er seinen Abschied, ohne aber mit mancherlei Plänen Glück gehabt zu haben, worüber er sich in einem Briefe vom 20. Oktober 1849 an seine Tante also ausläßt: „Seit meinem durchaus freiwilligen Abgange vom Kammergericht habe ich verschiedene Projekte gehabt, die, soviel Aussichten auch zu ihrem Gelingen vorhanden waren, doch in Folge der unruhigen Zeiten des vorigen Jahres scheiterten. Ich habe deshalb auch manchmal meinen Abgang vom Gericht bereut, was jedoch jetzt weniger der Fall, und wenn ich wollte, könnte ich jederzeit wieder eintreten." Eines seiner Vorhaben bestand in der Anstellung als Stenograph in der Kammer, und ein anderes Unternehmen schlug erst recht nicht ein, indem ein mit ihm geschäftlich verbundener Berliner Kaufmann nach dem Bankerott nach Amerika entwich, und er nun zur Deckung der Schulden mit seinem Vermögen herhalten mußte. Unter diesen bedrängten Umständen war es ein Glück für ihn, daß er 1851 Bürgermeister in seiner Vaterstadt Cönnern wurde und nun wenigstens eine gesicherte Existenz hatte.

Bevor wir aber seinen Lebensgang weiter verfolgen, müssen wir auf sein Verhältniß zu seiner Braut zurückkommen. Ob er Aurelie Schöneich nach 1840 noch einmal gesehen, muß dahingestellt bleiben; geschrieben haben sie sich jedoch bis zur Aufhebung des Verlöbnisses, die, wie zu vermuthen steht, nicht von ihrer, sondern von seiner Seite vorgenommen ward. 1848 theilte er dem ihn besuchenden Guittienne mit, daß sie bereits verheirathet wäre. Und bei seiner Gesinnung liegt die Vermuthung sogar als Wahrscheinlichkeit nahe, er habe in dieser Beziehung den ersten Schritt gethan, insofern er nach dem halben Dutzend Jahren und noch wohl darüber hinaus noch gar keine Hoffnung auf einen eignen Heerd hatte, mithin als Ehrenmann zu handeln glaubte, wenn er ihr die Verfügung über sich selbst zurückgäbe. Wie hätte er sich auch sonst zu seiner nachmaligen Frau so warm über Aurelie äußern und die wundervollen Stickereien von ihrer Hand hoch in Ehren halten können, und außerdem vermeint ein sich in hoher Stellung befindlicher alter Verwandter von ihm sich zu erinnern, daß es nicht Aurelie gewesen, welche zuerst den Ring vom Finger gezogen.

Erst zwei Jahre nach seiner Berufung nach Cönnern, nämlich am 17. April 1853 und zweiundvierzig Jahre alt, verheirathete er sich und zwar mit der daselbst wohnhaften verwittweten Friederike Harnisch, geb. Freymuth, welche ihm fünf Kinder und auch Vermögen zuführte. Vogler starb am 29. Oktober 1854, zwei Monate vor der Geburt seines Sohnes Friedrich. Bereits ein halbes Jahr zuvor war er geistig und körperlich gebrochen, bis Gehirnkrämpfe all den schweren Leiden ein Ende machten. Die vormalige Verurtheilung und andauernde Festungshaft und sodann der Kampf um die Lebensstellung hatten ihn um seinen angeborenen Frohsinn gebracht, also daß der dereinst so ansprechende, fröhliche und fesselnde Gesellschafter schier in das Gegentheil verändert worden war. Aus solcher seiner Gemüthsbeschaffenheit ist denn auch der Mangel an Thatkraft und Selbstvertrauen herzuleiten, sowie die Wahrnehmung, daß ihm bei zunehmender düsterer Grundstimmung in gleichem Grade die Arbeit lästig wurde und sein noch anfänglich in amtlicher Stellung bekundetes freundliches und gefälliges Wesen zu schwinden begann. Trotz solcher Wandlung hat es ihm jedoch keineswegs an der Achtung und Liebe seiner Mitbürger gefehlt, da man um seine Schicksale wußte und zudem sein Verhalten und seine Maßnahmen von einem lauteren Charakter zeugten.

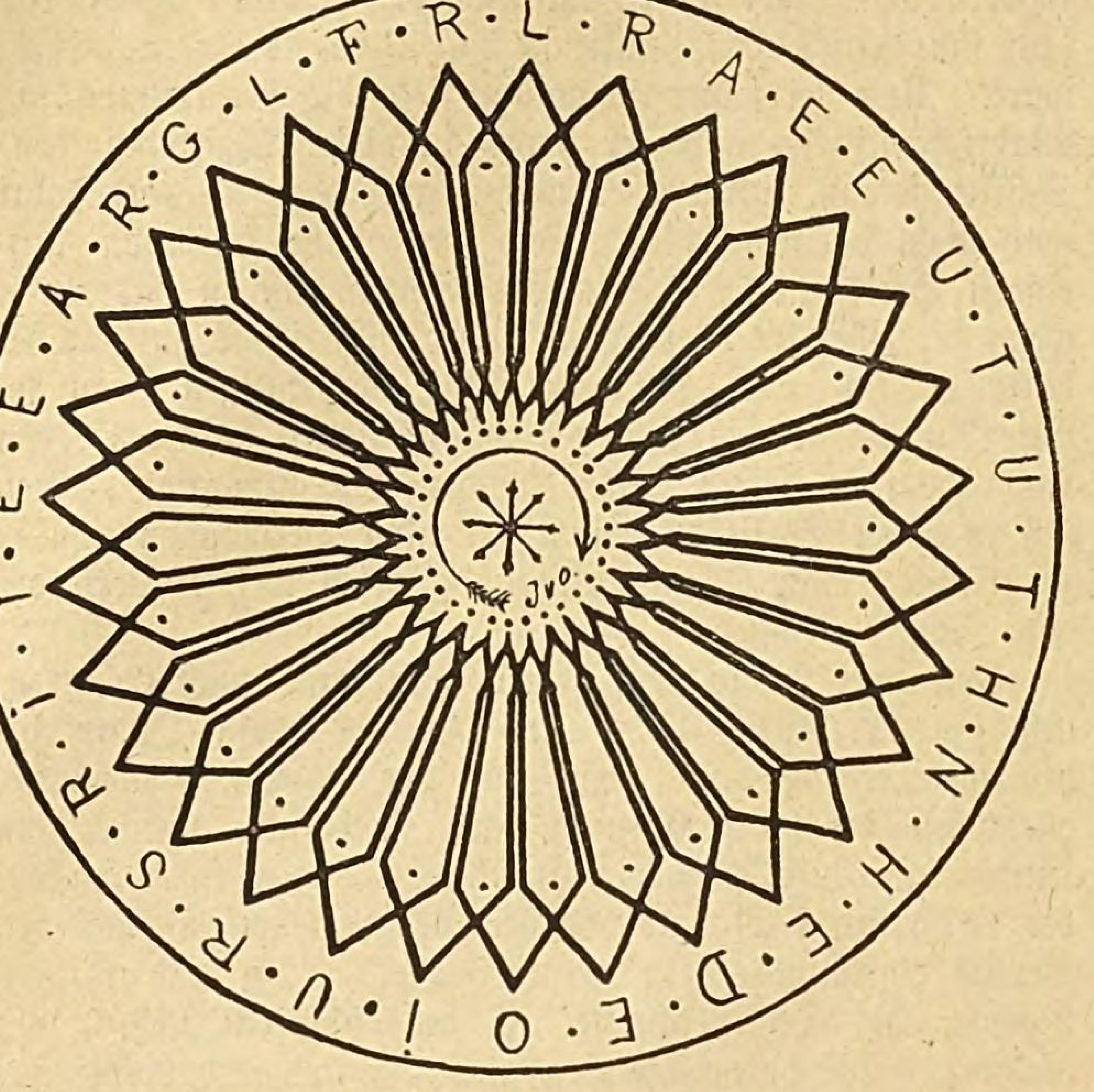
Auffallen kann es gerade nicht, wenn er unter der Einwirkung der Festungshaft und andererseits um des inneren Friedens und Gleichmuths willen gleich nach der Freilassung sich aller politischen Fragen entschlug und sich überhaupt nicht mehr um Politik kümmern mochte, aus welcher Ursache er auch alle auf das studentische Verbindungswesen bezüglichen Schriftstücke verbrannte, wobei ihn noch der besondere Gedanken leitete, Niemand von seinen ehemaligen politischen Freunden solle je kompromittirt sein. Ganze Körbe voll Schriften wanderten in die Flammen, also daß keine Briefe, Bilder und Erinnerungszeichen aus seiner Studenten- und Festungszeit mehr vorhanden sind.

Wie aus den Daten hervorgeht, hat er seine ansprechende Verwerthung in der „Festungstid" nicht mehr erlebt. Durch ein von Reuter gemaltes Bild in Pastell mit der Unterzeichnung „F. Reuter f. Vogler 1837", das sich im Besitze der Familie Vogler befindet, kam letztere erst darauf, wer mit „Lütt Kopernikus" gemeint sei, und um sich darüber vollends zu vergewissern, richtete der Sohn Friedrich von Halle aus, wo er die Schule besuchte, eine Anfrage an den Dichter, die er außerdem mit Angabe über das Leben des Vaters nach 1840 bereicherte. Die so überaus liebenswürdige und in der Volksausgabe veröffentlichte Antwort ist bekannt. Außer diesem Bilde ist von Vogler noch eine Silhouette vorhanden, welche ihn als Studenten mit der weißen Burschenschaftsmütze und dem schwarz-roth-goldenen Bande darstellt.

Seine Frau starb am 27. Oktober 1883. Der Sohn ist Kaufmann geworden und bekleidet in Apolda die Stelle eines Buchhalters.

Räthsel und Spiele.

Kaleidoskop.



Welchen Text ergeben die Buchstaben des Kaleidoskop in der richtigen Reihenfolge verbunden?

Räthsel.

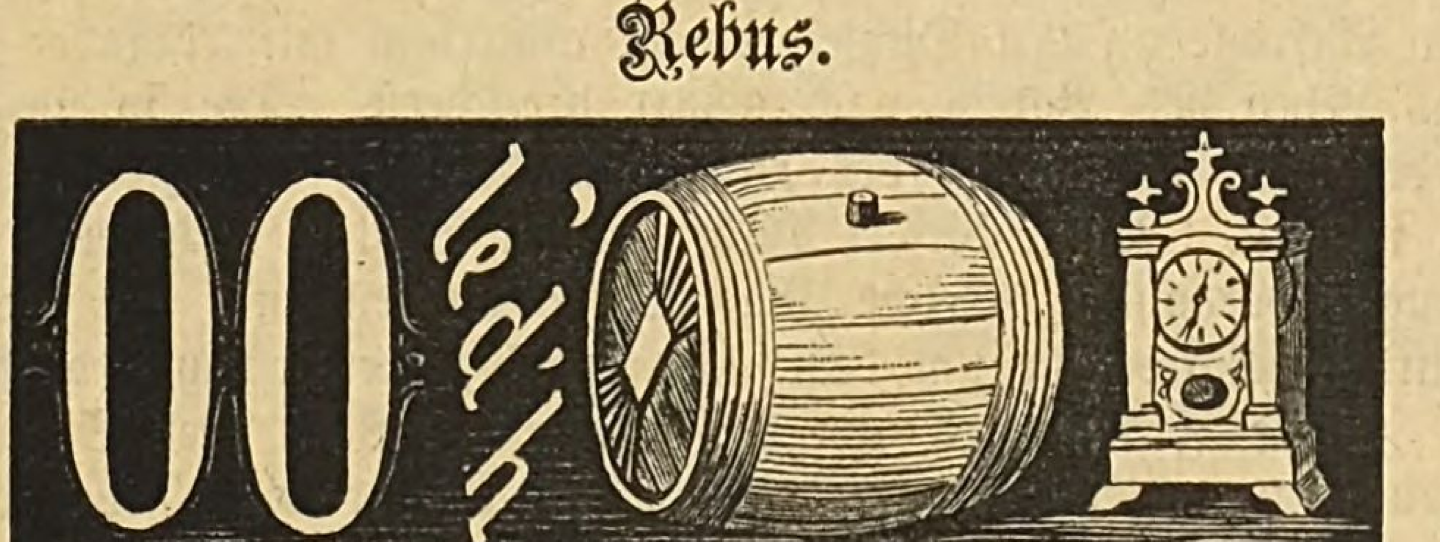
Wer zu Eins will nimmer gehen,
Doch auf gutem Eins will stehen
In des Lebens Strom, dem sei
Nimmermehr der Kopf voll Zwei;
Auch der Freundschaft schadet's oft:
Eins zum Zwei kommt unverhofft.
Gut sei's Ganze, baust einmal
Du Dein Haus und Material
Nimm das Beste: sonst mit Krach
Geht ein Zwei vom Eins zum Dach.

Füll-Räthsel.

	a	s	a	l	
k		n	z		g
k	o			e	i
s	a			o	n
l		d	w		g
	i	c	h	e	

In vorstehender Figur sind die leeren Felder durch die entsprechenden Buchstaben so auszufüllen, daß jede Horizontalreihe eine sinnrichtige Bezeichnung, die eine Diagonalreihe den Namen eines römischen Dichters, die andere den eines römischen Geschichtschreibers ergiebt.

Rebus.



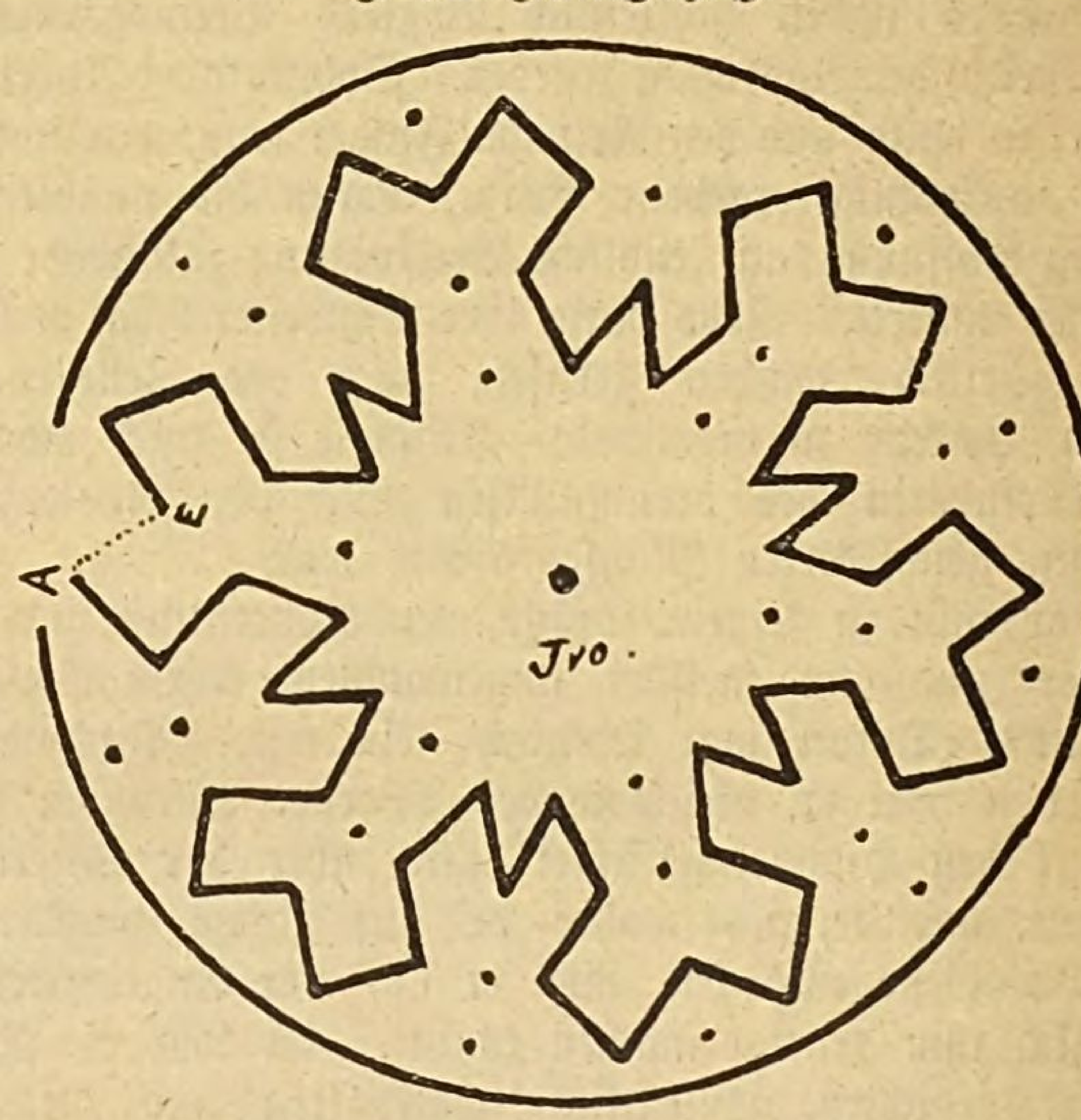
Citaten-Räthsel.

Jedem der nachstehenden zwölf Citate ist ein Wort zu entnehmen. In derselben Aufeinanderfolge ergeben diese Wörter ein neues Citat aus Schillers „Glocke". Wie heißt dieses?

1. Den Freund erkennt man in der Noth.
2. Der Wald, er hatte schlechten Ruf, mußt' finst're Gesellen wohl bergen.
3. Und plötzlich stand vor ihm ein Mann von rauher Gestalt.
4. Und wenn die alten Raben noch fliegen immerdar, so muß ich auch noch schlafen bezaubert hundert Jahr.
5. Nur durch die dunkle Pforte geht man der Heimath zu.
6. Den Ruhm soll der Weise verachten, aber nicht die Ehre.
7. Es war der gute Apfelbaum, bei dem ich eingekehret.
8. Ein eitler Mann ist zwar höflich, aber nie bescheiden.
9. Wie hat der gute Meister so treu das Werk bedacht.
10. Mit einem Herren steht es gut, der, was er befohlen, selber thut.
11. Sein Bart ist nicht von Flachsen, er ist von Feuersgluth.
12. Mit frischem Muth vollbringt das kühne Wagstück er.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 38.

Kreis-Königszug.



Das Alte stürzt; es ändert sich die Zeit
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Citaten-Räthsel.

Schmiede das Eisen, so lange es warm ist!

Logogriph. Lesseps — Esse.

Rebus. Himbeerlimonade.

Rösselsprung.

Heimkehr.

In meine Heimath kam ich wieder,
Es war die alte Heimath noch,
Dieselbe Luft, dieselben Lieder,
Und Alles war ein Andres doch.

Die Welle rauschte wie vor Zeiten
Am Waldweg sprang wie sonst das Reh,
Von fern erklang ein Abendläuten,
Die Berge glänzten aus dem See.

Doch vor dem Haus, wo uns vor Jahren
Die Mutter stets empfing, dort sah
Ich fremde Menschen, fremd Gebahren;
Wie weh, wie weh mir da geschah!

Mir war, als rief es aus den Wogen:
Flieh', flieh', und ohne Wiederkehr!
Die Du geliebt, sind fortgezogen
Und kehren nimmer, nimmermehr.

Hermann Lingg.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 40 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 30. September 1888

Der lachende Schädel.

Aus dem Französischen von Ivan Mikoff.

Soviel ich mich entsinne, war ich im Herbst 1878 der Gast des Vicomte Leopold d'Artevelde.

Er bewohnte zu dieser Zeit in Brüssel ein reizendes Hotel, wo er wahre Kunstschätze angehäuft hatte.

d'Artevelde, frühzeitig Besitzer eines kolossalen Vermögens, huldigte den Musen auf alle Arten, hauptsächlich war er ein großer Verehrer der dramatischen Kunst und schmeichelte sich — nicht ohne Unrecht — ganz außergewöhnlich gut Shakespeares Helden zu verkörpern. Eben war er mit dem Studium der Rolle Hamlets beschäftigt, da er dieses Meisterw rk des unsterblichen Poeten unter Mitwirkung einiger Schauspieler vor seinen Freunden spielen wollte.

Eines Morgens waren wir ausgeritten; von der Schönheit des Herbsttages und dem klaren Himmel dazu verlockt, beschlossen wir draußen zu frühstücken, einerlei wo, auf dem Lande, in einem Dorf.

Schon hatten wir das Bois de la Cambre durchritten und das Dorf Boisfort hinter uns gelassen; jetzt kamen wir nach Groenendal.

„Es ist noch früh," wendete sich d'Artevelde zu mir, „wir könnten durch den Wald nach Waterloo reiten!"

„Gut, thun wir dies!" antwortete ich.

Eine kleine Stunde später ritten wir durch La Hulpe, und nachdem wir unter den letzten Bäumen des Waldes unsere Pferde in Trab gesetzt, umfing uns bald darauf die unendliche Stille der weiten Ebene von Waterloo.

Bei dem Betreten dieser weiten Fläche spricht man, dem Gebot einer innerlichen Stimme gehorchend, leise, wie auf einem Gottesacker! Jedesmal, wenn ich den Schauplatz des gigantischen und blutigen Schlachtdramas von 1815 gesehen, überkam mich dieselbe schmerzliche, packende, schweigsame Regung! . . . Jedesmal, unter den großen Aehrenfeldern im Sommer, auf dem weiten Schneeteppich im Winter, zwischen den frisch gepflügten Furchen im Herbst, hatte ich das schaurige Schauspiel der sich aufeinander stürzenden, sich mordenden Menschen vor Augen, glaubte ich noch den dumpfen Donner der Kanonen zu hören.

Wir bewegten uns langsam vorwärts. Plötzlich sagte Leopold d'Artevelde:

„Hier bietet sich die Gelegenheit, mir einen menschlichen Schädel zu verschaffen; ich halte viel darauf, daß dieser für die Darstellung des Hamlet unumgänglich nothwendige Gegenstand echt vertreten sei . . ."

„Ja," antwortete ich ernsten Tones, „ich weiß, daß lange Jahre hindurch die Bewohner der das Schlachtfeld begrenzenden Oerter den Fremden Ueberreste menschlicher Gerippe verkauften. Doch einmal mußte diesem schändlichen Handel ein Ziel gesetzt werden . . . durch den Mangel an Waare! Man hat tausendmal in der Farm von Hougomont den Nagel, welcher Napoleon dem Ersten zum Aufhängen seines kleinen Hutes diente, verkauft und durch andere ersetzt!"

„Mit anderen Worten soll das heißen, daß man Menschenschädel und Knochenreste nach Waterloo bringt um die verhandelten zu ersetzen?"

„Jawohl!"

In diesem Augenblick passirten wir einen kleinen Hohlweg. Am Fuße der Böschung war ein Landmann damit beschäftigt, eine breite Grube aufzuwerfen, in der er beinahe ganz verschwand.

d'Artevelde hielt sein Pferd an:

„Ah! Ihr seid es, Jan Look," sagte er. „Was macht Ihr denn da?"

Der Flamländer hob seinen kahlen, von der Sonne gebräunten Kopf. Es war ein Greis n it falschem, bösem, ja grausamem Blick.

„Ich grabe einen Entwässerungsbrunnen, Mynheer van Artevelde," war die Antwort.

„Voilà mon affaire!" nahm sich gegen mich neigend der junge Vicomte das Wort. „Es ist ein ehemaliger Gärtner meiner Familie, der im Rufe eines furchtbaren Hexenmeisters steht. Höre mich, Jan," fuhr er mit lauter Stimme fort, „wenn Ihr einen gut erhaltenen Schädel findet, bringt ihn mir in das Haus dort unten! Eure Mühe soll keine verlorene sein."

Der Alte schüttelte das Haupt:

„Man findet seit langer Zeit keine mehr, Sie wissen es sehr gut," brummte er. „Man bringt sie fix und fertig nach Hougomont . . . Es ist nichts mehr dabei zu gewinnen! Kaufen Sie einen in der Farm, da Sie doch hingehen!"

„Nein! ich will einen auf dem Schlachtfelde gefundenen Schädel. Ich werde ihn schon kennen und unterscheiden."

Der Brunnengräber warf einen spöttischen Blick auf d'Artevelde, griff zu seiner Hacke und gab achselzuckend zurück:

„Ihn unterscheiden — ihn kennen? . . . Gehen Sie! Werden der Schädel des Königs und der meinige, wenn sie zehn Jahre in der Erde zugebracht haben, sich nicht gleichen? . . . Ich allein

kann . . . doch sollte ich das Glück haben, einen Kopf zu finden, werde ich Ihnen denselben bringen . . . indeß ist es höchst unwahrscheinlich!"

Der Greis wandte sich seiner Beschäftigung zu, und wir verfolgten unsern Weg.

Wir frühstückten ländlich, aber ausgezeichnet; dann bestiegen wir die zu ihrem eigenen Ruhm von den vereinigten Armeen errichtete, mit dem Löwen gekrönte, groteske Pyramide. Von dem Gipfel beherrscht man das Schlachtfeld in seiner ganzen Ausbreitung. An vielen Stellen zeigten sich sowohl inmitten der Felder als am Rande der Wege Grabhügel. Engländer, Preußen, Oesterreicher, Kosaken, Baiern, alle haben Gedenksteine erhalten. Nur die französischen Soldaten besitzen keine! . . .

Wir waren wieder zu Pferd gestiegen, und nachdem wir die Gegend nach allen Seiten durchritten, kehrten wir nach der Farm Hougomont zurück. Der alte Brunnengräber, auf einem Feldstein neben dem Thore sitzend, erwartete uns schon. Er hielt etwas in den Händen.

Der Tag ging zu Ende, eine matte Herbstsonne beleuchtete im Untergehen einen Horizont voll schwerer, drohender Wolken. Wir stiegen vor dem Bauernhause ab.

„Siehst Du!" sagte d'Artevelde beim Anblick des Hexenmeisters, der auf uns wartete, „sagte ich es nicht? ich war sicher, daß er einen haben würde!"

„Es ist zum Wenigsten das Gehäuse, welches das dicke Hirn eines Farotrinkers*) beherbergt hat — nicht, mein braver Jan?"

„Ich errath: Ihre Gedanken, wo nicht, verstehe ich wenigstens Ihre Worte, Mynheer Van Artevelde!" erwiederte der Alte, indem er uns einen stechenden Blick zuwarf. „Ich versichere Ihnen jedoch, daß ich diesen Schädel auf dem Grunde meines Brunnens gefunden habe. Sie behaupteten, einen echten Schädel von Waterloo zu erkennen. Hier nehmen und untersuchen Sie!"

Und er reichte d'Artevelde einen gelblichen Erdkloß hin, aus dem die Backen- und Stirnknochen eines menschlichen Schädels hervorstanden.

„Gieb immerhin . . . Er wird mir auf jeden Fall genügen!" sagte der Vicomte, indem er die knöcherne Dose, deren Augen- und Nasenhöhlen mit frischem Lehm gefüllt waren, an sich nahm.

„Mynheer," nahm der Alte das Wort, mit bösartigem Blitzen im Auge, „Sie glauben meinen Worten nicht! Wollen Sie denn, daß der Schädel selbst Ihnen den Beweis seiner Echtheit liefere?"

In diesem Augenblick machte der Schädel eine plötzliche Bewegung auf der offenen Hand d'Artevelde', rollte und fiel von der Höhe des Pferdes auf den Boden des Weges.

Mein Freund und ich konnten einen Schrei der Bestürzung nicht unterdrücken, und ich sah d'Artevelde erbleichen.

„Wie ungeschickt ich bin!" sagte er mit einem Lachen, das mir gezwungen klang, „ich hätte ihn beschädigen können! Jan Loof, bindet ihn in dieses Taschentuch und nehmt dieses für Eure Mühe!"

Er reichte dem Alten ein Goldstück. Dieser hatte den Kopf vom Boden genommen und beschäftigte sich damit, denselben in dem Tuch unterzubringen, dessen vier Zipfel er zusammenband; dann schüttelte er sein kahles Haupt, übergab Leopold das unheimliche Packet und fügte hinzu:

„Ich will kein Geld, bevor Sie nicht ganz sicher sind, daß es das Haupt eines bei Waterloo gefallenen Soldaten ist . . ."

Er drehte sich auf dem Absatz und verschwand hinter dem Haus.

„Sonderbarer Mensch!" murmelte Vicomte Leopold. Er befestigte das Taschentuch am Sattelknopf, und wir setzten, den Heimweg einschlagend, unsere Pferde in Trab.

Die Nacht senkte sich schnell aufs Land; einige dicke Regentropfen fielen aus den dunkeln, schweren, am Himmel sich hinwälzenden Wolkenmassen.

❦

Vollständig durchnäßt von dem Regen eines noch in der Ferne grollenden Gewitters waren wir zu Hause angekommen.

*) Faro = belgisches Bier.

Wir hatten dem Diner große Ehren angedeihen lassen und lagen jetzt im Kabinet d'Artevelde's ausgestreckt, ich auf einem Divan, mein Freund in einem Sessel, gegenüber dem riesigen Kamin.

In der Nähe des Kamins trocknete der Schädel an den Flammen des Heerdes; die ihn umgebende Lehmschicht dampfte leicht, zerstückelte sich beim Trocknen und fiel in kleinen Stücken zu Boden.

Draußen raste der Wind um das Haus, rüttelte an den Scheiben, den strömenden Regen dagegen peitschend, und begleitete mit seinem Geheul meinen, den Monolog Hamlets deklamirenden Freund:

„Ach armer Yorick! Ich kannte ihn, Horatio, ein Bursche von unendlichem Humor, voll von den herrlichsten Einfällen. Er hat mich tausendmal auf dem Rücken getragen, und jetzt, wie schaudert meiner Einbildungskraft davor! Mir wird ganz übel. Hier hingen diese Lippen, die ich geküßt habe, ich weiß nicht, wie oft. Wo sind nun Deine Schwänke? Deine Sprünge? Deine Lieder? Deine Blitze von Lustigkeit, bei denen die ganze Tafel in Lachen ausbrach? Ist jetzt Keiner da, der sich über Dein eigenes Grinsen aufhielte? Alles weggeschrumpft?"

Die Stimme meines Freundes fuhr fort zu deklamiren, die Phrasen rhythmisch abmessend . . . Und das Feuer knisterte lustig zwischen seinen weißglühenden Holzscheiten, mit dem schnellen Wechsel eines Kaleidoskops Schlösser, Thürme, goldene Höhlen, rothe Berge, silberne Thäler zeigend . . . die Flammen brannten kleiner . . . das Feuer wurde rosa . . . dann blau . . . schwarz . . .

Da plötzlich! . . . was ging vor! . . . Der Schädel, befreit von seiner Erdumhüllung, wie eine Nuß von der Schale, — fing an, sich stoßweise zu bewegen! Aus den leeren Augenhöhlen drang ein fahles Leuchten; der noch mit allen Zähnen versehene Kiefer schien geöffnet — verzogen zu einem grausigen Grinsen und — ein kurzes Lachen, — trocken und höhnisch entfloh denselben! Bei jeder Bewegung des Todtenkopfes leuchteten von beiden Seiten der Schläfe zwei glänzende Punkte.

Die großen Scheite auf dem Roste waren dem Erlöschen nahe; von Zeit zu Zeit durch die Windstöße im Kamin angefacht, beleuchteten sie mit grellem Schein das hohe Gemach . . . Und das entsetzliche, unheimliche Todtenhaupt auf dem Gesimse lachte, schaukelte sich und warf Blitze.

Ich schaute nach Leopold d'Artevelde, . . . die Hände auf die Lehnen seines Sessels gestützt, die Augen weit geöffnet, hing sein entsetzter Blick an dem Schädel.

War er wie ich eingeschlafen und plötzlich erwacht?

Hatte ich Alpdrücken oder war Alles nur Blendwerk eines schrecklichen Traumes?

Die Kerzen in den Armleuchtern waren niedergebrannt; im Gemache herrschte die dichte Finsterniß eines Tomes; nur die noch glimmenden Holzkohlen im Kamin beschrieben um den offenen Heerd einen glänzenden Reif.

Das Brausen des Windes wurde immer stärker, der Regen prasselte immer heftiger geg'n die Scheiben, und der gespenstische Kopf schien Gefallen zu finden an dem Heulen des Sturmes, denn seine Freude — sein Lach'n nahm zu . . .

Plötzlich drehte er sich um sich selbst und rollte auf den Boden. Die hellen Punkte bei den Schläfen brannten in der Dunkelheit wie Höllenaugen. Sie nahmen den metallenen Widerschein fahlgoldner Blitze an, während der Schädel rollte, Sprünge machte, in die Höhe fuhr, gegen den Kamin kugelte, wo das pfeifende Lachen seiner Kinnbacken von Neuem begann! . . .

„Paul, Paul!" flüsterte d'Artevelde sich erhebend und auf den Sessel stützend, „Paul, schläfst Du? Träume ich selbst, oder wache ich?"

Bevor ich noch Zeit hatte zu antworten, wurde der Schädel von einer wüthenden Bewegung erfaßt und fing an, wie rasend durchs Zimmer zu tanzen Er stieß sich an den Füßen der Sessel, prallte gegen die des großen Tisches und Divans, kugelte in seinem grausenerregend:n Lauf unter die Möbel.

Ich hatte mich vollständig aufgerichtet, d'Artevelde starrte einen Augenblick nach mir herüber und stürzte dann gegen den

Kamin, heftig den Klingelzug reißend. Einige Sekunden ſpäter öffnete ſich die Thür.

„Licht!" befahl mein Freund.

Ein Diener brachte zwei Lampen.

„Wo iſt der Schädel? — Suchet mir den Schädel!"

Während der Bediente dieſen Befehl ſeines Herrn vor Schrecken ſtarr mit offnem Munde anhörte, ſah ich den Gegenſtand unſeres Entſetzens unbeweglich zu Füßen eines chineſiſchen Götzen liegen.

„Hier iſt er!" ſagte ich zu Leopold, der ihn ſogleich vom Boden aufnahm und dem Lichte näherte.

In dieſem Augenblick fiel ein von getrocknetem Thon umgebener Stein auf den Tiſch, gefolgt von einem ſchwarzen, weichen, ſammtartigen Körper.

„Ein Maulwurf!" riefen wir aus einem Munde, während der Diener erſchreckt zurückprallte.

„Ah! dieſer Schurke Jan Look!" bemerkte mein Freund. „Ich verſtehe! Der in den Kopf geſperrte Maulwurf ſuchte mit aller Macht ſeinem Gefängniß zu entrinnen, und ſeine Todesangſt verſchaffte uns das gruſelige Schauſpiel eines kleinen Todtentanzes!"

„Aber das Lachen — dieſes ſcheußliche pfeifende Lachen?" erwiederte ich zögernd.

Mein Freund ſchwankte einen Augenblick mit ſeiner Antwort:

„Der Zugwind im Kamin," meinte er hierauf, „kann ſehr leicht dieſes Geräuſch zwiſchen den Kinnladen des Schädels hervorgebracht haben... Ja! — ſo muß es ſein. Er lachte nur, wenn er ſich dem Kamin näherte. Haſt Du dies nicht bemerkt?"...

Plötzlich unterbrach er ſich mit dem Ausruf: „Sieh hier! zwei ſchmierige Goldſtücke ſind über dem Auge und an der Schläfe eingedrückt, — da haben wir die leuchtenden Punkte!"

Ich hatte mich lebhaft dem Schädel genähert und unterſuchte neugierig die beiden in das Knochengehäuſe eingeſchlagenen Goldmünzen. Die eine zeigte deutlich den Kopf Napoleons des Erſten, auf der andern unterſchied man einen Lorbeerkranz mit der Inſchrift: République française. „Das iſt ſeltſam!" ſagte ich. „Was kann das bedeuten?"

„Geduld! einen Augenblick!" erwiederte Leopold nachdenklich.

Dann ſchritt er gegen den Bücherſchrank, entnahm demſelben einen dicken Band, welchen er auf den Tiſch legte, und fing an in dieſen alten, gebundenen Handſchriften und Manuſkripten zu blättern.

Endlich hielt er inne, indem er auf ein Blatt deutete:

„Diesmal iſt die Thatſache bewieſen; höre, was mein Urgroßvater meiner Großmutter im Jahre 1815 ſchrieb: „Ich habe Granchamps, Kapitain der Gardegrenadiere geſehen, wie er den Stumpf ſeines Säbels wegwarf, ſich eines Gewehres bemächtigte und die Patrontaſchen der um ihn gefallenen Veteranen durchſuchte. Ohne Zweifel keine Kugeln mehr findend, entnahm er eine Hand voll Goldſtücke ſeiner Taſche, pfropfte damit ſeine Waffe voll, und dieſe Ladung auf die Schottländer der Haie-Sainte abfeuernd rief er: „Hier! — nimm! — zwanzig Livres; geh und kauf Dir eine Hoſe!"

Das Antlitz d'Arteveldes's leuchtete vor Freude, gleich demjenigen eines Gelehrten, der nach zwanzigjährigem erfolgloſen Forſchen endlich den Schlüſſel einer egyptiſchen Hieroglyphe der dritten Dynaſtie gefunden.

„Mein Urgroßvater war Oberſt der Chevauxlegers," fügte er erläuternd bei.

„Dieſer Schädel iſt alſo der eines Highlanders..."

„In der That, er iſt klein, die Zähne ſind vollzählig und geſund; der Mann war noch jung. Die oberen Vorderzähne ſtehen leicht vor, wie bei einer Perſon, die von Jugend an oft etwas im Munde gehalten... Es herrſcht kein Zweifel mehr! ... Wir haben das Haupt eines bei Haie-Sainte gefallenen ſchottiſchen Dudelſackpfeifers vor uns."

„Und der Schädel hat Dir nun ſelbſt ſeine Echtheit bewieſen, der Wunſch Deines Hexenmeiſters iſt erfüllt!"

„Ja, — aber der in den Kopf geſperrte Maulwurf war überflüſſig!" fügte d'Artevelde bei. „Gehen wir zu Bett!"

Ueber einheimiſche Spinnen.

Von Dr. Otto Zacharias.

Mit Abbildungen.

Die Spinnen ſind zwar ſehr bekannte, aber nicht in demſelben Grade beliebte Thiere. Manche Leute, zumal Damen, leiden an einer wahren Spinnenfurcht: ſie ſchaudern zuſammen oder ſchreien laut auf, ſobald ſich nur ein Geſchöpf dieſer Gattung zeigt. Schon im Alterthum muß ein ſolches Vorurtheil gegen die kleinen raſch dahintrippelnden Achtbeiner geherrſcht haben, wie die mythologiſche Erzählung von der ſchönen Färberstochter Arachne lehrt. Dieſe war nämlich eine ſehr geſchickte Weberin und ließ ſich eines Tages beikommen, der Göttin Athene einen Wettſtreit anzubieten. Letzteren beſtand ſie jedoch wirklich in ſo rühmlicher Weiſe, daß ihr Probeſtück den Leiſtungen der Göttin für vollkommen ebenbürtig erklärt wurde. Indeſſen hatte die kühne Sterbliche gewiſſe olympiſche Liebesabenteuer zum Gegenſtande ihres Gewebes gemacht und hierdurch den flammenden Zorn der Athene erregt. Dieſe beſchloß ſich zu rächen. Arachne gerieth aus Furcht vor dieſer Eventualität in eine ſo verzweifelte Stimmung, daß ſie zum Strange griff und ſich erhängte. Da überkam die Göttin ein tiefes Mitleid mit ihrer kunſtreichen Konkurrentin; ſie rief Arachne ins Leben zurück, aber verlieh ihr als Strafe für das frevelhafte Unterfangen, ſich mit einer Olympierin in Wettſtreit einzulaſſen, die Geſtalt einer — Spinne.

So lautet der Mythos. Für diejenigen, welche Ekel oder Abſcheu beim Anblicke von Spinnen empfinden, wird es rathſam ſein, ſich dann jedes Mal des tragiſchen Schickſals der ſchönen Tochter des Purpurfärbers Idmon zu erinnern, die ihr Leben in Spinnengeſtalt beſchließen mußte.

Die Spinnenthiere (Arachnoidea) gehören mit den Inſekten, Tauſendfüßern und Krebſen zu dem Thierkreiſe der Gliederfüßler oder Arthropoden. Die Webeſpinnen, mit denen wir uns ſpezieller in dieſem Aufſatze beſchäftigen wollen, ſtellen aber ihrerſeits wieder eine beſondere Ordnung der Arachnoideen dar, zu denen ſonſt noch die Skorpione, die Kanker und die Milben zählen. Es iſt ganz unrichtig, wenn — wie dies häufig in Laienkreiſen geſchieht — die Spinnen einfach mit zu den Inſekten gerechnet werden. Zum Unterſchiede von dieſen letzteren, deren Leib in drei geſchiedene Abtheilungen zerfällt, beſitzen die Spinnen nur zwei Körperabſchnitte, inſofern bei ihnen Kopf- und Bruſttheil mit einander verſchmolzen ſind und einen ſogenannten Cephalothorax bilden. Der ungegliederte ei- oder kugelförmige Sack des Hinterleibes ſteht mit dem Kopfbruſtſtücke nur durch einen kurzen Stiel in Verbindung. Auch darin unterſcheiden ſich die ſpinnenartigen Weſen von den Kerbthieren, daß dieſe letzteren drei Beinpaare, die erſteren aber deren vier beſitzen. Die Spinnenbeine endigen in zwei gezähnte Krallen, zu denen ſich bei manchen Species auch noch eine Vorkralle geſellt. Bei d in Figur 1 iſt der Krallenbeſatz eines Fußes der Kreuzſpinne (Epeira diadema) veranſchaulicht.

Am Vorderrande des Kopfbruſtſtückes befinden ſich bei der Kreuzſpinne acht ſogenannte Punktaugen, welche ſtets ſo gruppirt ſind, wie es in b (Figur 1) dargeſtellt iſt. Bei der gewöhnlichen Hausſpinne (Tegenaria domestica) ſtehen die acht Augen in zwei Reihen (zu je vieren) dicht hinter einander. Ganz ähnlich ſind ſie bei unſerer einheimiſchen Waſſerſpinne (Figur 2) angeordnet, während die Stellung derſelben Organe in der Familie der Jagdſpinnen wieder eine ganz abweichende iſt.

In der nachfolgenden Beſchreibung der einzelnen Theile des Spinnenkörpers werden wir uns zunächſt an die Kreuzſpinne halten. Sie hat bekanntlich ihren Namen davon, weil ſie auf der oberen Seite ihres Hinterleibes ein aus weißen oder gelben Punkten zuſammengeſetztes Kreuz trägt, deſſen helle Zeichnung ſich ſcharf von der ſonſt grauen oder braunen Geſammtfärbung des Thieres abhebt. Schon wegen ihrer beträchtlichen Größe geſtattet dieſe Art eine raſche Orientirung über die charakteriſtiſchen Merkmale der Webeſpinnen, denen wir hier hauptſächlich unſer Intereſſe zuwenden.

Vor Allem erregen die Mundwerkzeuge der Epeira unſere Aufmerkſamkeit. Dicht unterm Stirnrande des Cephalothorax

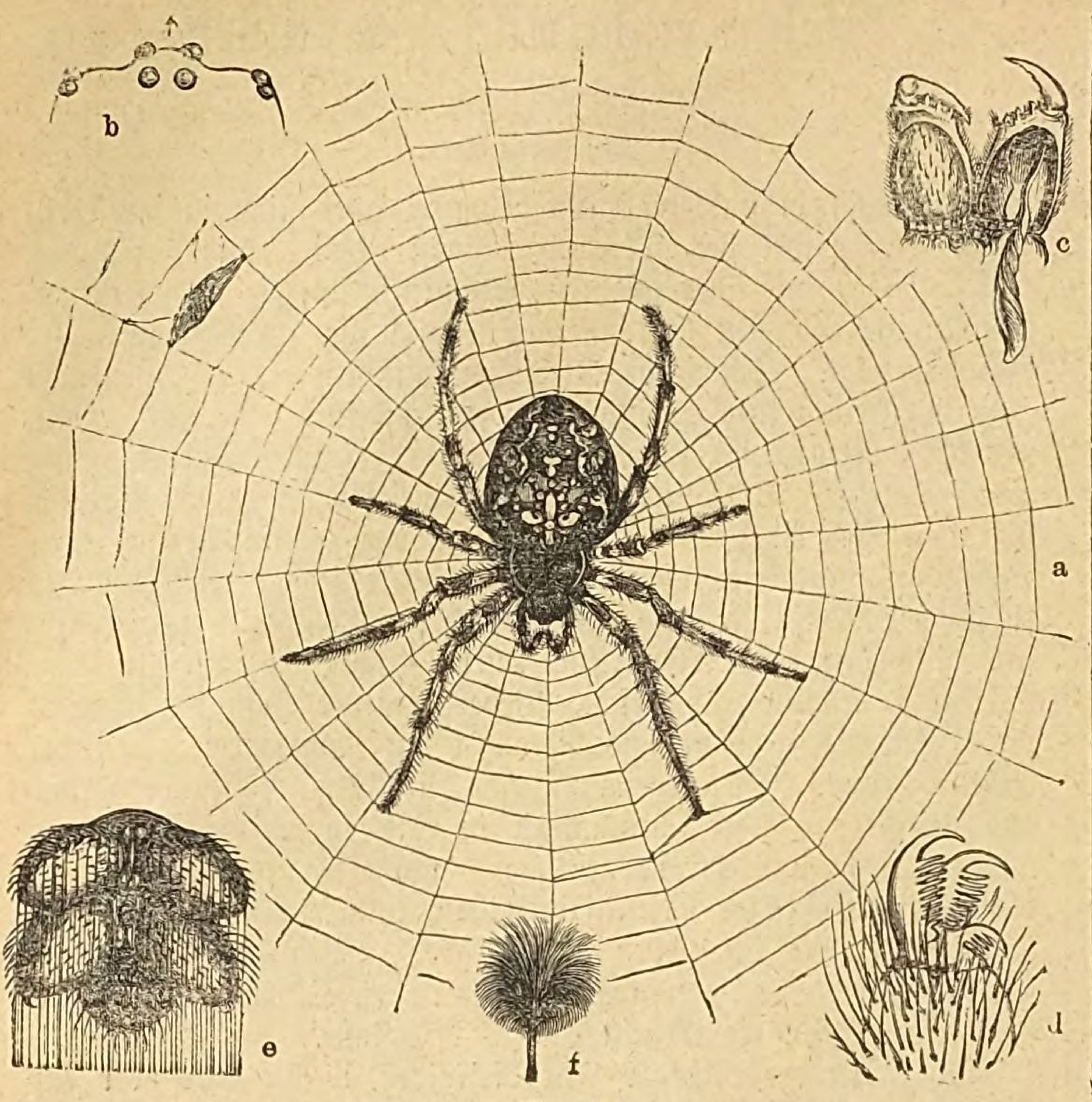


Fig. 1.
a die Kreuzspinne (Weibchen) inmitten ihres Netzes; b Anordnung der Augen; c die beiden Kieferfühler (einer davon geöffnet, um die Giftdrüse zu zeigen); d die Fußkrallen; e die Spinnwarzen; f die Zusammensetzung des Spinnfadens aus feinsten Filamenten.

sind die Kieferfühler eingelenkt, jene furchtbare Angriffswaffe, deren scharfgekrümmte Spitzen die Spinne in ihr Opfer einbohrt. Bei c (Fig. 1) sind diese Mordwerkzeuge abgebildet. Sie bestehen aus einem dicken Grundgliede und einem kleineren (klauenartigen) Endstück, welches beweglich ist und eingeschlagen werden kann. An der Spitze dieses Endstückes befindet sich der Ausführungsgang einer Giftdrüse, deren Sekret beim Bisse der Spinne in die Wunde eindringt. Fliegen und andere kleinere Insekten werden dadurch sofort getödtet. Die Kieferfühler vertreten die Stelle von oberen Kinnladen, wogegen die mehrgliedrigen Taster, die zu beiden Seiten der Fühlerklauen hervortreten, Fortsätze des Unterkiefers sind. Nach unten zu wird die Mundöffnung von einer unpaaren Platte — einer Art Unterlippe — begrenzt.

Betrachten wir die Bauchseite einer durch Chloroform getödteten Kreuzspinne mit der Lupe, so gewahren wir in der Nähe der Geschlechtsöffnung zwei kleine Spalten (Stigmen), in denen wir die Ausmündungen der Lungensäckchen zu erblicken haben. Durch diese Spalten athmet die Spinne. Etwas weiterhin liegt in Gestalt von mehreren Warzen (e in Fig. 1) der merkwürdige Spinnapparat. Diesen müssen wir uns etwas spezieller betrachten. Den klebrigen Stoff zum Spinnen liefern gewisse Drüsen, welche im Innern des Hinterleibes liegen. Diese sind bei einigen Arten von birnförmiger, bei anderen von cylindrischer Gestalt und bestehen aus zahlreichen Blindschläuchen, deren enge Ausführungsgänge mit den vielen feinen Poren in Verbindung stehen, welche siebartig die konvexe Oberfläche der Spinnwarzen durchlöchern. Bei der Kreuzspinne sind diese Wärzchen mit mehreren Hunderten von Poren versehen, die sammt und sonders in Funktion treten, wenn ein Faden gesponnen wird. Aus jeder der zahlreichen Oeffnungen, die uns das Mikroskop auf den Spinnwarzen zeigt, dringt das Drüsensekret in außerordentlich feinen primären Fäden hervor, die erst durch ihre Verschmelzung und Verkittung einen gewöhnlichen groben Spinnfaden bilden, wie er bei der Verfertigung eines Netzes zum Fliegenfang verwendet wird (f in Fig. 1).

„Die Spinne wirket mit ihren Händen und sie ist in der Könige Schlössern," sagt schon der weise Salomo. In diesem Ausspruche findet die vollkommen richtige Beobachtung Ausdruck, daß sich die Spinne bei Konstruirung ihres Netzes beständig ihrer Füße und in besonders hohem Maße des hintersten Fußpaares bedient. Wir verdanken den Untersuchungen eines jüngeren Forschers, des Dr. Fr. Dahl, eine Reihe von bemerkenswerthen Aufschlüssen über die Kunstthätigkeit der Webespinnen. Nach Dahls und W. Marshalls Beobachtungen unterliegt es keinem Zweifel, daß die Herstellung eines radförmigen Netzes mit der Konstruktion eines drei- oder vierseitigen Rahmens beginnt. Dann werden die strahlenförmig nach allen Richtungen verlaufenden Speichen oder Radien gezogen. Hierbei verfährt die Spinne immer in der Weise, daß sie einige verbindende Querfäden um den Mittelpunkt des Netzes legt, wodurch gleichzeitig mit den Speichen eine kleine dichte Decke an der Stelle entsteht, wo sich die Querfäden kreuzen. Sind alle Radien fertig, so wird eine zusammenhängende Spirale von innen heraus bis an den äußersten Rahmen gesponnen. Diese Spirale ist jedoch nur ein provisorisches Werk, welches lediglich dazu dient, die weiteren Arbeiten zu ermöglichen. Zum Insektenfange wird erst eine zweite, viel dichtere Spirale benutzt, die vom äußersten Rande des Rahmens nach innen zu gesponnen wird, bis sie nahe an den Mittelpunkt des Netzes heranreicht. Bei Herstellung dieser definitiven Spirale wird die erstere wieder zerstört, und nun ist der wirksame Fangapparat für Fliegen, Mücken, kleine Falter u. s. w. fertig. Bei schönem trockenen Wetter sitzen die Radspinnen, zu denen ja auch die Kreuzspinne gehört, fast immer im Centrum ihres luftigen Bauwerks, wie es a in Fig. 1 zeigt. An trüben oder nassen Tagen hingegen flüchten sie sich unter Blätter oder in eine schützende Mauerspalte u. dergl.

Die landläufige Haus- oder Winkelspinne (Tegenaria domestica) gehört zwar auch zu den webenden Spezies, aber sie baut kein radförmiges, sondern ein mehr deckenartiges (horizontales) Netz, welches in der Mitte etwas vertieft ist. Im hintern Theile dieses Gewebes wird stets ein nach zwei Seiten offenes Rohr angebracht, welches je nach den Umständen als Ausfallspforte oder zum blitzschnellen Entwischen dient. Jedem Leser wird die Form und Bauart dieses gewöhnlichsten aller Spinnennetze genugsam aus eigener Anschauung bekannt sein.

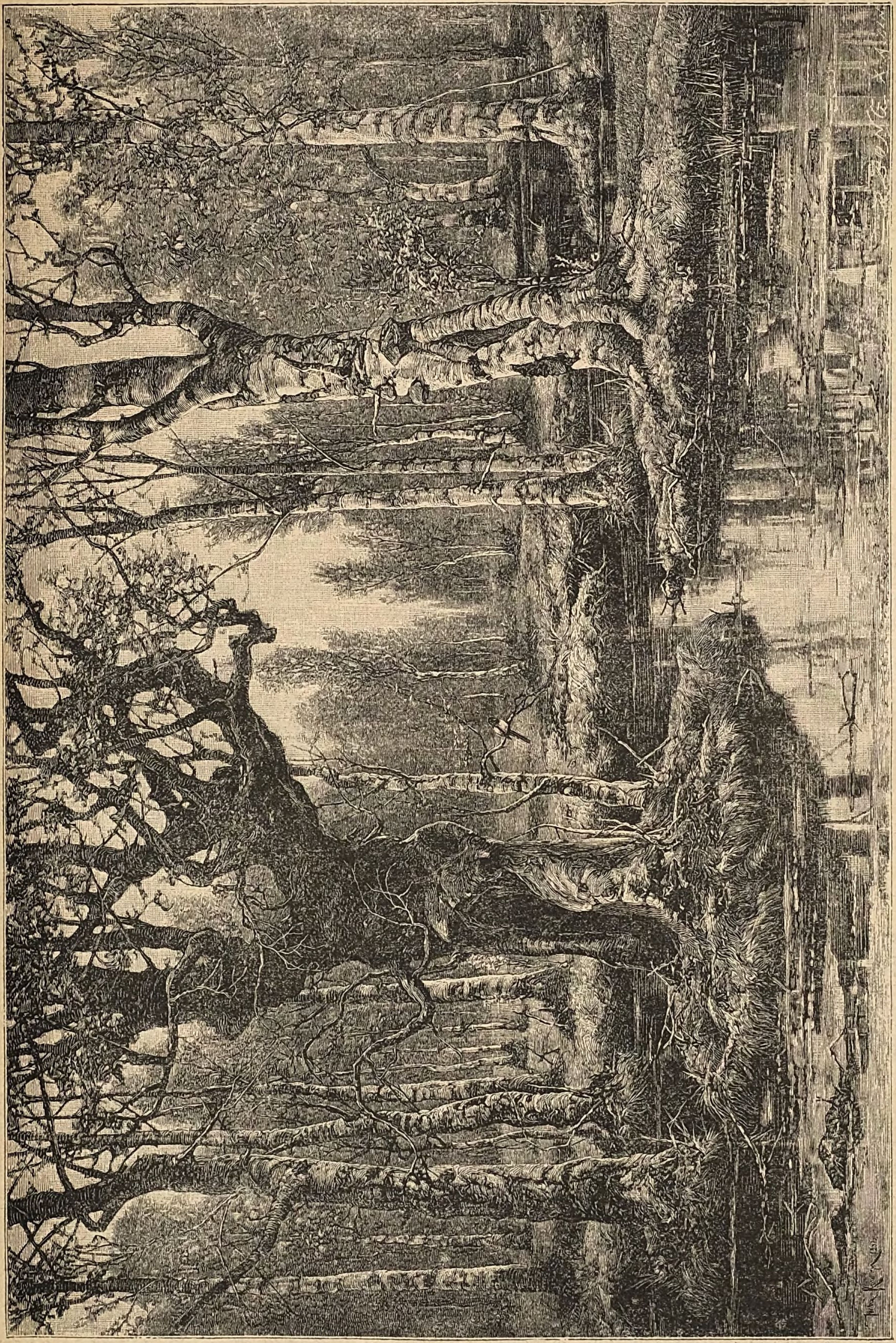
Zu den Webespinnen gehört aber auch eine Art, die (obgleich sie in vielen unserer Gewässer heimisch ist) doch manchem Naturfreunde unbekannt geblieben sein dürfte. Es ist das die in unserer Fig. 2 dargestellte Wasserspinne (Argyronecta aquatica), welche (als ein in mehrfacher Hinsicht interessantes Thier) volks-



Fig. 2. Die Wasserspinne und ihr glockenförmiges Nest.

thümlicher zu werden verdient, als sie es bis jetzt gewesen ist. Durch besondere Taucherkünste vermag diese Spinne sich stundenlang unter Wasser aufzuhalten, um dort Jagd auf allerlei schwimmende Insekten und kleine Kerbthiere zu machen. Bei ihren Bewegungen und Hantirungen in der Tiefe wird die Argyronecta dadurch gefördert, daß sie in der Behaarung ihres Hinterleibes eine Luftschicht mit herabnimmt, durch welche sie spezifisch leichter wird. Oft ist die anhängende Luftblase (vergleiche unsere Abbildung)

so groß, daß der Hinterleib wie ein riesiger Quecksilbertropfen aussieht. Zwischen den Stengeln an Wasserpflanzen baut diese Spinne ein nach unten zu offenes, glockenförmiges Nest, welches sie mit Luft füllt. Dieses wird von dem Thiere wie eine des Männchens bringt das Weibchen sogar die Wintermonate in demselben zu. Hält man ein halbes Dutzend solcher Wasserspinnen in einem Aquarium, so hat man Gelegenheit, sich mit den merkwürdigen Lebensgewohnheiten dieser Thiere bis ins Ein-



Herbstlandschaft. Von J. von Klever.

Taucherglocke benutzt, indem sie daran — mit dem Kopfe nach unten — auf Beute lauert und sich damit auch vor den Nachstellungen anderer Wasserbewohner schützt. Den Eierkokon hängt sie gleichfalls im Innern dieses Nestes auf, und in Gesellschaft

zelnste bekannt zu machen, was für jeden Naturfreund vom entschiedensten Interesse sein muß.

Im Anschluß an das Vorstehende soll noch mit wenigen Worten einer Erscheinung gedacht werden, welche allbekannt ist,

über deren Ursachen aber noch viel unrichtige Meinungen verbreitet sind. Jeder der geehrten Leser kennt die fragliche Erscheinung zur Genüge, nämlich jene feinen, langen Gespinnstfäden, die man zur Herbstzeit am frühen Morgen gewöhnlich auf den Feldern zwischen den Stoppeln ausgespannt findet oder auch zuweilen in langen Strähnen hoch in den Lüften flattern sieht. Bekanntlich werden diese Gespinnste vom Volksmunde „Altweibersommer" genannt, und es knüpfen sich allerhand märchenhafte Erzählungen an die muthmaßliche Herkunft derselben. In Wahrheit rühren diese Fadenzüge von kleinen Spinnen her, die auf den Aeckern in Erdritzen leben und den Gattungen Theridium und Micryphantes angehören. Es hat sich nun gezeigt, daß jene kleinen Spinnen, die oft zu vielen Tausenden bei einander leben, diese langen fliegenden Fäden als Reisegelegenheit benutzen, um ihre Art über ein größeres Terrain zu verbreiten. Man kann oft Dutzende von solchen winzigen Spinnen auf einem derartigen Luftschiffe eigner Konstruktion langsam davonsegeln sehn. Es waltet hierbei ein sehr nützlicher Instinkt ob, dem die Thierchen gehorchen; denn ihres massenhaften Auftretens halber würden sie zu Hunderten verhungern müssen, wenn sie nicht die Gewohnheit besäßen, sich gelegentlich vom Winde in neue noch unbesiedelte Oertlichkeiten tragen zu lassen.

Demnach haben wir in dem sogenannten „Altweibersommer" eine Einrichtung zu erblicken, welche dazu dient, den Verbreitungsbezirk gewisser Spinnenarten (der „Kleinweber") zu vergrößern.

Herbstlandschaft.

Nach dem Gemälde von J. von Klever.

Des Meisters Landschaftsgemälde sind stets von einer kraftvollen Naturstimmung getragen, welche uns den Charakter der russischen Natur treu wiederspiegeln. Solcher Ausdruck ist wesentlich nur durch die Farbengebung zu erreichen, daher bei der unfarbigen Reproduktion viel von dem Reiz des Originals verloren geht. Indessen bieten die Kompositionsweise und die kräftigen Naturformen in dem Bilde, welches wir heute dem Leser vor Augen führen, des Interesses genug dar. Trotz des Mangels an Kolorit fühlt man in demselben das Wehen des Herbstes.

Italienische Arbeiter.

Von Dr. Anton Eichler.

Zu einem regelmäßig wiederkehrenden sozialen Frühjahrsphänomen ist der Zufluß italienischer Arbeiter nach Deutschland geworden, welchem der ebenso regelmäßig zu Beginn der rauhen Jahreszeit sich einstellende Rückfluß entspricht. Fast täglich bringen jetzt besondere Arbeiter-Transportzüge der Gotthardbahn Tausende über die Alpen. Bekanntlich finden italienische Arbeiter auf deutschem Boden vielfach Verwendung zur Vornahme von Erdarbeiten und dergleichen. In Deutschland leben die italienischen Arbeiter unter einer ihnen fremden Bevölkerung still und scheu für sich, sind ausdauernd und mäßig und machen möglichst wenig von sich reden. Etwas anders ist es damit in denjenigen Strichen bestellt, die Italien benachbart sind, also in den Alpenstrichen der deutschen Schweiz und den österreichischen Grenzlanden. Hier fühlt sich der italienische Arbeiter nicht ganz so gründlich vom heimischen Boden losgelöst.

In den Wintermonaten ist das Leben in einem kleinen Alpendorfe eintönig und langweilig. Die jungen Leute kommen in den engen Wirthshäusern zusammen, trinken, singen und lärmen durch einander, um den Tag mit einer solennen Prügelei zu beenden; und die älteren Leute, die Standespersonen, welche die besseren Lokale besuchen, treten nach alter guter Väter Sitte bereits um neun Uhr den Heimweg an. Nur wenn der Wirth eine hübsche Tochter hat, lassen sich auch jüngere Leute an diesen vornehmeren Orten sehen, und die Art, in der sie ihre Gefühle zum Ausdruck bringen, ist charakteristisch genug. Sind sie mit der Angebeteten allein, so sprechen sie von allem Andern, nur von ihrer Neigung nicht, ohne indeß auch nur im Entferntesten in den Fehler der Schwatzhaftigkeit zu verfallen. Ist aber gar ein Fremder in der Gaststube, so schweigen sie ganz und begnügen sich, ihre Gefühle und Gedanken durch Zeichen zu verrathen. Sie lächeln nur dann vor sich hin und trinken ruhig ihren Wein.

Das ist die Physiognomie eines deutschen Alpendorfs im Winter, dem Fremden, der aus der großen Welt kommt, wenig erbaulich. Ist man durch irgend einen Umstand genöthigt, mehrere Tage dort zu verweilen, so lernt man bald die Schauer der trostlosen Vereinsamung kennen. Da ist denn das Erscheinen eines wandernden Italieners ein wahrer Sonnenstrahl. Oft durchzieht einer oder der andere die Dörfer im frühen Winter auf der Heimreise! Kommt man ihm freundlich entgegen, und spricht man seine Sprache, so wird er leicht aufgeknöpft, und thut man noch ein Uebriges, indem man seine Zeche bezahlt und seine Phantasie anzuregen versteht, so wird man finden, daß man in ihm eine sehr interessante Bekanntschaft gemacht hat. Er ist zugleich scharfsichtig und leichtgläubig und hat unter Verhältnissen und Bedingungen gelebt, die dem civilisirten Menschen vollkommen verschlossen sind. Meistens hat er eine hübsche Geschichte, die gewöhnlich von Gespenstern handelt, zu erzählen. Wenn er auch in religiöser Beziehung ein Freidenker ist, so giebt es doch einen Punkt, vor dem sein Skeptizismus Halt macht: das ist die Existenz der Gespenster. Diese hält er durch die Erfahrung für unumstößlich bewiesen. Er ist auch überzeugt, daß Pferd und Rind am Weihnachts- und Neujahrs-Heiligen-Abend in menschlicher Sprache mit einander verkehren. Seine Zweifelsucht erstreckt sich überhaupt nur auf den Aberglauben, den die Autorität der Kirche zu stützen sucht.

Erzählt er seine Gespenstergeschichte, so spricht er von seinen Fahrten und Abenteuern, die zuweilen romantisch genug sind, immer jedoch auch von Mühseligkeiten und öder Langeweile erfüllt sind. Jedoch übergeht er diese Schattenseiten, denn, im Gegensatz zum deutschen Arbeiter, ist der italienische niemals sentimental und verweilt mit Vorliebe bei den humoristischen Zwischenfällen, die er mit südlicher Phantasie im Einzelnen auszumalen weiß. Entläßt man ihn mit Segenswünschen und einigen Kupfermünzen, so hat man in ihm den ergebensten Freund gewonnen, so lange man ihn sieht.

Uebrigens nimmt das ganze Dorf an seiner Erscheinung lebhaften Antheil. Ein Fremder im Winter, der seine ganze Habe mit sich führt, das erregt Aufsehen und füllt die Wirthsstube. Jeder will Neuigkeiten hören; jedes Wort des Fremden wird weiter getragen. Und erzählt er gar eine gelungene Geschichte, so wird sie noch wochenlang in allen Hütten besprochen. Er bringt aus seinem Heimathlande italienische, von seinen Arbeitsstationen im Karst slavische Ueberlieferungen in deutsche Dörfer; und da er ein ausgezeichnetes Gedächtniß besitzt, verbreitet er eine Menge fremder Geschichten und Vorstellungen im deutschen Alpenlande. Er ist der Vermittler zwischen deutschem, italienischem und slovenischem Volkswissen. So begierig die Alpenbewohner seine Erzählungen aufnehmen, so wenig bringen jedoch die abergläubischen Vorstellungen, die in ihnen enthalten sind, in die Volkssitten ein. Darin ist der deutsche Alpenbewohner ebenso konservativ, wie in seiner ganzen übrigen Lebenshaltung. In Kärnten wird so leicht kein Bauer die Existenz des wilden Jägers ableugnen, und kaum wird man einen älteren Mann finden, der nicht behauptet, einmal das Tönen seiner Hörner und das Heulen seiner Hunde gehört zu haben. Erzählt man ihm aber von den Kuchen, welche man in Thüringen braucht, um Menschen und Vieh vor der Gewalt des wilden Jägers zu schützen, so wird er die Achseln zucken und verächtlich dazu lächeln. Er wird sagen, daß schon sein Großvater in demselben Hause gelebt habe, daß aber weder dieser noch sein Vater solche Kuchen gegessen habe. Deshalb können sie natürlich auch nichts nützen.

So bleibt der italienische Arbeiter mit seinen abergläubischen Gebräuchen im deutschen Alpenlande ebenso sehr ein Fremder, wie der Zigeuner, der durch die Dörfer zieht und seine Liebestränke und Wahrsagerkünste feil bietet. Der Italiener glaubt

nicht an den Teufel, aber er beobachtet gewisse Gebräuche und Geheimmittel, um den Teufel fern zu halten und besonders sein Geld vor ihm zu schützen, das er sich mühsam erworben hat.

Ist der italienische Arbeiter ein Geschichtenträger, so ist er doch nicht sehr mittheilsam, besonders dann nicht, wenn er mit zweien oder dreien seiner Landsleute an einem Ort zusammen lebt. Das macht seine Unfähigkeit, eine fremde Sprache zu reden. Sie lernen wohl bald deutsch oder slovenisch verstehen, aber nicht sprechen. Zudem entwickeln ihre einsamen Reisen über die Gebirge in ihnen eine bei ihrer Nation befremdliche Zurückhaltung, während ihre passive Kenntniß der fremden Sprachen ihre Beobachtungsgabe und ihr Gedächtniß schärft. Kommt man ihnen aber einmal in ihrer eigenen Sprache, so thauen sie sofort auf und überschütten einen mit einem Redestrom, in dem sie Alles das sich von der Seele reden, was sie so lange in sich verschlossen haben.

So wie der Frühling ins Land zieht, verlassen die italienischen Arbeiter ihre lombardischen und piemontesischen Ebenen und begeben sich auf die Wanderschaft. Sie bleiben überall da, wo sich ihnen Arbeit bietet, und sind fast aller Orten wegen ihrer Geschicklichkeit, ihres Fleißes und ihrer Nüchternheit beliebt. Sie leben ungemein einfach und ersparen fast ihren ganzen Verdienst. Wenn dann der Winter kommt, kehren sie zu ihren Frauen und Kindern zurück, die während ihrer Abwesenheit die wenigen ärmlichen Felder bestellt haben, die ihnen gehören. Das Geld, welches sie dann mit sich bringen, setzt sie in den Stand, mit ihren Familien während der kalten Jahreszeit verhältnißmäßig gut zu leben, während sie sonst an den Rand des Verderbens gelangen würden.

Ein Berliner Theaterzettel vor 200 Jahren.

Von Dr. Alexis.

Wie man vor zweihundert Jahren in Berlin Theaterzettel machte, davon eine Probe hier zu erhalten, mag dem werthen Leser gewiß nicht uninteressant sein.

Man ersieht daraus zugleich, daß Wallenstein schon lange vor Schiller's Zeit, und zwar ziemlich bald nach seiner am 25. Februar 1634 geschehenen Ermordung auf die Bühne gebracht worden war.

Die in Rede stehende Ankündigung, von einem der umherziehenden Schauspiel-Unternehmer, denen damals einzig und allein die Pflege der dramatischen Kunst überlassen war, ausgegangen, lautet:

„Montags den 3. Septembr

soll denen respektive hochgeneigten Liebhabern der Teutschen Schauspiele zu sonderbarem Wohlgefallen präsentiret werden:

Die weltbekannte Historie

von dem Tyrannischen General Wallenstein.

Personen.

1. Ferdinandus I. Römischer Kayser. Ferdinandus II. König von Ungarn. 3. 4. Mattias Galas, Graf Questenberg. Kayserliche Generale. 5. Albertus Wallenstein. Herzog von Friedland, Sagan und Mecklenburg. 6. Dessen Gemahlin. 7. 8. Friderich, Albertus, Ihre Söhne. 9. Isabella, Kammerjungfer bei Wallensteins Gemahlin. 10. Herzog von Weymar. 11. Aemilia, dessen Tochter. 12. Graf von Arnheim. 13. 14 Terzki. Kinski. Böhmische Grafen. 15. Illaw, Wallensteins Marschall. 16. 17. 18. Obrister Lesle. Obrister Gordon. Capitain Buttler. So den Wallenstein und seine Creaturen tödten 19. Neumann, Wallensteins possirlicher Rittmeister. 20. Der Koch. 21. Ein voll-besoffener Reuter. 22. Ein Page. 23. 24. Die Henker.

Summarischer Inhalt.

Act 1. Scene 1. Der Kayser rüstet sich wider Wallenstein, weil er von seinem Generalat nicht abweichen will, zum Kriege; befiehlet sowohl dem Galas eine Armee wider ihn aufzubringen, als auch den Questenberg nach Ungarn zu schicken, um etwas Hülfsvölker herbeizuführen. Scene 2. Wallensteins Kriegs-Offizirer verwundern sich, daß ihr großer General regnisiren will und haben deswegen allerhand Anschläge. Scene 3. Nachdem Wallenstein selbst zu ihnen kommen und von allen beklaget worden, beschliessen sie, sich wieder den Kayser aufzulehnen, und niemand anders als ihren General davor zu erkennen, wobei Neumann possirlich mit prahlet. Wallenstein schicket Illaw nach dem Herzog von Weymar und Grafen Arnheim, eine Allianz mit ihnen zu machen. Scene 4. Rittmeister Neumann giebt dem jungen Alberto einen Verweiß, daß er sich in die Isabella verliebet, und unterrichtet ihn, wie er sie auf andere Manier zu seiner Affection bringen soll. Scene 5. Alberto will zwar bei Isabella Neumanns Rath gebrauchen, aber auf ihr demüthiges Abrathen wird er wieder auf andere Gedanken gebracht.

Act 2. Scene 1. Nachdem Wallenstein mit den Bundesgenossen conferiret, beschliesset er auf das Geschwindeste, seinen Anschlag in's Werk zu setzen. Scene 2. Rittmeister Neumann unterrichtet den jungen Friderich, wie er sich bei Aemilia, seiner Liebsten, verhalten soll. Scene 3. Der Herzog von Weymar beredet seine Princessin Tochter, den jungen Friderich zu ehelichen, der sich auch durch allerhand Liebkosungen bei ihr auf's Beste insinuiret. Scene 4. Lesle, Gordon und Buttler tragen Bedenken, dem Wallenstein wider den Kayser beyzustehen und beschliessen, vielmehr solche Verrätherei zu entdecken. Scene 5. Der Kayser und König von Ungarn schelten des Wallensteins Meineid und machen sich parat, ihm zu widerstehen. Scene 6. Lesle, Gordon und Buttler offenbaren dem Kayser des Wallensteins Verrätherei und versprechen Sr. Majestät, ihn hinzurichten.

Act 3. Scene 1. Friderich fähret fort, Aemilia zu seiner Liebe zu persuadiren, die sich ihm als seine Gemahlin ergiebt. Scene 2. Wallenstein wundert sich über seiner Söhne Liebesaffairen, wobei Neumann mit scherzet. Scene 3. Friderich kommt mit Aemilia, und bittet, um Hochzeit mit ihr zu machen. Scene 4. Lesle, Gordon und Buttler offenbaren dem Wallen ein, daß sie von dem Kayser ernennet seynd, ihn zu tödten, und stellen sich, als wenn sie ihm allergetreuesten wären. Scene 5. 6. 7. Der junge Albertus liebkoset die Isabella, Friderich verweiset ihm solches, sie kommen darüber mit dem Degen zusammen, werden aber von Neumann auf possirliche Art geschieden und vereiniget.

Act 4. Scene 1. Friderich hat Albertus bei Wallenstein verrathen, wegen der zur Isabella tragenden Liebe, die Gemahlin bittet vor ihn, wird aber vom Wallenstein abgewiesen. Scene 2. Wallenstein verweiset aufs Grausamste dem Alberto seine Liebe, aber er rechtfertigt sich auf's Beste. Scene 3. Die Gemahlin beschuldigt Isabella Diebstahls, Wallenstein befiehlt, sie aufzuhenken, als aber Albertus einen Henker, der sie ergreifen will, ersticht, wird er gleichfalls von dem Wallenstein in der Furie hingericht t Scene 4. 5. Ein lustiges Intericenium von dem Koch und einem besoffenen Reuter, welche Wallenstein will henken lassen. Scene 6. Wallenstein befiehlt seinen kleinen Pagen, niemand zu ihm kommen zu lassen, als ihn aber der Page bei der Herzogin aufwecket, wird er von ihm erstochen. Scene 7. Lesle, Gordon und Buttler invitiren den Wallenstein nach Eger, und Gordon überreichet ihm die Schlüssel derselben Vestung.

Act 5. Scene 1. Lesle, Gordon und Buttler tractiren den Wallenstein und seine Creaturen auf's Beste, und wie der Wallenstein wegen Melancholie Abschied nimmt, fahren doch die Anderen fort, und machen sich mit Singen und Trinken recht lustig, bis sie zuletzt noch eine Gesundheit trinken, wobei Terzki, Kinski, Illaw und Neumann von den Anderen erschossen und weggeschleppt werden. Scene 2. Wallenstein wird auf seinem Bett beunruhigt von Geistern der von ihm Ermordeten, worüber er in Todesgedanken geräth, doch aber wieder einschlummert. Scene 3. Gordon kommt nebst Lesle und Buttler, und giebt dem Wallenstein mit dem Partisane einen Fang, worüber er sich noch zuletzt als ein sterbender Löwe erzeigt. —

Nach dieser Haupt-Action soll zur Kurzweil beschließen ein lustiges Nachspiel, genannt:

Die drei seltsame Berge.

Der Schauplatz ist auf dem Berlinischen Rathhause und wird um 4 Uhr angefangen."

Räthsel und Spiele.

Homogramm.

		a	a	a		
		a	a	a		
a	c	c	d	e	e	e
e	h	h	l	l	n	n
p	v	p	r	r	s	s
		s	s	u		
		u	z	z		

Die Buchstaben der vorstehenden Figur sind in den drei Mittelreihen so zu stellen, daß die dadurch entstehenden drei Wörter der horizontalen Reihen den entsprechenden vertikalen Reihen gleich sind. Die Wörter bezeichnen: 1. einen berühmten Maler, 2. ein militärisches Befestigungswerk im Felde, 3. eine Festung in Brandenburg.

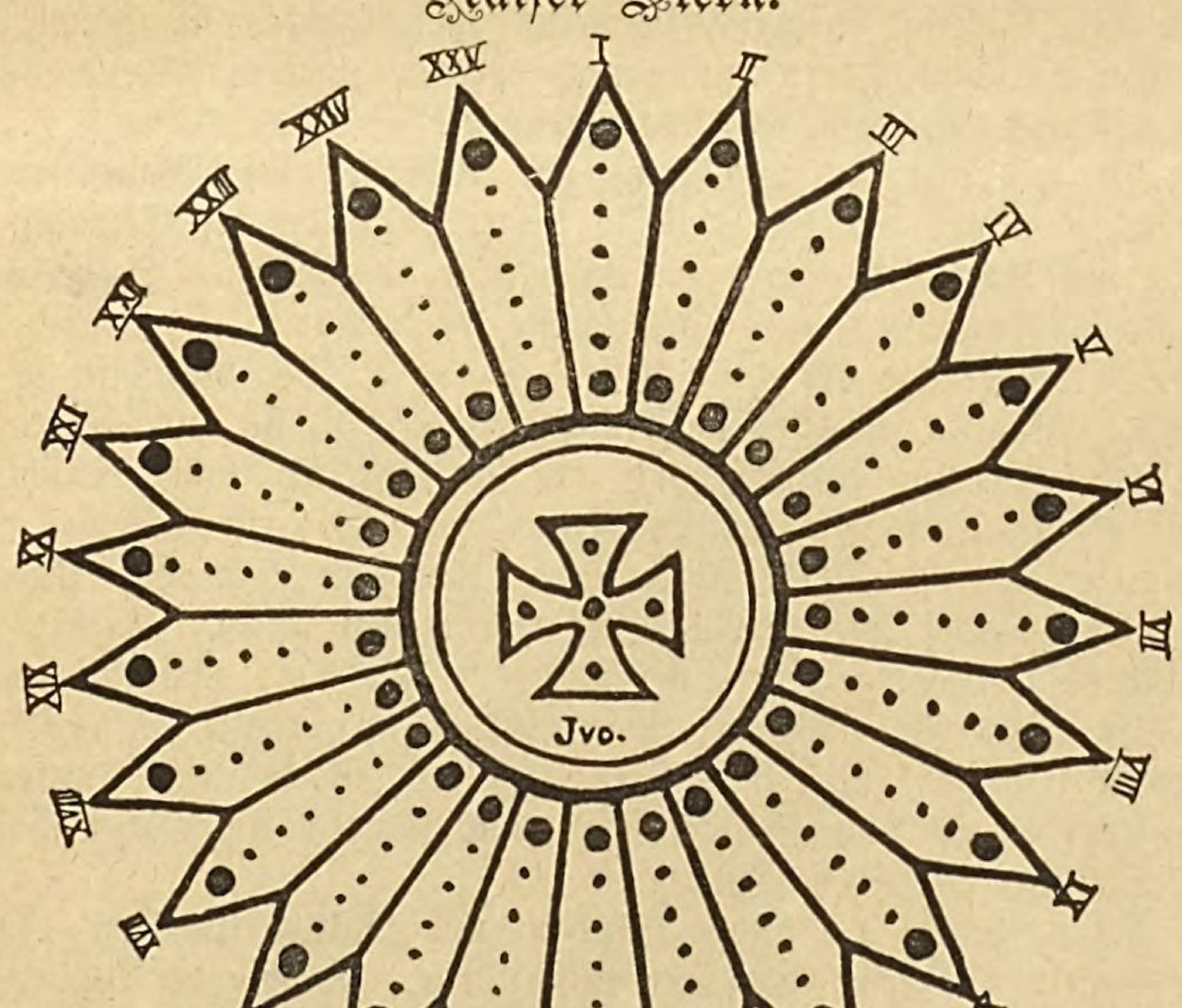
Silben-Räthsel.

a, bai, eg, en, eu, fel, fo, fo, ge, gen, gras, le, leib, ma, mont, na, niz, ra, rat, rel, ri, rum, schich, ta, te, tur.

Aus vorstehenden 26 Silben sind neun Wörter zu bilden, welche bezeichnen: 1. eine Gräsergattung, 2. einen in der Bibel genannten Berg, 3. eine Wissenschaft, 4. einen Meerbusen des südlichen Afrika, 5. einen Vornamen, 6. einen freien Platz im alten Rom, 7. einen Fisch, 8. ein Drama von Goethe, 9. einen berühmten deutschen Gelehrten.

Von oben nach unten ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben die Namen zweier aus den letzten Kriegen bekannter preußischer Generäle.

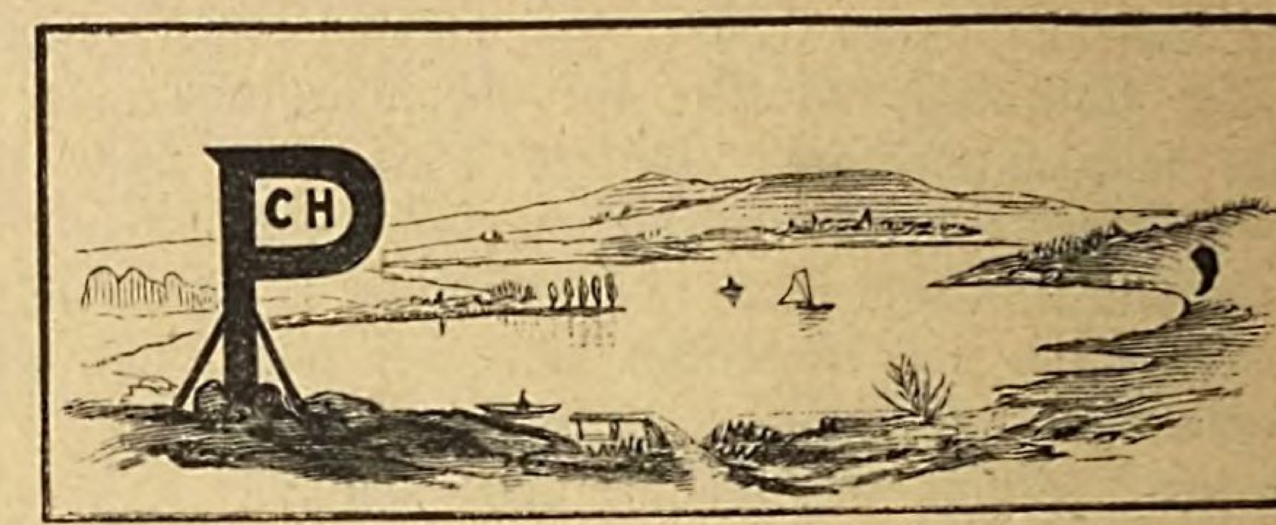
Kaiser-Stern.



Die 25 starken Punkte des Außen- und des Innenkreises ergeben die Aussprüche zweier verstorbener Kaiser. Die 25 Strahlen des Sterns von außen nach innen gelesen 25 Worte. Diese Worte bezeichnen:

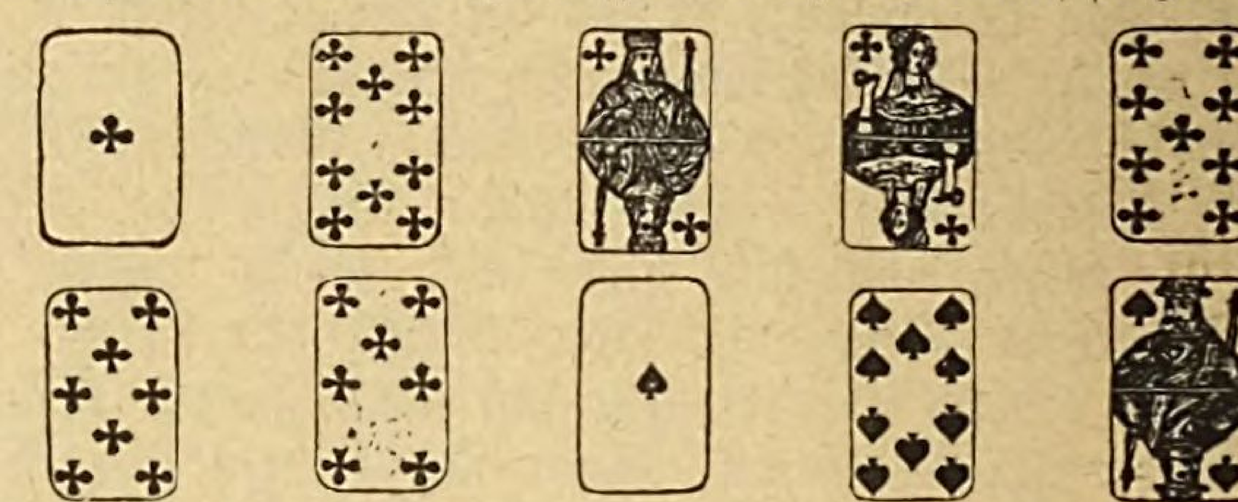
1. ein Heilmittel, 2. eine Südfrucht, 3. eine nassauische Stadt, 4. ein römischer Kaiser, 5. eine Göttin, 6. eine brandenburgische Stadt, 7. eine preußische Ortschaft, 8. ein römisches Bauwerk, 9. ein Kühlmittel, 10. ein berühmter Buchhändler, 11. eine meiningensche Stadt, 12. ein weiblicher Vorname, 13. eine Stadt in der Provinz Sachsen, 14. ein maritimer Explosivkörper, 15. ein Minister, 16. eine nassauische Stadt, 17. eine Erhöhung, 18. eine Entfernung, 19. ein biblischer Name, 20. ein Vogel, 21. eine Stadt, 22. ein Philosoph, 23. eine Naturerscheinung, 24. eine holsteinische Stadt, 25. Flußnymphen.

Rebus.



Skat-Aufgabe.

Der Spieler in der Vorhand spielt Treffle-Solo auf folgende Karten:



Das Solo geht trotz besten Spieles verloren!
Wie sitzen die Karten, was muß im Skat liegen?

Räthsel.

Der Engel hat's, die Phantasie,
Das Bataillon, die Kompagnie.
Und leider hat's mein Nachbar auch:
Das säuselt nicht, wie Zephyrhauch,
Es dröhnt, wie wucht'ge Hämmer schlagen;
Da wünscht' ich's mir, mich fortzutragen
Durch Thüren, Fenster, die's besitzen.
Umsonst! denn ich muß weiter schwitzen,
Die Nase, die es hat als Decken,
Lerngierig in die Bücher stecken.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 39.

Kaleidoskop.

Man beginnt mit dem G und verfolgt nach rechts gehend die Linien des Kaleidoskops. Sobald man den Rand berührt, stellt man den dort stehenden Buchstaben an die vorhergehenden. Der Text ist:

Grau, theurer Freund, ist alle Theorie.

Räthsel. Grund — riß.

Füll-Räthsel.

v	a	s	a	l	l
k	i	n	z	i	g
k	o	r	v	e	i
s	a	i	g	o	n
l	u	d	w	i	g
s	i	c	h	e	l

Rebus. Parole d'honneur.

Citaten-Räthsel.

Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt."

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 41 | Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt | 7. Oktober 1888

Wandelungen des Herzens.

Von Alexandre Dumas fils, frei bearbeitet von Elise Aßmus.

Vor einem eleganten Hause in den Champs Elysées hielten zahlreiche Equipagen. Frau v. S. hatte heute ihren Empfangsabend. Die hell erleuchteten Fenster, die nur von dem Schatten der im Innern vorübereilenden Gestalten zuweilen verdunkelt wurden, warfen ihren Schein weit hinaus in die dunkle Nacht. Die Töne eines Chopinschen Walzers drangen bis zu dem vor dem Hause sich ansammelnden Menschenknäuel, in welchem das weibliche Geschlecht stark vertreten war, denn die Pariserinnen lieben, ebenso wie andere Frauen der Welt, schöne Toiletten zu bewundern, und warten oft stundenlang auf der Straße, um einen Hochzeitszug oder dergleichen vorüberkommen zu sehen.

Plötzlich wurde die vor dem Hause versammelte Menge durch einen im schnellen Trabe ankommenden Wagen zur Seite gedrängt. Aus demselben sprang hastig ein junger Mann von stattlicher Gestalt, in feinster Gesellschaftstoilette. Er war sehr bleich und stieg schnellen Schrittes, heftig seinen wohlgepflegten Schnurrbart drehend, die mit einem dicken, kostbaren Teppich belegte, mit prachtvollen Topfgewächsen gezierte Marmortreppe hinauf; dann trat er hastig in den von hundert Kerzen taghell strahlenden, mit größtem Luxus ausgestatteten Empfangssaal, in welchem eine den höchsten Kreisen angehörende Gesellschaft, die Damen in glänzender Toilette, plaudernd und lachend sich ungezwungen bewegte. Er hatte indeß nicht einen Blick für alle Herrlichkeiten, sein Auge schweifte unruhig suchend im Saale umher, bis er auf einer hohen Frauengestalt von wunderbarer Schönheit haften blieb. Diese Dame war die gefeierte Frau v. S. Ja, sie war schön, diese Frau! Aus dem feingeschnittenen, aristokratischen Antlitz strahlten ein Paar große blaue Augen, von schwarzen Wimpern beschattet, von bezauberndem Glanze ihm entgegen, ein kleiner Mund, zwei Reihen blendendweißer, kleiner Zähne zeigend, lächelte ihm verständnißvoll zu. Ein Kleid von gelbem Atlas, mit Spitzen reich verziert, vorn mit Brillanten besetzt, umschloß ihre schöne Gestalt, eine hellbraune Schleppe von schwerem Sammet fiel in reichen Falten hernieder und vervollständigte diese kostbare und geschmackvolle Toilette. Er stürzte auf sie zu, führte ihre Hand an seine bebenden Lippen und flüsterte: „Lydia, wie kannst Du so grausam sein! Du willst, daß ich Dich verlassen soll? Niemals!"

„Es muß sein, mein Freund," erwiederte die schöne Frau leise, „ich habe nur Dein Glück im Auge, folge mir blindlings! Morgen Abend um neun Uhr erwarte ich Dich, um Dir Lebewohl zu sagen; wir werden ungestört sein. Uebermorgen früh mußt Du abreisen."

„Grausame!" rief der junge Mann, bleich wie der Tod, und stürzte hastig fort. Sie sah ihm nach, griff nach ihrem Herzen und lispelte: „Herr, gieb mir Kraft, daß ich bis zum Ende stark bleibe, Du weißt, wie sehr ich leide."

Am nächsten Abend sehen wir ihn zu ihren Füßen, sie von Neuem bestürmend, ihn nicht fortzuschicken, während sie ihm alle Vernunftgründe auseinandersetzt; sie bleibt fest in ihrem Entschlusse. Nach einem schmerzlichen Abschiede trennen sie sich.

Wir finden ihn in Lyon wieder.

I.

Julius an Lydia.

Lyon, den . . . 18. . .

Es ist sechs Uhr Abends. Ich bin soeben in Lyon eingetroffen. Du erräthst, mit welchen Gefühlen, nicht wahr? Während meine Reisegefährten an der Table d'hôte speisen, sitze und schreibe ich an Dich in einem Zimmer des Hotels und zwar in einem so dunkeln, kalten, daß man glauben möchte, jeder Reisende habe in demselben einen Theil seiner Traurigkeit zurückgelassen.

Ich bin viel gereist und habe, wie Jedermann, oft eine geliebte Person, einen Freund oder etwas, von dem das Herz sich ohne Schmerz nicht trennen kann, zurücklassen müssen, jedoch hat das Ziel der Reise fast immer die traurigen Gefühle des Abschiedes gemildert und fast vergessen lassen. Niemals blieb, wie diesmal, mein ganzes Herz zurück.

Arme, liebe Freundin, bin ich es denn wirklich, der Dir dieses schreibt? Träume ich? Ist es wahr, daß wir auf ewig getrennt sind, wir, die wir geschworen haben, uns niemals zu verlassen, und uns ebenso lieben, wie am ersten Tage? Muß ich nicht an meinen Augen, meinen Ohren, meinem Gedächtniß, meinem Verstande, ja an allen meinen Sinnen zweifeln, wenn ich daran denke, daß Du selbst, obgleich von dem Zweck der Reise unterrichtet, mir dieselbe befohlen?

Ach es giebt Augenblicke, wo mein Verstand, durch Deinen mich ganz befremdenden Entschluß vernichtet, stillsteht.

Ich frage mich alsdann, ob ich lebe, und warum ich mich freiwillig zu einem sicheren Unglück verdamme. Wenn ich bedenke, wie kurz das Leben ist, daß ich in einem Jahre, in einem Monate, morgen schon sterben kann, so sage ich mir: „Warum beschäftige ich mich mit der Zukunft? Wie viel Menschen ruhen zu dieser Stunde in ihrem Grabe, die auch ihr Herz einer schein-

baren Nothwendigkeit geopfert, und die in der Todesstunde sicher das Opfer, welches sie gebracht, bereut haben!"

Und Du bist es, die ich über Alles auf der Welt liebe, die mein ganzes Sein und Denken in dem Grade erfüllt, daß ich, obgleich hundert Meilen von Dir entfernt, Deine süße Stimme zu hören glaube, wenn ich zu Dir spreche; Du bist es, deren Briefe ich hier auf meiner Brust trage; Du liebst mich, hast es mir gesagt und bewiesen; Du willst mir durch unsere Trennung nur einen Beweis Deiner Liebe geben.

Sage mir, durch welche schreckliche Logik kann der Verstand das Herz dahin bringen, daß es vor einer so schmerzlichen Unwahrscheinlichkeit sagt: „Es ist wahr!" Und dennoch liegt ein Wonnegefühl selbst in diesem Schmerz. Wenn man mir sagte: „Willst Du vergessen?" — so möchte ich nicht. — Warum? — Weil der Schmerz noch ein Beweis des Lebens und der Empfindung ist. Und dann, Dich vergessen? Nicht mehr zu leiden in dem Gedanken, daß ich fern von Dir bin?

Wenn man bedenkt, daß dieser wahre, tiefe Schmerz nur eine freiwillig auferlegte Fessel ist! Nichts ist in dem, was uns umgiebt, verändert; die Welt geht wie immer; Du lebst, ich lebe; Du liebst mich, ich liebe Dich; warum leiden wir für einander? Wie kommt es, daß wir überhaupt leiden? Du hast Worte gesprochen, die zwei Seelen in Verzweiflung versetzt haben. Hatten sie wirklich den Sinn, welchen ich ihnen unterbreitet habe? Wie kommt es, daß ein Wort, in einer gewissen Art ausgesprochen, sicherer ein Herz zerreißt, als eine Kanonenkugel einen Körper, und daß dieselben Buchstaben dieses Wortes, in einem andern Sinn aufgefaßt, vielleicht einen anderen Sterblichen entzücken?

Sieh, Geliebte, ich habe erst die Hälfte meines Weges zurückgelegt und bin schon am Ende aller meiner Kräfte. Im Namen des Himmels, rufe mich zurück! Schreibe mir, daß Alles nur ein Traum ist, daß Du mich wiedersehen willst, daß Du mich nur hast prüfen wollen; denn ich bin dahin gekommen, mich zu fragen, weshalb ich Dir eigentlich gehorche. Was kümmert mich die Zukunft! Bist Du nicht meine Zukunft und meine ganze Hoffnung? Erinnerst Du Dich der schönen Abende und unserer heiteren Unterhaltung? Wenn wir vom Spaziergange heimkehrten, strecktest Du Deine kleinen Füßchen vor dem Kaminfeuer aus; ich setzte mich Dir zu Füßen und nahm beide wie frierende Vöglein in meine Hand, um sie zu erwärmen. Damals war von Trennung nicht die Rede; wir waren glücklich, uns, nur vom Kaminfeuer beleuchtet, stundenlang ansehen und zulächeln zu können; wir verstanden uns ohne Worte, und Dein süßes Bild erfüllte so ganz meine Seele, daß es mir am nächsten Tage, wenn ich Dich wiedersah, schien, als hättest Du mich keinen Augenblick verlassen.

Nein, eine solche Liebe verschwindet nicht im Augenblicke aus dem Gedächtnisse eines Mannes; ein solcher Traum hat das Recht der Wirklichkeit erworben, ynd es wäre ein Mord, ein Gefühl, das jahrelang in unserm Herzen Wurzel geschlagen, so kalt zu tödten. Bin ich es übrigens, der Dir den Willen meines Vaters mitgetheilt hat? Hast Du nicht selbst aus einem Briefe, welchen ich Dir verborgen hatte, diese Nachricht entnommen? Ich frage Dich, was thue ich hier? Du hast mir gedroht, fortzureisen und mich nie mehr wiederzusehen, wenn ich nicht abreise. Du hast mir Deine ewige Freundschaft versprochen, wenn ich Dir gehorche. Wohlan, ich thue, was ich kann, aber ich falle gebrochen auf halbem Wege und bitte um Gnade. Nicht wahr, in der Stunde, da Du diesen Brief empfängst, hast auch Du schon empfunden, daß das Opfer über Deine Kräfte geht? Nicht wahr, Du schreibst mir, daß ich zurückkehren soll? Kannst Du Dir eine Vorstellung von der Freude des Wiedersehens machen, wenn man sich für immer getrennt glaubte? Wie werden wir über unsere Thorheit lachen! Wie werden wir uns lieben! Ein Wort, ein einziges Wort, und ich eile zurück! Ich habe Dir gehorcht, und ich gehorche Dir noch; aber das Uebrige geht über meine Kräfte. O, sage mir, daß Du mich immer liebst und mich erwartest! Ich liebe Dich mehr als Alles auf der Welt und warte sehnlichst. Mein Leben gehört Dir.

Julius.

II.

Lydia an Julius.

Paris, den . . . 18 . .

Du forderst von mir Unmögliches, mein Freund. Der erste Schritt dieser schweren Prüfung ist gethan, wir müssen bis zum Ende gehen. Glaubst Du nicht, daß ich ebenso wie Du durch diese Trennung leide? Wir wollen jedoch stark sein, und wenn wir uns eines Tages wiedersehen, wirst Du es mir danken. Ja, Alles, was geschehen, ist nur zu wahr. Wir lieben uns und trennen uns. Das Leben hat indeß seine schrecklichen Forderungen, und die Worte, die ich zu Dir gesprochen, so leer und hohl sie erscheinen, enthalten eine ernste Wahrheit. Ich habe meine ganze Kraft zusammennehmen müssen, um sie Dir zu sagen, denn ich wollte mein Glück dem Deinigen opfern. Wir wollen verständig sein, höre mich; lies diesen Brief, so oft Dein Muth neuen Schwankungen unterworfen ist!

Du bist fünfundzwanzig Jahre alt, ich dreißig, das will sagen, daß ich eigentlich noch einmal so alt bin, wie Du; denn in zehn Jahren wirst Du noch ein junger Mann sein, während ich das Alter erreicht habe, in welchem die Liebe für eine Frau lächerlich, unglücklich oder lasterhaft wird. Ich bin nicht frei, ich gehöre meiner Familie, der Welt und, soll ich es aussprechen? — meinem Gatten.

Indem ich Dich liebe, achte ich ihn; denn während wir Frauen oft mit nicht zu beherrschenden Gefühlen und mit der uns auferlegten Pflicht kämpfen, begegnet es uns, daß wir nach vielen Zweifeln und Bedenken uns mit unserm Gewissen dahin ausgleichen, es nicht mehr für unrecht zu halten, einen andern Mann als unsern Gatten zu lieben, wenn wir nur dem Letzteren die ernsteren Gefühle, Achtung und Ergebenheit, bewahren.

Ich würde niemals meinen Gatten verlassen, um Dir zu folgen, obgleich meine Liebe zu Dir unermeßlich ist. Niemals würde ich die Zärtlichkeit, welche der Vater meines Kindes für mich empfindet, durch Aergerniß und öffentliche Schande belohnen, wenn auch diese Zärtlichkeit mich nicht befriedigt. Er liebt mich nicht so, wie Du; er hat weder Deine Jugend, noch Dein Feuer, noch Deine Eifersucht; aber wenn ich ihn verließe, würde er langsam, traurig dahinsterben, wie ein Baum, dessen Wurzel von einem Wurme zernagt wird. Wenn ich morgen mein Leben hingeben müßte, um das seinige zu retten, ich gäbe es und dächte sterbend an Dich.

Ja, mein Freund, wir wären doch für diese Welt getrennt und hätten niemals unsere Liebe öffentlich bekennen dürfen, denn mein Gatte ist noch jung und hat, Gott sei Dank, ein langes Leben vor sich; auch habe ich nie den Wunsch gehegt, frei zu werden, selbst in den Stunden, in welchen ich am schmerzlichsten bedauerte, Dir nicht ganz angehören zu können.

Ich bin reich, Du nicht, oder wenigstens bist Du genöthigt, Dir eine unabhängige Stellung zu verschaffen. Auch gehöre ich nicht zu den Frauen, welche zu dem Manne ihrer Liebe sagen: „Du kannst von mir annehmen." Und Du bist nicht der Mann, um von einer Frau etwas Anderes, als ihre Liebe anzunehmen.

Sieh! diese Ungleichheit der Stellung ist nichts, wenn man jung ist, und das Zimmer, in welchem eine Frau den Mann ihrer Liebe sieht, ist, so bescheiden es auch sein mag, in ihren Augen stets der schönste Palast. Aber mit den Jahren vermehren sich die Bedürfnisse des Lebens. Du hast ein schönes Talent, welches jedoch der Ruhe und des Wohlstandes bedarf, um sich zu entfalten. Du darfst nicht gezwungen sein, schnell zu arbeiten, wenn Du Gutes schaffen willst. Ich will, daß Du Dir einen Namen machst. Ich will stolz auf Dich sein in der Einsamkeit meines Lebens und will, daß Du Alles ehrenhaften Mitteln verdankst.

Du hast eine Familie, der Du wohl etwas schuldest, in Rücksicht der Opfer, die sie für Dich gebracht hat. Endlich, mein Freund, würdest Du eines Tages erstaunt über die Veränderung unserer Ansichten sein und Dich fragen, woher Dir ein bisher unbekanntes Verlangen, welches ich nicht befriedigen könnte, nach berechtigter, legitimer Zuneigung, nach wirklicher Ruhe und unabhängiger Arbeit käme. Alsdann hätten wir Beide von meiner

Unfähigkeit, die Leere in Deiner Seele auszufüllen, zu leiden. Gott weiß, was daraus entstände! Vorwürfe von Deiner Seite, Bedauern von der meinigen.

Du wirst mir sagen: „So denkt und spricht keine Frau, die liebt.“ Im Gegentheil, mein Freund, so denkt eine Frau, deren Liebe ohne Egoismus ist. Gott hat in uns schwache Geschöpfe eine Kraft unbesiegbarer Entsagung, ein Bedürfniß unersättlicher Aufopferung gelegt. Wir haben Alle unsere Schädelstätte. Es ist nicht eine unter uns, welche nicht eine ihrer liebsten Neigungen, einen ihrer süßesten Träume geopfert hätte. Dies sagte ich mir oft, wenn ich an Dich dachte. Während diese aufregenden Gefühle mich beherrschten, kam der Brief Deines Vaters. Du selbst warst einige Tage träumerisch und sorgenvoll wie Jemand, der, aus seinen Illusionen gerissen, die Wirklichkeit plötzlich vor sich erblickt. Ich bemerkte Deine Traurigkeit, wie Du die meinige; Du wolltest mir nicht die Wahrheit sagen, das war natürlich; ich deutete Dein träumerisches Wesen falsch und glaubte, Du liebtest mich nicht mehr. Ich wurde eifersüchtig und beging eine That, welche man nur einer liebenden Frau verzeihen kann: Ich verletzte das Geheimniß Deiner Papiere und fand den Brief Deines Vaters, in welchem er Dir schrieb, ihn in Marseille zu treffen, und von der für Dich in Aussicht stehenden Heirath sprach, welche Dein und Deiner Familie Glück begründen, Deine Zukunft sichern und Dir Alles bieten würde, was Du bei mir nicht finden konntest. Deine Weigerung hätte Deinen Vater in Verzweiflung und Dich um Deine Zukunft gebracht. Sieh, da ich nun einmal hierin eingeweiht war, was sollte ich thun? Was ich gethan habe. Ich zeigte Dir die ganze Wahrheit, die Du nicht sehen wolltest, ich machte Dir Muth und liebte Dich so sehr, daß ich Dich glauben ließ, ich liebe Dich nicht mehr.

Durch welche schreckliche Logik bist Du zu diesem Entschlusse gekommen? fragst Du mich. Nun mein Gott! Durch die einfache Folge der Sachlage. Das Opfer war so nothwendig, daß es nur angedeutet werden durfte, um es sofort unerläßlich zu machen. Ich habe Dir gesagt: „Mein Freund, Du mußt Deinem Vater gehorchen; Du mußt eine Familie haben, eine Frau, welche Dich liebt, weil sie das Recht dazu hat, und die auch Du eines Tages lieben wirst, obgleich man sagt, daß das Herz nur einmal liebe.“

Ich habe Dir versprochen, Deine Freundin zu bleiben, wenn Du mir gehorchest. Ich habe Dir gedroht, fortzureisen, wenn Du bliebest. Wir haben lange zusammen geweint, aber es scheint, daß ich Recht gehabt habe, weil Du doch abgereist bist.

Jetzt, auf halbem Wege, verlangst Du zurückzukehren. Nein, setze Deinen Weg fort! Du würdest eines Tages mehr bereuen, zurückgekehrt zu sein, als heute, mich verlassen zu haben. Wir wollen edel, frei und rechtschaffen handeln, wie zwei erhabene Herzen, wie zwei höhere Seelen. Wir trennen uns nicht, wie gewöhnlich Liebende es thun: Es giebt zwischen uns weder Vorwürfe noch Bitterkeiten. Wir können nicht anders, als uns nur zu lieben. Wir haben uns zwei Jahre geliebt, ohne daß eine einzige Wolke unsere Liebe verdunkelt hätte. Wie weit wir auch jetzt von einander getrennt sein werden, eine unsichtbare, unauflösliche Kette verbindet uns: das gegenseitige Andenken unserer Liebe, die gegenseitige Achtung, die allgemeine Befriedigung einer erfüllten Pflicht. Lebe wohl, mein Freund. Muth! Schreibe mir recht oft, sage mir alle Deine Gedanken und Empfindungen. Du wirst sehen, daß das Glück mit Dir ist. Was auch geschehe, glaube mir, Du hast keinen besseren Freund als mich. Lydia.

III.

Julius an Lydia.

Lyon, 8 Uhr Abends.

Du liebst mich nicht, Lydia, und hast mich niemals geliebt; sonst hättest Du einen derartigen Brief nicht schreiben können. Es ist unmöglich, kälter, nützlicher die Nothwendigkeit im Leben und die Forderungen der Welt auseinanderzusetzen. Woher hast Du diese kalte Asche, die Du so ruhig auf das Feuer Deiner Seele wirfst? Du sagst, Du leistest mir einen Dienst damit? Ich danke Dir, und damit Dein Wille geschehe, reise ich.

Was Du auch sagst, ich zweifle, ob ich glücklich werde. Dir habe ich nicht nöthig, Glück zu wünschen. Wenn Du es nicht mehr in Deinem Herzen hast, so wirst Du es in Deiner Vernunft finden. Lebe wohl! Julius.

IV.

Julius an Lydia.

Auf dem Dampfschiff, 5 Uhr Morgens.

Verzeihung, tausendmal Verzeihung des Briefes wegen, den ich Dir gestern geschrieben habe. Ich liebe Dich so sehr, daß es Augenblicke giebt, in denen ich nicht weiß, was ich thue, wo ich fähig wäre, Dir ein Leid zuzufügen. Du hast mir schon verziehen, nicht wahr? Konnte ich nicht begreifen, wieviel Du gelitten haben mußt, indem Du mir dies Alles schriebst; habe ich nicht zwischen den Zeilen Deines Briefes Deinen Schmerz herausgelesen? Im Namen des Himmels, gestehe mir, daß Du Dir ein hartes Opfer auferlegst; sage mir, daß Du mich immer liebst, daß Du leidest, und daß Dein Herz keine Gemeinschaft mit der Logik Deiner Worte hat; daß es Dir jeden Augenblick zuruft, mich zurückkehren zu lassen.

O, ich bin sehr unglücklich! So werde ich Dich nicht mehr wiedersehen! Ich werde in Marseille ankommen, mich einer mir vollständig unbekannten Familie vorstellen, einem jungen Mädchen, dessen Seele vielleicht von dem Bilde eines andern Mannes erfüllt ist, und das mich daher niemals lieben kann und doch für ewig mit mir verbunden werden soll. Ist dies nicht eine schlechte Handlung? Mit welchem Rechte begehe ich die doppelte Nichtswürdigkeit, Dich zu verlassen und die Andere an mich für immer zu ketten? Wenn auch ihre Eltern es so für sie bestimmt haben, weiß ich, ob ihr Herz damit einverstanden ist? Wird dieser Unbekannte, den Du liebst, nicht dasselbe für sie sein, was Dein Gatte für Dich ist? Ich liebe dieses junge Mädchen nicht und werde es niemals lieben, ich weiß es im Voraus. Ich beklage sie, das ist Alles. Ich würde glücklich sein, wenn sie mich wie einen Bruder behandelte, meine Hand ergriffe und zu mir sagte: „Ich bitte Sie, heirathen Sie mich nicht.“ Dann würdest Du mich zu Dir zurückkehren lassen, nicht wahr? Meine letzte Hoffnung beruht darin, daß es so kommen möge. Aber wenn sie, einer Pflicht gehorchend, wie ich einer Nothwendigkeit, meine Frau wird und mich eines Tages hintergeht, so giebt mir die Welt das Recht, sie zu bestrafen. Welche Ungerechtigkeit! Während ich ihr nichts als meinen Namen bringe, mein Herz von dieser Verbindung ausgeschlossen ist, muß sie mir die Jungfräulichkeit, die Treue, den unaufhörlichen Beweis einer Liebe geben, von welcher ich Gott bitte, daß sie dieselbe niemals empfinden möge, denn wenn sie mich liebte, so wäre es noch schlimmer, und ich wäre grausam bestraft. Und wenn ich sie das Glück, welches sie in mir nicht finden kann, bei Jemand anders suchen lasse, so bin ich ein Dummkopf oder ein unehrenhafter Mensch in den Augen der Welt. In Wahrheit, die sozialen Gesetze sind befremdend. Was hat mir dieses arme Geschöpf gethan, daß man es dazu verdammt, an ein Wesen, das ganz von einem andern erfüllt ist, gekettet zu werden? Sie wird nichts von mir als die Schwächen des Alters haben, wenn ich es überhaupt erlebe. Wenn mein Herz, durch die Erinnerung und Reue abgestumpft, wenn zu meinem durch moralische Kämpfe ermatteten Geiste sich allerlei körperliche Mängel einstellen, so wird es ihr erlaubt sein, diesen Mann, der ihre Jugend lebendig begraben hat, zu pflegen.

Und jetzt, da sie von dem sie erwartenden Schicksal keine Ahnung hat, plaudert sie vielleicht neugierig mit einer Freundin über den Verlobten, der aus Paris kommen wird. Du siehst es wohl, Lydia, nicht für uns, nicht für mich, sondern für dieses arme Kind mußt Du mich zurückrufen.

Und um mich her höre ich auf dem Dampfschiffe Leute, die Domino spielen, fluchen oder von dem Salzmonopol sprechen.

Wenn das Glück in der Unempfindlichkeit liegt, so sind dies die wirklich Glücklichen.

Diese Leute haben vielleicht ebenso wie ich gelitten, und ihre Gleichgiltigkeit ist vielleicht nur die Folge der Vergangenheit. Könnte ich eines Tages diesen lebenden Tod, dieses todte Leben erreichen! Julius.

Dom- und Schloßbau

nach dem Entwurf des Kaisers Friedrich.

Hierzu eine Abbildung.

„Man kann es als historische Ueberlieferung erachten," — so leitet Baurath Raschdorff das Vorwort zu dem von ihm ausgearbeiteten Entwurf des Kaisers Friedrich III. für den Neubau des Domes und die Vollendung des königlichen Schlosses in Berlin ein — „daß die Könige von Preußen auf baukünstlerischem Gebiete sich gern mit drei Aufgaben beschäftigt haben: dem Neubau eines Domes in Berlin, der zeitgemäßen Ausgestaltung des königlichen Schlosses zu Berlin, endlich der Errichtung eines Standbildes für den Vorgänger auf dem Königsthron. Diese drei Fragen haben gegenwärtig in Folge der Neugestaltung des deutschen Reiches durch Kaiser Wilhelm eine so hervorragende Bedeutung erhalten, wie nie zuvor."

Bereits als Kronprinz hat sich Kaiser Friedrich mit den Plänen für den Dom- und Schloßbau innerhalb des Zeitraums von vier Jahren angelegentlich beschäftigt, und als er zur Regierung gelangte, ist von ihm auch alsobald die Errichtung eines Denkmals für seinen großen Vater in Aussicht genommen und mit dem Entwurf für den Dombau in Verbindung gebracht worden. Welche Gestalt Dom und Schloß nach seinen Ideen erhalten würden, ist jüngst in Nr. 488 des Berliner Tageblatts in knappen Umrissen gezeichnet worden, und unsere heutige Abbildung soll in Verbindung mit dem in der nächsten Nummer folgenden zweiten Entwurfsbilde davon dem Leser eine anschauliche Vorstellung verschaffen. Für den Dombau hat Kaiser Friedrich zwei Entwürfe herstellen lassen. Der erste, den unser heutiges Bild zeigt, geht auf den Bau eines dreitheiligen, aus Fest-, Predigt- und Gruftkirche bestehenden Domes hinaus. Der andere Entwurf erweitert den Plan zu einem großen, als National-Denkmal aufgefaßten Dombau.

Wie unser Bild zeigt, soll nach dem Entwurf dem Schlosse ein hoher Thurm, der Kaiser Wilhelms-Thurm genannt, angefügt, der Dom mit dem Schloß durch einen Ueberführungsbau in Verbindung gebracht werden.

Für das königliche Schloß ist noch ein Erweiterungsbau geplant. „So ausgedehnt dasselbe auch ist," — so spricht sich Baurath Raschdorff darüber aus — „so entspricht dasselbe schon seit längerer Zeit nicht mehr seiner ursprünglichen Bestimmung als dauernde Wohnung preußischer Herrscher. Es dient jetzt fast nur zur Abhaltung großer Hoffestlichkeiten. Die Festräume an der Nordseite, die Paradekammern bis zum weißen Saal und der Schloßkapelle, die Elisabethkammern an der Südostseite lassen an Schönheit, Pracht und Würde gewiß nichts zu wünschen übrig, sie sind indessen als Einzelräume nicht ausgedehnt genug. Es fehlt ein großer Banketsaal mit den hierzu nöthigen ökonomischen Räumen und Einrichtungen; es fehlt ein für große musikalische Aufführungen besonders eingerichteter Saal; es fehlen vor Allem die zur ungehinderten Bewegung sowohl der Festtheilnehmer, als auch des Dienstpersonals unerläßlichen Verbindungen zwischen den Festräumen unter sich und den Oekonomie-Räumen; es fehlen große, monumental gestaltete Treppenanlagen, Auffahrten und Zugänge, es fehlt endlich, in Erinnerung an den durch den ersten preußischen König Friedrich I. geplanten Schlüterschen Münzthurm, ein würdiger Schloßthurm als Bindeglied zwischen Dom und Schloß, als Uhr- und Glockenthurm."

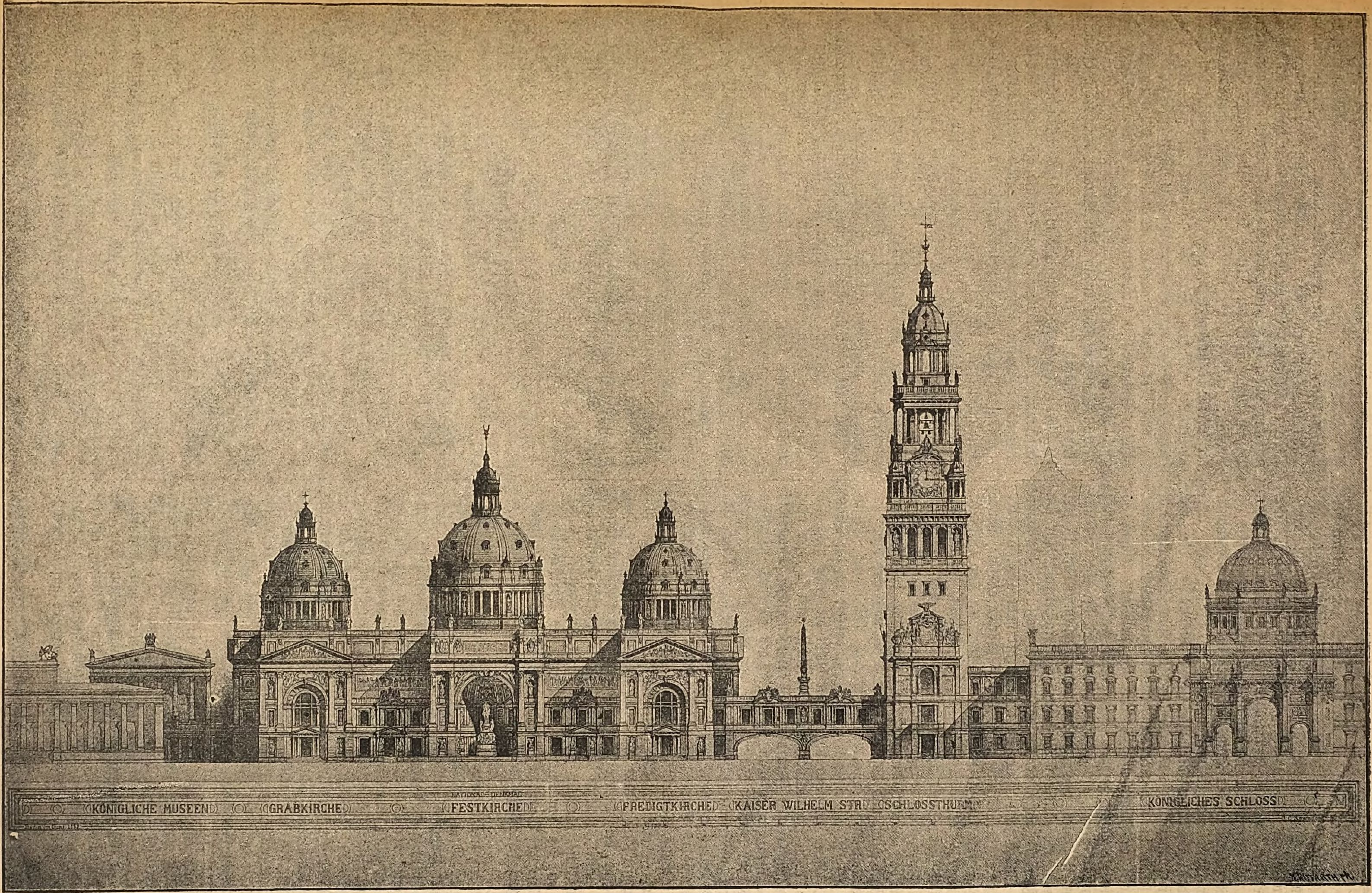
Der Bauplatz für den Banketsaal in der Größe von 1500 □Meter soll an der nach der Spree hinausliegenden Ostseite des Schlosses gewonnen werden. Der Musiksaal würde in Größe von 1200 □Meter im Innern des Schlosses, an Stelle des die beiden Schloßhöfe verbindenden unnutzbaren Bauwerkes zu errichten sein. Die neue Auffahrt, die Haupttreppe, ebenso der Kaiser Wilhelm-Thurm finden Raum an der Nordseite an Stelle der alten Schloßapotheke. Die Architektur des Anbaus würde im Anschluß an den durch Caspar Theis im Jahre 1570 errichteten großen Saalbau im Stil der Frührenaissance zu halten sein.

Ein neues astronomisches Photographie-Album.

Von Erich Marthens.

Schnell ist der Schritt der heutigen Wissenschaft. Was Wunder, wenn im hastigen Getriebe des Alltagslebens das Gedächtniß an die ersten Pionierarbeiten schwindet, auf denen die bedeutendsten Faktoren unseres Kulturlebens sich aufbauten. Wer denkt heute an die ideenreiche Zeit vor fünfzig Jahren zurück, da der Erfinder der Galvanoplastik mit einem durch Elektrizität getriebenen Schiffe die Newa befuhr (1839), und der erste elektrische Telegraph, bei dem die Erdleitung benutzt wurde, zwischen München und Bogenhausen Nachrichten vermittelte (1837). Und wer sollte sich erinnern, daß genau vor fünfzig Jahren Daguerre der jodirten Silberplatte seine ersten Lichtbilder überlieferte und so den Grundstein für die gewaltige Entwickelung der Photographie legte. Heute werden der Vogel im Flug und das Roß im Sprung gezwungen, ihr Bild der lichtempfindlichen Platte anzuvertrauen, lassen die kleinsten Wesen, welche den Wassertropfen bevölkern, nicht minder wie die großen Weltkörper, die im Ocean des Universums schwimmen, ihr wohlgetroffenes Portrait leicht und sicher aufnehmen, kurz es giebt so recht eigentlich nichts mehr, was sich den chemischen Wirkungen des Lichtstrahls entziehen könnte. Das großartige Unternehmen einer photographischen Gesammtaufnahme des Himmels, welches nach den Beschlüssen der vorjährigen Astronomen-Versammlung in den nächsten Jahren die Himmelsforscher beschäftigen wird, illustrirt den Unternehmungsgeist dieser nicht weniger wie den mächtigen Fortschritt der photographischen Technik. Zugleich wird aber bereits in Amerika von einer einzigen Sternwarte ein photographisches Werk ausgeführt, das durch seine große Bedeutung für künftige Forschungen eine kleine Unterhaltung darüber wohl rechtfertigen wird.

Es sind jetzt 74 Jahre her, da machte Joseph Fraunhofer eine sonderbare Entdeckung. Er richtete nämlich ein Fernrohr auf das bunte Bild, welches der Sonnenstrahl bei seinem Durchgang durch ein brechendes Prisma hervorruft, auf das Spectrum, wie es die Physiker nennen. Wenn er dabei den Lichtstrahl durch einen engen Spalt treten ließ, so sah er das Spectrum durchzogen von einer Reihe schwarzer Linien. Wie er auch immer den brechenden Winkel oder das Material des Prismas abändern mochte, diese Linien behielten ihre ständigen Plätze in dem Farbenbilde bei. Also mußten sie wohl eine besondere Eigenthümlichkeit des Sonnenspektrums sein. Ihr Entdecker hat bei seinem hervorragenden praktischen Sinn vielfach von ihnen Gebrauch machen können. Aber ihre innere Natur blieb ihm verborgen, und so galten die Fraunhofer'schen Linien viele Jahre für eine zwar „wichtige, aber sonderbare und paradoxe Erscheinung". Erst 1860 fiel der Mantel des Paradoxons. Da fand Gustav Kirchhoff, dessen Tod die physikalische Wissenschaft eines ihrer bedeutendsten Priester beraubte, daß jene unscheinbaren Linien die Sendboten seien, uns bestimmt von der chemischen Beschaffenheit des Tagesgestirns Kunde zu geben. Wie nun die Physiker und Astronomen, nachdem diese Entdeckung den Kreis ihrer Aufgaben bedeutend erweitert hatte, sich mit Macht auf die neue Wissenschaft der Spektralanalyse legten, da enthüllten ihnen jene Linien, welche auch die Spektren der Sterne aufwiesen, die Zustände, die dort oben herrschten, und die Stoffe, aus denen die fernsten Weltkörper beständen. Sie fanden bald heraus, daß die Sterne keineswegs eine besondere Gleichmäßigkeit in Bezug auf ihre Beschaffenheit zeigten; die Natur der Spektren war ihnen die Grundlage, um eine neue Eintheilung der Himmelskörper zu gewinnen. Aber der Weg, auf dem sie mit den mächtigen Spektralapparaten zur genauen Kenntniß der einzelnen Sterne gelangten, war mühsam und beschwerlich, und nur langsam war eine Uebersicht über die Spektren auch nur der wichtigsten Sterne zu erlangen. Die fortwährende Steigerung in der Vollkommenheit der Spektralapparate erleichterte den Forschern nur wenig die



Ein Entwurf des Kaisers Friedrich

zum Neubau des Domes und zur Vollendung des Königlichen Schlosses in Berlin. Herausgegeben von Baurath J. C. Raschdorff. Verlag von Ernst Wasmuth.

Mühe, die ihnen das Zeichnen und Beschreiben der Spektren verursachte. Sollte sich hierfür jenes mächtige Hilfsmittel, das den Astronomen die Photographie für ihre Studien bot, nicht dienstbar machen lassen? Als es gelang, so schwach leuchtende Objekte, wie die Nebelflecke, wie die Kometen es sind, der lichtempfindlichen Platte zu überliefern, da mußte auch der Versuch lohnend erscheinen, die Spektren der Himmelskörper in das Photographie-Album der Astronomen einzureihen.

Für das Spektrum der mächtigsten Lichtquelle, die wir kennen, der Sonne, hatte das auch durchaus keine Schwierigkeiten. Wie sie selbst in den geringsten Zeittheilchen ihr wechselvolles Bild mit all den Flecken und Fackeln auf die Platte zeichnet, so war das in die Länge gezogene Sonnenbild, das Spektrum, noch immer lichtstark genug, um in einem Bruchtheil der Sekunde alle jene schwarzen Linien photographisch darzustellen. Man ist jetzt dahin gelangt, die einzelnen Theile des Sonnenspektrums für sich in so großem Maßstabe zu photographiren, daß die Gesammtlänge des Bildes zehn Meter mißt. Bedenkt man aber, daß der hellste Fixstern, der Sirius, viel, viel schwächer als die Sonne leuchtet, daß erst 10,000 Millionen Sterne von der Helligkeit des Sirius die Leuchtkraft der Sonne besitzen, so wird die Schwierigkeit der Spektralphotographie bereits klar erscheinen. Es kommt hinzu, daß das Licht der Sterne bei seinem Durchgang durch das Glasprisma auf eine lange Linie, das Spektrum sich vertheilen wird, und daß das Licht daher noch viel mehr geschwächt werden muß. So wird also das Bild eines Sternspektrums sich erst bei einer langen Expositionszeit auf der Platte abzeichnen. Aber während dieser Zeit bleibt die Erde nicht still stehen, sie dreht sich vielmehr um ihre Achse, und so wird man dem photographirenden Fernrohr die entgegengesetzte Bewegung ertheilen müssen, wenn man das Bild des Sternes festhalten will. Bis vor wenigen Jahren nun war diese Bewegung durch ein Uhrwerk nicht mit der Gleichmäßigkeit möglich, die das Gelingen des Bildes erfordert hätte. Es kommt noch eins hinzu: das Spektrum des Sterns ist nämlich nicht, wie bei der Sonne, ein breites Band, sondern — weil ja die Sterne bloße Lichtpunkte sind — eine einfache gerade Linie. Wenn man also die Fraunhofer'schen Linien als solche wahrnehmen will, so muß man für eine beträchtliche Verbreiterung dieser Lichtlinie sorgen, und das Mittel, welches schon Fraunhofer hierfür benutzt hat, die Cylinderlinse, schwächt wieder das Licht des Sternes. Kurz, Alle, die es bis vor Kurzem versuchten, ein Spektralbild auf photographischem Wege zu erhalten, mußten trotz andauernder Bemühungen schließlich die Fruchtlosigkeit ihres Beginnens erkennen.

Die ersten, freilich unvollkommenen Resultate wurden in New-York von Dr. Draper erhalten; ihm folgte der berühmte englische Astrophysiker Huggins auf dem Fuße, nachdem er zwölf Jahre lang sich vergeblich abgemüht hatte. Die stets sich steigernde Empfindlichkeit der Platten und die Verbesserungen der Apparate erlaubten allmälig, immer schwächere Sterne in den Kreis dieser Versuche zu ziehen. Aber über die dem bloßen Auge sichtbaren Sterne gediehen dieselben nicht hinaus. Jetzt ist es auf der Sternwarte der Harvard-Universität zu Cambridge in Nordamerika, einer sehr bedeutenden Pflegstätte der Astrophysik, gelungen, auch noch Sterne bis zur achten Größe herab in das Bereich der Spektralphotographie zu ziehen, Objekte, die schon dreitausendmal schwächer als der Sirius leuchten. Es sind dort mächtige Instrumente in Gebrauch, deren größtes ein Spiegelteleskop ist, dessen Spiegel 70 cm im Durchmesser hat. Man erhält dort das Spektrum eines sehr hellen Sternes in ganz kurzer Zeit, und ohne daß man das Fernrohr durch ein Uhrwerk zu treiben braucht. Freilich ändert dabei der Stern seinen Ort gegen das Instrument, aber er beschreibt dabei eine Reihe von Lichtlinien, welche sich zu einem breiten Spektrum zusammensetzen. Die ohne Fernrohr sichtbaren Sterne brauchen nur fünf Minuten, um ihr Spektralbild aufzuzeichnen, und die lichtschwächsten Himmelskörper lassen in der Zeit einer Stunde das zarte Gebilde auf der Platte erscheinen.

Als die Versuche des Direktors der Cambridger Sternwarte, Edward Pickerings, von so schönem Erfolge gekrönt waren, kam ihm der Gedanke, eine Aufnahme sämmtlicher Sternspektren des Himmels zu machen. Und diesen Gedanken hat er bereits zum Theil ausgeführt. Er wird den Astronomen binnen Kurzem den Katalog oder besser das Album der Spektren sämmtlicher mit bloßem Auge sichtbaren Sterne übergeben. Dabei hat er ein Verfahren eingeschlagen, welches vorher schon zum Katalogisiren der Sterne angewendet wurde. Er suchte nämlich den Himmel zonenweise mit dem Fernrohr ab und hat auf 360 Platten sämmtliche in Cambridge sichtbaren Sternspektren erhalten. Freilich mußte er viele Aufnahmen wiederholen, um dem Werke die nöthige Sicherheit zu geben, und doch hat er innerhalb der letzten zwei Jahre das Werk so weit vollendet. Nicht weniger als 27,953 Spektren zählt er auf den Platten, welche die Grundlage dieses Kataloges werden sollen.

Bereits beschäftigt ihn eine wichtige Vervollständigung dieses Riesenwerkes, er will nämlich ganz ebenso ein Album der Spektren sämmtlicher Sterne bis zur achten Größe herausgeben, und er beabsichtigt durch eine Expedition, die im nächsten Jahre nach Peru gehen soll, die Aufnahmen auch auf den südlichen Himmel auszudehnen. Welch eine Fundgrube für wissenschaftliche Forschungen wird dieses Werk sein, wenn es fertig vorliegen wird! Es wird seinen Werth für Jahrhunderte behalten und die Grundlage für interessante Untersuchungen bilden, welche kommende Geschlechter über die physikalischen und chemischen Veränderungen am Sternenhimmel anstellen werden.

Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß unsere astrophysikalische Anstalt in Potsdam seit einiger Zeit auch photographische Aufnahmen von Sternspektren anstellt, und zwar so exakte, wie sie wohl nirgends sonst ausgeführt sind; aber der Zweck der Potsdamer Untersuchungen ist ein anderer, als der, den Pickering verfolgt. Hier handelt es sich darum, einen Ueberblick über die chemische Beschaffenheit und die physikalischen Zustände der Sterne zu erhalten, die Sonnenwarte aber will die Bewegungen der Sterne auf diesem Wege ergründen. Wie soll das möglich sein? Sollten uns etwa die dunkeln Linien im Spektrum noch andere Botschaften übermitteln, als die wir bereits genannt haben? Allerdings, sie melden uns ganz genau, mit welcher Geschwindigkeit irgend eine ferne Sonne auf uns zueilt oder von uns fortflieht. Doch darüber unterhalten wir uns wohl ein ander Mal.

Ihre Novelle.

Von Carl Krüger.

Als der stattliche Offizier mit dem offenen, ehrlichen Gesicht den blauseidenen Salon der schönen jungen Wittwe betrat, fand er dieselbe am Schreibtisch sitzend, die Feder noch in der Hand und ein leeres Blatt Papier vor sich.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Hauptmann!"

„Ich weiß doch nicht, ob ich es wagen darf, gnädige Frau, ich sehe, Sie waren eben im Begriff, einen Brief zu schreiben."

„Einen Brief? Nein, etwas Anderes. Rathen Sie, was."

Er schaute sie erschrocken an.

„Ha!" lachte die Wittwe, „welchen argwöhnischen Blick Sie auf mich werfen! Sie fragen sich entsetzt: Sollte die auch unter die Schriftsteller gegangen sein?"

„Also doch?" fragte er, indem er auf einem Demi-Fauteuil Platz nahm.

„Und warum sollte ich nicht thun, was tausend meiner Mitschwestern treiben? Ich habe vor Vielen den Vorzug der Erfahrung voraus — mit meinen achtundzwanzig Jahren, in meiner Eigenschaft als Frau habe ich so manchen Blick ins Leben geworfen . . ."

„Ohne Ihre gute Laune verloren zu haben! In der That, gnädige Frau, Ihre Heiterkeit, Ihr heller Frohsinn sind bewundernswerth."

„Bitte, lieber Hauptmann, was ich von Ihnen möchte, ist

nicht Schmeichelei, sondern Rath! Sehen Sie, seit einer Stunde sitze ich am Schreibtisch . . ."

„So fleißig?"

„Noch nicht eine Zeile habe ich geschrieben! Eine Novelle zu verfassen, scheint mir doch nicht ganz leicht zu sein."

„Vor allen Dingen gehört ein interessanter Stoff dazu, gnädige Frau."

„Und interessante Personen."

„Und die finden Sie nicht? Vor Allem nehmen Sie da sich selbst."

„O Schrecken! Ich sollte mich selbst zur Heldin meiner eigenen Geschichte machen? Das hieße ja auch, meine eigenen Empfindungen darlegen!"

„Und Ihr Herz aufdecken, gnädige Frau! Welch eine erwünschte Gelegenheit wäre das für Ihre Verehrer, einen Blick dahinein zu thun!"

Die schöne Wittwe schüttelte kokett ihr blondes Haupt. „Das würde Manchen enttäuschen," meinte sie dann mit feinem Lächeln. „Ach nein, für meine Verehrer will ich die Geschichte nicht schreiben. Ich habe vielmehr eine Bitte an Sie."

„Befehlen Sie über mich!"

„Sie sollen mein Kompagnon sein! Sie sollen mir helfen, eine passende Handlung auszudenken und dazu die beiden Helden auszusuchen."

„Die beiden Helden? Sie meinen ein Liebespaar?" fragte der Hauptmann, sich den langen braunen Backenbart streichend.

„Wenigstens könnte es das werden. Die Geschichte soll nicht mit einem fertigen Brautpaar anfangen, denn wenn man sich erklärt hat, was bleibt da noch viel zu erzählen übrig? Daß sie sich trennen können?"

„Das wäre grausam!"

„Vom Helden oder der Heldin?"

„Nein, von Ihnen, gnädige Frau! Wie — Ihr gütiges Herz sollte eine Trennung ausdenken können?"

„Das käme eben darauf an, wie Er ist! Aber nun die Handlung, die Handlung!"

„Also — er betet sie an . . . er weiß aber nicht, ob sie seine Neigung auch nur beachtete . . ."

„Dann könnte er sie ja fragen."

„Vorausgesetzt, daß er nicht schon glaubt, sie liebe einen Andern."

„Ganz gut. So weit wären wir. Es fragt sich nun: Was ist sie?"

„Ich würde rathen: Wittwe. Nur eine solche versteht es, ihre Verehrer mitleidslos zu quälen."

„Ich merke, wohin Sie zielen, Herr Hauptmann. Doch ich füge mich — nehmen wir eine Wittwe."

„Blond . . . etwas über Mittelgröße, anmuthig in der Haltung, mit geistvollem, sinnendem Antlitz, achtundzwanzig Jahre, aber um fünf, sechs Jahr jünger scheinend . . ."

„Hören Sie auf — Sie machen sich die Mühe leicht — Sie portraitiren ja. Nun — und er? Ich sinne noch darüber nach, wie dieser Er beschaffen sein soll. Nun? . . . Nun?" Und sie warf dem Hauptmann einen Blick zu. Doch dieser schien ihn nicht zu verstehen — mit brennenden Wangen saß er da. Endlich sagte er:

„Nehmen Sie Ihren Verehrer, den Baron Steinau."

„Nehmen wir den Baron Steinau! In der That," fuhr die schöne Wittwe ironisch fort, „Ihre Wahl gefällt mir — sie verräth auch Uneigennützigkeit . . . wie oft haben Sie sonst auf den armen Baron gescholten! Und nun finden Sie ihn geeignet zu einem Romanhelden!"

„Ich wußte es wohl, daß ich Ihnen mit einer solchen Wahl Vergnügen machen würde! O Hele . . . so ist es also doch wahr: der Baron ist Ihnen nicht gleichgiltig!"

„Wenn er sich doch zu einem Helden eignet! Kombiniren Sie weiter, Herr Hauptmann — Sie verstehen es so gut!"

„Also: der Baron verehrt die schöne Wittwe, er wagt es aber nicht, ihr seine Liebe zu erklären . . ."

„Oho, da kennen Sie den Baron schlecht, der ist nicht so schüchtern!"

„Dann wäre ja die Geschichte klar . . ."

„Und damit wäre sie aus!" unterbrach sie ihn. „Nein, das gefällt mir nicht! Die schöne Wittwe muß sich noch besinnen, ob sie den Baron erhören will."

„Und warum sollte sie ihn nicht erhören?"

„Das weiß ich noch nicht — dazu müssen wir einen Vorwand finden, Herr Hauptmann. Ueberhaupt dünkt mich das Personenverzeichniß meiner Geschichte zu dürftig. Denken Sie nur: zwei Personen! Nur ein Anbeter!"

„Daran erkenne ich Sie, gnädige Frau!"

„Um so besser — dann ist nichts unmotivirt! Nehmen wir also an, die Wittwe erhöre den Baron noch nicht, weil sie — erst noch einen Andern anhören will."

„Um ihn dann auszulachen und heimzuschicken . . ."

„Das kommt darauf an, wie er ist . . . wenn er nun aber wäre wie Sie . . ."

Der Hauptmann hatte ein Schlucken, das ihm den Athem versetzte. „Wie . . . ich . . ."

„Und nicht redet — dann gäbe das ein Moment zur Verwickelung, und, denken Sie nur, gerade darüber, was daraus werden soll, wenn der Andere gar nicht redet, dachte ich nach, als Sie eintraten — am Ende wird der Wittwe nichts übrig bleiben als den Baron zu nehmen!"

„Um Gotteswillen, gnädige Frau!"

„Ja, ich werde einen solchen zaghaften Charakter nach dem Leben studiren, damit man nicht über Unwahrscheinlichkeit schreit . . . ein Charakter, der sich vor dem entscheidenden Worte scheut . . ."

„Berücksichtigen Sie dann in Ihrer Novelle, gnädige Frau, auch die Lage dieses Mannes, der Diejenige, welche er liebt, von Verehrern umringt sieht . . . stellen Sie sich mit dem Scharfblick eines echten Dichters seine Gemüthsstimmung vor, wenn er die Freundlichkeit gewahrt, die Allen zu Theil wird, ohne daß eine Abstufung zu bemerken ist — und auch das selbstbewußte Benehmen Einzelner, des Barons z. B. — bedenken Sie, daß der Liebende vielleicht eine zu geringe Meinung von seinem Werthe und seiner Würdigkeit hat . . ."

„Das sollte er nicht," rief die Frau vom Hause mit auffallender Hast. „Das sollte er nicht — damit thäte er sich selbst ein himmelschreiendes Unrecht!"

„Helene!"

„Herr Hauptmann, nein, nein, nein! Lassen Sie meine Hand — wer sagt, daß ich von Ihnen rede? Nein, bleiben Sie, wenden Sie sich nicht von mir — ich will es gestehen, ich meinte Sie selbst!"

Er beugte die Knie vor ihr. „Helene, so wäre es wahr? O lassen Sie, zum Dank für diese Worte, diese Lippen mich . . ."

Er hatte ihre Hände ergriffen, und die Feder war aufs Papier gefallen.

„O weh, meine Novelle! Da ist ein dicker Klex mitten auf dem Bogen!"

„Lassen Sie nur — es würde vielleicht doch nichts werden, eine Geschichte läßt sich nicht so ohne Weiteres schreiben."

„O, da irren Sie, und ich will es Ihnen beweisen — ich will diese Novelle mit drei Zeilen schreiben."

„Da wäre ich begierig!" sprach er.

„So sehen Sie zu!"

Sie ergriff die Feder, und mit flüchtiger Hand warf sie aufs Papier:

„Als Verlobte empfehlen sich:"

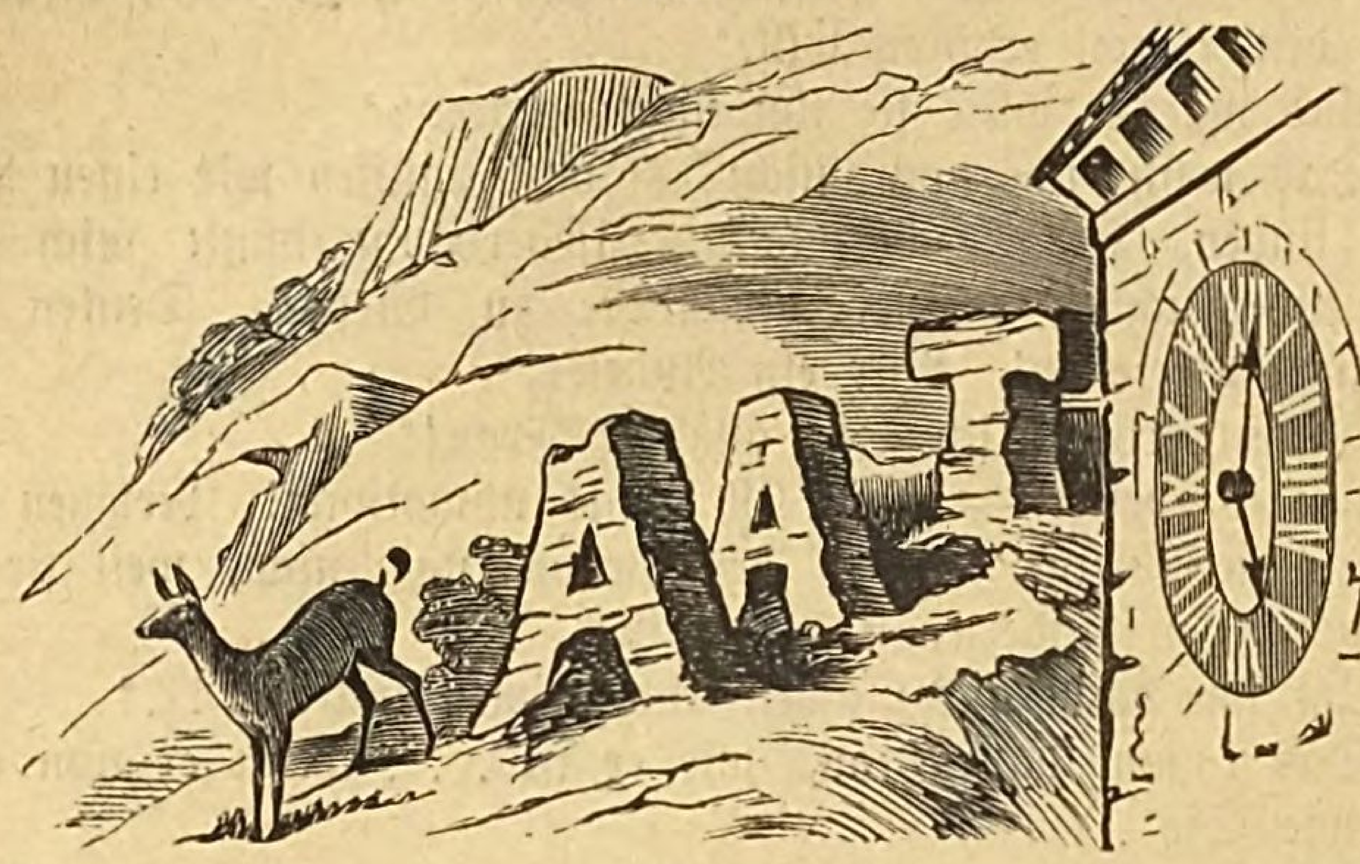
Sie kam nicht weiter. „Helene!" rief er.

„Paul!" Sie duldete seine Küsse. „Was soll das?" fragte sie dann schelmisch, „gebühren sie mir?"

„Ja, als Honorar für Deine entzückende Novelle!"

Räthsel und Spiele.

Rebus.



Räthsel.

Zu haben mich, — die Müh' ist nicht gering.
Und wer mich hat, muß sich zugleich bequemen,
Zu geben mich, und muß sogar das Ding,
Auf welches er mich giebt, meist in mich nehmen.

Entsteh' ich auch aus zweier Kreise Bahn,
Kann ich doch meine g'rade Art erweisen.
Doch wen man jemals hat in mich gethan,
Der ward gewiß verbannt aus allen Kreisen.

Auszählungs-Räthsel.

	t	s	a				s	s	f	
e	d		d	m		s	r		s	i
s				s	e	u				l
t	s	i						u	e	g
		a	ö	n		c	f	e		
				h		b				
		t	e	b		o	h	ä		
n	b	d						r	d	r
n				ö	u	d				t
e	e		g	a		b	e		e	e
	e	s	s				n	r	z	

Von einem in dieser Figur vorkommenden „d" ist der so und sovielte Buchstabe (d zählt mit), von diesem immer so weiter der ebensovielte von rechts nach links auszuzählen, bis die Figur ausgezählt ist. Die ausgezählten Buchstaben ergeben in der Reihenfolge wie sie ausscheiden, einen bekannten Spruch aus Schillers „Wallenstein".

1. Von welchem „d" geht man aus?
2. Der wievielte Buchstabe wird gezählt?
3. Wie heißt der Spruch.

Räthsel.

Das Ganze, das viele Tausend besitzt,
Legt sie doch nur bei Seite;
Drum all sein Reichthum ihm nichts nützt.
Nur einmal besitzt es die Zweite;
Doch kargt es, mit dem Golde des Weins
Die Zweite sich zu feuchten;
Es labt sich, weil's besessen von Eins,
Viel mehr an Goldes Leuchten.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 40.

Homogramm.

		r	s	s		
		a	c	p		
r	a	p	h	a	e	l
s	c	h	a	n	z	e
s	p	a	n	d	a	u
		e	z	a		
		l	e	u		

Silben-Räthsel.

1. Mariengras, 2. Ararat, 3. Naturgeschichte, 4. Tafelbai, 5. Eugen, 6. Forum, 7. Forelle, 8. Egmont, 9. Leibniz. — Manteuffel; Steinmetz.

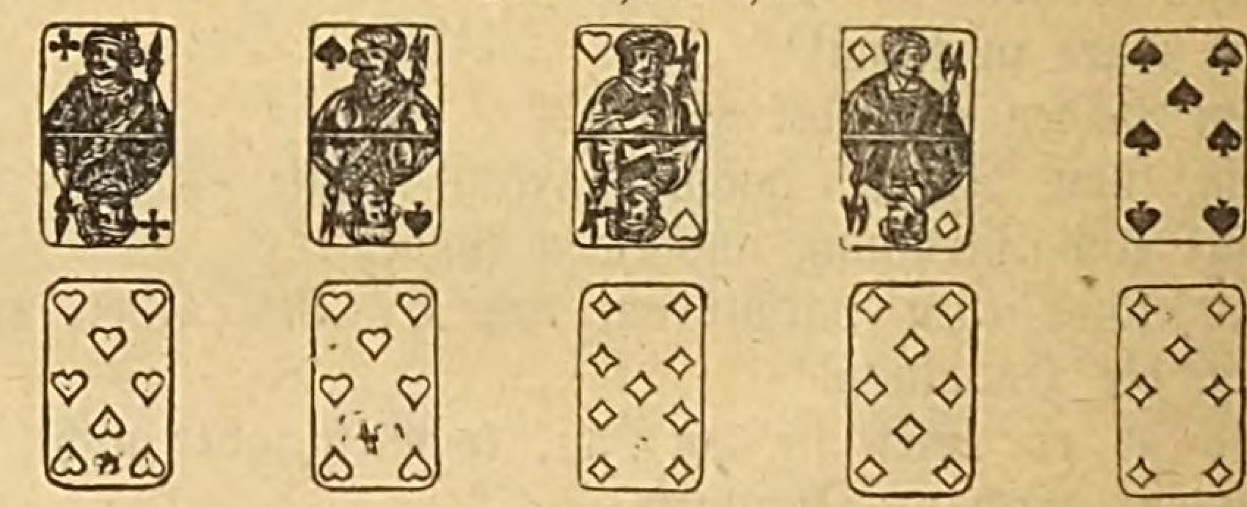
Kaiser-Stern.

1. Ichtyol, 2. Citrone, 3. Hadamar, 4. Hadrian, 5. Ariadne, 6. Beelitz, 7. Elsenau, 8. Kapitol, 9. Eisblase, 10. Nicolai, 11. Eisfeld, 12. Zerline, 13. Eisleben, 14. Torpedo, 15. Maybach, 16. Usingen, 17. Estrade, 18. Distanz. 19. Einpfau, 20. Zaddeck, 21. Uexküll, 22. Spinoza, 23. Eisberg, 24. Itzehoe, 25. Najaden. — Ich habe keine Zeit müde zu sein. — Lerne zu leiden ohne zu klagen.

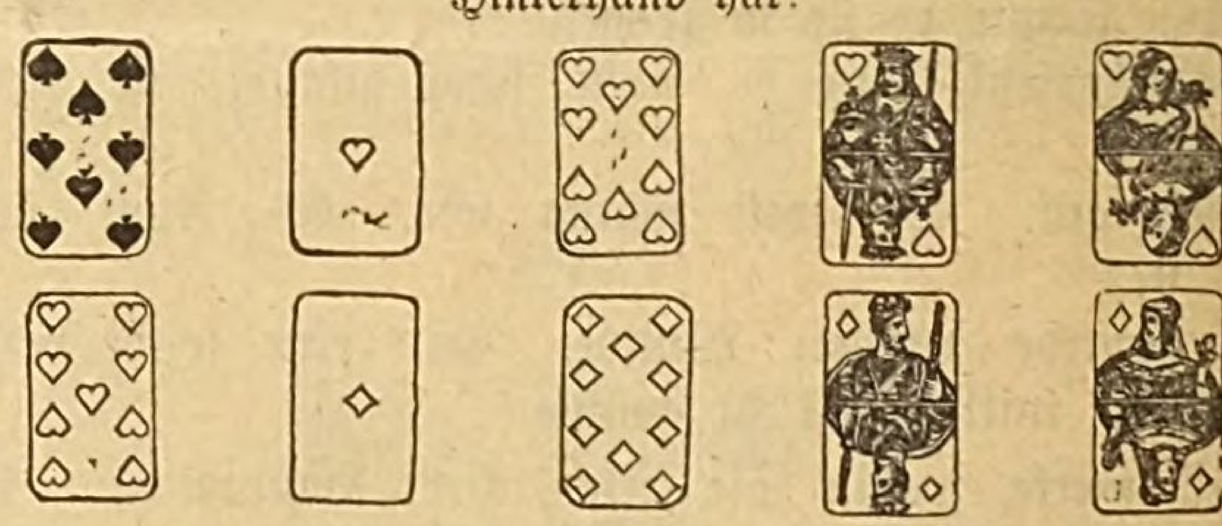
Rebus. Chimpanse.

Skat-Aufgabe.

Mittelhand hat:



Hinterhand hat:



Im Skat liegt:



Das Spiel gestaltet sich wie folgt:

	Vorhand	Mittelhand	Hinterhand	
1. Stich	1. Trefle-Sieben	2. Careau-Junge	3. Coeur-As	— 13
2. „	3. Trefle-As	1. Coeur-Sieben	2. Coeur-König	+ 15
3. „	1. Trefle-Acht	2. Coeur-Junge	3. Careau-As	— 13
4. „	3. Trefle-Zehn	1. Coeur-Acht	2. Coeur-Dame	+ 13
5. „	1. Trefle-Neun	2. Pique-Junge	3. Careau-Zehn	— 12
6. „	3. Trefle-König	1. Careau-Sieben	2. Careau-König	+ 8
7. „	1. Pique-As	2. Pique-Sieben	3. Pique-Acht	+ 11
8. „	1. Pique-Zehn	2. Trefle-Junge	3. Coeur-Zehn	— 22

Der Spieler muß bei diesem Kartensitz, wenn ihm keine Zehn vorgespielt wird, verlieren. Die Vertheilung ist die denkbar schlechteste, das Spiel ist überhaupt unverlierbar, wenn nicht zweimal Pique im Skat liegt.

Räthsel. Flügel.

Inhalt.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 42 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 14. Oktober 1888

Wandelungen des Herzens.

Von Alexandre Dumas fils, frei bearbeitet von Elise Aßmus.

Fortsetzung.

V.

Lydia an Julius.

Paris . . .

Mein Freund, ich hatte Dir Deinen Brief schon verziehen, ehe Du mich darum batest, ja ehe ich ihn sogar empfing, so zu sagen. Glaubst Du wirklich, daß ich, als ich mich entschloß, Dir diesen Rath zu geben, nicht auf die Wirkung, alle Ungerechtigkeiten, alle Bitterkeit einer verletzten Liebe vorbereitet war? Was wäre Deine Liebe ohne Zorn? Was wäre die meinige ohne Verzeihung?

Dein zweiter Brief indessen hat mir wohlgethan. „Muth“ mein Freund! Nur noch eine kurze Zeit „Muth“ und Du wirst sehen, daß die Prüfung leichter ist, als Du glaubst. Das Herz des Menschen ist nothwendigen, unvermeidlichen Wandelungen unterworfen. Die Welt ist voll von ähnlichem Schmerz, wie wir ihn empfinden.

Gewiß giebt es in einer Lage, wie die unsrige, Stunden der Muthlosigkeit. Wenn man denkt, wieviel Menschen gelitten haben wie wir, und gestorben sind, wie wir sterben werden, während die Welt ihren Weg fortgeht, ohne sich unserer zu erinnern, so fragt man sich: „Wozu das?“ Feiges und schreckliches Wort, das zum Verbrechen oder zum Selbstmord führen würde, wenn man auf die falsche Philosophie, hinter der es sich verbirgt, hörte, denn nichts wäre mehr heilig auf dieser Erde, man würde nicht für das Leben Anderer, sondern nur für das eigene sorgen. Nein, man muß in einem andern Sinne sein Leben auffassen, und dies ist die Entsagung und Ergebung.

Das Leben ist kurz! Desto mehr Grund haben wir, von dem, was es uns Wahres bietet, Nutzen zu ziehen und es gut anzuwenden. Sieh um Dich! Deine Eltern sind die Vergangenheit, Deine Frau die Gegenwart, Deine Kinder die Zukunft. Glaube mir, beschäftige Dich nur mit dem einen Gedanken, Diejenigen, welche Dich umgeben, glücklich zu machen, und Du wirst verstehen, daß Dein Leben wohl zu etwas gut ist. Du ahnst noch gar nicht die Freuden und den Trost, den, ich kann es sagen, eine Familie bietet.

Ja, ich liebe Dich, und ich muß Dich wohl sehr lieben, daß ich mich trotz der Neigung, die mich zu Dir zieht, nicht zurückhalten ließ, meiner Vernunft zu folgen, obgleich Du mir hieraus ein Verbrechen machst. Meine Liebe hat Dich sehr glücklich gemacht, ich glaube es.

Und doch mein Freund, wird die Erinnerung hieran vielleicht für Dich sehr unbedeutend werden gegenüber den Gefühlen, die Dir das erste Geständniß dieses jungen Mädchens, welches Du nicht kennst und nicht kennen lernen möchtest, einflößen wird.

Wenn dieses schöne Kind, denn ich weiß, daß sie schön ist, dessen Herz noch niemals beim Anblick eines Mannes schneller geschlagen, jungfräulich und erröthend sich Dir hingiebt, auch wenn sie nicht die Leidenschaft besitzt, die eine lange Zeit bekämpfte Liebe in meine Brust gelegt, so wird doch Dein Herz von Entzücken, von gerechtem Stolze erfüllt werden, und Du wirst Alles, was Du bisher Glück genannt, vergessen. Es wird alsdann an Dir liegen, Dir von diesem Augenblicke an die Quelle Deines Glückes zu schaffen, die Aufregungen fern zu halten und sie sorgfältig in Dein Herz zu verschließen, einen sicheren Schutz für Deine Gefährtin und eine feste Stütze für Dich zu finden. Und wenn diese rechtmäßige Liebe durch ein Kind gesegnet wird, so wirst Du sehen, wie seine kleinen Händchen Dich leicht aus dem Kreise, in welchen Du glaubst Dich jetzt verschließen zu können, hervorzaubern.

Dies ist wahr, mein Freund, ich habe es an mir erfahren. Seit Deiner Abreise lebe ich nur noch mit meinem Sohne, und durch ihn schöpfe ich die Kraft, welche ich Dir sende. Armes, liebes Kind! Erinnerst Du Dich, wie eifersüchtig Du auf ihn warst? Ich hatte manchmal Mühe, gegenseitige Kränkungen zwischen Euch Beiden zu verhindern. Das Kind errieth in Dir einen Nebenbuhler. Deine Liebe beunruhigte sich über diese natürliche Zärtlichkeit, die fest mit mir verbunden, unzertrennlich von meinem Leben ist. Du sahst in dem lieben kleinen Wesen nur den Sohn eines anderen Mannes. Dies ist die erste Strafe einer unerlaubten Liebe. Glücklich Diejenigen, welche die Liebe in der Pflicht finden können. Du wirst zu diesen Glücklichen von jetzt an gehören, mein Freund, Du kannst jetzt nicht mehr eifersüchtig auf dieses Kind sein, das seinerseits bemerkt, daß ich traurig bin, und sieht, daß ich größerer Liebe bedarf.

Es verdoppelt seine Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit. „Meine liebe Mutter, Du bist traurig,“ sagte es mir heute, „Du weinst, trockne Deine Augen!“

Lieber, kleiner Engel! er schläft jetzt. Ich schreibe neben seinem Bette. Ich bedarf seiner Gegenwart, um den Muth, welchen ich mich anstrenge, Dir mitzutheilen, daraus zu schöpfen.

Und jetzt, mein Freund, möchte ich Dir noch etwas sagen,

was die beinahe mütterliche Stellung, die ich von jetzt an Dir gegenüber einnehme, mir wohl erlaubt zu sagen. Wenn Du diesen Brief empfängst, bist Du schon in Marseille eingetroffen und hast Deine Verlobte bereits gesehen. Ihre und Deine Familie werden sich beeilen, Eure Heirath zu bewirken. Beweise mir, daß Du mir einen kleinen Platz in Deinem Glücke bewahrst, indem Du mir erlaubst, mich auch damit zu beschäftigen, und mir die Kleinigkeiten zu besorgen überläßt. Verstehst Du mich? Ich wäre so glücklich, wenn Ihr in Eurer Wirthschaft etwas, was ich dort hineingesetzt, vorfände. Willst Du, daß ich alle kleinen Geschenke, welche Du Deiner Frau machen willst, besorge und sie Dir übersende? Ich bin Frau, Du lobtest oft meinen Geschmack. Es wird mir ein süßes Gefühl sein, daran zu denken, daß Du jeden Augenblick um Dich eine Sache erblickst, die Dich an mich erinnert.

Gestern bin ich ein wenig ausgegangen. Ich hatte das Bedürfniß, mich Andern mitzutheilen.

Es war schönes Herbstwetter. Ich habe absichtlich unsere elegantesten Verkaufsläden besucht. Ich habe alle die Gegenstände besichtigt, die für mich überflüssig, aber voll Reiz und Neuheit für das junge Mädchen sind, welches ins Leben tritt, und habe schon im voraus Eure Hochzeitsgeschenke zusammengestellt; dieselben sind bedeutender, als Ihr glaubt. Verweigere mir nicht, um was ich Dich bitte. Du würdest mir viel Kummer verursachen.

Lydia.

VI.

Julius an Lydia.

Man kann mit einem Herzen wie das Deinige nicht streiten. Du entsagst so schnell und so leicht, Dein Verstand ist so stark, daß man sich unterwerfen muß, ohne zu zeigen, wie man leidet. Ich habe nicht einmal mehr den Trost, Dir den Schmerz, welchen ich empfinde, anvertrauen zu dürfen. Es sei! Uebernimm es, mich glücklich zu machen in dem Sinne, wie Du dies Wort auffaßt, und mache mit meinem Leben, was Dir gut dünkt!

Aber Du wirst mir erlauben, daß ich nicht mit Entzücken Dir die Ereignisse, in welche Du mich hineinwirfst, mittheile. Die Freude, welche ich beim Anblick meiner Eltern empfand, sowie diejenige, welche sie mir beim Wiedersehen bezeigten, konnten nicht meine Traurigkeit verscheuchen.

Gestern haben sie mich der Mutter meiner Frau, wie Du schon das junge Mädchen nennst, vorgestellt.

Ich habe in diesem Hause den schlechten Geschmack gefunden, der sich im Schooße einer unbedeutenden Atmosphäre nach Belieben entfaltet, und der uns Künstlern so widerwärtig ist. Die Mutter ist fünfundvierzig Jahre alt; sie ist dick, geziert und hört sich gern sprechen. Den Vater, der vor vier Jahren gestorben ist, sieht man in einem Oelgemälde, welches hundert Francs mit dem Rahmen gekostet haben soll, ein Preis, der noch zu hoch ist. Er lächelt, hat ein Vorhemd an und hält die Hand in seiner Weste. Die Tochter ist siebzehn Jahre alt, schlägt die Augen nieder, wenn man mit ihr spricht, antwortet in einzelnen Silben und singt Romanzen von Fräulein Loisa Puget einen halben Ton zu tief. Da haben Sie, Madame, das Bild des Glückes, welches Sie mir zugewiesen.

Ich muß Dir indessen mittheilen, daß, als ich dies Haus verließ, in welchem ich drei Stunden lang durch die Albernheiten einer Mutter, die sagt: „Halte Dich gerade, meine Tochter!“ und eines Fräuleins, das antwortet: „Ja Mutter“ fast erdrückt worden war, und aus welchem ich zwanzig Mal während des Abends versucht war, mit schnellen Schritten zu entfliehen, ich meinem Vater rundweg erklärte, daß ich Fräulein Euphémie nicht heirathen würde. Der Gehorsam hat seine Grenzen. Sei ruhig! Ich werde darum nicht nach Paris zurückkehren; ich werde Dich nicht mit einer Liebe, von der Du entwöhnt sein mußt, belästigen. Ich werde hier leben und arbeiten, ich weiß nicht, was ich thun werde, aber sicher werde ich mein Künstlerleben nicht mit demjenigen früherer Kaufleute verbinden. Ich werde nicht den moralischen Selbstmord begehen, lebend und jung meine Kenntnisse unter einigen Haufen von Thalern zu begraben. Ich habe den Gehorsam gegen Deine Befehle bis zu Ende getrieben. Ich habe gesehen und verzichte, nicht um zu Dir zurückzukehren, sondern um für mich zu bleiben. Ich habe von jetzt an das Recht hierzu. Du hast Deine Pflicht als Freundin gethan und hast Dir keine Vorwürfe zu machen. Dies ist Alles, was Du von mir fordern kannst. Ich bin begierig zu hören, was Du mir diesmal antworten wirst.

Julius.

VII.

Lydia an Julius.

Paris, den . . .

Ich habe Dir etwas sehr Einfaches zu antworten, mein Freund. Es ist dies, daß Du mit dem Vorurtheil, welches Du bei Deiner Ankunft hattest, ein schlechter Richter für die Eigenschaften von Fräulein Euphémie warst, ganz abgesehen davon, daß ein junges Mädchen in Gegenwart ihrer Mutter und eines Mannes, welchen sie zum ersten Male sieht, und der ihr Gatte werden soll, nur äußerst schüchtern sein kann. Aber der Zufall will, daß ich Dir eine bessere Antwort geben kann, und daß diese Antwort ein Brief von Fräulein Euphémie selbst ist, in welchem sie einer Freundin ihrer Kindheit den Eindruck, den sie bei der ersten Begegnung mit Dir empfunden, mittheilt.

Habe ich Dir nicht schon geschrieben, ich wisse, daß dieses junge Mädchen hübsch sei?

Ich wußte es durch Frau v. X., die Du bei mir kennen gelernt hast, die seit langer Zeit von meiner Zuneigung zu Dir unterrichtet ist, und deren Tochter, Fräulein Camilla, in einer Pension mit Deiner Zukünftigen gewesen ist. Diese beiden jungen Mädchen haben die angenehme Gewohnheit, sich zu schreiben, ein großes Glück in diesem Alter, weil hierdurch zwei unschuldige Herzen die ersten Regungen innerster Gefühle mit einander austauschen.

Frau v. X. hat mich besucht; sie hat mir mitgetheilt, daß Du in Marseille angekommen seist, und mir den Brief, welchen ihre Tochter durch Fräulein Euphémie erhalten hat, gegeben, indem sie mir sagte, daß ich ihn Dir übersenden könne, denn er würde Dir angenehm sein.

Ich habe diesen Brief gelesen und sende ihn Dir. Wenn Du den Inhalt kennen gelernt hast, wirst Du Fräulein Euphémie von einem ganz andern Gesichtspunkte aus betrachten und in ihr sehen, was sie wirklich ist, nämlich ein Mädchen von Herz und Geist. Du wirst glücklich werden, mein Freund, ich verspreche es Dir von Neuem, und es wird mein Trost sein, daß ich Dir dieses Glück bereitet habe.

Hier ist die wörtliche Abschrift des Briefes Deiner Zukünftigen, Fräulein Euphémie.

Euphémie an Camilla.

Marseille, den . . .

Meine liebe Camilla! Lange schon solltest Du von mir einen Brief erhalten, ich wartete aber erst ein wichtiges Ereigniß ab, um Dir dasselbe mittheilen zu können. Dieses Ereigniß war die Ankunft eines jungen Mannes, welcher viel länger, als man glaubte, sich erwarten ließ. Denke Dir, dieser junge Mann war Niemand anders als mein zukünftiger Gatte. Du siehst, daß der Grund meines Schweigens ein ernster war.

Ich werde Dir Alles mittheilen.

Es sind kaum acht Tage her, seit meine Mutter mich bei Seite nahm und mir sagte:

„Morgen oder übermorgen wird Herr Julius M., der Sohn des Herrn M., in Marseille ankommen. Du weißt, es war der Wunsch Deines Vaters, daß Du diesen jungen Mann, mit dessen Vater er befreundet war, heirathest. In letzter Zeit ist diese Familie nach und nach heruntergekommen; aber es thut nichts. Er hat Talent, und ich kann eine genügende Aussteuer geben. Du wirst Dich bei der Wahl, welche wir getroffen haben, wohl befinden. Du wirst diesen jungen Mann sehen; ich bin überzeugt, daß er Dir gefallen wird. Ich dränge Dir diese Heirath nicht auf, ich rathe Dir nur dazu. Ich kenne die Anforderungen Deines Charakters, Deines Geistes, und ich ziehe es

vor, Dich einem weniger reichen Manne, als einem von denen, die sich bis jetzt vorgestellt haben, zu geben, wenn er nur mit dem Geschmacke, den Deine Pariser Erziehung in Dir gebildet hat, übereinstimmt."

Du siehst, liebe Camilla, daß meine Mutter, so bürgerlich sie ist oder scheint, in Folge dieses Lebens in der Provinz, zu welchem die Geschäfte meines Vaters, angenommene Gewohnheiten, schon bestehende Beziehungen und das Andenken an das Glück, welches sie im Ganzen dort gefunden hat, sie verurtheilt haben, doch nicht zu bürgerlich denkt. Ich habe ihr geantwortet, daß ich Alles in der Welt thun würde, um ihr zu gefallen, daß ich immer auf einen Mann ihrer Wahl gerechnet habe, und daß ich von vornherein die beste Meinung für Denjenigen habe, welchen sie mir bezeichnet.

Ich bin nicht sehr romantisch, wie Du weißt, aber ich liebe mehr einen Künstler und Paris, als einen Kaufmann und Marseille.

Ich erwartete ihn.

Man meldete jeden Tag meinen Verlobten an, und er kam nicht. Ich meinerseits hatte mehr Neugier, als er seinerseits Eile. Diese Verzögerung war gerade nicht schmeichelhaft, aber er kannte mich ja nicht. Ich war deshalb berechtigt zu glauben, daß es nur Zufall war.

Endlich, vorgestern, kam der schöne Unbekannte an, und meine Mutter benachrichtigte mich, daß er den nächsten Tag mit uns speisen werde.

Ein junges Mädchen empfindet stets bei ähnlichen Nachrichten ein Herzklopfen. Es ist ernst genug, zu denken, daß man zum ersten Male Denjenigen sehen wird, dem man bald für immer angehören soll. Wie wird er sein? Wird er dem Ideal, welches wir uns von dem Manne, den wir lieben sollen, entworfen, entsprechen? Weißt Du wohl, daß unsere Stellung als Frau nicht die glücklichste ist? Wenn dieser Mann häßlich, alt, roh ist, von wem soll man Hilfe erwarten? auf wen sich stützen? wohin entfliehen?

Man könnte schaudern, wenn man daran denkt, abgesehen davon, daß man sich selbst täuschen und zu spät bemerken kann, daß man einem der Zuneigung unwürdigen Manne angehört.

Wie ich Dir indessen gesagt habe, ließ mir meine Mutter, obgleich sie diese Heirath wünschte, freien Willen, dieselbe anzunehmen oder zurückzuweisen. Da ich nun allein über mein Schicksal zu verfügen hatte, wurde ich noch ängstlicher.

Als Herr Julius angekommen war, stellte ich mich so einfältig und albern wie nur möglich, um ihn besser beobachten zu können.

Forts. folgt.

Aus der ewigen Stadt.

Hierzu das Bild: Villa Medici in Rom.

Anläßlich der Reise unseres Kaisers nach Rom lenken wir heute die Aufmerksamkeit des Lesers auf ein sehr interessantes Prachtwerk, welches uns den Schauplatz der dem hohen Besuch zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten in lebendigster Anschaulichkeit vor die Vorstellung trägt. „Rom in Wort und Bild, eine Schilderung der ewigen Stadt in der Campagna von Dr. Rudolf Kleinpaul", Verlag von Heinrich Schmidt & Carl Günther, ist der Titel der beiden mit zahlreichen Bildern und Text-Illustrationen geschmückten Quartbände, welche uns ein malerisches Gesammtbild der römischen Kapitale mit ihren in das moderne Leben hineinragenden Bauresten der antiken und mittelalterlichen Welt geben. In Geleitschaft dieser Schilderungen durchwandern wir alle Gedenkplätze historischer Ereignisse, alle Trümmerstätten einstiger Größe. Bei jeder Ruine, jedem Bauwerk von Bedeutung unterrichtet uns der kundige Verfasser von der daran haftenden Ueberlieferung; in die Museen und Galerien führt er uns umher als Archäologe und Aesthetiker, bei den Cäsaren-Palästen des Palatin, den Thermen, Monumenten, bei den Katakomben, Basiliken und Palästen giebt er uns Kulturbilder der einstigen Zeit, und überall ruft er uns die fast dreitausendjährige Vergangenheit der einstigen Weltherrscherin unter den Städten in die Erinnerung.

Dem künstlerischen Schmuck des Werkes entlehnen wir hiermit das Bild der Villa Medici auf dem Monte Pincio, dessen Höhe einen herrlichen Blick auf die Stadt und Landschaft gewährt. Das Bauwerk ist im Jahre 1550 von dem Kardinal Ricci de Montepulciano angelegt, wurde im Jahre 1600 von dem Kardinal Alessandro de Medici erworben und gelangte später in den Besitz des Großherzogs von Toskana. Nachdem die Franzosen am 17. Mai 1809 den schon 1797 zur Republik erklärten Kirchenstaat dem französischen Reiche einverleibt und Rom zu einer freien kaiserlichen Stadt erhoben hatten, verlegten sie ihre von Louis XIV. 1665 in Rom gestiftete Akademie der Künste in das schöne weiße Gebäude, das mit seinen beiden Eckthürmchen und herrlichen Gartenanlagen fast von allen Punkten der Umgegend sichtbar ist. Hier standen einst die Venus von Medici, die Niobidengruppe und zahlreiche werthvolle Antiken.

Vom Papyrus zum Papier.

Von R. Hartung.

Alle Völker, die sich über die ersten Anfänge der Kultur emporgearbeitet, haben das Bedürfniß gefühlt, ihre Thaten, Erfahrungen und Gedanken der Nachwelt zu überliefern. Dieses Streben hat der Menschheit zum größten Segen gereicht, denn ohne dasselbe wäre uns die Kenntniß der Geschichte früherer Generationen verloren gegangen.

Welcher Abstand ist indessen zwischen dem mühsamen Einmeißeln der Hieroglyphen in den harten Stein, mit denen die großartigen Bauwerke Egyptens bedeckt sind, und der Leichtigkeit, mit der wir heute Feder, Papier und Tinte handhaben! Die Erfindung des Papiers ist für die Entwicklung des Menschengeschlechts von nicht geringerer Bedeutung, als irgend eine der großen Entdeckungen, welche das Mittelalter in die neue Zeit überleiteten. Aber welch mühseliges, jahrhundertelanges Arbeiten war erforderlich, bevor man es vermochte, diesen für uns unentbehrlichen Stoff, dessen Verbrauch zur Zeit, wo die Mehrzahl der Menschen schreibt und Gedrucktes liest und lesen will, ins Riesenhafte geht, in seiner jetzigen Vollkommenheit herzustellen. Die Erfindung, Verbreitung und Ausbildung der Buchstaben in Schrift und Druck ging und geht mit dem Bedürfniß nach passendem Papier Hand in Hand. Lange Zeit mußte man sich für kürzere Notizen und Briefe der mit Wachs überzogenen Holztafel bedienen, in die man mit dem Griffel die Buchstaben einritzte, welche man nach erfolgtem Gebrauche durch Glätten wieder verwischte. Wie zeitraubend und entmuthigend war gar ein in späterer Zeit häufig geübtes Verfahren, das mühsam auf dem Pergament Niedergeschriebene wieder auszulöschen, um nur das in hohem Preise stehende Schreibmaterial wiederholt benutzen zu können. Freilich verdanken wir gerade diesem Gebrauche die sogenannten Palimpseste d. h. diejenige Handschrift auf Pergament, welche später verwischt wurde, um das Pergament zum zweiten Male zu benutzen, dann aber von Forschern auf chemischen Wege von Neuem lesbar gemacht und der Literatur zugeführt wird.

Wie schon oben angedeutet, übertrifft unser jetziges Papier alle jene Stoffe, welche zur Aufnahme der Zeichen und Buchstaben behufs des Festhaltens bestimmter Nachrichten dienten, als Stein, Wachstafel, Pergament u. s. w., und wie jetzt die beste Sorte von Dokumentenpapier sehr theuer ist, so hatte das gewöhnliche Papier noch lange nach seiner Erfindung einen hohen Preis. Daher kam es auch, daß die Bücher selbst noch zu einer Zeit, als die Herstellung des Lumpenpapiers bekannt war, selten und kostspielig waren.

Mußte doch Ludwig XI. der medizinischen Fakultät in Paris für die geliehenen Werke des arabischen Arztes Rhasis eine be-

trächtliche Summe Goldes als Pfand und einen Edelmann mit dessen sämmtlichem Vermögen als Bürgen stellen.

Es wird wohl Manchem willkommen sein, im Geiste noch einmal den Weg zurückzulegen, den die Menschheit brauchte, um vom Papyrus zu dem kaum noch beachteten Papier zu gelangen.

Die Materialien, welche die einzelnen Völker zuerst zum Niederschreiben verwendeten, waren höchst einfacher Natur. Man gebrauchte Blätter und Baumrinde, Steine und Metalle, oder fast Alles, was eine so ebene Fläche hatte, daß Schriftzeichen, Zeichen, deren Bedeutung man sich klar gemacht und mit anderen Menschen vereinbart hatte, darauf eingegraben werden konnten. Erst auf einer verhältnißmäßig höheren Kulturstufe benutzte man hauptsächlich Thierfelle.

Die Egypter, dieses merkwürdige, in Künsten und Wissenschaften so früh schon vorgeschrittene Volk, waren in der Erfindung einer Schriftsprache und in der Herstellung eines brauchbaren Schreibmaterials allen anderen Völkern weit vorausgeeilt. Bereits vor 4000 Jahren bedeckten sie die Wände ihrer großartigen Tempel sowie die Kammern ihrer weiten Gräber mit einer Bilderschrift, den Hieroglyphen. Doch neben dieser bestand noch eine Kurrentschrift, hieratische oder Priesterschrift genannt, die sich zu jener verhält wie unser Geschriebenes zum Gedruckten. Für den flotten Gebrauch der letzteren war ein geeigneteres Schreibmaterial, als Holz und Zeugstoffe, dringendes Bedürfniß. Sie verfertigten dasselbe, wie allgemein bekannt ist, aus dem feinen Baste der Papyrusstaude, welche an den Ufern des Nils wuchs In welcher Zeit dieser, Papyrus genannte, Stoff zuerst in Gebrauch kam, ist nicht mit Sicherheit anzugeben. Man hat in der Neuzeit in egyptischen Grabkammern u. s. w. Papyrusrollen gefunden, welche bis in das neunzehnte Jahrhundert vor Christi Geburt zurückreichen. Es war ohne Zweifel während einer großen Spanne Zeit das einzige Schreibmaterial und hat wohl dem jetzt allgemein gebräuchlichen Stoff Papier den Namen gegeben. Der römische Schriftsteller Plinius, dem wir eine Reihe werthvoller Mittheilungen aus jener Zeit verdanken, giebt über die Bereitung des Papyrus folgende Beschreibung: „Die Papyrusstaude wird vor ihrer vollkommenen Reife geschnitten, da sie dann in einem weichen und schwammigen Zustande ist: sie wird darauf mit einer eigenen Nadel in dünne Schichten oder Häutchen getheilt, welche auf einem Tische der Länge nach neben einander gelegt werden, so daß ihre Kanten sich berühren. Ueber diese breitet man eine zweite Schicht, so daß die Fasern sich kreuzen. Durch Befeuchten mit Wasser und durch Pressen oder Reiben mit einem breiten Thierzahne wird die Vereinigung der beiden Schichten zu einem festen Blatte bewirkt."

Indem man eine größere Anzahl solcher Papyrusblätter zu einem langen Streifen aneinanderklebte, der zur bequemen Aufbewahrung um einen Stab gerollt wurde, entstand die Rolle, die ursprünglichste und auch lange Zeit hindurch gewöhnlichste Form des antiken Buches.

Den andern Kulturvölkern wurde dieses wichtige Schreibmaterial, das die Entstehung einer Literatur eigentlich erst ermöglichte, verhältnißmäßig spät zugänglich. Erst im siebenten Jahrhundert vor Christo, zur Zeit der Saïtischen Dynastie, erfuhr der Verkehr zwischen Egypten und den anderen Ländern eine große Erleichterung, und in Folge dessen wurde das Papyrus auch in andere Länder mehr ausgeführt und erfreute sich dessen Verbrauch einer steigenden Zunahme. Von Egypten aus ist das Papyrus wohl zunächst nach Griechenland in Folge der zwischen diesen beiden Ländern bestehenden Beziehungen gelangt. Für das so schön und reich sich entwickelnde griechische Geistesleben mußte in der That ein solcher Stoff von großer Bedeutung sein. Schon zu Herodots Zeiten scheint der Gebrauch des Papyrus in Griechenland sehr allgemein gewesen zu sein, da er als eine Eigenthümlichkeit „barbarischer Völker" bezeichnet, daß einige von ihnen nicht auf Papyrus, sondern auf Felle schrieben.

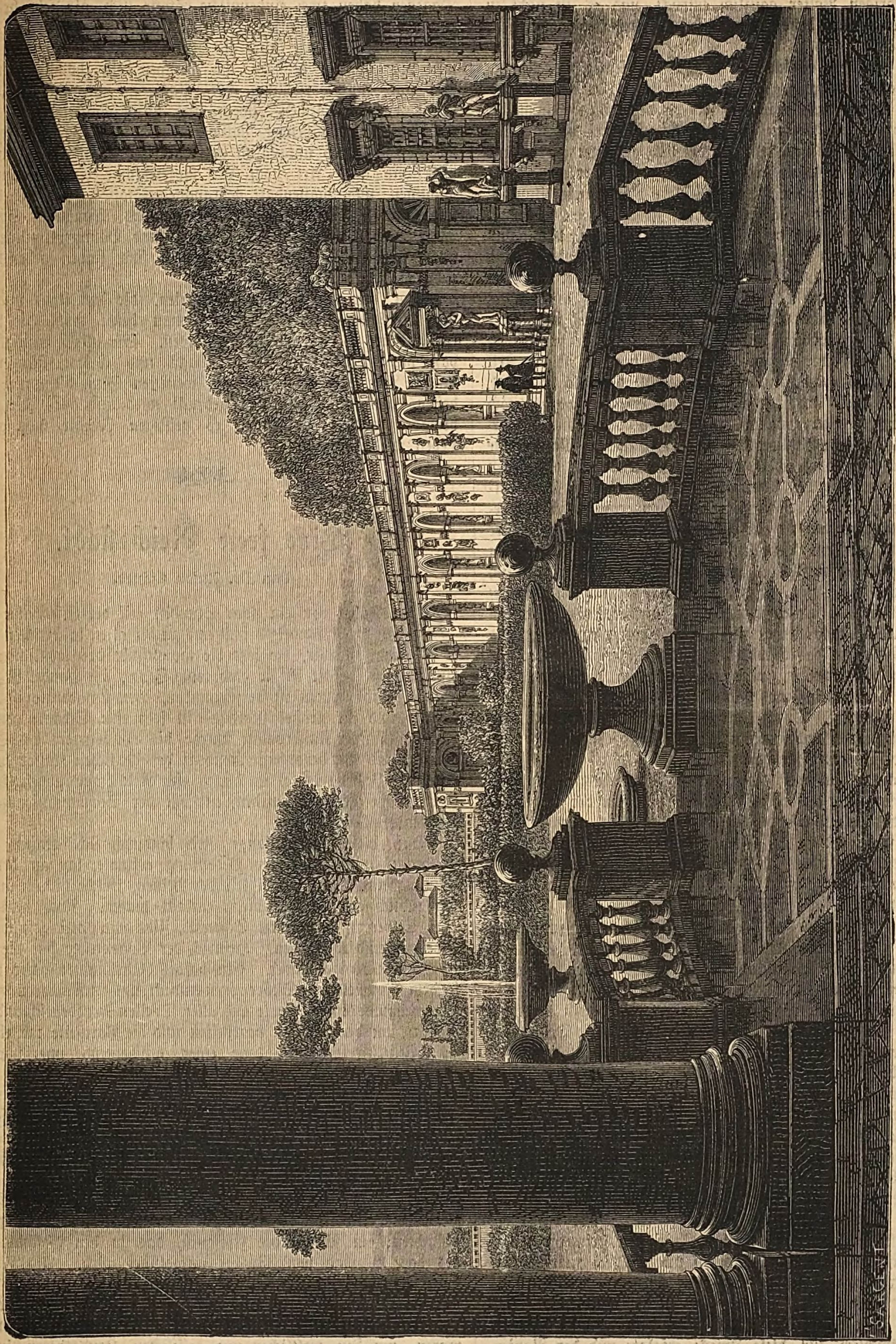
Als das große Römerreich, welches die vorgenannten Völker allmälig in sich aufgenommen hatte, und das durch diesen Zuwachs erst selbst seine Bildung erhielt, anfing, das Papyrus als Schreibmaterial zu benutzen, erhielt der Handel damit einen großartigen Aufschwung. Die Nachfrage nach diesem Artikel aus allen Theilen des Reiches wurde so bedeutend, daß in Rom der Vorrath häufig aufgebraucht war. Dort sehen wir während der Herrschaft der Römer keine nennenswerthen Verbesserungen in der Herstellungsweise anbringen. Die einzige Vervollkommnung, die man in Rom dem Papyrus angedeihen ließ, bestand darin, daß man denselben mit stärkerem Leim tränkte. Nach diesem Verfahren wurde das Papyrus von besonderen Handwerkern, Malleatores genannt, mit Hämmern geschlagen und mit Elfenbein geglättet, um ihm einen höheren Glanz zu verleihen.

Der Hauptplatz der eigentlichen Fabrikation war Alexandria. In diesem Mittelpunkte frühester Gelehrsamkeit und lebhaften Handels erwarben sich unzählige Leute allein durch die Papyrusfabrikation ihr Brot. Wie groß der sich daraus ergebende Nutzen gewesen sein muß, geht aus einer Thatsache hervor, die der englische Geschichtsschreiber Gibbon in seinem historischen Meisterwerke „Geschichte des Verfalls und Sturzes des römischen Reiches" erwähnt. Danach gelang es während des Krieges zwischen dem Kaiser Aurelian und der Königin Zenobia von Palmyra, die auch einige Zeit Alexandria innehatte, einem reichen Kaufmanne in Egypten, Namens Firmius, einen Aufstand anzuzetteln und sich zum Herrn des Landes zu machen. Derselbe soll nach der Besitzergreifung Alexandriens geäußert haben, er könne den Unterhalt für seine Armee allein von dem ihm aus dem Papyrushandel erwachsenden Gewinn bestreiten.

Um ein Beispiel von der ausgedehnten Anwendung und dem allgemeinen Gebrauche des Papyrus als Schreibmaterials zu geben, mag nur angeführt werden, daß in den Ruinen von Herkulanum die stattliche Anzahl von 1800 Papyrusrollen gefunden wurde. Auch die Größe derselben ist bemerkenswerth; so weist ein Papyrusmanuskript, welches dem Britisch Museum einverleibt ist, eine Länge von drei Meter auf, ein anderes, jetzt in Paris, erreicht sogar die Länge von zehn Meter. Die großen Erträgnisse, welche die Papyrusindustrie für alle daran Betheiligten abwarf, bewog denn auch die römische Regierung, das Papyrus zu besteuern. Es ist begreiflich, daß dieser Steuerzuschlag um so belästigender wurde, als in Folge der großen Nachfrage der Artikel ohnehin nicht billig war. Deshalb wurde es als eine befreiende Maßregel empfunden, daß Theodorich, König der Gothen, um das Jahr 500 nach Christus diese drückende Steuer wieder aufhob. Cassiodorus, der sich unter der gothischen Herrschaft sowohl als hoher Staatsbeamter, wie auch durch seine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit ausgezeichnet hat, preist denn auch diesen königlichen Entschluß mit den Worten: „Die ganze Welt wird sich über die Entlastung eines für alle Menschen so wichtigen Stoffes freuen." Merkwürdigerweise hat dieses römische Vorbild gerade in England noch bis zum Jahre 1861 Nachahmung gefunden. Es ist dies um so mehr überraschend, als jener Herrscher, dessen Völker den Barbarismus von Neuem in die civilisirten Staaten trugen, gewiß ein der Nacheiferung werthes Beispiel gegeben hatte.

Alle anderen Völker, denen Papyrus nicht zugänglich war, verschafften sich Schreibmaterial aus den gereinigten und dann getrockneten Häuten vieler Thiere, z. B. der Schafe, Ziegen, Schweine u. s. w., welches Pergament genannt wurde.

Ueber Zeit und Ort der Papiererfindung fehlen uns nähere Angaben. Wir wissen nur, daß die Araber, welche nach der Zerstörung des römischen Reiches ohne Zweifel das kultivirteste Volk waren, zuerst Baumwollenpapier herstellten. Während ihrer Herrschaft in Spanien verpflanzten sie diesen Industriezweig im neunten Jahrhundert nach Europa. Vielleicht waren sie nur Nachahmer einer in China schon längst bekannten Herstellungsweise. Wenigstens sprachen die ersten Berichte über einen unserem Papier ähnlichen Stoff von den Tartaren, welche die Länder zwischen dem Kaspischen Meere und den Grenzen Tibets und der Mongolei beherrschten. Dieselben sollen einen ausgedehnten Handel mit selbst bereitetem Papier nach den Ländern des Mittelmeers betrieben haben. Es ist naheliegend, daß die Tartaren die Bereitungsweise des Papiers aus Baumwollenfasern erst in dem in Industrie u. s. w. vorgeschrittenen China kennen gelernt haben, wohin sie häufig Streifzüge unternahmen. Das chinesische Volk, das mit den Egyptern



Villa Medici in Rom.

Aus dem Prachtwerk: Rom in Wort und Bild von Dr. Rudolf Kleinpaul. Leipzig, Verlag von Heinrich Schmidt & Carl Günther.

den Charakter des Alters, der Abgeschlossenheit und des Geheimnißvollen theilt, scheint die Erfindung des Papiers schon vor 2000 Jahren gemacht zu haben. Indeß blieb dasselbe dem Entwicklungsgange der übrigen Völker gänzlich entrückt, und es ist nicht zu verwundern, wenn auch dessen Kenntnisse uns verhältnißmäßig spät zu Gute kamen.

Von den Tartaren scheint das Papier und seine Darstellungsweise den Arabern bekannt geworden zu sein. Ihre Bereitungsweise bestand darin, daß man die Fasern der rohen Baumwolle durch Stampfen und Kochen in einen feinen Brei verwandelte, der dann in Tafeln ausgegossen, gepreßt und geglättet wurde und zuerst den Namen Tuchpergament erhielt. Man erkannte aber bald, daß anstatt der rohen Baumwollfasern die Baumwolllumpen auf leichtere und darum billigere Weise zu demselben Ergebniß führten. In Folge dessen versuchte man auch andere, bis dahin ganz werthlose Lumpen zu demselben Zwecke zu verwenden. Und da man erkannte, daß auch diese ein vorzügliches Papier lieferten, so wurde die Anwendung der rohen Baumwolle ganz aufgegeben. Der nächste Schritt nach Benutzung der Baumwolle und ihrer Lumpen war die Verwendung der leinenen Lumpen, die zur Fabrikation des Papiers aus reinem Leinen führten, doch ist die Zeit hierfür nicht genau zu bestimmen. Die Bibliothek des Eskurial, die über 4000 meist arabische Manuskripte enthält, besitzt noch ein Manuskript auf Baumwollenpapier, das aus dem zehnten Jahrhundert stammt. Andere Bibliotheken Europas enthalten Manuskripte aus dem dreizehnten Jahrhundert, welche auf Leinenpapier geschrieben sind. Die Verwendung der leinenen Lumpen zu Papier ist offenbar erst im dreizehnten bis vierzehnten Jahrhundert in Aufnahme gekommen. In Deutschland ist das erste Leinenpapier erst im Jahre 1290 hergestellt worden. Verhältnißmäßig am spätesten wurde in England die Papierfabrikation eingeführt. Der außerordentlich große Verbrauch an Papier, welcher seit Erfindung der Buchdruckerkunst, namentlich aber seit Anfang dieses Jahrhunderts durch den Umschwung aller Verkehrsverhältnisse und den damit in Verbindung stehenden Aufschwung des Handels und der Industrie eingetreten ist, machte es nothwendig, neue und sinnreiche Maschinen und Apparate zu konstruiren, um Papier so viel und so billig wie möglich zu erzeugen. Durch ihre Erfindungen haben sich viele Männer ausgezeichnet und unendlich viel zur Hebung und Entwicklung dieser Industrie beigetragen.

Doch auch in anderer Beziehung sind nennenswerthe Fortschritte in dieser Fabrikation zu verzeichnen. Denn der ungeheuer vermehrte Bedarf an Papier machte es nothwendig, nach anderen Stoffen zu suchen, die die seltener werdenden und nun werthvollen Lumpen wenigstens theilweise zu ersetzen geeignet sind. Freilich ist man bei diesen Bemühungen bisher auf erhebliche technische Schwierigkeiten gestoßen.

Es sind beispielsweise Versuche gemacht, die zahlreichen Pflanzenfaserstoffe, welche die Tropen uns in reicher Fülle und Auswahl bieten, zur Papierfabrikation heranzuziehen. Jedoch haben alle diese Unternehmungen aus verschiedenen Ursachen kein günstiges Resultat gegeben. Einmal waren die hierzu benutzten Stoffe durch den Seetransport zu theuer geworden. Denn man darf nicht vergessen, daß die Seefracht nach dem Rauminhalte und nicht nach dem Gewichte bemessen wird, was bei den hier in Betracht kommenden lockeren und leichten Substanzen von erheblicher Bedeutung ist. Es kommt ferner hinzu, daß derartige Faserstoffe, sobald sie sich als zäh und haltbar erweisen, viel leichter Verwendung in den Spinnereien finden, die dieselben obendrein höher bezahlen können, als der Papierfabrikant. Die in neuerer Zeit so sehr in Aufnahme gekommene Jute, das ist die Bastfaser mehrerer indischer Corchorusarten, giebt dafür ein deutliches Beispiel ab. Dieser indische Stoff war beim Erscheinen auf der Industrieausstellung zu London ursprünglich zum Papiermaterial ausersehen und warm empfohlen worden. Indessen fand derselbe von Seiten der Spinnereien gleich so lebhafte Anerkennung, daß von da an die Einfuhr der besseren und mittleren Sorten hauptsächlich für diese Zwecke erfolgte und der Papierfabrikation nur die geringste Qualität übrig blieb. In neuerer Zeit, seitdem die Verarbeitung der Jute einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hat und auch feinere Garne daraus gesponnen werden, ist die Aussicht, dadurch ein billiges und geeignetes Ersatzmittel für Lumpen zu gewinnen, erst recht zerstört worden. Dagegen haben zwei einheimische Stoffe sich als sehr brauchbar für die Papierfabrikation erwiesen. Es sind dies das Stroh und das Holz, doch nur als Zusatz zur Lumpenmasse. Nach wie vor bleiben deshalb die Lumpen ein höchst werthvolles Material zur Herstellung des Papiers, und ihr Einsammeln bildet einen wichtigen Zweig der Abfallindustrie. Es ist ein nicht zu unterschätzender nationalökonomischer Vortheil, daß all die werthlos und untauglich gewordenen Kleidungsstücke und Gewebestoffe aller Art noch zur Anfertigung eines so ungemein wichtigen und massenhaft gebrauchten Stoffes, wie das Papier, Verwendung finden können. Auch altes Tauwerk, Segeltuch, selbst noch die Abfälle der Flachs- und Baumwollspinnerei, die allein in England schon sehr bedeutend sind, finden in den Papierfabriken bereitwillige Aufnahme.

Von den verschiedenen Industrien, die jetzt Kopf und Hand der Menschen beschäftigen, darf man heute wohl die Papierfabrikation zu den wichtigsten zählen. Sie allein ermöglicht es, daß die Literatur mit aller Macht und Glorie sich entfalten kann. Wir meinen damit im weitesten Sinn die ganze Masse dessen, was geschrieben und gedruckt wird und durch die Schrift bewahrt worden ist, soweit es geistigen Inhalt hat, geistiges Leben wiederspiegelt.

Eine freie Reichsstadt.

Von Dr. Anton Eichler.

Eine Fahrt von ein paar Stunden mit der Eisenbahn südlich von Braunschweig bringt uns zu der alten kaiserlichen Reichsstadt Goslar, die jetzt die Hauptstadt des westlichen Harzdistriktes ist. Jetzt ist sie eine todte Stadt, ihr Handel ist niedergegangen, ihr Ruhm ist verschwunden, ihre Kathedrale ist niedergerissen, und ihr großes Rathaus ist jetzt eine Schänke geworden. Ihr geräumiger Kaiserpalast wurde bis vor Kurzem als Scheune benutzt, und die bevorzugte Residenz der deutschen Kaiser während mehrerer Jahrhunderte, in der große Reichstage abgehalten und Gerechtsame gewährt wurden, ist jetzt der Sommeraufenthalt für Brockenbesucher.

Daß diese Stadt lange Zeit hindurch sich großen Wohlstandes und nicht geringer Bedeutung erfreute, lag an der Ausdehnung und Mannigfaltigkeit der Minen, welche in dem unmittelbar südlich gelegenen Gebirge entdeckt waren. Noch heute wird dort Silbererz, Kupfererz, Schwefel, Zink und Blei gefunden, wie vor neunhundert Jahren. Heinrich der Vogelsteller hat die Stadt im Jahre 920 gegründet. Ein halbes Jahrhundert später wurden in dem Rammelsberg Silberminen entdeckt, und in Schaaren strömten unternehmungslustige Leute aus allen Theilen Norddeutschlands nach Goslar, um das Erz zu bearbeiten und die Vortheile mit einander zu theilen, welche die Nähe einer anscheinend unerschöpflichen Quelle des Reichthums den Bürgern versprach.

Im elften Jahrhundert begann das abenteuerliche Leben Heinrichs IV. in dem Palast, den frühere fränkische Kaiser auf einer kleinen Anhöhe über der Stadt errichtet hatten. Noch Jüngling, sah er hier mit eigenen Augen eine jener elenden Streitigkeiten um den Vorrang ausfechten, die für jene Zeiten so bezeichnend sind. Der Abt von Fulda und der Bischof von Hildesheim trieben ihre Anhänger dazu an, sich gegenseitig abzuschlachten; ein scheußliches Ereigniß, das in den Geschichtstafeln als das Blutbad von Goslar aufgeführt wird. Als Friedrich Barbarossa des deutschen Reiches Herrscher wurde, erkannte er, wie wichtig es für die kaiserliche Macht sei, die zerstreuten Handelsgemeinden an sich zu fesseln, die allmälig stark genug geworden waren, um den weltlichen und geistlichen Landesherrn in ihrer Nachbarschaft die Spitze bieten zu können. Nachdem sie bereits einige Privilegien der Schwäche des Reiches abgetrotzt hatten, er-

hielten sie jetzt vollständige Selbstverwaltung sowie das Vorrecht unabhängiger Rechtsprechung und wurden zudem noch von manchen Lasten befreit, die auf der Landbevölkerung haften blieben.

Hierdurch wurden diese Städte gewissermaßen in selbstherrliche Republiken umgewandelt. Bis auf den heutigen Tag steht von jener Zeit her vor dem schönen Rathhause zu Bremen der gewaltige steinerne Roland mit einem Schwert und einem kaiserlichen Schild in Händen, das Sinnbild eigener Gerichtsbarkeit. Ein abgeschlagener Kopf und eine Hand zu seinen Füßen deuten auf die Macht über Leben und Tod, die in die Hände der städtischen Beamten gelegt war. Als Entgelt für die Vortheile, die ihnen gewährt wurden, gaben die Städte dem Kaiser das, was er am meisten brauchte: Geld. Dazu stellten sie von Zeit zu Zeit Soldtruppen, um seine Heere zu ergänzen. Da sie aber im Frieden fähig waren, sich selbst weiter zu entwickeln, so bildeten sie bald die Mittelpunkte aller Kulturbestrebungen des mittelalterlichen Deutschland. Die nationale Industrie, die nationale Wissenschaft und Kunst fanden in ihnen ihre Heimath. Freilich blieb ihnen die Begünstigung, die ihnen Friedrich Barbarossa gewährt, nicht unter allen folgenden Kaisern erhalten, und sie hatten noch viele Kämpfe zu bestehen, ehe sie einen wirklichen dritten Stand im Reiche geschaffen hatten.

Goslar wollte der Reformation in den ersten Tagen der Bewegung seine Thore öffnen, aber weder sein Reichthum noch sein Einfluß und seine 80,000 Einwohner befähigten es, ohne fremde Einmischung seinen eigenen Wünschen zu folgen, in einer Zeit, in der andere Städte in der Nachbarschaft die Fahne des alten Glaubens entfalteten. Das regierende Haus Braunschweig wollte es der Stadt nicht erlauben, sich in den Glaubenssachen unabhängig zu entscheiden, und das scheint der Stadt verhängnißvoll geworden zu sein. Denn von jetzt ab sank sie immer tiefer und tiefer zu dem kleinen Landstädtchen herab, das sie noch heute ist.

Im Jahre 1632 wurde Goslar von den schwedischen Truppen erobert, geplündert und verbrannt; die Einwohner verminderten sich bis auf ein Viertel der früheren Anzahl, und als ungefähr 150 Jahre später eine zufällige Feuersbrunst auch fast Alles zerstörte, was von der Stadt noch übrig geblieben war, da verminderte sich die Bevölkerung noch schneller, als je zuvor.

Der Platz kam später an Preußen, ward dann zu Westfalen, 1814 zu Hannover geschlagen, mit welchem Lande es 1866 wieder preußisch wurde. Die Einwohnerzahl belief sich 1885 auf 11,830 Seelen. Die Minen werden noch ausgebeutet, aber ohne viel Nachdruck und die Ergebnisse sind unbedeutend.

Der Verlauf der alten Wälle ist leicht zu verfolgen. Hier und da kann man noch einen Ueberrest der Mauer sehen und künstliche Erdhügel, welche jetzt der Schienenstrang durchschneidet, zeigen, wie viele Arbeit es gekostet haben muß, die Stadt in Vertheidigungszustand zu setzen. Hohe befestigte Thore, ein oder zwei Thürme mit hervortretenden Zinnen und ein großes, rundes Gebäude, der Zwinger, mit massiven, einigen zwanzig Fuß dicken Mauern, das jetzt als Lagerraum für Bier, für Waffen und Schießbedarf dient, vermehren das Malerische der Aussicht, und der große Abstand zwischen ihnen läßt die weite Ausdehnung vermuthen, welche die Stadt ehemals gehabt hat. Wenige alte Häuser sind stehen geblieben, und diejenigen, welche noch zu sehen sind, wie das sogenannte „Brusttuch", welches der unbedeutenden romanischen Kirche auf dem Marktplatze gegenübersteht, sind umgebaut, geglättet und übertüncht worden. Der Marktplatz selbst aber ist sehr anziehend. Ein großes Metallbassin in der Mitte, welches die Ortsüberlieferung für ein Geschenk des Teufels in den früheren Tagen des Glückes ausgiebt, empfängt das plätschernde Wasser eines Springbrunnens. Das mit Säulen umgebene „Kaiserswerth" schließt eine Ecke ab, und hier sitzt der Gastwirth mit seinen Gästen und trinkt Bier und spielt Karten unter einer Reihe prächtiger, teuflisch grinsender Wasserspeier, welche weit vorragen über die acht Kaiserstatuen von zweifelhafter Echtheit, mit denen noch der erste Stock des Gebäudes geschmückt ist, obgleich es aus einem mittelalterlichen Rathhaus ein modernes Hotel geworden ist. Eine andere Seite des Marktes wird durch das Rathhaus abgeschlossen, ein kleines, im einfachsten gothischen Stil errichtetes Gebäude, dessen unscheinbares Aeußere in vollkommenem Widerspruch zu der Menge Seltenheiten steht, die im Innern des Hauses zu sehen sind.

Im Rathhaus ist ein Wärter angestellt, welcher die verschiedenen, seiner Obhut unterstellten Gegenstände mit demselben Eifer und derselben Genauigkeit beschreibt, als wenn sie so kostbar wären, wie der weitberühmte Fund zu Hildesheim, oder so kunstvoll wie die Schätze der Dresdener Galerie. Er führt uns in die sonderbaren Phantasien ein, die der alte Nürnberger Meister Michael Wohlgemuth, Albrecht Dürers Lehrer, vor vier Jahrhunderten in Tempera auf die Wände hinwarf, und welche bis auf den heutigen Tag viel von ihrer Frische bewahrt haben; er hält sich in löblicher Weise bei den Verbiensten einer aufrecht stehenden, engen, hölzernen Kiste auf, in der in früheren Tagen zänkische Weiber von Goslar so lange eingesperrt gehalten wurden, bis ihre Zunge schweigen lernte und ihnen die Zanksucht verging. Zu gleicher Zeit hat er ein wachsames Auge auf die Besucher, welche die vergoldeten Silberbecken und die massiven gothischen Trinkbecher betrachten, die hier von jener Zeit her aufbewahrt werden, als noch Fürsten nach Goslar kamen, um dem Kaiser zu huldigen.

Die Archive der Stadt sind ziemlich bedeutend. Sie können sich rühmen, verschiedene Manuskripte von Luthers Hand zu besitzen und eine Masse von Urkunden, welche sich auf die Reformation beziehen, und die merkwürdiger Weise nicht nur der Zerstörung durch Feuer und Schwert, sondern sogar der Raubsucht der Herzöge und Kurfürsten entgangen sind, zwischen denen der Besitz des Ortes fortwährend wechselte, und welche die werthvollen Schätze sicherlich nur allzugern für ihre Museen in Anspruch genommen hätten. Die romanische Kirche des Klosters Neuwerk dicht an der Bahnstation, ist das hübscheste Gebäude, das aus Goslars früheren Tagen übrig geblieben ist, und einige Eigenthümlichkeiten, welche aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts herrühren, können hier sogar Diejenigen mit Interesse erfüllen, welche denselben Stil schon zu Hildesheim kennen gelernt haben.

Die Hauptanziehungskraft besitzen in Goslar aber unstreitig die Ruinen der Kathedrale und der ungeheuren Kaiserpfalz, des Palastes, welchen Heinrich II. baute und bewohnte, und den seine Nachfolger vergrößerten und nach ihrem persönlichen Geschmacke vervollkommneten. Im „Saalbau" der Pfalz, welcher die Stadt weit überragt, wurden einst die kaiserlichen Reichstage abgehalten und die kaiserlichen Erlasse verkündigt. Die restaurirte Kapelle des heiligen Ulrich, die in der Form des griechischen Kreuzes gebaut ist und zu einer Hofkapelle für die im Palaste Residirenden bestimmt war, bildet eine Gruppe noch heute mächtig wirkender Baulichkeiten, die dem Palast benachbart sind und die ganze Südwest-Ecke der Stadt einnehmen. Die ursprüngliche Kathedrale war zu Beginn dieses Jahrhunderts vollständig zerfallen. Sie war den Heiligen Simon und Judas geweiht gewesen, und die Gründung wurde im Jahre 1039 durch Heinrich III. von der Harzburg aus beschlossen. Stücke der alten Säulen und der prächtig gemalten Glasscheiben sind aber noch erhalten und werden in der Domkapelle, dem einzigen Ueberbleibsel der großen Kirche, aufbewahrt. Unter der Masse der hier angesammelten Ueberreste zieht ein großer länglicher Kasten die Blicke auf sich, wahrscheinlich von byzantinischer Bauart, mit metallenen Platten bedeckt und an den Ecken von gebückten Karyatiden getragen. Dieser Kasten hat die Antiquare lebhaft beschäftigt. Kenner stimmen darin überein, daß derselbe in früherer Zeit mit figurirtem Metallwerk und kostbaren Steinen an den Stellen geschmückt gewesen sein muß, an welchen man jetzt nur runde Oeffnungen bemerken kann, aber über den Zweck, zu welchem das Behältniß gedient haben könnte, gehen die Ansichten weit aus einander; denn Einige glauben, daß der Kasten eine christliche Reliquie sei, während Andere ihn für einen Altar des Götzen Krodo halten, einer geheimnißvollen Gottheit der alten Sachsen, deren Existenz sich nur auf ein vereinzeltes Manuskript des fünfzehnten Jahrhunderts gründet, aber doch neuerdings stark in Zweifel gezogen ist.

Räthsel und Spiele.



Ein Uebungsstück für die Fertigkeit im Ausschneiden.

Buchstaben-Räthsel.

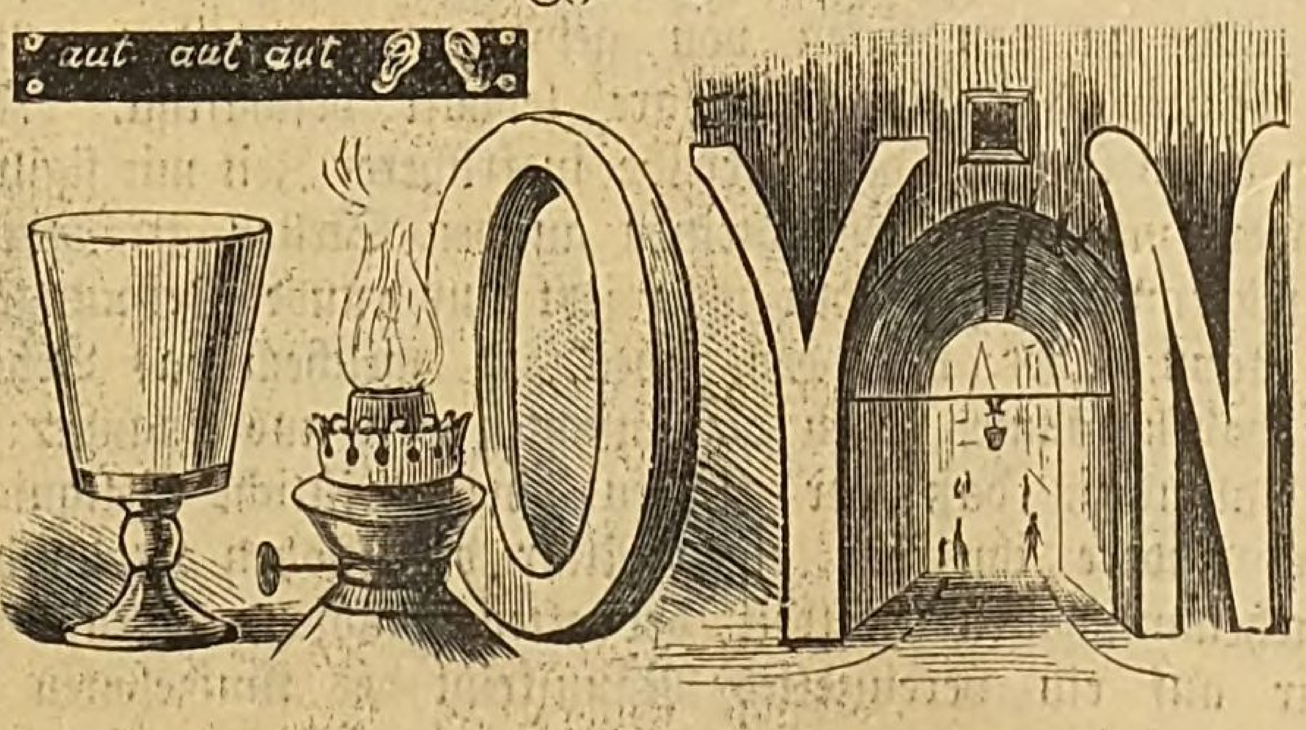
a	a	a	a	a	a	a
a	b	b	c	c	d	d
d	e	e	e	e	e	e
e	f	g	h	i	i	l
l	l	l	l	m	m	n
n	n	n	n	o	o	o
p	r	r	r	s	w	z

Die Buchstaben der vorstehenden Figur sind so zu stellen, daß sieben Wörter entstehen, welche bezeichnen: 1. eine Stadt an der Werra, 2. eine Stadt am Rhein, 3. einen englischen Naturforscher, 4. eine Ehrenaufstellung bei festlichen Aufzügen, 5. eine von den Engländern zerstörte Bergfestung in Abessinien, 6. eine der ersten Frühlingsblumen, 7. einen Theil eines Buches. — Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben die Buchstaben, welche in die besonders gekennzeichneten Felder der Diagonalen zu stehen kommen, den Namen zweier Königreiche.

Homonym und Logogriph.

Hier ist es Theil von einem Haus,
Dort stehet es im Zimmer;
Wohl hätt' ich's gerne, doch es wird
Verliehen mir gar nimmer!
Wenn ihm der Kopf und Fuß genommen,
Wird man nicht sehr weit damit kommen!

Rebus.



Homonym.

Ach! das leidige Geld! Hätt' mein Wort ich in Fülle, dann freit' ich Sie, die es schenkte mir und wieder forderte ab.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 41.

Rebus. Reparatur.

Räthsel. Acht (8).

Auszählungs-Räthsel.

	t	s	a				s	s	f	
e	d		d	m		s	r		s	i
s				s	e	u				l
t	s	i			u.s.w.			u	e	g
		a	ö	n³		c	f	e		
				h		b				
		t	e³	b		o	h	ä		
n	b³	d				Anfang		r	d	r
n				ö	u	d³				t
e³	e		g	a³		b	e		e	c
	e	s³	s				n	r	z	

1. Von dem „d", auf das u, ö, a, g folgt, geht man aus.
2. Der dritte Buchstabe zählt.
3. Der Spruch lautet:

„Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie, fortzeugend, Böses muß gebären."

Räthsel. Geizhals.

Inhalt. Wandelungen des Herzens. Von Alexandre Dumas fils, frei bearbeitet von Elise Aßmus. — Aus der ewigen Stadt. Mit Bild. — Vom Papyrus zum Papier. Von R. Hartung. — Eine freie Reichsstadt. Von Dr. Anton Eichler. — Räthsel und Spiele. — Räthsel-Auflösungen. — Nachdruck sämmtlicher Artikel ist verboten.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 43 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 21. Oktober 1888

Wandelungen des Herzens.

Von Alexandre Dumas fils, frei bearbeitet von Elise Aßmus.

Fortsetzung.

Euphémie an Camilla.

Ach, theure Freundin, welche Sicherheit, welche Schnelligkeit liegt in dem Blicke einer Frau! In der kurzen Zeit, die man braucht, um die Augenlider aufzuschlagen und zu senken, sieht und erräth sie Alles, was für sie Interesse zu sehen und zu errathen hat.

Herr Julius war noch nicht in der Mitte des Salons, d. h. er war kaum seit einer halben Minute eingetreten, als ich schon wußte, daß er groß, braun, vornehm, ohne Ziererei war, daß er traurig aussah und auf mich gar nicht achtete.

Meine Mutter stellte mir ihn vor. Da würdigte er mich des Anblicks, aber wie man ein kleines Mädchen ansieht. Er machte mir eine Verbeugung, welche ihm eher die Gewohnheit, als irgend ein Gefühl vorschrieb, und fand ein Mittel, sich abzusondern und mit Niemand bis zum Mittagessen zu sprechen.

Bei jedem andern Manne in dieser Lage wäre dieses Schweigen vielleicht ein Zeichen von Stolz oder Dummheit gewesen; bei Herrn Julius war es sicher nur die Folge einer großen Nebenbeschäftigung. Es lag Traurigkeit in diesem Schweigen, und oft überraschte ich seinen beinahe feuchten Blick, als ob ein schmerzliches Bild ihm plötzlich erscheine.

Welch ein Kummer mag das sein? Ich weiß es nicht. Aber soll ich es Dir sagen? Ich glaube und das Zögern seines Herkommens trägt nicht wenig zu dieser Vermuthung bei, daß er gegen seinen Willen gekommen und daß diese Heirath ihm durchaus nicht paßt. Um Alles zu sagen, er hat das Aussehen eines Mannes, der eine zurückgelassene Liebe betrauert. Ich verstehe mich hierauf grade nicht, aber wir Frauen haben statt der Erfahrung den Instinkt, der uns selten täuscht.

Wenn er wirklich eine Frau liebt, weshalb kommt er hierher? Welche irdische Macht kann einen Mann zwingen, eine Frau zu heirathen, die er nicht liebt, besonders wenn er eine andre im Herzen trägt? Wenn ich Jemanden liebte, so würde ich lieber sterben, als einem Anderen, wer es auch sei, anzugehören, und ein Mann hat noch mehr Willensfreiheit als ein junges Mädchen. Aber es kann sein, daß das Andenken des Herrn Julius einer todten Person gilt, oder daß seine Traurigkeit von einer unerwiederten Liebe herrührt und er die Erinnerung daran oder den Schmerz hierüber in einer Heirath vergessen will. Armer junger Mann! Dann wäre er sehr zu beklagen! Es muß recht traurig sein, von Demjenigen, den man liebt, auf ewig getrennt zu sein, oder ohne Hoffnung zu lieben.

Ich sehe indessen gar keinen Grund, warum man ihn nicht lieben sollte? Er ist jung, vornehm und hat Geist. Er hat Talent und Herz; warum sollte man ihn nicht lieben?

Wie dem auch sei, es beschäftigt ihn etwas, seine Gedanken weilen wo anders, und die Liebe für mich ist es sicher nicht. Ich mußte ihm Romanzen vorsingen, die ich schlecht genug vortrug und die, obgleich er mir Schmeichelhaftes darüber sagte, ihm doch eine schlechte Meinung von mir beibringen mußten. Ich konnte mich nicht zeigen, wie ich bin, und ich fühlte wohl, ich war in seinen Augen nur eine ungeschickte Schülerin.

Und doch hätte ich gewünscht, ihm zu gefallen, denn es scheint mir, daß unsere Naturen übereinstimmen. Wenn er einen Kummer hat, so mag er ihn mir mittheilen, ich werde versuchen, ihn zu trösten.

Ist dies nicht das Beste, was ich thun kann, da ich doch einmal seine Frau werden soll?

Du wirst über diese Sprache erstaunt sein. Mit Deinem Charakter verstehst Du dies nicht. Du würdest auf die Vergangenheit des Mannes, den Du heirathetest, eifersüchtig sein. Ich für meinen Theil glaube, daß eine solche Eifersucht ein Unrecht ist, mehr als ein Unrecht, ein Vergehen, eine Ungerechtigkeit. Mit welchem Rechte kann ich von einem Manne, der längst mit dem Leben vertraut ist, Rechenschaft von seinen früheren Empfindungen verlangen?

Das Höchste, was wir von ihm fordern können, wäre, daß er uns dieselben anvertraute. Wenn er geliebt hat, desto besser, er wird nicht mehr lieben, und da die Liebe, welche eine Frau von ihrem Manne fordert, ohne Zweifel anderer Art ist, als diejenige, welche er vor seiner Heirath empfunden hat, so hat sie, wenn er ihr bei der Verbindung seine früheren Neigungen gesteht, von der Zukunft nichts zu fürchten, und es liegt an ihr, ihm das Glück, das er von der Ehe erwartet, zu verwirklichen. Ich könnte einen Gatten nicht lieben, der als Mann so fühlte, wie ich als Frau; und der so kindliche Gefühle, wie er sie bei mir sucht, besäße. Die Vereinigung von zwei so Unschuldsvollen und Schüchternen wäre nach meiner Meinung, gut, um den Anfang oder das Vorwort eines Romans einzuleiten, und würde bald ins Alltägliche verfallen.

Dies habe ich mir schon oft gesagt, denn Niemand kann

wissen, von welchen ernsten Gedanken die Köpfe von uns jungen Mädchen, die wir stillschweigend über eine Stickerei gebeugt sitzen, erfüllt sind. Dies ist es auch, weshalb Herr Julius sofort einen Eindruck auf mich gemacht, den ein Bestreben, mir zu gefallen, oder ein zufriedener Gesichtsausdruck seinerseits in mir nicht hervorgebracht haben würde.

Und dann steht er durch seine Kunst über gewöhnlichen Verhältnissen. In beständiger Verbindung mit schönen Sachen, mit den Meisterwerken, hat seine Seele sich begeistern und sich Bedürfnisse aneignen müssen, die meine kleine Natur unfähig wäre auszufüllen. Es ist mir lieber, daß Andere diese Sorge übernommen haben und mir überlassen, das Uebel zu heilen. Ja ich bin glücklich, Herrn Julius gesehen oder, besser gesagt, ihn in dem Zustande, in welchem er war, überrascht zu haben. Nach und nach werde ich mich dieser kranken Seele bemächtigen, sie in der häuslichen Arbeit und Ruhe sanft betten. Ich glaube, daß mir die Heilung nicht schwer fallen wird.

Sieh, wie meine Einbildungskraft schon vorwärts geschritten ist. Heute habe ich Herrn Julius zum ersten Male gesehen. Morgen wird er wiederkommen. Indeß wird er schon morgen in mir nicht mehr dasselbe Mädchen wiedererkennen. Wenn sich etwas Neues ereignet, werde ich Dich davon benachrichtigen.

Besten Gruß Deine

Euphemie.

VIII.

Julius an Lydia.

Marseille, den . . .

Du übernimmst so schnell, so rauh die Rolle einer Freundin, daß ich nicht weiß, ob ich Dich als solche anerkennen soll. Es liegt so viel Grausamkeit in Deiner Ruhe, in Deinen Rathschlägen und Hoffnungen für mich, daß das Gefühl, welches Dir Deine Briefe diktirt, eher dem Hasse als allem Andern gleicht. Auch werde ich mir nicht mehr erlauben, Dir von meiner Zuneigung für Dich zu sprechen, und ich hoffe dieselbe ebenso leicht überwinden zu können, wie Du die Deinige. Es muß indessen Dein bei Frauen so ungewöhnlicher Wille, außer dem, was Du mein Glück nennst, einen Grund haben, den Du verbirgst. Es liegt in Deiner Sprache eine Lebenserfahrung, welche Du Dir schon, ehe Du mich kanntest, erworben haben mußt. Du hast jedenfalls durch Jemand leiden müssen und überträgst jetzt Deinen Schmerz auf Andere. Es ist unmöglich, daß Du mich jemals geliebt hast, denn sonst könntest Du Dich nicht in solcher Weise zur Fürsprecherin eines anderen weiblichen Wesens machen. Vielleicht war Dir meine Liebe eine Last; warum hast Du dies nicht gleich gesagt? Es wäre viel einfacher gewesen, als die vielen Phrasen von Aufopferung, deren Du Dich bedienst. Es ist besser, wir heben den Briefwechsel auf. Wozu nützt es, ihn fortzusetzen? Deine kalten Rathschläge thun mir weh. Ich könnte Dir nur unangenehme Sachen sagen. Es ist besser, wir überlassen der Zeit, was Du den Willen hast, ganz allein zu thun. Du hast den Schmerz übernommen, Fräulein Euphemie wird die Tröstung übernehmen. Wir werden sehen, wer den Sieg davonträgt. Wie derselbe auch ausfällt, Du wirst Dir nichts vorzuwerfen haben. Beruhige Dein Gewissen und warten wir!

Julius.

IX.

Euphemie an Camilla.

Marseille . . .

Meine liebe Camilla, ich habe Dir versprochen zu schreiben, sobald sich etwas Neues ereignen würde.

Den Tag nachher, als ich meinen ersten Brief Dir gesandt, kam Herr Julius wieder, dann den folgenden Tag, zuletzt alle Tage. So verging eine Woche. Sein Benehmen war fast unverändert. Indessen wurden wir vertrauter, und denke Dir, einige Anmerkungen, welche ich das Glück hatte, in einer Künstlersache aufzuwerfen, setzten ihn derart in Erstaunen, daß er anfing, mich nicht mehr wie ein Kind zu betrachten. Er fing sogar an, glaube ich, mich anzusehen.

Aber dies ist noch gar nichts gegenüber der plötzlichen Veränderung, die sich gestern zugetragen hat. Es ist gar nicht zu begreifen! Er kam zu meiner Mutter, fest wie ein Mann, der einen großen Entschluß gefaßt hat, nahm ihre beiden Hände und sagte mit zärtlicher und gerührter Stimme in meiner Gegenwart: „Gnädige Frau, ich habe die Ehre, Sie um die Hand Ihrer Fräulein Tochter zu bitten. Ich werde Alles thun, sie glücklich zu machen.“

Dann, ohne die Antwort meiner Mutter abzuwarten, näherte er sich mir lebhaft, ergriff meine Hand, küßte sie und sagte, indem er mich mit feuchten Augen ansah: „Stoßen Sie mich nicht zurück, mein Fräulein, ich würde zu unglücklich sein.“

Ich erröthete unwillkürlich bei dieser schnellen Erklärung.

„Nun wird Alles gut,“ rief meine Mutter, „meine lieben Kinder, ich segne Euch.“

Sie umarmte uns Beide, indem sie unsere Hände in einander legte, küßte uns und sagte:

„Sagt Euch jetzt Alles, wozu Ihr von nun an berechtigt seid.“

Sobald wir allein waren, schien Julius, so darf ich ihn seit gestern nennen, aus der Höhe dieser gekünstelten Exaltation in eine tiefe Niedergeschlagenheit zu verfallen. Es war ihm nicht möglich, mir die Gemüthsbewegung, die ihn beherrschte, zu verbergen; er wandte sich um, um mich nicht sehen zu lassen, daß er weine. Meine Hand behielt er jedoch in der seinigen.

Ich verstand Alles. Armer Mann! Er hatte einen großen Kummer, und um, wenn es möglich wäre, eine Schranke zwischen demselben und sich zu ziehen, klammerte er sich an diese Heirath, jetzt aber, da er nicht mehr zurückkonnte, bereute er, diesen Schritt gethan zu haben. Aber um diesen Schmerz zu mildern, mußte ich ihn erst kennen lernen. Da wir nun in ein vertrauteres Verhältniß getreten waren, trieb mich ein wahres Interesse, nicht Neugier dazu, ein vollständiges Vertrauen von ihm zu verlangen. Er fühlte zuerst, daß er es mir schuldig war, denn diese Traurigkeit konnte in meinen Augen nichts mit der Frage zu thun haben, welche er soeben ausgesprochen. „Verzeihen Sie, mein Fräulein,“ sagte er, indem er seine Augen trocknete, „ich konnte meine Thränen nicht zurückhalten; ich litt sehr viel, aber ich schwöre Ihnen, daß dies die letzten sind, welche ich vergießen werde. Ich kenne vollständig Ihre Großmuth, deshalb werde ich mein Herz vor Ihnen ausschütten.“

„Weinen Sie, Herr Julius!“ sagte ich darauf, als ob ich seine Schwester wäre, „von heute an wollen wir Alles gemeinschaftlich tragen, Freude und Schmerz. Heute wollen wir traurig sein, weil Sie es sind. An einem andern Tage werden wir fröhlich sein.“

„Also verzeihen Sie mir?“ antwortete er, indem er mir einen dankbaren Blick zuwarf.

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen.“

„Sie haben indeß Alles errathen.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

Bei diesen Worten zog er ein Papier aus der Tasche und überreichte es mir. Dies Papier enthielt die Abschrift meines ersten an Dich geschriebenen Briefes. Auf welche Weise kam diese Abschrift in seine Hände? Ich konnte es nicht errathen.

Ich erröthete über und über.

„Und Sie glauben,“ sagte er, „daß, nachdem ich dies gelesen habe, es nicht meine Pflicht ist, Ihnen zu Füßen zu sinken und Sie wie eine Heilige zu bewundern?“

„Pflicht, Bewunderung, das sind arme Gefühle in unserm Alter,“ antwortete ich ihm. „Nein, Herr Julius, wir müssen etwas Besseres thun. Vertrauen Sie sich mir an; sagen Sie mir Ihren Kummer, Ihre Gefühle, ich werde Ihnen meine Träume und Hoffnungen sagen, und dann, hoff' ich, werden Sie die Worte „Pflicht und Bewunderung“ in freundlichere, liebvollere verwandeln. In Ihrer schnellen Einwilligung, mich zu heirathen, in dem Entschlusse, welcher Sie hierher führt, in der Aufregung, in der Sie sich noch befinden, liegt mehr Verdruß über eine Andere, als Neigung zu mir. Was liegt daran! Ich nehme das Gefühl, welches uns vereinigt, an, so gemischt es auch ist. An mir ist es, zu beseitigen, was unserm Glücke schaden könnte.“

Dies war für ein siebzehnjähriges Mädchen schon eine ziemlich gewandte Antwort, nicht wahr? Es ist eigenthümlich, wie ge-

wisse Situationen die Gedanken erheben und die Worte erleichtern. Ich fühlte mich ganz beredt. Ich hätte in diesem Augenblicke sehr gute und schöne Sachen sagen können, und nachdem ich diese Erfahrung an mir selbst gemacht habe, flößen mir die großen Redner nicht mehr so viel Bewunderung ein.

Darauf setzte er sich an meine Seite und sagte mir Alles, bis auf den Namen dieser Frau, welchen ich auch nicht wissen wollte; er liebt sie noch, dessen bin ich sicher, und sehr! Er zeigte mir ihre Briefe. Sie liebt ihn nicht; oder es giebt für die Frauen Gefühle, die sie erst in einer vorgeschritteneren Periode ihres Lebens kennen lernen, denn ich wäre in meinem Alter nicht im Stande, ein solches Opfer, wie sie es ihm bringt, durchzuführen. Ich werde Dir eines Tages seine Geschichte erzählen, da ich dieselbe einem Briefe nicht anvertrauen darf, zumal ich erfahren, daß meine Briefe durch Dich in die Hände Deiner Mutter und ich weiß nicht auf welchem Wege an Herrn Julius gelangen. Es scheint, daß Deine Mutter eine Freundin hat, welche Julius kennt, und daß diese Dame ihm die Abschrift meines Briefes gesandt hat, um ihn von meinen Gefühlen für ihn in Kenntniß zu setzen.

So bin ich nun plötzlich ein Weib, das in die Empfindungen des Lebens eingeweiht ist, eine Vertraute und Trösterin und noch zu andern Sachen gut, als Romanzen zu singen.

Ich bin darauf stolz und glücklich. Der Anfang meiner Ehe ist wenigstens nicht so alltäglich wie bei Anderen, und ich bin jetzt sicher, daß an dem Tage, an welchem mein Mann mir sagen wird: „Ich liebe Dich," er mich auch wahrhaft lieb.

Was mich anbetrifft, so werde ich ihm beweisen, daß die Liebe, welche ihn bis jetzt gefangen hält, die sonderbarste der Welt ist. Die Frau, die er liebt, hat ein Kind, einen Gatten und einen guten Namen sich zu erhalten. Ich kann mich meiner Liebe ganz hingeben und ganz derselben leben. Er müßte also sehr untröstlich sein, wenn es mir nicht gelänge, ihn glücklich zu machen. Welch edler und reiner Triumph für mich, diese schwere Aufgabe zu lösen! Ich würde mein Glück mir erobert haben und hätte es nicht leicht durch eine Laune des Zufalls gefunden. Endlich, ich weiß nicht warum, bin ich entzückt über das, was eine andere Frau erschrecken würde.

Schreibe mir bald! Deine Emphemie.

X.

Julius an Lydia.

Marseille den . . .

Seien Sie glücklich, Madame!
Ich habe Alles gethan, was Sie wünschen.
In vierzehn Tagen verheirathe ich mich.
Leben Sie wohl!

Julius.

XI.

Camilla an Euphemie.

Paris den . . .

Heute bin ich es, meine liebe Euphemie, die Dir Neues zu erzählen hat.

Ich bin in ein Geheimniß, das Dich sehr interessiren wird, theilweise eingeweiht.

Ich kenne die bewußte Dame, habe sie gesehen und gesprochen. Aber höre, wie sich die Sache zugetragen hat. Denke Dir: Einen oder zwei Tage vorher, ehe ich Deinen letzten Brief erhielt, arbeitete ich mit meiner Mutter an einer Handarbeit, als man Frau von S., dieselbe Dame, welcher meine Mutter Deinen ersten Brief mitgetheilt hatte, anmeldete. Ich kannte sie nicht, da ich erst vor Kurzem die Pension verlassen habe, und war sehr erfreut, sie zu sehen, weil sie in Deinem Leben eine Rolle spielt.

Frau von S., ganz schwarz gekleidet, trat sehr aufgeregt, ganz bleich ins Zimmer. Es schien ihr nicht recht, mich dort zu finden. Diese Frau ist schön; sie ist nicht mehr ganz jung, mindestens dreißig Jahre alt, aber sie hat in ihrer ganzen Erscheinung etwas Vornehmes, das überrascht, anzieht, entzückt. Man sieht sofort, daß man es nicht mit einer gewöhnlichen Frau zu thun hat.

Ein Schleier bedeckte ihr Antlitz; als sie ihn im Eintreten zurückzog, konnte ich ihre Züge unterscheiden. Sie hat schwarze Haare, die wie Ebenholz glänzen; eine hohe Stirn, weiß wie Elfenbein, große blaue Augen von langen Wimpern beschattet, herrlich geformte Augenbrauen, eine aristokratische Nase, ähnlich der von Marie Antoniette, einen graziösen Mund, nicht zu groß, nicht zu klein, schöne Zähne, endlich die Haltung und den Geschmack einer echten Weltdame. Man erräth sofort an dieser Frau eine hohe Geburt, eine vorzügliche Erziehung, eine Eleganz, mit einem Worte: Alles, was eine Frau, die seit ihrer Kindheit mit dem Pariser Salonleben vertraut ist, kennzeichnet. Sie hatte bewundernswerthe kleine Hände und Füße; einen Cachemire-Shwal, wie ich wenige bisher gesehen, mit schwarzem Grunde; ein Kleid von schwerer Seide, lang, mit anliegenden Falten auf einem engen Rock, welches, was man auch sagen mag, viel anmuthiger aussieht, als die weiten; einen Hut, der nur von der Baudrant verfertigt sein kann, die zwar die Hüte ein wenig zu voll garnirt, aber doch den besten Kopfputz für eine Frau zu machen versteht; einen schnellen, festen, sicheren Gang; eine schlanke, hohe Taille, vorn zugeknöpft. Ich empfehle Dir diese Façon, wenn Du verheirathet sein wirst. Sie ist reizend. Dies ist Alles, was ich an Frau von S. bemerkte, und Du wirst gestehen, daß es sehr bemerkenswerth war.

Frau von S. begrüßte mich mit einem unbedeutenden Neigen ihres Hauptes und beschäftigte sich nicht weiter mit mir, als daß sie sehr unzufrieden über meine Anwesenheit schien.

„Was ist Ihnen denn, liebe Lydia? fragte meine Mutter. „Sie scheinen ganz aufgeregt zu sein."

„In der That, ich habe mit Ihnen zu sprechen."

„Camilla, laß uns allein!"

Ich hatte mich soeben wieder gesetzt. Welch ein Querstrich! Ich nahm meine Arbeit und ging in das anstoßende Zimmer, nahm mir aber vor, so gut ich könne, zu horchen. Ich war neugierig, zu erfahren, was diese reizende Frau so aufregen konnte, und etwas von dem Herzen, das unter einer so schön verfertigten Taille schlug, kennen zu lernen. Ich hörte folgendes Zwiegespräch:

„Hat Ihre Tochter, liebe Baronin, neue Briefe aus Marseille erhalten?"

„Nein.

„Sobald sie welche erhält, bitte ich Sie, mir dieselben mitzutheilen."

Forts. folgt.

Der zweite Entwurf
des Kaisers Friedrich III. zum Dombau.

Hierzu eine Abbildung.

Dem vor vierzehn Tagen dem Leser vorgeführten Entwurf des Kaisers Friedrich zum Ausbau des königlichen Schlosses und zum Neubau des Domes lassen wir heute aus dem unter demselben Titel im Verlage der hiesigen Architektur-Buchhandlung von Ernst Wasmuth erschienenen Werke des Bauraths J. C. Raschdorff die Ansicht eines neuen Planes folgen. Hier ist die in dem ersten Entwurf entwickelte Bauidee einer Fest-, Predigt- und Gruftkirche erweitert zu der Auffassung eines großen kirchlichen National-Denkmals. In Verbindung mit demselben steht das Kaiser Wilhelm-Denkmal, das seinen Platz in der großen Nische an der Frontmitte finden soll. Auch hier ist mit dem königlichen Schlosse eine architektonische Verbindung geplant, welche die Avenue der Kaiser Wilhelm-Straße zerschneiden würde. Wenngleich die Aussicht zur Ausführung dieses Entwurfs nicht groß ist, so hat derselbe doch wesentlich darum auf Interesse zu rechnen, weil Kaiser Friedrich sich mit dieser Idee befreundet hatte.

Wenig bekannte narkotische Genußmittel.

Von Felix von Thümen.

Tabak, Thee und Kaffee sind jene drei geheimnißvollen Pflanzen, welche entweder ein mitleidiger oder ein erzürnter Gott in die Welt gesetzt hat!" So schreibt der Vater aller modernen Naturgeschichte, der Altmeister Linné über die berühmtesten, am meisten verbreiteten und benutzten narkotischen Genußmittel. Das aber, was er hier spezialisirt, hätte er ebensogut auch generalisiren können, auf alle Narcotica überhaupt ausdehnen, denn „geheimnißvoll" kann man die Wirkung aller auf den Organismus nennen, „geheimnißvoll" den Drang, der allen Völkern auf Erden, auf welcher Kulturstufe sie auch stehen mögen, eigen ist, sich eines oder mehrerer dieser Genußmittel zu bedienen.

Mindestens sechshundert Millionen Menschen trinken chinesischen Thee, vierhundert Millionen rauchen Opium und wohl ebenso viele Haschisch und die Anzahl der Kaffeetrinker wird hinter diesen nicht zurückbleiben. Auf gut hundert Millionen kann man auch die Betelkauer schätzen und auf etwa halb soviel jene, welche Cacao und Chocolade genießen, während Paraguay-Thee und Coca wenigstens von je fünfzehn bis zwanzig Millionen verbraucht werden. Alle bekannten Völker der Erde aber sind leidenschaftlich dem Genuß des Tabaks ergeben, in der überwiegenden Mehrzahl denselben rauchend, sehr vielfach aber auch kauend und schnupfend.

Was sind dies für kolossale Zahlen! Und wie deutlich lassen sie die ungeheure Wichtigkeit dieser Narcotica erkennen, denen doch sämmtlich, wenn wir vielleicht den Cacao ausnehmen, jede direkte Ernährungsbefähigung mangelt. Wahrlich, ein gütiger oder ein erzürnter Gott muß in das gesammte Menschengeschlecht den Trieb gepflanzt haben, sich solcher narkotischer Mittel zu bedienen! Kein Volk giebt es, welches nicht eines oder mehrere besitzt, viele erfreuen sich derselben schon seit undenkbar langer Zeit, viele andre aber, denen es ursprünglich daran gebrach, nahmen mit beispielsloser Gier und Leidenschaft den Gebrauch an, sobald er zu ihnen drang. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der menschliche Organismus derlei Reizmittel bedarf, daß die Aufnahme derselben, man wäre fast verleitet zu sagen: ihm durch ein Naturgesetz diktirt werde. Von Nachahmungstrieb, von der Sucht, eine Mode mitzumachen, kann hier die Rede nicht sein, es muß eine tiefere, heute allerdings noch keineswegs erforschte und klargelegte Ursache diesem Verlangen zu Grunde liegen, das mit seinen eisernen Banden alle Stämme der Welt gleichmäßig umschließt, bei allen mit der nämlichen Heftigkeit zu Tage tritt.

Angesichts dieser Universalität des Gebrauches narkotischer Substanzen, des jedem Menschen innewohnenden Bedürfnisses, sich ihrer zu bedienen, kennt auch alle Welt eine gewisse Anzahl davon aus eigener Erfahrung, manche andere aus dem Vielen, was darüber gesprochen und geschrieben ward. Diese hervorragendsten und am massenhaftesten gebrauchten Stoffe sind vorher schon genannt worden, und darüber heute mit unseren liebenswürdigen Lesern zu plaudern, sind wir nicht gewillt, wenngleich auch sie uns noch immer Material in Hülle und Fülle böten zur Mittheilung von vielfach interessanten und wenig bekannten Einzelheiten. Derlei wollen wir uns jedoch für ein anderes Mal aufsparen und heute lieber von einigen narkotischen Genußmitteln erzählen, von denen die Allgemeinheit wenig oder gar nichts weiß, und die daher auf jeden Fall den Reiz der Neuheit für sich haben.

So dürfte es kaum in größeren Kreisen bekannt sein, daß die Blätter des Kaffeebaumes in gewisser Hinsicht die sonst allgemein verwendeten Bohnen an Wirksamkeit nicht unwesentlich übertreffen, denn ihr Gehalt an Koffeïn, an jener Substanz also, welcher der Kaffee seine eigenthümlich anregenden und belebenden Eigenschaften verdankt, ist ein beträchtlich höherer. Die grün gesammelten Blätter werden geröstet und dann mit siedendem Wasser aufgebrüht, es entsteht ein stark braun gefärbter, zwischen Kaffee und Thee etwa die Mitte haltender, ganz angenehmer Dekokt, der ebenso auf den Organismus wirkt, wie gewöhnlicher Bohnenkaffee.

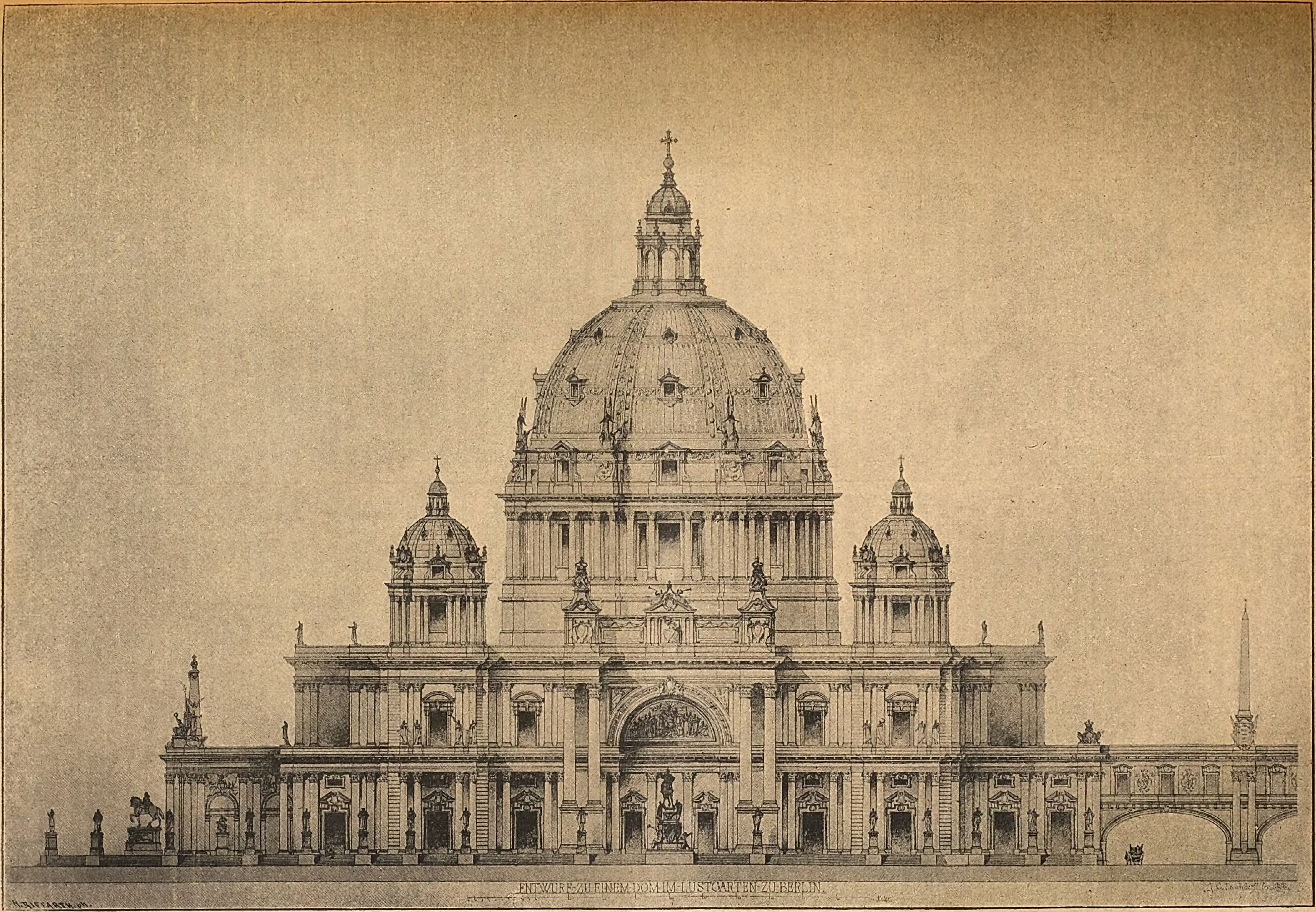
In Arabien, also der Heimath des edlen Mocca behauptet seit Altersher der Kath, neben dem Kaffee, eine angesehene Stellung bei der gesammten Bevölkerung, und der Kultur der Pflanze wird allerorts eine große Sorgfalt gewidmet. Es sind ebenfalls die Blätter, welche Verwendung finden, und die, nachdem sie vorsichtig geröstet sind, entweder als Thee getrunken oder aber gekaut werden. Erstere Benutzungsweise geht allerdings ziemlich zurück, das Kauen jedoch kommt immer allgemeiner in Aufschwung, und die feinsten, aus den zartesten Blättern und Knospen allein bestehenden Sorten werden sehr hoch bezahlt. Die Wirkung des „Kath" ist eine angenehm aufregende, er macht heiter, gesprächig, vertreibt den Schlaf und versetzt sensiblere Personen in wonnige Träumereien; niemals jedoch ist der Genuß die Ursache so furchtbar heftiger Erregungen, wie dies der Fall bei Haschisch und Opium ist, und selbst übermäßig starke Dosen sollen ohne jede schädliche Einwirkung auf den Organismus bleiben.

Wesentlich bedenklicher ist die Benutzung des Stechapfels als Narcoticum, die wir merkwürdigerweise als uralten Gebrauch in der neuen wie in der alten Welt finden, wenn auch die betreffenden Pflanzenspezies verschiedene sind. Besonders verbreitet ist der Genuß bei den südamerikanischen Indianern. Die Folge ist eine schon kurze Zeit nach dem Verschlucken des Aufgusses sich einstellende starke Betäubung. Die Leute starren ausdruckslos vor sich hin, der Mund ist krampfhaft geschlossen; doch dies dauert nicht lange, es stellen sich heftige Krämpfe ein, wobei die Lippen mit Schaum bedeckt sind, und ist endlich auch diese Phase vorüber, so versinkt der Stechapfeltrinker in einen tiefen, langen Schlaf, während dessen er im Traume mit den Geistern seiner Vorfahren verkehrt. Diese Visionen zu haben, ist denn auch der Hauptzweck des Genusses, denn weder unmittelbar noch nachwirkend übt derselbe einen angenehmen Einfluß auf den Körper aus, vielmehr wird derselbe davon schwach und entkräftet.

Interessant dürfte es für den Leser auch zu vernehmen sein, daß ein Narcoticum, in seinen Wirkungen dem Opium sehr ähnlich, aus dem Milchsafte des Gartensalates, wie aus dem der wildwachsenden Lattigarten gewonnen wird. Dasselbe führt den Namen „Lactucarium," und ihm sind, allem Vermuthen nach, die unzweifelhaft wohlthätigen Einflüsse des Salatgenusses auf den menschlichen Körper zuzuschreiben, Einflüsse, die schon den Alten wohl bekannt waren und Dioskorides zu einem lebhaften Lobe des Salates, seiner schlafbefördernden, beruhigenden und erfrischenden Wirkungen begeisterten.

Einer der allermerkwürdigsten narkotischen Stoffe ist jedoch zweifellos der Fliegenschwamm. Oder muß es nicht im höchsten Grade bemerkenswerth erscheinen, daß dieser Pilz, der bei uns — und das mit vollstem Rechte — zu den allergefährlichsten und giftigsten gerechnet wird, von dem eine wenig beträchtliche Quantität hinreichend ist, einem erwachsenen Menschen unter den furchtbarsten Qualen den Tod zu bringen, daß dieser Pilz sagen wir, anderwärts sowohl als Speise genossen, wie auch als narkotisches Mittel unausgesetzt und ganz regelmäßig benutzt wird, ohne daß sich weitere Folgen bemerklich machen, als solche, wie sie nach jedem etwas stärkeren Alkoholgenuß sich einstellen? All dies trifft aber bei dem in Rede stehenden Schwamme zu; wir fürchten und meiden ihn als überaus giftig, und zahlreiche Völkerschaften des nördlichen Asiens benutzen ihn jahraus, jahrein, ohne bemerkenswerthe Schädigungen an ihrer Gesundheit dadurch hervorzurufen!

Der Fliegenschwamm wächst namentlich in Kamtschatka massenhaft, und da die seinem Genusse ebenfalls leidenschaftlich ergebenen Ostjäken, Jakuten, Tungusen und wie die Stämme Nordostsibiriens sonst noch heißen mögen, seiner in beträchtlichen Mengen bedürfen, so wird die entweder künstlich oder an Ort und Stelle natürlich getrocknete Waare, „Muchumor" genannt, ihnen als richtiges Handelsobjekt zugeführt. Entweder werden die Pilze zur Bereitung von Suppen und Saucen benutzt oder roh, in Gestalt von Pillen genommen, oder es wird daraus, unter Zusatz des Saftes der Rausch-Heidelbeere und eines Dekoktes aus dem Laube des „schmalblättrigen Weidenröschens" ein Getränk bereitet. Dies letztere ist die beliebteste Art, sich des Schwammes zu bedienen, und ist bei jenen Stämmen ganz allgemein im Schwunge. Der Genuß



Zweiter Entwurf des Kaisers Friedrich III.

zum Neubau des Berliner Domes. Herausgegeben von Baurath J. C. Raschdorff. Verlag von Ernst Wasmuth.

des Getränkes regt die Phantasie in ähnlicher Weise an, wie solches Haschisch und Opium thun, nur tritt der Effekt viel später als dort, erst nach einigen Stunden ein. Dann legen die Trinker sich auf den Rücken, lachen, singen, schwärmen von Glück, Reichthum und Ansehen und bilden sich namentlich ein — was dort zu Lande als das Begehrenswertheste gilt — recht wohlbeleibt zu sein. Genau wie bei dem Alkohol wird bei verschiedenen Individuen durch Fliegenpilzgenuß auch eine ganz verschiedene Wirkung hervorgebracht: während Einige träge und stumpfsinnig werden, stellt bei Anderen sich eine übermäßige Lustigkeit ein, und noch Andere fallen ihrer Umgebung durch widerwärtige Zärtlichkeiten lästig und theilen dabei wohl auch Jedermann ihre tiefsten Geheimnisse mit. Dabei schwindet nicht selten der Begriff des Raumes vollständig, und um über einen Strohhalm wegkommen zu können, werden die außerordentlichsten Sprünge ausgeführt. Auch die Muskelkraft wird zuweilen ungemein erhöht, sah doch der Reisende Langdorf beispielweise einmal einen durch Fliegenschwamm berauschten Mann mit der größten Leichtigkeit einen anderthalb Centner schweren Sack, ohne Unterbrechung, fünfzehn Werst weit tragen. Ebenso wie die Wirkungen, sind auch die Folgen des Fliegenschwammgenusses im Allgemeinen jenen ähnlich, welche der Genuß von Alkohol hervorruft; namentlich auffällig ist dies, wenn übermäßig große Mengen genossen werden. Es treten Schwindel, Kopfweh, Erbrechen, kurz, mehr oder weniger alle Erscheinungen eines echten „Katzenjammers" ein. Wird aber die Unmäßigkeit zur Regel, dann wird ein Zustand die unbedingte Folge sein, der sich kaum wesentlich vom echten Säuferwahnsinn unterscheidet und schließlich den Trinker unheilbarem Blödsinn zuführt.

Daß übrigens der Fliegenschwamm als berauschendes Mittel ehemals auch in Europa benutzt wurde, das geht aus den hochinteressanten Mittheilungen des verdienten norwegischen Botanikers Schübler hervor. Derselbe weist nach, daß genannter Pilz es war, aus dem die alten Skandinavier ein Getränk bereiteten, dessen ungemein berauschende und dabei halb giftige Eigenschaften solche Erscheinungen wahnsinniger Wuth hervorriefen, wie sie die nordischen Krieger zeigten, wenn sie auf ihren berüchtigten „Berserkergängen" begriffen waren, und wie man sie heutigen Tages nur noch bei den entsetzlichen „Amokläufern" unter den Malayen Ostindiens begegnet.

Ursprung und Bräuche der Freimaurer.

Von Adam Löffler.

Die Geschichte des Freimaurer-Ordens zu geben, ist fast eine Unmöglichkeit; nur hier und da tauchen einzelne Thatsachen auf, die über seine Entwickelung sparsames Licht verbreiten.

Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts erscheint eine Brüderschaft von Maurern in Großbritannien. Ihre Fortschritte dehnen sich gleichmäßig mit denen des Christenthums aus. Denkmäler in England rühren von ihr her, um das Jahr 926 erbaut. Prinz Edwin, der Bruder des Königs Athelstan, ist Großmeister der Brüderschaft. Nach und nach verliert die Verbrüderung ihre ursprüngliche Gestalt. Die Großen und der Adel bewerben sich um die Ehre, aufgenommen zu werden. Von seinen alten Geschäften bleibt nichts übrig als die Sinnbilder.

Mittlerweile stiftete im Anfang des zwölften Jahrhunderts Hugo von Payen in Frankreich einen Ritterorden, mit Einweihungen und Mysterien, in Bezug auf die Kreuzzüge im Orient. Dieser Orden, der der Templer, aus gebildeten und kühnen Männern bestehend, gewinnt schnelles Wachsthum und verbindet sich mit den Freimaurern in England. Bald wird er so furchtbar, daß ein König auf seinem Throne vor ihm zittert, und seine Reichthümer sind überdies so groß, daß sie die Gier des Fürsten reizen. Nach hundertjährigem Bestehen wird der Tempelherrn-Orden, nachdem er zur höchsten Stufe des Glücks und zugleich seines inneren Verfalls gelangt, im Jahre 1311 von Philipp dem Schönen aufgehoben und der Großmeister Jakob Molay verbrannt.

Die Freimaurerei wächst in England und breitet sich dort immer weiter aus und zwar bis zu dem Zeitpunkte, wo sie zu uns herübergebracht wird, in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Seit dem Jahre 1725 kamen mehrere Herren vom alten Adel und französischem Hofe insgeheim und zu bestimmten Zeiten in einem Restaurant in der Rue des Boucheries in Paris zusammen; den Vorsitz führte Lord Derwent-Waters, der Anreger dieser Zusammenkünfte. Zu ihnen zählten viele Engländer, die wegen ihrer Anhänglichkeit an das Haus Stuart im Exil leben mußten.

Bald jedoch drangen seltsame Gerüchte über diese Versammlungen ins Publikum: daß nur wenigen Auserwählten der Zutritt dazu offen stände, daß man sich einer besonderen Sprache und eigenthümlicher Zeichen bediene, und daß dort geheimnißvolle und grauenerregende Ceremonien vorgenommen würden. Daraufhin ergingen im Jahre 1737 die ersten Ordonnanzen vom Chatelet gegen die Freimaurer. Auf diese Weise wurde die Freimaurerei in Frankreich eingeführt. Es fehlte kein Mittel, das einen Erfolg bewirken konnte, selbst nicht die Verfolgung. Die Ordonnanzen von Chatelet machten die Freimaurerei zur Mode.

König Ludwig XV. mochte immerhin ganz laut den Herren, die für Freimaurer galten, sein Mißfallen bezeigen, er mochte sie auf ihre Güter verbannen: er richtete damit keineswegs etwas aus; er verbot dem Herzog von Antin, das Großmeisterthum des Ordens anzunehmen, und der Herzog, dieser große und so kluge Schmeichler, gehorchte dem Könige nicht.

Im Jahre 1743 wählte der Graf von Clermont, der zum Großmeister ernannt war, zu seinem Stellvertreter den Banquier Baure, der eine Anzahl von Graden einführte und einen schändlichen Handel damit trieb. Im folgenden Jahre bewilligte Karl Eduard Stuart den Maurern von Arras aus Erkenntlichkeit für die Dienste, die sie ihm erwiesen hatten, eine Institutions-Bulle als Landes-Loge, unter dem Namen des „Jakobitischen Schottlands" und vertraute die Leitung desselben mehreren Notabeln der Stadt, unter anderen den Herren de Lagneau und de Robespierre an, Beide Advokaten.

In dieser Zeit nahm die Sucht nach Titeln und Graden im Orden immer mehr und mehr zu. An die Stelle des Banquier Baure kam der Tanzlehrer Lacorne, und diese Ernennung führte fünfundzwanzig Jahre hindurch zu inneren Verwirrungen und Stürmen, in Folge deren die große Loge sich zu einer obersten Körperschaft umbildete. Hier gelangten die Meister zur Wahl, und die Loge nannte sich „Großer Orient".

Im Jahre 1770 wurde der Herzog von Chartres, späterer Herzog von Orleans, zum Großmeister ernannt; in dieser Zeit wurde die Neugier so groß, daß Männer und Frauen alles Mögliche aufboten, um hinter die Geheimnisse des Ordens zu kommen. Die Frauen suchten die Aufnahme eifrig nach. Sogenannte Adoptivlogen bildeten sich, und die Herzogin von Bourbon wurde Großmeisterin derselben.

Am Schluß des Jahres 1789 wandten sich die Blicke von dem Schauspiel der „neuen Welt", von der Freimaurerei ab; das Interesse dafür und der Glanz derselben erlosch immer mehr und mehr bis zum Jahre 1793, wo der Großmeister öffentlich aus der Loge schied. Seiner tüchtigsten Mitglieder durch die Guillotine beraubt, beugte der Orden sein Haupt unter die Herrschaft des Schreckens und erstand nur erst auf Napoleons Stimme wieder aus seiner Lethargie. Dieser bevölkerte die Logen mit seinen Generalen und gab ihnen seinen Bruder Joseph zum Großmeister. Unter der Restauration verstanden sich die Mitglieder auf den Nutzen, den sie aus dem Bande der Verbrüderung für ihr Talent gewinnen konnten.

Drei Grade giebt es in der Freimaurerei, die Grade des Lehrlings, des Gesellen und des Meisters. Die übrigen, ins Unendliche vervielfacht, scheinen mehr oder minder bedeutungslose Unterscheidungen zu sein.

Nachdem man sich von der Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit des Kandidaten überzeugt hat, wird dieser von seinem Pathen oder Einführer, der auch die Beamten der Loge von der Ankunft des Aufzunehmenden unterrichtet, an die Pforten des Tempels geführt. Hierauf erscheinen zwei Mitglieder, nehmen ihm seine Waffen, seinen Schmuck, alle Metall-Gegenstände, die er sonst bei sich zu tragen pflegt, ab, um hierdurch anzudeuten, daß jeder Freimaurer für die Reichthümer und Eitelkeiten der Welt gleichgiltig sein soll. Man entkleidet ihn zur Hälfte. Hierauf führt man den Kandidaten in das Zimmer der Betrachtung. Es ist dies ein Zimmer, welches nur von einer Lampe beleuchtet wird, und dessen schwarze Wände mit Sinnbildern des Todes und ernsten Sprüchen bedeckt sind. Ein Todtenkopf und ein Skelett rufen dem Kandidaten die Nichtigkeit alles Menschlichen vor die Seele. Nach den üblichen Ceremonien führt ihn ein Bruder in den Tempel ein: „Es ist ein Blinder, der nach dem Lichte, ein Leichnam, der nach der Auferstehung verlangt," spricht der Bruder laut und vernehmlich bei dieser Gelegenheit. Dort zeigt sich den Blicken des Neulings eine Wölbung, azurblau, auf der die Sonne, der Mond und Sterne abgebildet sind. Von dieser Wölbung hängen sieben Leuchter herab, jeder mit sieben Wachskerzen geschmückt, welche die sieben Planeten darstellen. Der Großmeister sitzt, gegen Osten gewandt, auf einem goldenen Throne, umgeben von den Gesellen. Vor ihm erhebt sich ein dreieckiger Altar, auf dem der Kandidat seinen Eid abzulegen hat. Dieser Altar ist das Bild der schöpferischen Kraft, die im Osten liegt. Das Dreieck ist das Symbol der Gottheit oder in der Maurersprache: „des großen Baumeisters des Universums."

Der Kandidat wird zuerst durch Fragen geprüft, die dahin zielen, seine Seele zu erforschen. Der Großmeister unterrichtet ihn von den Gefahren, denen er sich aussetzt, und wenn er auf seinem Entschlusse beharrt, so läßt man ihn Reisen machen, die sich ebenfalls der egyptischen Prüfungsweise nähern. Wenn die letzte vollendet ist, steigt er die drei Stufen des Tempels hinan, kniet vor dem Altar nieder und hat, mit der rechten Hand das Evangelium berührend, den Eid zu leisten.

Man führt ihn in den Tempel zurück, stellt ihn mit dem Gesicht nach Norden, und die Binde fällt von seinen Augen. Alle diese Spuren der egyptischen Weihe, die man in der Aufnahme des Lehrlings antrifft, fallen bei der Beförderungs-Ceremonie zum Gesellen und Meister weg. Die Symbole, die der Kandidat im zweiten Grade der Freimaurerei anlegt, sind die nachbenannten:

Auf seiner ersten Reise ist der Neuling mit einem Hammer und einem Meißel versehen; der Hammer, das Sinnbild der Arbeit und der Kraft, mit welcher Alles ins Werk gesetzt wird, der Meißel, das Emblem der Skulptur und der schönen Künste. Auf der zweiten Reise trägt er einen Kompaß und ein Richtscheit — Bilder der Vollkommenheit in Allem; alsdann ein Richtscheit und ein Brecheisen, die materielle, moralische und intellektuelle Kraft anzudeuten. Bei einer ferneren Reise erhält er ein Richtscheit nebst Winkelmaß — das Werkzeug, ohne welches das Gebäude weder Regelmäßigkeit noch Festigkeit gewinnt. Auf der fünften Reise endlich trägt der Neophyt gar kein Symbol; man nimmt an, daß er bereits alle Kenntnisse besitzt, durch die der Mensch frei und unabhängig wird.

Das Symbol des ersten Grades ist, wie wir gesehen haben, das Dreieck oder Delta, welches die Einheit, das Unendliche, Gott vorstellt. Die fünf symbolischen Instrumente des zweiten bilden ein einziges, den fünfeckigen Stern, der die Mannigfaltigkeit vorstellt.

In der Meisterloge sind am Tage einer Aufnahme alle Gesichter mit Trauer und Trübsal erfüllt. Der Tempel ist schwarz ausgeschlagen. Eine einzige Lampe steht auf dem Altar und beleuchtet mit mattem Schimmer die Versammlung. Alle Meister sind schwarz gekleidet, das Haupt mit einem Hut bedeckt, das Schwert in der Hand. Alles dies bezieht sich auf die Ermordung Hirams, des Erbauers des Salomonischen Tempels.

In der Mitte des Tempels erblickt man einen Sarg, symbolische Reisen haben stattgefunden; der Kandidat hat drei Schläge vor den Kopf bekommen. Hierauf wird von dem Großmeister folgende Legende vorgetragen:

„Salomo, der Sohn Davids, da er beschlossen hatte, Gott einen würdigen Tempel aufzurichten, machte einen Vertrag mit Haram II., König von Tyrus, welcher sich verpflichtete, ihm eine große Anzahl guter Arbeiter unter Führung ausgezeichneter Baumeister zu übersenden und ihn mit Cedern vom Libanon als Bauholz für den Tempel zu versehen. Der Geschickteste unter den Baumeistern hieß Hiram. Dieser hatte eine bewunderungswürdige Ordnung in den Arbeiten des Tempels eingeführt; er wollte Alle nach ihren Verdiensten belohnen und hatte sie deshalb in drei Klassen eingetheilt, die der Lehrlinge, der Gesellen und der Meister. Jede dieser Klassen hatte ein besonderes Erkennungswort. Mittlerweile entwarfen drei ehrgeizige und neidische Gesellen den Plan, das Wort des Meisters zu erlangen. Eines Tages, nachdem die Arbeiter hinausgegangen waren, gingen sie der eine an die Thür gegen Norden, der andere an die gegen Westen, der dritte an die gegen Osten. Als Hiram nun an die Thür gegen Norden kam, um hinauszugehen, verlangte der erste Geselle das Wort des Meisters; Hiram schlug es ihm ab, weil er es nicht verdiente. Der Geselle versetzte ihm mit einer Walze einen Schlag gegen den Kopf. Hiram lief zur Thür gegen Westen, aber dort fand er den zweiten, der ebenfalls das Wort des Meisters vergeblich von ihm verlangte und ihm mit einem Hammer einen Schlag auf die Schulter gab, daß er zurücktaumelte. Der dritte Geselle an der Thür gegen Osten zerschmetterte ihm mit einem Hebebaum die Brust. Die Mörder trugen den Leichnam auf einen nahen Berg, wo sie ihn verscharrten und den Platz mit einem Akazienzweig bezeichneten. Salomon sandte neun Meister aus, Hiram zu suchen. Sechs Tage waren verflossen, ohne daß sie eine Spur von ihm gefunden hatten; am siebenten wollte sich einer von ihnen, den die Müdigkeit übermannte, niedersetzen und stützte sich mit der Hand auf den Akazienzweig. Dieser blieb ihm in der Hand. Die frisch zugescharrte Erde erregte seinen Verdacht; man wühlte die Erde auf, und es wurde der Leichnam des würdigen Meisters Hiram gefunden."

Es war ganz unvermeidlich, daß die Freimaurerei und ihre geheimnißvolle Hülle von „pfiffigen" Weltleuten für Privatzwecke auf Kosten der Leichtgläubigkeit ihrer Mitmenschen gebraucht ward. Drei bekannte Männer des vorigen Jahrhunderts, der Graf von St. Germain, Casanova und Cagliostro, machten einen solchen Gebrauch davon und mit entschiedenem Glücke.

In England wurde der Letztere von den Freimaurern aufgenommen. Er begriff sogleich den ganzen Vortheil, den er von dieser Verbindung ziehen konnte; er kam auf den Gedanken, einen besonderen Ritus zu gründen, zu dem er die Elemente in den Pyramiden Egyptens erhalten zu haben behauptete. Er entlehnte dem Manuskript eines gewissen Georg Coston den Plan zu seiner „Egyptischen Maurerei", die aus einzelnen Brocken der Chemie und Kabbala zusammengesetzt war.

Der angebliche Zweck dieser Maurerei war, ihre Anhänger zur Vollkommenheit zu führen: durch die physische und durch die moralische Wiedergeburt. Durch die erstere sollte man die jugendliche Frische vollkommen wiedergewinnen, durch die zweite die ursprüngliche Unschuld, die durch die Sünde verloren gegangen. Die Freimaurer hatten ihn zu ihrem Groß-Kophta ernannt. Dies erhob ihn auf die höchste Stufe der Auszeichnung in Frankreich; die Bewunderung für Cagliostro steigerte sich bis zum Fanatismus. Sein und seiner Frau Bild trug man auf Ringen, Tabaksdosen u. s. w., es wurden Medaillen auf ihn geschlagen; seine Büste wurde in Marmor und Bronze gefertigt, darunter war zu lesen: „Der göttliche Cagliostro!"

Die Freimaurerei ist vor Allem eine Verbrüderung, die auf die Prinzipien der Religion, der Wissenschaft und der Politik gegründet ist, deswegen hat sie sich so lange erhalten gegen alle Stürme und Wechsel des Schicksals.

Räthsel und Spiele.

Rebus.

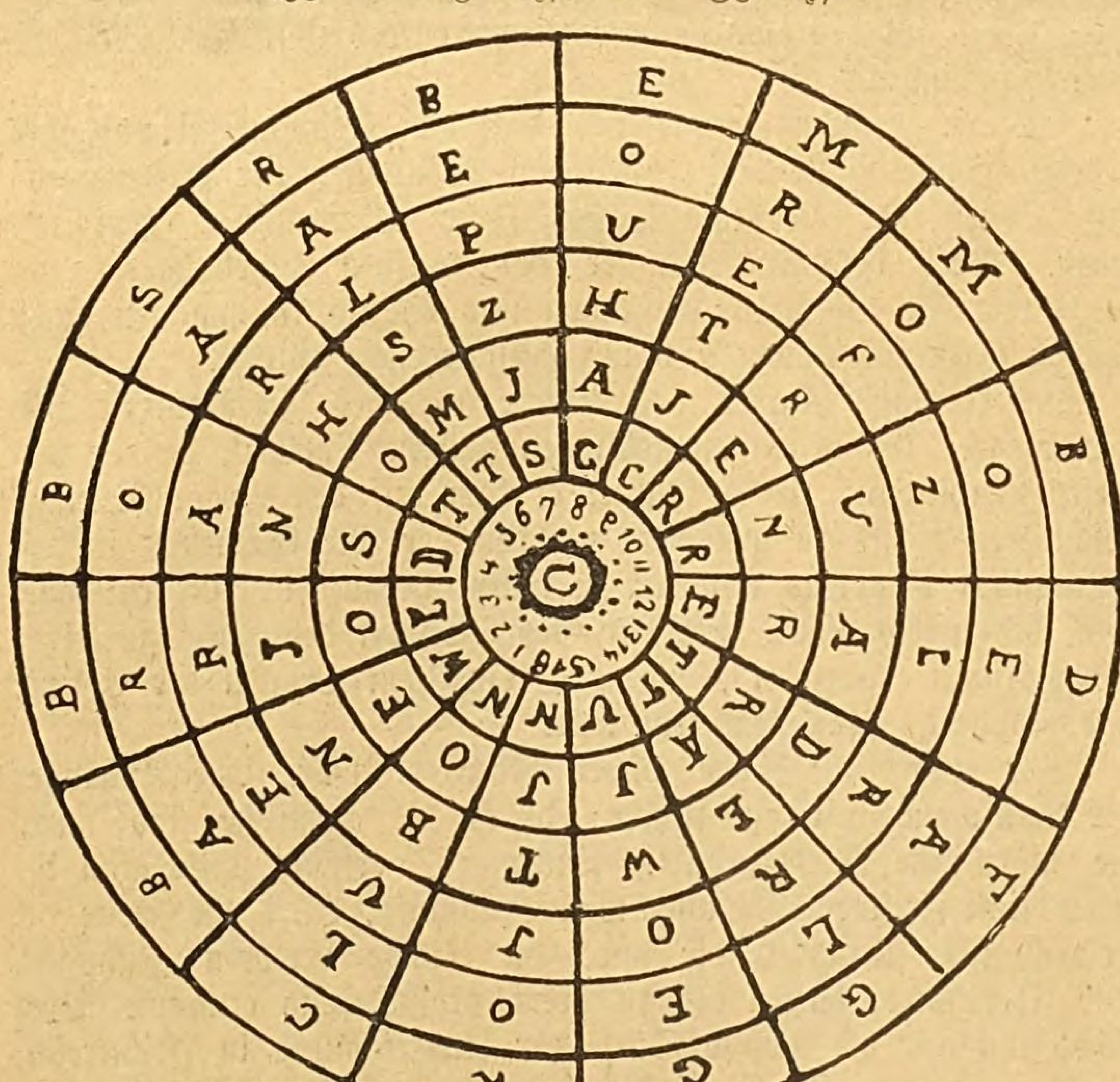


Ergänzungs-Räthsel.

.iro.
.tom.
.ebu.
.uni.
.tic.
.rae.
.rag.
.aba.

Die vorstehenden verstümmelten Wörter sind durch Hinzufügung der fehlenden Anfangs- und Endbuchstaben in der Weise sinnrichtig zu ergänzen, daß in der Richtung von oben nach unten die Anfangsbuchstaben einen europäischen Staat, die Endbuchstaben dessen Hauptstadt ergeben.

Kreis-Buchstaben-Räthsel.



Die richtige Zusammensetzung der Buchstaben ergiebt die Namen: 1. eines Präsidenten, 2. eines bedeutenden Komponisten, 3. eines bedeutenden Industriellen, 4. eines bedeutenden französischen Romanschriftstellers, 5. eines bedeutenden Humoristen und Satirikers, 6. eines bedeutenden Humoristen, 7. eines bedeutenden Satirikers, 8. einer thüringischen Stadt, 9. eines bedeutenden Komponisten, 10. eines Nebenflusses der Elbe, 11. einer Weltstadt, 12. eines bedeutenden Naturforschers, 13. eines bedeutenden Komponisten, 14. eines bedeutenden Dichters, 15. eines bedeutenden Komponisten, 16. eines bedeutenden Dichters.

Rösselsprung.

		ken							eil'		
		o		lück	faust	ein	in		das		
		be	o	wer	keit	her	bogen	w'e	ihr		
mich	ßen	lich	selig	der			mäd	seines	dem	's giebt	zu
	ne	dü	fü	glück	zens	die	von	unheil	hin	mir	
wirst	langen	reim'	won		pfeil	chen		nie	liebt	kein	flöge
sammen	mir	trübt	und		den	es		liebt	ward	gleichfalls	chen
	wann	sien	kuß	das			o	ihm	lieb	ich	
	zu	giebt	dem	wenn	daß	dann	und	keit	lohnt	gret	
	auch		er	ge	aus	selig	da	treuer		strickt	
	den	mir	würd'	him	sie	weiß	die	be	mein	mit	
	ach	mir	träumt	ihn	ich	mel	ich	er	von	art	
	zen	kann	stürzen	dies	die	thront	meinem	lings	nach	mich	
		im		herun	zuteil	chen	rascher		ich		
her		ter	glück	zart			wüßt'	mäd	jüng		daß

Räthsel.

Mit S hat einst durch Weisheit es die Welt ergötzt,
Gesetz und Satzungen erfunden;
Mit K hast Du's zu manchem Satz schon selbst gesetzt,
Gedanken weise so verbunden.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 42.

Buchstaben-Räthsel.

h	e	r	f	o	r	d
c	o	b	l	e	n	z
w	a	l	l	a	c	e
f	p	a	l	i	e	r
m	a	g	d	a	l	a
a	n	e	m	o	n	e
e	i	n	b	a	n	d

Homonym und Logogriph.

Flügel — Lüge.

Rebus. Drei Autoren: Glasbrenner, Brentano, Amyntor.

Homonym. Interesse.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 44 Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt 28. Oktober 1888

Wandelungen des Herzens.

Von Alexandre Dumas fils, frei bearbeitet von Elise Aßmus.

Fortsetzung.

Camilla an Euphemie.

„Was ist denn geschehen, liebe Lydia?“ so hörte ich Lauscherin die Baronin fragen.

„Hören Sie, liebe Freundin. Wir haben niemals ein Geheimniß vor einander gehabt. Auch heute möchte ich nicht, daß es anders wäre.“

Du kannst Dir denken, wie ich meine Aufmerksamkeit verdoppelte.

Frau von S. fuhr fort:

„Ich habe Alles, was ich konnte, für Julius und dessen Glück gethan. Wenn Sie wüßten, wie viel Thränen ich vergossen, wie viel Kraft und Muth erforderlich waren, um ihm die kalten Vernunftsgründe, die ich ihm auseinandergesetzt, mitzutheilen, um solche Briefe, wie ich sie ihm geschrieben habe, zu verfertigen! Ich glaubte, dabei zu sterben. Ich habe meinen Schlaf und meine Gesundheit verloren. Ich habe Gott gebeten, habe mich an meinen Sohn geklammert. Alles, was die Familie, die Religion, die Pflicht den Versuchungen der Liebe, dem Verlangen des Herzens entgegensetzen konnte, ich habe es gethan. Aber die menschliche Entsagung hat ihre Grenzen. Bei der großen Anstrengung, stark zu erscheinen, ist mein Herz gebrochen. Meine Kraft ist zu Ende. Jetzt glaubt Julius, daß ich einen Anderen geliebt habe, und daß ein alter Schmerz mich seiner Liebe entsagen läßt. Er verbietet mir, ihm zu schreiben! Er liebt mich nicht mehr, verachtet mich vielleicht. Was soll aus mir werden, mein Gott! Ich sehne mich nach einem Herzen, welchem ich dies schmerzliche Bekenntniß anvertrauen kann. Es erstickt mich. Meine Freundin, rathen Sie mir, helfen Sie mir! Seit ich den Brief dieses jungen Mädchens, dessen Abschrift an Julius zu senden, mich eine äußerste Anstrengung gekostet hat, gelesen, fürchte ich, auf dieses edle, großmüthige Kind eifersüchtig zu sein. Er wird sie lieben. Ich verstehe jetzt, daß ich das Opfer nur in dem Glauben annahm, daß diese Heirath die Ruhe einer kranken Seele herstellen werde; aber dieses Mädchen ist mir überlegen und wird seine Frau werden; sie hat die Jugend, das Recht, die Zukunft für sich. Und ich, ich liebe ihn mehr als je! Ich habe geglaubt, wahnsinnig zu werden! Ich faßte die unsinnigsten Entschlüsse. Gestern wollte ich abreisen, meinen Gatten, mein Kind verlassen. Ich wollte Julius, der mich noch lieben muß, der mir Alles opfern wird, wenn ich zu ihm zurückkehre, aufsuchen. Da, glücklicher Weise, habe ich noch gewartet, ich dachte an Sie, und wollte wissen, ob hier vielleicht ein Brief angekommen sei, der mir von ihm Nachricht brächte. Was soll ich thun? Was soll aus mir werden? Ich bitte Sie, meine Freundin, retten Sie mich vor mir selber!“

Und die arme Frau schluchzte laut.

Das Leben scheint doch sehr ernst zu sein.

Ich glaubte zu träumen. Welch ein Mann, Dein zukünftiger Gatte! und wie wird er geliebt!

Meine Mutter versuchte, Frau von S. zu beruhigen. Sie sagte ihr Alles, was sie ihr unter solchen Umständen sagen mußte. Aber es schien mir doch sehr wenig gegenüber dem, was ich soeben gehört hatte. Wäre Frau von S. nicht in einem Zustande vollständig körperlicher Erschöpfung gewesen, so hätte sie meine Mutter überhaupt gar nicht angehört, sie konnte sich kaum aufrecht erhalten.

Was hat ihr denn Herr Julius geschrieben?

Es scheint, daß er entschieden anfängt, Dich zu lieben. In jedem Falle opfert er Dir eine sehr anbetungswerthe Person! Ach die Liebe! Welche schreckliche Sache! Gott mag geben, daß ich niemals liebe.

Genug, meine Mutter hat, nachdem sie ihr versprochen, ihr den ersten Brief, welchen ich empfangen würde, zu zeigen, und ihr den Rath gegeben, Julius, sobald als möglich, zurückkehren zu lassen, sie endlich ein wenig beruhigt und zu ihrem Gatten zurückgeführt, der, wie es scheint, keine Ahnung hiervon hat.

Als ich Deinen letzten Brief erhielt, that ich natürlich, als hätte ich von Allem nichts gehört, und gab denselben, wie alle Briefe, welche ich empfange, meiner Mutter zu lesen.

Ich weiß nicht, wozu sich Frau von S. entscheidet, nachdem sie den Brief gelesen haben wird. Ich ahne wohl den Sinn, den derselbe für sie enthält; man kann indeß nur in gewissen Lagen dergleichen Ereignisse verstehen, und glücklicher Weise bin ich fern von solchen Situationen.

Dies ist Alles, meine liebe Freundin, was ich Dir Neues mitzutheilen habe. Handle ganz nach Deinem Gefühle. Denn ich wäre in größter Verlegenheit, sowohl Dir als Frau von S. irgend einen Rath zu ertheilen.

Theile mir fernerhin Alles mit, aber adressire Deinen nächsten Brief an mein Kammermädchen, denn wenn Du mir direkt von dieser Angelegenheit, die ich nur an der Thüre horchend erfahren

habe, schriebest, so wäre ich gezwungen, meiner Mutter Alles zu gestehen und dies möchte ich um keinen Preis. Lebe wohl!

Deine Freundin Camilla.

XII.

Camilla an Euphemie.

Paris, den...

Es ist kaum eine Stunde verflossen, seit ich einen Brief an Dich auf die Post getragen, liebe Euphemie, und schon beeile ich mich, Dir einen zweiten zu senden.

Welche Ereignisse seit einer Stunde!

Ich schreibe Dir in größter Eile diese Worte.

Frau von S. hat soeben Deinen letzten Brief, welchen meine Mutter ihr übergeben, zurückgesandt.

Sie hat nur folgende Worte darauf vermerkt: „Ich reise! es ist ein Verbrechen! Bitten Sie Gott für mich." Nach Empfang des Briefes ist meine Mutter sofort zu Frau von S. geeilt.

Sie war schon abgereist.

Niemand wußte, daß sie nicht wiederkommen wird.

Meine Mutter hat nichts verrathen.

Der Gatte von Frau von S. ist auf einige Tage verreist.

Welche unangenehmen Verwickelungen, meine arme Freundin! Was soll nun aus Dir werden?

Schreibe mir Alles.

Ich bedaure Dich aus tiefstem Herzen und sende Dir tausend Grüße.

Camilla.

XIII.

Euphemie an Camilla.

Marseille den . . .

Alles ist zu Ende! mein Leben ist zerstört, mein Herz gebrochen!

Kaum hatte ich Deinen Brief, meine theure Freundin, bis ans Ende gelesen, als Herr Julius in den Salon trat. Er war bleich wie der Tod.

„Fräulein," sagte er zu mir mit zitternder Stimme, „ich muß Sie sprechen."

Ich war mindestens ebenso erregt wie er.

„Ich weiß Alles," antwortete ich ihm, „leben Sie wohl, Herr Julius!"

Zugleich überreichte ich ihm Deinen Brief. Er überflog ihn und sagte, indem er mir denselben zurückgab, mit tonloser Stimme, wie vernichtet: „Es ist Alles wahr!"

Dann fügte er nach einer Pause hinzu:

„Also befehlen Sie mir, zu reisen?"

„Ich habe weder das Recht, Ihnen etwas zu befehlen, noch zu verbieten."

„Wir sind jedoch Verlobte" —

„Ich bin nur berechtigt, Ihnen Ihr Wort zurückzugeben, und ich gebe es Ihnen hiermit zurück. Sie gehörten sich selbst nicht mehr an, als Sie es mir gaben. Frau von S. liebt Sie. Sie giebt Ihnen den größten Beweis der Liebe, den Sie nur geben kann. Ich sehe nur eine einzige Art, darauf zu antworten, und zwar diejenige, augenblicklich abzureisen. Es ist mehr als Ihre Pflicht, es ist Ihr Glück, welches Ihnen dies befiehlt. Ihre Heirath war nur eine Familienübereinkunft, in welche Ihre Ehre, Ihr Verstand und auch Verzweiflung Sie einwilligen ließen, Ihr Herz war niemals dabei betheiligt. Es konnte für Sie nicht glücklich er kommen. Ich werde für Sie das Andenken einer Freundin, einer Schwester bewahren und zu Gott für Sie und diese Frau beten, denn ich weiß, wie sehr sie gelitten hat. Ich bitte Sie selbst, meine Mutter nicht erst aufzusuchen, ihr auch nicht zu schreiben. Ich übernehme es, Alles zu ordnen. Reisen Sie; jede Minute Verzögerung ist ein Unrecht, das Sie an dem Herzen, welches Sie erwartet, begehen. Seien Sie glücklich!"

Ich glaubte zu ersticken, denn in Wahrheit, ich hatte seit drei Tagen angefangen zu hoffen. Diese unablässige Aufmerksamkeit, welche eine Frau den geringsten Vorfällen, den geringsten Worten des Mannes, dessen Zuneigung sie erwerben will, widmet, hatte mich, so glaubte ich wenigstens, etwas entdecken lassen, das mir wie ein Anfang der Zuneigung Julius' erschien.

Wir hatten denselben Tag in Begleitung meiner Mutter einen Spaziergang am Abhange von Montredon, am Ufer entlang, gemacht. Inmitten dieser Einsamkeit, zwischen den riesigen Felsen und dem brausenden Meere schien er sich von den ihn unablässig verfolgenden Gedanken frei zu machen. Die Töne einer Glocke drangen zu uns herüber. Meine Mutter folgte einige Schritte hinter uns; sie schien glücklich, uns uns selbst überlassen zu können. Das Wetter war prachtvoll. Es kam mir vor, als wären wir nur allein auf der Welt. Wir schwiegen, aber ich überraschte von Zeit zu Zeit Julius, wie er mich mit prüfendem Blicke betrachtete; man hätte annehmen können, er suche einen Grund, mich ein wenig zu lieben. Mehrmals glaubte ich, seinen Arm unter dem meinigen zittern zu fühlen, als ob ein unerwarteter Gedanke sich seiner bemächtige und seinen Körper unwillkürlich erschüttere. Die Zukunft erschien mir rosig und unendlich, wie der Horizont, der sich in den klaren Wellen spiegelte. Wir durchschritten einen schmalen Fußsteig im Felsen. Ich bemerkte eine kleine blaue Blume, welche ganz einsam, in dieser Dürre erblüht war. „Sehen Sie," sagte ich zu Julius, es giebt keinen zu harten Stein, der nicht noch eine Blume hervorbrächte." Er sah mich beinahe zärtlich an und näherte sich der Blume, um sie für mich zu pflücken.

„O! pflücken Sie sie nicht," rief ich ihm zu, „es muß ihr sehr schwer geworden sein, dort aufzublühen."

Er drückte mir die Hand, indem er mir zuflüsterte: „Sie haben ein gutes Herz," und ich glaubte dabei eine Thräne in seinem Auge zu erblicken. Morgen werde ich allein nach dem Felsen zurückgehen und sehen, ob die Blume verwelkt ist. Jetzt könnte ich sie pflücken, denn sie hat länger gelebt, als meine Hoffnung.

Was ihn anbetrifft, so sagte er mir beim Abschiede nur die einzigen Worte:

„Behalten Sie diesen Brief zu meiner Entschuldigung, Gott gebe, daß ich so glücklich werde, wie Sie es wünschen! Ich zweifle daran. Urtheilen Sie selbst darüber." Die Lage, in der wir uns befanden, zwang ihn, mir diese Worte zu sagen; er konnte weniger, aber nicht mehr sagen.

Ach! er liebt diese Frau sehr tief!

Warum sollte er mir sie auch opfern, zumal er mich erst seit einigen Tagen kennt, und wie konnte er einem solchen Briefe von ihrer Hand, den er mir zu seiner Rechtfertigung, wie er sagte, übergeben, widerstehen! Ich sende Dir hierbei eine Abschrift des Schreibens:

Lydia an Julius.

Paris den . . .

Verzeih mir, Julius, Alles, was Du seit einem Monate durch mich gelitten hast; aber ich liebe Dich mehr, als jemals. Ich will Dir für immer angehören. Du liebst mich zu sehr, als daß ich Dir nicht Alles opfern sollte. Ich fahre nach Lyon. Verlasse Marseille augenblicklich, sobald Du meinen Brief erhältst.

Du findest mich in Lyon, in demselben Hotel, in welchem Du mir zum ersten Male nach unserer Trennung in so unglücklicher Stimmung geschrieben. Von dort fliehen wir, wohin ist gleichgiltig; wir sind glücklich, wenn wir nur zusammen sein können. Die Zukunft gehört uns. Wäre ich noch acht Tage von Dir getrennt, so verlöre ich meinen Verstand. Komm schnell und sage mir, daß Du mich liebst. Ich gehöre Dir für ewig.

Lydia.

Ach Camilla, was soll nun aus mir werden? Ich zerfließe in Thränen und es ist mir, als ob mein Herz an einem einzigen Tage um sechzig Jahre gealtert hätte.

Euphemie.

XIV.

Herrn Kaufmann Marcel.

Lyon, den . . . Rue de Cléry.

Mein lieber Bruder!

Ich bin gestern in Lyon angekommen, es war indeß zu spät, um mich sofort zu Herrn M. Rousseau zu begeben. Ich habe Abendbrod gegessen und mich schlafen gelegt; aber heute Morgen in aller Frühe habe ich Deinen Auftrag ausgerichtet. M. Rousseau wird Dir acht oder zehn Stück seiner besten Stoffe senden; sie

sind sehr schön und billig. Den Gros de Naples, welchen Du wünschest, bekommt er erst in einigen Tagen. Was die Bänder anbelangt, so glaube ich, daß sie Dir gefallen werden; ich habe sie indeß nicht von Herrn Rousseau, sondern von Louvard entnommen, der ganz entzückt war, mit Dir Geschäfte machen zu können. Ich habe Alles einpacken und absenden lassen; dann bin ich ins Hotel zurückgekehrt und wurde dort wider Willen Zeuge einer sonderbaren Szene. Als ich die Thürschwelle überschritt, hielt gerade ein Postwagen vor dem Hotel, und aus demselben stieg eine Frau, ganz schwarz gekleidet, tief verschleiert, ohne Gepäck, welche fast das Aussehen einer Irren hatte und hauptsächlich den Eindruck machte, als fürchte sie gesehen zu werden. Sie lief an mir vorüber nach dem Büreau des Hotels und sagte:

„Geben Sie mir ein Zimmer!"

„Wo Madame?"

„Wo Sie wollen."

Ich glaubte zu verstehen. Ich gab dem Kellner, welchen ich kenne, ein Zeichen. Er führte sie in ein Zimmer, das mit dem meinigen in Verbindung stand. „Viel Glück, mein Herr!" sagte er zu mir, „das ist ein Früchtchen aus Paris."

Die Dame trat in ihr Zimmer, ohne es nur anzusehen. Sie wünschte, nicht gestört zu werden, da sie nichts brauche, sie erwarte nur Jemand.

Mein Zimmer war von dem ihrigen nur durch eine Bretterwand getrennt, in deren Mitte eine Tapetenthüre sich befand. Ich hörte Alles und konnte durch eine Spalte in der Thüre jede ihrer Bewegungen beobachten. Zunächst trachtete ich danach, ihre Gestalt, ihre Figur zu sehen. Ich brauchte nicht lange darauf zu warten. Sie nahm ihren Shawl, ihren Hut ab, warf beide im Fluge auf das Bett; dann fing sie an, mit großer Lebhaftigkeit Bankbillets zu zählen, verbarg dieselben alsdann unter ihrem Kleide auf der Brust und sagte: „Das genügt für den Augenblick."

Sie war schön: braun, etwas mager zwar, aber ein Paar prachtvolle Augen strahlten aus diesem, von köstlichem, üppigen Haarwuchs umrahmten, zarten Antlitze. Sie ging unruhig im Zimmer auf und ab. Während dieser Zeit war der Postwagen fortgefahren. Meine schöne Unbekannte lief nach dem Fenster, sah hinaus, murmelte unverständliche Worte und stampfte ungeduldig mit allerliebst kleinen Füßen den Boden. Das Stubenmädchen kam, um das Bett zu machen; sie ließ es geschehen. Ich entnahm daraus, daß die erwartete Person keine Frau sein könne. Nachdem das Mädchen sich entfernt hatte, fing die Dame ihren Spaziergang von Neuem an. Dies dauerte ohne Unterbrechung wohl über eine Stunde. Mein Beobachtungsposten fing an mir langweilig zu werden.

Die Ankunft dieser Frau mußte sicherlich auch die Hausbewohner interessiren. Ich ging hinunter, um zu hören, was man über sie sagte, indem ich mir vornahm, ein wachsames Auge zu haben und nach Ankunft des so ungeduldig Erwarteten sofort wieder hinaufzusteigen.

Man hatte den Postillon ausgefragt. Ich erfuhr, daß sie aus Paris komme, daß sie dem Führer den dreifachen Preis gezahlt und das Aussehen einer sich auf der Flucht befindenden Frau habe. Ich fragte nach ihrem Namen; sie nannte sich: Fräulein Pauline Durand, Gesellschaftsdame.

Sie machte indeß durchaus nicht den Eindruck einer Gesellschafterin, besonders mit der großen Zahl Bankbillets, die sie auf der Brust im Kleide versteckt hatte.

Diese unbekannte Schöne war vielleicht eine Diebin!

Nach längerem Nachdenken kam ich indeß wieder darauf zurück, nur eine Liebesgeschichte dahinter zu vermuthen.

Ich täuschte mich nicht. Nachdem ich längere Zeit bald unten, bald oben im Hotel umhergestreift, sah ich einen jungen Mann mit schnellen Schritten hereintreten. Ich errieth sofort, daß dies der Erwartete sei. Er war ein schöner Mann. Er sah bewegt, beinahe verlegen aus. Sowie ich ihn erblickte, sprang ich, vier Stufen zugleich nehmend, schleunigst die Treppen hinauf, um zur rechten Zeit an meinem Beobachtungsposten zu sein. Er hatte gefragt, ob eine Dame aus Paris angekommen sei, und man hatte ihm die Nummer des Zimmers, welches neben dem meinigen lag, genannt. Aber anstatt die Treppen hinauf zu stürmen, wie es doch die Pflicht eines Verliebten ist, der zu seiner Dulcinea eilt, hielt er beim ersten Schritte an, trocknete sich die Stirn und stieg langsam, wie ein Mann, der überlegt, hinauf. Ueber das Treppengeländer gebeugt, sah ich Alles. Ich konnte dieses Schwanken nicht begreifen. Endlich erreichte er die Thüre, während ich leise diejenige meines Zimmers schloß, und klopfte an.

„Herein!" rief eine Stimme, und in demselben Augenblicke hörte ich einen Schrei, der mich tief ergriff, denn es klang aus demselben das größte Glück, welches überhaupt ein Ton auszudrücken vermag.

Ah! Es muß nicht unangenehm sein, von dieser Frau geliebt zu werden. Welche Willenskraft! Sie flog an die Brust des jungen Mannes und küßte ihn leidenschaftlich.

„Da bist Du ja!" rief sie. „Bist Du es wirklich? Du siehst, ich bin gekommen! Sage mir, daß Du glücklich bist, daß Du mich liebst! Sage mir, daß wir uns nie mehr trennen werden! Ach! laß mich weinen! Dies ist zu viel Glück!"

Schluß folgt.

Ein kulturgeschichtliches Bilderbuch.

Von Reinhold Schlingmann.

Hierzu das Bild: „Die alte Leserin" von Gerard Dow.

Unter allen in neuerer Zeit erschienenen Bilderwerken kann keines solche Bedeutung beanspruchen, wie das vor mehreren Jahren von Georg Hirth begonnene und in dessen Kunstverlag in München herausgegebene „kulturgeschichtliche Bilderbuch aus drei Jahrhunderten". Es ist kein Werk, das der Luxusliteratur zugerechnet werden darf; dafür ist es zu lehrreich. Wenn irgend eine Vermittelung dazu dienen kann, uns in den Geist ferner Zeiten zurückzuversetzen, so hat ein Blättern in diesen bisher erschienenen fünf großen Foliobänden solche Wirkung. Mit seinen Tausenden von Reproduktionen alter Holzschnitte, Kupferstiche, Radirungen und Zeichnungen, welche aus den bezeichneten Epochen Portraits berühmter und interessanter Persönlichkeiten, Kostüm- und Genrebilder, Darstellungen von Volksszenen und Staatsaktionen, Jagden, Kriegs- und Gerichtsszenen, Festzügen, Schilderungen des bürgerlichen und höfischen Lebens, Städteansichten, Marktbilder und Landschaften, endlich moralische und politische Allegorien und Kuriosa enthalten, bietet es eine ungemein lebendige und treue Lebensbespiegelung der Vergangenheit und trägt dieselbe in der künstlerischen Ausdrucksweise jener Zeit zu unserm Bewußtsein. Für jeden Gebildeten genußreich, muß es besonders der Künstlerwelt mannigfache fruchtbringende Anregung bieten, und auch die strengen szenischen und kostümlichen Forderungen entsprechende Bühnenleitung wird für die Gestaltung historischer Dramen Nutzen daraus ziehen.

Denn es ist hier die künstlerische Darstellung jener Zeit aus der ursprünglichen Quelle geschöpft, zu welcher der Zugang immer höchst mühevoll bleibt. Aus allen Gebieten sind Bilder, die in Museumsmappen und Bibliotheken vergraben waren, in solcher Fülle zusammengetragen, daß sie ein großes Gesammtbild vor dem Auge des Beschauers aufrollen und darin den Charakter des Jahrhunderts mit voller Schärfe heraustreten lassen. Bei der Sammlung beweist der Herausgeber ebensoviel kulturhistorische und künstlerische Kenntniß wie Findigkeit; gar viele wenig bekannte alte Drucke hat er in ihren Gewahrsamen aufgestöbert; da bleibt keine Beziehung des früheren Lebens unberücksichtigt, und aus allen diesen grüßt uns der frische Ausdruck der Ursprünglichkeit.

Der nunmehr abgeschlossene fünfte Band zeichnet ein charakteristisches Abbild des 17. Jahrhunderts. Zwischen landschaftlichen und architektonischen Bildern, festlichen Einzügen und fürstlichen Begegnungen erhalten wir eine Reihe vorzüglicher historischer

Portraits, unter denen die von Karl II. von England, von dem Herzog James Montmouth, dem schwedischen General Wrangel und dem deutschen Dichter Andreas Gryphius besonderes Interesse erregen. Dazu gesellt sich eine ganze Reihe von Reproduktionen der holländischen Landschafts-, Portrait- und Genremalerei, welche hier der zweifachen Aufgabe dienen, die nationale Kunst jener Zeit und das Land wie sein Volksleben zu kennzeichnen. Das geschieht in Landschaftsbildern von Wouwerman und Ruysdael, Goyen und Waterloo, in genrehaften Volksschilderungen, wie Wirthshaus- und Marktszenen von David Teniers, Adrian van Ostade, Nicol. Berghem, Andreas Both, in Feldzugs-, Kriegs- und Jagdszenen von F. von Meulen, Offenbeck und Peter von Leo, in genrehaften Familienszenen von Gerh. Terborch, Caspar Netscher, Cornelis, Bega und Gerard Dow.

Die liebevolle Sorgfalt der Durchführung und Intimität der Erfassung, welche in den Einzelfiguren des letztgenannten Meisters zu Tage tritt, möge der Leser in unserer dem Werke entlehnten Reproduktion seines Gemäldes: „Die alte Leserin" bewundern. Die Portraitmalerei des siebzehnten Jahrhunderts wird durch Bildnisse von Michael Sweerts, Nicol Mignard, W. Vaillant, Peter Nason, Johann Hainzelmann und Antoine Masson vertreten. Von den beiden letztgenannten werden im Werke die meisterhaften Bildnisse des großen Kurfürsten und seines Feldmarschalls Derfflinger geboten.

Verhütung der Schwindsucht.

Von Dr. Schilling.

Wenn auch die Gegenwart nicht mehr von Pest, Aussatz und schwarzen Pocken, den Geißeln der Vorzeit, geängstigt wird, so gleicht diesen tückischen Krankheiten noch heute die Schwindsucht, welche die Menschheit trotz eifrigster Bemühungen der Heilkunst mit äußerster Bitterkeit verfolgt und täglich unter Groß und Klein, Jung und Alt ihre Opfer fordert. Ist es doch bekannt, daß ein Siebentel aller Sterblichen dieser mörderischen Krankheit verfällt, darunter besonders reichlich das heranwachsende und jugendliche Alter. Knospen vertrocknen, ehe sie blühen, und Blumen verwelken, während sie in höchster Blüthe stehen. Den Eltern wird ein Liebling nach dem andern entrissen, dem Gatten oft die eben Mutter gewordene Gattin, der kaum der Schule entrückenden Kinderschaar der Ernährer. Ueberall schlägt diese Seuche Wunden; oft sind kaum die alten verheilt, so brechen sie von Neuem auf. Ein großer Theil des sozialen Elends wird durch ihr Auftreten erzeugt; der Keim erbt fort, und wo in Familien die Großeltern an anhaltendem hartnäckigen Husten starben, geht der Vater in den besten Jahren zu Grunde und die Kinder in frühem Alter.

Mit größtem Eifer hat man sich von jeher bemüht, diesem Feinde unserer Gesundheit entgegenzutreten. Die Heilkunde, Hygiene, Medizinalpolizei und die Gesetzgebung bekämpfen ihn. Viele Niederlagen hat er erlitten, aber dennoch ist er vielfach Herr und Despot geblieben; unbemerkt entwickelt er sich, unbemerkt setzt er sich fest in leisen Anfängen, bis er offen unter gefährlichen Kennzeichen mit Abnahme der Kräfte, mit verzehrendem Fieber, mit Schwund der Lungensubstanz und allgemeinem Siechthum hervortritt.

Als den gefährlichen Erreger der Schwindsucht hat die Neuzeit einen Pilz aus der Reihe der Mikroorganismen gefunden, welcher sich in Nase, Hals und meistens Lunge, seltener in Knochen, Drüsen und Gelenken oder Haut festsetzt, hier seine zerstörende Thätigkeit entfaltet und Organ nach Organ verzehrt.

Ist es nicht deshalb eines Jeden größte Pflicht und Sorge, sich vor diesem Eindringlinge nach Möglichkeit zu schützen? Wie und mit welchen Mitteln ist es möglich?

Am häufigsten nehmen wir den Pilz mit der Luft durch unsere Athmungsorgane auf. Die atmosphärische Luft ist fast überall, besonders aber in der Nähe eines Schwindsuchtskandidaten oder eines Schwindsüchtigen mit reichlichem Auswurf von diesen gefährlichen Bacillen erfüllt, da jene Patienten stets husten, auswerfen und mit ihrem Auswurf Dielen, Straßen, Taschentücher, Wäsche, Bett 2c. beschmutzen. Diese ausgehusteten Massen vertrocknen, die getrockneten Keime verfliegen und schwängern die Luft. Ist die Ansteckungsgefahr also schon im gewöhnlichen Leben, auf der Straße, der Promenade, dem Eisenbahnwagen 2c. groß, so überwiegt sie in Häusern, wo ein Familienglied erkrankt ist. Die Mutter steckt den Säugling an, welcher ihren Athem und ihre Milch einathmet und einsaugt, der Mann überträgt das Gift auf die Frau und umgekehrt durch den nahen Verkehr. Die Bettwäsche gilt schon lange als gefährlich, wenn sie von Schwindsüchtigen bis zum Lebensende benutzt war; sie bleibt in vielen Gegenden mit Recht unbenutzt, wenn sie nicht der trockenen Hitze oder dem Desinfektionsverfahren des strömenden Dampfes von 100 bis 120° R. unterworfen und gesäubert ist.

Als erste Regel muß es daher gelten, den Auswurf möglichst in Gefäßen zu sammeln, welche mit fünf Prozent Carbolsäurelösung gefüllt sind, die Gefäße öfters am Tage zu leeren und sorgfältigst die Wäsche und Kleidung des Patienten zu reinigen. Ein im Alterthum beim Aussatz geübtes radikales Verfahren, die Kranken auszusetzen, zu isoliren, also die unglücklichen Kranken vom Hause und aus der menschlichen Gesellschaft zu verstoßen und so dem eigenen Geschicke preiszugeben, dürfte in unserm humanen Zeitalter keine Anhänger mehr finden.

Außer mit der Luft wird dieser Ansteckungsstoff in der Nahrung dem Körper zugeführt. Bekanntlich leiden die Rinder an einer der Schwindsucht verwandten oder gar gleichen Krankheit, der Perlsucht, welche auf den gleichen Bacillus zurückgeführt wird. Genießt der Mensch, besonders der zarte Säugling, die Milch perlsüchtiger Kühe, so nimmt er das Gift direkt in Magen und Darm auf, wo es sich festsetzt oder durch Blut- und Lymphgefäße in andere Organe, besonders die Lunge wandert. Aehnlich ist der Ansteckungsmodus bei dem Fleischgenuß dieser Thiere. Gefährlich ist es geradezu, das Blut zu trinken. Hier kann nur die Siedehitze Schutz gewähren. Man trinke deshalb auch keine rohe Milch, wenn man nicht sicher weiß, daß die Milch von gesunden, unter Kontrole eines Thierarztes stehenden Thieren stammt, esse ferner kein rohes Fleisch vom Rinde, sorge vielmehr dafür, daß es durch und durch gar gekocht wird. Am besten wird das Fleisch von perlsüchtigem Rindvieh vergraben.

Als dritte Pforte für diesen Eindringling in unsern Körper hat sich in jüngster Zeit jede Hautwunde, selbst die leichteste Kratzwunde gezeigt und erwiesen, wenn sie mißhandelt und mit Pilzmaterie in Kontakt gebracht wird. Die Pilze siedeln sich hier an, erobern Terrain in benachbarten Organen und gelangen schubweise in innere edlere Organe. Bekannt ist das Beispiel eines Dienstmädchens, welches sich an dem Spucknapfe ihres im höchsten Grade schwindsüchtigen Pflegeherrn den Finger verletzte; von der Rißwunde aus schwollen die Finger, der Arm und die Achseldrüsen mit allen charakteristischen Zeichen der bösen Erkrankung an. Nur gründliche Beseitigung aller örtlichen Reste der Krankheit brachte Heilung.

Deshalb kommt es vor allen Dingen darauf an, nicht gleichgiltig bei Hautwunden zu sein, sie nicht zu vernachlässigen, sondern sorgfältig zu heilen, da Gelegenheit jeder Zeit gegeben wird, das bekannte Gift aufzunehmen.

Nachdem wir jetzt erfahren haben, wie sich Gesunde anstecken, aber auch bei genügender Vorsicht mehr oder weniger Schutz finden können, kommen wir jetzt zu den erblich Belasteten, in deren Familie jene verderbliche Krankheit herrscht und fast Glied für Glied ausnahmslos befällt. Sie müssen mit doppelter Sorgfalt diese Schutzmaßregeln beachten, um ihrem Körper, ihrem gewissermaßen präparirten Nährboden nicht noch neues Gift einzuverleiben. Ihre fernere Aufgabe muß es sein, ihren Körper gegen alle schwächenden Einflüsse zu stählen, sich gegen schädliche Witterungseinflüsse zu schützen, sich durch kräftige Nahrung und sorgsame Hautpflege abzuhärten, ausschweifendes Leben zu meiden und durch viel Bewegung in freier Luft Muskulatur, Herz und Lunge zu kräftigen.

Das behaftete Kind bedarf der ausgesuchtesten Kost. Die



Die alte Leserin.

Nach dem Gemälde von Gerard Dow.

Mutterbrust darf der Säugling nur in Ausnahmefällen und nur dann nehmen, wenn die Mutter sicher gesund ist; auch später muß Milch die Hauptnahrung sein und so lange bleiben, bis Fleisch vertragen wird. Die Kohlenhydrate, Kartoffel und Brod, für den kindlichen Magen zu schwere Stoffe, treten am besten zurück, selbst wenn sich schon Verlangen darnach zeigt. Abwaschungen mit kühlem Wasser, dessen Stelle anfangs laues Salzwasser vertritt, müssen täglich zwei bis drei Minuten lang mit nachfolgendem Frottiren und Abtrocknen vorgenommen werden. Die Kleidung darf nicht zu heiß sein, man gewöhne die Kleinen zeitig, an Hals, Brust, Armen und Beinen möglichst frei zu gehen. Das Schulkind sitze nicht Stunden lang im überfüllten Klassenzimmer, verrichte nicht am Abend Schularbeiten bis zur Ermüdung, sondern turne fleißig, treibe Zimmergymnastik und bewege sich oft in freier Luft. Nach Verlassen der Schule und des elterlichen Hauses wähle es nicht zu anstrengenden Beruf, gehe zur Land-, Forstwirthschaft, Gärtnerei 2c. über, wo Bewegung im Freien gestattet und saure Arbeit weniger verlangt wird. In späterm Alter tritt die Heirathsfrage heran, welche man sorgfältig, lange und genau prüfe; bei Zweifel wende man sich an einen sachverständigen Arzt, welcher die Entscheidung zu treffen hat, ob der Ehestand der Gesundheit förderlich ist oder nicht. Wo zwingende Gründe nicht obwalten, sei man nicht leichtfertig, denn eine rationelle Kritik der Heirathsfrage wird bei vorgeschrittener Krankheit die Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit im Allgemeinen verneinen. Stets lasse sich der Erwachsene als Warnung dienen, daß sich alle Exzesse in seiner Gesundheit schwer rächen; solider Lebenswandel ohne moderne Genüsse ist der beste Bürge für Erhaltung des leiblichen Wohles.

Obschon jene oben angeführten Schädlichkeiten, Luft, Nahrung und Verletzung die Krankheitskeime bei Jedermann verpflanzen können, so haftet er doch um so sicherer, je mehr er vorbereiteten Boden, eine gewisse Disposition vorfindet, worunter eine Schwäche der körperlichen Gewebe, eine leichte Empfänglichkeit zu verstehen ist. Vielfach hängt Kindern von Geburt eine Neigung zu Lungenkrankheiten an, wenn die Eltern schwächlich oder alt oder gebrechlich waren, viel Noth litten, die Mutter schwere Krankheiten durchzumachen hatte oder, was leider aus Aberglauben und Thorheit häufig geschieht, überstillt. Oft erwerben die Kinder erst später diese Anlage, besonders aber im Säuglingsalter durch fehlerhafte Nahrung; anstatt daß Milch die einzige Kost sei, werden Kartoffel, Brod Gemüse, Gries- und Mehlsuppe, schwer verdauliche und wenig Nährstoff enthaltende Speisen, wie sie auf den Tisch der Erwachsenen kommen, in ungebührlicher Menge in den Magen förmlich hineingestopft, der Magen und Darm damit überladen und zur Funktion des Auffaugens verdorben, so daß habituelle Verstopfung oder Durchfall die Folge ist. Abzehrung, welke Haut und greisenhaftes Aussehen sind der Stempel dieser elenden Kinder.

In späterem Alter, in den Jahren der Entwicklung, schadet der lange Aufenthalt in Komptoirs und Büreaus, die anhaltende Arbeit in staubiger und dumpfer Stube; bei Arbeitern das vierzehn- bis sechzehnstündige Akkordarbeiten, zumal auf feuchtem Boden; beim Studirenden das übernächtige Sitzen in der Studirstube, ohne dem Körper Schlaf und vor Allem die erforderliche Nahrung und Ruhe zu gewähren oder — gewähren zu können. Wo nicht Noth, da ist Ehrgeiz die Triebfeder, welche zum Rande des Grabes führt; sobald die Jünger der Wissenschaft dieser Art ihr Ziel erreicht haben, hat auch die Schwindsucht schon vielfach ihre Wurzeln im Organismus geschlagen. Frische Luft, Bewegung im Freien, wiederholte Ventilation, zweckmäßige Eintheilung der Arbeit, vor Allem kräftige und genügende Kost müssen das Bedürfniß des Körpers nach jeder Richtung decken.

Leider behält der Mensch oft von den Kinderkrankheiten, namentlich Masern, Scharlach, Keuchhusten „etwas“ zurück oder wird seinen anfangs nicht beachteten, mit Schnupfen beginnenden Husten nicht los, kränkelt jahrelang an chronischem Lungenkatarrh, wird von Blutarmuth, Bleichsucht und Skropheln befallen, wodurch der Organismus nach und nach geschwächt, die Säfte verschlechtert werden und die Widerstandsfähigkeit eine wesentliche Verminderung erfährt; dann bedarf es oft nur einer wiederholten oder einer einzigen den ganzen Körper erschütternden Erkältung oder anhaltender Strapazen und das Gift haftet für immer. Kräftige Kost, passende Kleidung, frische Luft, ängstliche Hautpflege, Aufenthalt auf dem Lande oder in waldreichen Höhenkurorten, auch an der See können hier die ursprüngliche Körperbeschaffenheit bei genügender Ausdauer wieder herstellen.

Zum Schluß muß noch auf zwei Schädlichkeiten hingewiesen werden, welche als prädisponirende Momente (in ihrer Entwicklung) mehr oder weniger mit Energie und Aufmerksamkeit gemieden werden können. Die erste ist der chronische übermäßige Alkoholgenuß, welcher vieler Laster Anfang ist, die Lust zum regelmäßigen Essen mindert, Arbeitsunlust und Neigung zu andern Excessen erzeugt; die zweite besteht in einer Nachlässigkeit im Athmen bei leichter oder schwerer Arbeit, besonders beim Nichtsthun. Der Athmungstypus ist kurz und flach, anstatt langgezogen und tief, die Körperhaltung dazu gebückt. Bemüht man sich gerade zu sitzen und Athem zu schöpfen, dann erweitert sich der Brustkorb in der Breite und Tiefe, strömt frische Luft in größerer Menge in die Lunge bis in die kleineren Verzweigungen, und die alte mit Kohlensäure geschwängerte Reserveluft wird ausgetrieben. Durch regelrechte Athmung wird die Circulation des Blutes vom und zum Herzen gehoben, die gesammte Ernährung gebessert und der Körper von neuer Frische und Elektrizität erfüllt. Das Alles sind Faktoren von höchster Bedeutung für das Erhalten der Gesundheit.

Dichtung und Wahrheit in Fritz Reuters Gestalten.

Von Gustav Raatz.

XXIV. Das Urbild des „Fritz Triddelfitz“.

Sobald in der „Stromtid“ Fritz Triddelfitz auftaucht, ist die Lachlust erregt und, wie man es bei Vorlesungen genugsam wahrnehmen kann, oftmals in einem Grade, die nach der landläufigen Redensart schier bis ans Bersten hinanreicht. Man braucht also die Bedeutung der Figur für die Erzählung nicht noch zu beweisen. Gerade in sie und in den Unkel Bräsig hat Reuter seine seligste Lustigkeit hineingethan, und nimmer greift er auch nur entfernt so aus. Triddelfitz ist Weltfigur geworden, und wir sind deshalb davon überhoben, ihn zwecks näherer Orientirung und Vergleichs besonders aus der Dichtung herauszuheben. Es mag nur auf einige Punkte verwiesen sein. Als einziger Sohn des Apothekers zu Rahnstädt (Stavenhagen, wie offenkundig bekannt) kam er als gewesener siebzehnjähriger Tertianer auf zwei Jahre nach Pümpelhagen, um unter dem als Inspektor Ruf und Namen habenden Hawermann die Landwirthschaft zu erlernen. Die in ihn vernarrten Eltern hatten ihn über Gebühr ausstaffirt und ihm sogar ein Reitpferd mitgegeben, und gedenken wir nun noch seines überklugen, jedoch jeglicher Arroganz fernen Wesens, seiner Aufschneiderei und der mit ihr gepaarten Leichtgläubigkeit, seines allezeit verliebten Herzens und der daraus entsprungenen Fahrten und Streiche, seines drolligen, sonnenbesproßten und hochbackenknochigen Gesichts, des Flachshaares und des schmächtig beweglichen Körpers: — wie konnte es da noch ausbleiben, daß er auf dem ganzen Gute als das taxirt wurde, was Unkel Bräsig in das Wort Windhund hineinzuverlegen pflegte! Unvergängliche Szenen sind die mit der Wirthschafterin Marie Möllers, das Stelldichein im großen Wassergraben und die Angelegenheit mit den Wirthschaftsbüchern. Indeß möchten wir Denjenigen sehen, der ihm wegen der mancherlei Tollheiten eine Standrede zu halten willens wäre; denn Niemand würde ihn anders geartet und am allerwenigsten als lehrreiches und warnendes Exemplar aufgestellt haben wollen.

Noch in einem anderen Werke, nämlich in der possenhaft gehaltenen kurzen Erzählung „Abenteuer des Entspektor Bräsig,“

die Reuter 1861 abschloß, sehen wir ihn wieder und zwar als Pächter Trebonius in der Ukermark. Bräsig erkennt ihn auf seiner Bahnreise nach Berlin sofort wieder „aus Lügen,“ welche Entdeckung Triddelfitz oder wie hier Trebonius durch fürchterliche Aufschneidereien über seine Vermögensverhältnisse auch nachdrücklichst bestätigt. Indeß befindet er sich in dieser Erzählung lange nicht auf der früheren Höhe, da es ihm so durchaus an dem mangelt, wodurch er sich sonst in unser Herz und Gemüth hineinzureden und hineinzuhandeln verstand.

Reuter hatte einmal geäußert (und sein Biograph A. Wilbrandt nimmt es gläubig hin), ihm hätten außer Sluſ'uhr und Moses keine Menschen Modelle zur Stromtid geliefert. Wir haben bei Gelegenheit dargethan, warum er sich so äußerte in Anbetracht eigener Sicherheit und freundschaftlicher Verbindungen, aus welchen Ursachen er jeder näheren Anfrage geflissentlich auswich und sich daneben über sie verdrossen zeigte. Er mußte ja mit Lebenden rechnen und mitunter mit solchen, die ihm ihre Verwerthung nimmer vergeben hätten. Weilte er aber noch unter uns, so würden, da mit der Zeit alle Helden bis auf wenige etliche weggestorben sind, solche Vorsichtsmaßregeln für ihn nicht mehr vorhanden sein, und er offenbarte das weiter, was er seinem Busenfreunde Fritz Peters anvertraute. Wenn überhaupt ein leiser Zweifel beim Verfasser und sonstigen Reuterverehrern hinsichtlich der Echtheit der Figur des Fritz Triddelfitz obgewaltet hätte, so wurde er vollends benommen durch die Peters'sche Auskunft, wie nicht minder durch diejenige von Verwandten, deren Aussagen der Darlegung der Wirklichkeit nun zu Grunde gelegt werden sollen.

An und für sich bieten die Lebensumstände Karl Traeberts besonders Merkwürdiges nun gerade nicht, sie lassen sich in ihrer Einfachheit kurz also zusammenfassen. Er war unter fünf Geschwistern der älteste Sohn des königlichen Oberförsters zu Golchen bei Clempenau und wurde geboren im Juli 1825 zu Treptow a. d. Tollense. Auf dem Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin brachte er es wegen ungenügenden Talents für alte Sprachen nur bis Prima, obwohl er für Kenntnisse anderer Art nicht wenig Beanlagung zeigte. Somit wurde er entgegen früherer Bestimmung der Landwirthschaft zugeführt, die er auf dem Gute des Rittergutsbesitzers Knust zu Daberkow bei Clempenow erlernte und zwar gegen ein Kost- und Lehrgeld von einhundertundfünfzig Thalern jährlich auf zwei Jahre, das nicht der Inspektor, sondern der Prinzipal erhielt. Vierundzwanzig Jahre alt kam er 1849 als Inspektor zu Fritz Peters nach Thalberg bei Treptow a. d. Tollense. Hier trat er in Verkehr mit Fritz Reuter, der daselbst seit 1844 ein Asyl hatte, und ein einträchtiges und freundschaftliches Einvernehmen während der anderthalb Jahre konnte um so weniger ausbleiben, als sie einmal dasselbe Zimmer bewohnten, und sodann Reuter die lobenswerthe Eigenschaft an sich hatte, in Bezug auf Herzensneigung niemals den Taufschein zu verhören. Herz und Gemüth, das war und blieb bei ihm entscheidend, und die Beweise zu beidem sind in seinen Werken überreichlich vorhanden. Der fast vierzigjährige Mann hatte also vollauf Gelegenheit, seinen jüngeren Freund zu durchschauen und auszukennen in der Art, daß er so ganz anders gerathen war, als so viele „Klutenpedder,“ indem er ein gewandtes, schliffiges, munteres und übersprudelndes Wesen offenbarte und mit seiner unverfälschten Herzlichkeit und Gutmüthigkeit demnach eine Persönlichkeit vorstellte, welche erwärmend auf die Umgebung einwirkt und daher in der Erinnerung nicht erlischt. Es lag daher nahe, daß der spätere Dichter seinen Freund in die Erzählung stellte und durch ihn sie hervorragend belebte. Allerdings konnte er ihn in seiner eigentlichen Leibes- und Geistesbeschaffenheit nicht so ohne Weiteres in das groß angelegte Gemälde der Stromtid rücken; er mußte ihn noch lustiger gestalten und jünger machen, das eine durch das andere ergänzen oder vielmehr beides in innere Beziehung und Uebereinstimmung bringen, ohne daß mit solcher Vornahme das ursprüngliche Temperament auch nur im Geringsten eine Einbuße erlitt, vielmehr durch solcherlei Zuthaten mehr an durchsichtiger Charakteristik gewann. Von vorhandenem Nächsten ausgehend, ließ er ihn einer Apothekerfamilie entstammen, und um das Ueberschlagen über die Stränge begreiflicher erscheinen zu lassen, drückte er ihn zu einem Tertianer von siebzehn Jahren herunter; einem **Primaner** und noch weniger einem Menschen von vierundzwanzig Jahren hätten manche der zwerchfellerschütternden Streiche und die mitunter gläubige Einfalt nicht angestanden. Dagegen greift die Dichtung wesentlich oder vielmehr durchaus in die Wahrheit hinein, wenn sie behauptet, Karl Traebert wäre ungebührlich reich von den Eltern ausgestattet worden, er schnitt ungeheuerlich auf, flunkerte und renommirte, er hätte die Erlernung der Landwirthschaft für Kinderspiel gehalten, er beliebte in Bezug auf seine Zukunft die prächtigsten Luftschlösser sich aufzubauen, er machte in Versen, und wäre ein so lebensfroher, harmloser und treuherzig drein blickender Gesell gewesen, wie er noch gefunden sein soll. Dagegen entsinnt sich Niemand mehr, ob er ein Verhältniß mit der Wirthschafterin nachgesucht und ein verunglücktes Stelldichein im Graben gehabt, und vielleicht daß Reuter manche andererseits wahrgenommenen Erlebnisse auf ihn übertragen hat. Wenigstens die berühmte Ernteeinfuhr hat sich in Thalberg nicht zugetragen, weil Fritz Peters als ein tüchtiger Landwirth galt. Dagegen kommt der Dichter der Wahrheit wieder näher, wenn er den Karl Traebert am Schlusse der Erzählung als Gutsbesitzer in Pommern erwähnt und ihn als wider Erwarten gerathen für seinen Beruf ausgiebt. Selbiger hatte später das Gut Oltschlott gepachtet, wurde nach Ablauf der Pachtzeit Schäfereidirektor und verzog alsdann nach Neustrelitz, wo er im Jahre 1880 verstarb.

Verheirathet war er mit einer Tochter des Hofrath Bahlcke zu Neustrelitz, und aus dieser Ehe gingen sieben Kinder hervor. Schönheit und Anmuth hatten über eine dürftige Mitgift den Sieg davongetragen, und daß seit jenem Balle in Neubrandenburg auch ihr Herz sofort für ihn schlug, das läßt sich außer seinem gefälligen Wesen noch aus seiner Leibesbeschaffenheit begreifen. Denn er war — was auch eine uns vorliegende Photographie von etwa 1855 her bestätigt — in Wahrheit ein hübscher Mann mit angenehmen, sympathischen und freundlichen oder vielmehr lebensfrohen Zügen, welche durch die wohlgeformten und gemüthlich dreinblickenden Augen, die offene Stirn und die länglich-runde Kopfbildung wesentlich gewannen. Das auch in nachmaliger Zeit noch volle dunkelblonde (nicht fuchsige) Haar trug er hinter die Ohren gekämmt. Sein Sprachorgan lag weder hoch, noch tief, und er beliebte sich schnell auszudrücken, wie auch sein Gang und Wesen das Gepräge großer Beweglichkeit offenbarten, was also gleichfalls in Uebereinstimmung mit der Dichtung steht. Der mittelhohe Körper hatte einen entsprechenden Umfang. Wenn wir eine schriftliche Mittheilung recht zu deuten verstehen, so wäre er später von seinem Verewiger, von dem er manche Schnurren zu erzählen gewußt, begrüßt worden, und das Wiedersehen soll ein gar freudiges gewesen sein. Vielleicht daß es vor Abschluß des dritten Theils stattfand, so daß Karl Traeberts besorgte Anfrage wegen seiner etwaigen Verwerthung einen historischen Untergrund haben kann. Nach derselben Quelle hätte Reuter auch die Frau des Freundes kennen gelernt.

Wer unter Fritz Triddelfitz zu verstehen sei und insbesondere unter dem Trebonius in „Abendteuer des Entspekter Bräsig“, hat Karl Traebert selbst eingeräumt. Ein Verhehlen der eigenen Persönlichkeit lag überdies außer dem Bereich der Möglichkeit, eben weil in so manchen Fällen sich Dichtung und Wahrheit vollkommen deckten, und eine etwaige Ausflucht wäre vollends durch letztgenanntes Werk abgeschnitten gewesen, insofern der Name Trebonius derjenige war, mit dem Reuter seinen Thalberger Freund stets anzurufen pflegte, was auch Fritz Peters bezeugt hat.

Karl Traebert als Fritz Triddelfitz ist durch Reuter eine Weltfigur geworden und wird als solche von Dauer sein, anheimelnd durch ihre ursprüngliche unverdorbene Frische und den ihr anhaftenden unübertrefflichen harmlosen Humor, so daß seine Nachkommen, Verwandten und Freunde nicht im Geringsten Veranlassung haben, über seine, ihm nur zum Vortheil gereichende Verwendung dem Dichter zu zürnen, sie vielmehr das gütige Geschick preisen müssen, das beide Freunde dereinst zusammengeführt, ohne welchen Umstand die Welt sicherlich ohne einen Fritz Triddelfitz geblieben wäre.

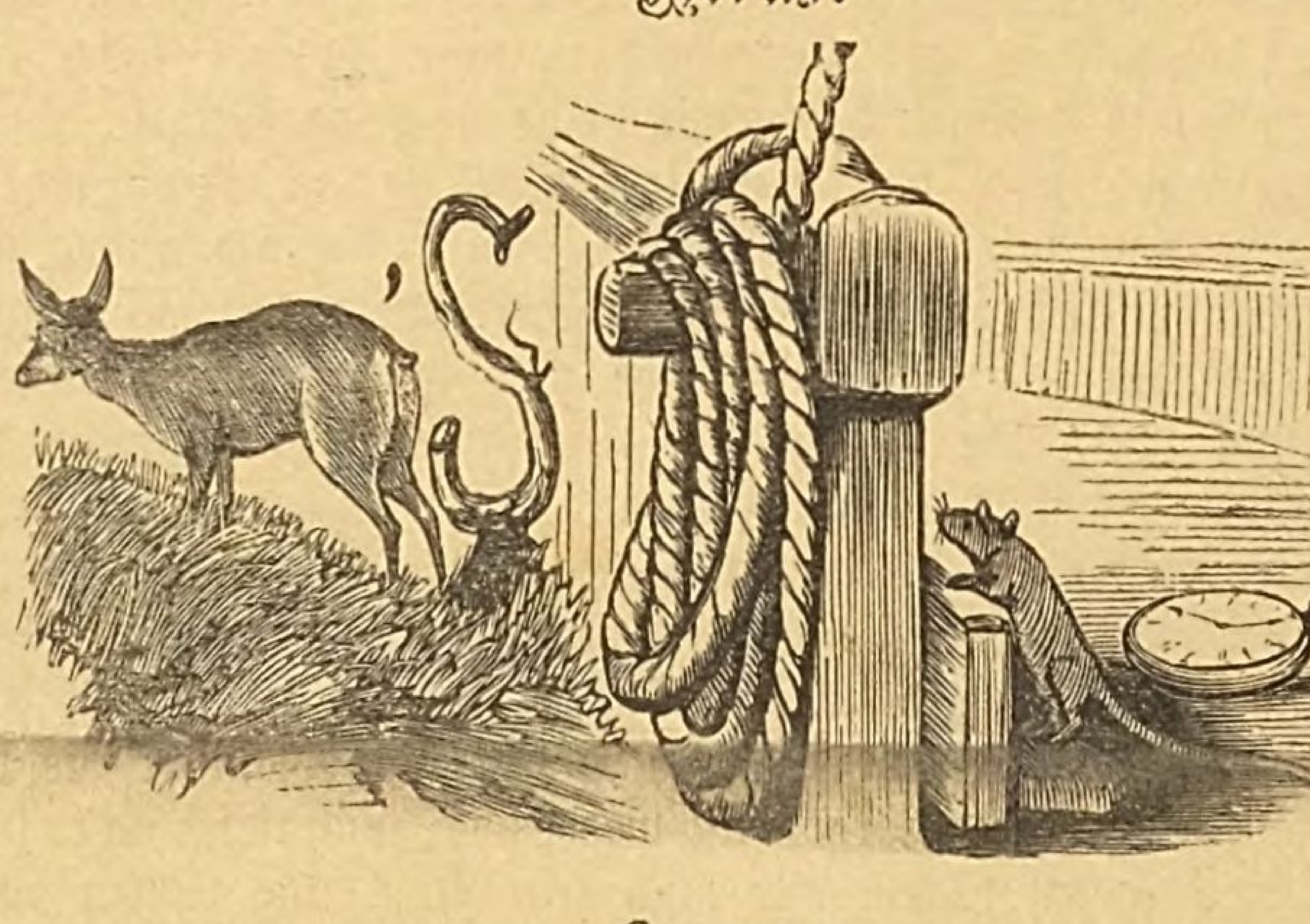
Räthsel und Spiele.

Homogramm.

		a	a	a		
		a	b	b		
e	e	e	e	e	g	g
i	i	i	l	l	n	n
n	n	o	o	r	r	r
		r	s	s		
		t	z	z		

Die Buchstaben der vorstehenden Figur sind so zu ordnen, daß die dadurch entstehenden drei Wörter der Horizontalreihen denen der entsprechenden Vertikalreihen gleich sind. Die Wörter bezeichnen: 1. einen der berühmtesten Gelehrten aller Zeiten, 2. einen satirischen Schriftsteller, 3. einen Tag in der Woche.

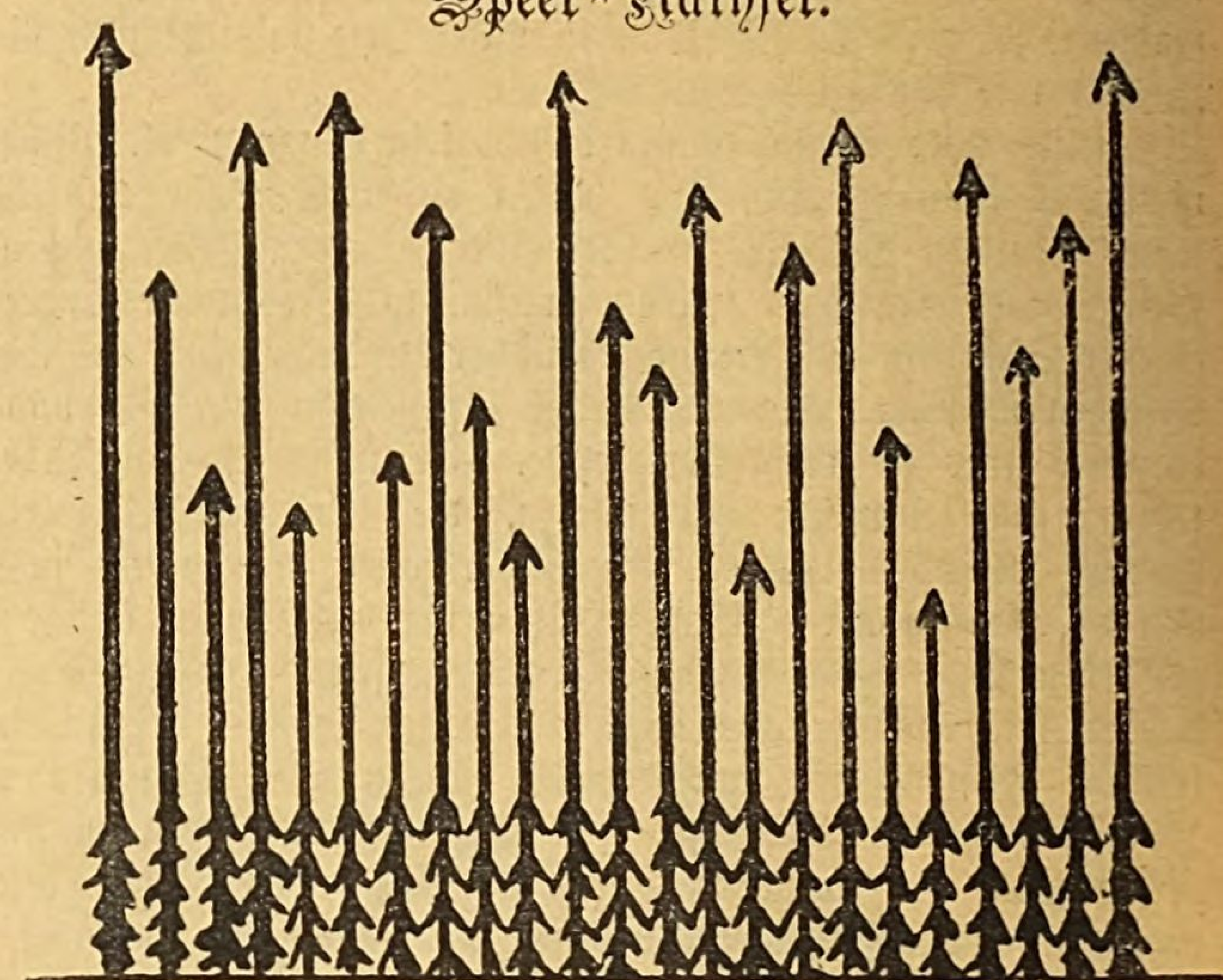
Rebus.



Räthsel.

Er dient mir treu, der Sonderling.
Zu manchen frohen Lustbarkeiten
Ich ohne ihn wohl schwerlich ging:
Er muß zum Feste mich begleiten.
Ich wandle auf und ab im Saal:
Er kommt mir hinterher geschwänzelt;
Und tanz' ich, hüpft er jedes Mal
Sofort mit mir und springt und tänzelt.
Setz' ich mich aber zum Souper,
Erlaube ich ihm nicht zu naschen;
Der Schlingel doch, wenn ich's nicht seh',
Sucht sich auch Speis und Trank zu haschen.
Wenn er davon auch nicht gleich stirbt,
Verschafft er mir doch schwere Sorgen,
Weil er damit sich stets verdirbt;
Ich straf' ihn dann am nächsten Morgen:
Er wird gerieben und geätzt,
Mit häuf'gen Schlägen — und nicht leisen —
Gezüchtigt und zu guterletzt
Gepeinigt noch mit heißem Eisen.
Er ist kein Stutzer, hat man auch
Ihn zugestutzt und zugeschnitten,
Wie es der rauhe Heldenbrauch
Urdeutscher Ahnen nie gelitten.
Geboren nicht im deutschen Gau,
Ist er aus Frankreich hergekommen,
Wo eine weitberühmte Frau
Ihn hat in ihren Schutz genommen.
Dort hat er sich vor langer Zeit
In kecker Eigenart entfaltet,
Mit übermäß'ger Offenheit
Im stumpfen Winkel sich gestaltet.
Nun geht er schon so manches Jahr
Mit mir auf Feste, Tanz und Reigen;
Doch ist er mir zu sonderbar,
Mit ihm auf Straßen mich zu zeigen.
Auch muß er bald verlassen mich:
Ich werd' dem Festfreund zu behäbig,
Und er hat jüngst zum Nachtheil sich
Verändert, scheint beinah' mir schäbig!

Speer-Räthsel.



S U S A R N N S N E H M J A E D D E R H E T O

Setzt man die Buchstaben der immer kleiner werdenden Speere aneinander, so liest man den Anfang eines bekannten Liedes.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 43.

Rebus. Schaffelle halten warm.

Ergänzungs-Räthsel.

1. Pirol, 2. Otomi, 3. Rebus, 4. Tunis, 5. Utica, 6. Graeb, 7. Arago, 8. Laban. — Portugal — Lissabon.

Kreis-Buchstaben-Räthsel.

Setzt man die Buchstaben, von dem äußersten und größten Kreise anfangend, nach innen zu so zusammen, daß man jeden Buchstaben des äußersten Kreises und eine Reihe, alsdann den Buchstaben des zweiten Kreises, aber von der zweiten Reihe u. s. f. nimmt, so liest man:

1. Carnot, 2. Brahms, 3. Borsig, 4. Balzac, 5. Saphir, 6. Reuter, 7. Boerne, 8. Erfurt, 9. Mozart, 10. Moldau, 11. Berlin, 12. Darwin, 13. Flotow, 14. Geibel, 15. Gounod, 16. Kleist.

Rösselsprung.

O glücklich, wer ein Mädchen liebt
Und weiß, daß es ihm gleichfalls lohnt
Mit treuer Lieb'! Kein Unheil 's giebt,
Das seines Herzens Wonne trübt,
Das aus dem Himmel, da er thront,
Ihn kann herunterstürzen.
Ach, würd' auch mir dies Glück zu Theil!
Wüßt' ich, daß mich mein Gretchen liebt!
Ich flöge hin zu ihr in Eil',
Wie von dem Bogen sanft der Pfeil!
Und wenn sie dann den Kuß mir giebt,
Den ersten, langen, süßen! — —
O Seligkeit, die nie mir ward!
O Seligkeit, die ich geträumt!
Die ich nach rascher Jünglingsart,
Bestrickt von meinem Mädchen zart,
Im Herzen mir zusammenreimt',
Wann wirst Du mich beglücken?

Räthsel. Solon — Kolon.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 45 — Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt — 4. November 1888

Wandelungen des Herzens.

Von Alexandre Dumas fils, frei bearbeitet von Elise Aßmus.

Schluß.

Die arme Frau zitterte fieberhaft, schluchzte und lachte. Sie schien zu ersticken und versuchte vergebens zu sprechen; aber aus Allem sah man mit Gewißheit, daß sie ihren Geliebten nicht lassen wolle, und daß niemals ein Schiffbrüchiger sich fester an ein Brett klammern könnte, als sie sich an ihn.

Ich bemerkte an dem jungen Manne nicht dieselbe Gluth. Er überragte sie um Kopfeslänge, und sein über sie hinweg schweifender Blick hatte etwas Trauriges und Gezwungenes.

Ich versichere Dich, daß ich fürchtete, die Frau könne dies bemerken. Sie war mir schon nicht mehr gleichgiltig. Man kann ein Geschöpf nicht in so hohem Grade lieben sehen, ohne Interesse für dasselbe zu empfinden.

Der junge Mann entwand sich ihren Armen und sagte, sie ansehend, mit ruhiger Stimme:

„Und Ihr Gatte!"

„Er soll Alles erfahren."

„Und wenn er hiervon stirbt?"

Sie antwortete nicht; sie stützte das Haupt, wie um zu verhindern, daß die Vorstellung dieses Gedankens sich ihrer bemächtige.

„Und Ihr Kind?" fuhr der junge Mann in demselben Tone fort.

„Ah! Sprich mir nicht von meinem Kinde!"

„Wenn es Sie verflucht und verachtet?"

„So habe ich dafür Deine Liebe! Aber warum siehst Du mich so sonderbar an? Es liegt wie Zorn und Haß in Deinem Blick."

„Nein. Ich überlege nur angesichts einer solchen Situation, wie die Deinige ist. Ich fürchte für Dich."

„Oh! Sorge nicht um mich, ich bin glücklich!"

„Nun, so fürchte ich für mich."

„Was willst Du damit sagen?"

„Wir wollen fliehen, nicht wahr?"

„Ja gewiß, und ohne rückwärts zu sehen!"

„Ich habe kein Vermögen; wovon werde ich leben?"

„Ich habe Alles bedacht, mein Freund. Die Gesellschaft ist für uns todt und mit derselben alle Vorurtheile."

„Das heißt so viel, daß ich Ihr Vermögen theilen und mich von Ihnen unterhalten lassen soll? Wofür halten Sie mich eigentlich?" sagte der junge Mann erröthend.

„Wie, dies ist Alles, was Du mir beim Wiedersehen zu sagen hast?"

„Was ich Ihnen sage, habe ich aus Ihren Briefen gelernt."

„Oh! Ich war damals thöricht. Erhebt uns unsere Liebe nicht über alle menschlichen Vorurtheile?"

„Sie vielleicht; mich nicht."

„Ich verstehe Sie nicht," rief die Frau in einem Tone, als bebe sie vor dem Verständniß zurück.

„Es ist sehr einfach zu verstehen. Seit einem Monate schreiben Sie mir täglich im Namen Ihres Mannes, Ihres Kindes, sowie im Namen der Welt. Sie sprechen von meiner Zukunft und rathen mir, mich zu verheirathen. In Ihrem ersten Briefe schreiben Sie, ich sei unfähig, von der Frau, welche ich liebe, etwas Anderes als ihre Liebe anzunehmen; und heute verlassen Sie Kind, Gatten, Welt. Sie zerstören meine Zukunft, trennen mich von meiner Verlobten und bieten mir Geld an! Ich bin es, der das Recht hat, Sie nicht zu verstehen."

„Du weißt sehr wohl, daß Alles, was ich Dir geschrieben habe, mich viel Ueberwindung gekostet hat. Jedes Wort brannte auf meiner Seele und erzeugte eine Fluth von Thränen. Sieh, wie ich verändert bin! Ich habe nicht zwei Stunden seit Deiner Abreise geschlafen. Du hast das Recht, mir Vorwürfe zu machen und mich für den Kummer, den ich Dir verursacht, indem ich Gutes zu stiften glaubte, zu bestrafen. Aber ich habe auch Deine Briefe, in denen Du mich zu Dir rufst, und deshalb bin ich hier. Glaube nur, was ich Dir heute sage. Unsere Lage erhebt uns augenblicklich über gewöhnliche Vorurtheile. Wir werden in der Schweiz, in Italien leben. Ueberall wirst Du für Dein Talent Arbeit haben; Du wirst nicht von mir abhängig sein. Welche Thorheit! Nein, Du scherzest, Du neckst mich nur ein wenig. Wärest Du gekommen, wenn Du Alles, was Du mir soeben gesagt hast, wirklich so auffaßtest? Und da Du hier bist, bist Du auch bereit, mit mir zu gehen, und liebst mich wie immer. Ist eine Liebe wie die unsrige nicht ewig? War unsere Trennung überhaupt möglich? Erwartetest Du mich nicht täglich?"

„Nein, ich erwartete Sie nicht."

„So liebst Du mich nicht mehr?"

Es ist mir unmöglich, Dir den Ton, in welchem sie diese Frage that, zu beschreiben. Ich erwartete ungeduldig die Antwort.

„Ich sage das nicht; ich sage nur, daß ich hier bin, weil es meine Pflicht ist."

„Ihre Pflicht? Was soll das heißen?"

„Ja, meine Pflicht als Mann von Ehre ist, Ihnen von dem Augenblicke an, da Sie Alles für mich opfern, auch Alles: meine Zukunft, mein Talent, selbst meine Ehre zu opfern. Was habe ich zu thun? Ich bin bereit."

„Oh! Sie lieben mich nicht mehr! Sie lieben diese Frau!"

„Ich weiß nur das, daß ich Ihnen mein Leben geweiht hatte, daß ich Sie dringend bat, mich nicht abreisen zu lassen, und Sie trotzdem mir befahlen, Sie zu verlassen; in diesem Hotel, in diesem Zimmer sogar, denn es giebt merkwürdige Zufälle im Leben, habe ich an Sie geschrieben, um Sie zu veranlassen, mich zurückzurufen; Sie haben mir indeß kalt geantwortet, meinen Weg fortzusetzen. Ich weiß endlich, daß Ihre logische Ruhe Tropfen für Tropfen auf mein Herz fallend, dasselbe bis auf den Tod verwundete und ich verzweifelnd, sterbend in Marseille ankam. Ich bin Ihnen bis zur äußersten Grenze gehorsam gewesen und habe diese Frau, wie Sie sie nennen, gesehen. Sie haben dieses arme Kind, wie ich es bezeichnen möchte, im Namen der Ehre und selbst der Liebe verurtheilt, sich an eine Art Leichnam, den Sie ihr sandten, zu fesseln. Sie schrieben mir nur Schmeichelhaftes über dieses junge Mädchen, sprachen von den Freuden der Ehe, und ich glaubte Ihren Worten nicht. Gott hat es gefügt, daß ich in diesem Kinde eine außergewöhnliche Natur fand, daß es die ganze Wahrheit erfuhr und unschuldig und einfach das einzige Recht, welches es beanspruchen konnte, nämlich mich zu trösten, annahm. War dies nicht ein Glück in meinem Unglück? Sie hatten mir befohlen, zu vergessen; ich habe Alles, was ich konnte, dazu gethan, und ich gestehe, daß ich nicht ohne Rührung die zarten und uneigennützigen Bemühungen von Fräulein Euphemie sehen konnte, die sie für einen Schmerz, auf den sie eifersüchtig zu sein berechtigt war, entwickelte. Heute beliebt es Ihnen, anders zu denken. Sei es, daß Sie mich nur haben prüfen wollen, oder daß Sie plötzlich eifersüchtig geworden sind, genug, Sie rufen mich zurück, und ich komme. Es entspricht der Aufgeregtheit Ihres Geistes sowie den Anforderungen Ihrer zügellosen Leidenschaft, mit der Lage und dem Leben derjenigen, welche Sie lieben, oder welche Ihnen nie ein Leid zugefügt, zu spielen! Dies ist eine Laune, wie jede andere; ich unterwerfe mich, wir können abreisen!"

„Es ist gut. Sie lieben mich nicht mehr! Uebrigens, hätten Sie mich je geliebt, so wären Sie überhaupt nicht abgereist, und wenn ich es Ihnen hundertmal befohlen hätte."

„Madame . . ."

„Kein Wort mehr, mein Herr, ich würde Sie verachten! Sie sind frei."

Und diese Frau, sehr schön in ihrer Aufregung, nahm ihren Hut, ihren Shawl und Schleier und ging hoch erhobenen Hauptes stolz an ihrem Geliebten vorüber.

Was ihn anbetrifft, so blieb er einen Augenblick stumm und wie vernichtet im Zimmer, erhob dann das Haupt, fuhr mit der Hand nach der Stirn, rief den Diener und fragte: „Wann geht das Dampfschiff nach Marseille?"

„In einer Stunde."

„Es ist gut;" mit diesen Worten verließ er das Hotel. Dies, mein lieber Freund, wäre gewiß für jeden Zuschauer eine aufregende Unterhaltung gewesen. Ich wünschte, Deine die Romane liebende Frau hätte Zeuge derselben sein können. Empfiehl mich ihr bestens. Ich kehre in zwei Tagen nach Paris zurück.

Dein Freund
Alphonse.

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei."

Die von Napoleon I. im großartigsten Stile erbaute, von ihm ursprünglich zu einem Museum bestimmte Kirche Madelaine in Paris mit ihren zahlreich sie umgebenden Säulen ist von einer Menge Neugieriger angefüllt, denn ein Brautpaar erhält dort den kirchlichen Segen. Auch auf der großen Freitreppe vor der Kirche bis zur Auffahrt der Hochzeitskutschen drängen sich Menschen hin und her. Plötzlich richtet sich jeder Blick nach der Kirchenthüre, denn in derselben erscheint der vielgekannte, große Schweizer Hellebardier in Nationaltracht, ein ehrwürdiger Mann mit weißem Barte, und stößt mit seinem Stabe auf den Boden, ein Zeichen, daß er dem Brautpaare vorangeht. Hinter ihm folgt das soeben eingesegnete Brautpaar, eine sehr liebliche, in erster Jugend strahlende Braut, geführt von einem stattlichen, schönen Manne. Es sind Euphemie und Julius. Eine weiße Atlasrobe mit langer Schleppe, vorn mit Orangenblüthen reich verziert, umschließt ihren schlanken Körper; Orangenblüthen schmücken auch das blonde Lockenköpfchen, das, von einem langen, weißen Schleier umhüllt, sich schüchtern dem geliebten Manne zuneigt.

Er führt sie die große Treppe hinunter und hebt sie in den bereit stehenden großen Hochzeitswagen, dessen Kutscher, wie üblich mit einem Bouquet an der Schulter geschmückt, eine äußerst wichtige Miene zeigt. Im Begriffe, sich neben sie zu setzen, schweift sein Blick über die harrende Menge; er erbleicht plötzlich. „Bist Du krank, mein Lieber?" fragt ängstlich seine junge Frau, ihn besorgt anblickend. „Nein, mein Kind, ich glaubte nur soeben ein mir früher theures Antlitz zu erblicken, aber ich habe mich getäuscht, überzeuge Dich selbst," und er deutete nach einer schwarz gekleideten Frauengestalt. „Du wirst mich nie wieder schwach sehen!" Gewiß hatte Julius sich getäuscht, denn zu derselben Stunde trug man einen kostbaren, mit Blumen geschmückten Sarg durch die zu diesem Zwecke mit schwarzen Vorhängen bedeckte Eingangsthüre der Kirche Notre Dame und setzte ihn leise in dem Gotteshause auf den bereitstehenden, mit vielen Wachskerzen und Topfgewächsen umgebenen Katafalk, damit man für die nun von allem Erdenleid erlöste Seele bete. Ihm folgte zunächst ein ernster Mann, einen laut schluchzenden Knaben an der Hand führend, dann viele Leidtragende, denn die Todte hatte viel Gutes im Leben gethan und war sehr geliebt.

Die arme Lydia, die so viel gelitten, starb am gebrochenen Herzen. Noch im Tode schön, schlummerte sie still und friedlich, ein Engelsangesicht. Sie hatte endlich den Frieden, den sie auf Erden vergeblich gesucht, auf ewig gefunden!

Am Abhange eines mit grünen Matten und dichten Baumpflanzungen bedeckten Berges erhebt sich ein stattliches Landhaus, von einem blühenden Garten malerisch umgeben; hinter demselben ein üppiger Park mit seltenen, exotischen Gewächsen, herrlichen Springbrunnen und Statuen aus cararischem Marmor. Auf einem freien Platze tummeln sich vier blühende Kinder mit einem Neufundländer herum. Türk ist geduldig; während der älteste Knabe rittlings auf ihm hockt, zerren zwei kleine Mädchen ihn an den Ohren vorwärts; er knurrt zwar etwas, läßt es aber doch geschehen, daß auch der Kleinste, sich an seinen Haaren festhaltend, noch mit fortgezogen wird.

In einiger Entfernung ruht eine liebliche Frauengestalt, üppig wie eine erblühte Rose, auf einer Rasenbank unter dem Schatten einer mächtigen Eiche. Ein helles Mousselinkleid umschließt ihren zarten Körper. Sie lehnt das Köpfchen an die Schulter eines stattlichen, schönen Mannes, der mit glücklichem Lächeln auf einen blondlöckigen Säugling auf ihrem Schooße blickt. Der kleine Erdenbürger mit rothen Bäckchen und strahlenden blauen Augen bemüht sich vergebens, mit seinen kleinen Händchen die Knöpfe des leichten Gewandes auf der Mutter Brust, die ihm die Nahrungsquelle augenblicklich verschließen, abzureißen. Die kleinen Strümpfe, welche er durchaus nicht auf den Füßchen duldet, hat er schon wieder abgestreift und zappelt mit seinen dicken Beinchen lustig in der Luft umher, jauchzt und lallt: „mamamam, pappappap."

„Bist Du glücklich, mein Julius?" flüstert die junge Frau, dem Mann zulächelnd.

„Unendlich, mein theures Weib, und alles Glück verdanke ich Dir."

„Nicht doch, mein Schatz," erwiedert Euphemie, ihn sanft umschlingend. „Unser Glück erblüht aus den Wandelungen Deines Herzens."

Ursprung des organischen Lebens der Erde.

Von Dr. Krause.

Unser Jahrhundert beschäftigt sich lebhaft mit der Lösung der großen Frage, woher das organische Leben der Erde stamme. Wasser, Luft und Erde werden eifrig mit dem Mikroskop durchforscht, um den Anfang des organischen Lebens, den einfachsten Organismus zu entdecken, die einfachste Art der Urwesen. Aber das Mikroskop hat uns darüber keinen Aufschluß gebracht. Wir wissen nicht, was die Lebenskraft selbst des kleinsten, einfachsten Organismus ist. Die Geognosie andererseits erschließt die Tiefe der Erde und führt uns die Organismen jener fernen Zeit vor Augen, in welcher die Pflanzen- und Thierwelt von den kleinsten und niedrigsten Anfängen und den einfachsten Formen ihren Ausgang nahm. Dennoch ist die Entstehung des organischen Lebens bis zum heutigen Tage in Dunkel gehüllt, denn die uns bekannten Organismen der ältesten Erdschichten, der silurischen und devonischen Formation, sind nicht der Anfang des organischen Lebens, sondern weisen auf ältere Formen zurück, welche wie die Pflanzen des Graphits und Anthracits, jetzt unserer Beobachtung nicht mehr zugänglich sind, weil die Zeit die Form der kleinsten Organismen längst zerstört hat. Von den ältesten und einfachsten Organismen der Erde ist aus der Urzeit nichts übrig geblieben, ihre Formen sind durch die zerstörende Gewalt der Zeit vernichtet. Auch die Geognosie vermag es nicht, uns das Räthsel zu lösen, woher das organische Leben der Erde stammt. Und holt der Forscher aus der Tiefe des Meeres den einfachsten Organismus der Jetztzeit hervor, in welchem das Leben an eine schleimähnliche formlose Masse gebunden ist, das einfachste aller Wesen, so gelangt er doch nicht zur Lösung des Räthsels, woher die Lebenskraft stammt, welche den Stoff durchdringt und beherrscht.

Die Lebenskraft ist etwas durchaus Anderes als der Stoff, welchen sie formt. Sie ist ebenso etwas Wirkliches und Thatsächliches, wie der Stoff selbst, welchen sie bewegt und gestaltet. Durch bloße chemische Mischung der unorganischen Stoffe vermag keine Kunst auch nur den kleinsten einfachsten Organismus hervorzubringen. Auch die Natur der Erde vermag es nicht, durch bloße chemische Mischung der unorganischen Stoffe einen lebenden Organismus, sei es eine Pflanze oder ein Thier, zu schaffen. Es muß daher der Ursprung des organischen Lebens anderswo gesucht werden, als auf der Erde selbst. Insbesondere nöthigt uns hierzu die Thatsache, daß die Erde, solange sie im Zustande feuriger Gluth war, unermeßliche Zeiträume hindurch der organischen Wesen gänzlich entbehrte. Erst nachdem die Erde den erforderlichen Grad der Abkühlung erreicht hatte, war die Möglichkeit des organischen Lebens vorhanden. Woher nun sind die ersten Keime des organischen Lebens auf die Erde gekommen? Aus dem Weltenraume, von andern Weltkörpern? Diese Hypothese wollen wir jetzt näher beleuchten.

Der Mond, der Begleiter der Erde, dessen organische Entwickelung einer viel früheren Zeitperiode angehört, als die der Erde, besitzt weder eine Atmosphäre noch Wolkenbildung. Es fehlt diesem Himmelskörper die Luft und das Wasser, obwohl er diese Stoffe einst in demselben Maße gehabt haben muß, wie die Erde, mit der er den gemeinsamen Ursprung theilt. Diese Stoffe sind vom Monde in den Weltenraum entwichen, und mit diesen konnten auch die kleinen Keime der organischen Wesen hinausgelangen, welche der Mond-Atmosphäre angehörten. Ist jetzt die Erd-Atmosphäre mit einer unermeßlichen Zahl von organischen Keimen der kleinsten Wesen erfüllt, welche gegen Hitze und Kälte äußerst widerstandsfähig sind, so dürfen wir dies auch bei der ursprünglichen Mond-Atmosphäre und auch bei allen Planeten und Monden unseres Sonnensystems voraussetzen. Solche Keime werden auch in den Bereich der Erde gelangt sein, denn selbst centnerschwere Massen, die Meteorsteine, unterliegen dem anziehenden Einflusse der Erde. Solange die Erde im Zustande des Glühens war, blieb die Möglichkeit des organischen Lebens ganz ausgeschlossen. Nachdem aber die Abkühlung der Erde denjenigen Grad erreicht hatte, daß das Meer sich bildete, konnten diejenigen organischen Keime, welche in die Erdsphäre gelangt waren, in dem warmen Meere und dem feuchten Boden ihre Entwickelung beginnen. Die Weltkörper, insbesondere die Planeten und Monde unseres Sonnensystems, sind durch ihre Organismen zu einem großen Ganzen verbunden, und sobald die Entwickelung eines Weltkörpers im Laufe von Zeitperioden, welche nach Millionen von Jahren zählen, so weit vorgeschritten ist, daß er fähig ist, organisches Leben zu empfangen, so schweben die zahllosen Lebenskeime heran, welche den Weltenraum erfüllen, und nehmen den neuen Weltkörper in Besitz. Diese organischen Keime, welche trotz ihrer Kleinheit eine große Mannigfaltigkeit der Arten darstellen, haben theils die Bestimmung, auf dem niederen Standpunkte ihrer Entwickelung in engeren Grenzen zu beharren, wie wir sehen, theils haben sie die Fähigkeit, in die Formen höherer Entwickelung einzutreten, und im Verlauf langer Zeiträume allmälig die höchsten Pflanzen- und Thierformen zur Darstellung zu bringen, wie die Geognosie zeigt. Gerade in den kleinsten Wesen und ihrer Entwickelungsfähigkeit liegt die Lösung des großen Räthsels der Welt. Sie sind der Uranfang der organischen Schöpfung, in einer unermeßlich fernen Zeit durch den Willen des Schöpfers ins Dasein gerufen. Die kleinsten und einfachsten Wesen bilden den Anfang der langen Reihe der Organismen, und diese steigen in langen Zeiträumen zu den höheren und höchsten Bildungen empor. Dies gilt sowohl von den Organismen der Erde als auch aller übrigen Himmelskörper. Die Versteinerungen, welche in die Erdschichten der ältesten, mittleren und neueren Zeitperioden eingebettet sind, liefern wie Schriftwerke den urkundlichen Beweis, daß die Bildung der Pflanzen- und Thierwelt von den niederen Formen in sehr langen Zeiträumen zu den höheren und höchsten Formen fortgeschritten ist, bis zum Menschen, den allein die Gottheit mit einer unsterblichen Seele begabt hat, welche fähig ist, die Größe und Allmacht Gottes in seinen Werken zu erkennen und zu bewundern. Welchem Ziele diese langdauernde Bewegung des organischen Lebens zusteuerte, und welche Veränderungen im Schooße des künftigen Weltzeitalters liegen, vermag kein sterbliches Auge zu erschauen. Die Natur gleicht dem verschleierten Bilde von Saïs. So viel aber vermögen wir zu erschließen, daß, während die Erde gegenwärtig auf dem Höhepunkte des organischen Schaffens steht, die Sonne als glühende Masse dem organischen Leben auf unermeßliche Zeitperioden hin noch völlig unzugänglich ist, und daß der Mond, welcher in Folge der rascheren Abkühlung viel früher als die Erde in die Periode des organischen Lebens eingetreten ist, in dem gegenwärtigen Weltzeitalter, in welchem Wasser, Luft und Wärme vom Monde längst in den kalten Weltenraum entwichen sind, nicht mehr der Schauplatz organischen Lebens sein kann.

Das Steppen- oder Fausthuhn.

(Syrrhaptes paradoxus.)

Nach den während der letzten Wochen veröffentlichten vielfachen Beobachtungsresultaten erscheint es gewiß, daß das Steppenhuhn zur großen Genugthuung der Ornithologen und zur Freude unserer Nimrode nun doch bei uns heimisch zu werden beginnt. Das erste Erscheinen desselben, dessen Heimath Asien, bez. die Tartarei und Mongolei ist, fällt in das Jahr 1859 und erregte schon damals in Deutschland berechtigtes Aufsehen, da das Thier seit seiner Entdeckung durch Pallas gelegentlich seiner großen Reisen durch Sibirien (1768 bis 1774) nur den Zoologen und Besuchern von Thiergärten bekannt war. Zur Familie der Hühner, bez. Flughühner (Pteroclidae) gehörig, zeigt der Vogel doch in seiner äußern Erscheinung so viele eigenthümliche Merkmale, daß man seinen anatomischen Bau eine „Vereinigung der Hühner-, Tauben- und Trappenform“ bezeichnet hat. Das Steppenhuhn erreicht die Größe unserer Haustaube, sein Gefieder wechselt in der Farbe mit aschgrau und lehmgelb, es ist sichtlich

der heimathlichen Steppe „angepaßt,“ auf deren weiten öden Flächen das sitzende Thier selbst mit den schärfsten Augen kaum erkannt werden kann, Kopf und Schnabel sind verhältnißmäßig klein, die in lange, scharfe Spitzen auslaufenden Flügel decken und kreuzen den Rücken nicht, sondern hängen seitlich herab und stehen mit dem wagerecht getragenen Schwanz, dessen Mittelfedern ebenfalls zugespitzt sind, in gleicher Richtung. Merkwürdig ist die Bauart des dicht befiederten Fußes, eine Hinterzehe fehlt, die drei Vorderzehen sind fast gänzlich verwachsen, so daß das ganze zum Scharren ungeeignete Glied verkrüppelt erscheint und einem kleinen Fausthandschuh gleicht (Faustuhn). Die platte Sohle ist scharf granulirt, mit seinem langsamen, trippelnden Gange würde indeß der Vogel bei einem Wettrennen mit unserm Rebhuhn weit zurückbleiben. Der geräuschvolle Flug des Steppenhuhns erscheint anfangs schwerfällig, entwickelt sich aber bald zu bedeutender Schnelligkeit, die dem verfolgenden Edelfalken bei Ausübung seines mörderischen Handwerks nicht geringe Schwierigkeiten bereitet. In das kunstlose, am Boden bereitete Nest legt die Henne höchstens drei bis vier Eier, mithin ist die Vermehrung im Vergleich mit der unserer Feldhühner keine sehr große; die Eier zeigen eine rein elliptische Form, die Grundfarbe wechselt von hell grünlichgrau bis schmutzig bräunlichgrau, auf diesem Grunde finden sich meistens erdbraune, feine Flecken. Als Hauptnahrung nehmen diese Vögel Grassämereien und zarte Blätter. Ehe die Thiere als wirklich „jagdbares Wild“ gelten, bedarf es noch einer langen Schonzeit. Zum Schutz des Steppenhuhns hat denn auch das preußische Landwirthschafts-Ministerium eine Verordnung erlassen.

Chatun.

Eine Erzählung in Briefen aus magyarischer Tradition

übersetzt von Paulus Cassel.

Der nachfolgende Briefwechsel führt in eine wunderbare Zeit zurück. Im zehnten Jahrhundert herrschte an der Wolga ein großes Volk. Die Chazarenkönige haben ihre Hauptstadt in Itil an der Mündung des großen Stromes. Mit ihnen verbunden waren die sieben Stämme, welche später unter dem Namen der Magyaren (Ungarn) einen großen Namen in der Geschichte Südosteuropas erhielten. Sie gehörten nicht zum Volksgeschlecht der Chazaren, hatten aber ihre Sprache angenommen. Es waren schwere Kämpfe, welche die Chazaren und Magyaren mit einem gewaltigen Nomadenvolk zu kämpfen hatten, das unter dem Namen der Petschenegen (Kangaren) lange Zeit ein Schrecken der Wolgalande war. Im Kampfe mit diesen sollen sich die Magyaren geschieden haben. Der größte Theil unter einem Fürsten Lebedia saß eine Zeit lang an der Wolga (Atelkusu) und zog dann, von den Petschenegen bedrängt, nach Siebenbürgen und Ungarn, wo sie die Einwohner des Landes, Slaven und Walachen überwanden, und das große Reich bildeten, dessen Könige und Helden zumal in den Kämpfen gegen die Türken unsterblichen Ruhm gewonnen. Ich verweise gern dabei auf mein Buch, das ich vor vierzig Jahren publizirte „Magyarische Alterthümer“.

Die folgenden Briefe sind eine poetische Erinnerung an jene Zeit. Romantisches Leben umsäumt jede Geschichte.

I.

Itil,*) im 20. Jahre des Chagans. Im Kitschu Ushu Ai den 25.

Die Prinzessin Chatun an ihre Freundin in Sarkel.

Liebste Isa, was haben wir hier erlebt! Wie glücklich könnte ich sein, aber ich bin es nicht; kann man sich freuen, wenn man noch zittert? Mein Auge hat glückliche Thränen, und mein Herz zweifelt. Er ist da, den ich liebe, aber nah ist er mir nicht. Meine Seele hat ihn, aber die Hand kann ich ihm nicht geben; bin ich denn nicht eine Königstochter? Ist nicht ihr Loos, zu sehnen und zu schmachten, um endlich in fremdem Garten zu verwelken? Und zumal an unserm Hof, wo nichts fest ist als unser steinern Haus und die Einsperrung der Frauen. Die Männer fliegen umher, und zu uns kommt Niemand. Als wenn man ein Herz verschließen könnte! Wie durch die Fugen des Fensters der Morgenwind, so ringt sich die Liebe in das Herz. Und was habe ich erlebt! Endlich gab einmal mein Vater ein großes Fest. Denn, liebe Isa, mein Vater ist ein herrlicher Mann, aber ein sparsamer König. Was viel kostet, liebt er nicht. Aber endlich war es nicht zu ändern. Die Politik gebot das Vergnügen. Der Sohn des mächtigen Fürsten der Kangar**) war zu Gaste gekommen. Man sagte: meinetwillen. Mit den Kangar leben wir nun eigentlich in stetem Streit. Wir schlagen sie, aber es sind gefährliche Feinde, und mein Vater, ein großer Held, wie er in jüngeren Jahren war und noch ist, wenn es sein muß, liebt nun den Frieden. Wir haben in der That noch andere Dinge zu thun, als blos zu rauben und zu kriegen. Itil soll eine Stadt werden, sagt mein Vater, wie Konstantinopel. Nun, der Prinz war da, und andere Prinzen auch; darunter der, den ich liebe; der Suvarier Fürst Lebedia. Wo ich ihn sah, und sprach, laß mich jetzt verschweigen. Gegen den Brauch war es, jedoch nicht gegen die Sitte, aber ich sah ihn. Hell und hoch schreitet er einher. Schwan***) ist sein Name, wie ein Schwan weiß und stark ist er. Die Suvarier sind seit lange mit dem Vater verbündet. Aus sieben Stämmen bestehen sie, aber einig sind sie nicht. Lebedia ist der Erste unter ihnen an Adel und Schönheit. Ich liebe ihn, aber er ist ein kleiner Fürst und mein Vater Einer der großen Chagane, und die suchen nur wieder Verbindungen aus Großchaganen.

Mein Vater veranstaltet auf dem breiten Strom ein Segelfest. Man fährt bei uns gern und gut in Segelbooten hinauf und hinab; die Kähne sind grün geschmückt. Voran fährt ein Schiff mit rauschender Musik, (wir haben das von den Griechen gelernt) dann kommt das königliche Schiff, meine Eltern sind darinnen in großer Pracht; ich hatte mein eigenes reizendes Schiffchen und war von meinen Frauen umgeben. Die Ritter sollten auf ihren Chelandia (Schifflein) rings um uns her die Wettfahrt unternehmen. Und was sollte da geschehen! Der Prinz der Kangaren, gewaltthätig wie immer, als meisterhafter Segler bekannt, fuhr rasch voran; auf seltsame, noch räthselhafte Weise hat er mein Schiff an das seine verborgen mit Seilen befestigt. So wollte er hinausstoßend auf den Strom rastlos von gewohntem Wege mich mit sich fortreißen, endlich entführen, um am bestimmten Ufer zu landen, wo die Seinen ihn erwarteten. Schon war ich weit von meinen Eltern fortgerissen, die es kaum bemerkten, denn die Drommeten klangen, das Volk an den Ufern jauchzte, die Eltern hatten so viel zu danken und sich zu verneigen, daß sie der Tochter nicht gedachten, die der Habicht beinahe geraubt.

Aber Einer wachte, während meine Frauen weinten und ich vergeblich nach dem Vater mich umsah, immer rascher flog der Kahn, da plötzlich bricht ein Schiff, noch schneller als unseres an die Fahrt, die wir nehmen; mit furchtbarem Anstoß fuhr es an das des Kangaren; das Schiff sinkt, und den Räuber trifft ein gewaltiger Schlag, der ihn ins Wasser wirft; das verbindende Seil ist blitzschnell zerschnitten. Lebedia war es, und an unserer Seite ist das Schiff; schnell waren wir umgekehrt, und den Strom hinab bis zu den Eltern hin, die nicht wenig erschrocken waren; freilich war die Freude über meine Rettung gemischt, der Aerger über die Frechheit des Kangaren verschloß nicht die Besorgniß unangenehmer Zusammenstöße; allerdings kam die Nachricht, daß der Räuber aus dem unfreiwilligen Wasserbade wie eine Wildente wieder aufgetaucht; seine Wuth, was bei solchen Wilden nicht anders zu erwarten, soll maßlos gewesen sein.

Der Retter, Fürst Lebedia, wurde mit dankbaren und ehrenden Worten begrüßt und bedankt. Doch ich muß einhalten. Der Vater läßt mich rufen.

II.

Itil. Im 20. Jahre des Chagans Kitschu Ushu Ai, den 27.

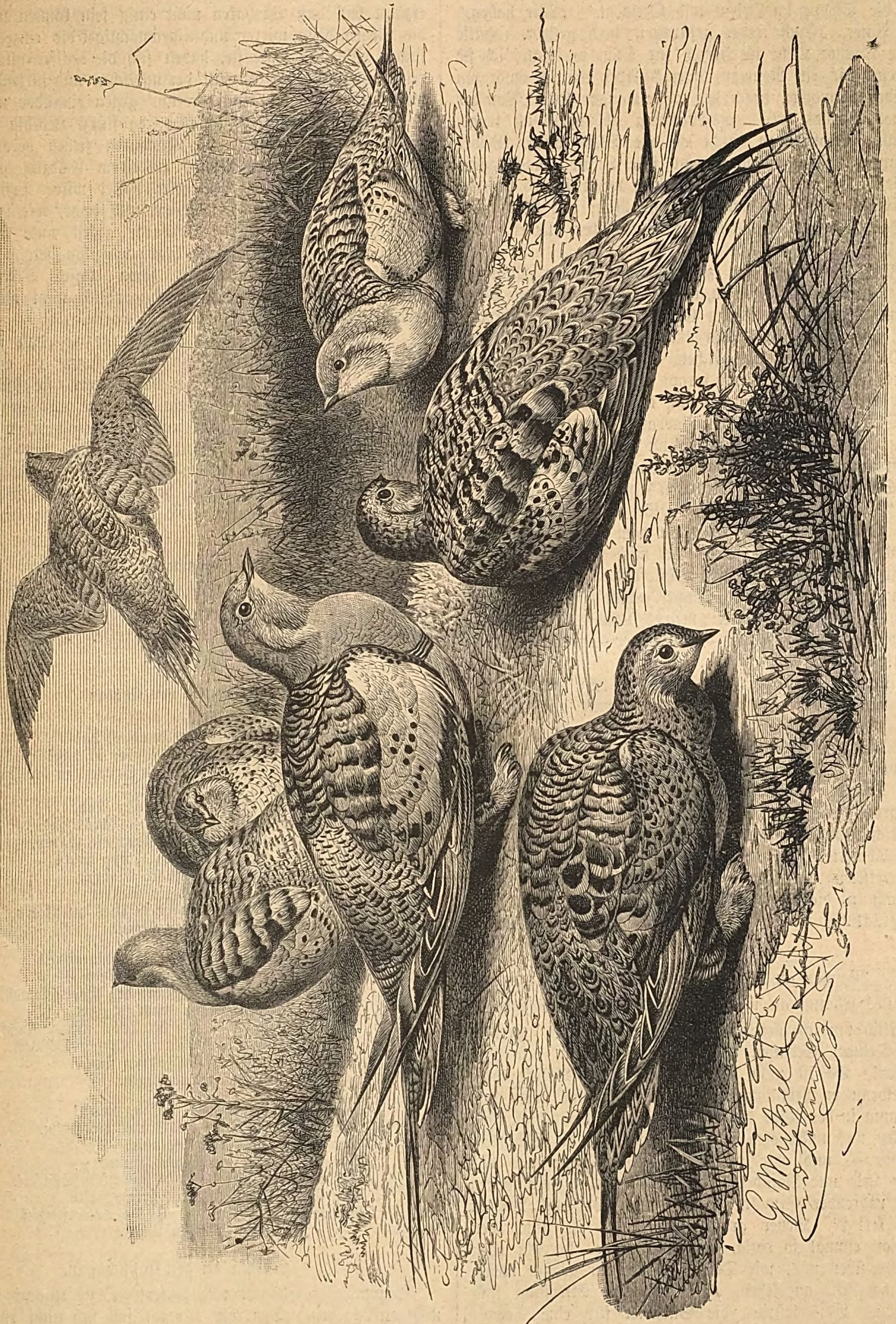
Kaum wirst Du mein erstes Schreiben erhalten haben, sende ich Dir ein zweites. Aber ich muß schreiben: „Schweigend

*) Die einstige Hauptstadt der Chazaren an der Wolga, die Itil hieß.

**) So hieß früher das gewaltige Volk des östlichen Mittelalters: Die Petschenegen.

***) Lebedia bedeutet Schwan.

lieben bricht das Menschenherz." Ich kann glücklich sein und bin doch traurig, denn über der Rose Roth wird Blut fließen. Als ich zu meinem Vater kam — in den Thronsaal — war meine Mutter auch zugegen — und jener Kangarenprinz, der mich entführen wollte. Wie wild und trotzig sah er aus mit der schwarzen Mähne und den kleinen glühenden Augen! Der Kangar hatte um mich angehalten. Finster sprach mein Vater: „aber Du wolltest rauben, warum Du jetzt bittest. Und das Bitten steht Dir schlecht, es sieht selbst wie rauben aus. Nach den Satzungen und Weisen meines Volks darf man nicht stehlen, auch nicht Menschen." Er sprach: „Es sollte Dir ein Beweis meiner Kraft und List sein, nur daß der üble Suvarier mich hinderte." Aber da hättest Du meinen Vater sehen sollen — und er ist herrlich und gewaltig, wenn er zornig wird. „Zügele Deine Zunge, Kangar!" sprach er; „der Suvarier ist mein Gast und der Liebsten Einer; er hat meine Tochter aus Schande gerettet, die Du ihr bereiten wolltest."



Asiatische Steppenhühner.

„Aber," erwiderte Jener, „ich komme jetzt, um ihre Hand zu werben und sie zur Fürstin des ganzen Geschlechts der großen Kangar zu wählen; Du weißt, großer Chagan, daß das eine Ehre ist, die weder Suvarier noch Waräger Dir anbieten könnten. Vor uns zittert die Steppe im Orient und Occident." „Wir haben," sprach der Vater, „Euch weder gefürchtet, noch geliebt. Hätte jedoch meine Tochter Liebe im Herzen für Dich, so könnte ich sie nicht zwingen, Dir ein Nein zu sagen." Aber ehe ich noch ein Wort zu reden vermochte, brach der wilde Kangar los: „Von der „Liebe" eines Weibes soll meine Werbung abhängen! ich frage, ob Du willst, Großchagan, nicht ob das Weib will; Weiber müssen, Männer wollen; man genießt ihre Leiber; was schiert uns ihr Herz. Ich frage mein Roß nicht, wenn ich es rastlos durch die Steppe treibe; es dient mir zum Ritt; das Weib zum Genuß. Das sind Griechensitten, wo die Weiber „lieben" und herrschen."

Liebe Isa! Was sagst Du zu der Rede solcher Männer? Wir Weiber sollen nur Leib sein, kein Herz haben, wie eine Beute hinfallen dem Raubthier in seinem Gelüst — ich war erschrocken und empört, aber er sprach es nicht umsonst aus. Meine Mutter, die, wie Du weißt, vom kaiserlichen Haus der Griechen ist, brach diesmal ihr Schweigen und sprach bewegt mit von Thränen durchwebter heftiger Stimme: „Chagan, theurer Gemahl, laß den Mann von Dir. Ich weiß es, daß Barbaren nicht lieben können; wie sie Blut trinken, wollen sie Wollust schlürfen. Das erste Zeichen, daß man aus der Barbarei erwacht, ist die Liebe und das Lied. Sage ihm, daß wir Menschen sein wollen, nicht Wölfe der Steppe." Mein Vater antwortete: „Sei ohne Sorge, geliebte Gemahlin! Ohne Liebe kamst Du nicht vom goldenen Horn in die Hauptstadt der Chazaren; Liebe hat mich mehr gelehrt, als alle Klugheit meiner Weisen und Philosophen. — Geh' von dannen, Kangarscher Fürst! und binnen achtundvierzig Stunden befinde Dich jenseits der Grenze meines Landes. Bis dahin schone ich das Recht des Friedens — aber der Suvarier Lebedia soll kommen!"

Und er kam — welch ein Gegensatz — von seiner Stirne strahlte es, wie die Sonne in meinem Garten am Morgen. Aus seinen blauen Augen leuchtete es, wie die Viole meiner Liebe! Sieg klirrte jeder Schritt, Kraft lag in der Bescheidenheit, mit der er vor dem Vater sich zur Erde beugte! „Lebedia, Du liebst meine Tochter, nimm sie hin zur Gattin! Du bist nicht reich und groß, wie jener, aber der Großchagan von Chazarien ist reich genug, er braucht weder barbarisches Geld noch barbarische Schwerter. Chatun, offenbare Dein Herz. Ich weiß, daß die Geretteten den Retter lieben" Der Kangar stürzte hinaus und ich in die Arme des Schwanenhelden. Freue Dich über Deine glückliche Chatun.

III.

Magyar an der Kuma. Sarikawek. Ai. den 15.

Die glückliche Chatun an ihren großen Vater, den Chagan!

Wie glücklich bin ich hier im Hause meines Gatten! Herrlich war es in Deinem Schatten und lieblich ist es in dem Zelt meines Gatten! Es ist nicht so stolz wie Dein Palast, aber am Abend, wenn er heimkommt und mit mir sitzt unter dem prächtigen Baum in der Nähe des Stromes, die Schwäne schaukeln sich, sie kennen uns und holen sich ihre Nahrung, die Schifflein fliegen vorüber — und wir reden von unsrer Liebe und von der Menschen Leid und Wandel. Oft zieht es mich nach weiten Fernen mit rührender Gewalt. Denkt man dort auch nur an Kampf und Krieg? Lieber großer Vater! es ist unter den Suvariern nicht einmal so einig, wie bei uns; es herrscht eben nicht ein Wille über uns, wie Deiner über Dein großes Reich. Lebedia ist zwar sehr angesehen, aber Neid und Eifersucht sind doch gegen ihn. Was würden die Suvarier für eine Gewalt ausüben können, wenn ein Mann wie Lebedia sie alle regierte und ihr Woiwod oder ihr Chagan wäre! Ich denke oft darüber nach, daß Lebedia Herr werden sollte über Alle. Du, als ihr oberster Rathsherr und Leiter würdest das anordnen. Einigkeit macht stark. Jetzt, wenn im Rathe der sieben Stämme berathen wird, ziehen sich die Einen und die Anderen zurück. Was geschieht, wird nur mit getheilten Stimmen vollzogen. Ich warne meinen Mann stets vor unzuverlässigen Bundesgenossen. Ich erinnere mich, was meine weise Mutter mir aus Konstantinopel erzählt hat, daß Barbaren nicht einig sein können und je wilder die Sitten, desto wirrer und eigenmächtiger die einzelnen Stämme sind. Wie oft, sagte sie, haben sich die Kaiser nur dadurch gerettet vor Tücke und Gewalt der ugrischen und türkischen Stämme, weil diese statt mit einander nur gegen einander waren.

Vater, eben schreibe ich dies, da stürzt Lebedia herein; „wir haben Krieg," ruft er; „die Kangaren ziehen heran; sie haben sich mit ihrer ganzen Macht zu einem Feldzug gegen Deinen Vater und gegen uns bewaffnet. Der wilde Prinz, der Dich rauben wollte, steht an der Spitze, und zwar, wie mir die Boten melden, zieht der größte Schwarm gegen uns. Uns will er treffen; Rache krächzt wie ein Rabe vor ihm her.

„Eilende Boten sammeln schon unsre Schaaren. Auf Deinen Vater können wir im Augenblick nicht rechnen. Doch sende eilig Deinen Brief; ein Bote wartet.

„Sage ihm auch," fügte Lebedia hinzu, „daß ich auch auf einen Theil der Suvarier nicht rechnen kann."

„Zwei Stämme haben sich abgesondert, sie sollen bestochen sein. Der Kangar hatte gesagt, er zöge nur gegen mich um Deinetwillen. Hätte er Dich und mich gefangen, wollte er alle Beute ihnen überlassen. Vater, hörst Du, laß uns nicht im Stich, wenn die Gefahr droht; ich werde mit Lebedia leben und sterben. Es ist wie ein Nebel, der plötzlich mein Glück überzieht, aber die Liebe wird kommen wie ein Glanz vom Himmel. Lebe wohl, Eile, Eile!

Der Chagan an Lebedia.

Ziehe zurück! Ganz Chazarien steht Dir als Heimath offen. Meine Heere müssen sich gegen den Kangaren waffnen. Schone Dich und Chatun in ungleichem Kampfe. Hüte Dich vor Verrath. Die Mutter sagt desgleichen. Der Chagan.

Kriegslied von Chatun.

Das Horn gellt laut!
Heraus ihr Krieger! der Feind ist da!
Zu Raub und Beute der Räuber ist nah!
Heraus aus den Hütten, das Schwert in der Hand,
Den klirrenden Bogen gespannt!
Heraus vom Becher, von weicher Ruh,
Das Thor des Friedens fiel kreischend zu!
Der Feind ist da! schon krächzen die Raben,
Sie wollen die Helden zum Fraße haben.
Wohlan, Suvarier, streitbare Männer,
Sattelt den muthigen Renner
Gen den Feind mit zischendem Pfeil zu fliegen,
Zu sterben oder zu siegen.

Ihr Weiber verschließt Euern Thränenquell
Wir dürfen nicht klagen, noch weinen —
Auch des Weibes Hand führt den Bogen schnell,
Heraus, mit dem Mann Euch zu einen.
Der Feind ist da — wie der Wolf in der Nacht,
Wir brechen seinen Rachen in blutiger Schlacht.
Heraus ihr Weiber! die Fahnen fliegen
Zu sterben oder zu siegen.

Ihr Schwanenhelden — voran, voran!
Die Steppe leuchtet — es krähet der Hahn,
Der Morgen will roth beginnen —
Wie die Ströme des Blutes rinnen —
Auf eilendem Pferd — mit blitzendem Schwert
Der Sieg ist mehr als ein Leben werth.
Wir jagen den Wolf — wie die Adler fliegen
Zu sterben oder zu siegen.

Lebedia an den Großchagan.

Bewunderter Chagan und Vater! Ohne Kampf können wir nicht zurückgehen. Der rohe Kangar soll sich nicht rühmen, uns erschreckt zu haben. Mehr noch als ich besteht Deine geliebte Tochter auf Muth und Widerstand. Mit ihrem Kriegslied hat sie meine Suvarier in eine Begeisterung versetzt, wie ich sie noch nicht an ihnen kannte. Unter Chatuns Führung werden sie siegen, und wenn der Feinde Zahl die sechsfache wäre.

Und wir haben es schon versucht. Zwei unserer Stämme, verrätherisch oder furchtsam, haben sich nach Persien gezogen und uns allein gelassen, aber wir haben auch ohne sie gesiegt. Die Vortruppe der Kangaren, die wie ein Schwarm von Dohlen voranzogen, zum Plündern und Stehlen, sind unter Chatuns und meiner Anführung mit blutigen Köpfen zurückgeschickt. Sie hielten Chatun für eine Schwanenjungfrau, die heruntergestiegen wäre, uns gegen die Feinde zu helfen. Freilich kommt erst das Hauptheer der Kangaren heran, das der Prinz selbst führt, wir werden wohl kaum auf die Dauer widerstehen können; wenn Du uns nicht helfen kannst, dann nehmen wir Deine Gastfreundschaft an und ziehen von der Kuma zum Itil. Das Horn tönt, es scheint, daß der Feind naht, aber der Bote bringt Dir meine und Chatuns herzliche Grüße. Dein Lebedia.

Woiwoode Almus an den Großchagan.

Aus Atelkusu. Idan Agatech Ai, den 25.

Erhabener Großchagan, Sonne der Steppe, Löwe Chazariens.

Unser Fürst Lebedia kann Dir nicht schreiben. An seiner rechten Hand traf ihn ein Kangarschwert, als er siegte. Aber von Sieg habe ich Dir allein zu melden. Auch von hier aus, wohin wir zogen und Ruhe finden wollten. Wir kamen hierher nicht als Geschlagene, sondern als Siegreiche; nicht gedrängt, sondern mit freiem Willen, Deinem großen Schwiegersohn Lebedia folgend. Wir haben überall gesiegt. Zwar waren die Kangars zahlreich wie die Wölfe in der winterlichen dunklen Steppe, aber uns voraus an der Seite ihres Gatten zog Chatun, wie eine Himmlische. Die Kangar flohen, sobald sie ihr strahlendes Antlitz sahen — Kubai — Chatun*) riefen sie — die Schreckliche aus Tuonela naht. Sonnenstrahlen sind ihre Pfeile — ihr Schleier ist aus dem himmlischen Tengis (Himmel) gewebt. Ißten (Gott) ist ihr sterngekränzter Vater — und sie flohen. Vergeblich war der Zorn und Befehl ihres wilden Fürsten, den Du kennst. Und immer rückwärts ging es mit den Feinden; die Wölfe flüchteten wie die Lämmer, da voll Wuth und Verzweiflung sandte der Kangar einen Pfeil — ach! hätte er mich lieber getroffen — und traf das Herz Chatuns, die zwischen Lebedia ritt und mir, Deinem Knecht — und Chatun brach zusammen, rothes Blut, wie Rosen duftend, brach aus ihrer Brust; todesohnmächtig sank sie in die Arme ihres Gatten und ihr Auge leuchtete — und ihr letztes Wort war: Dein war ich bis zum Sterben, sage dem Vater, ich habe gesiegt.

Aber Lebedia, seiner vor Schmerz kaum mächtig, raste auf wie ein Tiger, so habe ich ihn nie gesehen, — in meine Arme legte er das Weib. Erst die Rache, donnerte er, dann der Schmerz. Vorwärts. Suwarier! Und wie in einem Sprunge, die Anderen ihm heulend nach, ist er beim Feind, dem alten, dem bösen Feind. „Du wolltest einst die Ehre Chatuns nehmen, jetzt nahm Dein giftiger Pfeil ihr das Leben, so schrie er, fahr hin in Tuonelas Reich. Und ein Schlag, wie der Blitz vom Himmel fällt auf des Kangaren Haupt; mit dem Schwert hat er das Haupt ihm gespalten. Die Kangaren schrien vor Entsetzen auf, — die Suwarier mähen ihre Köpfe wie der Schnitter die Aehren, — eine ungeheure Flucht der Kangaren beginnt, aber Lebedia setzt ihnen nicht nach; er kehrt zurück zu seinem ohnmächtigen Weib und nimmt sie aus meinem Arm. Seine Thränen, die auf sie fallen, wecken sie noch einmal auf, noch einmal sieht sie, herrlicher Vater! mit einem Blick der Liebe, voll Himmelslust und Süße ihn an und stirbt. Sie siegte, wie die Größe zu sterben pflegt, ihr Tod war ein herrlich Gewinnen.

Ach! ich soll Dich trösten, theurer Chagan, Dich und Dein Weib! Lebedia spricht nicht; er weint und schweigt, die Schaaren rings um ihn weinen und schweigen; diese Thränen, sieh sie an, sie sind der Trost, den ich sende. Klage nicht zu sehr, sie hat gesiegt und ist gerächt, und ist nun die wahre Kuba chatun, die in der Unterwelt Reichen selig herrscht. Wir feierten ihr ein herrliches Todtenfest, wie es bei uns noch nie gesehen. Die gemeinschaftliche Beute verbrannten wir ihr als Feueropfer, es gehörte ihr Alles, und wir wollten nichts von dem haben, was ihr das Leben gekostet hat. Die goldenen Ringe der gefallenen Kangar wanden wir ihr zu Ketten um den Hals. Schwert und Bogen des Mörders wurden ihr als Trophäen in den Sarg von Erz gelegt. Denn Lebedia wollte sie nicht begraben haben an der Kuma; sie soll mit ihm getragen werden überall, wie ein Hausaltar. Als er wieder zu reden vermochte, sprach er: „Freunde hier bleiben wir nicht. Auf die Erde, die meiner Chatun Blut getrunken, kann ich mein Zelt nicht gründen. Dies Haus, worin ich mit ihr weilte, so glücklich, so innig, kann nicht bestehen bleiben. Magyar kann eine Trauerstätte bleiben, wie mein Glück zertrümmert ist. Nur den Namen wollen wir mitnehmen, weil sie ihn liebte. Nicht mehr Suwarier, Magyaren wollen wir heißen, schwarze Völker von Trauer und Thränen. Rüstet Euch, wir ziehen in ihres Vaters Reich an den Itil; an ihm ist sie geboren, dort mag sie harren, bis ich das eigne Grab mit ihr theile zum Leben in die lange, dunkle Zeit." So zogen wir fort und der Sarg Chatuns uns voran; alle Völker, die wir trafen, grüßten uns feierlich. Kein Streit störte unsere Stille. So kamen wir nach Atelkusu. Von hier aus bringt Dir ein Schiff diese Botschaft. Verzeihe sie mir. Aber es war nicht Tod, sondern Sieg, den ich zu melden hatte. Auch Großchagane haben Thränen, zuweilen zu viel; Sonne der Steppe, laß die Wolken von Dir weichen. Zürne nicht zu sehr

Deinem

Knechte Almus.

Lebedia an den Großchagan.

Herrlicher Chagan! Geliebter Vater meiner Chatun!

Ich habe Deinen Brief erhalten, wie groß bist Du, wie tröstlich ist der Schmerz der theuren Mutter. Ich kann noch nicht von ihr schreiben, meine Seele zittert noch immer; der Schwan hat noch keinen Gesang des Trostes. Laß mich stille sitzen an meinem Altar wie einen Priester der Liebe. Wer den Himmel verloren, um die Erde kümmert's ihn nicht mehr.

Daraus will, großer Chagan, auch verstehen, wenn ich Deinen Antrag, so lieb und groß und weise er ist, nicht annehmen kann. Du willst, ich soll nun die Stämme der Magyaren, wie unser Volk nun heißt, zu einem Volk vereinigen und Fürst davon werden unter Deinem Schutze. Ja, weise ist Dein Rath, wir haben seinen Mangel selbst in den letzten Trauersiegen bitter erfahren, auch sind die Stämme bereit; sie wollen einen Führer haben in Kampf und Sieg. Aber ich mag es nicht sein. Mein Fürstenthum ruht im Sarg. Ich gehöre keiner Zukunft mehr an. Ich kann nicht vergessen und will nicht vergessen. Mein Schwert wird den Freunden gehören, wenn es noth thut. Die Krone gieb einem Andern. Gieb sie Almus, er hat es um uns Alle verdient, theurer Großchagan! Der Schmerz hat eine weissagende Art. Ich weiß es, wir werden hier auch nicht bleiben. Die Kangaren werden mit neuen rachedürftigen Schaaren über uns kommen, und die Siegerin liegt im Sarg.

Ihr Auge ging immer in die westliche Ferne, dahin werden wir ziehen, und dort finden ein neues großes Vaterland. Chatun wird uns im Geiste voranziehen; wo sie in die Erde gesenkt wird, bauen wir eine große Stadt; sie soll allen Nachkommen zeugen, daß die Liebe der Quell aller Größe ist. Ich habe die Stämme gefragt; jubelnd stimmten sie ein, Almus solle Fürst über sie sein und Arpad folgt ihm, sein tapferer Sohn in erblicher Würde nach.

Der Schwan muß frei bleiben bis zum Tod, wo er seine müden Flügel breitet über seine Liebe, die auch die Deine ist.

Bald komme ich hinab zu Dir, nichts mehr sein wollend, als der Gatte Chatuns.

Dein Sohn

Lebedia.

Die Sehnsucht des Helden ist in Erfüllung gegangen. In einem schönen Lande haben sie eine Heimath gefunden: Hungaria ubi bona sunt varia. Was sie zuerst in Raubzügen des zehnten Jahrhunderts Furchtbares durch Süddeutschland zumal verübt, haben sie dann gerächt im Kampf gegen den Halbmond. Die Thaten von Männern wie Zriny und Hunyad und vielen anderen werden nicht vergessen werden.

*) Schwanenfrau von Tuonela, der Unterwelt.

Räthsel und Spiele.

Rösselsprung.

teln	ner	ge	vor	mein	be	let	die	nicht	in
vor	längst	dich	tau	ei	aus	roß	schon	es	see
mei	sat	mit	als	es	let		das	den	schnau
ich	uns	hol	wei	flin	ich	es	rasch	le	sucht
se	zu	mehr	roß	ber		mei	sein	be	bü
ist	ließ	ne	kem	nicht	liebt	ü	ne	sein	flie
hin	las	gen	vög	fer=	bei	lieb	ne	gel	ich
doch	lein	te	ge	fliegt	das	noch	mein	gen	pär
komm	stie	ein	auch	heu	fuß	dort	chen	muß	ist

Räthsel.

Von Ruhm oft gekrönt, von der Sage umdichtet,
Gehört es vergangenen Zeiten an
Und doch besitzt es Jedermann.
Und auch auf die Zukunft ist es gerichtet,
Von wannen es kommt, noch Niemand sah,
Unhörbar, ist es plötzlich da
Und füllt in siegender Gewalt
Mit Furcht uns und mit Hoffnung bald.

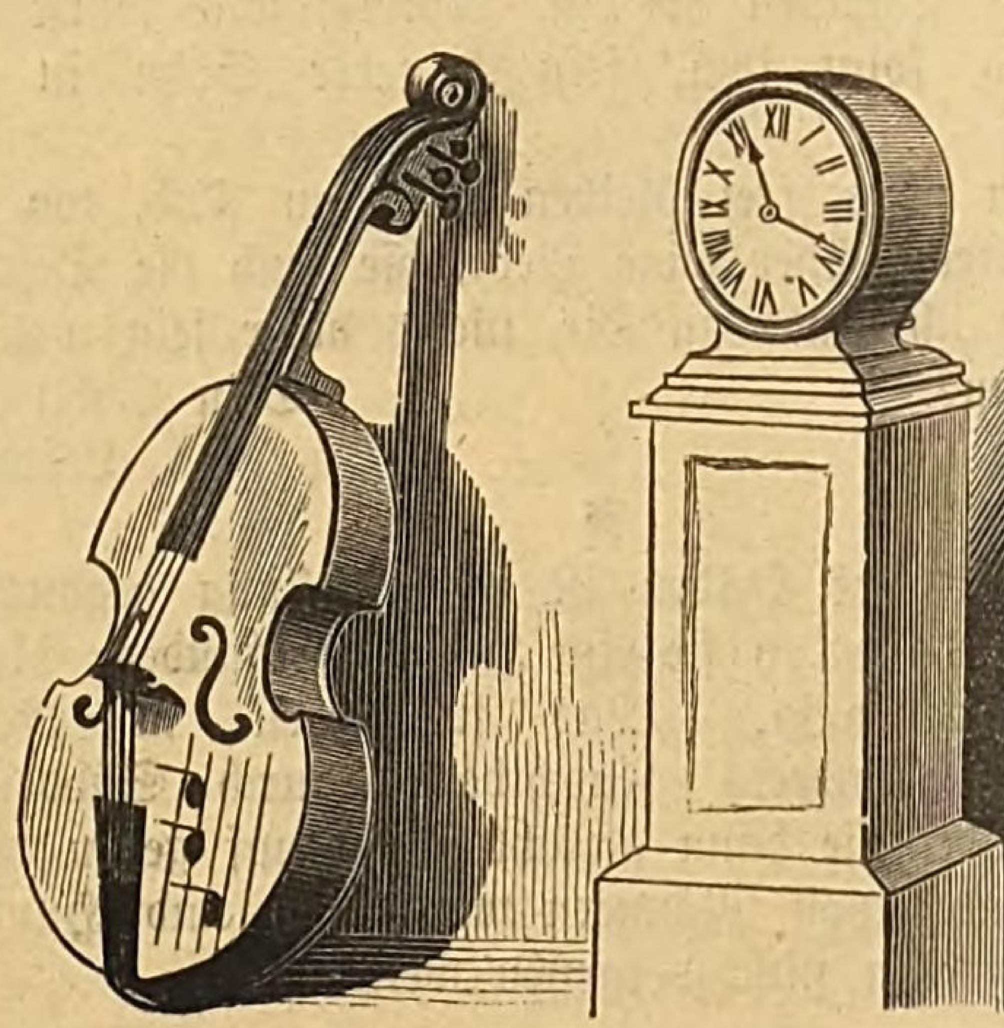
Quadrat-Räthsel.

a	a	b	b	c
e	e	e	e	e
e	i	i	m	m
r	r	r	s	s
s	s	t	t	u

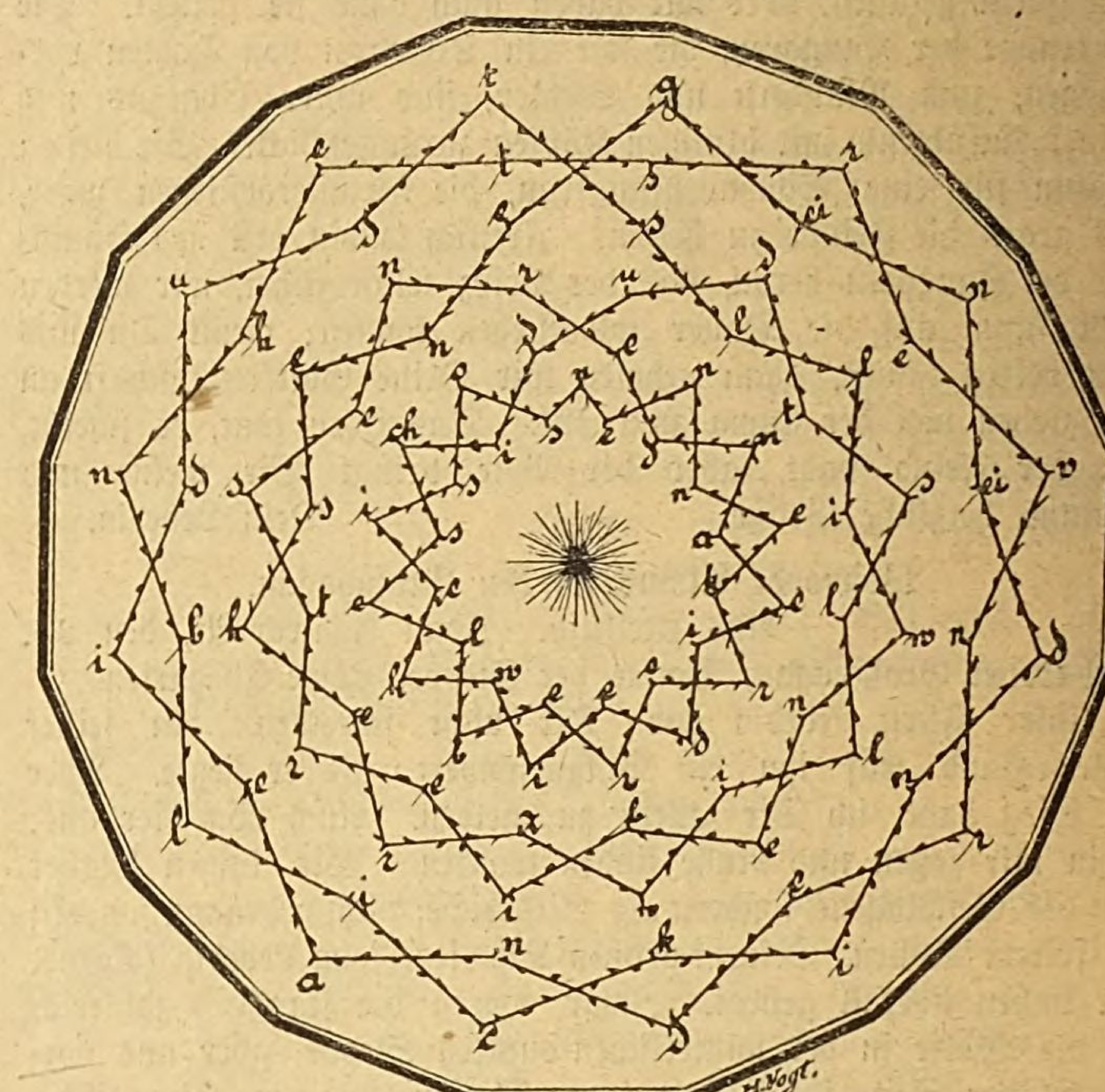
Die Buchstaben des Quadrats sind so umzustellen, daß die wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten. Die dadurch gebildeten Wörter bezeichnen:

1. Arbeitsgeräth.
2. Priestersitz.
3. Luftbewegung.
4. Europäer.
5. Gefäß.

Rebus.



Kombinations-Räthsel.



Die Buchstaben der vorstehenden Figur ergeben einen Kernspruch von Schiller, wenn man mit dem richtigen beginnend, den verflochtenen Zweig so lange verfolgt, bis man wieder zum Anfangsbuchstaben zurückkehrt. Wie heißt der Spruch?

Räthsel.

Ich bring' es mit Verstand nicht weit,
Viel eher mit Verschämtheit;
Ihr zugesellt, mach' ich mich breit,
Beleidige die Menschheit.
Mit Achtsamkeit stift' Unheil ich,
Mit Recht ich nicht gedeihe;
Mit Appetitlichem servirt
Ich nimmer Dich erfreue!

Auflösung der Räthsel aus Nummer 44.

Homogramm.

		l	r	s		
		e	a	o		
l	e	i	b	n	i	z
r	a	b	e	n	e	r
s	o	n	n	t	a	g
		i	e	a		
		z	r	g		

Rebus. Restaurateur.

Räthsel: Frack.

Speer-Räthsel.

Sohn, da hast Du meinen Speer.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 46 — Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt — 11. November 1888

Ohne Sonnenschein.

Von H. Heyn.

Unweit der Schweizergrenze zwischen Chalons und Poligny befand sich zu Anfang unseres Jahrhunderts eine Villa, genannt die „Solitude," in welcher ein scheinbar glückliches Paar mit einem kleinen Kinde hauste. Die Bewohnerin war eine große, majestätische Erscheinung, man sagte sich, die Enkeltochter eines Herzogs, die den jungen Grafen von Mezardow-Orlès gegen den Willen ihrer Eltern geheirathet. Sie war herabgestiegen und fand, obwohl arm, doch in dem bescheidenen Landhause keinerlei Ersatz für die Prachtschlösser, in denen sie ihre Jugend verbracht. Der Vater des Marquis hatte auch andere Absichten mit seinem Sohne gehabt, als ihn an eine arme Herzogsenkelin mit kleinem Nadel-, fast Gnadengelde zu verheirathen, und gab keinen Sou für den Unterhalt des Paares. Das mütterliche Vermögen des jungen Mezardow war nicht bedeutend, wenigstens nicht bedeutend genug, um die Ansprüche der verwöhnten Adèle zu befriedigen. Man konnte nur drei Domestiken halten, eine Haushälterin, eine Kammerfrau und einen Diener, der zugleich Gärtner war. Nach dem Urtheil der Welt mußte die Liebe der jungen Frau unendlich sein, um so viel entbehren zu können.

Ein Gärtchen voll seltener Bäume und Blumen umgab das kleine Haus, das, nur einstöckig, höchstens sechs Zimmer enthielt. Den Bewohnern des nahen Dorfes und des Städtchens Poligny erschien es so geheimnißvoll wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht. Sah man doch die Eheleute so selten als möglich. Im Sommer hinderten undurchdringliche Hecken des Gartens und die Jalousien der Fenster eifersüchtig den profanen Einblick und reizten die Neugierde des Publikums dadurch noch mehr. Ein Bäckerjunge brachte von Poligny aus alle Morgen frische Waare, ein Fleischergesell den Fleischbedarf. Auch diese konnten den Wißbegierigen nur das Aussehen der Domestiken beschreiben. Der Diener trug sammetne Kniehosen, gelbe Tricots und einen schwarzen Frack mit Goldborte, die Haushälterin eine mächtige Spitzenhaube mit großer Elsaßschleife, die Kammerfrau ein geblümtes Kleid und Lockenfrisur.

Wie vielen Stoff bot nun eines Tages die Neuigkeit des Bäckerjungen, er habe das Haus offen und leer gefunden, keiner der Bewohner sei mehr da! Auf dem Fluß, der den Garten begrenze, habe ein umgestürzter Kahn geschwommen, ein Kinderhut und Jäckchen, sowie ein Damenmantel hätten im Schilf gehangen, der Hund aber sei heulend am Ufer auf und ab gelaufen. Die ganze Gesellschaft müsse mit Mann und Maus ertrunken sein. Welche angenehme Unterhaltung bot diese Erzählung! Nach einigen Tagen wurde das Thor des Gartens, sowie das Haus verschlossen, und es blieb in dem unbewohnten Zustande, der Umgegend mehr als ein Räthsel erscheinend. Wohl ein Jahr lang besprach man die Angelegenheit, dann wuchs Gras darüber.

Nach ungefähr vier Jahren kam ein Abbé in das Dorf nahe der Solitude, welcher durch sein sonderbares, geheimnißvolles Wesen bald die Theilnahme und Neugierde seiner Pfarrkinder erregte. Der Arzt des Dorfes, ein gewisser Dr. Solente, war sein einziger Umgang, ausgenommen die Armen und Kranken, denen er ein hilfreicher Beistand war. Er war höchstens dreiunddreißig Jahre alt und nannte sich Pater Vieillais. Seine Gestalt schien vom Fasten und Kasteien förmlich ausgedörrt, der Blick seines Auges ließ eine solche Menge Leid und Schmerz im Innern vermuthen, daß man ihn so bald nicht vergaß. Wenn der Abend kam, machte er bei gutem oder schlechtem Wetter einen Spaziergang nach der Solitude. Er mußte den Schlüssel zum Gartenthürchen besitzen, denn man wollte den Abbé öfter im Innern der Besitzung gesehen haben. Dieser tägliche Spaziergang mit täglichem Verschwinden in der einsamen Besitzung gab den Einwohnern des Dorfes nicht nur zum Denken, sondern auch zum Reden Gelegenheit. Wenn man nicht in der Zeitung den Tod des früheren Besitzers gelesen, so hätte man gedacht, er sei es selber; doch Todte stehen ja nicht auf. Er war eben seltsam, der Pater Vieillais, und selbst sein Freund erfuhr nichts Näheres über dessen Vergangenheit. Im Amt war er aufopfernd, mied aber jeglichen geselligen Umgang. Wie ganz anders war Pater Neuner gewesen! Bei jeder Hochzeit, Kirchweih und Kindtaufe im Dorf war er froh mit den Fröhlichen. Er liebte ein gutes Mahl und eine heitere Unterhaltung, und war doch schon so alt! Der junge geistliche Nachfolger wandelte wie ein Gestorbener auf Erden umher, er mied die Fröhlichen und Glücklichen. Wie viel Unglück mußte er schon ertragen haben! Armer Abbé! Er war nun schon zwei Jahre in seinem Wirkungskreise, und man hatte sich an sein sonderbares Wesen gewöhnt.

Eines Tages wurde das ganze Dorf in Aufruhr versetzt. Ein vollgepackter Reisewagen kam an. Derselbe hielt bei einer Pächterin, welche zugleich eine Art Gasthaus besaß und Fremde beherbergte. Die Dorfkinder liefen zum Hause der Mutter Babette, wo man Koffer auf Koffer, Schachteln und Taschen ablud und in das Haus trug. Zuletzt trug man auch eine vornehme Dame, die sehr krank und schwach sein mußte, hinein.

Der Kutscher meinte, sie wäre unterwegs fast gestorben. Sie

wollte in die Solitude, habe aber dieselbe verschlossen gefunden und werde jedenfalls bei Mutter Babette verscheiden. Bald holte man auch Dr. Solente. Dieser mußte sich förmlich Bahn brechen durch die versammelte Dorfmenge und schickte die Neugierigen mit rauhen Worten nach Hause. „Schämt Ihr Euch nicht, hier solchen Aufstand und Tumult zu machen? Eine sterbende Frau kann dergleichen nicht vertragen und verlangt Ruhe. Augenblicklich verfügt Ihr Euch nach Hause, wenn ich Euch nicht durch den Maire fortschaffen lassen soll.“

Die Kranke lag in einem Himmelbett der Pächterin und glich einem Wachsbilde. Vor dem Bett kniete ihre Kammerfrau Juliette, neben dieser ein Kind von höchstens sieben Jahren, mager und häßlich, mit klugen, großen Augen, die sie auf den eintretenden Arzt mit außergewöhnlichem Scharfblick richtete. Sie ahnte, daß die Mutter sehr schwach sei, und wußte, als er, die Kammerfrau anblickend, mit den Achseln zuckte und leise, doch dem Kinde verständlich, zu dieser sagte: „Ich muß den Pfarrer holen, da ich selbst hier nichts mehr helfen kann,“ daß sie ihre liebe, liebe Mama verlieren werde. Zu Sterbenden hole man den Pfarrer, dies hatte ja Mama oft erzählt; und Mama war eine Sterbende. Ihr Jammern und Klagen beunruhigte die Kranke, deshalb führte sie Juliette zu Mutter Babette in die Wohnstube und bat diese, sie unten zu behalten.

Unterdessen fuhr der Arzt zu seinem Freunde, dem Pater Vieillais. Die Kammerfrau bereitete das Stübchen, so gut es ging, für den Geistlichen vor. Sie räumte die in Eile hingeworfene Garderobe ihrer Herrin bei Seite, indem sie jedes Stück in einen Koffer packte. Das schöne blaue Atlasmieder mit dem spitzenbesetzten Rock hatte sie zum letzten Mal getragen, die kostbaren Schmucksachen sollten sie nie mehr zieren, die niedlichen Stiefelchen ihre Füße nicht mehr berühren. Thräne auf Thräne fiel auf die Gegenstände, die nun eingesargt wurden, wie ihre Herrin in wenigen Stunden.

Die Dame mußte eine weite Reise gemacht haben, das Gepäck war mehr als reichhaltig. Ein Tischtuch, welches Juliette aus der Reisetasche nahm, breitete sie über den plumpen Tisch der Stube, stellte einen ordinären Messingleuchter der Pächterin darauf, zündete ein schlecht brennendes Licht an und stellte das Crucifix ihrer Herrin dahinter.

Eben rief diese mit schwacher Stimme nach ihr. Sofort eilte sie an das Lager. „Juliette! in meiner Handtasche liegt ein Brief, diesen laß noch heut zur Post besorgen; das Couvert, welches meine Papiere enthält, übergieb dem Geistlichen! Verlaß mein Kind nicht, bis es abgeholt wird, man wird es bei Verwandten aufnehmen. Lebe wohl, meine treue Juliette! Da oben werden wir uns wiedersehen.“

Ein heftiger Hustenanfall mit Blutbrechen war die Folge der kurzen, anstrengenden Rede. Schnell kam Juliette der Herrin mit Salz zu Hilfe und reinigte ihr Bett und Gesicht, fortwährend weinend.

„O, die anstrengende Reise! Aber Madame hatte solche Sehnsucht, das Haus noch einmal zu sehen, in dem sie früher gelebt, — mein Gott, sie wollte hier sterben!“ dachte Juliette. Nachdem sie den Brief der Pächterin zur Besorgung übergeben, setzte sie sich still auf einen Stuhl in der Nähe des Bettes, um den Geistlichen zu erwarten.

Dr. Solente war unterdessen in dem eine Viertelstunde entfernten Pfarrhofe angelangt. Die alte Haushälterin öffnete und legte, nachdem sie gehört, Abbé Vieillais solle zu einer Sterbenden kommen, alles Nöthige für die letzten Sakramente zurecht. Der Pater war im Garten beschäftigt und folgte seinem Freunde sofort.

Das Pferd des Doktors mußte tüchtig ausgreifen, wenn man nicht zu spät kommen wollte. Endlich war der Pachthof erreicht. Unverzüglich ging der Abbé nach oben; der Arzt blieb mit der Kammerfrau, die das Kind auf dem Schooß hielt, im Nebenraume des Krankenzimmers.

Ernst wie immer nahm Pater Vieillais an dem Krankenbett Platz und sprach mit gedämpfter Stimme: „Meine Tochter! Ich bin gekommen, Dir Trost auf den letzten Weg zu bringen. Entledige Dein Gewissen all seiner Pein und sage mir all Dein Vergehen, damit ich Dich absolvire.“

Hinter dem Vorhang, an den der Pater sein Ohr gelegt, sprach die Kranke mit matter, brechender Stimme: „Ich bin eine Ehebrecherin und verließ meinen Mann, der mich so sehr geliebt, mit einem Anderen, dem ich schon vor der Hochzeit gewogen war. Er war ein Künstler, bürgerlich und, als ich ihn kennen lernte, unvermögend, wurde aber schnell berühmt und reich. Als mein Mann verreist war, entfloh ich mit meinem Geliebten, dem Kinde, der Haushälterin und der Kammerfrau heimlich des Nachts auf dem Fluß, den Kahn am Ufer stürzten wir um und hingen einige Kleider in das Schilf, so daß wir meinen Mann glauben machten, wir wären ertrunken. Bald darauf las ich die Anzeige seines Todes in der Zeitung und blieb bei meinem Entführer in Italien.“

Der Priester saß in sich versunken auf dem Stuhl: „Mein Gott! mach' mich nicht wahnsinnig!“ betete er. „Sie ist es, Adèle, mein verlorenes Weib!“

Er grub die Nägel in sein Fleisch und faßte an seine Haare, als wollte er sie sammt und sonders ausreißen. Betrogen! So schändlich betrogen von der, die er geliebt! Konnte er sie absolviren? Auf sein langes Schweigen regte sich die Kranke und wurde ungeduldig.

Er lüftete den Vorhang und schrie sie an: „Von wem ist das Kind? Sprich, von wem?“

„Fragt mich nicht! Es soll Geheimniß bleiben!“

„Sage, von wem ist das Kind? Von dem Geliebten oder dem Manne?“

„Von — dem — Ersten,“ hauchte die Kranke matt.

Da raffte sich der Pater gewaltsam auf: „Vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!“

Ein schwerer Kampf tobte in seiner Brust — endlich siegte er und sprach zu der Sterbenden, ihr die Hostie reichend: „Indulgentiam, absolutionem et remissionem peccatorum!“ machte das Zeichen des Kreuzes über sie und salbte sie auf den Weg mit dem heiligen Oele.

Der Arzt öffnete die Thür und frug: „Sind Sie fertig, Pater Vieillais?“

Dieser saß in sich versunken auf dem Stuhl und sprach mit sich selbst. Ein Schauer überlief ihn, als die Kammerfrau mit dem Kinde hereinkam und ihn dieses mit den sprechenden, klugen Augen scheu anschaute. Dies war das Wesen, welches ihn so beglückt, der „Bastard“, dem er so viele Thränen und schlaflose Nächte, so viele Gebete, Kämpfe und Gram in Fülle gewidmet! Und die Sterbende, welche er vergöttert, als sein Allerheiligstes in seinem Innern aufgestellt — sie, die ihn betrogen, zwiefach betrogen, um derentwillen er der Welt entsagt, den Vaterfluch auf sich geladen! „Wahnsinnige Gedanken!“ murmelte er.

„Sie sprechen wohl mit sich selbst, Abé?“ frug ihn der Arzt. Das Kind betrachtete ihn mit Furcht und flüchtete sich hinter das Bett der Sterbenden. Dr. Solente lüftete die Vorhänge — sie hatte ausgelitten. Mit einem seligen Lächeln auf den Lippen war sie gestorben. Mit Mühe hielt Juliette das Kind davon ab, auf das Bett der Mutter zu klettern. „Ich will zu Mama! Laß mich zu Mama, Juliette!“

„Das geht nicht, mein Kind. Mama ist ein Engel und fliegt zum lieben Herrgott, und nun komm mit mir!“

„Ich will nicht! Bei Mama will ich bleiben, wer wird es mir wehren?“

Der Arzt frug die Kammerfrau wegen der nöthigen Papiere, sowie nach dem bisherigen Aufenthaltsorte ihrer Herrin. Juliette übergab ihm die Papiere, welche für den Priester bestimmt waren, da dieser noch immer abwesend war und keine Notiz von der Umgebung nahm, und sagte:

„Meine Herrin nannte sich Frau Adèle Revanche und lebte Jahre lang in Italien, alles Uebrige wird wohl in den Papieren enthalten sein. Man wird meine Herrin in der Solitude begraben, nicht wahr? Sie hat sich so danach gesehnt.“

„Das muß Pater Vieillais entscheiden.“

Dieser nickte zustimmend und blieb stumm. Der Arzt aber

frug noch, wer den Brief besorgt, und an wen er adressirt war. „Der Sohn der Pächterin sattelte ein Pferd und brachte ihn nach Poligny zur Post, die Adresse las ich nicht."

Das Kind war vor Müdigkeit und Trauer eingeschlafen. So zerstreut wie heute hatte Dr. Solente seinen Freund noch nie gefunden, noch immer sprach er mit sich selbst. Während das Pferd angespannt wurde, erzählte Juliette dem Arzt, was sie wußte:

„Seit einigen Jahren bin ich bei Madame. Sie war, als ich zu ihr kam, eine schöne Frau. Vor einem Jahre gab es eine Szene zwischen Monsieur und Madame. Alsdann verreiste er und kam nie mehr zurück. Da wurde Madame krank und plagte sich viel. Sie wollte ihrem Mann nicht verpflichtet sein und von seiner Rente leben, sondern gab Unterricht in Französisch und Musik, bis sie ihr Ende nahen fühlte. „Juliette," sagte sie zu mir, „bringe mich nach der Solitude bei Poligny, daselbst will ich sterben und begraben werden." Mein Gott! Sie hatte bessere Tage gesehen und mußte aus einer hohen Familie stammen, man sah es an Garderobe und Wäsche. Die kostbaren Schmucksachen veräußerte sie nicht, sondern verwahrte sie als Familienschmuck für ihr Kind. Arme Frau! Sie hat schwer gelitten!"

Der Arzt und der Abé rüsteten sich zur Heimfahrt.

Mechanisch verabschiedete sich der Priester, ebenso stieg er in den Wagen, er war total verändert. Obgleich sonst still und in sich gekehrt, sprach und gestikulirte er heftig, ohne den Doktor zu beachten.

In dessen Hirn fing es an zu dämmern, und er frug seinen Freund: „Kannten Sie die Frau früher?"

Wie aus einem tiefen Traume erwachend, fuhr Peter Vieillais auf. Der Arzt mußte seine Frage wiederholen. Alsdann antwortete er: „Ja, ich will Ihnen ihre Geschichte erzählen."

„Adèle von Blanchette, mütterlicherseits ein Sproß der Familie des Herzogs von Guivre, war ein schönes, aber armes Mädchen, in den herzoglichen Schlössern ihrer Großmama aufgewachsen und erzogen. Da lernte sie den Marquis v. Mezarbow-Orlés kennen, den Sohn des Millionärs, der durch seine freigeistigen Ideen lange Zeit in Aller Munde und von dem hohen Adel und Priesterstand in Acht und Bann erklärt war. Der alte Marquis besaß keine Religion. Seine Gottheit war das Gold, dem widmete er den Kultus. In dieser Weise strebte er auch den Sohn zu erziehen; doch seine leider zu früh verstorbene Frau suchte ein schwaches Flämmchen des Glaubens in dem Herzen des Sohnes zu entzünden, das freilich nur unter der Asche des Unglaubens glimmte. Als nun Ludwig die Verbindung mit Adèle einging, entstand ein Bruch zwischen Vater und Sohn, der in späterer Zeit unheilbar wurde. Sie wiederum wurde von ihrer Familie ausgestoßen, weil sie sich mit einem Nachkommen des verpönten Marquis verband. Ludwig vergötterte seine Frau und lebte mit ihr beinahe zwei Jahre sehr glücklich, ein Kind, ein Mädchen, vervollständigte noch das Glück. Einmal verreiste er auf mehrere Tage. Als er wiederkam, fand er das Haus leer. Ein umgestürzter Nachen und einige Kleidungsstücke von Frau und Kind, im Schilf des Ufers hängend, ließen ihn den schrecklichen Schluß ziehen, seine Lieben und auch die Dienstleute wären ertrunken. Ein Auffinden der Leichen erfolgte nicht.

Schluß folgt.

Die Indogermanen.

Von Otto Neumann-Hofer.

Die Indogermanen! Welch ein viel gebrauchtes und mißbrauchtes Wort! Friedrich Schlegel erfand es in seinen romantischen Träumen, als er, mit poetischer Divinationskraft und glücklicher Unwissenheit begabt, der europäischen Welt eine indische Wissenschaft schenkte. Es wird eine der merkwürdigsten Thatsachen in der Geschichte des menschlichen Geistes bleiben, daß das Sanskrit-Studium und die darauf zu einer so mächtigen Wissenschaft aufblühende vergleichende Philologie Deutschlands von einem romantischen Strudelkopf herstammt, der selbst nicht wußte, ob er einen Fiebertraum oder eine geniale Idee gehabt hätte.

Das Wort „Indogermane" ist geblieben. Es ist ein schlechtes Wort. Denn es ist eine ganz unzutreffende Bezeichnung für die dadurch vertretene Sache. Auch gebraucht man es nur in Deutschland. In den anderen Ländern sagt man: Indoeuropäer. Das ist schon besser. Man meint einen Komplex von Völkern, welche Europa fast ganz und außer Europa einen Theil von Indien bewohnen. Aber gewisse Völker dieser Gruppe bewohnen auch noch andere Länder Asiens, und somit ist auch die Bezeichnung „Indoeuropäer" nicht ganz zutreffend. Am besten wird es sein, wir nennen das was wir bezeichnen wollen, „Arier," ein Wort, welches in den letzten Jahren unseren Zeitgenossen sehr geläufig geworden ist und das seinen sehr legitimen Anspruch auf Geltung davon herleitet, daß das Volk sich in der ältesten und ehrwürdigsten Sprache, die zu unserer Gruppe gehört, selbst so benannte.

Diese Sprache ist das Sanskrit, heute eine todte Sprache, wie das Altgriechische und das Lateinische. Im Sanskrit heißt arya „Angehöriger des eigenen Stammes," „Volksgenosse," „Landsmann," und da die Sanskrit-Arier ein sehr stolzes Volk waren, nahm das Wort sehr bald die Bedeutung „Herr" an. Das will sagen, der Arier hielt sich in Folge der bloßen Angehörigkeit zu seinem Volke für einen geborenen Herrn und alle übrigen, die nicht zu seinem Volke gehörten, für Knechte, „Dasa", „Cudra" oder „Paria." Das war übrigens so alte arische Sitte. Ganz in Uebereinstimmung damit hielten sich auch die Griechen, die gleichfalls Arier waren, für ein Herrenvolk und beehrten die übrige Menschheit ohne Ausnahme mit der verächtlichen Bezeichnung „Barbaren." Und selbst der heruntergekommenste Zweig der stolzen arischen Familie, die Zigeuner, machen es nicht anders. Ja, sie gehen noch einen Schritt weiter: sie betrachten sich allein als eigentliche Menschen; denn „rom" heißt es in der sehr wohllautenden Zigeunersprache Mensch, Mann und Zigeuner zugleich.

Uebrigens bedeutet „arya" dem Sinne nach nichts anderes als „deutsch." Das althochdeutsche „diutisc," mittelhochdeutsch „dutisch," holländisch „duitsch," englisch „dutch," schwedisch „tysk," unser neuhochdeutsches „deutsch" kommt von „diot" Volk, her und heißt „dem eigenen Volke angehörig." Etymologisch ist freilich „deutsch" ein ganz anderes Wort als „arya"; letzteres ist in der deutschen Sprache nicht mehr nachweisbar, obwohl sie auch eine arische Sprache ist. Sonst aber kommt das Wort „arya" recht häufig vor. Die Sanskrit-Arier nannten das Land, in dem sie wohnten, das heutige Hindostan, Argavanta; das alte Wort für Persien „Iran" oder „Eran" ist vom selben Stamm; desgleichen die Namen der persischen Landschaften Ariana und Aria, nach dem Fluß Areios, dem jetzigen Heri, benannt. Selbst im äußersten Westen der Völkergruppe taucht der Name noch einmal auf in Erin, der alten einheimischen Bezeichnung für Irland, die grüne Insel.

Wenn wir von den Ariern sprechen, müssen wir zunächst einem Irrthum entgegentreten. Man spricht von einer „arischen" oder „indogermanischen Rasse." Es giebt keine arische Rasse. Die Arier gehören der weißen oder kaukasischen Rasse an; aber diese Rasse umfaßt noch andere Völker, die nicht arisch sind, so z. B. die Juden, die Araber, die alten Aegypter. Wir wollen ein für alle mal das Wort „Rasse" ausscheiden, wenn wir von den Ariern sprechen, und für sie das Wort „Familie" oder „Völkerfamilie" gebrauchen.

Es entsteht aber sogleich die zweite Frage: sind die Arier wirklich eine Familie? Früher war man geneigt, diese Frage zu bejahen. Heute verneint man sie. Es kommt darauf an, wie man das Wort „Familie" definirt. Im Privatleben nennt man diejenigen Menschen Angehörige einer Familie, welche eine gemeinsame Abstammung haben. Das ist offenbar die naturgemäße Bedeutung des Wortes. Auf das Völkerleben übertragen, würden diejenigen Völker einer und derselben Familie angehören, welche reinen Blutes sind, d. h. sich nicht mit Völkern von anderer Familienabstammung gemischt haben.

Im organischen Leben giebt es ein sogenanntes konservatives und ein fortschrittliches Princip: jenes ist die Vererbung, dieses

die Anpassung. Jeder Organismus vererbt seine Merkmale, seinen Knochenbau, seine Gliederung, seine Hautfarbe und tausend noch viel geringfügigere Einzelheiten mit eigensinniger Treue auf seine Nachkommen. Diese Nachkommen aber haben die Fähigkeit, gewisse Theile ihres Leibes zu verändern, den örtlichen Bedingungen, dem Klima, dem Boden anzupassen und diese zweckmäßigen Veränderungen wiederum auf die Nachkommen zu vererben. So entstehen Typen, Rassen, Familien u. s. w. Die der arischen Familie zugezählten Völker haben nun in ihrer Mehrzahl seit Jahrtausenden denselben Boden bewohnt, der sich in seinen klimatischen Verhältnissen, soweit als nachweisbar ist, nicht wesentlich verändert hat. Somit müßten also die sogenannten arischen Völker alle die gleichen leiblichen Eigenschaften aufweisen, zumal es scheint, daß das fortschreitende Princip, die Anpassung, als rein zoologische Erscheinung, auf den Menschen eine ganz geringfügige Einwirkung ausübt.

Tragen nun die arischen Völker alle die gleichen leiblichen Merkmale an sich? Die Anthropologie, eine sehr junge Wissenschaft, welche erst seit einer kurzen Reihe von Jahren ihre Messungen und Erhebungen anstellt, ist genöthigt, jene Frage mit „nein" zu beantworten. Es gilt heute als ausgemacht, daß die arischen Völker keine reine Völkerfamilie darstellen, ja, es muß durchaus angenommen werden, daß in manchen arischen Völkern eine beträchtliche Menge Blut circulirt, das nicht einmal der weißen Rasse angehört.

Doch nun kommen wir auf die Rassenfrage, und die wollen wir für heute zurückstellen. Wir werden auf sie noch zurückkommen. Wir werden uns vorläufig nur damit beschäftigen, auseinanderzuhalten, was für einen Sinn es denn hat, daß man von „arischen" oder „indogermanischen Völkern" spricht und mehr als nöthig spricht, viel mehr unverständiges Zeug als wissenschaftlich beweisbare Thatsachen. Nun denn, das Wort „arische Völker" hat, streng genommen, nur einen philologischen Sinn. Alle arischen Völker sprechen Sprachen, die ein und denselben Ursprung haben.

In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, als die Philologie, getragen von gewaltigen Gelehrten, wie Franz Bopp, Wilhelm von Humboldt, Jakob Grimm u. a., die herrschende Wissenschaft war, da glaubte man sich zu der Annahme berechtigt, daß zwei Völker, welche verwandte Sprachen sprechen, auch dem Blute nach verwandt seien. In dieser Zeit entstand die Vorstellung von einer arischen Völkerfamilie, von einer bevorzugten, gottbegnadeten, reinen arischen Rasse. Inzwischen hat sich aber herausgestellt, daß Abstammung und Sprache zwei ganz verschiedene Dinge sind. Adelbert von Chamisso wurde ein deutscher Dichter, aber nichts konnte die Thatsache ändern, daß er von Geburt ein Franzose war. Ein Deutscher, der nach Amerika auswandert, bleibt ein Deutscher, wenn er auch seine Muttersprache vergißt und englisch zu sprechen sich gewöhnt. Wenn jemand von einem kinderlosen Manne adoptirt wird, so wechselt er seinen Namen, aber er bleibt der Sohn seines Vaters und keine Namensänderung vermag ihm einen Tropfen von dem Blute seiner Adoptivfamilie zuzuführen.

So weist die Geschichte auch zahlreiche Beispiele auf, daß ein Volk seine eigene angestammte Sprache vergessen und die Sprache eines fremdbürtigen Volkes angenommen hat. Wir werden derartiger Fälle schon heute einigen begegnen. Beachtet man wohl, daß es sich um sprachliche Verwandtschaft handelt, so bilden freilich die arischen Völker eine große innig zusammengehörige, und zwar bei weitem die höchst entwickelte Völkerfamilie.

Alle arischen Sprachen sind einmal von einer einzigen gemeinsamen Ursprache abgeleitet worden, und zwar nach ganz strengen Gesetzen. Es erscheint unglaublich, daß der unbewußte Volksgeist, der die Sprache formt, in der Umwandlung derselben strenge Gesetze befolgt. Und doch ist es so. Auch die Blume wächst sich selber unbewußt und doch im allerkleinsten Blattgebilde nicht willkürlich. Jede sprachliche Umwandlung, z. B. der Uebergang eines plattdeutschen Wortes in ein hochdeutsches, folgt eisernen Gesetzen, von denen wir sogar einige kennen, so vor allem das von Jakob Grimm entdeckte „Lautwandlungsgesetz." Wäre es nicht so, wir wüßten nichts von einer indogermanischen Ursprache. Diese Ursprache wird von keinem Volke mehr gesprochen, kein Stein, kein Lied meldet von ihr, und dennoch können wir uns, vermöge jener Gesetze, eine Reihe von Wörtern derselben gewissermaßen „berechnen."

Schluß folgt.

Der Improvisator.

Nach dem Gemälde von W. Löwith.

In der bayrischen und österreichischen Gebirgsbevölkerung sind nicht selten Personen anzutreffen, denen die Gabe verliehen ist, ihre Landsleute mit aus dem Stegreif gemachten Reimversen zu belustigen. Man nennt solche Naturpoeten Improvisatoren und ihre Gedichte: „Schnadahüpfel". Letztere sind durchweg launigen Inhalts, werden unter Begleitung von Zither oder Guitarre gesungen und enthalten vielfach Anspielungen auf lokale oder persönliche Verhältnisse. Diese Sänger erfreuen sich natürlich in ihren Orten großer Beliebtheit, in Wirthshäusern belacht man gern ihre Scherze und belohnt sie mit kleinen Geldspenden.

Einen solchen Naturpoeten führt uns der Künstler in unserm heutigen Bilde vor Augen. Wie man sieht, ist es ein Mann aus dem Bauernstande, der sich schwerlich von den Gesetzen der Metrik hat etwas träumen lassen und seine Hörer dürften auch nicht durch literarische Bildung belastet sein. Aber sie sind dankbare Hörer; ihre gespannte Aufmerksamkeit und ihr Erstaunen über die Kunst des Sängers, der mit selbstgefälligem Ausdruck den Eingebungen seiner Muse folgt, verrathen dem Beschauer, daß sie den Poeten für ein großes Licht halten. Und die ärmliche Szenerie in dem Flur einer Bauernhütte, in welchem neben einem Weinfaß Besen und Schaufel unter der Treppenstiege lagern, beeinträchtigt keineswegs den Kunstgenuß, für welchen ein guter Trunk die Empfänglichkeit steigert.

Weibliche Handarbeiten für die Weihnachtszeit.

Von Emmy Heine.

Mit dem Ersinnen willkommener Geschenke zu dem in Aussicht stehenden Feste steigert sich das Interesse für Handarbeiten, deren schöne Aufgabe es bleibt, in kunstvoller Weise den Werth der Gabe zu erhöhen. So verschiedenartig die Wünsche und Ansprüche bezüglich der praktischen oder ausschließlich künstlerischen Vorzüge einer Arbeit auch sein mögen, so dürfte doch jeder Neigung auf diesem ausgedehnten Gebiete vollste Befriedigung zugesichert werden können.

Die im letzten Jahrzehnt zur höchsten Vollkommenheit gediehenen, aber viel Zeit und Ausdauer erfordernden Kunstarbeiten bleiben bei derartigen Gelegenheitszwecken unberücksichtigt, dagegen widmet man ihren oft überraschend wirkungsvollen, leichter ausführbaren Nachbildungen eine um so lebhaftere Aufmerksamkeit. Besonders gilt dies bei Dekorations-Gegenständen: Wind- und Ofenschirme, Füllungen unter Bortbrettern, Wandbekleidungen jeglicher Art, Decken, Bilder in Plüschrahmen, Lambrequins über Portièren 2c., welche man auf Gobelinleinen mit dem schnell fördernden Pinsel bemalt und dann die in entsprechenden Farben im Rokoko-Geschmack ausgeführten Blumen und Figuren mit Metallfäden, die in allen Farben der verschiedenen Metallarten käuflich sind, im Stielstich umrandet und außerdem durch einzelne, die Wirkung erhöhende Stiche belebt. Das Gewebe ist aus jedem größeren Möbelstoffmagazin zu beziehen; Aquarellfarben, ebenso Lackölfarben, die, sehr flüssig, gern zu Gobelinmalerei verwendet werden, findet man in den größeren Magazinen für Malutensilien vorräthig. Die Wirkung der Goldbronze für elegantere Effekte wird allen pinselführenden Damen bekannt sein.

Eine mehr untergeordnete, aber immerhin die Arbeit unter-



Der Improvisator. Von W. Löwith.

ſtützende Mitwirkung bei den Stickereien mit Krauschenille, ſowie bei den Plattſticharbeiten mit Seide, Wolle und Goldfäden, bietet ſich mit den bemalten Sammetauflagen in Muſchel- oder Arabeskenform, welche, mit über den Rand greifender Stickerei oder Chenille begrenzt, harmoniſch in die Geſammtwirkung des Muſters aus ſtiliſirten Blumen einzufügen ſind. Man verwendet derartige Stickereien zu Tiſchdecken auf altgoldfarbenem Sergeſtoff, auch auf Leinen- und Kanevasgeweben zu Portièren, Pianodecken und Stuhlbordüren, in eleganter Ausführung zu Kiſten, Korbgarnituren und macherlei anderen ſich darbietenden Zwecken. Die neuerdings wieder zu hohen Ehren gelangten Kreuzſtichſtickereien, zum größeren Theil in figürlichen Muſtern ausgeführt, ſind zwar bei weitem mühevoller, aber auch dauerhafter und hochgeſchätzt in ihrer Nachahmung alter Formen und Farben. Ofen- und Windſchirme, ſowie Wandfüllungen garnirt man mit landwirthſchaftlichen Darſtellungen oder Figurenbildern, in denen die Köpfe und zarter zu veranſchaulichende Einzelheiten im petit point gearbeitet werden.

Die Vorliebe für die Antike hat uns römiſche Stuhlformen geſchaffen und, dieſer Richtung folgend, bekleidet man dieſelben mit Kreuzſtichſtickereien in altegyptiſchen Geſchmack, in denen die Lotosblume, Sphinx-Gruppen und Ramſesbüſten in den eigenartigſten gedämpften Farbenſtellungen die beliebteſten Motive bilden.

Die ſteiflehnigen Dürer- und Luther-Stühle zeigen ſtufenförmig ſich fortſetzende Streifenmuſter, auf denen Gruppen mittelalterlicher Geſtalten mit architektoniſchen Fragmenten und botaniſchen Ungeheuerlichkeiten abwechſeln. Szenen aus Reineke Fuchs zählen ebenfalls noch immer zu den beliebten Vorlagen.

Die unzähligen Phantaſiegegenſtände für Hausbedarf und Zimmerſchmuck werden in der Mehrzahl aus broncirtem Korbgeflecht angefertigt, andere, in der Form kleiner Tiſche, Arbeits- oder Albumſtänder, ſowie Staffeleien für größere Mappen ſtellt man mit Hilfe ſtarker Bambusſtäbe, deren Enden mit Nickelbeſchlägen ausgeſtattet ſind, ſehr dauerhaft und elegant her. Die wirkungsvollſte Ausſchmückung dieſer Gegenſtände beſteht aus mehr oder minder reichen Plüſch- und Atlasdraperien in geſchmackvoll zuſammengeſtellten Farben: Heliotrop mit Reſedagrün, Kupferfarbe mit Altblau 2c. Eine Plattſtichſtickerei erhöht den Reiz dieſer außerdem mit Schleifen und büſchelförmigen Franzen verzierten Garnituren. Die Verwendbarkeit der vielgeübten, nicht koſtſpieligen Häkelarbeiten in Ring- und Roſettenform aus ſtarkem, oft ſogar ſehr ſtarkem drellirten Garn, in den auch für Stoffe beliebten Farben gehäkelt, tritt namentlich an dieſen Gegenſtänden hervor. Den unten bogig oder zackenförmig abſchließenden Bordüren knüpft man Fäden aus gleichem Material ein, zu dem auch der ecrufarbene feine Bindfaden zu rechnen iſt, und hat hiermit, ohne fremde Hilfe und erhebliche Koſten, einen hübſchen Ausputz geſchaffen. An Papierkörben und Feldſtühlen, auch als fortlaufendes Muſter auf den ſchützenden Fenſterdecken bleibt die Manilla- (Quäſtchen-) Stickerei noch ferner beliebt, ſie wird mit Orientwolle auf ſtarkem Leinen- oder Wollenkanevas nach einem Typenmuſter gearbeitet und dem Grundſtoff in einzelnen Büſcheln aufgenäht. Die Smyrna-Stickerei, welche zwar ebenfalls noch viel Verwendung findet, hat in den Arbeiten aus Wollenchenille einen gefährlichen Rivalen erhalten. Die ſtarken, mit Ueberfangſtichen befeſtigten Fäden dieſes plüſchartigen Materials füllen die einzelnen, durch andersfarbige Linien abgegrenzten Felder der geometriſchen Vorzeichuung. Als ſchnell fördernde Arbeit empfiehlt ſich auch der durchlöcherte Filz, in welchem, den Außenlinien des Muſters folgend, die zum Hindurchführen der Nadel erforderlichen Löcher in regelmäßigen Zwiſchenräumen mit einem Eiſen eingeſchlagen ſind. Die Wahl des für die Technik verwendeten Materials, ſowie die Ausführung ſind für den Werth dieſer Arbeiten maßgebend. Für Photographierahmen, Kalender, Bürſtentaſchen 2c. wird eine Lederbekleidung in gleicher Weiſe durchlöchert und mit Seide und Goldfäden verziert, wenn nicht Plüſch mit Plattſtichſtickerei bevorzugt wird, der neuerdings eingefügte Streifen, Halbmonde oder Dreiecke aus gepreßtem Goldleder eine erhöhte Eleganz verleihen.

Der bisher beliebten Fächerform zum Einſtecken der Photographien ſind Wappenſchilde mit vorerwähnter Stickerei und Goldauflagen gefolgt; kleine Füße und eine Staffelei vermitteln das Aufſtellen des Schildes, dem die Bilder am Außenrande eingeſchoben werden.

Einen hübſchen Geſchenkartikel bilden die Parfümkiſten und Beutel, welche, beliebig an einem Portièrenhaken, einem Möbelknopf 2c. aufgehängt, ihre duftſpendende Miſſion erfüllen. Ein zierlicher Pompadour aus hellem Atlas, mit Spitze und Schleifen garnirt, oder ein buntfarbiges ſeidenes Tuch, mit verſchiedenfarbigen überhäkelten Metallringen am Außenrande des Tuches garnirt, dem die parfümirte Watte in der Mitte eingebunden wird, bilden beliebte Formen. Die nach außen fallenden Zipfel decken den abgebundenen Theil, aus deſſen Mitte ein Büſchel eleganter Schleifen emporragt.

Das weite Feld der Leinen- und Kanevasſtickereien umfaßt eine große Anzahl von Gegenſtänden für den täglichen Bedarf und wird deshalb dem Waſchprozeß angepaßt, für den ſich jetzt auch noch andere Farben als nur blau und roth als zuverläſſig erweiſen. Außer den Stiel- und Kreuzſtichmuſtern kommen häufig Flachſtickereien in Anwendung, welche, auf kanevasartigem Gewebe mit offener Baumwolle (Twiſt) ausgeführt, zu den unzählig verſchiedenen Tablett-, Büffet- und Servirtiſchdecken, Ueberhandtüchern, ſowie zu Einſatzſtreifen für Gardinen und Schürzen aus Kongreßſtoff bevorzugt werden. Die in jeder Breite, mit und ohne Durchbruch zu beziehenden Streifen aus letzterem Gewebe erleichtern das Zuſammenſtellen von Decken und Gardinen, welche mit Einſatz und Spitze in Häkelarbeit, neuerdings mit farbigen Kreuzſtichbordüren auf dem Kanevaseinſatz verziert werden. Als ſehr beliebt für den Salon empfehlen ſich leicht transportable Theetiſche aus Bambus- und Korbgeflecht, auf deren mit Deckchen verzierten vier Platten alles Erforderliche für ein Thee-Service Platz findet. Eine waſchbare, mit Stickerei verzierte Bekleidung für den Innenraum eines chineſiſchen Brodkorbes zählt ebenfalls zu den neueren Arbeiten. Imprägnirte Decken für den Markt- und Waſchkorb, mit entſprechenden Emblemen und Sinnſprüchen benäht, elegantere zu Wandſchonern über dem Waſchtiſch helfen die große Familie der Decken noch vermehren.

Zu Gunſten der Kleinen regen ſich bereits die fleißigen Hände der Mütter, um die neuen Kleidchen mit Kreuzſtich- oder Phantaſieſtickerei zu verzieren, wenn nicht das ganze Koſtüm aus den ſich an einander ſchlingenden Maſchen einer Häkelarbeit erſtehen ſoll. Für die Stickereien empfehlen ſich die Aufplättmuſter, für gehäkelte Kleidchen eine Schnittvorlage, nach welcher die Taille in querlaufenden, hin- und hergehenden Touren, mit Zwickel bildenden Einſchiebetouren im Rippendeſſin gearbeitet wird. Das volantartige Röckchen iſt aus einer breiten gehäkelten Spitze, mit glattem Stoffrock als Futter, herzuſtellen. Runde barettartige Mützen in Häkelarbeit, mit Pompon auf dem von der Mitte aus gearbeiteten Deckel, eignen ſich ſowohl für das Baby, als für die dem Eisſport huldigenden größeren Geſchwiſter.

Bittgeſuch-Stilblüthen.

Aus Kaiſer Wilhelms I. Regierungszeit.

Mitgetheilt von Franz Rudolf.

Wenn Kaiſer Wilhelm I. ſo recht bei guter Laune war, — und das war gottlob gar oft der Fall, — da ließ er ſich es nicht nehmen, einige der manchmal in unglaublicher Anzahl einlaufenden Bitt- und Gnadengeſuche mit Randbemerkungen zu verſehen, manche ohne weitere eingehende Prüfungen gleich direkt zu bewilligen und hauptſächlich auch markante Stellen in den Geſuchen, die ob ihrer Originalität, Naivetät, Stupidität oder Ueberſchwänglichkeit zum Lächeln oder Kopfſchütteln Veranlaſſung gaben, mit dem Bleiſtift zu unterſtreichen oder mit einem Ausrufungszeichen zu verſehen. Das Hauptkontingent der Bittſteller liefert, wie leicht begreiflich, der „im Dienſt ergraute ſchlachtenerprobte Soldat a. D.“ und es befindet ſich ein apartes Reſſort im Kriegsminiſterium, an welches die betreffenden Geſuche behufs weiterer Ermittelungen in Sachen

der Stichhaltigkeit der angebenen Facta gelangen. Die Arbeiten in diesem Ressort sind vielseitiger und umständlicher, als sich mancher Bittsteller einbilden mag, da die Recherchen nichts weniger als oberflächlich vorgenommen werden.

Einige Bittgesuch-Stilblüthen, die unserm alten heimgegangenen Heldenkaiser wohl besonders ins Auge springend gewesen sein mochten, die er doppelt unterstrichen und mit Ausrufungszeichen versehen hatte, wollen wir als gesammelten Strauß in unveränderter Form hier wiedergeben:

„Auf den Märschen in Frankreich habe ich eine neue Krankheit erobert."

Gelegentlich der goldenen Hochzeit des Kaisers:

„Und so wirft sich der Gnadenflehende vor den gnadentriefenden Stufen des heiligen Thrones nieder und bittet an diesem seltenen goldenen Hochzeitsfest, welches die Naturgeschichte bis jetzt noch nicht aufgezeichnet, und das noch von Kindeskindern bis ins tausendste Glied gesprochen und gelehrt werden wird, um Gnade für die Freiheit, die ich mir zu erlassen erdreiste."

„Schrecklich ist mir zwar der Gedanke wie als geschossenes Reptil vom Staate todtgefüttert zu werden, aber meine trauernde Lage ist eine bewußte, indem ich beide Feldzüge mitgemacht habe."

„Und gleichzeitig sage ich mir, daß Euer Majestät nur ein guter, edler Mann sein können, denn, verzeihen Sie mir Majestät, Sie ähneln meinem alten Onkel, und Leute, welche ihm ähnlich sehen, können nur gute sein."

„Aber Eure huldvolle Majestät, erlauben Sie mir eine Frage: „Wo bleibt da das Millitähr Pansionsgesetz von 1871 und die daraus hervorgegangenen Motifen? Auch das Millitähr Ehrenzeichen hatte ich verdient. Aber das Gesetz ist seinen Verpflichtungen nicht nachgekommen und aus diesem Grunde habe ich mit meiner zahlreichen Familie den schrecklichsten Martertod bis heute erlitten. Und so Erlaube mir zu bitten, mir über meiner Klage zum Recht zu helfen, denn es muß Euer Majestät und den königlichen Hoheiten doch auch angenehm sein, wenn endlich einmal das ewige Correspontiren in meiner vorherrschenden Angelegenheit aufhört."

Sehr deutlich ist der Sattlergeselle Peter L. in seinem Gesuch um klingende Münze. Er schließt mit den Worten: „Und so sehe ich einer eilfertigen dringenden Antwort entgegen und bitte for meiner Familie um Seiner Majestät Porträtte auf Metall geprägt. Mit Überreichung von 6 Piessen (Piecen) als treuer Patergolt (wohl Patriot) und Vaterlandsvertheidiger, Peter L...."

Bei Andern heißt es: „Erfahrungsmäßig stütze ich mich und baue bei Überreichung dieses Gesuches auf Eure Allerhöchst dieselben allbekannte Herzensgüte, selbst sogar gegen den allergeringsten Unterthan wessen Geschlecht er immer angehören mag."

„Ja Eure Majestät, wenn Sie wollen, können Sie Alles, denn ein Wort meines Allergnädigsten Kaisers zertrümmert Berg und Thal, wenn sie sich nicht in ordnungsmäßiger Lage befinden."

„Meine werthe Adresse lautet: An den &c. &c."

„Wären es Sorgen gewöhnlicher Art, so würde ich den Staub der Thronesstufen nicht unnütz zu berühren wagen."

„Bei den schlaflosen Nächten kommen mir Vorstellungen und Träume von meinen Kriegsjahren und da sehe ich Euer Majestät auf dem Schlachtfeld immer an mir vorbeiten was mich veranlaßt meine Verhältnisse in einem jammervollen Zustande Euer Majestät zu überreichen und zu den gnadenreichen Füßen an Ort und Stelle abzugeben."

„Drei Tage und drei Nächte bin ich vor Euer Majestät allerhöchsten historischen Eckfenster gestanden, ohne ein Auge zuzumachen und habe mein gegenwärtiges Gesuch in die Höhe gehalten, aber Euer Majestät haben mir nicht gesehen und dann hat mir der Schutzmann Nr. 538 fortgewiesen."

„Im Feldzuge 1866 bekam ich einen leidenschaftlichen Fehler an den Füßen durch einen Pferdeschlag. Die Wunde ist unheilbar und blutet mir öfter, so daß ich dergestallt bin, in Verblutung zu erliegen. Außer dem bin ich von einem Kanonenschuß auf das linke Ohr unhörbar geworden."

„Meine Gedanken richten sich oft auf meinen Kaiser und Vaterland für das ich diente, kämpfte und starb."

„Im vorstehenden Feldzuge war ich ein Mitarbeiter an der hocherhabenen goldenen mit Perlen und Edelsteinen und mit Lorbeer umkränzten Kaiserkrone. Diese wel historische Ehre ist mir zwar lieber als Orden, Weib und Kind, aber wo ich mit meinen Thränen mich satt essen und mit einer Familie von drei Kindern das Leben befruchten muß, so fiel ich den allerdurchlauchtigsten General Oberstlieutenant brieflich zu Füßen mit der tiefgebeugtesten Bitte um Pension."

„Ich habe kein Infallithengeld bekommen, sondern nur eine kleine Unterstützung, womit ich eine Kur durchmachte, um den mit Erfolg verlorenen Beruf als Gürtler wieder nachgehen zu können. Ich erhoffte von der Kur wenn nicht Genesung, so doch Linderung meiner Gesundheit, aber damit war es nichts."

„Die Behörde an die ich mich nun schon zum 5. Male wandte, wollte mit mir nicht weiter reflectiren und so bleibt mir nur der Ausweg mich an die richtige Schmiede zu wenden, nämlich an Eure Majestät."

„Wenn es in Berlin in der Lindenstraße noch ein Kammergericht giebt, so giebt es aber auch unter den Linden einen deutschen Kaiser, der auch noch etwas zu sagen hat. Hab ich Recht Euer Majestät?"

„Da ich mich aber historisch in einer tiefbetrübten Lage befinde, die noch mit Krankheitsumstand verbunden ist, indem meine älteste Tochter Marie an Tiefuß (Typhus) behaftet und mein Sohn, welcher Setzer ist, an Bleivergiftung erkrankt ist, so will ich es bei Allerhöchst Euer Majestät einmal mit einem Gnadengesuch riskiren."

„Ich sehe es als eine gnädige Fügung des Himmels an und für mein Bittgesuch als eine gute Vorbedeutung, daß ich gerade so wie Eure Majestät am 23. März von meinen Eltern geboren wurde und mit Vornamen ebenfalls Wilhelm heiße und daß meine Frau ebenfalls Auguste, geborene Jähnicke heißt."

„Hoheiten Seiner Majestät dem Kaiser und Seinem allerhöchsten Trone Erlaube ich mir Tiefgeneigtest das nähere meines Gesuches anheimzustellen."

„Während meiner Militärzeit beim Turniren mußte ich über den Kasten springen und ich traf auf die Ecke des Kastens mit meinem ganzen Körper aus allen zusammengenommenen Kräften zweimal so heftig, daß ich seither großen innerlichen Husten mir im Leibe zugezogen habe. In Folge der Mobilmachung ist dann dienstlich meine Gesundheit für immer verloren gegangen."

„Behufs meiner Brodlosigkeit muß ich mit meiner Familie sehr kärglich leben und mit Brod und Salz den Hunger mit einer Thräne darauf würzen."

„Eine viermalige Lungenschwindsucht zerrüttete meinen zur Ruine herabgesunkenen Körper so daß ich sogar als unheilbar aus dem Lazareth gewaltsam herausgeschafft wurde und jetzt an einer Anfälligkeit meiner Lunge für Erkältungen leide, die in galoppirende Schwindsucht auszuwachsen droht."

„Für Euer Majestät sind 25, 30, ja vielleicht selbst 40 Mark noch gar nichts, für mich aber sehr viel. Möchten das Euer Majestät nur allergnädigst bedenken."

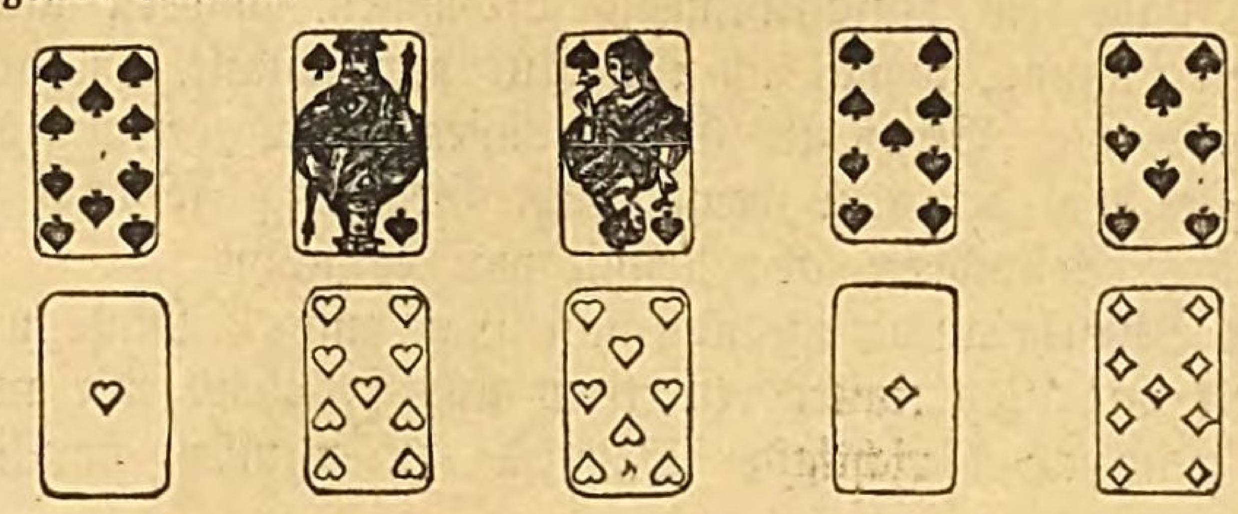
„Mit blutbenetztem Herzen bittet ein alter Infalid Euer Majestät um eine hilfsbedürftige Unterstützung."

Mit dieser komischen Auslese wollen wir, um nicht ermüdend zu werden, schließen. Es ist selbstverständlich, daß bei Berücksichtigung oder Zurückweisung der gestellten Bitten Schrift, Stil und Orthographie keinen Einfluß üben, obwohl ein deutlich, korrekt, kurz und bündig geschriebenes Gesuch sich schon von vorn herein empfiehlt. Auf die Eigenthümlichkeit der großen Mehrzahl der Bittsteller mag noch hingewiesen werden, daß sie mit der Feder immer gezierter, schwülstiger und überschwänglicher sind, als sie im mündlichen Verkehr selbst mit den hochgestelltesten Persönlichkeiten erscheinen. Bei Gesuchen an unsere Hohenzollern möge daher Jeder daran festhalten: Nur strenge Wahrheit schreiben, nicht Zeile um Zeile ersterben, kein feiges Kriechen und das eigene Selbst zum Nichts degradiren. Ehrfurchtsvoll, aber dabei mit klarem Worte, wie der Schnabel gewachsen, direkt auf das Ziel los, so liebte es Kaiser Wilhelm I. So liebt es auch **Kaiser Wilhelm II.**

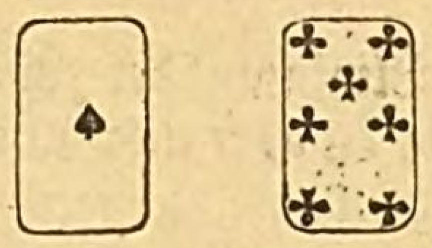
Räthsel und Spiele.

Skat-Aufgabe.

Der Spieler in der Vorhand tournirt, da die beiden Andern passen, auf folgende Karten:



Im Skat liegt:



Der Spieler tournirt Trefle-Sieben! Er gewinnt sein Spiel, trotzdem keine Zehn blank sitzt, durch eine vorzügliche Finte. Was legte und wie spielte er? Wie sitzen die Gegenkarten?

Räthsel.

Bei Eins heute Fest! Es flimmert das Schloß,
Es eilt der Diener glänzender Troß,
Drum putzt Euch, leget das Festkleid an,
Und machet zu Eins die Zwei, wohlan!
Macht den Eins nur charmant, nur habet fein Acht,
Daß Ihr stolz durch Eins-Zwei Euch Feinde nicht macht!

Homogramm.

		a	a	a		
		a	b	b		
c	c	b	b	e	e	e
h	h	i	i	i	i	k
k	k	k	l	l	n	n
		o	o	r		
		r	u	u		

Die Buchstaben der vorstehenden Figur sind so zu stellen, daß die dadurch entstehenden drei Wörter der horizontalen Reihen den entsprechenden vertikalen Reihen gleich sind. Die Wörter bezeichnen: 1. einen der größten Meister deutscher Kunst, 2. einen Seefisch aus der Familie der Schellfische, 3. eine Figur in der Raumlehre.

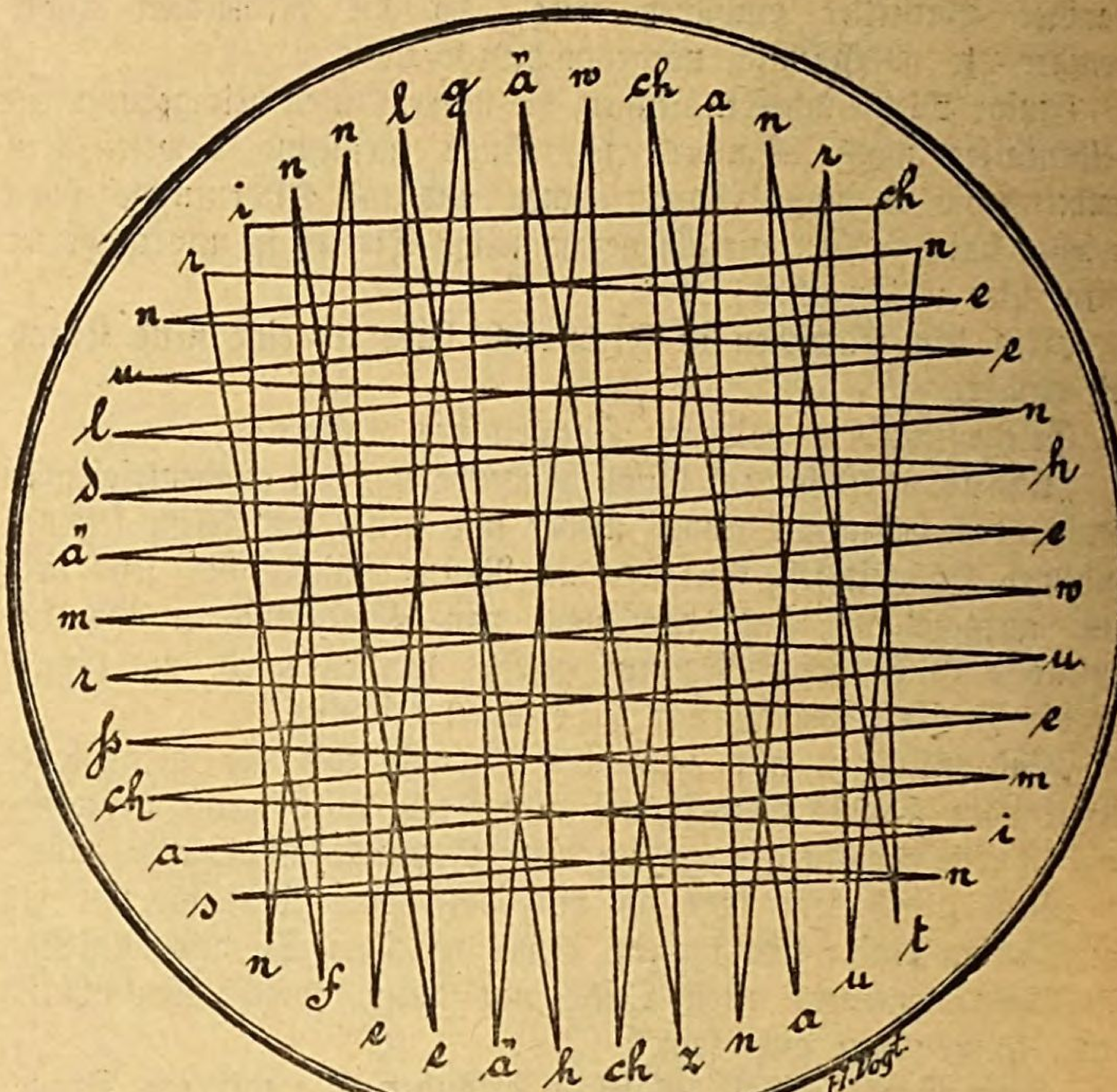
Homonym.

Wer's thut, ist ohne Zweifel nicht
Mehr seiner Sinne mächtig;
Dicht hinter meinem Hause ist's
Ein Tummelplatz, gar prächtig.

Scherz-Rebus.



Kombinations-Räthsel.



Verbindet man die Buchstaben des Kreises mit Hilfe des Liniennetzes in richtiger Aufeinanderfolge, so erhält man einen Kernspruch von Fr. von Logau. Wie heißt dieser Spruch?

Auflösung der Räthsel aus Nummer 45.

Rösselsprung.

Komm', lasse satteln dich, mein Roß, nicht schnaube,
Ich muß noch heute hin zu meiner Taube;
Schon in den Bügel ist mein Fuß gestiegen,
Doch ließ ich längst voraus die Seele fliegen.

Dort fliegt ein Vöglein, ist uns vorgeeilet,
Es sucht sein Pärchen, das auch ferne weilet;
Rasch, überhol' es, Roß, mit flinkem Beine,
Es liebt sein Lieb nicht mehr, als ich das meine.

Petöfi.

Räthsel. Ahnen.

Quadrat-Räthsel.

c	a	s	s	e
a	b	t	e	i
s	t	u	r	m
s	e	r	b	e
e	i	m	e	r

Rebus. Ambassadeur.

Kombinations-Räthsel.

Willst Du Dich selber erkennen, so sieh, wie die Andern es treiben,
Willst Du die Andern verstehn, blick in Dein eigenes Herz.

Räthsel. Die Vorsilbe „un".

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 47 — Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt — 18. November 1888

Ohne Sonnenschein.

Von H. Heyn.

(Schluß.)

Der junge Graf verscholl seit jener Zeit auf immer und suchte das Gerücht zu verbreiten, auch er sei verunglückt. Seine Todesanzeige ließ er in mehreren Zeitungen drucken und ging, nachdem er vergebens versucht, sich mit seinem Vater zu versöhnen, in ein Predigerseminar. Sein Glauben an Gott war erwacht, das glimmende Fünkchen machte sich Luft. Er hatte nun nichts mehr auf Erden und schloß sich desto fester dem Himmel an. Nach einigen Jahren erhielt er die Priesterweihe und eine Stellung.

Das Schlimmste kommt noch. Waren seine Lieben auf dem Grunde des Wassers, wo er sie in Gedanken suchte? Nein, das Ganze war nur Komödie, die Frau war mit ihrem Liebhaber entflohen, der sie später verlassen.

Der Doktor verstand. Er sah nun klar, wollte aber den Schleier nicht lüften. Die Wohnung des Pfarrers war erreicht. Beide Männer drückten sich zum Abschiede stumm die Hand. Pater Reveillais durchwachte die Nacht im Gebet. Am Morgen entnahm er seinem Schreibpult ein Frauenbild, zwei blonde Locken, ein Kinderhütchen und Jäckchen sowie einen Damenmantel, entzündete Alles im Kamin und starrte hinein, bis nur noch Asche vorhanden war. Sodann schrieb er einen Brief an seinen Vater, worin er ihn bat, die kleine Cecile bei sich aufzunehmen. „Sie trägt meinen Namen, und ich fühle mich als Sterbender, kann also für das Kind nicht sorgen. Uebernimm es und mache an demselben gut, was Du an mir verschuldet. Ich trage keinen Groll für Dich im Herzen und sterbe mit dem Wunsch für Dein Wohlergehen." Mit Mühe verrichtete er noch die Funktion des Begräbnisses, legte sich bald darauf hin und starb. Das Kind der Frau wurde im Laufe der nächsten Woche in einem feinen Reisewagen abgeholt. Willenlos folgte es dem fremden Diener, das warme, junge Leben war eisig-starr geworden. Die Liebkosungen Juliettens nahm es mit stoischer Ruhe entgegen.

Man sagte ihr, sie bekäme einen Vormund, der sie zu sich nehmen wollte.

Ungefähr eine Woche früher, bald nach dem Tode von Ceciles Mutter saßen in dem Salon eines gräflichen Schlosses mehrere Personen in lebhafter Unterhaltung. Der Herr mit dem grauen Haar und Bart, den stechenden Augen, dem ironischen Zug um den Mund und der schrecklich hageren Gestalt ist der Marquis von Mezardow-Orlès, die etwas jüngere Dame seine Schwester, die anderen Personen sind Gäste. Der Diener bringt einen Brief auf silberner Platte. „Für den Herrn Marquis," sagt er, steif stehen bleibend, indem er den Brief präsentirt.

Der Graf betrachtet den Brief mit der fremden Handschrift. „Sie entschuldigen, meine Herrschaften! Es könnten wichtige Dinge sein, die man mir meldet, ich muß ihn lesen." Er zog sich in eine Fensternische zurück und erbrach den Brief. Wir ahnen es, daß er von der verstorbenen Frau geschrieben worden, und wenn wir weiter vermuthen, daß die Schwiegertochter des Marquis für ihr verlassenes Kind bittet, so befinden wir uns mit unseren Gedanken durchaus auf keinen Irrwegen.

Der reiche Geizhals zitterte vor Wuth, nachdem er das Schreiben gelesen, einmal über die schlechte That der Schwiegertochter, sodann auf Grund des Schmerzes, den sein Sohn empfunden, und daß er umsonst der Welt entsagt; die, welche er so tief betrauert, um derentwillen er den Vaterfluch auf sich geladen, waren nicht todt, nur seiner Liebe unwerth. Er bedachte, ob er sich mit ihm aussöhnen und ihn bewegen solle, in die Welt zurückzukehren, da sein Opfer nutzlos gewesen. Voll Zwiespalt im Herzen, traf ihn nach einigen Tagen der Brief des Sohnes und bald darauf die Todesnachricht. Zu spät! Das Kind wurde auf Schloß Orlès gebracht. Er haßte das Geschöpf, bevor er es gesehen. Die Mutter desselben war seines Sohnes Mörderin gewesen, das Kind selbst hatte den Namen seines Sohnes geführt, war aber nicht sein Kind, die Mutter hatte ihre Schuld eingestanden. So viel stand fest, das Kind durfte den bisherigen Namen nicht mehr führen. Bis man dessen Vater aufgefunden, verwandelte sich die bisherige Cecilie von Mezardow-Orlès in eine ganz gewöhnliche Jeannette Perdu.

Ihr Empfang auf dem Schlosse war kein freundlicher. Der alte Herr sah sie nur bei Tische, wenn keine Gäste da waren, und wechselte auch dann kein Wort mit ihr. Seine Schwester aber, Marquise Thérèse wurde ihr Quälgeist und sorgte dafür, daß sie keine Minute müßigging. „Du bist ein armes Findelkind und mußt Dich an Fleiß und Arbeit gewöhnen," wurde ihr alle Tage vorgebetet.

„Ich bin weder ein Findelkind, noch arm," entgegnete die Pseudo-Jeannette. „Meine Mama hat viele Edelsteine für mich aufgehoben aus dem Hause der Herzoge von Guivre, es ist ein Erbtheil von Urgroßmama. Wenn ich diese habe, bin ich reich. Gieb mir die Schlüssel zu Mamas Koffer! Ich will Alles haben, was mir gehört, und brauche nicht Euer Findelkind zu sein."

Man sorgte dafür, daß Jeannette zahm wurde. Tage lang wurde sie in eine Kammer verbannt und erhielt geringe Kost. Mit der Zeit wurde das ausgestoßene Kind stumm und theilnahmlos, es achtete auf nichts mehr. Hatte es doch keinerlei Gespielen, nicht einmal Spielzeug; der „Bastard“ sollte arbeiten lernen. Die Dienerschaft fühlte das tiefste Mitleid mit der unglücklichen Jeannette und suchte vergeblich, ihr Naschwerk oder Spielereien zuzustecken, stolz wies sie es zurück. Stolz war sie trotz der rauhen Zucht geblieben. Den Marquis und seine Schwester verachtete sie, niemals würde sie sich herabgelassen haben, ihnen etwas Angenehmes zu sagen. Als sie nun eines Tages die Gräfin durchs Schlüsselloch dabei überraschte, wie diese in ihrem Eigenthum, dem Erbtheil von Mama, wühlte, fing sie an dieselbe zu hassen.

Nach Verlauf von drei Jahren brachte man sie in eine einfache Pension. Sie athmete auf, als sie unter Altersgenossen kam, fern von den beiden Menschen, die ihr so sehr zuwider waren. Sie erhielt kein Taschengeld, auch waren ihre Kleider keineswegs fein oder modern. Sie wurde eher zu einer Bäuerin als zur Edeldame erzogen. Es war auch die Absicht des alten Marquis, das Findelkind, wie er sie zu nennen pflegte, bis zum sechzehnten Jahre in Pension zu lassen und alsdann mit einem Pächter zu verheirathen.

Der Anfang des Pensionslebens war nun nicht so schön, wie es sich Jeannette gedacht. Man nannte sie ihrer feinen Manieren und ihres leeren Geldbeutels wegen „Prinzessin Habenichts“. Ihre Gefährtinnen waren meistens Bauerntöchter, die von Haus aus mit Geld und Lebensmitteln, Naschwerk und Obst reichlich versorgt wurden. Sie boten wohl Jeannette davon an, doch diese war zu stolz, um etwas anzunehmen, würgte ihr trockenes Brod, zwar mit Widerstreben, doch als etwas Unvermeidliches hinunter, während die Anderen Butter, Honig, auch wohl Wurst dazu verzehrten. Welcher Enthaltsamkeit war das Kind fähig! Auch die Ferien verbrachte Jeannette in Pension, während alle Anderen nach Hause fuhren. Es war dies die traurigste Zeit für sie. Nur eine Sehnsucht empfand sie, an ihrer Mutter Grab zu weinen. Sie hatte während ihres sechsjährigen Aufenthaltes in der Pension weder ein Geschenk, noch ein Nadelgeld von ihrem Vormund erhalten. Die nothwendigste Kleidung mußte die Pensionsmutter für sie besorgen, doch mußte sie auch dabei sehr ökonomisch verfahren, denn dem Marquis war Alles zu theuer, was man für Jeannette ausgab, und diese schonte wiederum ihre Garderobe nach Kräften, um dem verhaßten Manne keine Ausgaben zu machen. Als Jeannette vier Jahre in Chalons war, entstand ein Wechsel unter den Lehrerinnen. Für eine derselben, die sich verheirathete, kam Mademoiselle Annette Fleury, welche sich für das arme vernachlässigte Kind bald warm interessirte. Sie malte sehr schön und gab ihr, als sie Talent bei ihr entdeckte, in den Freistunden Malunterricht, nahm sie auch in den Ferien mit bei ihren Ausflügen, um Skizzen zu sammeln. Dieser geliebten Annette erzählte Jeannette alle ihre Erlebnisse von frühester Kindheit an. „Wie freue ich mich,“ schloß sie ihre Erzählung, „endlich majorenn zu werden! Dann brauche ich keinen Vormund mehr. Die Vormünder müssen vom Teufel in die Welt gesetzt sein, sonst könnten sie nicht so böse handeln.“

Jeannette betrieb das Malen ganz heimlich, da sie wohl wußte, daß die Pensionsmutter und ihr Vormund dagegen sein würden. „Erziehen Sie das Mädchen zu einer Bäuerin!“ hatte er zur Vorsteherin des Pensionats gesagt.

Ob ihre Mama vom Himmel aus Alles sehen konnte? Und wenn sie es sah, warum ließ sie es geschehen? So frug sich oft das ausgestoßene Kind.

An ihrem ersten Kommunionstage war ihr Vormund anwesend, und er eröffnete Jeannette im Beisein der Vorsteherin, daß sie mit sechzehn Jahren einen Pächter seines Gutes heirathen solle. Wie freute sich das Mädchen, dieses zu hören! Auf diese Weise wurde sie frei von dem bösen Vormund. Sie gehörte dann zu ihrem Mann, und der war gewiß sehr hübsch und gut, verstand gut zu plaudern und würde auch reich genug sein, ihr Toilette zu kaufen, wie Mama sie gehabt hatte! Der Luftschlösser, die sie baute, waren unzählige. Noch ein Jahr, dann heirathete sie. Je älter sie ward, desto hübscher wurde sie. Das frühere Mädchen mit dem hageren Körper, der vorstehenden Stirn und der großen Nase war vollständig umgewechselt, sie verschönerte sich und hatte nicht nur ein hübsches, sondern ein anziehendes Gesicht, voll Geist und Ausdruck. Bei Mademoiselle Fleury vergaß sie die trübe Kindheit und die traurigen Eindrücke der vergangenen Jahre. Diese kaufte ihr Papier, Bleistifte, Farben und Leinwand. Ihr erstes Bild fiel sehr gut aus. Gewiß hatte sie das Talent von ihrem Vater ererbt, der ein großer Künstler war. Ihr Vormund nannte ihn stets „der Andere“, sie wußte sich noch ganz gut auf Papa zu besinnen, der von der großen Reise gar nicht wiederkehrte. Wie hatte er sie geliebkost! Jetzt that es Niemand, und sie mußte leben. Könnte ich noch einmal die gute Juliette sehen! Wo mag sie sein?

Der Tag, an dem sie die Pension verlassen sollte, rückte heran. Ihr Vormund kam pünktlich, sie abzuholen. Von Mademoiselle Fleury schied sie mit Betrübniß, doch der Gedanke, zu heirathen und nicht mehr bei dem Vormund zu sein, verwischte alles Trübe der Trennung. Voll freudiger Hoffnung fuhr sie ab. Das schadenfrohe Lächeln, welches um die Lippen ihres Vormunds spielte, bemerkte sie kaum. Einmal sah sie denselben nicht an, und weilten ihre Gedanken ganz wo anders. Sie malte sich ihr zukünftiges Heim mit den schönsten Farben aus, besaß sie doch Phantasie genug.

Zwei Stunden mochten sie in scharfem Trab gefahren sein, da hielt der Wagen vor einem einfachen Pächterhause. An dem niedrigen Lattenthürchen stand eine alte, plumpe Bauersfrau mit fliegenden Haubenbändern und einer feuerrothen Schürze, die bis auf den Saum des Rockes reichte, neben ihr ein junger Mensch von einigen zwanzig Jahren, der den Eindruck eines Blödsinnigen machte und sich von seiner Mutter schieben und stoßen ließ. Einen großen Busch Blumen hielt er abwärts in der Hand und fegte beinahe den Staub damit.

„Nun so geh doch an den Wagen, Pierrot, und steh nicht so steif da, wie ein Oelgötze! Mache Dein Kompliment gegen die Herrschaften und sage: „Herzlich willkommen!“ Möge es der Jungfer Braut unter unserem Dache gefallen!“

Stolpernd nahte sich der rothhaarige, sommersprossige Bauernbursche dem Wagen, doch Jeannette schaute zur entgegengesetzten Seite hinaus. Sollte dieses Ungeheuer ihr Zukünftiger sein? Schrecklich: „Niemals heirathe ich solchen Idioten,“ sprach sie zu sich selbst.

Als der Marquis den Eindruck des plumpen Jungen von Jeannettens Gesicht ablas, lächelte er boshaft. Trotzig warf sein Mündel den Kopf zurück, wie sie es als Kind gethan, ein Zeichen: Ich will nicht! Macht mit mir, was Ihr wollt!

„Steige aus!“ gebot der Marquis, „und begrüße diese guten Leute!“

Jeannette wollte die ausgestreckten Hände nicht sehen, machte nur eine leichte Verbeugung und setzte sich auf ein Bänkchen vor dem Hause. Die Pächterin hatte ein Mahl zubereitet und lud die Herrschaften knixend ein. Der alte Graf ließ sich bewegen, ein Stück Huhn zu essen, doch Jeannette überschritt weder die Schwelle des Hauses, noch nahm sie einen Imbiß, so hungrig sie sich auch fühlte. Als sie der Marquis rief, stellte sie sich taub, und er kam voll Zorn heraus, indem er Pierrot nach sich zog.

„Nun merke auf, eigensinnige Dirne, und bedenke daß Du ein Findelkind bist, um welches sich Niemand außer mir kümmert.“

„Wie lange haben Sie noch die Absicht, sich um mich zu kümmern? Ich wünschte, es hätte bald ein Ende.“

„Nur, bis Du mündig bist, ausgenommen, Du heirathest diesen braven Mann, in dessen Familie zu kommen, für Dich nur eine Ehre ist; alsdann erhältst Du von mir 60,000 Franken Heirathsgut und bist meiner Aufsicht ledig.“

„Das wagen Sie der Enkelin eines Herzogs zu bieten?“ entgegnete sie wuthschnaubend. „Nie werde ich diesen Tölpel heirathen.“ Die Herumstehenden keines Blickes würdigend, bestieg sie den Wagen. Stumm wurde die Fahrt bis Orlès zurückgelegt. Die Freude mit dem Heirathen war also zu Wasser geworden.

Jeannette verrichtete allerlei im Schlosse. Bald war sie Mamsell und gab die Vorräthe für Küche und Haushalt heraus, bald

Gesellschafterin der Gräfin Thérèse, oder Vorleserin beim alten Grafen, wenn keine Gäste im Schlosse waren. Sie erhielt auch jetzt ebenso wenig Geld wie früher. Wie gern hätte sie sich Leinwand und Farben gekauft! Wie ein Heiligthum verbarg sie ihr kleines Oelbild und ihre Skizzen.

Da trat im Schlosse eine kleine Veränderung ein. Der Marquis mußte aus Gesundheitsrücksichten ins Bad, und seine Schwester begleitete ihn. Während seiner Abwesenheit sollten im Schlosse allerhand Reparaturen vorgenommen werden. Bildhauer und Maler kamen an, und es wurde lebendig in den stillen Mauern.

Eines Tages ging Jeannette durch den Bildersaal des Schlosses. Hierbei gewahrte sie einen Herrn, der sich die antiken Gemälde desselben betrachtete und mit dem Maler, der hier und da Veränderungen traf, seine Meinung austauschte. Das Gesicht kam ihr so bekannt vor, wo hatte sie es schon gesehen?

Plötzlich fiel ihr ein, daß Mama ein Bild besessen, das dem Herrn vollständig ähnlich war. Sie probirt alle Schlüssel, um Gräfin Thérèses Schreibtisch zu öffnen; endlich gelingt es ihr. Vor ihr liegen die Schlüssel zu Mamas Koffern und zu dem Zimmer, welches sie aufgenommen. Geschwind öffnet sie und fängt an zu kramen. Die niedlichen Kleidchen, welche sie als Kind getragen, ihre Puppen und Spielsachen begrüßen sie als alte Bekannte, und sie weint bitterlich. Wie glücklich war sie mit den Sachen! Hier die Korallenkette, welche Mama ihr zu den meisten Kleidchen umband, dort die blauen Saffianstiefelchen, das Sammtkleidchen mit dem Pelzbesatz, echtem Hermelin — ach! Mama! Mama! Hole mich zu Dir!" flehte sie, bitterlich weinend.

Da lag auch das Portrait, Zug für Zug dasselbe Gesicht, nur älter war der Herr. Sollte es Papa sein? Ja, so sah Papa aus. Gewiß war er es. „Ich will ihn fragen," sagte sich Jeannette, verschloß in Eile Alles und nahm die Schlüssel an sich.

Sie ging schnellen Schrittes nach dem Bildersaal, das Bild in der Hand haltend. Voll Erstaunen betrachtete sie der Fremde, der ihr doch kein Fremder war. „Kennen Sie dieses Bild, mein Herr?" frug sie den Mann, der sie mit seinen dunklen Augen fast verschlang.

„Woher haben Sie es, mein Fräulein?"

„Von meiner Mutter, die vor einigen Jahren gestorben ist."

„Cecile!" rief der Mann, sie umschlingend. „Bist Du meine Cecile? Mein Kind, mein Einziges!"

Lachend und weinend flog das Mädchen in die geöffneten Arme. Der Vater weinte mit, als er erfuhr, wie traurig es seinem Kinde ergangen. „Wie grausam habe ich an Dir gehandelt! Nun gehörst Du mir und sollst nicht länger hier das Gnadenbrod essen. Packe Deine Sachen, noch heut reisen wir nach Italien! Ich werde den Marquis von Allem in Kenntniß setzen."

Die Koffer Mamas nahm sie als ihr Eigenthum mit und wohnte nun mit ihrem Vater, dem Maler Revanche, abwechselnd in Paris und in Italien. Das Talent seiner Tochter bildete er aus, und die Gemälde derselben erregten bald das Interesse des Publikums auf den Kunstausstellungen.

Die Solitude, wo Mama's Ruhestätte war, besuchten sie auch, wie den Dr. Solente und Mutter Babette, welche beide noch am Leben waren, auch das Grab des Pater Vieillas schmückten sie mit Kränzen.

Cecile wurde später die glückliche Gattin eines italienischen Grafen, und ihr Jugendtraum und ihre Jugendwünsche gingen alle in Erfüllung. Sie besitzt einen fürstlichen Hausstand, einen sehr gebildeten Mann, der sie auf Händen trägt, ist der Augapfel ihres Gatten, den er sorgsam hütet und bewahrt. Wie wohl thut dem herumgestoßenen Wesen der Sonnenschein der Liebe! Papa freut sich ihres Glückes und ist ganz nach Italien übergesiedelt. Die Schwester des Grafen ist gestorben, und Gräfin Cecile von Tolento, geb. Revanche, wird seine Universalerbin. Die Einsamkeit der alten Tage hat in ihm nicht nur Reue, sondern auch Glauben erweckt. Cecile hat ihn zu sich genommen und pflegt ihn wie eine Tochter.

Der Wüstenwaran.

Von Dr. L. Oldenburg.

Hierzu eine Abbildung.

Im Berliner Aquarium hat im verflossenen Sommer die Gruppe der Echsen durch den Wüstenwaran, Varanus arenarius oder Psammosaurus griseus, einen kostbaren Zuwachs erfahren. Das Thier ist ein Geschenk des Professors Virchow, der durch einen eigenthümlichen Zufall in den Besitz desselben gelangte. Als Virchow während seines Aufenthalts in Egypten ein altes Grab am Saume der Wüste öffnen ließ, fand er statt des erwarteten Todten etwas Lebendiges, nämlich einen Psammosaurus, der die Mumiengruft sich als Schlupfwinkel erkoren hatte. Der berühmte Gelehrte überwies seinen Fund dem Berliner Aquarium, wo das Thier sich unter sorgfältiger Pflege zusehends von den erlittenen Strapazen erholt.

Der Wüstenwaran bewohnt außer Nordost-Afrika noch das steinige Arabien und Palästina, findet sich aber nur an sehr trockenen Stellen in der Nähe von Kulturländereien, am häufigsten an den Rändern der Wüsten. Mit einer Länge von anderthalb Metern ist der Waran eine der größten Sandechsen, und diese Größe des Thieres hat Herodot vermuthlich veranlaßt, es in seinen egyptischen Schilderungen als Landkrokodil aufzuführen. Die sandgelbe Farbe der Echse hat sich ihrer gewöhnlichen Umgebung angepaßt, und nur ein geübtes Auge wird das Reptil unter dem Steingeröll und den Dünen der Wüste aufzufinden vermögen. Allerdings sind Rücken und Schwanz mit dunklen Querstreifen besetzt, aber die Farbe dieser Binden ist so sehr verblaßt, daß sie dem Thier nichts Auffälliges verleihen. Mit ihren starken und scharfen Krallen weiß sich die Echse derartig an Felsen festzuhaken, daß es schwer hält, sie von dem Gestein zu trennen. Nach den Mittheilungen des Afrikareisenden Smith bedurfte es der Anstrengungen zweier Männer, eine Dickechse, eine südafrikanische Verwandte des Warans, von einer Steinwand abzureißen, und als es endlich gelungen war, zeigte es sich, daß sämmtliche Krallenspitzen gebrochen waren.

Der Wüstenwaran nährt sich von Kerbthieren, kleinen Eidechsen und Schlangen, hauptsächlich aber von Mäusen. Die erste Nahrung, welche der jetzige Bewohner des Aquariums annahm, war ebenfalls eine Maus. Doch auch größere Thiere, wie Ratten, werden von der schnellen und kräftigen Echse angefallen und bezwungen. Als besondere Delikatessen scheint sie Eier und junge Hühner und Tauben zu lieben. Erhält der Waran des Aquariums ein Ei, so erfaßt er es vorsichtig mit den Zähnen, wirft alsdann den Kopf so weit zurück, daß die Längsaxe des Eies mit der Schlundröhre eine lothrechte Linie bildet und zerdrückt nun bedächtig das Ei, dessen Inhalt darauf vermöge seiner Schwere langsam aber sicher in den Rachen hinabgleitet. Auch die Aufnahme fester Nahrung vollzieht sich in einer Weise, die das lebhafteste Interesse des Beobachters erregen muß. Der Waran zerreißt seine Beute nicht, sondern schlingt sie unzertheilt hinab. Die Schlangen machen es ganz anders als die großen Echsen. Würgt die Riesenschlange ein Kaninchen hinunter, so sieht das ungefähr so aus, als ob sich ein bunter elastischer Sack langsam aber stetig über das gefangene Thier ziehe. Der Waran dagegen verschlingt seine Beute nach dem physikalischen Gesetze der Trägheit oder des Beharrungsvermögens. Hat er eine Maus erhascht, so biegt er den Kopf rückwärts, öffnet das Maul und schnellt in demselben Augenblicke den Kopf voran. Während dieses Moments liegt das erbeutete, noch lebende Thier frei in dem Rachen seines Mörders, aber gleichzeitig schieben sich in Folge des Stoßes die Kiefern des Reptils weiter über das unglückliche Opfer. Zwei- oder dreimal wiederholt sich noch dieser Vorgang, bis die Schlingmuskeln des Halses in Wirksamkeit treten können, dann noch ein Dehnen und Strecken des walzigen Rumpfes, und die lüsterne Echse sieht sich mit funkelnden Augen nach frischer Beute um. Fürwahr eine seltsame Anwendung des Trägheitsprinzips im Gebiete des Thierreiches!

Bekanntlich sind alle Reptilien befähigt, längere Zeit ohne Nahrung existiren zu können. Vor wenigen Jahren starb im Berliner Aquarium eine Riesenschlange, die 561 Tage jede Nahrungsannahme verweigert hatte. Noch den letzten Winter hungerte die Klapperschlange etwa fünf Monate. Der Verlust seiner Freiheit hat auch den Psammosaurus mehrere Wochen alle Speise verschmähen lassen. Als Professor Virchow in den Besitz des Thieres gelangt war, traf er sofort Vorkehrungen, es nach Berlin zu senden. Allein die egyptisch-österreichische Post verweigerte sowohl in Alexandrien wie in Kairo die Annahme, und somit blieb dem Gelehrten nichts Anderes übrig, als das Thier persönlich dem Aquarium zu überbringen. Die lange Fastenzeit hatte es stark abgemagert, welk und runzlig hing die Haut um den Körper, aber eine vortreffliche Pflege hat dem Fremdling bald seine rundliche Fülle wiedergegeben.

Das Fleisch sämmtlicher Warane wird von den Eingeborenen als Leckerbissen geschätzt. Auch die Beduinen sehen den Wüstenwaran als ein Wild an, das des Schweißes des Jägers wohl werth sei. Andrerseits wird das Reptil wegen seiner verwegenen Räubereien in Hühnerställen und Taubenschlägen gefürchtet und gehaßt. Aus doppelten Gründen unterliegt also die Echse den eifrigsten Nachstellungen. Doch die Jagd auf den Wüstenwaran ist keineswegs so ungefährlich wie die Hasenpirsch.



Der Wüstenwaran.

Wenn das Thier sich durch die Flucht nicht mehr zu retten vermag, so setzt es sich entschlossen zur Wehr. Vermöge seines muskulösen Schwanzes schnellt es sich dem Feinde gegen die Brust und beißt dann nach dem Gesicht. Ist der Jäger beritten, so versucht der Waran, sich am Bauche des Reitthieres festzukrallen. Gelingt ihm dies, so saust das geängstigte und von den Bissen des wüthenden Thieres gepeinigte Roß unaufhaltsam im wildesten Galopp davon. Schon mancher Beduine hat seine auf einen Waran zielenden Gelüste mit gebrochenen Gliedern büßen müssen. Auch der jetzige Insasse des Aquariums hat seine Kampflust und Wildheit keineswegs verloren. Betritt der Wärter sein Gelaß, so kauert er sich sofort zum Sprung zusammen, das aufgesperrte Maul zeigt drohend seine Zahnreihen, und ein wildes Fauchen begrüßt den Eintretenden. Das Thier wird sich allmälig an den einzigen Freund in seiner Gefangenschaft gewöhnen, aber so zahm wie sein Nachbar, der Teju, die schwarz-weiße Echse aus Brasilien, wird er schwerlich jemals werden.

Der Wüstenwaran des Berliner Aquariums ist das zweite Thier seiner Art, das in Europa gesehen worden ist. Das erste Exemplar brachte Dr. Bagge 1845 aus dem Orient nach Wien. Dr. Bagge hat in Forings Notizen, Jahrgang 1847, seine Beobachtungen über das bis dahin unbekannte Reptil niedergelegt. In den großen Städten Egyptens hat man öfters Gelegenheit, den Waran zu sehen. Es sind hier die Schlangenbeschwörer, welche die Echse neben den gefährlichsten Schlangen dem staunenden Volke vorführen. Im Interesse ihres kümmerlichen Geschäftserwerbes schildern die Gaukler das Thier als ebenso giftig wie die Brillenschlange. Diese Aufschneidereien finden wohl deshalb nur allgemein Glauben, weil der Kopf des Warans einem Schlangenkopfe nicht unähnlich ist. Uebrigens drängt sich der Vergleich mit einer Schlange Jedem unwillkürlich auf, wenn der Waran die lange Zunge hervorstreckt, denn diese ist wie die Schlangenzunge ebenfalls in zwei Spitzen zerspalten. Die Boers in Transvaal und in Oranien sehen die oben erwähnte Eidechse auch als giftig an und bezeichnen sie dieser Anschauung entsprechend als „Adder". Vielleicht hielten die Beamten der egyptisch österreichischen Post ebenfalls den Wüstenwaran für ein giftiges Gewürm und lehnten aus diesem Grunde seinen Transport nach Europa ab.

Die Indogermanen.

Von
Otto Neumann-Hofer.

Schluß.

Von der den arischen Völkern gemeinsamen Ursprache haben sich nun die einzelnen arischen Sprachen zu sehr verschiedenen Zeiten abgezweigt, und in Folge dessen ist der Grad ihrer Verwandtschaft zu jener bei den einzelnen sehr verschieden. Dadurch entstehen innerhalb der großen arischen Familie gewisse „Gruppen", und diese Gruppen zerfallen wieder in „Völker" Die Völker sprechen die heute noch bestehenden Sprachen, aber selbst innerhalb dieser Sprachen haben sich „Mundarten" oder „Dialekte" abgezweigt und sind zuweilen gar selbstständige Sprachen geworden. Schreiten wir nun zu einer Uebersicht der arischen Sprachen oder Völker. Wir treffen auf fünf Gruppen.

Erste Gruppe: Hierher gehören die ältesten und ehrwürdigsten Sprachen des ganzen Stammes. An der Spitze steht das Sanskrit, fast gleich alt ist das Zend. Jenes sprach das uralte Hirtenvolk der Hindu, als es noch im Fünfstromland saß. Später, als die Indier das Gangesland eroberten und mächtige Reiche im Hindostan gründeten, verlernte das Volk immer mehr das wunderbar schöne, vollklingende Sanskrit, das schließlich Geheimsprache der Priester, der Brahmanen, wurde und bildete sich mehrere Töchterdialekte aus, von welchen das Prakrit die größte Geltung besaß. Heute wird in Indien auch kein Prakrit mehr gesprochen. Eine Unzahl mit einander mehr oder weniger verwandter Sprachen hat sich aus dem Prakrit entwickelt, so das Hindustani, das Bengali, das Sindhi, das Marati, das Pandschabi u. s. w., so auch das „Rom",

die Sprache der Zigeuner, die alſo die Ehre hat, mit an der Spitze der indogermaniſchen Sprachen zu ſtehen.

Während uns das uraltheilige Sanskrit in den vier Veden, den heiligen Büchern der älteſten indiſchen Religion, welche nicht der Brahmanismus war, erhalten iſt, kennen wir das Zend aus dem Zend-Aveſta, dem heiligen Buche Zarathuſtras, des großen Propheten der Eranier. Das Zend war die Sprache der alten Baktrier, welche Cyrus dem perſiſchen Reiche unterwarf. Die Perſer des Cyrus ſprachen das Altperſiſche, die Sprache der Keilſchriften, welche ſehr nahe dem Zend verwandt war. Ebenſo die Sprachen der ſtammverwandten Meder. Den indiſchen Pali und Prakrit entſprechen in Perſien als Zwiſchenſtufen Huzvareſch und Pehlwi, und aus dem letzteren entwickelte ſich dann zur Zeit der Saſſaniden das Parſi oder Neuperſiſche. Die Afghanen, Belutſchen, Kurden, Armenier, die Oſſeten und Georgier im Kaukaſus ſprechen verwandte Sprachen.



Letztes Porträt der Königin Marie Antoinette.
Nach einem Paſtellbilde von Kucharsky.

Zweite Gruppe: die keltiſchen Sprachen. Sie führen uns zum weſtlichſten Rand unſeres Erdtheils. Die Kelten ſind die älteſten ariſchen Völker Europas. Die alten Gallier waren Kelten, ihre Nachkommen, die heutigen Franzoſen, ſind es alſo auch vorzugsweiſe. Ferner die Wallonen in Belgien, die Irländer, die Walliſer, die Hochſchotten. Außerdem iſt gewiß ein ſtarker Prozentſatz Keltenthum in den Bewohnern Spaniens, Norditaliens, der Schweiz, Süddeutſchlands und Ungarns. Die Galater in Kleinaſien, an welche Apoſtel Paulus ſeinen Brief richtet, waren gleichfalls Kelten. Die Kelten liefern das ſchlagendſte Beiſpiel dafür, wie ein Stamm ſeine Sprache verliert. Kein einziges keltiſches Volk hat mehr ausſchließlich eine keltiſche Sprache, die meiſten haben ihre urſprünglichen Idiome gänzlich aufgegeben. Es exiſtiren heute als verlorene Poſten etwa noch vier keltiſche Sprachen: das Bretoniſche, das man hin und wieder in der Bretagne hört; das Walliſiſche, das in Wales geſprochen wird, aber immer mehr dem Engliſchen weicht. Beide Sprachen gehören zum kymriſchen Zweige des Keltiſchen, der auch ehemals die Sprache der alten Gallier und das erſt im vorigen Jahrhundert erloſchene Corniſche in Cornwallis umfaßte. Ferner das Iriſche, das auf Irland noch von einigen Leuten neben dem Engliſchen geſprochen wird, und das Erſiſche oder Schottiſche, die Sprache Oſians, die auch ſehr bald ausgeſtorben ſein wird. Ein paar Tauſend Leute auf der Inſel Man ſprechen das Manx, das zwiſchen dem Iriſchen und Schottiſchen in der Mitte ſteht. Die letzteren Sprachen bilden den gaeliſchen Zweig des Keltiſchen. Es iſt fraglos, daß das nächſte Jahrhundert die keltiſchen Sprachen gänzlich verſchwinden ſehen wird.

Dritte Gruppe: Die Graecoitaliker. Zu dieſer Gruppe gehört zunächſt das erloſchene Altgriechiſch, die Sprache Homers, mit ſeinem entgrteten Abkömmling, dem Neugriechiſchen. Sodann die ausgeſtorbenen Sprachen des alten Mittelitaliens: Oskiſch und Lateiniſch. Das Oskiſche, das u. A. die Samniter, die erbitterten Feinde der Römer ſprachen, war ſchon im ſechſten Jahrhundert vor Chr. erloſchen. Wir haben noch von zwei anderen uralten mittelitalieniſchen Sprachen Kunde: von dem Meſſapiſchen und dem Etruskiſchen. Jenes iſt nach Mommſen wohl indogermaniſch, aber ſicherlich nicht graecoitaliſch; es iſt vielleicht dem Illyriſchen verwandt geweſen; dieſes war überhaupt nicht indogermaniſch. Das Lateiniſche wurde in den letzten Jahrhunderten des Alterthums durch die Römer Weltſprache; es erzeugte ſieben Tochterſprachen, welche noch heute beſtehen und unter dem Namen „romaniſche Sprachen" zuſammengefaßt werden. Es ſind das: Franzöſiſch, die Sprache der Franzoſen und der Wallonen in Belgien; Provençaliſch, noch heute in Südfrankreich als Dialekt geſprochen; Spaniſch; Portugieſiſch; Italieniſch; Rhätiſch oder Ladiniſch, die Sprache von kaum 9000 Haushaltungen in Graubünden, Rumäniſch, die Sprache der Rumänen in Moldau, Wallachei, Siebenbürgen, Ungarn und Beſſarabien. Dieſer Gruppe pflegt man auch, aber mit Unrecht, das Illyriſche zuzuzählen. Es bildet eine eigene kleine Gruppe. Es iſt die Sprache der alten Illyrier oder Thraker, deren Nachkommen die heutigen Albaneſen oder Arnauten ſind, die ſich ihre Sprache, welche ſie das Skipetariſche nennen, treulich bewahrt haben. Während die Kelten ihre Sprachen eingebüßt, aber ihr Blut in zahlreichen Bewohnern Europas fortgepflanzt haben, iſt es den Graecoitalikern umgekehrt ergangen. Sprachlich beherrſchen ſie ganz Südeuropa, ethniſch jedoch dürften ſie bis auf beträchtliche Reſte verſchwunden ſein. Die Neugriechen ſind ſtark mit ſlaviſchen Elementen vermiſcht. Und was die ſogenannten „romaniſchen" Völker anbelangt, ſo iſt es mit ihrem Romanenthum nicht weit her. Die Franzoſen können ſo gut wie gar nicht in Frage kommen. Sie ſind vorzugsweiſe Kelten, ſoweit ſie indogermaniſch ſind; das Romanenthum der Italiener wird ſtark in Zweifel gezogen, das der Spanier noch weit mehr. Die Rhätier ſind wohl hauptſächlich Kelten und die Rumänen ſind romaniſirte Thraker. In den drei romaniſchen Hauptvölkern, den Franzoſen, Italiern und Spaniern fließt unzweifelhaft viel nichtariſches Blut. Auch die Ligurer, welche das ganze ſüdliche Gallien bewohnten, und die Iberer, die Urbewohner Spaniens, waren keine Indogermanen. Alle dieſe Völkerſchaften, welche zwei verſchiedenen Typen angehörten, die Etrusker und Ligurer dunkelhäutig, ſchwarzhaarig und breitſchädelig, die Iberer hellfarbig, lichthaarig und ſchmalſchädelig, haben ihren Namen und ihr Volksthum im Sturm der Jahrhunderte verloren, aber ihre Enkel haben ſich über die Küſtenländer des weſtlichen Mittelmeers verbreitet und das ſüdeuropäiſche Arierthum bedenklich verfälſcht. Das kleine Volk der Basken, das in den Pyrenäen ſitzt und eine ganz merkwürdige, vollſtändig iſolirte Sprache ſpricht, iſt wahrſcheinlich der letzte Reſt der alten Iberer.

Vierte Gruppe: Die Germanen. Es gab drei germanische **Untergruppen:** die Gothen, die Deutschen und die Skandinavier. Die Gothen, in Ost- und Westgothen und noch eine Menge anderer Stämme oder vielmehr Heerhaufen getheilt: Vandalen, Burgunden, Gepiden, Alanen, Rugier, Skiren, Turkilinger, Heruler, Lemovier u. s. w., gingen in den Stürmen der Völkerwanderung zu Grunde. Ein Rest ihrer Sprache ist in dem Bruchstück von Ulfilas Bibelübersetzung enthalten. Sie bildeten die Südgermanen. Die Nordgermanen sprechen drei Sprachen: Isländisch, das dem alten Skandinavisch am nächsten steht, Schwedisch und Dänisch. Das Norwegische ist nur ein Dialekt des Dänischen. Die mittleren Germanen sind die eigentlichen Deutschen. Vor Luthers Bibelübersetzung, welche die neuhochdeutsche Sprache schuf, sprach jeder Stamm seinen Dialekt. Alle Dialekte aber konnten in drei große Abtheilungen zerlegt werden: eine oberdeutsche (allemanisch-schwäbisch und bairisch-österreichisch); eine niederdeutsche (plattdeutsch oder niedersächsisch); dazwischen standen fränkisch, thüringisch und obersächsisch als mitteldeutsche Dialekte. Zwei niederdeutschen Dialekten ist die Ehre zu Theil geworden, zu eigenen Sprachen auszuwachsen, davon einer zu einer Weltsprache: Angelsächsisch zu Englisch und Friesisch zu einer vom Deutschen gänzlich getrennten Sprache. Desgleichen hat sich die niederfränkische Mundart zu den beiden Sprachen holländisch und vlaemisch ausgewachsen.

Fünfte Gruppe: Die slavischen Sprachen: Russisch im Norden Rußlands; ruthenisch im Süden Rußlands und im Osten Galiziens; polnisch in Polen, Posen, Oberschlesien, Westgalizien; wendisch im Spreewald und in der Lausitz; tschechisch in Böhmen und Mähren; slovakisch im Norden Ungarns; slovenisch in Krain, Istrien und im Süden Steiermarks; bulgarisch in Bulgarien; serbisch in Serbien, Bosnien, Montenegro, Dalmatien, Kroatien, Slavonien. Eine eigene kleine Gruppe bildet littauisch und lettisch, zwischen germanisch und slavisch stehend, mit sehr alten, oft an das Griechische erinnernden Formen. Hierzu gehörte auch die Sprache der alten Preußen.

Wir haben gesehen, daß alle Völker Europas, mit Ausnahme der Türken, Ungarn, Finnen, Esten und Basken dem indogermanischen Sprachstamm angehören. Wir werden fernerhin erfahren, wohin dieser geringfügige Rest gehört.

Das letzte Bildniß der Königin Marie Antoinette.

Das interessante Bildniß der unglücklichen Königin Marie Antoinette, welches wir in dieser Nummer dem Leser vorführen, entnehmen wir der soeben in der hiesigen G. Grote'schen Verlagshandlung vollendeten „Geschichte der neuesten Zeit" von Theodor Flathe. Es entstammt aus dem Jahre 1791 und zeigt uns mehr als alle anderen von ihr vorhandenen Portraits, wie tief das Unglück in die Züge der erst sechsunddreißigjährigen Frau seine Schrift eingegraben hat.

Die „Geschichte der neuesten Zeit" von Theodor Flathe bildet den 10. und 11. Band der im Grote'schen Verlage erscheinenden Allgemeinen Weltgeschichte von Theodor Flathe, Gustav Hertzberg, Ferd. Justi, J. von Pflugk-Harttung und Martin Philippson. 12 Bände, in ca. 140 Lieferungen à 1 Mk. Mit ca. 2000 authentischen, kulturhistorischen Abbildungen auf Tafeln und im Texte. Es ist ein Werk, das wir zur bevorstehenden Weihnachtszeit als werthvolle Festgabe auf das Wärmste empfehlen können. Die klare Anordnung des Materials und die fesselnde Erzählungsform sowie die reiche Ausschmückung durch Bilder, Text-Illustrationen, Karten, Dokumente und Briefe, letztere in Facsimiles, ermöglichen dem Leser eine leichte Aneignung des historischen Stoffes und machen das Werk würdig, den ersten Platz in der Hausbibliothek einzunehmen.

Allerlei Kuriosa aus Freund Heins Reich.

Gesammelt von Ernst Montanus.

Den alten Griechen war der Tod der Zwillingsbruder des Schlafes, und dementsprechend bildeten sie ihn auch als einen freundlichen Genius mit gesenkter verlöschender Fackel ab. Nicht minder entsprach ihrem schönheitsvollen Euphemismus die Ausstattung der Behältnisse, die zur Aufnahme der irdischen Reste Verstorbener bestimmt waren, und nicht mit Unrecht ruft der große Olympier von Weimar aus:

„Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben:
Faunen tanzen umher, mit der Bacchantinnen Chor
Machen sie bunte Reihe; der ziegengefüßete Pausback
Zwingt den heiseren Ton wild aus dem schmetternden Horn...
So überwältiget Fülle den Tod, und die Asche da drinnen
Scheint im stillen Bezirk noch sich des Lebens zu freuen."

Erst die düstere christliche Todesanschauung erfand das häßliche Bild des „Freund Hein," des Sensenmannes mit Stundenglas und Hippe, dessen klassischen Typus wir in Holbeins berühmten Todtentanzbildern erblicken. Wie aber sich der germanische Humor selbst in manchen der mittelalterlichen Todtentänze geltend macht, so kommt derselbe auch mitunter auf Grabsteinen zur Geltung, und unsere Leser werden gewiß einige charakteristische Belege für diese Behauptung nicht ohne Interesse zur Kenntniß nehmen.

Auf dem am Wege zur Rochuskapelle gelegenen Kirchhofe zu Bingen am Rhein befindet sich in der Nähe des Leichenhauses ein Stein mit folgender Grabschrift:

„Wohl auch die stille Häuslichkeit
Ist eines Denkmals werth;
Ihr sei es hier von mir geweiht.
Und wer die Tugend ehrt,
Auch in dem einfachen Gewand,
Mir, meinem Schmerz ist er verwandt."

Die Verse sind von dem Notar Faber, einem bekannten Binger Humoristen, der sie auf Wunsch eines biederen Bürgers, welcher seiner 1826 verstorbenen Frau ein Denkmal setzen wollte, aufgesetzt hatte. Der trauernde Wittwer ließ sie auch getrost darauf setzen, denn er ahnte nicht ihren Humor, welcher aber Jedem offenbar wird, der die Anfangsworte der sechs Zeilen von oben nach unten für sich liest.

Der berühmte Komiker Beckmann, der seine letzte Ruhestätte auf einem Wiener Kirchhofe gefunden, hat sich selbst folgende Grabschrift gesetzt:

„Wand'rer, zieh' deine Mütze!
Hier liegt ein Komiker und Schütze
In diesem kalten, feuchten Loch;
Die Witze, die er sagte,
Die Hasen, die er jagte,
Sie leben alle noch."

Auch der am 22. Oktober 1882 in Budapest gestorbene ungarische Dichter Arany hatte seine Grabschrift schon zehn Jahre vor seinem Tode verfaßt. Dieselbe besteht in folgenden Zeilen:

„Hier ruht
Johann Arany, Redacteur.
Geboren am 2. März 1817.
Gestorben......
Der Artikel ist hier noch nicht aus,
Eine Fortsetzung kommt noch heraus,
Sei Du mein Redacteur, o Herr, und fange
Von vorne mich an im neuen Jahrgange."

Ein überaus liebenswürdiger Humor spricht sich in der Grabschrift des österreichischen Dichters Ferdinand Sauter aus, die dieser ebenfalls auf sich selbst gedichtet hat, und die seinen Grabstein auf dem Hernalser Gottesacker ziert:

„Viel genossen, viel gelitten,
Und das Glück lag in der Mitten,
Viel empfunden, nichts erworben,
Froh gelebt und leicht gestorben.
Fragt nicht nach der Zahl der Jahre —
Kein Kalender ist die Bahre,
Und der Mensch ein Leichentuch
Bleibt ein zugeklapptes Buch.
Deshalb, Wand'rer, zieh' doch weiter
Denn Verwesung stimmt nicht heiter!"

Sehr lakonisch lautet das Epitaphium auf dem Grabe des Münchener Humoristen Martin Schleich (gestorben 13. Oktober 1881): „Jacet. Tacet. Placet.“ (der hier liegt, schweigt jetzt und ist damit zufrieden); der Dichter, welcher sich auch im Leben gern präciser Kürze befliß, hatte die drei Worte selbst gleichsam zu seinem testamentarischen Wahlspruche bestimmt.

Auf dem Friedhofe zu Oederan in Sachsen hat sich ein Todtengräber Wiedrich auf seinen Stein folgende Inschrift setzen lassen:

„Ich Todtengräber dieser Stadt
Ruh hier bei so viel Tausend Leichen.
Ich fütterte den Tod oft satt
Und dachte mich einst durchzuschleichen.
Allein der Tod der kam und sprach:
Was hier auf Erden lebt und lag
Soll meine sein!
Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein!“

Schon mehr Galgenhumor ist es, der sich in dem auf einem rheinischen Kirchhofe befindlichen Epitaphium eines fahrenden Komödianten, Namens Kölbel, geltend macht. Da er nirgendwo auf einen grünen Zweig kommen konnte, gab er sich aus Lebensüberdruß endlich selbst das letzte Stichwort. Ein glücklicherer Kollege von ihm fand in der Tasche des Unglücklichen eine selbst gefertigte Grabschrift und ließ aus Pietät dem Freunde einen kleinen Leichenstein setzen, auf dem zu lesen ist:

„Ich ging zum Theater, ihr ließet mich gehen. Ich setzte mein Glück auf euren Beifall, ihr ließet mich sitzen. Ich legte mich aus Gram ins Grab, laßt mich nun liegen!“

Rührendes Gottvertrauen dagegen spricht aus folgenden Versen eines alten verwitterten Grabsteines auf dem Friedhofe zu Schweinfurt:

„Mich Bernhard Mauler Stadtknecht hat
Dahier verscharrt Schweinfurt die Stadt;
Vergißt man große Männer hier,
Wer wird dann fragen einst nach mir?
Niemand! Doch dies mich nicht anficht,
Wenn Gott nur weiß, wo Bernhard liegt!“

Komisch berührt uns die prahlerische Inschrift auf dem Grabstein des seiner Zeit berühmten Kammersängers Pinto in Madrid, die aber nach dem Motto: „Stolz will ich den Spanier!“ durchaus ernsthaft gemeint ist. Sie lautet:

„Hier ruht Juan Pinto, Spaniens Orpheus. Bei seiner Ankunft im Himmel vermischte sich seine Stimme mit denen der Engel. Kaum aber hörte ihn der Herr, als er entzückt den Seraphim zurief:

„Schweigt und laßt meinen Kammersänger Pinto allein singen!“

In das Gebiet des unfreiwilligen Humors gehören die Verse auf dem Grabe eines von einer umstürzenden Eiche erschlagenen biederen Handwerkers, die man auf dem Kirchhofe eines Landstädtchens in der Mark Brandenburg lesen kann:

„Vergnügt und ohne Sorgen
Ging er am frühen Morgen
Auf seine Arbeit aus.
Da traf ihn eine Eiche,
Und ach, als todte Leiche
Kam Abends er betrübt nach Haus.“

Die Mark ist überhaupt reich an ähnlichen Kuriositäten, deren wir noch einige hier folgen lassen.

In der Kirche zu Stendal befindet sich ein Grabstein mit folgender Inschrift:

„O Leser! bei dem Grabe des seligen Jakob Aehrenberg siehe drei Aehren, dabei denke an dessen dreifache Aerndte. Er ging auf zur Aerndtezeit zu Behren bei Werben den zweiten Julius 1689 und wuchs zur vollen Aehre, erfüllt mit Früchten des Geistes. Er neigte sich zu einer Nebenaehre, die war Jungfer Anna Sophie Stecherinn, vereinigte sich mit ihr, daß sechs Sprößlinge daraus erwuchsen, wovon drei bald verwelkten, drei wachsen noch im Segen Gottes. Aber es folgte eine trübe Aerndte, da der knochige Mäher diese Aerndte abhieb. Doch waren bald die Engel Gottes da und führten sie als Weizen in Gottes Scheuer den elften Juni 1732.“

Zu Salzwedel in der Altstädter Marienkirche ist dem Andenken eines Postmeisters folgende Grabinschrift gewidmet:

„Eile nicht, Wandersmann! als mit der Post. Auch die geschwindeste Post erfordert Verzug im Posthause. Hier ruhen die Gebeine des Herrn Matthias Schulzen, Königl. Preuß. 25 jährigen unterthänigst treu gewesenen Postmeisters zu Salzwedel. Er kam allhier 1655 als ein Frembling an. Durch die heilige Taufe ward er in die Postkarte zum himmlischen Kanaan eingeschrieben. Darauf reisete er in der Lebenswallfahrt durch Schulen und Akademien mit löblichem Verzug. Hernach bei eingetretenem Postamte und anderen Berufssorgen bewies er sorgfältig sein Christenthum; bei vorkommenden Unglücksposten richtete er sich nach dem göttlichen Trostbriefe. Endlich bei seiner Leibesschwachheit, dem gegebenen Zeichen der ankommenden Todespost, machte er sich fertig. Die Seele reiste den 2. Junii 1711 hinauf ins Paradies: der Leib hernachmals in dies Grab! Gedenke, Leser, bei deiner Wallfahrt beständig an die prophetische Todespost. Jesaia XXXVIII. I.“

Auf dem früheren Kirchhofe vor dem Nauener Thor in Potsdam stand innerhalb einer kleinen Mauer ein Grabmal, welches 1761 oder 1762 einer verstorbenen Kaufmannsfrau errichtet worden war und eine ganz originelle Vermengung von Mythologie und Christenthum gewahren ließ. Auf demselben saß zu unterst Saturn, als Gott der Zeit, neben ihm eine weinende weibliche Figur. Dieser überreichte ein geflügelter Knabe mit den Attributen des Merkur einen versiegelten Brief, adressirt an „Madame Dickow, née Grünthal à Potsdam.“ Die weibliche Figur, welche also die unter dem Denkmal ruhende Madame Dickow selber darstellte, hatte ein Blatt in der Hand, auf dem zu lesen stand: „Golgatha, am allgemeinen Erlösungstage.“ Auf diesen meinen Sola-Wechselbrief, dessen Valuta ich an Frömmigkeit und ehelicher Treue erhalten, zahlet Dir, sogleich nach deinem Absterben, die ewige Seligkeit Dein Heiland Jesus Christus.“ Nahe der Eingangsthür der Berliner Nikolaikirche ist ein steinernes Epitaphium mit folgender Inschrift noch gegenwärtig zu sehen:

„Wandersmann! Stehe still, überschlage den Gewinn und Verlust der Rechnung des weiland Wohlachtbaren und nunmehro seeligen Herrn Konrad Beckers, Bürgers und Handelsmanns in Berlin. Er ist geboren 1672, und gestorben 1728.“

„Der Handel dieser Welt besteht in falschen Waaren, die nur von aussen gut, von innen Galle sind, und deren Trefflichkeit wie Frühlingszeit verschwindet, weil ich was Aechteres such, laß ich sie willig fahren und flechte mich nicht mehr in ihre Händel ein; Ich habe Lust zu scheiden, und will bey Christo sein.“

Eine höchst originelle Grabschrift befindet sich in der Malowetz'schen Familiengruft in der Kirche zu Kamen in Böhmen. Dieselbe heißt:

„O Leser, was bin ich? Staub und Asche. Was war ich? Der edelgeborne und angesehene Ritter Johann Christoph Malowetz von Malowitz, Herr auf Kamen, Zwiesland und Liban. Und sieh! jetzt sind Würmer mein Erbtheil. Ich war Se. Maj. kaiserl. Rath, doch gegen den Tod habe ich keinen Rath gewußt. Ich war Landesrichter, selbst aber bin ich dem göttlichen Gerichte nicht entgangen. Ich war Hauptmann des Prager Kleinseitner Stadttheiles, o welch einen kleinen Theil habe ich mir erworben. Ich war oberster Landessteuereinnehmer, jetzt befinde ich mich in der Steuerbarkeit des Todes. Heute mir, morgen Dir, darum seufze wenigstens und sprich: Gieb ihm, Herr, die ewige Ruhe.

Im Jahre des Heils 1677, den 20. des Julimonats.“

Eine räthselhafte Inschrift ist auf dem Grabstein der Familie Böhlin, eines alten Patrizier- und Handelsgeschlechts, im Kreuzgange der St. Annakirche zu Augsburg zu sehen. Dieselbe besteht nämlich nur aus den drei Buchstaben: P. P. P., und die Erklärung derselben, eine ganze Familiengeschichte enthaltend, lautet:

Piper Peperit Pecuniam.
(Der Pfeffer brachte Geld.)
Pecunia Peperit Pompam.
(Das Geld brachte Aufwand.)
Pompa Peperit Pauperiem.
(Der Aufwand brachte Armuth.)
Pauperies Peperit Pietatem.
(Die Armuth brachte Frömmigkeit.)

Die kürzeste und doch inhaltsreichste Grabschrift, die uns bekannt geworden ist, befindet sich auf dem Friedhofe zu Haversleben. Sie lautet: „Dort!“

Räthsel und Spiele.

Rösselsprung.

	du	hat	sen	kind	des	we	mich	hol	
	we	dein	hol	sen	zieht	des	an	les	
	mir	st nn		kind	dein		du	zu	
	völ	les	an	zau	un	mut	vol	krank	
zau	und	be	wi	vol	mur	bert	dir	bin	her
lig	sen	bert	mir	ge	les	ich	zen	sen	vor
	be	herz	we	der	völ	ne	liebe	im	
	des	hat	ich	hin	und	vol	der	könnt	
	men	du	steh	dein	deinen	lig	finn	mut	
hol		kind	ar	herz	lich	an	in		ach

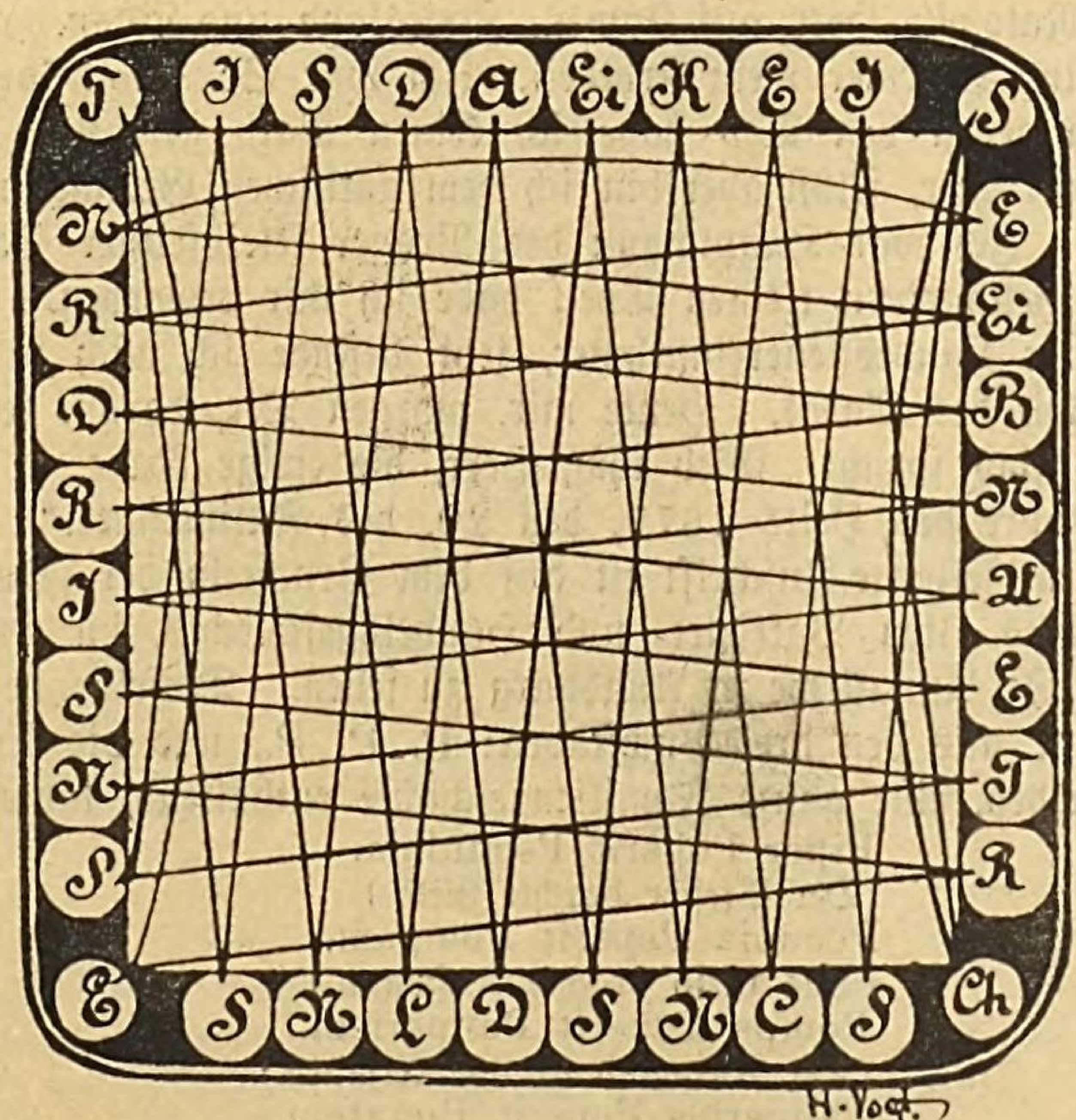
Räthsel.

In allen Lebenslagen
Möcht' haben ich's mit o,
Dann schlägt an trüben Tagen
Mein Herz gar hoffnungsfroh!
Und kommt mit m und e es
Auch nicht auf meinen Tisch,
Hab' ich's mit o, dann leb' ich
Frei, fröhlich, fromm und frisch!

Scherzfrage.

Was ist das Pferd? Das gesuchte Wort soll ein Substantivum sein und vorwärts und rückwärts gelesen keine Veränderung erfahren.

Kombinations-Räthsel.



Welchen Text ergeben die Buchstaben der vorstehenden Figur mit Hilfe des Liniennetzes richtig verbunden?

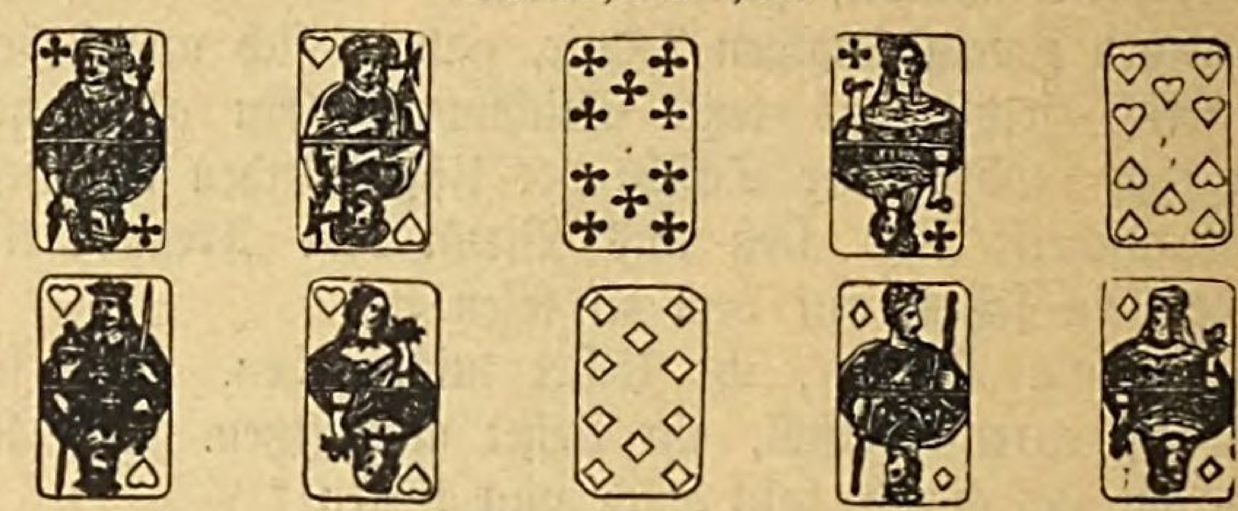
Rebus.



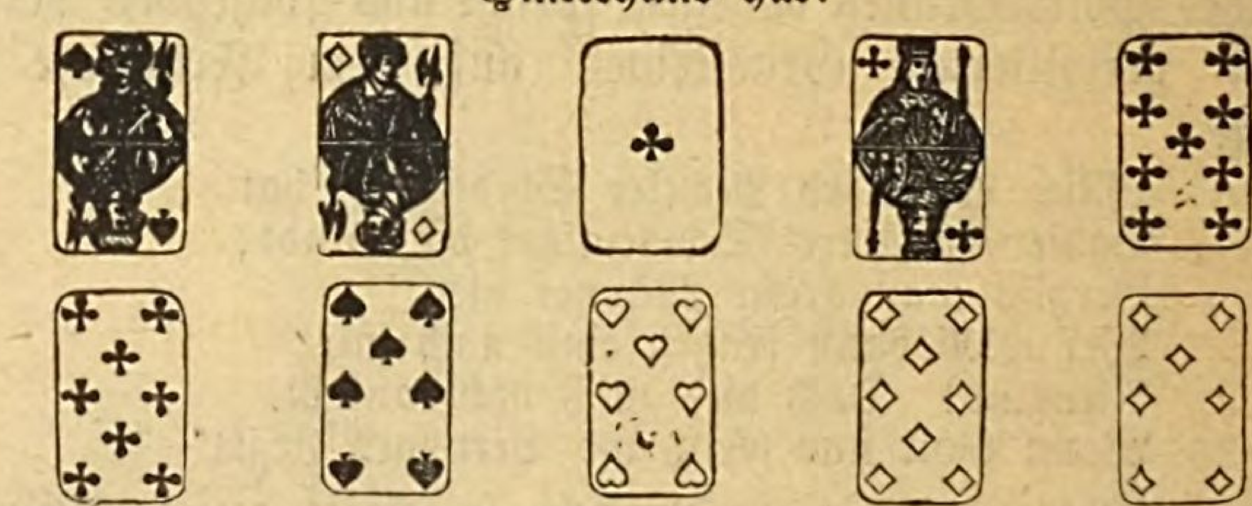
Auflösung der Räthsel aus Nummer 46.

Skat-Aufgabe.

Mittelhand hat:



Hinterhand hat:



Der Spieler drückt Pique-As und Zehn. Er spielt dann — Pique-Dame aus! Das Spiel entwickelt sich nun wie folgt:

	Vorh.	Mittelh.	Hinterh.	
1. Stich:	1. Pique-Dame!	2. Coeur-Zehn	3. Pique-Sieben	+ 13
2. „	1. Carreau-As	2. Carreau-Dame	3. Carreau-Sieben	+ 14
3. „	1. Coeur-As	2. Coeur-Dame	3. Coeur-Sieben	+ 14
			Skat	+ 21

Der Spieler hat mit + 62 gewonnen. + 62

Räthsel. Hof — fahrt.

Homogramm.

		h	k	d		
		o	a	r		
h	o	l	b	e	i	n
k	a	b	l	i	a	n
d	r	e	i	e	c	k
		i	a	c		
		n	u	k		

Homonym. rasen — Rasen.

Scherz-Rebus. Das ist ein gemachter Mann.

Kombinations-Räthsel.

Freunde muß man sich erwählen
Nur nach Wägen, nicht nach Zählen.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 48 — Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt — 25. November 1888

Wie Herr Heinrich Fischer seine Stammgäste behandelt.

Eine Humoreske von D. Duncker.

Die lange schmale Straße war menschenleer. Auf den ungleichen Pflastersteinen brütete die Julimittagshitze. Auf der Sonnenseite hatte man die Schaufenster der Läden mit blauen oder grünen Stoffgardinen verhängt, und selbst auf der Schattenseite hatten die meisten der Ladeninhaber die Rouleaux herabgelassen, um ihre Geschäftslokale vor der eindringenden Hitze nach Möglichkeit zu schützen.

In der kleinen Konditorei neben dem großen Droguengeschäft hatte man, wohl dem Plakat „Eis" zu Liebe, auf jedes Schutzmittel gegen die Hitze an Thür und Schaufenster verzichtet; so ließ denn die athembeklemmende Schwüle in dem niedrigen dichten Raum nichts zu wünschen übrig.

Das Ladenzimmer wurde fast in seiner ganzen Breite von dem Verkaufstisch eingenommen, auf dem, unter von Fliegen beschmutzten Glasglocken, altbackene Kuchen und hart gewordene Konfitüren lagen; kleine weiße altmodische Teller mit ausgezackten Rändern, daneben Zinnlöffel mit abgegriffenen Stielen waren zwischen den Glocken aufgeschichtet. Die Mitte des Tisches nahm das Paradestück ein, eine große blaue Glasschale mit Knallbonbons und Blumenbonbons gefüllt, deren giftgrüne Ranken und zinnoberrothe Rosenbündel einen farbenprächtigen Effekt machten.

Linker Hand neben dem Laden lag ein sehr kleines einfenstriges Zimmer nach vorn heraus, in dem drei runde Tische und sechs Stühle für den seltenen Besuch von Gästen bereit standen. Hinter dem Laden war ein fast völlig dunkles Hofzimmer, aus dem in dieser Mittagsstunde grunzende Schnarchtöne durch die offenstehende Thür bis in den Laden drangen; da aber seit mehr als drei Stunden kein einziger Käufer oder Besucher die Konditorei betreten hatte, hielt das junge blonde Mädchen, das hinter dem Ladentisch saß und häkelte, es für gänzlich überflüssig, die Schnarchlaute durch ein Schließen der Thür abzusperren.

Das junge Mädchen, Annchen genannt, einzige Tochter der Konditorei Heinrich Fischer, war eine reizende Blondine. Schwere Flechten umrahmten das zierlich geschnittene Gesicht, aus dem ein Paar sehr blaue Augen fast zu ernst und tiefsinnig ins Leben schauten. Aber freilich hatte das Kind, trotz seiner kaum 22 Jahre, schon manches Leid durchlebt und durchlitten. Das Geschäft ging nicht, wie es wohl sollte; das gab manche Sorge mit dem heftigen, launischen Vater, und dann auch war das blonde Kind verliebt, sehr verliebt, und natürlich gegen den Willen des Alten.

Da kam's denn selten vor, daß es in diesen schwülen Sommertagen ohne Gewitter in der Hinterstube abging, und mehr als einmal hatten die alten hustenden Frauen, die ihre Brustbonbons bei Heinrich Fischer holten, die kleinen Schulmädchen, die ihr Taschengeld in Chokoladentafeln vernaschten, und die wenigen Stammgäste, die ihren Nachmittagskaffee in dem kleinen einfenstrigen Vorderzimmer tranken, in den letzten Wochen Gelegenheit gehabt, das hübsche Annchen mit verweinten Augen hinter dem Ladentische anzutreffen. Dem aber, dem diese verweinten Augen galten, wollten sie schier das Herz abdrücken, wenn er, angeknurrt von dem bärbeißigen Alten, ein oder zwei Mal in der Woche das geliebte Mädchen um eine Tasse Schwarzen bat und der Zufall es wollte, daß auf dem blühenden Gesichtchen noch Spuren vergossener Thränen sichtbar waren.

Heute indeß sahen Annchens Augen ein wenig ernst und träumerisch wohl, doch ohne jedes verrätherische Naß, über ihre Häkelarbeit und die fliegenbeschmutzten Kuchenglocken fort nach der Thür, ob der Ersehnte, der seit drei Tagen des Hauses ungastliche Schwelle nicht betreten, wohl endlich wiederkehren möge.

Und er kam, stürmisch und liebeselig, den Alten schlafend und sein Annchen mit thränenlosen Augen zu finden. Statt des Kaffees nahm er Eis, da solches besser zur Hand war, obschon eine Tasse guten Kaffees seinem ausgehungerten Magen entschieden zuträglicher gewesen wäre. Aber was wußte Annchen davon, daß die armselige Agentenlaufbahn für ein kleines Haus den Liebsten heut erfolglos von einem Ende der Stadt zum andern getrieben, ohne ihm Ruhe zu gönnen, auch nur einen Bissen über die Lippen zu bringen. Er sagte ihr nie von seinen Sorgen, seinen Mühen; seine guten braunen Augen sprachen nur Liebe und zarte Fürsorge für das blonde Mädchen.

Nach einer Viertelstunde war der letzte Löffel des schnell zu Brei geschmolzenen Eises geschlürft, der letzte heiße Kuß getauscht. Der Alte sollte nicht erst erwachen und den Freund mit groben Worten kränken; zudem war Annchen Evas Tochter so gut, wie alle ihre Schwestern, es mußte also der günstige Zufall ausgenutzt werden; der Vater hatte heut von dem kurzen Stelldichein bisher nichts gemerkt, also durfte der Liebste morgen einen neuen Versuch wagen, darum schnell fort, bevor der Alte sich zu nähern begann und das gute Glück für morgen verscherzt war. Sie öffnete und schloß die Thür so leise, daß die Klingel kaum anschlug, und huschte an ihren Platz zurück. Dem Himmel sei Dank, die Mittagshitze hatte ihre Schuldigkeit gethan, er schnarchte ruhig fort.

Abends ballte sich ein Gewitter zusammen, indeß keines, das sich in der Hinterstube der Konditorei entlud; es zog zur Freude der verschmachteten Großstädter Kühlung kündend auf und entlud sich unter donnerndem Geprassel über Berlin und manche Meile im Umkreis.

Annchen machte dies Gewitter, dem Alles entgegenjubelte, ganz und gar keine Freude. Ihr durch die Liebe geschärfter Blick sah in der gereinigten Atmosphäre dunkle Wolken sich thürmen, die ihr Glück bedrohten, und ihr kleines ängstigtes Köpfchen zog allen theoretischen Behauptungen über mangelhafte Weiberlogik zum Trotz aus dem herabströmenden Regen einen Schluß, der in seiner haarscharfen Deduktion einem Schopenhauer Ehre gemacht hätte.

Sie kalkulirte, daß die abgekühlte Luft das Schlafbedürfniß bei Tage entschieden mindern müsse, folgerte ferner, daß, wenn wider Erwarten dennoch ein Mittagsschlaf eintreten sollte, derselbe in keinem Fall so fest sein dürfte, wie es an dem schwülen Tage der Fall gewesen, und daß in Folge dieses Umstandes der Geliebte möglichen Falls glücklich zum Laden herein, schwerlich aber ebenso glücklich wieder hinauskommen können.

Aber es kam noch viel schlimmer, als Annchen es sich in seiner pessimistisch-meterologischen Betrachtung träumen ließ. Die gute Stunde beim Vanilleeis hatte den straßendurcheilenden Agenten unvorsichtig gemacht. Er hatte während des Gewitters einen gänzlich unabgekühlten Brief an seine blonde Liebe geschrieben, in dem sich unter manchen andern Betheuerungen auch die Zusicherung befand, daß er nächsten Tages drei Uhr Mittags bestimmt kommen werde und hoffe, sie bei einer Tasse Schwarzen ebenso fest und heiß in seine Arme zu schließen, als am heutigen Tage beim Gefrornen. Dieser Brief wurde noch Abends spät in den Postkasten gesteckt und Morgens — das Thermometer zeigte auf 12° R. — als Annchen gerade ihren Weg zur Markthalle antrat, ausgetragen.

Briefe waren in der kleinen Konditorei noch seltenere Gäste als Käufer, und Vater Fischer, der auf das Briefgeheimniß niemals sonderlichen Werth gelegt, ließ es sich angelegen sein, das Kuvert zu öffnen und mit Hilfe seiner Stahlbrille — schärfste Nummer für Weitsichtige — die Liebesepistel zu entziffern. In diesem kritischen Augenblick wurde der niedrige Thermometerstand entschieden zum Lebensretter, denn da der Alte bei 12° schon kirschbraun vor Wuth wurde, hätte ihn bei 24° ohne Zweifel der Schlag getroffen. Glücklicherweise verweilte sich das blonde Annchen des Längeren auf ihrem Markthallengang, so daß nach einer schnell angerührten beruhigenden Limonade bei dem Alten ein einigermaßen normaler Zustand wieder eingetreten war, als sie heimkehrte. Grob und mürrisch war er stets, und da sie nicht ahnte, welches Damoklesschwert über ihrem blonden Köpfchen hing, ertrug sie seinen schlechten Humor mit gewohnter Gelassenheit. Er aber hatte den unheilschwangern Brief auf der Brust und im Hirn einen noch unausgegohrenen, furchtbaren Racheplan.

Heinrich Fischer war ein stark konservativer Mann und als solcher ein Freund, wenn auch gerade kein Kenner der Gesetze; aber ihm schwante von einem Paragraphen in der deutschen Reichsgesetzgebung, der gegen unwillkommene, verhaßte Besucher Partei nahm. Der Staat, der die Gesammtheit seiner Kinder in so guter Hut barg, würde auch den Einzelnen in seinem Hause zu schützen wissen.

Aber woher sich diese Kenntnisse erwerben, auf deren Basis allein der Schlag gegen den Verhaßten mit Erfolg geführt werden kann? Er saß und grübelte, bis der dicke Kopf ihn schmerzte; dann ging er zu seiner ungerathenen Tochter in den Laden hinein, maß sie hinterrücks mit einem halb verächtlichen, halb mitleidigen Blick, ließ sich zwei Mark, d. h. den Gesammtbestand der Ladenkasse von ihr einhändigen, fragte knurrend nach dem nächsten Buchladen, ergriff seinen Knotenstock und verließ das Haus.

Annchen blickte ihm verwundert nach. Außer nach Schluß des Geschäfts, wenn er sich zu seiner Weißen auf den Weg machte, verstand der Alte sich selten zu einem Ausgang, aber sie war's sehr zufrieden, daß er heute gerade ging. Vielleicht machte die ungewohnte Bewegung ihn müde.

Nach einer kleinen Stunde kehrte er zurück. In seiner Rocktasche steckte ein ziegelroth gebundener Duodezband, und auf seinem breiten Gesicht glänzte eine höhnische Freude.

Bei Tisch wurden noch weniger Worte als sonst gewechselt, und Annchen war's zufrieden; so konnte sie sich ihrer zwischen Furcht und Hoffnung schwankenden Vorfreude rückhaltlos hingeben. Doch das Unglück schreitet noch immer schnell. Sie hatte den letzten Bissen kaum über die Lippen gebracht, als die Ladenklingel anschlug, und mit dem freundlichen Zuruf „laßt Euch nicht stören, meine Lieben" eine Dame von dem Umfange des Konditors die Hinterstube betrat, einen raschen verständnißvollen Blick mit ihrem leiblichen Bruder Heinrich Fischer wechselte und mit geschwätziger Aufdringlichkeit Annchen einlud, den Nachmittag im Freien mit ihr zuzubringen. Der Alte hatte es für praktischer erachtet, unter dem Schutz des Strafgesetzbuches ohne Zeugen mit seinem Gegner zu verhandeln.

Das erschreckte Annchen aber ließ sich nicht so ohne Weiteres von dem Schauplatz zukünftiger Freuden verdrängen. Sie wehrte sich heftig, den Nachmittagsschlaf des Vaters, die Kunden, Kopf- und Halsweh vorschützend, bis ein Donnerwort des Alten dem Streit ein Ende machte und das arme Kind, bleich vor Enttäuschung und Kummer, mit der ihr heute noch ganz besonders widerwärtigen Tante ins Freie schritt.

Auf den Missethäter, über dem die Hand des Gesetzes schon drohend lag, brauchte der Grimmige nicht lange zu warten. In der freudigen Ungeduld seines liebenden Herzens traf der Agent schon zehn Minuten vor der verabredeten Stunde ein, wie ein Held die Enttäuschung ertragend und verbergend, daß ihn statt seines blonden Liebchens der grobe Griesgram hinter dem Ladentisch empfing. Er forderte schüchtern, wie um eine Gnade bettelnd, seinen Schwarzen, der ihm, der geleerten Ladenkasse zu Gefallen, denn auch verabfolgt wurde; freilich erstreckte sich die Dienstfertigkeit des höflichen Konditors nur bis auf die Platte des Ladentisches, von wo aus der Gast das dampfende Porzellangefäß mit zitternden Händen selbst ins Nebengemach trug. Während er da drinnen in dem schwärzlichen Naß rührte und pustete, stand der Alte in hochaufgerichteter Haltung, ohne mit der Wimper zu zucken, hinter der blauen Bonbonschaale mit den giftgrünen Ranken und ließ sein dem Gesetz geweihtes Opfer nicht aus den Augen. Fünf Minuten etwa mochte er in dieser Triumphatorstellung verharrt sein, als er durch die Glasscheiben seiner Ladenthür auf der gegenüberliegenden Seite der Straße die blanke Pickelhaube eines auf- und abpatrouillirenden Schutzmanns sah.

Heinrich Fischer sah auf die Uhr und schmunzelte befriedigt, dann trat er hinter dem Ladentisch vor und mit mächtigen Schritten auf den arglosen Kaffeetrinker zu.

„Na," fuhr er ihn an, „haben Sie für Ihre zwei Gute noch nicht lange genug in meinem Kaffee rumgelöffelt? Zeit wär's, daß Sie sich die Thüre mal wieder von außen ansähen. Habe mehr zu thun, als Sie zu bedienen," und dabei wollte er die kaum halb leergetrunkene Tasse vom Tische nehmen. Indeß hier hatte der Wirth einmal ausnahmsweise die Rechnung ohne den Gast gemacht; der schlanke Agent war schneller und geschickter, als Heinrich Fischers plumpe Finger, und die Tasse blieb auf dem Tische stehen; ja, der sonst so schüchterne junge Mann fand sogar dieser bedrohten Situation gegenüber den Muth, den energisch geäußerten Wunsch nach einer zweiten Tasse auszusprechen und in seinem Herzen hinzuzufügen: „möchte wissen, wer mich hier verdrängen will, bevor ich mein Annchen gesehn."

Ja, die Liebe macht das Lamm zum Löwen und den schüchternsten Agenten zum wahrhaften Helden. Heinrich Fischer aber stand sprachlos. Darauf war er freilich nicht gefaßt gewesen, denn noch niemals war es vorgekommen, daß Jemand von seinem Kaffee eine zweite Tasse begehrt hätte.

Indeß seine Sprachlosigkeit währte nur einen kurzen Augenblick, dann fühlte er nach dem erbrochenen Liebesbrief auf seiner Brust, nach dem ziegelrothen Duodezband in seiner Rocktasche, und kirschroth im Gesicht fuhr er auf den unglücklichen Liebhaber ein, daß diesem Hören und Sehen verging. Ein Redeschwall, aus dem wie Felsklippen aus dem Meere die Worte:

Hausrecht, Eindringling, Gesetz und Gefängniß hervorragten, umtoste sein Ohr, bis endlich aus der Tasche des Wüthenden das Strafgesetzbuch über die Kaffeetasse fast auf den Tisch flog, dicke Finger in den Seiten wühlten, auf § 123 haften blieben, und vor Wuth bebende Lippen stammelten:

„Wer in die Wohnung, in die Geschäftsräume oder in das befriedete Besitzthum eines Anderen oder in abgeschlossene Räume, welche zum öffentlichen Dienst bestimmt sind, widerrechtlich eindringt, oder aber, wenn er ohne Befugniß darin verweilt, auf die Aufforderung des Berechtigten sich nicht entfernt, wird — “ und weiter mit erhöhter Stimme und drohenden Geberden — „wegen Hausfriedensbruches mit Gefängniß bis zu drei Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 300 Mark bestraft. Die Verfolgung tritt nur auf Antrag ein.“

„Jawohl,“ fuhr der Konditor fort, „aber ich stelle den Antrag. Sie, Sie Hausfriedensbrecher, Sie Mädchenjäger Sie!“ Und dabei riß Heinrich Fischer die Ladenthür auf, rief einen unartikulirten Laut auf die Straße hinaus, und ehe der einzige Stammgast der gastfreundlichen Konditorei noch zu Athem gekommen war, fühlte er sich rechter Hand von einem unglaublich schnell herbeigeeilten Schutzmann, linker Hand von seinem sanftmütigen Gönner beschlagnahmt und auf das nahe Polizeibüreau geschleppt.

Der Beamte notirte zunächst die Personalien des Eingebrachten, der, trotz dieses überraschenden Ueberfalls, mit vollkommener Ruhe das Nothwendige zu Protokoll gab, während sich der aufgeregte Konditor in langen Rodomontaden Luft machte.

„Also,“ wandte sich der Beamte schließlich nicht ohne eine gewisse Ironie an den schwadronirenden Zuckerbäcker, „dieser Herr hat sich widerrechtlich in Ihren Geschäftsräumen aufgehalten und ist Ihrer Aufforderung nicht nachgekommen, sich daraus zu entfernen?“

„Wie Sie sehen,“ brüllte der Konditor.

„Nur ruhig,“ mahnte der Polizeilieutenant, „haben Sie dabei auch bedacht, daß die Geschäftsräume gar nicht Ihre sind?“

„Wa — as?“ schrieen der süße Waarenhändler und der verliebte Agent aus einem Munde.

„Nicht meine — ? I da soll doch — wäre das altrenommirte Geschäft von Heinrich Fischer vielleicht auch nicht mein Geschäft — ja zum Kukuk, wem gehören denn die Geschäftsräume, wenn nicht mir — ?“

„Ihrer Tochter!“

„Annchen“

„Meiner Tochter?“

„Ihrer Tochter. So weit ich berichtet bin, ist sie Mietherin der Wohnung und Besitzerin des Inventars.“

„Na ja, das freilich“ — und der Alte kratzte sich plötzlich, wie mit kaltem Wasser begossen, den Kopf — „aber das hat doch mit dieser Sache nichts zu thun, das bleibt doch immer 'ne bloße Form — zur Vorsicht wegen Pfändung und so dergleichen — weil's meist ein bischen wacklig mit mir steht — aber“ und aufs Neue mit dem Brustton der Ueberzeugung — „deswegen bin ich doch der Vater und kann rausschmeißen, wen ich will.“

„Mit nichten. Nach Ihrer Vaterschaft fragt das Gesetz in diesem Falle gar nichts.“

„Und“ — im fast weinerlichen Ton der Enttäuschung — „ich sollte nicht klagbar werden können, und das Strafgesetzbuch, das ich mir heut Morgen extra zugelegt — ich bin ein armer Mann, Herr Polizeilieutenant — und Paragraph 123?“

„Haben nicht den geringsten Werth für Sie. Gehen Sie nach Hause und seien Sie zufrieden, wenn dieser Herr die Sache ruhig hinnimmt und nicht seinerseits wegen Injurie gegen Sie klagbar wird. Ich habe die Ehre, meine Herren.“

Heinrich Fischer war fassungslos. Wie ein Schlafwandler torkelte er die Treppe auf die Straße hinunter; der lachende Agent hüpfte hinter ihm drein.

Unten blieben sie stehen und sahen einander an.

Der begossene Konditor brach zuerst das Schweigen.

„Werden Sie gegen mich klagbar werden?“ stammelte er furchtsam.

„Nein, wenigstens nicht eher, als bis Ihre Tochter wegen Hausfriedensbruchs gegen mich klagt.“

„Das wird sie nicht thun, das dumme Ding.“

„Ich denke auch,“ lachte er. „Aber ich werde sie zur Sicherheit fragen. Glauben Sie, daß sie jetzt sichtbar sein wird?“

„Ja,“ brummte er. „Ich habe sie bis längstens viere weggeschickt. Bis dahin dachte ich —“

„Mich in sicherem Gewahrsam zu haben. Ein kleiner Irrthum, aber das thut nichts. Wie steht's, kommen Sie mit in die Wohnung Ihres Fräulein Tochter, ich führe Sie gern dort ein.“

Der Alte verschmähte es zu antworten; er machte linksum Kehrt und begab sich in sein Stammlokal.

Einem unmaßgeblichen Gerücht zufolge soll diese Schwenkung nach links gleichzeitig eine symbolische gewesen sein. Heinrich Fischer hat seit jenem Sommernachmittag ein Haar im Strafgesetzbuch gefunden; er fühlt sich im Schutz des Staates nicht mehr so wohl geborgen als in früheren Zeiten und soll die Absicht hegen, bei der nächsten Wahl mit den Fortschrittlern zu gehen.

Der Traum.

Eine wissenschaftliche Plauderei. Von A. Albu.

Wer ist der burleske Gesell, der eine Fülle von Gefühlen in unserer Seele zu erwecken weiß, die Tiefe unseres Gemüths aufrührt, bald es zu jauchzender Freude erhebt, bald es zu Furcht und Trauer stimmt? Derselbe Gesell läßt uns in Sekunden Jahrzehnte durchleben, führt uns längst Vergangenes und Vergessenes in das Gedächtniß zurück und sagt uns Zukünftiges vorher. Ist das ein leibliches Wesen oder eine überirdische Stimme, die diesen Einfluß auf unsere Seele übt? So viel Menschen es giebt, so viel Ansichten sind fast darüber geäußert. Das phantasiereiche Volk der Griechen dachte sich, daß der Traum die Gabe eines Gottes ist, der sich auf die Lider des Schlummernden herabsenkt und ihm lebensvolle Vorstellungen vor die Seele führt.

Die moderne Wissenschaft hat den Traum seines zauberhaften Scheines entkleidet, sie hat die Bedingungen seiner Entstehung auf eine sichere Grundlage gebracht. Der Traum ist uns nichts Göttliches, nichts Uebernatürliches mehr, sondern eine Geisteserscheinung, wie alle anderen, deren letzte Ursache sich zwar unserer Kenntniß entzieht, die sich aber doch nach physischen Gesetzen regeln. Die volksthümliche Vorstellung, daß die Thätigkeit des Gehirns im Schlaf aussetze, ist ganz irrig. Nur zwei Beispiele, die das Gegentheil beweisen sollen: Wenn uns eine Fliege im Schlaf auf die Nase kommt, so wissen wir sie zu entfernen, oder wenn schlafende Kinder durch eine herangebrachte Lampe geblendet werden, so wenden sie sich um, ohne zu erwachen. Die Funktion des schlafenden Gehirns ist vermindert, aber nicht aufgehoben und kennzeichnet sich als eine besondere dadurch, daß sie mit einer Beschränkung oder mit vollständigem Mangel des Bewußtseins verbunden ist. Der Traum ist die vorzüglichste Aeußerung dieses Geisteszustandes.

Um das Wesen des Traumes zu erläutern, will ich zunächst die subjektive Wirklichkeit der Träume betonen. Sie sind keine Lüge, kein Phantasiestück des Erwachenden, sondern wahre Erlebnisse des Schlafenden, die durch einen Reiz seiner Sinnesorgane entstehen und durch selbstthätige Fortleitung desselben durch die Nerven zum Gehirn dort zum Ausdruck kommen. Ich glaube das Verhältniß des Traumbildes zu einem wirklichen Erlebniß leidlich durch folgenden Vergleich verständlich machen zu können. Beide verhalten sich zu einander wie ein Spiegelbild zu seinem Original. Das Traumbild wie das Spiegelbild sind Abdrücke von wirklichen Gegenständen ohne deren Maßstab, ohne deren Dimensionen; weder das eine noch das andere können wir an Händen fassen, um es einem Anderen vorzuführen, aber beide sind vorhanden, insofern sie Eindrücke des eigenen Geistes sind. Doch warum hält der Träumende das Erlebte für wirklich wahr? Er wundert sich nicht über die unwahrscheinlichsten und widersinnigsten Dinge, er durchlebt im Augenblick Ereignisse, die in der Wirklichkeit Jahre dauern

würden. Die Urſache dieſer auffälligen Erſcheinung liegt nicht ſo tief, als man vielfach geglaubt hat. Da das Bewußtſein des Schlafenden beſchränkt iſt, ſo fehlt ihm die Erkennung des Ichs im Gegenſatze der umgebenden Außenwelt. Deshalb kommt ihm gar nicht der Zweifel, ob die Bilder, die er ſieht, durch etwas Aeußerliches verurſacht oder in ihm ſelbſt entſtanden ſind.

Man hat die Träume unterſchieden in ſolche, die durch äußere Reize, durch innere Reize und durch Gedankenaſſoziation entſtehen. Was zunächſt die erſteren betrifft, die ſogenannten Nervenreizträume, ſo entſtehen ſie durch Reize, welche die Haut oder die Sinnesorgane des Schlafenden treffen. Die empfangenen Eindrücke empfinden wir aber nicht, wie beim wachen Bewußtſein, in ihrer natürlichen Form, ſondern in allegoriſch veränderter Geſtalt; das Gefühl iſt der meiſt betroffene und Träume hervorrufende Sinn. Wenn die unter der Bettdecke liegende Hand ſich allmälig erwärmt und Hitzegefühl verurſacht, ſo entſteht die Vorſtellung, daß eine Schlange über die Hand krieche oder eine Katze darüberſchleiche. Eine Falte im Bettlaken, ein Strohhalm oder eine Brodkrume verbildlicht ſich zu einem Mordinſtrument; ein Luftzug, der über die entblößte Bruſt ſtreift, wird zu einer Kröte, deren Herumkrabbeln uns mitten im Schlaf zuſammenfahren läßt; das Herausfallen eines Armes aus dem Bett macht uns glauben, daß wir in die Tiefe ſtürzen. Mancher Leſer wird auch mit Intereſſe hören, wie der wundervolle Traum entſteht, in dem wir geflügelt durch den himmliſchen Aether ſchweben. Wenn wir nämlich längere Zeit auf einer Körperſeite liegen, wird das Druckgefühl allmälig abgeſtumpft, die unbewußte Vorſtellung der Unterlage ſchwindet, ſo daß wir im Freien zu ſchweben glauben. So proſaiſch löſen ſich die höchſt poetiſchen Träume auf! Von beſonderer Empfindlichkeit im Schlaf iſt auch das Gehör. Das Thürknarren vernehmen wir als Donner, das Schnarchen des Nachbars als das Brummen eines Bären. Wenn der Regen an das Fenſter ſchlägt, taucht im Traum das Bild der Ueberſchwemmung auf. Zu ſolchen Traumallegorien iſt am wenigſten der Geſichtsſinn geneigt, weil ſtarker Lichteindruck, der durch die geſchloſſenen Lider in das Auge dringt, ſofort vom Erwachen gefolgt zu ſein pflegt.

Beſondere Erwähnung verdient das gefürchtete Alpdrücken. Es entſteht, wenn durch ſchlechte Körperlage oder krankhafte Urſachen die Athmung oder der Blutkreislauf behindert wird. Im myſtiſchen Mittelalter glaubte man, daß ſich dem Schläfer Dämonen, die ſog. Incubi, auf die Bruſt ſetzten. Dieſer Aberglaube hat in der Kulturgeſchichte eine folgenſchwere Rolle geſpielt, indem er die Veranlaſſung war zu greuelvollen Hexenprozeſſen. Aus der Neuzeit iſt ein Traum überliefert, der den Armen, die ihn erlebt haben, im ſechzehnten Jahrhundert gewiß den Kopf gekoſtet hätte. Er beweiſt zugleich, daß, wenn gleiche Urſachen auf eine größere Zahl Schlafender zu gleicher Zeit einwirken, auch Alle denſelben Traum haben. Ein in einer alten Abtei in Calabrien einquartiertes Bataillon Soldaten wurde in der Mitternachtsſtunde vom Alp befallen, erhob ſich wie ein Mann vom Lager und rannte, von paniſchem Schrecken gejagt, kopfüber hinaus ins Freie. Auf die Frage, warum ſie denn ſo entſetzt wären, antworteten alle wie aus einem Munde, der Teufel ſei in Geſtalt eines großen ſchwarzen zottigen Hundes durch eine Thür hereingekommen, ſei ihnen mit Blitzesſchnelle auf die Bruſt gefahren und wieder durch eine dem Eingang entgegengeſetzte Thür verſchwunden. Dieſelbe Szene wiederholte ſich in der folgenden Nacht, obgleich ſich die Offiziere nach allen Seiten vertheilt hatten, um gegen den Teufel Wache zu ſtehen. Die Erklärung für dieſen ſonderbaren Traum hat man ſchließlich darin gefunden, daß die Ortsbewohner den Soldaten geſagt hatten, in der Abtei würden ſie Wunder erleben, da der Teufel dort in Geſtalt eines ſchwarzen zottigen Hundes ſein Weſen treibe. Die dumpfige Luft in der engen Baracke, das ſchlechte Strohlager, das Schlafen in den Kleidern und die Ermüdung waren die Urſache für die Beklemmung, das Alpgefühl der Soldaten.

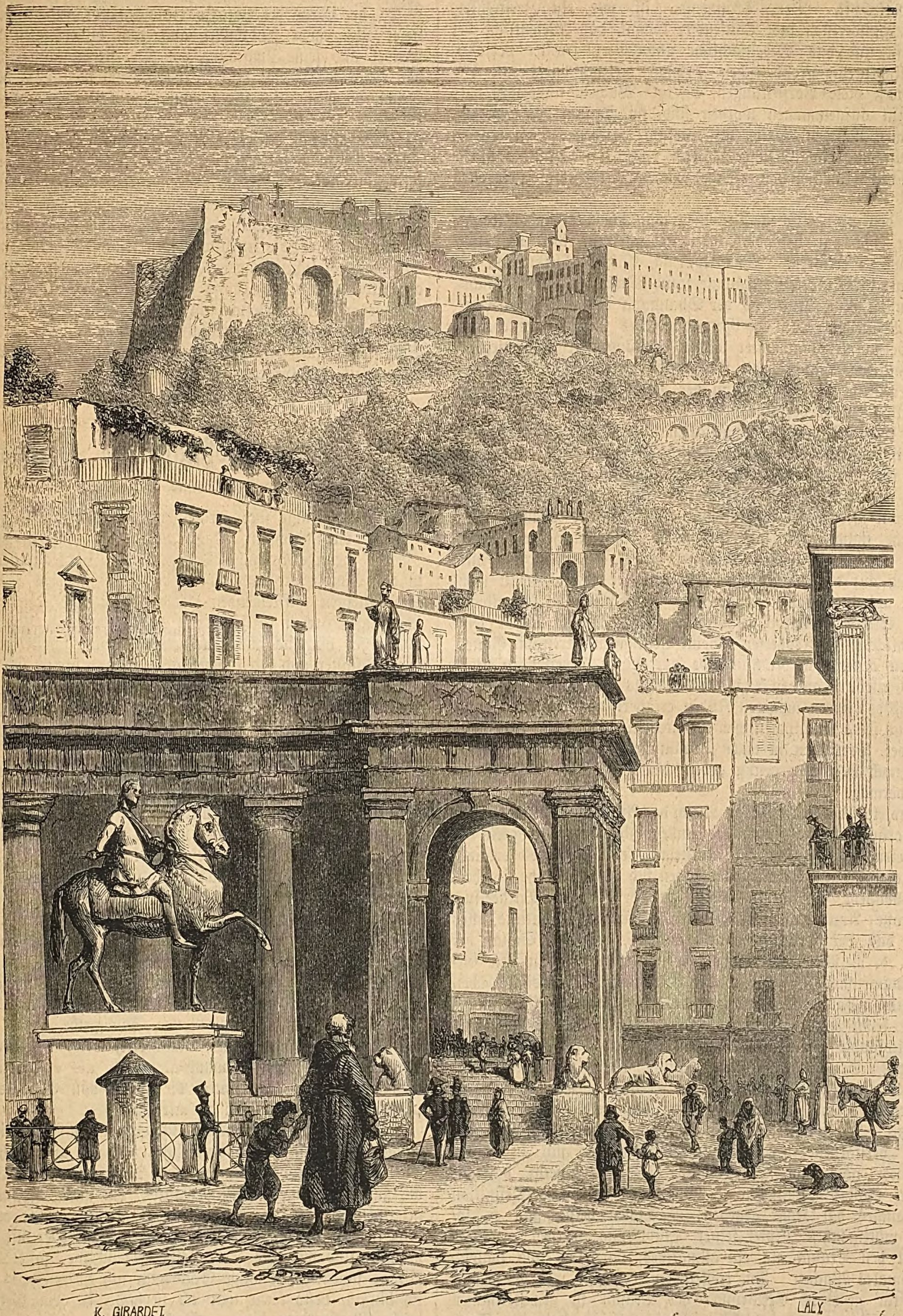
Eine zweite Gruppe von Träumen bilden diejenigen, die aus inneren mechaniſchen Urſachen entſtehen. So iſt durch Selbſtbeobachtung feſtgeſtellt worden, daß Jemand, der mit Kopfſchmerz und Schwindel ſich zu Bett legt, lange und verworrene Traumreiſen macht. Gelähmte glauben Jemand neben ſich im Bett zu haben; ein Kranker, der an Nervenſchmerzen in den Zwiſchenrippenmuskeln litt, wähnte ſich vom Schlangenbiß gequält. Wenn man ſich einen Zahn hat ziehen laſſen, träumt man oft in der nächſten Nacht, daß aus der Lücke wieder ein Zahn ausfalle. Spontaner Blutandrang in die Ohrpaukenhöhle bringt das Bild eines brauſenden Sturmes. Mancher von den freundlichen Leſern wird auch ſchon die Erfahrung gemacht haben, daß Muſik, die er des Abends gehört hat, ihm im Schlaf noch in den Ohren nachklingt; namentlich haben die Wagnerſchen Opern trotz oder vielleicht gerade wegen ihres himmelanſtürmenden Gefühlsmeeres dieſen Einfluß, eine Wirkung ſeiner Opern, die ſich Wagner gewiß nicht hat „träumen laſſen“ — Verzeihung, daß ich hier eine Redewendung gebraucht, die zwar ſehr vulgär iſt, aber doch, wie wir bald ſehen werden, ihren tiefen Sinn hat.

Von allen Sinnen giebt die ſubjektive Erregung des Geſichtsſinns am häufigſten zu Traumbildern Veranlaſſung. Auch ohne äußere Einwirkung befinden ſich nämlich unſere Sinnesorgane ſtets in einem gewiſſen Erregungszuſtand. Auge und Ohr erzittern fortwährend von ſelbſt durch leiſe Schwingungen des Aethers, deren Reize zum Gehirn fortgeleitet werden, dort aber auch im Wachen nicht immer hell ins Bewußtſein treten, ſondern, falls nicht beſonders darauf geachtet wird, im Reiche des Unbewußten verharren. Von dem Vorhandenſein einer ſolchen unbewußten Sinnesthätigkeit kann man ſich leicht überzeugen, ſobald man die Augen ſchließt und mit einer dichten Binde verhüllt. Dann fällt der Geſichtsſinn nicht einfach aus, ſondern wir ſehen alsbald verſchiedene Bilder, namentlich feurige Streifen und Kugeln, ſcharf umriſſene oder nebelhaft unbeſtimmte dunkle Figuren. So iſt es erklärlich, daß Erblindete lange Zeit, ſelbſt Zeitlebens Lichtbilder im Traume ſehen. Die Lichterſcheinungen ſind beſonders unmittelbar vor dem Einſchlafen häufig.

Weitaus das größte Intereſſe bieten die Gedanken-Aſſoziationsträume. Sie ſind das Ergebniß einer rein innerlichen Thätigkeit des Gehirns, die ihren Gegenſtand aus dem vorhandenen Vorrath von Gedanken nimmt und ihn ſelbſtthätig weiter verarbeitet auf den Bahnen der Nervenleitungen, deren im Gehirn ja unzählige ſind. Zum näheren Verſtändniß deſſen will ich zunächſt daran erinnern, daß alle Eindrücke, die unſer Gehirn im Laufe des Lebens empfängt, dauernd unſer Geiſteseigenthum bleiben. Auch das ſcheinbar Unbedeutendſte und Unweſentlichſte prägt ſich uns ein, ohne daß wir es wiſſen und wollen. Das iſt ja der Weg, auf dem wir ganz unbewußt und unwillkürlich unſere Erfahrungen ſammeln, vergleichen und urtheilen lernen. Wir holen oft aus unſerem Gedächtniß Dinge hervor, die wir vor vielen, vielen Jahren erlebt haben, ſelbſt Unbeachtetes tritt klar vor das Bewußtſein, wenn es plötzlich Wichtigkeit erlangt. Schöpft der Träumende aus dem Borne ſeiner Erinnerung, ſo iſt darum noch nicht zu erwarten, daß die Träume Alles ſo wiedergeben, wie es in Wirklichkeit war. Denn die Freiheit und Ungebundenheit des Traumdenkens läßt die Wahrheit in mannigfach veränderter Geſtalt, bald mit Zuſätzen und Ausſchmückungen, bald mit Abſchwächungen und Entſtellungen erſcheinen.

Die Hauptſache aber bleibt, daß im Traume Wahrheit liegt, und ſei es auch nur ein Körnlein Wahrheit. Niemand träumt etwas, das außerhalb ſeines Gedankenkreiſes liegt. Darum ſagen wir von etwas, das in unſerem Innern keinen Raum hat: „Das fällt mir nicht im Traum ein.“ Der ehrliche Mann kann auch im Traume Niemand betrügen, oder er erſchrickt zum Mindeſten vor dieſem Gedanken. König Richard III. aber, dem Mörder, erſcheinen die Geſtalten der Ermordeten vor dem geiſtigen Auge; König Heinrich II. von Frankreich hatte einer Ketzerverbrennung beigewohnt. Ein ſo Gepeinigter richtete aus ſeiner Qual heraus ſeinen Blick mit der Energie des Schmerzes auf den am Fenſter ſtehenden König, der ſich entſetzt wegwandte. Im Traum aber erſchien ihm der gequälte Märtyrer mit demſelben ſchmerzlichen Ausdruck der Todespein. Mit Recht hat man daher auch ſchon aus den Träumen eines Schlafenden auf ſein Gewiſſen Schlüſſe gemacht.

Den Gipfelpunkt menſchlichen Staunens haben immer die prophetiſchen Träume erregt. Der wunderbare Schein, der um ſie gebreitet iſt, zerfließt jedoch ſchnell unter der Unterſuchung und



Die Piazza del Plebiscito in Neapel.

Aus dem Prachtwerke: Neapel und seine Umgebung. Leipzig, Verlag von Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Beobachtung feiner Psychologen. Auch diese Träume gehen allemal von einem wirklichen Erlebniß, von einem Eindruck oder einem Gedanken aus, den das vom Bewußtsein unbewachte schlafende Gehirn in willkürlicher Richtung ausspinnt und mit anderen Ideen verknüpft. Der Träumende ist wie ein Zerstreuter, der vom Hundertsten ins Tausendste kommt, das Wesentliche bei Seite läßt und das Nebensächliche unausgesetzt weiter verfolgt. Zudem finden die prophetischen Träume vielfach darin eine Erklärung, daß viele Vorstellungen, die im Wachen unbewußt oder halbbewußt aufgenommen worden sind, im Traum von dem ununterbrochen thätigen Gehirn weitergeführt werden. Daß dem so ist, beweist die alte Erfahrung, daß einem im Traume öfters Dinge in den Sinn kommen, die ihm wachend durchaus nicht einfallen wollten.

Von den prophetischen Träumen will ich nur einige wenige erwähnen, die mir besonders geeignet scheinen, ihre natürliche Entstehung zu erklären. Als Calpurnia, Cäsars Gattin, von der Ermordung ihres Gemahls träumte, stand sie wie alle zeitgenössischen Römer unter dem Druck und der Spannung der politischen Lage und die Vorstellung von der Ermordung des ihr so nahestehenden Staatsoberhauptes war unter solchen Umständen sehr naheliegend. Einen ähnlichen Traum hatte Kriemhilde die ihren Jagdfalken von Aaren zerrissen und Siegfried in der Nacht vor seinem Tode von zwei Wildschweinen verfolgt sieht.

Der Eindruck, den Traumgestalten auf das menschliche Gemüth machen, ist wahrhaft wunderbar. Leicht erregbare Naturen träumen lebhafter und werden nachhaltiger erregt als ruhige Menschen. Das ist wohl auch der Grund, warum grade bei den morgenländischen Völkern mit ihrer leicht entzündlichen Phantasie die Traumdeuterei in Blüthe stand. Sie war bei ihnen eine angesehene Kunst, die nach eigenen Methoden ausgeübt wurde. Der Traumdeuter mußte sich auf das menschliche Herz und die Physiognomik wohl verstehen und den Fragenden ihre innersten Geheimnisse zu entlocken wissen. Stand, Religion, Jahreszeit, Tag, Wetter waren seine hauptsächlichsten Helfershelfer. Seine Deutungen waren wie Gottesworte, an denen der Rathsuchende gar keinen Zweifel zu hegen wagte. Es sei nur an den Traum des Königs Pharao von den sieben fetten und den sieben mageren Kühen erinnert, nach dessen Deutung der König seine sozialpolitischen Maßregeln traf. Ist auch solch ein blindes Vertrauen in einen Traum heute wohl selten, so soll es doch noch Menschen genug geben, denen ein Traum Sorge zu machen vermag.

Aristoteles, dessen Urtheil in Allem den Anschauungen seiner Zeit so weit vorauseilte, hat schon die unbewußte Sinnesthätigkeit als einen wesentlichen Faktor bei Entstehung des Traumes erkannt. Die mittelalterlichen Schriftsteller haben sich redlich Mühe gegeben, diese gewonnene Erkenntniß wieder zu verschleiern. Paracelsus, „der große Arzt und noch größere Charlatan“, meinte allen Ernstes, daß der Traum dadurch entstehe, daß im Schlaf der siderische d. h. überirdische Theil des Körpers sich zu den Gestirnen emporschwinge, während der elementare d. h. irdische Theil zurückbleibt. Solche Verwirrungen des menschlichen Geistes spuken ja leider selbst noch in unserem Jahrhundert! Die Schellingsche Naturphilosophie hielt den wachen Zustand für die niedere Stufe des Seelenlebens, den Traum aber für die höchste Erscheinungsform des menschlichen Geistes. So lehrte es noch Heinrich von Schubert, einer der gelehrigsten Schüler Schellings. In unsern Tagen hat noch Theodor Fechner, der unlängst verstorbene verdienstvolle Physiker, der sich in seinem Greisenalter noch zum Spiritismus bekehrte, gemeint, daß die Seele im Schlafe „umsiedele“. Eine kurze und gute Definition des Traumes hat Kant gegeben: Träumen heißt, sagt er, im Schlaf willkürliches Spiel seiner Einbildung werden. Herbart bezeichnet den Traum als ein allmäliges, partielles und zugleich sehr anomales Wachen. Am treffendsten erscheint mir die neueste von Spitta gegebene Erklärung: der Traum ist gewissermaßen die Dramatisirung rein subjektiver Vorgänge innerhalb der Seele während des Schlafes.

Die Piazza del Plebiscito in Neapel.

Ein Architekturbild aus dem schönen Neapel, die am Fuß des Pizzo Falcone liegende Piazza del Plebiscito, einst der Largo del Palazzo reale genannt, führen wir heute dem Leser als einen Ausschnitt aus dem bilderreichen Prachtwerke: Neapel und seine Umgebung von Dr. Kleinpaul (Leipzig, Verlag von Heinrich Schmidt und Carl Günther) vor. Von der herrlichen Stadt, die hinsichtlich ihres wunderbaren Naturrahmens nicht ihres Gleichen auf der Welt hat, wird uns in diesem Werke eine prächtige bildliche Veranschaulichung und textliche Schilderung gegeben. Zum bevorstehenden Weihnachtsfest bringen wir dasselbe in Erinnerung: es wird allen jenen, welche auf dem herrlichen Erdenfleck geweilt, lebhaft die dort verlebten wonnevollen Tage wieder im Gedächtniß aufleben lassen. In mehr als 150 Bildern und Text-Illustration läßt es die altehrwürdigen Städte Neapolis und Pompeji mit ihrer herrlichen Umgebung, die Inseln Capri, Ischia, Procida, die Bilder des blauen Golfs und des wie ein Opferaltar sich am Saume erhebenden Vesuvs an uns vorüberziehen. Die vom Verfasser eingeflochtenen geschichtlichen Erinnerungen verleihen seiner Schilderung einen besonderen Reiz; es verbindet sich in denselben Vergangenheit und Gegenwart.

Zwei großstädtische Szenen.

Von Benno Rüttenauer.

Viele Dinge sind gerade durch ihr Uebermaß von Häßlichkeit interessant. Dahin möchte für den oder jenen auch der heutige November-Tag gehören. Dichter nasser Nebel liegt in der Atmosphäre und macht, vermischt mit dem aus unzähligen Schornsteinen aufsteigenden Kohlenruß, dieselbe gleichsam zu einem schmutzigen Brei in luftförmigem Aggregatzustand. Und das legt sich über Alles hin und hüllt Alles ein mit seiner schmierigen Nässe: es macht Pflaster und Freitreppen glitschig und breitet sich wie Schleim über den schwarzen Morast der ausgefahrenen Chausseen und der bodenlos gewordenen Fußpfade. Den Menschen auf der Straße greift es ins Gesicht und durchdringt ihre Kleider, daß sie in sich zusammenschaudern.

Ich kam aus der Stadt nach meiner abseits gelegenen einsamen Wohnung zurück. Wie ich die Hauptstraße herunter, der hohen Flußbrücke entgegenstrebte, brannten hier bereits die Laternen, obwohl es kaum um die dritte Stunde nach Mittag war; die armen Lichter hatten aber kaum eine Wirkung, sie sahen von fern fast unheimlich aus, wie blutrothe Punkte, wie in Reihen aufmarschirte Irrlichter. Jenseits der Brücke führte mich mein Weg über einen weiten leeren Platz, der bei seiner unverhältnißmäßigen Ausdehnung und mit seinem ungefesteten, staubigen Kies noch nie eine andere Vorstellung als die einer Einöde in mir erweckt hat. Gegen das eine Ende ist der Platz auf eine bedeutende Strecke noch immer das, was er ehemals in seiner Gesammtheit war, nämlich Grube, Sandgrube.

Hier sah ich ein kleines Schauspiel, welches mich in doppelter Weise plötzlich fesselte, einmal als Bild, als eigenartige, sinnliche Erscheinung, und dann durch die Folge von Gedanken und Empfindungen, die es schnell in mir aufweckte.

Drei Männer, starrend von schwarzem Schmutz, wie aus einem Kohlenwerk kommend, luden Kehricht ab, und um sie her wimmelte eine Schaar Kinder, Knaben und Mädchen, vom zartesten Alter, bis zum Ausgang der Kinderjahre. In allen möglichen Haltungen, niedergebückt, kauernd, rutschend, wühlten Alle mit sichtbarer Gier in dem Kehricht mit Hacken und Gabeln oder mit den Händen herum. Und wie ihre Beschäftigung war ihr äußeres Aussehen. Einige schienen schmutzige Säcke nach sich zu schleppen. Je länger ich hinsah, desto mehr war ich versucht, in dem Geschauten eine wüste Phantasmagorie zu erblicken.

Wohl einige Minuten hatte ich mich im Schauen verloren, als ich gewahr wurde, daß eine elegante Dame auch Zeuge der Szene war. Ich kannte sie, da sie in meiner Nachbarschaft wohnte

und unsere Wege sich fast täglich einmal kreuzten. Doch wußte ich nur, daß sie dem Ballet an unserem Hoftheater angehörte. Unsere augenblickliche beiderseitige Situation ließ mich eine gesellschaftliche Unschicklichkeit begehen, indem ich die Dame, welche ich gleich mir von dem Schauspiel gefesselt sah, anredete.

„Ein trauriger Anblick, nicht wahr, Fräulein?“ sagte ich, „dennoch reizt er uns.“

Sie sah mich mit großen erstaunten Augen an, und es schien, als wolle sie sich ohne Antwort abwenden; doch war dem nicht so, sie entgegnete sanft: „Vielleicht scheint Ihnen das nur so; ich glaube, die Kinder dort sind nicht so unglücklich, als sie uns dünken, es wäre auch schlimm.“

Mit diesen Worten wandte sie sich zum Gehen und schritt leicht und elastisch über den durchsumpften Kies hin.

Dieses Begebniß rief mir eine ganz ähnliche Szene, deren Zeuge ich vor Jahren in Paris gewesen, in die Erinnerung.

Damals war's ein ganz anderer Tag, es war im Mai, ringsum strahlende Sonne, Erde und Himmel schienen gleichsam in schöner Luft einander entgegenzublühen. Ich hatte einen ländlich einsamen Gang gethan, in der Richtung gegen Villejuif hinaus, und kehrte über Gentilly nach Paris zurück. Es ging gegen Abend, die Sonne stand hinter Montrouge und warf rothe Flammen über die grünen, gartenreichen Höhen von Vanvers und das Bois de Meudon herüber; vom gleichen rothen Licht war der Dunst der Weltstadt, und die zahlreichen Kuppeln und Thürme der Stadt wirkten in dieser Beleuchtung mit wahrhaft imposanter Schönheit.

Hinsichtlich der kleinen Menschenszene, welche nach dem großen Naturschauspiel meine Aufmerksamkeit zuerst wieder fesselte, hat sich die lokale Erinnerung ziemlich verwischt. War's außerhalb der Festungswerke oder zwischen diesen und dem Boulevard de l'Italie, oder in einer anderen Gegend, ich weiß nur noch, daß in einer von Häusern umgebenen Gegend ein vor mir liegender wüster Schuttplatz und das Leben darauf mich plötzlich frappirten.

Es war ein ähnliches Bild wie das so eben geschilderte, nur größer und vor Allem farbiger, bunter, und es machte eigentlich einen heiteren Eindruck. Es ging laut und lärmend her. Die Zahl der Kinder war eine viel größere und ihre äußere Erscheinung eine mannigfaltigere nach ihrer Größe sowohl wie nach Gestalt und Tracht. Das weibliche Geschlecht herrschte vor, und man sah Mädchen darunter, die an der Grenze der Kindheit standen. Auch Alte fehlten nicht. Das bunteste an Allem aber waren die Hüllen der armen Geschöpfe; sie hatten nur eines gemein: die schmutzige Verlumptheit. Dennoch ließen einzelne Stücke noch helle, grelle Farben erkennen. Vertreten waren alle Stoffe, Seide- und Sammetfetzen nicht ausgenommen, und männliche wie weibliche Kleidungsstücke aus den verschiedensten Moden fanden sich in den wunderlichsten Variationen. Mein Ohr vernahm ausländische Laute, Italiener, Spanier, Zigeuner schienen fast die Ueberzahl zu bilden. Im Ganzen war's das Volk, wie man es in den schmutzigen Straßen der hintersten Viertel des Mont Sainte Geneviève zu Tausenden findet.

Es herrschte, wie gesagt, ein lebendiges, lautes Treiben, ja eine gewisse Heiterkeit bei dem schmutzigen Völklein, das zu seiner unsauberen Maulwurfsarbeit die beste Miene machte, und in welchem, unter dem Schmutz hervor, mehr als ein Gesichtchen und Augenpaar von künftiger Schönheit Kunde that. Ganz in der Nähe standen herrliche Bäume, und durch die Wipfel warf die Sonne ein grüngoldenes Licht auf die scheckige Gruppe, die Staubwolke durchwebend, welche die wühlende Schaar aufwirbelte.

Als ich unter gemischten Gefühlen meinen Weg fortsetzte, kam mir ein offener Wagen entgegen. Die Insassen waren ein Herr und eine Dame. Er sah aus, wie wenn er eine Fleisch oder vielmehr Haut und Knochen gewordene Zeichnung des Herrn Mars vom „Journal amusant“ und direkt von dieser Zeitschrift weggesprungen wäre. Und zwar aus der Gruppe der Jungen, jener Jungen, von denen es schwer ist, zu entscheiden, woran eigentlich ihre Jugend erkenntlich ist; denn sie haben ebensowenig Haare auf dem Kopfe, ebensowenig Farbe auf den Wangen, ebensowenig Kraft und Mark in den Gliedern, ebensowenig Glanz in den Augen, wie die Alten, und diese sind so stutzerhaft wie sie.

Dennoch vermochte man von Dem im Wagen mit Sicherheit zu behaupten, daß er die Mitte der Zwanziger noch nicht überschritten. Noch weniger konnte man sich über andere Umstände bei ihm täuschen. Er war ohne alle Zweifel ein unverdächtiges Glied der jüngsten Jeunesse dorée von Paris, hatte viel Geld und spielte in gewissen Klubs eine gewisse Rolle.

Und was sage ich von ihr? Sie war eine jener exotischen, berauschenden Schönheiten, wie sie nur in wenigen Orten der Welt in einer gewissen Anzahl vorkommen, und bei welchen uns die Vorstellung kommt, sie seien, von der Beihilfe der Kunst ganz abgesehen, von einer raffinirt gewordenen Natur geschaffen; eine jener Erscheinungen, die blenden und Zauber üben, und vor denen ein Neuling, der Augen hat, nicht nur diese, sondern auch den Mund aufreißt.

Wenn man zwei Gestalten wie diese beiden in einem Wagen beisammen sieht, so macht sich Jeder seine eigenen Gedanken. Auch ich war daran, mich den meinigen zu überlassen, als das plötzliche Halten des Wagens hinter mir, durch einen weiblichen Ruf bewirkt, mich zum Umschauen bewog.

Der Wagen hielt nahe bei den Lumpensammlern. Die Dame hatte sich erhoben und betrachtete theilnahmsvoll das schmutzige Scharren und Wühlen der zerlumpten Schaar. Ja ganz versunken schien sie in den Anblick eines nie gesehenen großartigen Auftritts. Ihr männlicher Begleiter dagegen sah gar nicht hin, sondern gab auf die deutlichste Weise seine Verwunderung, nicht über die Straßenszene, sondern über seine schöne Nachbarin, sowie eine immer wachsende Ungeduld zu erkennen. Seine Reden konnte ich nicht verstehen, aber seinen Mienen sah ich an, daß er tadelte oder sich beklagte. Sie schien ihn gar nicht zu hören. Doch plötzlich wandte sie sich zu ihm, ein herzliches, bezauberndes Lächeln auf den Lippen.

„Verzeihe, nur einen Augenblick noch; Dein Portemonnaie, bitte!“

Sie sprach das in jenem ausgeprägt Pariser Accent, wodurch die Sprache fast die Grenze des Jargon streifte. Mit einem leeren Ausdruck sah Monsieur der Lächelnden ins schöne Angesicht, zog aber nach einigen Sekunden eine gestickte Börse hervor und reichte sie der Fordernden.

„Qu' est-c' qu' t' vas faire?“ brummte er.

„T' vas voir,“ antwortete sie lachend, während sie den schimmernden Inhalt des Beutels in ihre Hand leerte.

„Da, meine Freunde!“ rief sie darauf mit einem Ausdruck der Freude und des Triumphes und warf das Geld in weitem Bogen dem jetzt erst aufmerksam werdenden Kinderhaufen entgegen.

Wenn die Schöne darauf gerechnet, daß der Dandy Spaß verstehen werde, wenigstens soweit hier nöthig, so hatte sie sich sehr geirrt. Derselbe war wüthend über den Streich. Mit einigen Ausdrücken, die nicht zu den höflichsten und saubersten der französischen Sprache gehören, sprang er aus dem Wagen auf den Platz, wo die Lumpensammler bereits mit frenetischem Freudengeschrei, sich gegenseitig überstürzend und bunt durcheinanderpurzelnd, über die unverhoffte Beute herfielen. Umsonst suchte die fleischgewordene Karikatur sie davon abzuhalten, sie achteten seiner Drohungen wenig; doch gelang es ihm, einige seiner Goldstücke, die dem Wagen nahe gerollt waren, wieder zu erhaschen.

Die Dame im Wagen, welche zuerst strahlenden Auges auf die Szene hinuntergeschaut hatte, sah plötzlich finster drein. Sie preßte ein Wort zwischen den Zähnen hervor:

„Le vilain!“

Dann schoß ihr plötzlich etwas durchs Gehirn.

„Kutscher,“ rief sie, „los, fahren Sie, fahren Sie schnell, Sie sollen es nicht bereuen!“

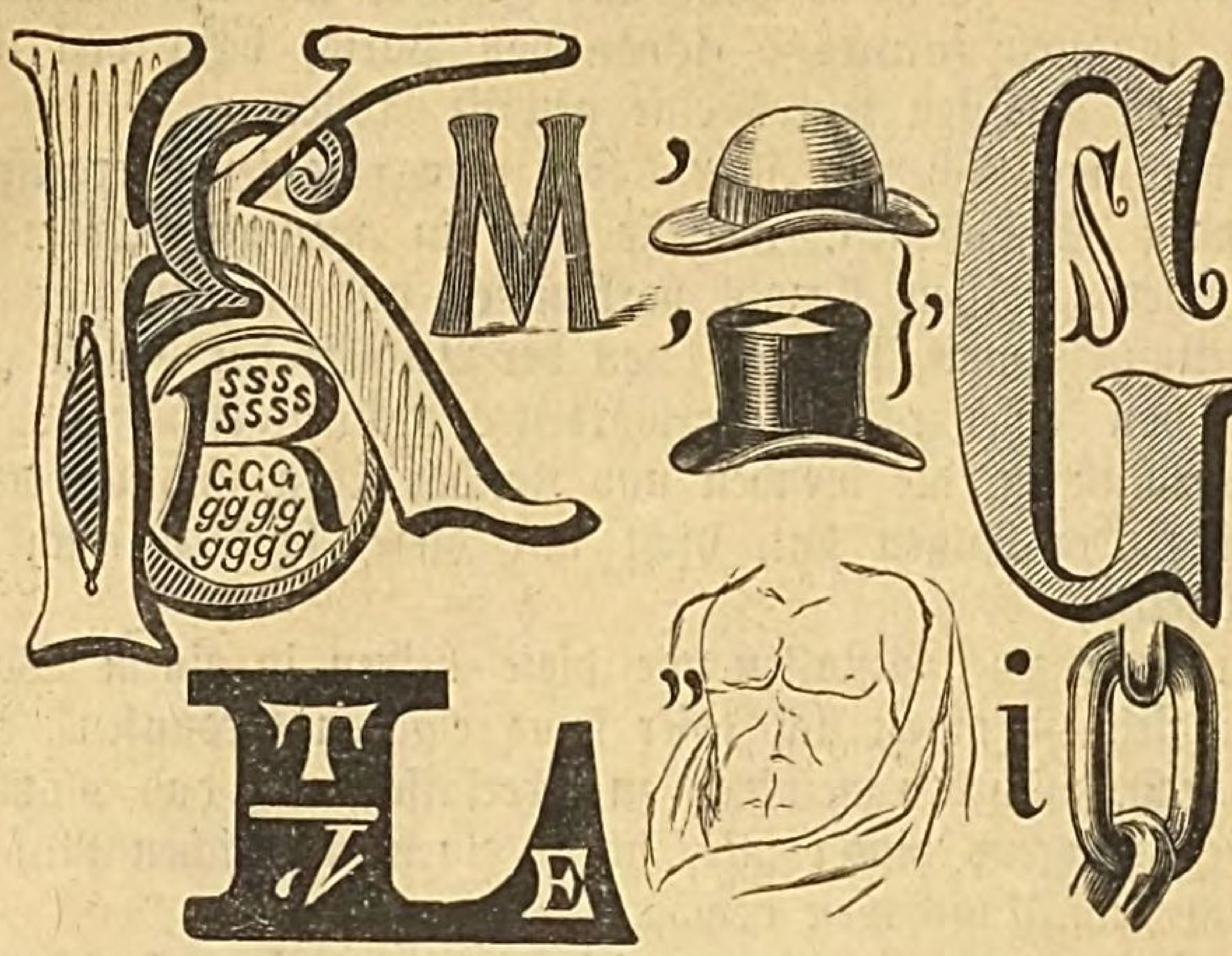
Der Kutscher peitschte auf die Pferde. Die Insassin des Wagens hatte ein Armband losgenestelt und warf es dem Mann, der seine Goldstücke suchte, vor die Füße.

„Faites-vous payé avec ça,“ hörte ich sie rufen und dabei bitter auflachen. Und der Wagen flog mit ihr davon.

Der Mann der Goldstücke sah ihm nach; er schien zu einer Bildsäule, vielmehr zu einer Vogelscheuche erstarrt. Die Lumpensammler schnitten ihm Gesichter und drehten ihm Nasen.

Räthsel und Spiele.

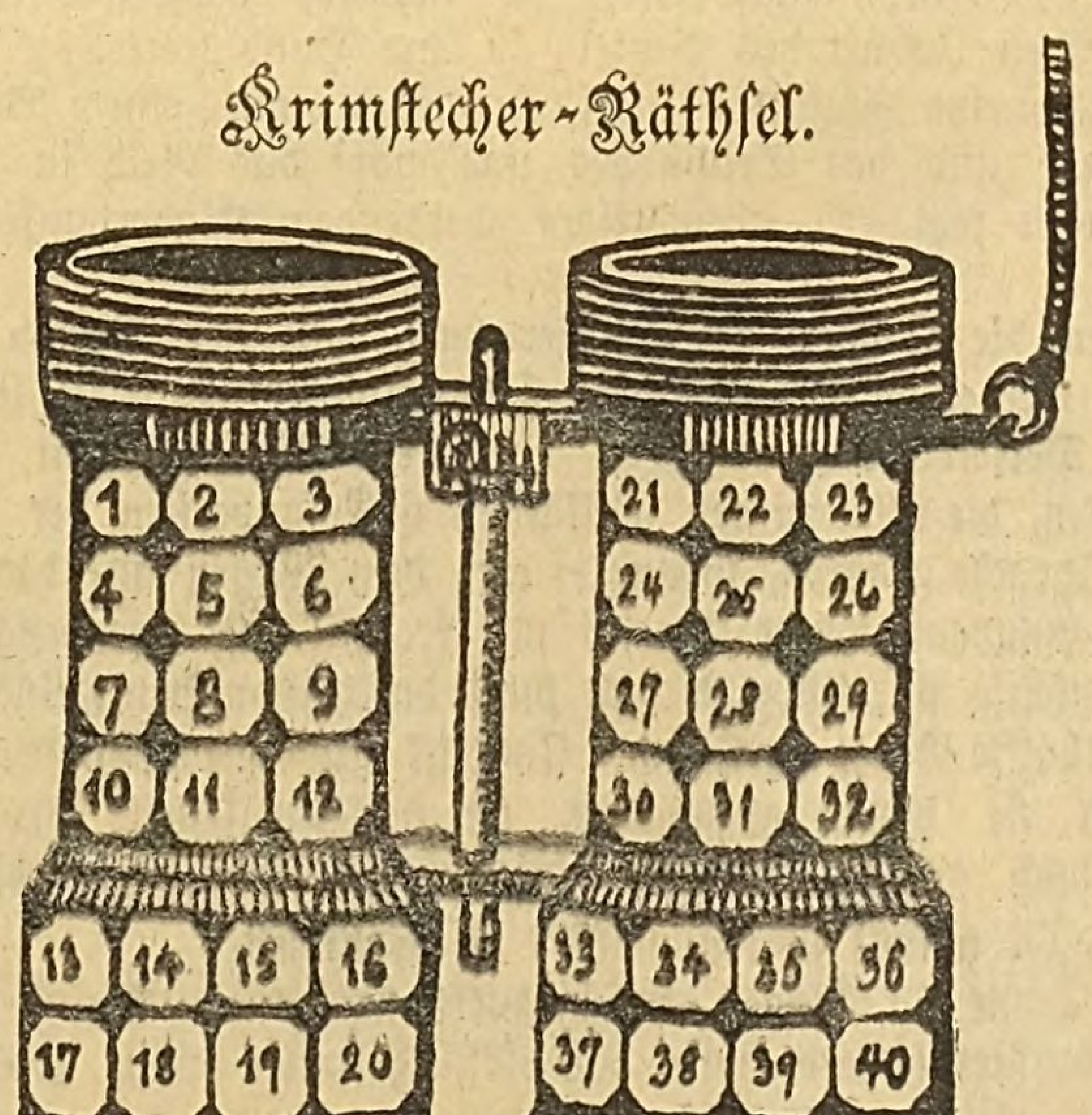
Rebus.



Räthsel.

Ich kenn' ihn nicht, der einst das Leben
Mir schon vor langer Zeit gegeben,
Und auch mein wahres Vaterland
Blieb mir beständig unbekannt;
Doch sagt man, sei's gedruckt zu lesen,
Ich sei am weltberühmten Strand
Des breiten Nils zuerst gewesen,
Weil mich, wie dort der Isis Bild,
Geheimnißvolle Nacht umhüllt.
Erräthst Du jetzt noch nicht mein Wesen,
So such's auf einer andern Spur.
Ich bin von mystischer Natur,
Mich hüllet, wie die zarte Liebe,
Ein wunderbarer Schleier ein,
Und wenn er ungelüftet bliebe,
So würd ich immer reizend sein;
Doch wagt man es, ihn mir zu rauben,
Welkt schnell mein höchster Reiz dahin,
Und darf man weisen Männern glauben,
So bist Du selbst Dir, was ich bin.

Krimstecher-Räthsel.



1 2 3 21 Hausgeräth, 4 5 6 Theil eines Baumes, 7 8 9 27 Theil einer Feder, 10 11 12 13 Theil des Körpers, 13 14 15 16 Name russischer Czaren, 17 18 19 20 Blume, 6 24 25 26 Gebetrolle, 30 31 32 häßliche Eigenschaft, 37 38 39 40 Wild, 15 16 33 34 Zeitabschnitt, 19 20 37 Gewässer, 7 8 9 27 Festung und Provinz, 31 29 27 25 Musikstück, 21 22 23 Verhältnißwort, 14 15 16 33 Fragewort, 40 39 38 37 Gewächs, 33 34 35 36 40 englische Redeweise, 32 31 30 27 28 Göttinnen, 1 4 7 10 13 17 als auch 23 26 29 32 36 40 würden den Namen eines bedeutenden Humoristen und Satirikers, 21 24 27 30 33 37 den Namen eines bedeutenden Satirikers ergeben.

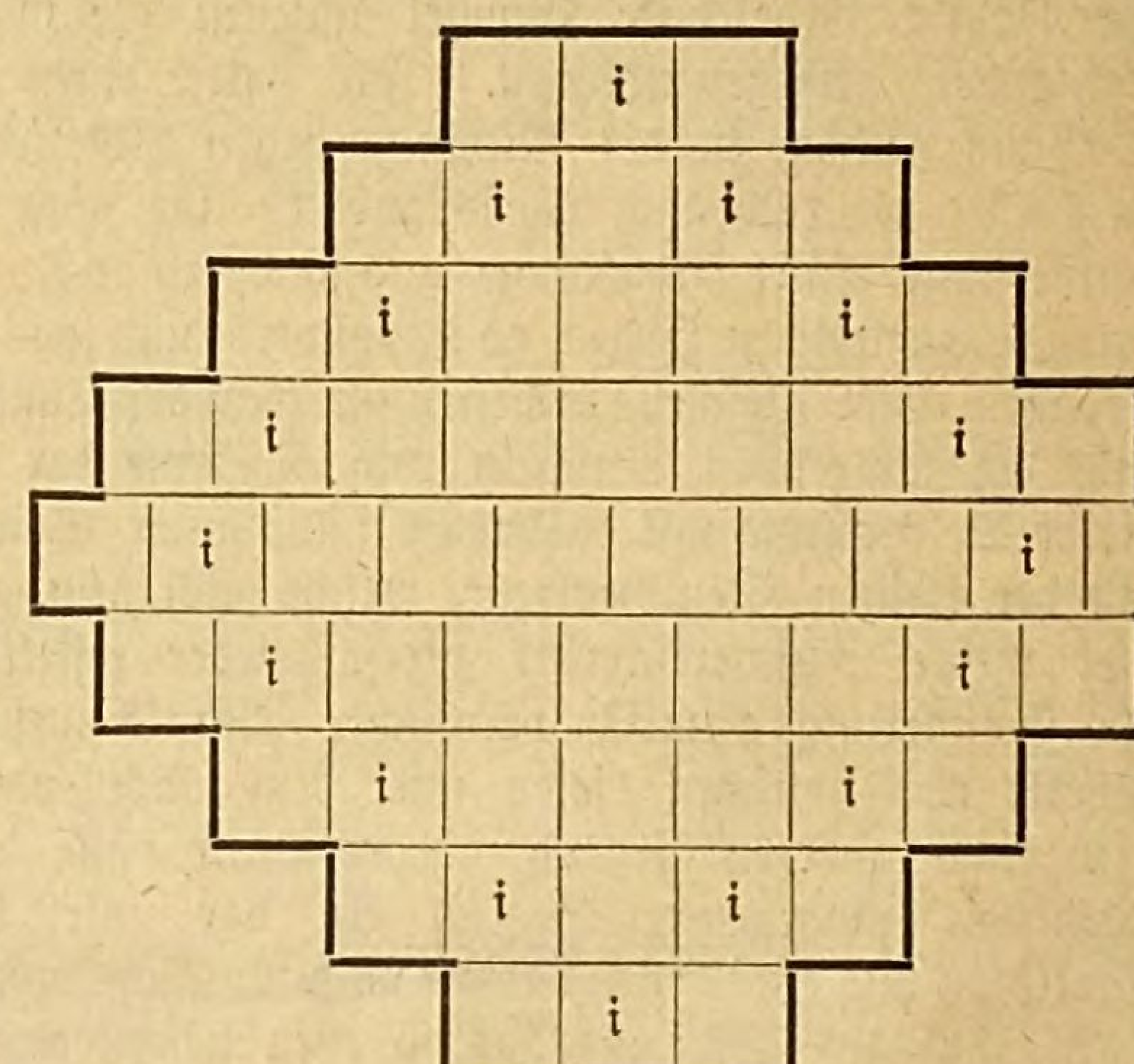
Skat-Aufgabe.

Mittelhand und Hinterhand passen. Wenn Vorhand ebenfalls paßt und Ramsch spielt, da sie eine vollkommene Ramschkarte, darunter vier Neunen hat mit zusammen dreißig Points, so macht sie im Ramsch alle Stiche. Tournirt sie, so macht sie entweder ein Spiel mit 48 oder 32 Points. Wie sind die Karten vertheilt?

Räthsel.

Ich stehe auf Bergeshöhen
Und rage hinaus in das Land,
Doch kannst Du am besten mich sehen,
Wenn Du mich trägst in der Hand.
Selbstständig bin ich allein
Und doch nur ein Theilchen von mir,
Das Große beschütz' ich, das Kleine,
Und zeige vereinigt mich Dir.

Füll-Räthsel.



In vorstehender Figur sind die leeren Felder durch die Buchstaben: a a b b c d d d e e e e e e e e h h h k l l l m m m n n n n o s s s t t t t t x so auszufüllen, daß die Horizontalreihen folgende Bezeichnungen ergeben: 1. eine feierliche Versicherung, 2. eine türkische Hafenstadt am Schwarzen Meere, 3. ein Pflanzengift, 4. eine menschliche Schwäche, 5. eine Stadt in Hannover, 6. einen vulkanischen Stein, 7. eine Uebereinstimmung, 8. einen berühmten Brunnenort, 9. eine Stadt in Frankreich.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 47.

Rösselsprung.

Du holdes Kind, dein anmutvolles Wesen
Hat mir bezaubert völlig Herz und Sinn!
Ach könnt' in deinen Armen ich genesen,
Der ich im Herzen krank vor Liebe bin!
Du holdes Kind, dein anmutvolles Wesen
Zieht mich zu dir unwiderstehlich hin,
Du holdes Kind, dein anmutvolles Wesen
Hat mir bezaubert völlig Herz und Sinn.

Räthsel. Humor — Hummer.

Scherzfrage. Ein Reittier.

Kombinations-Räthsel.

Man beginnt mit dem I in der linken senkrechten Reihe, auf welches N, D, Ei u. s. w. folgen, und erhält:
In Deiner Brust sind Deines Schicksals Sterne.
Schiller, Wallenstein.

Rebus. Chateau la Rose.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 49 — Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt — 2. Dezember 1888

Das Autograph.

Von Oscar Justinus.

Ich weiß nicht, ob Du, freundlicher Leser, schon einmal das Gefühl gehabt hast, eine Berühmtheit zu sein. Ich besaß es — in der vorigen Woche.

Es ist ja schwierig, die Grenze festzustellen zwischen dem Dunkel gewöhnlicher Sterblicher und dem Lichtglanz einer Berühmtheit. Aber ich besitze ein Erkennungszeichen, und ich will es Dir mit Freuden mittheilen, damit, wenn Du in die Lage kommst, es zu bemerken, Du auch sofort weißt: heute bin ich berühmt geworden.

Früher meinte ich freilich: berühmt ist, wer in der Zeitung steht. Ja, da wäre es jeder Mensch, der in den ersten Stunden seines Daseins dem Publikum die Visitenkarte abgegeben hat. Da war ich es in erhöhtem Maßstabe mit vier Jahren, als ich während einer Illumination meinen Eltern abhanden gekommen war und diese mich öffentlich aufbieten ließen. Da war ich es mit größerem Anrecht, als ich eines schönen Tages, um einem tiefgefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, ein „Speditions-, Kommissions- und Inkassogeschäft“ etablirte, und mit noch größerem, als ich, zehn Jahre später, wegen allzu guter Geschäfte, die Löschung der Firma in den Zeitungen bekannt machte.

Es giebt ja übrigens noch andere Zeichen, aber die greifen in der Regel zu weit. Wessen Name im Konversationslexikon steht, wessen Bild ihm aus einer illustrirten Zeitung entgegenlacht, wessen Wachsfigur im Panoptikum aufgestellt oder als Brunnenfigur gemeißelt ist, wessen Name einer Straße, einem Restaurant oder einer Hutmode zu Pathen gestanden hat: der ist berühmt, aber wer kann und will denn immer so lange warten? Mein Kriterium ist viel einfacher und präziser: Du brauchst auch nicht bis nach Deinem Tode zu harren, um es zu erleben. Die Stunde, die Minute, in welcher Du zum ersten Male von einem Dir sonst nicht persönlich nahestehenden Autographensammler um einen Beitrag gebeten wirst, drückt Dir den Kranz der Unsterblichkeit auf die Locken.

Der Lust, Autographen zu sammeln, liegt mehr zu Grunde, als ein seelenloser Sport. Denn in der Handschrift offenbart sich das innerste Wesen des Menschen. Darum billigte ich von jeher diese Beschäftigung, zumal in voriger Woche, wo mir eine schöne Unbekannte die Ehre anthat, mich um ein Autograph anzugehen.

Es ist streng genommen nicht das erste Mal, daß mir diese Freude zu Theil wird. Einst in der Knabenzeit, lang, lang ist's her, als ich meine ersten Römertragödien frei nach Livius dichtete, ersuchte mich eine Dame, welche bei uns im Hause schneiderte, um ein Autograph. Entzückt durch dieses schmeichelhafte Ansinnen brachte ich das Manuscript eines auf großen Konzeptbogen geschriebenen, zweimal umgearbeiteten Trauerspieles herbeigeschleppt. Zu meiner nicht geringen Kränkung mußte ich nachher Zeuge sein, daß das findige Fräulein eine ganze Reihe Schnittmuster aus meiner Dichtung geschneidert hatte. Auf meine entrüstete Anfrage gab sie mir lachend den Bescheid, daß sie auf andere Weise wahrscheinlich von mir kein Papier hätte erlangen können. So feierte meine Lavinia ihre Auferstehung als eine Krinoline und Jacket mit langen Aermeln.

Diesmal aber war es ernst. Eine zweifellos reizende junge Dame, Louise von Z. — die Diskretion gestattete ihr jedenfalls nicht, den vollen Namen zu verrathen — sprach mir in höchst ehrender und schmeichelhafter Form auf einem quadratischen Kärtchen den Wunsch für sich und ihre drei Freundinnen aus, ein Autograph von mir zu besitzen. Jeder Mensch ist eitel, warum sollten die, welche den Beruf haben, dem Leben den Spiegel vorzuhalten, ihren Mitbürgern in der Eitelkeit nicht noch um einige Striche voraus sein? Ich machte daher einen hohen Freudensprung, als ich das Kärtchen gelesen hatte. Meine Frau glaubte zuerst, ich hätte den Schillerpreis bekommen. Sie nahm aber dann das autographische Gesuch als Abschlagszahlung auf den Ruhm mit großer Genugthuung entgegen und ließ, das geschieht bei uns stets gewissermaßen an Stelle eines Dank- und Freudenopfers, zum Vesperkaffee Streuselkuchen holen. Ich setzte mich sofort an die Arbeit, schrieb der Wortführerin der vier Grazien zurück, daß ich mich wegen Zeitmangels längst darauf beschränken müsse, den Stoß der täglich einlaufenden Autographengesuche durch meinen Sekretär beantworten zu lassen, daß die Bitte von schönen Damen mich jedoch mit meinen Gepflogenheiten zum ersten Male in Konflikt bringe. Wenn ich mir ein Gegengeschenk ausbitten dürfe, so sei es das Bild der liebenswürdigen Schreiberin, für welches ich mich natürlich sehr gern zu revanchiren bereit sei.

Der ganze Nachmittag war der Abfassung der vier Autographen gewidmet, die ich dreimal umschrieb, zuletzt in einer Kalligraphie, die meinem seligen Schreiblehrer, der zu seinen Lebzeiten nicht viel von meinen Fähigkeiten hielt, Achtung abgezwungen hätte. Dann suchte ich mir aus der Sammlung meiner Kartons — ich besitze eine ganze Musterkarte — ein besonders schönes Kuvert

heraus und schrieb die Adresse mit Rundschrift postlagernd nach jenem Städtchen, von dem ich weiter nichts wußte, als daß es in dem „Verzeichniß gleichnamiger und gleichlautender Postorte" eine große Rolle spielt, daß es seit zwanzig Jahren, bisher aber noch immer vergeblich, den Anlauf zu seinem dreitausendsten Einwohner nimmt, daß es in seinen Mauern eine weitläufige Tante von mir beherbergt, mit welcher ich seit undenklichen Zeiten nicht zusammengekommen bin, und daß es von Berlin innerhalb weniger Stunden bequem erreicht werden kann. Dem letzteren Umstande nicht minder, als dem Eifer der jungen Dame verdankte ich, daß bereits am nächsten Morgen ein Brief einging, der zwar leider nicht das erbetene Bild, wohl aber an dessen Stelle, da der Schreiberin augenblicklich die Photographien fehlten, eine Art Nationale enthielt. Sie schrieb:

„Figur: groß und schlank (etwas eckig.) Haar: hellbraun. Augen: blaugrau. Nase: gewöhnlich mit sogenannten Küssen des Sonnengottes. Mund: etwas über Mittelgröße. Ohren: dito. Alter: bitte zu errathen."

Sie hoffe, daß diese Merkmale das erbetene Portrait mir ersetzen würden.

Das war nun freilich nicht der Fall; aber das gelungenste Oelbild hätte meine Phantasie nicht so aufregen können, wie diese lückenhaften Angaben. Ich zeichnete die Schreiberin mit dem Bleistift, mit der Feder einmal, zweimal, zehnmal. Die „etwas eckige" Figur wurde pikant, die „blaugrauen Augen" blitzten, die „gewöhnliche Nase" zeigte Laune und Schalkhaftigkeit, und „die Küsse des Sonnengottes," die ich sogar austuschte, um ein lebhafteres Bild zu gewinnen, gaben dem interessanten Gesichtchen einen besonderen Reiz. Diese Thätigkeit, die etwas an die Rekonstruktion des pergamenischen Altarfrieses aus seinen einzelnen unvollkommenen Werkstücken erinnert, nahm mich so vollständig in Anspruch, daß meine Frau, um mich von dieser Unruhe zu befreien, den mit Freuden aufgenommenen Vorschlag machte, nach dem Städtchen hinüberzufahren und den Löwen, richtiger die Löwin, in ihrer Höhle aufzusuchen.

Am nächsten Morgen, Sonntags, lösten wir ein Retourbillet — andere Billette werden überhaupt niemals dorthin gefordert — und um 10 Uhr dröhnten unsere Schritte über das bergige Pflaster des schräganfsteigenden Marktes von N. Die Geschäftsleute traten vor ihre Läden, die Fensterchen öffneten sich zu ebener Erde und im ersten Stock, als die Großstädter mit umgeschnalltem Plaid und dem mitgebrachten kunstvollen Bouquet vorüberzogen, und ein ganzes Komitat von Gassenjungen schritt zur Seite und voran, um uns den Weg zum Hause unserer Tante, einer stadtbekannten Persönlichkeit, zu geleiten.

Als wir in den Laden derselben hineinfielen, der Fußboden lag nämlich zwei Stufen unter dem Straßenniveau, und die wüthende Klingel, die durch das Oeffnen der Thüre aus dem Schlafe geweckt zu sein schien, sich einigermaßen beruhigt hatte, trat uns die Tante aus dem Halbdunkel ihres Gewölbes mit glitzernder Brille entgegen und fragte nach unserem Begehr. Als ich mich ihr in die Erinnerung zurückgerufen und meine Frau vorgestellt hatte, war sie hocherfreut, schloß ohne weitere Umstände das Geschäftslokal und führte uns über die steilen Stufen der hellen, gewundenen Steintreppe nach der behaglichen und vielzimmerigen Wohnung. Es gab da Gelasse im Ueberfluß, denn die Kinder waren seit dem Tode des Onkels sämmtlich verheirathet und lebten außerhalb, bis auf den Jüngsten, einen hoffnungsvollen Tertianer, von dem uns die Tante klagte, daß er jede schulfreie Stunde über den Büchern sitze, und den sie heut nur mit Gewalt ein wenig ins Freie getrieben habe. Es war nun etwas peinlich, die gute Frau vorzubereiten, daß unser Besuch nicht ganz interesselos sei, daß wir sogar auf ihre Hilfe rechneten, um unserer schönen Unbekannten auf die Spur zu kommen. Die Tante hielt natürlich in ihrer Vorstellung noch bei meinem „Speditions-, Kommissions- und Inkassogeschäft," wollte sich ausschütten vor Lachen über die Veränderung meines Standes und gab mir den eben heimkehrenden Sohn Ludwig mit dem schmeichelhaften Kosenamen „auch so ein verdrehter Mensch", als Amanuensis für meine Entdeckungsreise an die Seite. Ludwig war ein lang aufgeschossener, überhängender Jüngling von jenen eckigen Manieren, hinter denen sich Schüchternheit, Verlegenheit und kolossales Selbstbewußtsein verstecken. Die schlichten Haare genial aus dem sommersprossigen Gesicht gestrichen, drehte er an der Stelle, an welcher sich voraussichtlich dereinst ein Schnurrbärtchen erheben dürfte, mit den Fingern hin und her, entflammte bis zu dem breiten Halskragen, als die Tante ihm in uns seine Verwandten vorstellte, wurde rothglühend, als diese ihm meine Vornamen nannte und gerieth ins Weißglühen, als sie ihm den Zweck meiner Reise mittheilte. Ein Fräulein Louise von Z. war nicht zu ermitteln, obwohl meine Tante den ganzen Adel der Umgebung, mit welchem sie durch ihr Geschäft in Verbindung stand, an den Fingern aufzählte: die Handschrift der Briefe, die ich natürlich als werthvolle Indizien bei mir führte, war Ludwig nach seiner Erklärung noch nicht vor Augen getreten: die Tante selbst erklärte sich in Handschriften für nicht kompetent. Wir beschlossen zunächst zur Buchhandlung zu gehen, in welcher sich doch wohl die Geister des Kreises ein Rendezvous geben mußten. Der Buchhändler, bei welchem ich mir, um mich einigermaßen zu empfehlen, zunächst eine Düte marokkaner Datteln kaufte — denn das geistige Centrum führt neben Sortiment und Leihbibliothek noch Schreibwaaren, Manufakturen, Kolonialartikel und vertritt eine Feuerversicherung — ging sein ganzes Kundenregister durch, ohne mir auf die Spur helfen zu können. Seine Bibliothek, die übrigens nicht über Eugen Sue und Ida von Düringsfeld hinausging, würde wenig vom Adel benutzt: diese Herrschaften besäßen so wenig Patriotismus, ihre geistige Kost sich von Berlin liefern zu lassen, durch dessen Buchhandlungen sie auch an den Journalcirkeln theilnehmen. Hier könne natürlich nur der Herr Postverwalter Auskunft geben.

Ich ließ mich von meinem jungen Freunde, der in einer Ecke des Ladens die marokkaner Datteln verspeiste, zu diesem geleiten. Er weigerte sich aber hier so entschieden, mit hineinzugehen, sprach von Verleitung zum Verletzen des Postgeheimnisses und machte so gewaltsame Einwände, daß ich ihn in Gnaden entließ. Nachdem ich den Herrn Postverwalter, der ein großer, vierschrötiger gemüthlicher Herr in einem Käppchen war, durch Abkaufen seines halben Markenvorraths in eine vorzügliche Laune gesetzt hatte, leitete ich mit kühner Wendung das Gespräch auf den Versandt von Zeitungen, Journalmappen, Büchern, endlich auf das Abholen von postlagernden Briefen über. Der Herr Postverwalter schien sehr erfreut zu sein, sich einmal mit einem Manne vom Fach über diese Materien unterhalten zu können, bot mir mehrere Male eine Prise an, behauptete, daß man den Bedarf an geistiger Nahrung in der Provinz weit unterschätze, gab mir statistische Daten, schien aber jede Frage, die mich meinem Zwecke näher bringen sollte, beharrlich zu überhören. Als ich ihn darauf zu meinem Vertrauten machte und die ominösen Briefe vorlegte, lachte er pfiffig in sich hinein und verwies mich auf das Nachmittagsconcert im Schützenhausgarten, wo ich die ganze Haute volée der Stadt und Umgebung treffen und meine Verehrerin herausfinden werde.

Wie ich nun heimkehrend meiner Frau von der Erfolglosigkeit meiner Expedition berichtete, äußerte sie etwas von Fühlhörnchen, welche nach Sardou die Frauen befähigten, auf einer Stelle sitzend, sicherer ein Verlorenes aufzufinden, als die Männer, die systemlos suchend umherliefen. Sie zog in Folge dessen auch vor, nach dem gemeinsamen Mittagessen, das für eine Schaar hungriger Wölfe berechnet zu sein schien, daheim der Tante in ihrer Gartenlaube Gesellschaft zu leisten. Auch der Tertianer entschuldigte sich mit dringenden Arbeiten, und so eilte ich allein dem Schützenhausgarten zu, in welchem ich endlich meine vier Verehrerinnen zu treffen hoffte.

Ich meinte sehr früh zu kommen, aber ich fand bereits die grün und weiß gestrichenen Tische rings um das Orchester mit sonntäglich geputzter Gesellschaft, größtentheils Damen, umkränzt und war fast geblendet von dem Glitzern der im Sonnenschein nach dem Takt des Gasparonewalzers auf und niedertauchenden Stricknadeln. Den unter Hut und Halbschleier hervor nach dem Fremden mit dem breitkrämpigen zerknitten Filzhut gerichteten neugierigen Blicken setzte ich einen antiken Gleichmuth entgegen. Ich

bat sogar einige Damen, auf einem von ihnen mit Mänteln und Schirmen belegten Stuhl Platz nehmen zu dürfen, was diese gegen meine Versicherung, daß ich vor dem erwarteten Hausvater das Feld räumen würde, artig gewährten. Die Mama, eine Tante, eine Schwiegertochter und ein schlankes Töchterlein wünschten natürlich gern etwas über den Eindringling zu wissen, ein Wunsch, den man in einem Städtchen ganz natürlich finden muß, in welchem einst ein Durchreisender, der in die Kolonne des Fremdenbuches „Zweck der Reise: „zum Vergnügen" geschrieben hatte, als dringend verdächtig verhaftet worden ist. Ich aber wollte mein Geheimniß möglichst theuer verkaufen und das um so mehr, als mir auch das junge Fräulein, ebenfalls Louise, die gesuchte Person zu sein schien. Sie war groß und schlank, sogar etwas eckig, und auch die anderen Merkmale trafen zu. In ihren hübschen graublauen Augen glaubte ich ein warmes Interesse für die Schriftstellerwelt verschleiert zu finden. Nur daß, je lebhafter ich wurde, die Damen sich immer kühler verhielten, bedrückte mich, und es verstimmte mich tief, daß meine Karte, mit der ich jetzt als mit meinem letzten Trumpf herausrückte, auf keiner Seite einen Eindruck machte. Als aber nach einer längeren Pause mich die Präsidentin des Tisches recht geschäftsmäßig fragte, ob ich in Wein oder Cigarren reise, da glaubte ich meine Zeit gekommen, und schmollend zog ich mich aus der Haute volée nach einer einsamen Bank am Waldrande zurück, wo ich während des Miserere aus dem Troubadour, wie Napoleon nach der Schlacht von Belle-Alliance, schwermüthig die Arme kreuzte und traurig über einen neuen Feldzugsplan nachdachte.

Ha, schoß es mir plötzlich durch den Kopf. Hat dieses Fräulein Louise von Z. in ihrer Neckerei nicht vielleicht einen absichtlich irreführenden Steckbrief von sich entworfen? Ist sie vielleicht dick statt dünn, klein statt lang, schwarz statt hellbraun? Und da kam auch schon der Herr Posthalter, jetzt in Civil und hohem Hut und ihm zur Seite eine kleine schwarze, volle, bewegliche junge Dame — das Gegenstück von meiner Personalbeschreibung, aber um so mehr die Gesuchte — eine nach Abdera verpflanzte Athenienserin, kurz eine Erscheinung, der man, um juristisch zu sprechen, die in Rede stehende Handlung zutrauen konnte. Wir saßen bald an einem Tischchen, und die Unterhaltung war im besten Gange; aber die Vermeintliche war eine schweizer Bonne, die bei einer dem Herrn Posthalter befreundeten Familie auf dem Lande in Stellung war, nur gebrochen deutsch sprach und, als ihr Begleiter mich ihr als deutschen Autor vorstellte, sich sofort erkundigte, ob ich vielleicht „Monsieur Henri Heine" sei, der einzige, von dem sie überhaupt je etwas gehört hatte.

Das war also auch nichts, und nachdem ich mich noch an den Herrn Buchhändler, den Doktor und den Apotheker herangeschlängelt und bei allen anwesenden Damen meine inquisitorischen Tastversuche angestellt hatte, trat ich beschämt und muthlos den Rückzug an.

Als ich zu Hause eintrat, stand meine Frau, völlig reisefertig, an eine Thür gelehnt und winkte mir, leise aufzutreten. Sie horchte — die Thatsache läßt sich nicht beschönigen; aber sie hatte verdächtige Anzeichen gesammelt, und zur Ermittelung der Wahrheit ist ja auch dieser Weg gestattet. Im Nebenzimmer tagte „Der Neue Heimbund," ein aus vier Tertianern bestehender literarischer Verein, auf deren etwas dürftigen Schultern die geistige Neugeburt des Städtchens ruhte. Während die Tante in der Speisekammer beschäftigt war, uns für die zweistündige Rückfahrt eine voltaische Säule von Butterstullen aufzuschichten, hatte meine Frau hier alle Gattungen Poesie und alle erdenklichen Strophen über sich ergehen lassen. Jetzt trat ich an die Wand und hörte meine eigne Schande.

„Liebe Kollegen!" vernahm ich Ludwigs jetzt sehr flotte Stimme. „Ich bin wieder in der Lage, Jedem von Euch ein Autograph zum Präsent zu machen, das ich mir durch eine wohlgelungene List, unter dem Namen eines im Auftrage ihrer drei Freundinnen schreibenden Fräuleins Louise von Z. herausgelockt habe. An sich vollständig bedeutungslos, gewinnen diese Autographen minorum gentium doch in der Menge als Austauschobjekt einen gewissen Werth, zumal ich die Absicht habe, diesen mit Autographen so freigebigen Herrn — weh ihm, daß er mein Onkel ist! — noch recht oft und recht ausgiebig anzuschröpfen!"

„Wofür ich mich vorkommend zu Ihren Diensten halte," konnte ich nicht über mich gewinnen, durch die jetzt geöffnete Thür als Abschiedsgruß dem verblüfften Heimbunde zuzurufen. Im nächsten Moment hatten wir uns bei der arglosen Tante verabschiedet, und ein Viertelstündchen später saßen wir eingehüllt in unsere Plaids und den tiefsten Groll im Herzen in dem heimsausenden Waggon. Meine Freude war hin, mein Herz war schwer!

Wenn aber doch einmal eine echte Autographensammlerin mich beehren sollte, nichts mehr ohne Photographie, und die muß amtlich beglaubigt sein.

Dichtung und Wahrheit in Fritz Reuters Gestalten.

Von Gustav Raatz.

XXV. Das Urbild des Amtshauptmanns Weber.

Man muß in einer ähnlich kleinen und mehr auf sich angewiesenen Umgebung jung gewesen sein, um Reuter die von Liebe und Anhänglichkeit durchwobene Ehrfurcht gegen den in seiner winzigen Vaterstadt Stavenhagen hochangesehenen Amtshauptmann Weber nachempfinden zu können, welche ihm für die Dauer treu blieb, sonst würde er ihn nicht in der „Festungstid," in „Meine Vaterstadt Stavenhagen" und in dem Läuschen „Wer hatt de Fisch stahlen" in geschehener Art und Weise behandelt haben. In einer verkehrsreicheren Stadt und dort inmitten hochstehender Beamten und gesellschaftlich eine Rolle Spielenden wäre der Amtshauptmann nicht zu derselben Bedeutung und zum Mittelpunkt eines Gemeinwesens gediehen. So aber in kleinen Verhältnissen mußten sich die Augen auf ihn richten, und der Knabe Fritz Reuter hatte um so mehr Ursache, den ehrwürdigen Mann in liebevoller Erinnerung zu behalten, als dieser nicht nur sein Elternhaus aus Freundschaft aufsuchte, sondern auch sein Pathe war. Daraus folgte die pietätsvolle Einstellung der Person in seine späteren Werke und obenein in einer Wahrhaftigkeit, welche dichterisches Beiwerk so gut wie ganz vermissen läßt, und andererseits ist dieses von einer Beschaffenheit, daß es der Figur nur zum Vortheil gereicht. In dem Amtshauptmann offenbart sich uns nun der Typus eines rechtschaffenen altmecklenburgischen Beamten, ein Mann von lauterem, unbestechlichem Wandel und kerniger, deutscher Gesinnung selbst angesichts drohender französischer Vergewaltigung, sowie ein Hort vaterländischer Sitte, zufolge deren der einzelne Mensch weniger nach dem Stande, als vielmehr nach seinem inneren Werthe zu schätzen ist. Im Besonderen kommt das Wesen Webers u. A. in folgenden Szenen zur Geltung: der französische Marodeur; der von der Zeitlage mitgenommene Müller Voß; das Verhör auf dem Rathhause; das sich ausbildende Verhältniß zum deutsch-französischen Oberst von Toll; der Verkehr mit Bürgermeisters; der verhaltene, aber desto wirkungsvollere Jubel über Deutschlands endliche Befreiung.

Da von Anbeginn an wegen der Figur des Amtshauptmanns Weber kein Zweifel obwaltete, so brauchten wir uns nicht bei ihr zwecks Heraussonderung und Vertiefung aufzuhalten und müßten ob des uns eingelieferten Materials nur eine trockene Bestätigung des in der Dichtung Dargelegten vornehmen, könnten also sagen, es ist namentlich in den Hauptsachen an dem, wie geschrieben steht. Indeß haben wir mit der Menschennatur zu rechnen, insofern man über lieb gewordene Charaktere möglichst eingehend unterrichtet sein möchte, und dies ist der Grund, warum nun einige Punkte aus der Dichtung mit eingeflochtenen Erweiterungen zur Sprache gebracht werden.

Es hat sich nicht ermitteln lassen, was die Eltern vom Amtshauptmann Joachim Heinrich Weber waren. Das Kirchenbuch giebt nur an, er sei im Mai 1756 zu Rostock geboren worden, so daß er zur Zeit der „Franzosentid" 55 oder 56 Jahre zählte.

Gleich seinem Bruder studirte er in Jena die Rechte, und mit etwa dreißig Jahren wurde er Vorsteher des Stavenhagener Amtes, als welcher er die Interessen des Herzogs in ihrer Verschiedenheit wahrzunehmen hatte. Dazu war er ganz der Mann, indem seine Persönlichkeit nicht nur Respekt abnöthigte, sondern auch Verehrung und Zutrauen einflößte. Man stelle ihn sich nur vor mit seiner großen und kräftigen, keineswegs beleibten Gestalt, mit der breiten Stirn und dem besonnenen Blick, sowie mit dem von Selbstbewußtsein zeugenden Gange und der danach und namentlich in Berufsangelegenheiten gearteten Rede. Diesen Eindruck beeinträchtigte nicht im Mindesten das bartlose und mit Pockennarben besäte Gesicht, so wie auch nicht der Umstand, daß es in seinen vollen Formen nichts Außergewöhnliches verrieth. Obgleich straffen und kernigen Wesens, that er seinem inneren und wohlwollenden Herzenszuge niemals denselben Zwang an, wie ihn manch Anderer zur Aufrechterhaltung der Würde nicht glaubt entbehren zu müssen, und diese löbliche Eigenschaft verleugnete er selbst dann nicht, wenn ihm juristische Angelegenheiten zu schaffen machten, also daß er, seiner besseren und die realen Verhältnisse würdigenden Einsicht folgend, sich in angebrachter Art über den beengenden und lästigen Buchstaben des Gesetzes erhob und ohne die vorgeschriebenen Weiterungen die Unschuld aus dem Garn herausriß. Dabei leisteten ihm seine packenden, verblüffenden und witzigen Schlagwörter, sowie die Anwendung der plattdeutschen Sprache, in der er sich auch in der Familie und im geselligen Verkehr mit Vorliebe auszudrücken pflegte, besondere Dienste. Kein Mensch durfte sich je rühmen, wegen Stand und Vermögen von ihm irgendwie bevorzugt und nachsichtiger behandelt zu sein, eben weil Weber Jeden nach dessen Tüchtigkeit, Lauterkeit im Wandel und Rechtschaffenheit abschätzte und danach seine Maßnahmen traf. Diese Gesinnung war auch für die Auswahl im Verkehr ausschlaggebend, welchen er unter den wenigen Familien am liebsten der Familie des Bürgermeisters Reuter zuwandte, eben weil er hier unverfälschte und grunddeutsche Sitte walten sah. So geartet und beschaffen, war es unausbleiblich, daß er sich wie ein Vater des von Sorgen gejagten und in Bedrängnisse gerathenen Müllers Haase (Voß) annahm, daß er in der ihm nachgerühmten Weise sich zu dem wuthschnaubenden französischen Auditeur benahm und inmitten ihm drohender feindlicher Gewehre sich keinen Augenblick verleugnete. Und sodann nicht eine Silbe zu eigenem Ruhme und nicht einmal eine flüchtige Miene, die auf seine hochherzige That hindeutete! Ganz dieselbe ihm so wohl anstehende ungesuchte Bescheidenheit offenbarte er auch in anderen in der Dichtung unerwähnt gelassenen Lebenslagen, und sie war des Weiteren die Veranlassung, daß er später am Eulenberge nach einer Ansprache vom Korbwagen herab das Kommando des Landsturms an den kriegserfahrenen Uhrmacher Droz abtrat.

Mit diesen Angaben eines damaligen Zeitgenossen wäre Webers Verwerthung in der „Franzosentid" in den Hauptsachen erschöpft, so daß nur noch übrig bleibt, einzelne Nebenumstände in Betracht zu ziehen. Der Sitte gemäß trug er sein bereits ergrautes Haar in einen kleinen Zopf geflochten, und da es damals in Stavenhagen noch keinen Friseur gab, so müssen wir es dem Dichter schon glauben — und nichts steht dem im Wege, da in Bezug auf diese Figur die Wahrheit mit seltener Schärfe auftritt, — daß Frau Nettchen, angesprochen Neiting, beim Binden und Pudern ihre geschickte Hand lieh. Dagegen bestimmt erwiesen ist die weißbaumwollene, etwas hohe und in eine Trobbel endigende Schlafmütze, die wegen vorhandenen Haarbestandes indeß von keiner Nothwendigkeit war. Sie diente ihm lediglich zum besseren Wohlbehagen und zur Bequemlichkeit, und besonders in vorgerückten Jahren gab er sich unbeschadet seiner amtlichen Obliegenheiten der letzteren ungleich mehr hin, worauf auch der Umstand hindeutet, daß er sich erst gegen Mittag aus dem Bett zu erheben pflegte. Von da ab ging die Pfeife nicht aus, und ebensowenig that er die geliebte Schnupftabaksdose, die später von schwarzer Farbe war, aus der Hand. Bei seinen spärlichen Ausgängen vom Schloß nach der Stadt stützte er sich auf einen Ziegenhainer, ein altes und theures Erinnerungsstück aus der Studentenzeit, bei deren Erinnerung ihm jedes Mal das Herz warm wurde und der Mund überfloß. In diesen Stock hatten manche Universitätsfreunde ihre Namen eingeschnitten, jedoch kann es nicht weiter bezeugt werden, ob dadurch oder durch irgend eine andere Zufälligkeit eine Art Freundschaft mit dem deutsch-französischen Oberst von Toll herbeigeführt wurde. Dagegen weiß man sich zu erinnern, daß dieser Oberst und sein Vater, als Webers Studienfreund, nach dem Befreiungskriege auf dem Schlosse zum Besuche erschienen waren.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, wie er zu den Bewohnern des Amtes stand, und welch treffliches und weiches Gemüth ihm bei mancher Rauhheit eigen war. Besser läßt sich das nicht charakterisiren als durch die ihm zur Gewohnheit gewordenen gutgemeinten und noch nicht vergessenen Redensarten: „Min Herzenskindting — na, wat denn, wat denn — dat will ick Di gedenken!" welche er selbst untergeordneten Personen nicht vorenthielt, und die um so anheimelnder und wahrer klangen, als sie nicht das Merkmal flüchtiger Laune an sich trugen, sondern eben so gelassen und bedächtig über die Lippen kamen, wie manche andere Mittheilung; auch entfernte sich dabei das Organ kaum von seiner mittleren Tonlage. So aufgegangen in dem Wohle der Bewohner seines Sprengels, benahm er mancher Verordnung vom grünen Tisch her die Schärfe, sagte auch nicht zu Allem unterwürfig und gedankenlos ja, was zur Ausführung die herzogliche Kammer verlangte, so daß er mit selbiger, worauf auch Reuter hindeutet, einst vielen Hader gehabt. Keineswegs entstammte ein solches strammes Verhalten gegen die Oberbehörde einer Neigung zur Aufsässigkeit, wie er sich von ihr überhaupt fern wußte, vielmehr der besseren Ueberzeugung aus eigener Wahrnehmung, und man ließ sie gelten und zwar um so eher, als er sich stets brauchbar in seiner Eigenschaft erwiesen und manche verwickelte Sache in geradezu staunenerregender Art zum Abschluß gebracht hatte. Ein Stück dieser Gattung erfahren wir aus dem Läuschen „Wer hett de Fisch stahlen." Jedoch hat Reuter den bezüglichen Gegenstand ziemlich frei bearbeitet, da der Hergang sich auf folgender Grundlage bewegt. Nachdem der Amtsverwalter Drechsler die Diebe, welche dem Gutspächter von Scharpzow zu Gülzow (nicht, wie gesagt worden, dem Bürgermeister) Fische gestohlen, nicht hatte ermitteln können, nahm sich der Amtshauptmann Weber selbst der Angelegenheit an. Die der That verdächtigen Männer ließ er in sein Privatzimmer kommen, wo er, vor dem Spiegel stehend und sich benehmend, als wollte er das Halstuch nachbinden, sie in aller Gelassenheit anredete: „Na, Lüd', de Pächter will Jug wat an't Tüg flicken. Ji sälen ja Fisch stahlen hewwen, un wer von Jug dat dahn hett, de stellt sick up de anner Sid von de Döhr hen." Zwar rückte und rührte sich Niemand von seinem Platze, jedoch stieß man in der peinlichen Verlegenheit gleichsam auffordernd Einige unter sich an, worauf Weber, dem vor dem Spiegel keine Miene und Handlung entgangen war, wuchtig auf die Berührten losschritt und sie andonnerte: „Ji sünd de Deiw!"

Am 15. Juni 1826, also im Alter von siebzig und nach einer Amtsthätigkeit von ungefähr vierzig Jahren schloß er für immer seine Augen und zwar wenige Tage vor seiner wegen zunehmender Schwerhörigkeit gebotenen Versetzung in den Ruhestand. Er hinterließ zwei Häuser und einen Acker, wofür beim Verkauf rund 30,000 Mark erzielt wurden.

Das Leben in seiner Familie war ein durchaus glückliches gewesen und auch schon aus dem Grunde, weil sich Frau Nettchen in seine Eigenheiten hineinzufinden verstand. Sie war nur klein von Wuchs und schwächlich, hatte ein schmales Gesicht mit nicht zu großen grauen Augen und machte sich bemerkbar durch ein gutherziges und nicht verdrießliches Wesen. Als Wittwe verzog sie nach Rostock zu ihrem Sohne Joachim, welcher daselbst sich mit Saniter verband und mit ihm die bekannte Tabaksfabrik „Saniter & Weber" gründete. Er ist auch schon todt.



Viola. Von Franz Dvorak.

Moderne Kunst in Meisterholzschnitten.

Hierzu das Bild: Viola von Franz Dvorak.

Das Weihnachtsfest kündigt sich der Redaktion wieder durch verschiedene, von den Verlegern zur Beurtheilung eingesandte Bilderwerke an. Von diesen geben wir einer Besprechung des unter obigem Titel in der hiesigen Kunstverlagshandlung von Richard Bong erschienenen Werkes in diesem Blatte deshalb Raum, weil wir durch die Begleitung einer dem Bilderschatze entnommenen Probe dem Leser gleich die Vorzüge desselben recht klar vor Augen stellen können.

Zu der rühmenden Bezeichnung: „Meisterholzschnitte" verleiht der Sammlung die vollendete Ausführung der Bilder ein gutes Recht. Der moderne Holzschnitt begnügt sich nicht mehr mit der bescheidenen Stellung, die er in früheren Jahrhunderten einnahm. Damals war seine Aufgabe die einer volksthümlichen Bildersprache, die durch scharfen Umriß der Zeichnung und derbe Schatten ebenso kräftig als faßlich auf den Beschauer einwirkte. Heute wetteifert der Holzschnitt mit den vornehmsten künstlerischen Reproduktionstechniken, dem Kupferstich und der Radirung. Er sucht sowohl deren Tiefe des Tons, als auch deren Zartheit zu erreichen und ist bestrebt, die malerische Wirkung wiederzuspiegeln. Demgemäß hat er sich auch schon seit langem der Aufgabe, die Werke der Malerei nachzubilden, bemächtigt, und seine Konkurrenz war mächtig genug, um dem Kupferstich ein großes, früher von diesem allein beherrschtes Feld abzugewinnen. Letzterer hat sich auf die große Platte zurückgezogen, und bis zu einer gewissen Grenze verfolgt ihn der Eifer des Xylographen auch dahin. Wenn es dem Holzschnitt auch nicht immer gelingt, seine Ebenbürtigkeit darzuthun, so erreicht er doch einen hohen Grad künstlerischer Bedeutung und gewinnt durch den Vorzug der schnellen Herstellung der Platte und der Benutzung der Buchdruckerpresse eine mächtige Ueberlegenheit.

In welcher Vollendung die Holzschneidekunst die Werke der Malerei nachzubilden vermag, dafür liefert der uns als vollendet vorliegende zweite Band des obigen Unternehmens ein vollgiltiges Zeugniß. Es ist ein rechter Genuß, Blatt auf Blatt zu betrachten und die hervorragendsten Werke der modernen Malerei an sich vorüberziehen zu lassen. Wir finden in dem mit glänzender Prachtdecke geschmückten Foliobande über achtzig große Bilder, in denen die besten Namen der deutschen Künstlerwelt vertreten sind. Gewöhnlich achtet der Beschauer nur auf diese und übersieht die bescheiden mit kleiner Schrift in die Ecke hineingezeichneten Namen der Xylographen. Von den letzteren sind die von Richard Bong und Hönemann rühmend hervorzuheben. Ihre Reproduktionsweise giebt uns die Tonstimmungen der Originale mit solcher Treue und Anlehnung wieder, daß wir beim Beschauen auch von deren farbiger Erscheinung eine Vorstellung gewinnen. In dieser Hinsicht sind Bilder, wie das „Flötenkonzert in Sanssouci" von Ad. Menzel, das „Bismarck-Bildniß" von Lenbach, die „Würfler" von Claus Meyer, die Tyroler Bauernszene „Prosit" von Franz Defregger, die Klosterszene: „Ein willkommener Gast" von Ed. Grützner und viele andere mehr, als wahre Meisterwerke der Holzschneidekunst zu bezeichnen.

Das Unternehmen: „Die moderne Kunst in Meisterholzschnitten" erscheint in Lieferungen zum Preise von 1 Mark, deren zwölf einen Band bilden. Der dritte Jahrgang, dessen erstes Heft uns bereits vorliegt, wird sich noch den früheren Bänden gegenüber durch eine Erweiterung seines Inhalts auszeichnen. Jedes Heft soll acht bis zehn Kunstbeilagen in Holzschnitten nach Gemälden und Skulpturen lebender Meister enthalten, darunter viele Werke der letzten Kunstausstellungen von München, Wien und Berlin. Bietet somit die „Moderne Kunst" durch die Veröffentlichung hervorragend ausgeführter Holzschnitte dem Publikum Gelegenheit, sich in den Besitz einer Kunstsammlung zu setzen, so dient in Zukunft auch der reich illustrirte Text der Schilderung des heutigen Kunstlebens. Die wichtigsten Fragen und Erscheinungen der modernen Kunst werden in einzelnen abgeschlossenen Aufsätzen behandelt, denen die Wiedergabe von Skizzen und Studien einen besonderen Reiz verleiht. Ausstellungsberichte, Preis-Konkurrenzen, sowie ein Kunst-Ausstellungs-Kalender, ferner Kunst- und Ateliernotizen, Personalnachrichten, Berichte aus allen Kunststädten, wie auch über die bedeutendsten Publikationen des Kunstmarktes ꝛc. ꝛc. werden dem Leser von allen wichtigen Ereignissen Kunde geben. Künstlernovellen der hervorragendsten Autoren wie Hermann Heiberg, Ernst von Wolzogen, Hans Hoffmann, Theodor Fontane, Ferdinand von Saar, Emil Peschkau, Hans Grasberger, Victor Blüthgen u. A. werden dem so vermehrten textlichen Inhalt zur besonderen Zierde gereichen.

Die Geschichte eines Fächers.

Von Emmy Rossi.

Im Jahre 1869 veranstaltete eine Kommission im Kensington-Museum zu London eine Fächerausstellung. Die Königin von England, die Prinzessin von Wales und die derzeitige Kaiserin der Franzosen Eugenie hatten wahre Prachtexemplare brillantengeschmückter Fächer gesandt, deren Preis auf Hunderttausende geschätzt wurde; die kunstliebende Baronin Rothschild Paris stellte eine Nouveauté, einen breitgegliederten Elfenbeinfächer, dessen einzelne Stäbe mit den herrlichsten Gemälde-Miniaturen bedeckt waren, aus; Meissonier, Carlo Duroc, Lepiètre und andere Großen des Pinsels mehr hatten mit ihrer kunstvollen „Handschrift" sich der schönen Baronin in dies eigenartige Salonalbum eingeschrieben. Riesenfächer, von Indiens Vicekönig gesandt, aus dem farbenglänzenden Rad des Pfaues und im Stiel mit indischen Diamanten inkrustirt, andere aus dem schillernden Gefieder der indischen Papageien, wieder andere aus runden Goldreifen, die mit einer Schaar Kolibris, nicht größer wie ein Maikäfer übersäet waren, konkurrirten mit den echten Brüsseler Spitzenfächern, die, in Hautrelief gearbeitet, die Lilien der Bourbonen oder die Veilchen der Napoleoniden im Wappen zeigten. Kunstvolle Schnitzereien, Emailkunstwerke, auf Goldgrund sich wiegende Blüthen und Schmetterlinge, sandte eine damals regierende Pariser Fürstin der Bühne, die „Großherzogin von Gerolstein" von Offenbachs Gnaden, im Privatleben den deutschen Ursprung verrathend: Hortense Schneider! Die russische Fürstin Gortschakoff (eine Cousine des späteren Kanzlers) stellte nur einen Fächer aus; im Vergleich zu all der Pracht von Diamanten, Federn, Skulpturen und Malerei erschien er auf den ersten Blick fragwürdig einfach, und er wurde gewiß von der Hälfte der zahllosen Besuchsmenge übersehen, dennoch war es ein kleines Wunder, welches sich dem Kennerblick bot, ein Fächer aus milchigem hellen Bernstein, dreizehn Stäbe, fünfunddreißig Centimeter lang und elf Centimeter an der obersten Breite messend! Wenn man bedenkt, wie selten solche große Stücke gefunden werden, begreift man erst den unberechenbaren Werth dieses Unikums. Eine handschriftliche Erklärung in französischer Sprache besagte, daß im Jahre 1701 die Fürstin Daschkow, Natalie Daschkow „La Superbe" durch den Fund eines riesigen Stückes Bernstein auf ihren Besitzungen am Weichselstrand, auf die Idee gekommen wäre, daraus den Anfang eines Fächers zu bilden. Das erste Stück ergab die drei ersten Stäbe, sie tragen ganz fein unten am schmalen Fuß die Jahrzahl 1701.

Es muß eine lange Zeit vergangen sein, ehe sich wieder solch seltenes Stück fand. Die schöne Daschkow war Wittwe geworden, als die Kunde an ihr Ohr drang, ein Offizier der sogenannten „Weichsel-Armee" befände sich im Besitze des sehnsuchtsvoll gesuchten Bernsteins. Sie reiste, trotz der Januarkälte, selbst den weiten Weg ins wüste Land hinein, und sie traf den Offizier Borgas Rutoen auf dem Wege zum Juwelier, der ihm zum Hochzeitstag für sein holdes Bräutchen einen Spangenschmuck daraus anfertigen sollte. Er hatte nur ein bescheidenes Gütchen, daher verkaufte er der reichen vornehmen Frau willig seinen Schatz für den Preis eines Prachtedelsitzes. La Superbe legte außerdem einen anderen Bernsteinschmuck um den Nacken der schönen Polenbraut und eilte glückselig heim, — — — vier

weitere Stäbe, die mit ihrer Jahreszahl 1714 bezeichnet sind, gewann sie aus diesem erkauften Bernsteinstück.

Ein einziges Jahr später nur tauchte in der Petersburger Hofgesellschaft ein junger Mann auf, dessen Eleganz und Schönheit bald Tagesgespräch war. Er nannte sich Marquis de Bertoud, — der französische Gesandte wußte absolut nichts von seiner Herkunft, doch wer konnte damals alle Adelsgeschlechter im Kopf führen? Genug, daß die tonangebende Natalie Daschkow ihn zuerst einführte, daß er elegant tanzte, ritt, spielte und konversirte — — im Grunde war er ein ganz gemeiner Abenteurer, war Kammerdiener eines Edelmannes gewesen, nach dessen Tod er sich das Adelsprädikat und dessen Namen zulegte. Der Zauber, womit er die „Superbe" einnahm, war außer seiner Person ein herrliches Stück Bernstein, — — er gerieth außer sich, als die reiche Wittwe von „Verkaufen" sprach, er wollte es ihr schenken, nur schenken — — für ein Gegengeschenk — ihre weiße Hand, ihr goldenes Herz. — — —

Sie zählte wohl zehn Jahre mehr als dieser französische Galan, sie war frei und rücksichtslos. Am Sonntag nach Ostern hieß sie Daschkow-Bertoud und hielt den köstlichen Bernstein in Händen. Einige Monate später beschäftigte eine seltsame Angelegenheit das französische Gesandtschaftsamt. In Danzig war auf dem Rathhause ein seltenes Stück Bernstein gestohlen, man muthmaßte als Dieb den französischen Tanzmeister Bertoud, der die Sprößlinge der Patrizierfamilien dort, im alten Rathhaussaal, nach dem Klang seiner Fiedel einst die zierlichsten Pas lehrte. O, Petersburg ist ein hübsches Endchen von Danzig entfernt, dort wußte man nichts von einem Tanzmeister und gestohlenem Gut! Die alternde Fürstin deckte mit ihren goldstrotzenden Röcken den vielgeliebten schönen Gatten, den geborenen Edelmann, und die vier Stäbchen mit der Jahrzahl 1714 verriethen nicht, daß sie zu dem Pracht- und Schaustück des Danziger Rathhaussaals gehörten. Doch erwirkte die verliebte Gattin für den Gatten die Erlaubniß, daß er fortan den Namen Daschkow führe, der andere Name Bertroud verschwand mit dem Danziger reitenden Boten und ist nur wohl noch in den Akten des bestohlenen Rathhauses zu finden.

Elf Stäbe, genügend für einen Prachtfächer, besaß die Fürstin nun, doch wollte sie noch die Endstäbe, welche mit ihrem Wappen geschnitzt werden sollten, in besonderer Schönheit und Stärke erwerben. Sie ist uralt geworden, dennoch ist es ihr nicht gelungen, mehr als eine einzige Deckschale zu finden. Ein armer Handwerksbursche aus Ostpreußen, der von dem Wunsch der Fürstin hörte, machte zu Fuß den endlosen, schrecklichen Weg. Vergebens aber suchte der halbverhungerte und zerlumpte Mann Eingang in den Palast der Fürstin, man wies ihn rauh zurück. Der Sprache unkundig, verstand man sein ewig wiederholtes Wort: „Bernstein" nicht, bis gegen Abend lag er auf der Schwelle des Hauses, obgleich man ihn zwanzigmal weggejagt! Da fuhr die Fürstin in eine kaiserliche Soiree. Sie war nicht mehr La Superbe, die Schläge von der Hand des geliebten Undankbaren lagen ihr als breite Furchen um Mund und Wangen. Der ostpreußische Geselle richtete sich noch einmal auf. „Bernstein!" rief er und hielt seine zitternde Hand mit dem gelben Stein zum Wagenfenster.

Die Fürstin verstand — sie ließ öffnen, nahm ihm den ersehnten Schatz ab und sagte dem Portier: „Gebt ihm warme Speise und ein gutes Lager, reine Kleider und bedient ihn mit Achtung — dieser Mann ist mein Freund."

Und zu dem armen Burschen: „Ich danke Dir, morgen will ich Dich belohnen!"

Aber am „Morgen" war der arme Bursche todt.

Der „Marquis", jetzt Fürst Daschkow, ließ den Portier und die halbe Dienerschaft durchpeitschen, die den guten Gesellen vor der Thür hatten umkommen lassen, anstatt ihn sofort zu der Fürstin zu führen, — sie ließ aus Dank für den fremden protestantischen Freund ein hundert katholische Messen lesen. Im selben Jahr 1734 las man auch für sie die Sterbemessen! Der untröstliche Wittwer verheirathete sich nach Jahresfrist mit einer Prinzessin Teganoff, die Ehe blieb kinderlos, der Fächer ging nach deren Tod in den Besitz der Gortschakoffsche Familie über.

Wie die zweite Schale, die hundert und drei Jahre später gearbeitet, und durch welche der Fächer vollständig wurde, sich fand, erzählte mir unter Diskretion die Erzieherin des kleinen Prinzen, mit der ein Zufall mich im Kensington-Museum bekannt machte. Da die Betheiligten alle längst gestorben sind, stehe ich nicht an, den Vorfall zu erzählen.

Im Jahre 1837 besuchte eine Prinzessin Gortschakoff, die an hochgradiger Nervosität litt, den damals erst in primitivsten Anfängen stehenden Badeort Zoppot bei Danzig. Die balsamische Luft der ozonreichen Waldungen und der frische Hauch der See wirkten belebend auf die zarte Gesundheit der jungen Dame, die mit neunzehn Jahren bereits Wittwe war. Bald blühten auch die Rosen auf ihren bleichen Wangen auf und vertieften sich oft zu dunkelstem Inkarnat, wenn sie den Sohn des Wirths, bei dem sie Logis genommen, Christian Ulbrich, sah. Er war der Abgott des Hauses, ein starker kräftiger Bursche von herkulischer Gestalt und dem Herzen eines Kindes. Das krause Lockenhaar deckte wohl nicht allzuviel Geist, aber einen reinen Verstand und grundgutes Gefühl.

Mit der Prinzessin Ankunft vollzog sich in ihm das Wunder der ersten Liebe. Diese köstliche vornehme Frau, so jung und lieblich wie eine knospende Jungfrau, versetzte ihn in wonnige Anbetung, doch war er zu bescheiden, um seine Verehrung in Wünsche zu formen — er war schon überglücklich, wenn er das reizende Wesen auf seine Arme heben und in oder aus dem Boot tragen, wenn er sie hinaus in das rauschende Meer fahren oder durch die flüsternden Wälder begleiten durfte. Und bei solchem Spaziergang, durch Danzigs Nähe veranlaßt, erzählte sie ihm einst die Geschichte ihres Bernsteinfächers und zeigte ihm die zwölf Stäbe, denen der dreizehnte fehlte, wie sie lebhaft bedauernd hinzufügte. Nun war der arme Junge dem Zauber des goldenen Ambras verfallen. Zuerst spürte er bei allen Händlern umher, unter den Arbeitern der Baggereien, selbst unter denen, die nicht immer das Recht haben, zu verkaufen, was sie „finden." Alles vergebens! Eines Abends, Nebel gingen über das wogende Meer, und der sanfte Sommerhauch wandelt sich in frische Kühle, weilte die junge Prinzessin dort, wo ihre Seele und Leib Genesung gefunden. Sie wußte, daß sie Christian liebte, und ein Theil jenes Despotismus, der das ganze weite Czarenreich regiert, thronte auch in ihrem Herzen. Sie war frei, war unabhängig. Jene „Superbe" hatte geliebt und selbst den Unwürdigen geschützt, wohl war ihr Christian niedrig geboren, doch hoch und rein sein Charakter — die Welt ist so weit, so weit — und mit Gold erschließt man selbst die Pforten des Paradieses; es fehlte nur die günstige Stunde, ihm sein Glück zu verkünden.

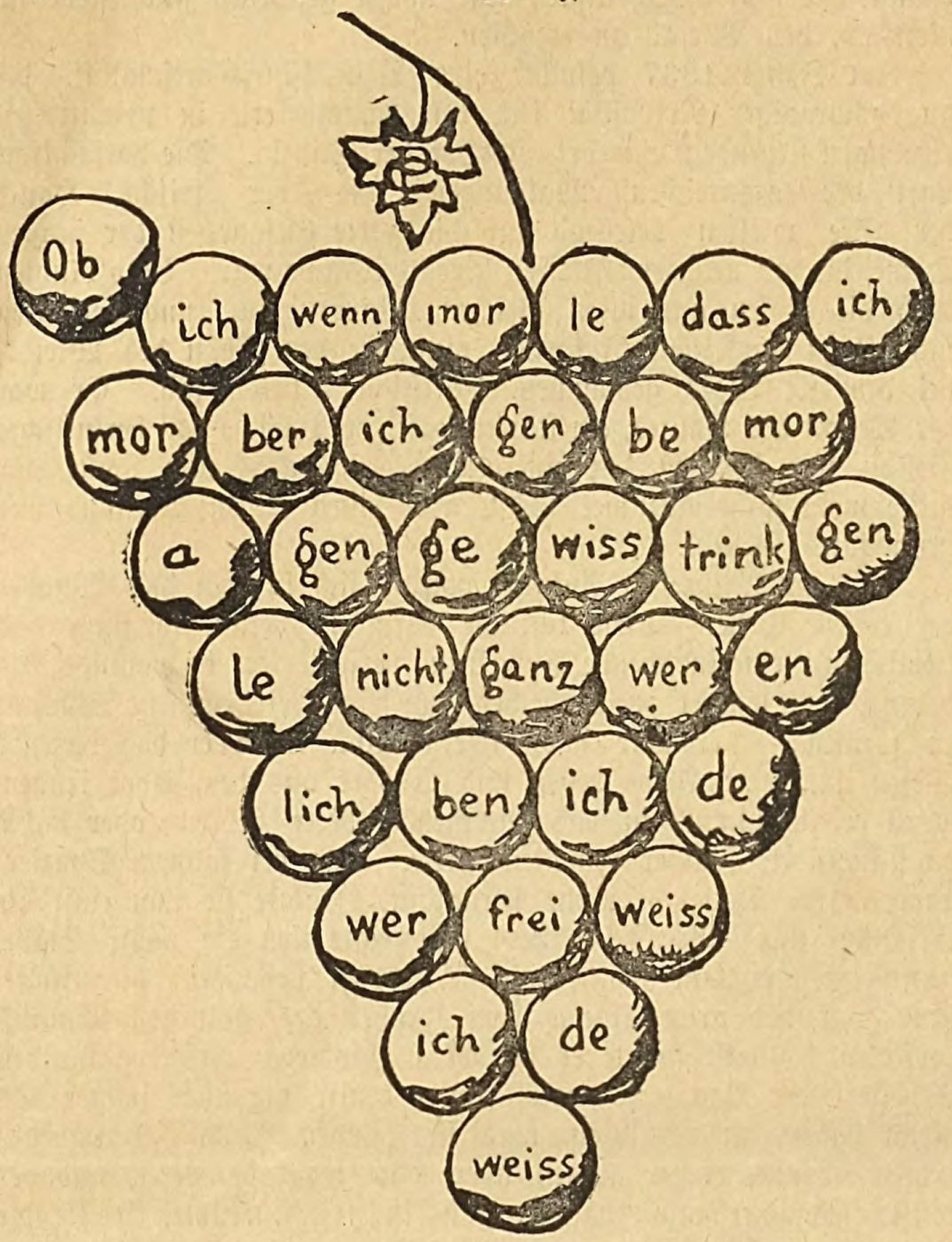
Rauh kam der Michaelistag ins Land, der Glückstag der Jahreswende im Ostseelande. Geheimnißvoll, ohne Gruß, hatte der liebe Mensch sich am Morgen entfernt, nur seine Blicke sandte er zu ihrem Fenster hinauf — sie ahnte nicht, daß er den Zauber beschworen, daß er hinabtauchen wollte an der Küste Wand, um dort den begehrten Bernstein für die angebetete Frau zu suchen. Nimmer hätte sie es gelitten, denn abergläubisch, wie alle nordischen Weiber, fürchtete sie, daß „der dreizehnte Stab" ihr Unglück bringen könne. Unruhig vernahm sie endlich am Mittag von seinem Vorhaben! Der ernste Vater, die freundliche Mutter des Geliebten irrten jammernd im Hause umher. Er war getaucht und nicht mehr zum Vorschein gekommen. Die Fischer suchten ihn mit Netzen und Haken am Wandvorsprung, und sie fanden ihn dort. Sein Fuß war von einem daselbst versunkenen Anker erfaßt und gehalten, das war seines Todes Ursache. Sie hoben ihn zum Licht hinauf: in seiner Hand, fest im Todeskrampf geschlossen, hielt er das gesuchte Kleinod, das er sterbend der Geliebten gerettet! — — —

Die Prinzessin ging weder in ein Kloster, noch starb sie an gebrochenem Herzen. Sie ließ den Fächer vollenden, trug ihn aber nie — oft mögen ihre Blicke, ihre Thränen auf den schimmernden Ambra gefallen sein. Sie starb unvermählt und kinderlos!

Der Fächer ist jetzt in dem Besitz der Kaiserin-Wittwe von Rußland.

Räthsel und Spiele.

Trauben-Räthsel.



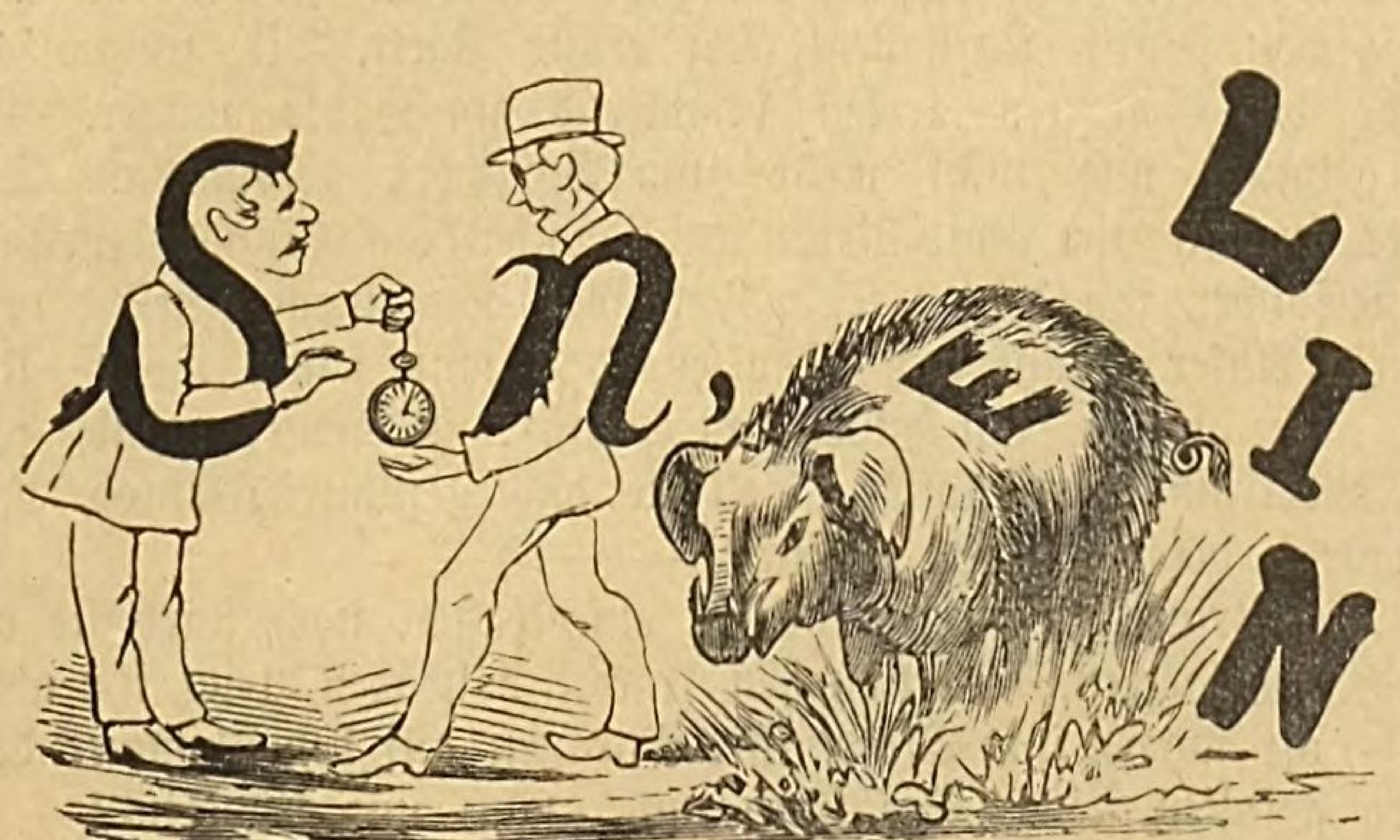
Räthsel.

Bei der „Wäsche" Morgens früh,
Bei der „Wohnung viele Müh',
Bei der „Stimme" Jugendzeit,
„Abgelaufen" — Geld bereit.

Charade.

Das Erste brechen viele Leute
Weit lieber als ein Bein;
Das Zweite bringt bald gute Beute,
Bald Lust, bald Aerger ein;
Das Ganze soll, zum Scherz, auch heute
Hiermit getrieben sein.

Rebus.



Buchstaben-Räthsel.

Mußt Du es einmal dulden,
Leg' d'rauf nicht viel Gewicht,
Das Eine laß Dir sagen:
Thu' es nur selber nicht!
Hast Du, mein Freund, geändert
Des Wortes zweiten Laut,
Im Königreiche Holland
Dein Auge es erschaut.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 48.

Rebus.

Ein kummervolles Gemüth
Singt nie ein lustig Lied.

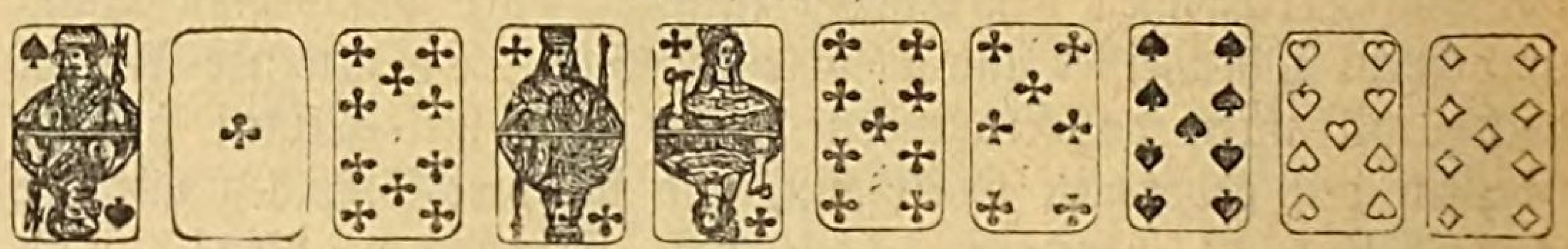
Räthsel. Das Räthsel.

Krimstecher-Räthsel.

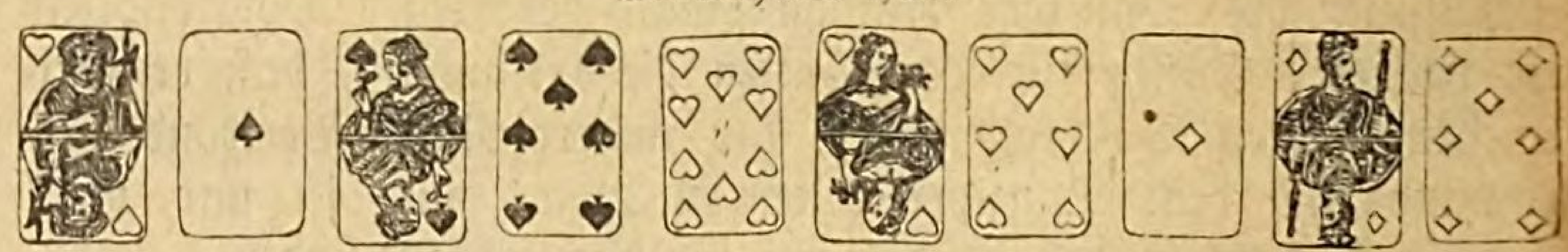
S J E   B J S
A S T   O R A
P O S   E N P
H A A   R O H
J W A N   N O S T
R O S E   E B E R

Skat-Aufgabe.

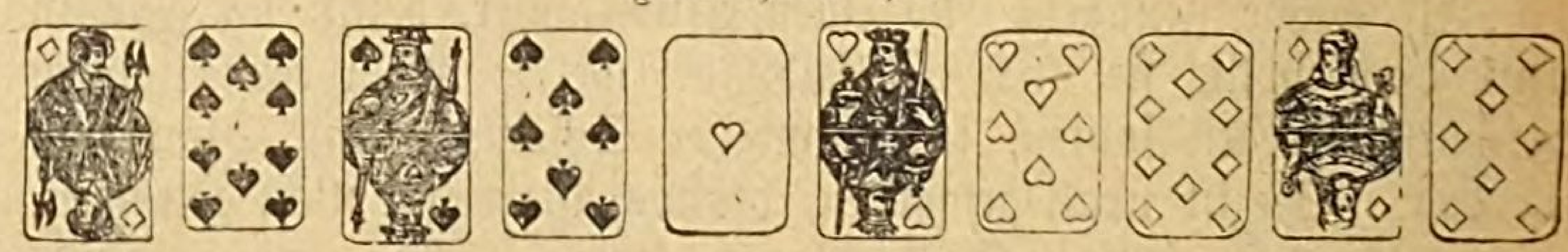
Vorhand hat:

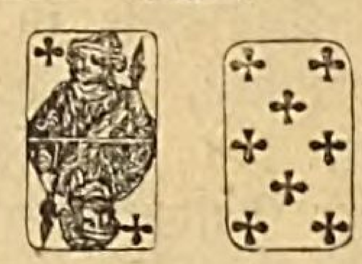


Mittelhand hat:



Hinterhand hat:



Im Skat liegt: 

Räthsel. Das Schloß.

Füll-Räthsel.

e i d
m i d i a
n i c o t i n
e i t e l f _ _ _
h i l d e s h e i m
b i m s s t e i n
e i n h e i t
b i l i n
a i x

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 50 — Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt — 9. Dezember 1888

Die Brautwerbung des Czaren Alexis.

Von W. Münchow.

Ein merkwürdiger, am Hofe der Regenten Rußlands noch im 17. Jahrhundert üblicher Brauch war der öffentliche Aufruf zur Brautschau, wenn ein Großfürst oder Czar es für angemessen fand, sich in den Stand der Ehe zu begeben. Mehrere Fürsten aus dem Hause Rurik und auch die ersten Romanoffs vermählten sich in den Formen dieser alten Sitte, die orientalische Ansprüche auf äußeren Glanz machte und weniger auf die stillen Neigungen des Gemüths berechnet zu sein schien. Bei dieser Musterung kam es mehr auf die Reize des Körpers und die Anmuth der äußeren Erscheinung, als auf die Güte des Herzens und die Vorzüge des Geistes an, denn nur jene konnten sich bei den Festen der Brautschau, bei denen der erste Eindruck maßgebend war, geltend machen.

Der erste Czar aus dem Hause Romanoff, Michael, der Sohn des edlen Philareth, hatte sich sehr jung mit seiner Cousine, der Prinzessin Maria Dolgoruki vermählt; sie starb aber schon im vierten Monat der Ehe. Diese Ehe war mehr eine Folge konventioneller Rücksichten als die freie Wahl seines Herzens gewesen; er beschloß daher, bei einer zweiten Vermählung ganz seiner Neigung zu folgen, und zu diesem Zwecke wählte er die alte Sitte des öffentlichen Aufrufes. Ihre diesmalige Anwendung war ein wichtiger historischer Akt, da durch denselben die noch heute das große Kaiserreich beherrschende Dynastie, die der Romanoff-Holstein-Gottorps, gegründet wurde. Am 14. Januar des Jahres 1644 waren die Prachtgemächer des Kreml festlich geschmückt und am Abend hell erleuchtet. Im großen Czarensaale hatte sich eine zehnfache Reihe von schönen Jungfrauen um den noch ganz jungen Herrscher vereinigt. Mit mildem Ernst ruhten die blauen Augen des im reichen Schmuck seiner Würde erschienenen Czaren auf dem herrlichen Bilde. Doch gab er bald durch eine leichte Verbeugung der kurzen peinlichen Brautschau den Schluß, denn der ganze Akt war nur ein leeres Schauspiel gewesen, um die gewohnten alten Formen der Sitte beizubehalten; der Czar hatte bereits an einem der Vorfeste eine Wahl getroffen. Beim Schalle der Jagdhörner entfernten sich die Jungfrauen, noch überlassen ihren Wünschen und Hoffnungen. Ein großer Beweis des Zartgefühls des Czaren lag in dem Umstande, daß bei dieser Brautschau keine die Auserlesene erhebende und zugleich hundert andere Gemüther schwer verletzende öffentliche Bezeigung seiner Neigung vorkam. Erst am anderen Tage überbrachte eine Deputation von vornehmen Beamten des Hofes einem einfachen, aber sehr lieblichen Landmädchen, der Tochter eines Gutsherrn, der achtzehnjährigen Eudoxia Stresneff, das prachtvolle Brautkleid, auch das reiche, aus großen Diamanten geformte Diadem der Czarin, und aus dem einfachen Landmädchen wurde die Ahnfrau des heutigen Kaiserhauses.

Dem ältesten Sohne aus der Ehe Michaels und der Eudoxia, dem Czar Alexis, hatte die Vorsehung reiche, seine Länder beglückende Herrschergaben verliehen. Noch hatte bis dahin kein Czar auf dem Throne Rußlands gesessen, der sich so anhaltend und ernstlich, wie er, den Wissenschaften gewidmet. Dadurch erwarb er sich nicht allein einen reichen Schatz nützlicher Kenntnisse, sondern er förderte auch durch Lehre und Beispiel die Civilisation seiner Russen. Wie der Vater, so hatte auch der Sohn, der wie Karl XII. schon mit sechzehn Jahren den Thron bestieg, sich sehr jung vermählt. Es geschah ebenfalls auf dem Wege der Brautschau durch öffentlichen Aufruf. Seine Wahl war auf Maria, die Tochter des reichen Bojaren Elias Danielowitsch Mioslawskoi gefallen. Ihre Eltern hatten lange im Auslande, in Berlin, Wien und Paris gelebt, und sie hatte eine feinere, wissenschaftlichere Bildung genossen, als sie damals bei anderen vornehmen Töchtern Rußlands anzutreffen war. Sie wird als eine geistreiche und zugleich sanftmüthige, milde Fürstin, als eine aufmerksame Gattin und verständige Mutter geschildert. Von ihren Kindern kamen drei zur Regierung Rußlands: der Czar Fedor III., der sehr früh starb, die geisteskräftige Großfürstin Sophia, die einige Jahre unter den Rathschlägen ihres Günstlings, des Fürsten Wasilje Galitzin, mit Kraft und Umsicht als Regentin und Vormünderin ihres jüngeren Bruders wirkte, und der schwachsinnige, aber ehrliche Iwan III., der dem Namen nach sieben Jahre zugleich mit Peter I. regierte.

Als im Jahre 1669 die Czariza Maria Illiinischna starb, war der Czar Alexis noch ein schöner kräftiger Mann, dessen regelmäßige Züge einen festen, entschlossenen Charakter, aber auch Wohlwollen und Milde aussprachen. Gewohnt eines stillen häuslichen Glückes, sah er sich bald wieder nach einer seinem Herzen genügenden Gefährtin und zweiten Mutter seiner verwaisten Kinder um. Er trug ein Ideal in seinem Herzen und stellte es sich zur Aufgabe, dasselbe aufzusuchen, bis er es fände. Dabei nahm er sich vor, nicht im Glanze des Herrschers zu wählen, sondern die aufrichtige Neigung und Liebe seiner Gemahlin nur durch sich selbst zu gewinnen. Er glaubte nur auf diese Weise das Glück beider Herzen zu sichern, und er begab sich zu diesem Zwecke jedes Zeichens

seiner Hoheit. Im schlichten Gewande eines Privatmannes zog er aus in die Ferne, nur von einigen Herren seines Hofes begleitet; in den verschiedenen Gegenden seines weiten Reiches suchte er eine seinem Ideal gleichende Jungfrau. Bald trat er als ein reicher Edelmann in die Schlösser der Bojaren, bald stellte er sich als Kaufmann oder Künstler in den Häusern der Bürger vor, bald klopfte er als Landmann oder Handwerker an die Thüren der Bauern. Er fand fast überall einen herzlichen Empfang, aber nirgens ein Ebenbild seines Ideals. Ohne Erfolg kehrte er nach langen Forschungen nach Moskau, wo er Alles zu kennen und von Allen gekannt zu sein glaubte, zurück.

Einige Tage nach seiner Rückkehr streifte er, in Gedanken vertieft, in den Umgebungen der Hauptstadt herum, da begegnete ihm unerwartet ein Jugendgespiele, Artimon von Matwejeff, der damals fern von den Freuden der großen Welt still, aber glücklich im Kreise seiner Familie lebte. Er kam daher auch nur selten an den Hof, obgleich er sich der besonderen Gunst des Czaren erfreute und ihm auch in alter Anhänglichkeit ergeben war. Alexis eilte, angenehm überrascht, auf seinen alten Freund zu und schloß ihn vergnügt in seine Arme. Da er nach kurzem vertraulichen Gespräch noch ganz die alten, treuen Gesinnungen bei ihm wiederfand, beschloß er, ihn zum Vertrauten seiner Herzensangelegenheiten zu machen. Zu diesem Zweck lud er sich zum Mittagessen für den folgenden Tag bei ihm ein, „aber," setzte er hinzu, „weder Deine Frau noch Deine Kinder dürfen wissen, wer mit Dir und ihnen zu Tische sitzt, ich komme als ein Saffianhändler aus Kasan, als Dein alter Bekannter, und ich verlange auch von Dir nur als solcher behandelt zu werden, verstehst Du mich, mein guter Artimon?" „Herr," antwortete dieser, „Du bist unter dem Dache Deines Knechtes in allen Gestalten ein willkommener Gast. Dein Eintritt wird uns Allen Segen bringen, und Dein Geheimniß ist in treuer Brust niedergelegt. Du findest aber, da meine Söhne nicht mehr im Vaterhause sind, nur meine Frau, Anna Carlowna und den Liebling unserer Herzen, eine Pathe, das süße Kind meines Schwagers, des Dir wohlbekannten Kirilla Naryskin" — „Gut, gut!," rief Alexis, „um ein Uhr erwarte Deinen Freund, den Kaufmann aus Kasan."

Matwejeff sagte seiner Frau: „Anna Carlowna, richte Deinen Tisch morgen auf einen werthen Gast ein, es wird ein mir seit langen Jahren befreundeter, braver Kaufmann aus Kasan mit uns speisen." — Pünktlich trat zur bestimmten Stunde der Czar in das Haus seines Freundes. Er trug einen feinen Kaftan von hellbrauner Farbe. Am Gürtel hing ein Säbel mit schwerem silbernen Griff und vorn eine kleine geschmackvolle Tasche, wie sie damals die vornehmen Kaufleute zu tragen pflegten. Das Haus seines Freundes war alt im Aeußern und Innern, es trug aber das Gepräge einer gediegenen Wohlhabenheit. Die Frau vom Hause kam dem alten Bekannten ihres Gatten mit freundlichem Willkommen entgegen. Kaum hatte dieser einige verbindliche Worte erwiedert, als er, wie bezaubert von einem himmlischen Lichtstrahl, sprachlos stehen blieb. Er sah ein überaus liebliches, achtzehnjähriges Mädchen, dessen Schönheit ihn um so mächtiger berührte, als dieses keine Ahnung von dem Eindruck zu haben schien, den seine Erscheinung auf die Herzen der Männer machte.

Als der Czar Sprache und Fassung wiederfand, sagte er zu seinem Freunde: „Also das ist das Pathchen, von dem Du mir wie von einem Kinde sprachst?" — „Tretet nur näher, mein werther Gast, und Ihr werdet bei unserem lieben Pflegekinde weder das unschuldige Herz, noch den heiteren, kummerlosen Sinn eines Kindes vermissen," sagte Matwejeff. Mächtig ergriffen von dem, was er sah und hörte, sprach Alexis während der Mahlzeit nur wenig; seine Augen weideten sich an dem Anblick der schönen Jungfrau. Sie und keine Andere sollte Macht und Hoheit mit ihm theilen, aber sein Entschluß blieb fest: nicht der Czar soll um sie werben, sondern der Kaufmann von Kasan soll ihr Herz mit ihrer Hand gewinnen.

Einige Zeit beschäftigte sich der verständige Alexis damit, das Herz, die Verstandeskräfte, die Empfindungen, ja selbst die verborgensten Neigungen des ihm unendlich lieb gewordenen Mädchens zu erforschen. Er fand ihr Gemüth rein und lauter wie die blauen Augen, die hier der klare Spiegel der Seele waren. Matwejeff aber bewahrte das Geheimniß des erhabenen Freundes auch den Seinigen gegenüber redlich. Natalie, noch sehr unbekannt mit der Welt, hatte, zum Glück für den nicht wie sie in der Blüthe des Lebens, sondern im reifen Mannesalter stehenden Kaufmann aus Kasan noch ein freies Herz, sie ließ sich daher die Huldigungen des Fremden nicht allein gefallen, sondern sie fühlte sich auch wirklich hingezogen zu dem Mann von feiner Bildung und Sitte und erwiederte seine Huldigungen mit kindlicher Unbefangenheit. Sie fing an, sich in seiner Nähe wohl zu befinden und sich zu beunruhigen, wenn er durch besondere Verhältnisse abgehalten wurde, zur gewohnten Stunde zu erscheinen. Diese kleinen Fortschritte in einer sein Herz so beschäftigenden Angelegenheit machten den Czar unendlich glücklich. Bald aber hätte er bei aller Klugheit Alles wieder verdorben. Eines Tages nämlich hatte der Kaufmann aus Kasan aus der auf seiner Brust hängenden Tasche drei Schnüre von dem damals auch in Rußland sehr geschätzten goldgelben klaren Bernstein genommen; an denselben hing ein in farbige Edelsteine gefaßtes Bildniß des heiligen Andreas, welcher der Schutzpatron der Häuser Matwejeff und Naryskin war. Dieses ebenso sinnige als kostbare Geschenk überreichte er dem geliebten Mädchen, zugleich aber machte er den Versuch, den Knoten ihres einfachen Busentuches zu lösen, um den Hals für den herrlichen Schmuck zu entblößen. Erschrocken sprang das schüchterne Mädchen auf, eine glühende Röthe und der Ausdruck des Unwillens überzog ihr schönes Antlitz, mit zitternder Stimme und weinend sagte sie: „Behaltet Eure schönen Sachen, für mich passen sie nicht, ein so unziemliches Benehmen würde ich selbst unserm geliebten Czaren nicht verzeihen."

Erstaunt hörte Alexis diese Worte. „Verzeiht, Fräulein, einem Fremden, der unbekannt mit den Sitten der Hauptstadt ist," sagte er. — „So sei es," meinte Matwejeff erschrocken und ernst — „was von einem Freunde des Hauses in unserer Gegenwart geschieht, kann nicht gegen Recht und Sitte sein und Dich daher nicht beleidigen." — Natalie trocknete lächelnd ihre Thränen, sie küßte die Stirn ihres zweiten Vaters, und dem Kaufmann von Kasan reichte sie, wenn auch mit abgewendetem Blick, ihre Hand zur Versöhnung.

Gerührt fragte Alexis sie mit leiser Stimme: „Habt Ihr denn den Czar, den Ihr liebt, schon gesehen?" — „Niemals," antwortete Natalie, „dennoch ist er mir, wie uns Allen, der Gegenstand der innigsten Liebe und Verehrung. Nie werde ich die Worte meines in Gott ruhenden Vaters vergessen, er sagte: Unter Alexis Michailowitsch ist das Volk weiser und besser, also auch glücklicher geworden."

Noch an demselben Tage erklärte der Czar seinem Freunde, daß er das ebenso gute als schöne Mädchen zur Gemahlin erwählt habe. Matwejeff fiel seinem Herrscher zu Füßen und sprach die Bitte aus, sich nicht eher zu Gunsten seines Mündels auszusprechen, bis auf seine Aufforderung sich wieder alle schönen Jungfrauen des Landes in Moskau versammelt und er die Ueberzeugung gewonnen hätte, unter ihnen nicht eine würdigere Gemahlin, als sein einfaches Kind gefunden zu haben; „denn," setzte er mit fester Stimme hinzu, „sein Glück liegt uns ebenso am Herzen, wie das des Herrschers über Rußland."

Der Czar verstand sehr wohl den tiefen Sinn dieser Worte, er schwieg einige Augenblicke, dann sagte er: „Artimon Borrissowitsch, Dein Wunsch soll erfüllt werden, für mich stehe ich, aber wer bürgt mir für Natalie? Wird sie die Möglichkeit, vielleicht auch der Wunsch und die Hoffnung, den Czaren zu gewinnen, nicht den Kaufmann von Kasan aufgeben lassen? Und würde der Erstere solch Glück auf Kosten des Letzteren begehren? Ich will Gewißheit haben!"

Am nächsten Tage bei einer sich darbietenden Gelegenheit offenbarte sich der Kaufmann von Kasan der schönen Natalie und bat sie um ihre Hand. Er sagte ihr: „Ich habe nur einen bescheidenen Heerd, ein kleines freundliches Haus, das gerade nur zwei glückliche, nicht große Ansprüche machende Menschen unter seinem friedlichen Dache beherbergen kann." Mit bescheidener Anmuth und niedergeschlagenen Augen gab das überraschte Mädchen in einfacher, aber herzlicher Antwort das Versprechen, nach eingeholter

Einwilligung ihrer Pflegeeltern die Seinige werden zu wollen, doch erbat sie sich eine Frist von einem Monat, um sich zu sammeln und sich der Sitte des Landes gemäß würdig auf diesen ernsten Schritt vorzubereiten.

„Noch eins, mein Kind," sagte Alexis, „die Stadt ist heute durch eine merkwürdige Neuigkeit überrascht worden. Der Czar wird die schönsten Mädchen des Reiches durch öffentlichen Aufruf an seinen Hof laden, doch bleibt es den Töchtern und Eltern freigelassen, ob sie erscheinen wollen oder nicht, Du wirst dem Aufruf folgen; wie aber, wenn die Wahl des Czaren auf Dich fällt, was wird dann aus mir werden?" — „Nie, nie werde ich Euch in Sorge bringen," rief Natalie lebhaft aus, „Hand und Herz bleiben Euch! Ich werde dem Aufruf nicht folgen."

„Und doch sollst Du das, mein Liebling, ja ich verlange es; erwählt er Dich, so trete ich Deinem Glück nicht entgegen, obgleich mir das Herz bluten wird."

Mit diesen Worten verließ Alexis das Haus seines Freundes.

Bald erschien der Tag, an dem Matwejeff sein schönes Mündel in den Czarensaal führte. Schon hatte sich wieder im prachtvollen Audienzsaal beim Scheine von tausend Kerzen jener lebendige Kranz schöner Mädchen gebildet. Dreimal ertönte der Klang der Waldhörner, um die Nähe des Czaren zu verkündigen. Ein tiefes Schweigen verbreitete sich in dem Saale. Es öffneten sich die Flügelthüren, und in männlicher Schönheit, angethan und geschmückt mit allen Zeichen seiner Herrscherwürde, die linke Hand an das goldene, mit kostbaren Steinen besetzte Schwert gelegt, und mit der rechten die schöne Versammlung grüßend, trat der Czar in den Kreis zur Brautschau. Bald fand sein Auge, was er suchte, er begegnete den Blicken der Auserkorenen seines Herzens. Natalie sank, getroffen von der Macht des Augenblicks, ohnmächtig in ihren Sessel zurück. Sogleich gab der Czar das Zeichen, daß die Gesellschaft entlassen sei, dann beschäftigte er sich ausschließlich mit dem erst nach und nach seine Fassung wieder gewinnenden Mädchen und erklärte ihm den Zusammenhang der Sache.

Am andern Tage wurde Moskau durch kaiserliche Herolde benachrichtigt, daß es dem Czaren gefallen habe, Natalia Kirilowna, Tochter des verstorbenen Bojaren Kirila Poliochtowitsch Naryskin, aus freier Wahl und gegenseitiger herzlicher Zuneigung zu seiner Gemahlin zu erheben.

Leider dauerte diese glückliche Ehe nur kurze Zeit, denn schon fünf Jahre nach der Vermählung starb Alexis Michailowitsch nach kurzer Krankheit im 47. Jahre seines Lebens und im 31. seiner milden Regierung. Noch auf dem Sterbebette gab er der vom Schmerz tief niedergebeugten Gemahlin ein herrliches Zeugniß, als er zu den um sein Lager versammelten Bojaren die merkwürdigen Worte sagte: „Gott war mit mir, als mein Herz diese Frau erwählte, sie hat die Freuden und Sorgen meines Lebens getheilt und den Abend desselben versüßt, ehrt mein Andenken durch die Anerkennung ihrer Tugenden, denn sie verbreiteten ihre Wohlthaten nach allen Seiten hin."

So war die Frau beschaffen, welche dem Reformater Rußlands, Peter dem Großen, das Leben gab. Der große, mächtige unbeugsame Herrscher, dessen Zorn Millionen zittern machte, blieb auch auf dem Kaiserthrone einer solchen Mutter ein folgsamer Sohn, ein dankbares Kind. Sie war und blieb der Gegenstand seiner zärtlichsten Liebe und reinen Verehrung, so lange sie lebte. Wie der schwer zu zügelnde Knabe sich oft nach losen Streichen reuevoll wie ein frommes Lamm an ihre Knie schmiegte, so demüthigte sich zu jeder Stunde mit kindlicher Pietät der starke Mann, der mächtige Selbstherrscher aller Reußen an dieser Stelle, er verehrte seine Mutter wie eine Heilige. Ununterbrochen lauschte er auf ihre Wünsche, selbst sein rastloser Drang zu reformiren fand hier seine festen Schranken, er beugte sich vor der in hoher Frauenwürde dastehenden, aber streng bei ihrem patriarchalischen Leben, den Sitten und Gebräuchen ihrer Vorfahren verbleibenden Mutter. Sie war die einzige Dame an dem früh nach europäischem Muster modernisirten Czarenhofe, welche bei allen Gelegenheiten nach wie vor in der altmoskowitischen Frauentracht erschien.

Als er am 4. Februar 1696 diese geliebte Mutter und treueste Freundin verlor, zeigte sich das ganze Gemüth des Naturmenschen; sein Schmerz war so groß, daß er jedes tröstende Wort mit Heftigkeit zurückwies. Mehrere Tage verschloß er sich in sein Zimmer, und seine sonst ununterbrochene Thätigkeit ruhte gänzlich. Als er von dem Begräbniß zurückkam, sagte er zu seinem Gefolge: „Ich habe meinen guten Engel verloren, nun will ich sein Andenken dadurch ehren, daß ich mich wieder mit allem Eifer dem mir von der Vorsehung zugewiesenen Tagewerk widme."

Er hatte wahr gesprochen, als er sagte: „Ich habe meinen guten Engel in ihr verloren," denn er fehlte ihm sehr oft, wenn es in seinem späteren Leben darauf ankam, die raschen, oft stürmischen Beschlüsse seines Verstandes durch milde Regungen des Herzens zu besänftigen und seinen oft schrankenlosen, ihn zu grausamen Handlungen treibenden Zorn in die Wege der Menschenfreundlichkeit zurückzuführen. Der frühe Tod — sie hatte eben erst das vierzigste Lebensjahr erreicht — bewahrte die edle Frau vor dem Schicksal, zu sehen, wie ihr Sohn seine Schwester mißhandelte, seine Gemahlin verstieß und den Erben seines Thrones tödtete.

Sehr wenig bekannt ist es, daß die Czariza Natalia Kirilowna der alten Hauptstadt des Reiches als Andenken das kostbarste aller Bücher der Welt zurückgelassen hat. Es ist ein von ihr der Kirche der Auferstehung geschenktes Evangelium. Sein Einband besteht aus Platten von gediegenem Golde, sie sind überreich mit Diamanten und bunten Edelsteinen besetzt. Das Ganze wiegt 4 Pud (80 Kg.) und wird auf 1,200,000 Silberrubel geschätzt. Unter den erwähnten Edelsteinen befinden sich die größten bekannten Smaragden, die der Angabe nach in den Grabmälern des großen Mongolenfürsten Dschingiskhan und seiner Nachkommen gefunden worden sind. Es mag wohl wenig Bibliotheken in der Welt geben, die den Geldwerth dieses kostbaren Evangeliums haben. An den großen Kirchenfesten, wo dasselbe in Gebrauch kommt, tragen es zwei starke Männer auf den Schultern zum Altar.

Artimon Matwejeff wurde später Oberhofmeister, er war ein Mäcen der Künste und Wissenschaften, wurde jedoch unter Fedor verbannt, aber bald wieder zurückgerufen und in alle Würden und Güter wieder eingesetzt, in welchen er dann bis zu seinem Tode verblieb. Sein Sohn Andreas wurde ein berühmter und von Peter I. viel gebrauchter Diplomat, er war Gesandter in London und Wien. Kaiser Karl VI. erhob ihn in den deutschen Reichsgrafenstand, und dessen Tochter wurde die Stammfrau des berühmten Hauses Romanoff. Die Naryskin kamen durch jene Vermählung zu hohen Ehren und großen Gütern, sie haben aber niemals den Grafen- oder Fürstentitel geführt, auch auf ihrer Familiengruft steht nur der Name Naryskin, aber unter demselben liest man die Worte: „Aus dieser Familie ist die Mutter Peters des Großen hervorgegangen."

Eine illustrirte Hausbibel.

Hierzu zwei biblische Landschaften.

Bereits in jenen früheren Jahrhunderten, da die erstandene Buchdruckerkunst sich in den Dienst der Reformation stellte und in der weiten Verbreitung der Bibel eine ihrer Hauptaufgaben fand, wurden Ausgaben dieses Buches der Bücher mit dem Zierrath von Holzschnittbildern hergestellt. In neuerer Zeit hat der Bibeltext die Grundlage zu mehreren Prachtwerken geboten. So zeichnete der berühmte Meister Schnorr von Carolsfeld eine große Zahl von Kompositionen zur Holzschnittausführung für eine Bilder-Bibel, und der Meister der modernen Illustration, Gustav Doré, schuf zu dem gleichen Zweck einen ungemein reichen Bilderschmuck. Solche künstlerischen Werke haben in der Welt eine weite Verbreitung in verschiedenen Sprachen gefunden; die deutsche Ausgabe von Doré erschien in der Stuttgarter Verlagshandlung von Eduard Hallberger. Auch diese sollte nicht allein dastehen, denn gegenwärtig erscheint im hiesigen Verlage von Max Pasch eine Prachtbibel in reichem Schmuck von Bildern, Initialen und Ornamenten, deren farbige Ausführung von hervorragender Schönheit und künstlerischem Werthe ist.

Eine engere Begrenzung der Bibelillustration zeigt eine eben im hiesigen Verlage von Friedrich Pfeilstücker vollendete „Illustrirte Hausbibel“ nach der deutschen Uebersetzung von Martin Luther. Abweichend von den bisherigen Bilderbibeln, welche nur Szenen und Ereignisse der Bibel mit mehr oder weniger Phantasie zur Darstellung bringen, wird bei dieser zum ersten Mal unternommen, das Verständniß der Heiligen Schrift durch Darstellung von Gegenständen, Stätten und Plätzen, durch Karten, sowie durch Abbildungen von Pflanzen, Thieren, Alterthümern 2c. nach authentischen Quellen zu unterstützen. An solchen Illustrationen enthält diese Bibel über tausend, darunter nicht weniger als fünfundfünfzig Darstellungen biblischer Landschaften und Städte, dazu zahlreiche farbig ausgeführte Karten. Das Buch hat ein handliches Kleinquart-Format und zeichnet sich durch große deutliche Schrift aus. Eine sehr verdienstliche Einrichtung in derselben ist die in den Anfang eingefügte Familienchronik, in welcher kurze Lebensnachrichten über die Familienglieder Platz finden sollen. Wer erfahren hat, wie schnell sich die Ueberlieferung von den Lebensumständen der Vorfahren und Anverwandten verflüchtigt, wie oft die Enkel nicht mehr von ihren Großeltern genügende Rechenschaft zu geben im Stande sind, wird diese Chronik in ihrem Werthe zu würdigen wissen.

Die Illustrationen der heiligen Stätten, von denen wir heute eine aus dem alten und eine aus dem neuen Testament dem Leser vorführen, zeichnen sich durch vortreffliche Holzschnitt-Ausführung aus. Durch letztere wird diese „Illustrirte Hausbibel“ mit ihren zahlreichen ebenso zuverlässigen als mustergiltigen Abbildungen, die den biblischen Geschichtsunterricht und das Bibellesen in hohem Maße zu beleben geeignet sind, auch zu einer werthvollen Gabe für die Schule. Die Bilder leisten, was der Herausgeber beabsichtigt, nämlich den Bibelleser in eine möglichst genaue und der Wirklichkeit entsprechende Kenntniß der in der Heiligen Schrift vorkommenden Dinge und Schauplätze einzuführen. Möchte um dieses ihres lehrhaften Charakters willen die Hausbibel eine Schulbibel in dem Sinne werden, daß sie von recht vielen Schulen und Lehrern als Veranschaulichungsmittel erworben würde. Damit dieselbe diesem Zweck dienen kann, ist der Preis sehr billig bemessen; er beträgt für das geheftete Exemplar $17\frac{1}{2}$ Mark und steigt für den Einband von 5 bis $14\frac{1}{2}$ Mark auf.

Man kann diesem Unternehmen nur aufs Dringendste eine möglichst zahlreiche Unterstützung seitens aller christlichen Familien wünschen. Namentlich möchten wir die Illustrirte Hausbibel als passendes Hochzeitsgeschenk, sowie auch für den Weihnachtstisch oder als Konfirmationsgabe dringend empfehlen.



Der Berg Sinai.

Erziehungs-Probleme.

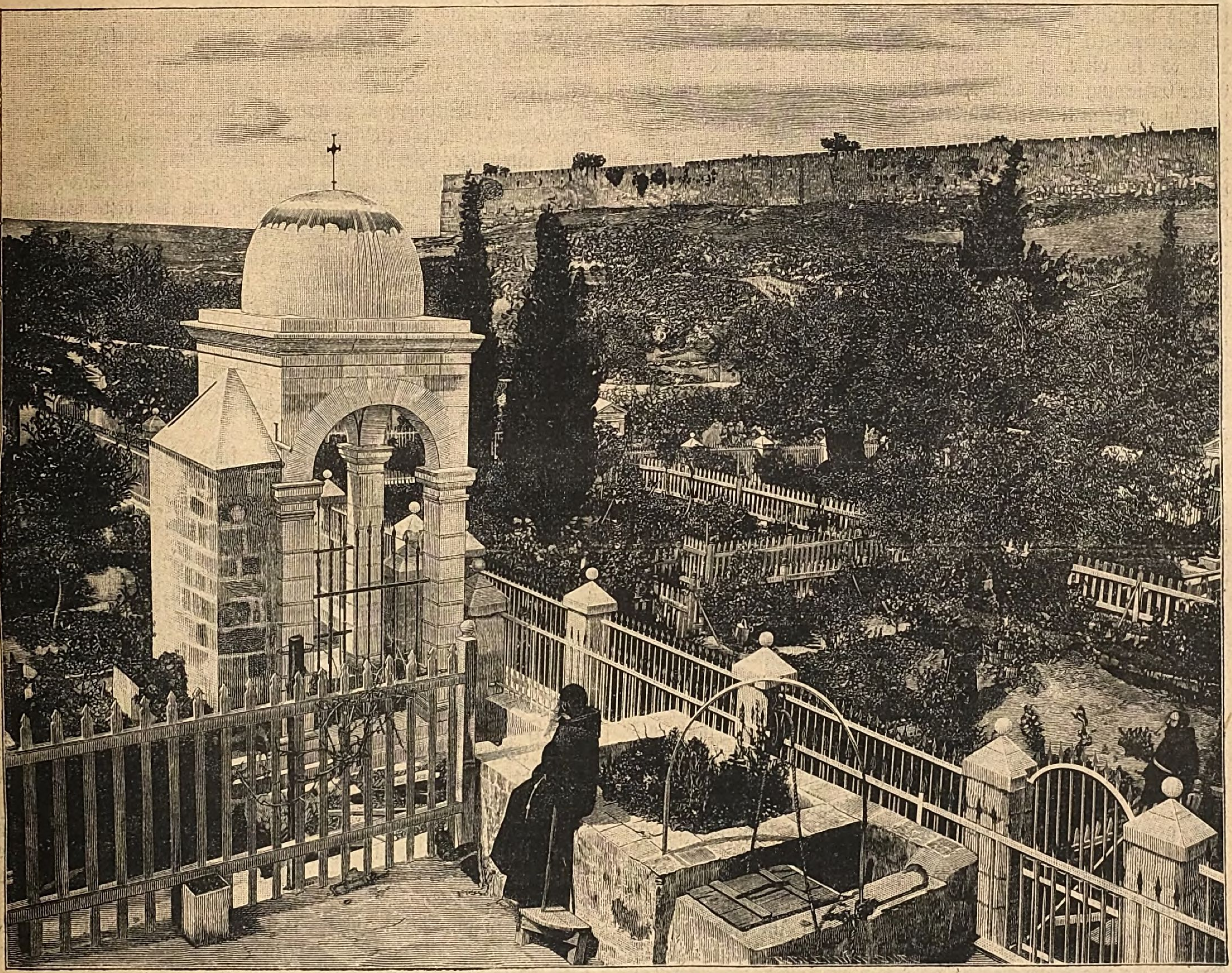
Von P. Berger.

Man hat das vorige, das 18. Jahrhundert, das pädagogische genannt, und man hatte ein Recht dazu im Hinblick auf die große Regsamkeit auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts, der Pädagogik, in deren Dienst viele der bedeutendsten Geister der Zeit ihre Kräfte stellten. Welch mächtige und heilsame Anregungen gingen von einem Rousseau, dem sogenannten Philanthropisten, einem Pestalozzi aus! Ueberall, in Deutschland namentlich, entstanden Institute, welche die neuen pädagogischen Prinzipien zu realisiren sich bestrebten; eine pädagogische Literatur blühte empor.

In noch viel höherem Grade aber hat in unserer Zeit die Pädagogik das Interesse, man kann ohne Uebertreibung sagen, fast aller Schichten der Bevölkerung auf sich gezogen, in richtiger Würdigung der großen und weitreichenden Bedeutung einer naturgemäßen Erziehung, eines nutzbringenden und ersprießlichen Unterrichts für den Staat, die Gesellschaft. Das politische und soziale Leben unserer Zeit ist ein äußerst verwickeltes, zusammengesetztes, reich an noch ungelösten Problemen, an tief einschneidenden Schäden, an krassen Widersprüchen. Licht in dieses Dunkel zu bringen, diesen Knäuel zu entwirren, den Widerstreit zwischen der Wirklichkeit und dem wohl berechtigten Sehnen des Menschenherzens nach Glück und Befriedigung aufzuheben, das ist die Aufgabe der modernen Pädagogik. Eine hohe, erhabene und herrliche, aber auch unendlich schwierige Aufgabe.

altete und für unsere moderne Zeit nicht mehr passende Normen praktisch ausgeführt werden müßte.

Es wäre wünschenswerth, daß Jeder, der das wichtige Geschäft der Erziehung zu leiten hat, also vor Allem Eltern und Lehrer, sich stets bewußt wäre der Nothwendigkeit und des Zieles der Erziehung. Die erstere ergiebt sich aus der Betrachtung der Unbehilflichkeit und Unmündigkeit der Unerwachsenen, welche der Leitung und Unterweisung seitens der Erwachsenen bedürfen, um in der Gesellschaft, in die sie hineingeboren worden sind, einen angemessenen Platz auszufüllen. Ist man von der Nothwendigkeit der Erziehung wohl überall überzeugt — und sollte diese Ueberzeugung irgendwo nicht vorhanden sein, so wahrt, wenigstens bei uns in Deutschland, der Staat das Recht der Unerzogenen durch den Schulzwang, der nur eine Maßregel ist, um egoistisch oder



Im Garten Gethsemane.

Soll die Pädagogik den an sie gestellten Ansprüchen nun auch gerecht werden, soll sie den Erwartungen, den Hoffnungen entsprechen, die man auf sie setzt, dann muß freilich noch Vieles anders, ganz anders und besser werden auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichtes. Täuschen wir uns nicht! Gewiß ist Vieles und Großes schon erreicht; aber zu einem Abschluß, der nur einigermaßen befriedigen könnte, sind die pädagogischen Bestrebungen noch nicht gelangt. Vor allen Dingen muß der Pädagogik, soll sie die gewünschten und erhofften Ergebnisse erzielen, die centrale Stellung angewiesen werden, die ihr gebührt; sie muß gleichsam das Herz werden des Staats- und des Gesellschafts-Körpers. Sie bedarf dann fernerhin aber auch einer gründlichen Reform, die wissenschaftlich-theoretisch eingeleitet und darauf mit Entschiedenheit und ohne Rücksicht auf althergebrachte, aber ver-

unvernünftig denkenden Eltern gegenüber die Rechte der Kinder, der Unmündigen, zu vertheidigen — so gehen hinsichtlich des Zieles, des Zweckes der Erziehung dagegen die Ansichten der Menschen weit auseinander, zum großen Nachtheil der Erziehung, besonders der öffentlichen, d. h. der schulmäßigen. Als oberster Grundsatz für alle Erziehenden müßte stets der gelten: „Suche die geistigen Anlagen und Interessen des Zöglings zu erkennen, um darnach beurtheilen zu können, für welchen Beruf er am besten paßt.“ So einfach diese Regel zu sein scheint, so wenig wird sie doch richtig gewürdigt und praktisch verwendet. Und doch ist sie so außerordentlich wichtig, für die Erreichung des Zieles einer jeden Erziehung ganz unentbehrlich! Dieses Ziel ist offenbar: die Befriedigung, das Glück des Menschen oder, da man diese Bezeichnung des Zweckes der Erziehung als Eudämonismus

und daher, obwohl ganz mit Unrecht, als mit den Ideen des Christenthums unverträglich hinstellen könnte, die Harmonie des einzelnen Menschen, des Individuums mit der Gesammtheit, der Gesellschaft. Dieses Ziel ist aber verfehlt, wenn das Individuum nicht eine seinen Fähigkeiten, seinen Interessen und Neigungen angemessene Stellung in der Gesellschaft einnimmt; an die Stelle der Harmonie tritt dann der Kampf mit der Gesellschaft, der meistens den Untergang des betreffenden Individuums herbeiführt. Die Harmonie kann nur da vorhanden sein, wo der Mensch an seinem Platze ist. Es muß daher die Erziehung so beschaffen sein, daß das Individuum den ihm in der Gesellschaft gebührenden, d. i. seinen Fähigkeiten und Neigungen entsprechenden Platz einnehmen kann. Damit dies aber geschehen kann, ist eine gänzliche Umgestaltung des gegenwärtigen Erziehungs- und Unterrichts-Systems unbedingt nöthig, und diese Umgestaltung, diese Reform des öffentlichen Schulwesens — denn die Erziehung der Kinder fällt ja heutzutage zum größeren Theile der Schule zu — möglichst zu beschleunigen, fordert dringend und unablässig die Erwägung, daß es so viele, so unendlich viele verfehlte Existenzen giebt. Einer Erziehung nach dem oben angegebenen Grundsatze entgegen steht in unserem Unterrichtssysteme der Dualismus zwischen Real-Gymnasium und humanistischem Gymnasium in ihrer gegenwärtigen Organisation, in der dem humanistischen Gymnasium zum Theil unberechtigter Weise zugestandenen Bevorzugung vor dem Real-Gymnasium, ferner auch in der gegenwärtigen Einrichtung der Abiturienten-Examina oder vielmehr ihrer Handhabung, nach welcher sie Staats-Prüfungen sind, mehr dazu bestimmt, die Leistungsfähigkeit der betreffenden Anstalt, der Lehrer, als der abgehenden Schüler zu ermitteln; sie führen eine Verkümmerung der beiden letzten, gerade der wichtigsten Schuljahre, durch gewaltsames Einpfropfen von Gedächtnißstoff, von vielen Dingen, die nach absolvirtem Examen als unnöthiger Ballast sehr bald wieder über Bord geworfen werden, herbei. Solchen Uebelständen muß und kann mit leichter Mühe abgeholfen werden; den ersteren zu beseitigen, verspricht die Einheitsschule; an die Stelle des staatlichen Abiturienten-Examens könnte eine nur von den Lehrern der betreffenden Anstalt abgenommene Abgangs-Prüfung treten. Es ist durchaus wünschenswerth und dringend nöthig, daß eine freiere Entwickelung, eine freiere Entfaltung der geistigen Kräfte und Anlagen möglich, ein weiterer Spielraum gewährt werde. Sobald ein Jeder seine ihm von der Natur verliehenen, besonderen Gaben und Anlagen in angemessener Weise entwickeln, eine harmonische Uebereinstimmung zwischen seinem Interesse und dem Lernstoffe herbeigeführt werden, ihm die sichere Aussicht auf eine Stellung geboten werden kann, in der er seine Kenntnisse in eine ihn auch materiell sicherstellenden Weise verwerthen kann, alsdann ist das Grundproblem aller Erziehung gelöst. Mit der Lösung dieses Problems ist zugleich auch ein Stück der sozialen Frage, die jetzt alle Gemüther in Aufregung und Spannung hält, gegeben, der Weg für eine ruhige innere Entwickelung der Staaten geebnet.

Das Geschäft der Erziehung ist somit das wichtigste und folgenschwerste, und man kann dem Dichter mit vollstem Rechte beistimmen, wenn er sagt: „Die Zukunft habet Ihr, Ihr habt das Vaterland, Ihr habt der Jugend Herz, Erzieher, in der Hand!" Daher muß diesem Geschäfte aber auch die größte Sorgfalt gewidmet werden. Vor Allem sei der Erzieher stets eingedenk des obigen Prinzipes aller Erziehung, und stets möge er sich auch erinnern, daß der Unterricht nie Hauptzweck ist, sondern nur Mittel zum Zweck sein kann. Daher befolge er den Grundsatz: „In der Beschränkung zeigt sich der Meister," der nicht dringend genug, namentlich den jungen, angehenden Pädagogen, empfohlen werden kann. Ganz besonders sei aber auch noch darauf hingewiesen, daß es von großer Wichtigkeit und in hohem Grade förderlich ist für das Geschäft der Erziehung und die Erreichung ihres Zieles, auch den Unterricht von dem aus der Beanlagung des Zöglings unmittelbar hervorgehenden Interesse an ferner liegenden Gegenständen so zu handhaben, daß die willkürliche Aufmerksamkeit, die sonst solchen Fächern zugewandt werden muß und viel geistige Kraft absorbirt, mehr und mehr in die unwillkürliche übergehe, die der Schüler den seinen Anlagen und seinem innersten Interesse entsprechenden Gegenständen entgegenbringt. Dadurch wird der Erzieher sehr viel zur harmonischen Gesammtentwickelung des Zöglings beitragen, wird demselben viele qualvolle Stunden ersparen, die einseitige Abneigung gegen manche Zweige der Wissenschaft und deren daraus entspringende falsch und gering schätzende Beurtheilung verhüten und die Erreichung des wahren und rechten Ziels aller Erziehung fördern.

Eine Christbescheerung.

Humoreske von E. Redenhall.

Ein dichter Novembernebel lagerte trübselig auf den Straßen der Stadt und übte seine verstimmende Wirkung auf die verschiedensten menschlichen Kreaturen, so auch auf den Rentier und Stadtverordneten Herrn Michael Auerhahn. Er saß mißmuthig auf seinem mit braunem Ledertuch bezogenen Lehnstuhl am Schreibtisch, las die Zeitung und ärgerte sich, da er bei seinem Aussehen nach allen Regeln der Physiognomik sich naturgemäß ärgern mußte, nicht nur über Kolonialpoliticik und Kornzölle, sondern ganz besonders über die zahlreichen Angebote von Lotterieloosen. Diese Lektüre wäre im Stande gewesen, ihm auch die beste Stimmung zu verderben, denn der Herr Stadtverordnete war ein abgesagter Feind aller Glücksspiele, und seine Abneigung gegen dieselben war bei ihm fast zur Manie geworden. Er eiferte dagegen zu jeder Zeit und an jedem Ort, gleichviel ob ihm eine Berechtigung dafür zustand oder nicht, und war eben dabei, mit Ingrimm im Herzen die Zahl der Lotterien zusammenzuzählen, die man für gut befunden, ins Leben zu rufen, als seine alte Köchin Christiane Birnbaum, welche ihm seit 23 Jahren treue Dienste leistete, laut weinend ins Zimmer trat.

„Nun, was hast Du denn?" fuhr Herr Michael Auerhahn ärgerlich auf, „Du geberdest Dich ja, als wäre ein Unglück geschehen." „Das ist auch der Fall, Herr," antwortete Christiane, eine tief brünette Erscheinung, die bereits im Zenith des fünften Dezenniums stand. Sie hatte etwas struppiges Haar, das in willkürlicher Genialität ihr treues Haupt umgab; in konvulsivisches Schluchzen ausbrechend, fuhr sie fort: „Mein einziger noch lebender Verwandter, mein Vetter Anton, hat gestern, nachdem er noch die heiligen Sterbesakramente erhalten, das Zeitliche gesegnet. Er war ein so guter Mensch, vor einer Stunde erhielt ich die Nachricht seines Ablebens."

„Friede seiner Asche!" sagte der Herr Stadtverordnete salbungsvoll, „tröste Dich Christiane, dies ist unser Aller Bestimmung, und höre jetzt auf zu weinen! Du weißt es, ich liebe nicht in meiner nächsten Umgebung, traurige Gesichter zu sehen."

„Ach, seien der Herr nicht böse," erwiederte die Unterthänigste aller Unterthanen, ihr runzliges Gesicht in heitere Falten zwingend, „daß ich im ersten Schmerz meine Devotion so weit vergessen konnte."

„Schon gut, schon gut!" sagte der selbst über die Gefühlsregungen seiner Dienstboten herrschende Gestrenge. „Doch Christiane, hatte Dein Vetter nicht etwas Vermögen? Du mußtest doch die alleinige Erbin sein?"

„Nein, Herr! er lebte von seiner Hände Arbeit und einer kleinen Unterstützung, die ihm ein Verwandter zukommen ließ. Als ich jedoch vor drei Tagen das letzte Mal bei ihm war," — hier vergaß die Trauernde, in der Erinnerung ihres letzten Beisammenseins mit dem Verstorbenen, ihren Respekt vor ihrem Herrn so weit, daß sie wieder kräftig zu schluchzen begann, — „da schenkte er mir ein Lotterieloos zur vierten Klasse und sagte: „Christiane, Du bist noch meine einzige Blutsverwandte, Du hast es immer gut mit mir gemeint, Geld besitze ich nicht, aber ein Lotterieloos, das ich seit zwanzig Jahren, ganz im Geheimen, mir deshalb Entbehrungen auferlegend, spiele. Es ist Nummer 333, nimm es hin, vielleicht erntest Du, was ich seit diesen langen Jahren gesäet, und wirst dadurch glücklich."

„Paperlapapp," sagte der Rentier hochroth vor Aerger im Gesicht. „Hätte auch etwas Gescheidteres als letzte That seines Lebens thun können," stieß er wüthend hervor, „hätte Dir lieber anstatt dessen das Geld zu einem wollenen Rock, den Du bei der Kälte dringend benöthigst, schenken sollen."

Christiane wagte nichts zu erwiedern und entfernte sich, um ihre Arbeit wieder aufzunehmen, während der Herr Stadtverordnete noch lange Zeit an seinem Pult saß und über die verderblichen Folgen des Spiels im Allgemeinen, sowie über das Lotteriespiel nachdachte, das nur in den seltensten Fällen für den Gewinner zum Segen, vielmehr fast immer demselben zum Fluche werde. Er trieb sich dabei in eine durch nichts motivirte Wuth hinein und ging schließlich, seine Stimmung zu verbessern, in ein von ihm stets besuchtes Lokal, um dort an seinem Stammtisch mit gleichgesinnten Freunden einige Stunden zu verplaudern.

*

Sechs Wochen sind seit dieser Zeit verflossen, das alte Jahr schreitet seinem Ende zu, und das schöne Weihnachtsfest hat mit Lichterglanz und Tannengrün seinen Einzug gehalten. Ueberall herrscht Freude und Frohsinn. So auch in dem Hause des Herrn Rentier Auerhahn; ein hellstrahlender Christbaum beleuchtet die freundlichen Räume, und der nur an besonderen Festtagen brennende Kronleuchter verbreitet eine fast blendende Tageshelle.

„Nun Christinchen," sagte der Herr Auerhahn zu seiner ihm seit einigen Tagen angetrauten Frau, alias Köchin, „das hättest Du Dir im Sommer auch nicht träumen lassen, daß Du das Weihnachtsfest als Frau Rentier Auerhahn begrüßen würdest? Ja, ja, unverhofft kommt oft!"

„Ich kann es selbst immer noch nicht glauben," sagte verschämt die alte junge Frau, die vier Tage vorher noch keine Ahnung von dem wichtigsten Ereigniß ihres Lebens gehabt hatte. „Wer hätte das gedacht! Wenn das meine Base selig erlebt hätte! Sie verstand es, die Karten zu legen, und hat mir immer gesagt: „Christine, aus Dir wird noch einmal etwas Großes."

„Ja, ja, mein Herzchen, und wie sich Alle, selbst die Richter auf dem Standesamt gewundert haben. Die Tölpel! Sie ahnen nicht, daß Du mir ein fürstliches Vermögen einbringst."

„Ich? da irren wohl der Herr, wollte sagen, da irrst Du Dich, Michael," antwortete Christiane bestürzt. „Von wo sollte ich Vermögen haben? Daß mein Sparkassenbuch über 350 Mark mein einziges Besitzthum ist, weißt Du doch wohl?"

„Ja, ja, gewiß," fiel der junge Ehemann zögernd ein, „ich bin Dir aber noch eine Erklärung schuldig, die ich mir bis heute zum heiligen Abend aufgespart habe, um Dir eine Weihnachtsfreude ganz besonderer Art zu schaffen. Als ich nämlich vor einigen Tagen meinen gewohnten Spaziergang unternehme, um mich dann, wie immer, in unser Stammlokal zu begeben, vermisse ich, nachdem ich schon einige Straßen weit gegangen, meine Cigarrentasche. Um nicht zurückgehen zu müssen, trete ich in ein Geschäft mit der Absicht ein, mir das Fehlende zu ersetzen. Während ich mit dem Anbrennen einer Cigarre beschäftigt bin, sagt der Verkäufer zu einem neben mir stehenden Herrn: „Denken Sie, ein Gewinn von 150 000 Mark ist auf Nummer 333 in die Kollekte des Herrn Müller gefallen, und das Beste ist, man kennt den glücklichen Gewinner noch gar nicht, da der bisherige, langjährige Besitzer des Looses vor einiger Zeit gestorben ist. Ich hatte zuerst, bei meiner Abneigung gegen das Lotteriespiel, dem Gespräch keine Beachtung geschenkt, erst die Nummer machte mich aufmerksam, da ich ja die Besitzerin dieser drei charakteristischen Dreien kannte. Ich begab mich sofort zu Herrn Müller, um mir die Gewißheit, daß das Gehörte auf Wahrheit beruhe, zu verschaffen. Nachdem mir die Bestätigung derselben geworden, gebiete ich meiner Aufregung Stillstand, führe meinen geplanten Spaziergang aus und halte dann wie alltäglich mein Plauderstündchen in der Kneipe ab. Dann komme ich nach Hause und handle nach meinem unterwegs gefaßten Entschluß, kein Wort davon vor Dir zu äußern, bis es mir geglückt sein wird, Deine Rechtschaffenheit und Treue, mit der Du mir seit 23 Jahren gedient hast, zu belohnen und Dich vor Gott und den Menschen zur Frau Rentier Auerhahn gemacht zu haben. Es ist geschehen, die unterlassenen Aufgebote, da mir die Vergünstigung wurde, ohne dieselben auf dem Standesamt getraut zu werden, werde ich redlich bezahlen, und nun will ich mich aufmachen, um das Weihnachtsgeschenk, das uns der Himmel bescheert hat, zu holen."

Der Herr Stadtverordnete war von dem Gegenstand seiner längeren Rede so in Anspruch genommen, daß er gar nicht bemerkt hatte, daß Christine, jetzt Frau Auerhahn, bei dieser Eröffnung thatsächlich zur Bildsäule geworden war; selbst ihre etwas stark gerötheten Arme und Hände schienen sich bei diesen Mittheilungen vor Schreck zu bleichen. Hatte diese Erzählung ihr Zartgefühl verletzt? Zerstörte sie den Nimbus, der ihren Gatten umgeben? Denn auch eine alte Köchin hat ihre Illusionen. Fühlte sie, daß sie nur Mittel zum Zweck gewesen, und warf sie die Wucht dieses Erkenntnisses seelisch und körperlich so darnieder? Sie rang förmlich nach Athem, um ihrem gepreßten Herzen Luft machen zu können, und pustete endlich hervor: „Jesus Maria, was haben Sie gethan!"

„Du bist doch nicht böse, Christinchen,", unterbrach zärtlich besorgt der Gatte diesen Entsetzensruf, „daß ich Dir erst heute diese Mittheilung mache? Aber ich dachte es mir zu schön, Dich am Weihnachtsabend, bei Lichterglanz und Festesschmuck mit dieser freudigen Nachricht zu überraschen. Bringe jetzt schnell das Loos, ich hole das Geld."

Aber noch immer saß Christinchen Auerhahn wie gelähmt da, sie konnte sich thatsächlich nicht bewegen. „Herr, was haben Sie gethan!" wiederholte sie tonlos.

„Das unverdiente Glück scheint Dich zu verwirren, mein Engel," sagte der zärtliche Gatte, „fasse Dich, man muß bei keinem Ereigniß die Herrschaft über sich selbst verlieren."

„Michel," schrie sie endlich, „es ist ja nicht wahr."

„Ja, ja, mein Herz, es ist pure Wahrheit. Um jeden Irrthum auszuschließen, obgleich ich diese wunderbare 333 nie vergessen hätte, fragte ich Dich zur Sicherheit, als ich es erfahren, in unbefangenem Ton nochmals nach der Nummer. Erinnerst Du Dich?"

„Gewiß, aber der Gewinn ist nicht wahr, Du bist im Irrthum."

„Ich selbst habe es gelesen, es ist Nummer 333."

„Ja, aber es ist doch so, Sie lassen mich ja nicht zu Worte kommen, ich habe das Loos gar nicht mehr."

„Was sagst Du, Unglückliche?" rief der Herr Stadtverordnete mit einem entsetzten Ton aus, der bewies, daß die Lehre, die er eben seiner Frau gegeben, nie die Herrschaft über sich zu verlieren, sich durchaus nicht bei ihm bethätigte.

„Der Herr war böse über den Vetter," hob Christianens zitternde Stimme an, „daß er mir sein Lotterieloos geschenkt, und sagte, er hätte mir lieber das Geld zu einem wollenen Rock geben sollen. Zufällig kam am selben Tage ein Hausirer mit dergleichen Sachen, und so tauschte ich, um dem Herrn gehorsam zu sein, mein Loos für einen wollenen Rock ein."

„Vertauscht?" brachte der Herr Rentier stöhnend hervor und sank, weiß wie eine Winterlandschaft von Gropius, auf das rothgeblümte Sopha.

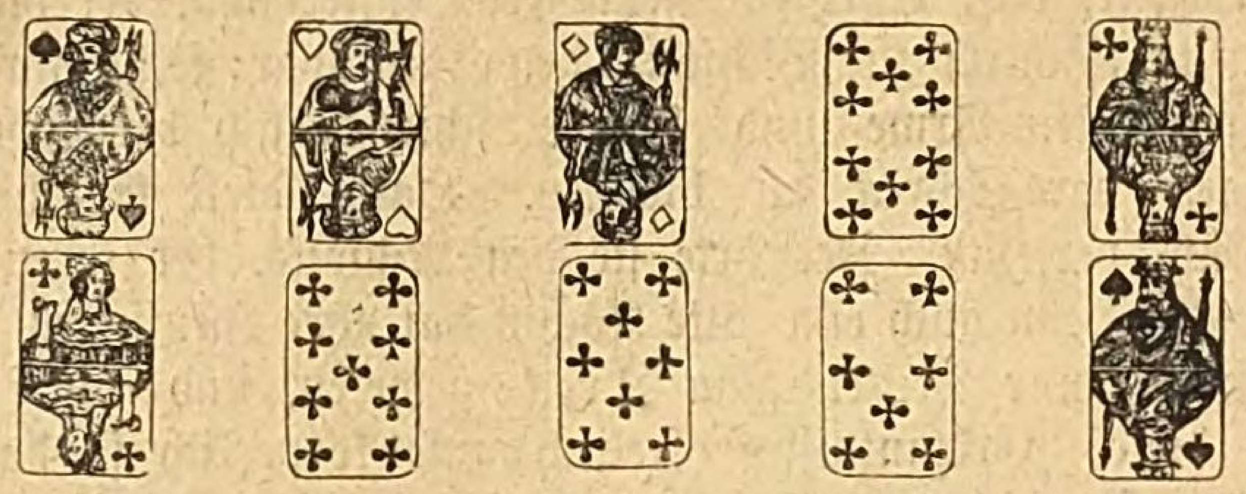
„Christine, Weib," rief er wieder aufspringend, kirschroth im Gesicht, „150,000 Mark für einen wollenen Rock!" Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, die eben noch so hell strahlenden Lichtchen schienen ihm erloschen, ein dunkler Schleier legte sich über seine Augen, und mit ersterbender Stimme flüsterte er: „o, mir wird schlecht, Tropfen, Baldrianthee, ich sterbe . . ."

Der Baldrianthee und das beruhigendste aller Mittel, die Zeit, gaben dem Herrn Stadtverordneten die nothwendige Besinnung wieder. Sein Hausstand erfuhr durch seine Verheirathung keine wesentliche Veränderung; Christiane Bimbau, von jetzt ab Madame Auerhahn genannt, kleidete sich standesgemäß und nahm an seinen Mahlzeiten Theil, im Uebrigen hatte sie sich von ihrem Mann derselben Behandlung zu erfreuen, als wie von ihrem Herrn, dessen ganzes Augenmerk darauf gerichtet blieb, das Motiv seiner Heirath ängstlich zu verbergen. Diese blieb für seine Mitbürger und Freunde ein unlösbares Räthsel. Nur das Weihnachtsfest durfte nie mehr in seinem Hause festlich begangen werden.

Räthsel und Spiele.

Skat-Aufgabe.

Der Spieler in der Mittelhand spielt Treffe-Solo auf folgende Karten:



Der Spieler verlor das Spiel. 1. Wie saßen die Karten, wie wurde gespielt? 2. Ist das Solo durch fehlerhaftes Spiel verloren gegangen?

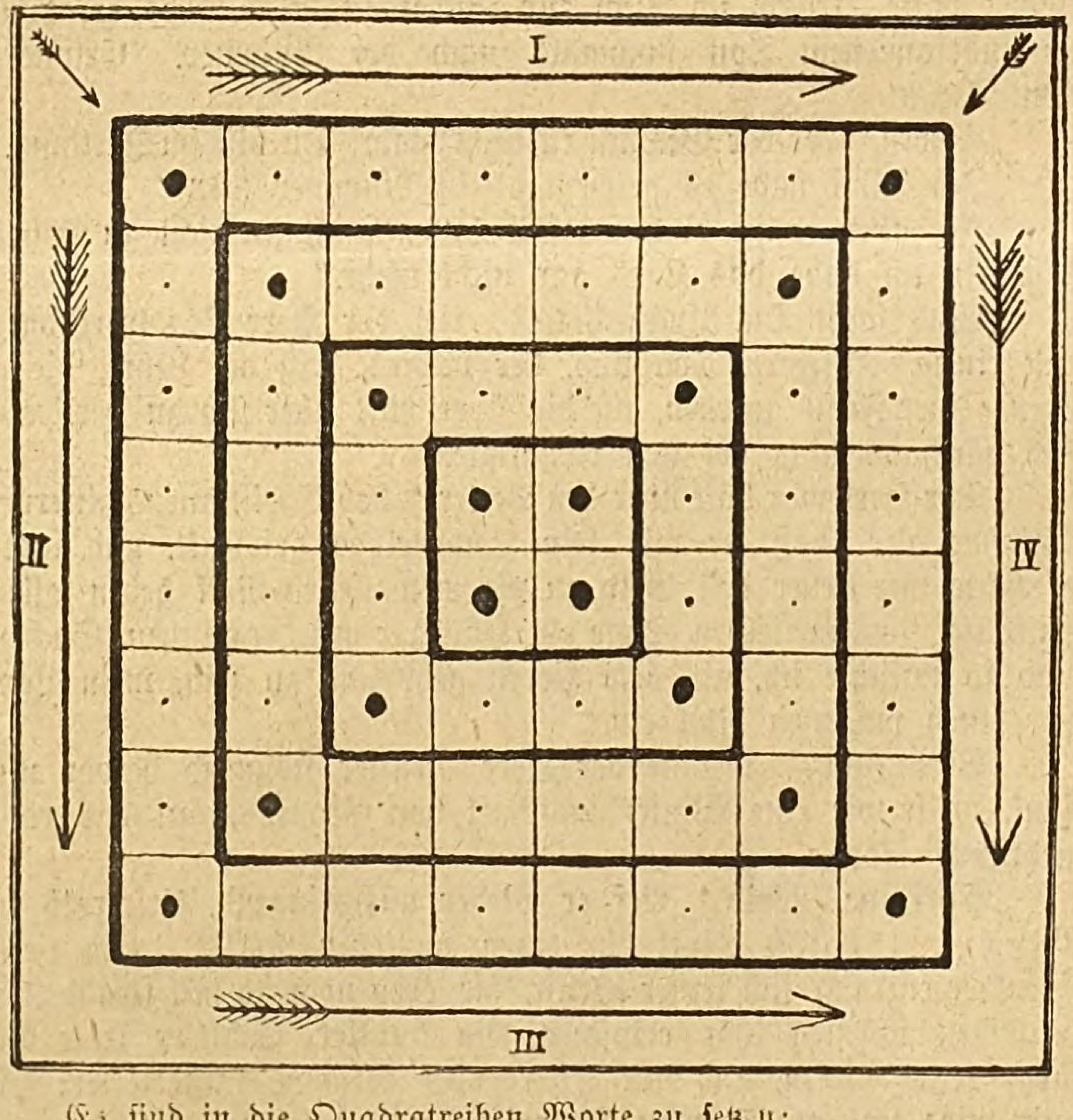
Silben-Räthsel.

ber, bir, bit, ca, e, e, e, ei, elms, en, en, er, fen, for, ge, ge, gen, hau, i, kal, land, land, laub, li, li, lob, lor, ni, ni, o, ö, pe, per, rhein, ri, ri. ri, see, ser, tru, va, ves, vi, ze.

Aus vorstehenden 44 Silben sind 13 Wörter zu bilden, welche bezeichnen: 1. eine venetianische Malerfamilie. 2. ein deutsches Gebirge. 3. eine elektrische Erscheinung, 4. ein Gewürz, 5. eine altrömische Provinz, 6. eine der neun Musen, 7. eine schwedische Insel, 8. eine amerikanische Halbinsel, 9. ein Geschütz, 10. ein werthloses Lob, 11. eine Tageszeit, 12. einen See in Nordamerika, 13. ein deutsches Land.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben ergeben ein bekanntes Sprichwort.

Buchstaben-Quadrat.



Es sind in die Quadratreihen Worte zu setzen:

Die beiden Diagonalen vorstehender Figur sind zwei Figuren des Schachspiels.

Die vier äußeren Punktreihen der Figur sind: I. Eine russische Stadt. II. Eine italienische Insel. III. Ein defensiver Zustand. IV. Ein Zeitenzeiger.

Die zweiten Punktreihen sind: I. Ein spanischer Vorname. II. Eine Genossenschaft. III. Ein weiblicher Vorname. IV. Ein Gewässer.

Die dritten Punktreihen sind: I. Eine Blume. II. Ein Bindewort. III. Ein einfaches musikalisches Instrument. IV. Eine Zeitbestimmung.

Die inneren Punktreihen sind: I. Eine Präposition. II. Ein Verwunderungsausdruck. III. Eine Präposition. IV. Ein bekanntes Pseudonym.

Die Richtung, in welcher die Worte zu bilden, ergeben die Pfeilstriche.

Räthsel.

Fünf Lettern sind es schier,
Ein Schreck für Schiffer und Kahn;
Verstell' die dritte Dir,
Nationen beten es an;
Streich weg die erste, und siehe da
Hast Du eine Stadt in Afrika.

Homonym.

Häuser find'st Du in mir, und mich hinwieder in Häusern,
Wunderbar ist es, doch wahr: Rathe, so hast Du mich gleich!

Rebus.

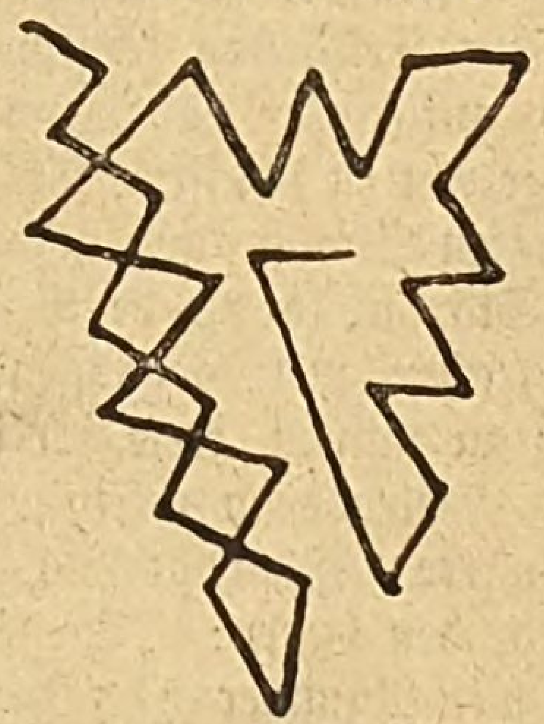


Logogriph.

Ein starkes Gift, das Ihr mir nehmt,
Ha, wie es Euch berauscht!
Zu kleiner Aend'rung Euch bequemt,
Flugs n mit r vertauscht,
Dann bin ich gleich ein Mensch, wie Ihr;
Nur and'res Aussehn wurde mir.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 49.

Trauben-Räthsel.



Ob ich morgen leben werde,
Weiß ich freilich nicht:
Aber, wenn ich morgen lebe,
Daß ich morgen trinken werde,
Weiß ich ganz gewiß.

G. E. Lessing „Lieder".

Räthsel. Wechsel.

Charade. Das Wortspiel.

Rebus. Es giebt nur ein Berlin.

Buchstaben-Räthsel. Unrecht — Utrecht.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 51 — Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt — 16. Dezember 1888

Wie sie ihre Tochter verheirathete.

Humoristische Skizze aus dem Norwegischen des C. Dilling von Sture Gustave Kjellson.

Haben Sie Madame Engebretsen gekannt? Nicht? Ah, da hätten Sie wahrhaftig einmal eine Frau gesehen! Blicken Sie auf eine gewöhnliche, wohlgewachsene Frau und halten Sie sich dann ein starkes Vergrößerungsglas vor die Augen, so bekommen Sie ungefähr eine Idee von Madame Engebretsens Körperverhältnissen.

Madame Engebretsen hatte ein Delikatessen-Geschäft, wo sie Bier, Milch, grüne Seife und Delikatessen verkaufte.

Madame Engebretsen hatte auch einen Mann. Der lebte davon, daß er mit seiner Frau verheirathet war.

Es gab eine Zeit, da sie allein das Geschäft hatte, aber nicht Engebretsen. Sie hieß damals Mamsell Simonsen.

Aber eines schönen Tages, als sie so dasaß im Geschäft, mit ihrer großen, rothen Hand unter ihrem großen, rothen Kinn, da fand sie, daß es für den Menschen nicht gut sei, allein zu sein, nicht einmal in einem Milchgeschäft, und so ging sie über die Straße.

Da stand Engebretsen in einem Kolonialwaarengeschäft.

Er war klein und unansehnlich und ging umher mit wassergekämmtem Haar und semmelblondem Backenbart und kaute Pfefferneleken.

Er liebte nämlich das Starke. Deshalb liebte er auch Mamsell Simonsen; aber er traute sich nicht zu, ihr das zu sagen.

Sie sah ihm fest in die Augen, während sie drinnen im Laden vor ihm stand.

Er wurde puterroth und wog das bestellte halbe Pfund Rosinen ab.

„Engebretsen," sagte sie, „nur heraus mit der Sprache, Sie lieben mich!"

„Ja," sagte er leise bebend und gab ihr mit zitternder Hand die Düte voll Rosinen.

Sie hielt seine Hand fest, daß es ihm weh that.

„Jetzt bist Du mein," sagte sie und beugte sich über den Ladentisch und küßte ihn auf den Mund.

In demselben Augenblick trat der Prinzipal ein.

„Taugenichts," sagte er, „haben Sie nichts Anderes zu thun, als Frauenzimmer zu poussiren?"

„Keine Grobheiten!" sagte Mamsell Simonsen. „Jetzt ist er mein, und jetzt darf kein Mensch in der Welt mehr grob gegen ihn sein, ausgenommen ich selbst. Komm, Engebretsen," fuhr sie fort, „Du sollst nicht eine Minute länger bei diesem Papagei bleiben."

Und so schwang sich Engebretsen über den Ladentisch und folgte seiner Herzallerliebsten.

Drei Wochen später hieß Mamsell Simonsen Madame Engebretsen.

Engebretsen liebte, wie gesagt, das Starke.

Eines Abends kam er mit einem Uebermaß von Seligkeit nach Hause.

„Engebretsen, ich glaube wahrhaftig, Du bist betrunken."

Madame Engebretsen nahm ihn auf ihre Arme wie ein Kind und legte ihn ins Bett.

Die Sonne stand hoch am Himmel, und Madame Engebretsen stand in ihrem Laden, als ihr Mann am nächsten Tag aufwachte.

„Guten Morgen, Mamachen," sagte er kleinlaut, „ich möchte gern etwas Kaffee haben."

Sie wandte sich plötzlich um.

„Da hast Du Kaffee, und da hast Du Zucker — Klatsch! — und da hast Du Sahne, und da hast Du sogar ein paar warme Waffeln zum Kaffee — Klatsch! Klatsch! Klatsch! — und Madame Engebretsen bearbeitete Ohren und Backen ihres Herrn Gemahls so, daß diese in Röthe mit ihren Händen wetteiferten.

„Jetzt kannst Du versuchen, Dich noch einmal zu betrinken."

Von diesem Tage an kümmerte sich Engebretsen nie um etwas anderes Starkes, als um Pfefferneleken und um seine Frau.

Ein Jahr nach der Hochzeit brachte der Storch Madame Engebretsen ein kleines Töchterchen, und in demselben Maße, in dem die kleine Amalie — oder Malla, wie sie an Wochentagen genannt wurde — größer und stärker wurde, lernte sie ihren Vater lieben und ihre Mutter fürchten.

Engebretsen wurde nämlich gleich als Kindermädchen angestellt, und jedes Mal, wenn die Kleine was Unrechtes gethan hatte, bekam Engebretsen Prügel.

Als Malla die Kinderjahre überschritten, bekamen sie ihre Prügel alle Beide, wenn etwas los war; und das hatte zur Folge, daß zwischen Vater und Tochter ein sehr vertrautes Verhältniß entstand.

„Sag' es blos nicht Muttern!" war das Losungswort.

Es waren die glücklichsten Tage in Engebretsens Leben, wenn er mit seiner Tochter in den Schloßgarten spazieren gehen durfte. Da kaufte er Bonbons für Geld, das er aus der Ladenkasse genommen hatte; und da liefen Beide auf dem Rasen herum und spielten „Greifen" und amüsirten sich wie zwei Kinder.

Eines Tages fiel Malla in den Schloßteich, und Engebretsen sprang gleich hinterdrein und zog sie wieder heraus.

Naß und zitternd vor Angst und Kälte gingen sie nach Hause.

Das war nun etwas, was sie vor der Mutter unmöglich verheimlichen konnten.

Als diese hörte, was geschehen war, brach sie mit Thränen in den Augen in die Worte aus:

„Denk mal an, ich hätte Euch ja alle Beide verlieren können; denk mal an, wenn ich Euch alle Beide verloren hätte!"

Sie küßte alle Beide stürmisch mehrere Male und gab ihnen trockene Kleider, und am Abend gab sie Malla Bonbons und Engebretsen ein Glas strammen Grog.

Und Engebretsen weinte vor Bewegung und fühlte sich unaussprechlich glücklich.

Als Malla älter wurde, schickte man sie in eine höhere Töchterschule, wo sie alles mögliche Zeug lernte, und zwar oberflächlich. Sie wurde natürlich auch die Schülerin einer berühmten Pianistin und lernte ebenso gut wie alle ihre Freundinnen ein Klavier mißhandeln. Denn Madame Engebretsen setzte darein ihren höchsten Stolz, eine hochelegante Tochter zu haben. So wuchs Malla auf und wurde groß — zwar nicht so groß, wie die Mutter — und hübsch, weit hübscher, als die Mutter, und je größer und hübscher sie wurde, desto vornehmer wurde sie auch.

Sie saß ausgestellt am Fenster zwischen den Blumentöpfen in der guten Stube und stickte auf Kanevas und wußte, daß sie hübsch war.

Im zweiten Stockwerk wohnte der Großhändler Wenzel. Er war Wittwer und hatte einen einzigen Sohn, Peter, der ein Jahr lang in Paris gewesen war.

Peter war jetzt nach Hause gekommen, mit tief ausgeschnittenem Hemdenkragen, trug den Scheitel in der Mitte und sprach ein scheußliches Französisch. Er war natürlich fabelhaft blasirt geworden.

Er war überzeugt, daß alle hübschen Mädchen in der ganzen Stadt ausschließlich seinetwegen auf die Welt gekommen seien, und daß jedes einzige sich im höchsten Grade geschmeichelt fühlen würde, wenn er sich die Mühe machte, ihr den Hof zu machen.

Er sah Amalien am Fenster, und sie sah ihn.

Er verliebte sich in sie, und sie in ihn.

Er ähnelte ja ganz den kolorirten Bildern in den Kleidergeschäften, und Damen schwärmen ja bekanntlich immer für Modepuppen.

So fing er an, sie zu grüßen, und sie — zu erröthen.

Als sie eines schönen Tages mit ihrer Notenmappe in die Musikstunde ging, kam er hinter ihr her und begann ganz gemächlich mit ihr zu plaudern.

„Guten Tag, guten Tag, Fräulein, na wie geht's denn?" sagte er ganz ungenirt.

Er hatte nie vorher ein Wort mit ihr gewechselt.

„Ich danke, ganz gut," stammelte Amalie erröthend.

In seinem ganzen Benehmen lag etwas elegant Unverschämtes, und gerade das imponirte ihr.

So schlenderte er an ihrer Seite die Straße entlang und schwatzte unausgesetzt, als wenn er sie mindestens schon zehn Jahre lang gekannt hätte, und schließlich einigten sie sich dahin, daß sie, statt in die Musikstunde zu gehen, mit ihm einen Rundgang um die Festung machte.

Sie setzte sich auf eine Bank, und hier erklärte er ihr, er wäre wahnsinnig in sie verliebt und bäte um ihr kleines, weiches Händchen und dito Herzchen.

Amalie sagte natürlich, wie alle wohlerzogenen Mädchen sagen, sie müßte Bedenkzeit haben, es sei so überraschend gekommen, so unerwartet u. s. w.

Peter sprang empört auf.

„Leben Sie wohl, Fräulein, und entschuldigen Sie, daß ich Sie überhaupt belästigt habe."

„Wo gehen Sie hin?"

„An den Strand, um ein kaltes Bad zu nehmen," sagte er, höhnisch auflachend. „Adieu, Fräulein, adieu, für immer!"

„Aber so warten Sie doch, — ich — ich kann ja nicht leugnen, daß ich —"

„Daß Sie mich lieben, ja, das wußte ich längst," sagte er, schlang die Arme um ihren Leib und küßte sie.

Und so saßen sie da und sagten sich interessante Thorheiten, wie alle Liebenden, und schwuren sich ewige Treue, wie alle Liebenden, bis es Zeit wurde nach Hause zu gehen.

Die Verlobung sollte natürlich nicht gleich veröffentlicht werden; aber Engebretsen wurde in das Geheimniß eingeweiht. Er sollte eine Art von „postillon d'amour" sein. Der Großhändler durfte nichts davon wissen, weil er sich wahrscheinlich der Partie widersetzen würde, und Madame Engebretsen nun schon gar nicht, denn die war ja so fürchterlich streng, das wußten Alle.

Sie merkte inzwischen sehr bald, daß es mit den Beiden nicht recht geheuer war.

„Wonach rennt denn eigentlich der Wenzelsche Junge alle Tage hierher?" fragte sie.

„Er kauft Cigarren," stammelte Engebretsen.

„Ach was," sagte Madame Engebretsen. „Du wirst mir am Ende doch etwa nicht weismachen wollen, daß ein anständiger Mensch unsere Cigarren rauchen kann?"

In demselben Augenblick trat Peter Wenzel in den Laden.

Er stutzte, als er Madame Engebretsen sah, doch faßte er sich gleich.

„'n halb Dutzend Cigarren."

„Bitte sehr. Sie stecken wohl gleich eine an?" sagte Madame Engebretsen mit teuflischer Freundlichkeit. „Geniren sie sich gar nicht," und sie hielt ihm ein Schwefelhölzchen unter die Nase, so daß er all den Schwefeldampf einsog.

„Schönes Wetter," sagte er und that ein paar Züge.

„Prachtvolles," antwortete Madame Engebretsen und setzte sich auf den Ladentisch und fing an, über Wind und Wetter und alles Mögliche zu plaudern.

Der junge Herr Wenzel hustete und wünschte die Frau zum Teufel.

Endlich stand die Mutter auf und begann in den Schubkasten zu wühlen.

Peter benutzte die Gelegenheit, um Engebretsen ein Billetchen in die Hand zu stecken, und verabschiedete sich sogleich.

„Zeig mal her den Brief!" sagte seine Frau plötzlich.

„Was für'n Brief?"

„Steh' jetzt nicht da und lüg' mir gerade ins Gesicht!" Engebretsen mußte wohl oder übel mit dem kleinen rosenrothen Billet, das nach Patchouli und Liebe duftete, herausrücken.

Die Mutter las die Adresse.

„Na ja, das dachte ich mir schon. Da, nimm den Brief und gieb ihn Malla, aber Du sagst keine Silbe, daß ich ihn gesehen habe. Unterstehst Du Dich jedoch, nur das Geringste zu sagen, so — na, Du kennst mich ja, Engebretsen."

Engebretsen gab Amalie das Billet und war klug genug zu schweigen, denn er hatte ebenso große Angst davor, von seiner Tochter wegen seiner Ungeschicklichkeit ausgescholten zu werden.

Amalie öffnete zitternd den Brief.

Von dem rosenrothen Hintergrunde flechten zierliche Buchstaben in glühenden Worten, daß sie dem getreuen Liebhaber ein Stelldichein bewilligen möchte.

Gleich darauf trat die Mutter in die Stube.

„Heute Nachmittag solltest Du wirklich einmal Madame Ofen besuchen, Mütterchen, Du könntest ja zum Kaffee hingehen."

„Findest Du, mein Kind? Ja, ich glaube wirklich, das könnte ich thun."

Madame Engebretsen zog sich an und ging aus; gleich darauf saß Herr Peter Wenzel neben Amalie an dem zierlich gedeckten Tisch und trank aus der Porzellantasse Kaffee und Liebe von ihren Lippen.

Engebretsen ging aus und ein und freute sich über das Glück der lieben Jugend. Als die Freude ihren Gipfelpunkt erreicht hatte, stand Madame Engebretsen mitten unter ihnen.

Sie war durch die Küchenthüre eingetreten mit einem Gesicht,

dunkelroth, wie die Rosen auf ihrem Hut, während die mächtigen Goldgehänge in ihren Ohren wie vor Wuth zitterten.

Amalie erbleichte, Peter behielt seine Fassung.

„Kommst Du schon zurück?“ stammelte Amalie.

„Hier ist Gesellschaft, sehe ich.“

„Ja,“ antwortete Peter und erhob sich in aller Ruhe; „wir können es ja ebenso gut gleich sagen. Amalie und ich haben uns verlobt.“

„So? — Und mich braucht man natürlich nicht zu fragen?“

„O gewiß, liebste Mutter. Peter wollte schon heute Abend mit Dir sprechen.“

„Und der Großhändler?“

„Vater weiß noch nichts davon.“

„Natürlich, das konnte ich mir denken.“

„Aber er soll es wahrhaftig bald zu wissen kriegen.“

„O natürlich, aber ich dachte, es könnte doch einstweilen noch geheim bleiben.“

„Ich liebe keine geheimen Verlobungen. Ihr habt ja auf gar nichts zu warten. Sie sind reich genug, um jederzeit zu heirathen, und an Amaliens Ausstattung soll gewiß nichts fehlen.“

„Aber ich fürchte, daß Vater seine Zustimmung so plötzlich nicht geben wird.“

„Ach darüber seien Sie nur ganz ruhig, ich werde schon mit ihm reden. Wir sind alte Bekannte.“

Als sie eine Weile stillgesessen hatten, erhob sich Madame Engebretsen.

„Kommen Sie jetzt, Wenzel, woll'n mal nach oben gehn und Ihren Vater um seine Einwilligung ersuchen.“

Und Madame Engebretsen packte Herrn Wenzel junior fest an der Schulter und schob ihn mit sich die Treppe hinauf.

Peter ließ sich halb willenlos abführen.

Er hatte wohl Amalien ein wenig gern, und es amüsirte ihn, den Liebhaber dieses hübschen jungen Mädchens zu spielen; aber sich öffentlich mit ihr zu verloben, um solche Schwiegereltern zu bekommen, das war doch schrecklich. Schon der Gedanke an sie trieb ihm das Blut in die Schläfe.

Madame Engebretsen zog „aber feste“ die Klingelschnur. Das Dienstmädchen öffnete erschrocken.

„Wollen Sie nun so gut sein, mich zu Ihrem Herrn Vater zu führen, Wenzel?“

„Wär's nicht doch am besten, daß ich zuerst —“

„Ach was! Wir gehen zusammen.“

Mit erstaunten Augen blickte der Großhändler auf die beiden Eintretenden.

„Mamsell Sim — Madame Engebretsen,“ stammelte er.

„Ja, es gab eine Zeit, da ich Mamsell Simonsen hieße. Es sind jetzt einige zwanzig Jahre her. Da war ich jung und hübsch, und Sie standen auch in Ihrem besten Alter. Ich war ja Wirthschafterin bei Ihrem Vater.“

„Ja, das weiß ich noch sehr gut.“

„Dann wissen Sie doch auch noch sehr gut, daß Sie damals sagten, Sie liebten mich? Ich war eingebildet genug, zu glauben, daß ich eine Frau Großhändlerin werden würde, aber als ich auf das Heirathen zu sprechen kam, lachten Sie mir gerade ins Gesicht und fragten mich, ob ich verrückt wäre; darauf packte ich Sie am Kragen und warf Sie die Treppe hinunter. Wissen Sie das noch?“

„Ja, das weiß ich noch. Ich brach mir bei dieser Gelegenheit das Bein und bin seitdem noch immer lahm. Aber um diese alten Geschichten wieder aufzurühren, sind Sie doch wohl jetzt nicht heraufgekommen?“

„Nein, ich bin wegen Ihres Sohnes gekommen. Er hat sich nämlich in meine Tochter verliebt, aber er ähnelt nicht seinem Vater. Er hat sich bereits mit ihr verlobt und hat ehrliche Absichten. Nicht wahr?“ fragte sie und packte Peter energisch am Arme.

„Ja natürlich, das heißt . . .“

„Das heißt, daß er Sie jetzt um Ihre Einwilligung zur Heirath bittet, und die können Sie ganz ruhig geben, denn Amalie ist eine Schwiegertochter, wegen deren Sie sich wahrhaftig nicht zu schämen brauchen. Sie ist hübscher, als ich zu jener Zeit war, und musikalisch und gebildet in jeder Beziehung.“

„Aber wenn ich jetzt meine Zustimmung verweigere?“

„So — ja, dann könnte es passiren, daß ich Sie ganz von Ihrer Hinkerei kurirte, indem ich Ihnen auch das andere Bein entzweischlüge. Sie haben damals viel gegen mich verbrochen, aber das soll vergessen sein, wenn Sie Ihr Unrecht jetzt meiner Tochter gegenüber wieder gut machen. Reizen Sie mich aber nicht wieder aufs Neue, sonst, — na Sie wissen ja, wer ich bin.“

„Nun ja, wenn die Beiden sich lieben, so will ich ihrem Glück nicht im Wege stehn.“

Madame Engebretsen drückte ihm hierauf so fest die Hand, daß weiße Striemen von all ihren Fingern zurückblieben.

„Für diese Worte sollen Sie Dank haben, Wenzel, das hat Alles zwischen uns wieder gut gemacht. Als Sie in diesem Frühjahr hierher zogen, dachte ich freilich nicht, daß wir so bald gute Freunde werden würden. Jetzt will ich gleich meine Malla holen, da sollen Sie mal sehen, was für ein schmuckes Mädel das ist.“

„Aber Vater,“ sagte Peter, als sie hinausgegangen war, „wie konntest Du nur so schnell Deine Einwilligung geben? Ich denke ja gar nicht daran, jetzt schon zu heirathen.“

„Liebst Du denn das Mädchen nicht?“

„Ja das thu ich zwar, aber ich bin doch noch viel zu jung, um mich jetzt schon zu binden. Außerdem könnte ich ja eine weit bessere Partie machen.“

„Aber warum hast Du Dich denn mit ihr verlobt?“

„Ach Du weißt ja selbst, daß man sich mal so ein bischen verloben kann, ohne darum gleich in den heiligen Ehestand treten zu müssen.“

„Verheirathe Dich nur lieber gleich mit ihr,“ redete ihm der Vater zu, „sonst wäre ja diese schreckliche Madame Engebretsen im Stande, uns allen Beiden die Knochen im Leibe zu zerschlagen.“

So wurde Amalie Frau Wenzel, und Madame Engebretsen im Laufe der Jahre Großmutter.

Peter Wenzel liebte seine Frau mit der Zeit mehr und mehr. Sie lebten glücklich mit einander, und fand sich dann und wann ein kleiner Knoten auf ihrem Lebensfaden, so hieb Madame Engebretsen ihn gleich mit ein paar kräftigen Worten durch.

Herr Wenzel junior hatte so großen Respekt vor seiner Schwiegermutter, daß sie sich nie gezwungen sah, seinen Rücken mit ihren Fäusten bekannt zu machen. Dagegen theilte sie oft genug mit höchsteigener Hand den heranwachsenden kleinen Wenzels eine Tracht Prügel aus. Und wenn sie ungezogen waren, sagte deshalb das Kindermädchen stets: „Seid jetzt artig Kinder, sonst kommt die Großmutter!“

Madame Engebretsen fühlte sich glücklich. Sie blickte auf ihr Leben zurück und war zufrieden mit dem, was sie mit ihren starken Fäusten ausgerichtet hatte.

Aber eines Tages war sie im Theater und sah da eine Riesendame, die ihren Mann, mit einem Kinde an jeder Hand, auf den Schultern trug, und von dieser Stunde an war es vorbei mit dem Seelenfrieden der Madame Engebretsen.

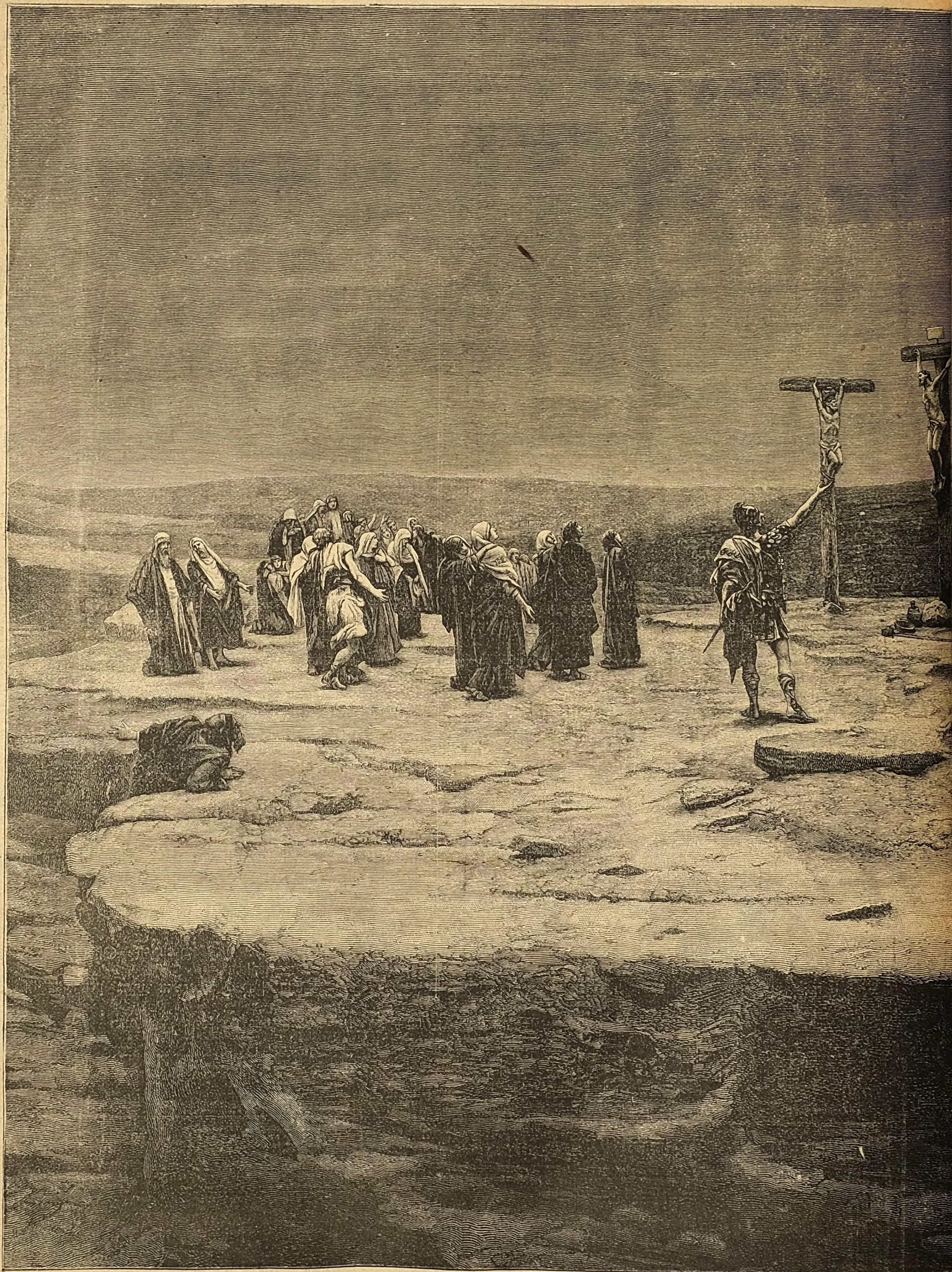
„Ich bin doch nicht auf meinen richtigen Platz in der Welt gekommen,“ seufzte sie. „Ich sollte lieber gelernt haben, Kunststücke mit Engebretsen zu machen, dann hätte ich ja mit Silberfranzen um den Leib herumgehen und meinen Mann auf den Händen tragen können und würde nur davon gelebt haben, uns für Geld sehen zu lassen, das wäre ganz was Anderes gewesen, als in so 'nem Delikatessengeschäft zu stehen.“

Hierüber grämte sie sich täglich und nahm sichtlich ab. „Mutter muß krank sein,“ seufzte Engebretsen, „denn jetzt ist sie den ganzen Monat hindurch nicht ein einziges Mal böse gewesen.“

Und so war es auch.

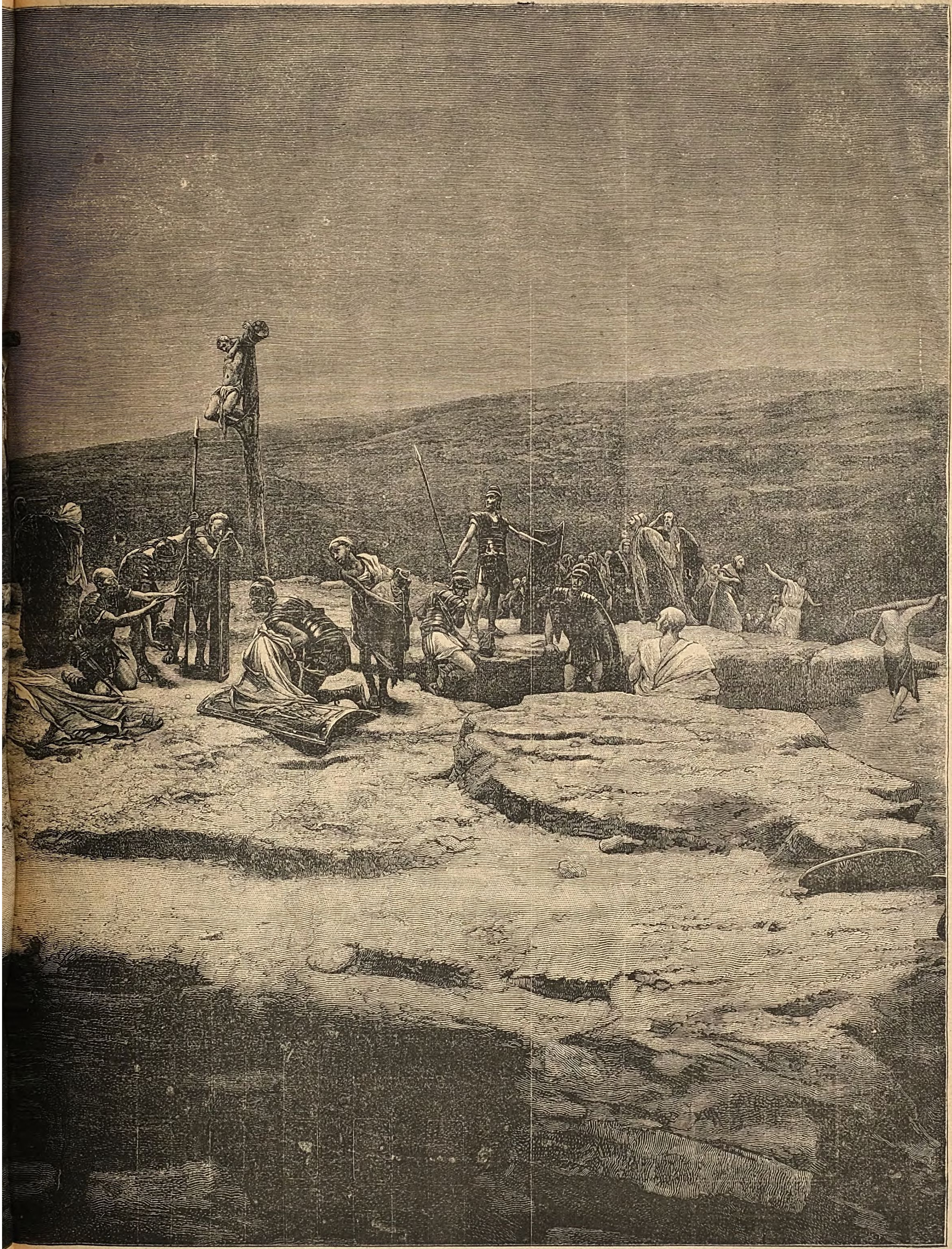
Madame Engebretsen mußte sich zu Bett legen und stand nie wieder auf. Engebretsen saß weinend allein im Laden und kaute Pfeffernelken.

„Ach Gott,“ murmelte er, „wer hätte geglaubt, daß sie vor mir weggehen würde — sie, die doch eine so starke Frau war.“



Die Kreuzigungsgruppe aus dem Pa

Abschnitt aus der Holzschnitt-Ausgabe der Deuts



...orama von Jerusalem von Bruno Piglheim.

...n Verlags-Anstalt, vormals Eduard Hallberger, in Stuttgart.

Die Kreuzigungsgruppe

aus dem Panorama von Jeruſalem von Bruno Piglheim.

Von dem großen Rundbilde, welches gegenwärtig in dem Panorama-Atelier an der Stadtbahn-Station „Thiergarten“ Aufnahme gefunden hat, iſt durch die „Deutſche Verlags-Anſtalt“, früher Eduard Hallberger, in Stuttgart eine auf langer Papierfläche ſich ausbreitende und zuſammenhängende Nachbildung in Holzſchnitt-Ausführung herausgegeben. Dieſes die Landſchaft, die bewegten Figurengruppen und die maleriſche Tonſtimmung möglichſt treu widerſpiegelnde Bild iſt von eleganter Mappe umſchloſſen und ſehr dazu geeignet, als Weihnachtsgabe Verwendung zu finden.

Es iſt ein die Seele mächtig ergreifendes Bild, durch welches der Beſchauer in die Wirklichkeit hineingetäuſcht wird, eine Szenenfolge von um ſo gewaltigerer Stimmungsmacht, als darin die Kreuzigung Chriſti den Mittelpunkt bildet und der erſchütternde Vorgang wie das Landſchaftsbild unter der Herrſchaft einer Alles mit düſteren Schatten einhüllenden Sonnenfinſterniß ſteht. Vor dem Auge des Beſchauers breitet ſich die Stadt Jeruſalem aus, in welcher die Burg Antonia, die Herodianiſche Königsburg, der Palaſt der Hasmonäer und der Salomoniſche Tempel dem Blicke Stützpunkte gewähren. Das Stadtbild wird von den Gärten und Höhen der Umgebung, unter ihnen der Oelberg, umſchloſſen; Landhäuſer und Hirtenanſiedelungen beleben die Landſchaft; auf der nach Jaffa führenden Straße ſieht man eine große Handelskarawane zur Stadt ziehen. Widerſacher Jeſu und ſeine Anhänger ſtehen in Gruppen vereint, und aus der Volksmenge werfen viele Männer und Frauen erregten Gemüths einen letzten Blick auf den am Kreuze endenden Dulder.

Die den Mittelpunkt des Panoramas bildende Kreuzigungsgruppe bieten wir hiermit dem Leſer in einem Abſchnitt aus der oben erwähnten Holzſchnitt-Wiedergabe. Wir ſehen auf dem Kalvarienberge, auch Golgatha benannt, einer dem Beſchauer gegenüber ſteil abfallenden Anhöhe, den Heiland der Chriſtenheit, Jeſus am Kreuze zwiſchen den beiden Miſſethätern mit Namen Dismas und Gesmas. Dem Kreuze Jeſu zugewendet ſteht der römiſche Hauptmann Kteſiphon, zu ſeiner Rechten die ihm unterſtellte Mannſchaft der Legionsſoldaten, darunter die vier, welche die blutige Handlung vollzogen haben und um die Kleider Chriſti würfeln; links vom Hauptmann zwei Mitglieder des hohen Rathes. In der nähern Umgebung derſelben gewahren wir in vier Gruppen die Anverwandten und Anhänger Chriſti; in der erſten deſſen Mutter Maria mit ihrer Schweſter Maria Klopä und Johannes; in der zweiten Maria Magdalena und Maria Salome, des Johannes Mutter; in der dritten Simon von Cyrene, Suſanna, des Synagogenvorſtehers Jairus Frau, und Johanna, des Herodianiſchen Königsbeamten Chuza Gemahlin; in der letzten Nicodemus und Joſeph von Arimathia. Im Hintergrunde Männer und Frauen, die aus Mitleid Jeſu auf die Richtſtätte gefolgt ſind.

In einem an dieſer Stelle ſpäter zum Abdruck gelangenden Bilde gedenken wir dem Leſer auch das Bild des Karawanenzuges vorzuführen.

Dichtung und Wahrheit in Fritz Reuters Geſtalten.

Von Guſtav Raatz.

XXVI. Das Urbild des „Unkel Herſe.“

Gleichwie beim Amtshauptmann Weber iſt Reuter auch beim Rathsherrn Herſe in den Schilderungen „Meine Vaterſtadt Stavenhagen“ und „Ut de Franzoſentid“ vom Wirklichen ausgegangen, und wenn er ab und zu ſeiner ſprudelnden Phantaſie folgte und damit Veränderungen im Thatbeſtande zu Wege brachte, ſo beeinträchtigten derlei Willkürlichkeiten das Geſammtbild nicht im Mindeſten, vielmehr waren ſie dazu angethan, es in charakteriſtiſcher Weiſe zu heben. Immerhin iſt in der Behandlung beider Figuren ein weſentlicher Unterſchied bemerkbar. Denn während zu Weber eine tiefempfundene und ſich auf gewiſſer Zurückhaltung aufbauende Pietät und Achtung ſich zu erkennen giebt, taucht bei dem Allerweltsonkel Herſe die Knabenzeit mit ihren ſeligſten Empfindungen wieder auf. Es ſei nur erinnert an das Abenteuer in der Küche bei der Mamſell Weſtphalen, an die Abführung nach der Feſtung, an den Landſturm und den Mahlkontrakt.

Inwieweit Dichtung und Wahrheit ſich mit einander vertragen oder nicht, ſoll nunmehr am Lebenslaufe gezeigt werden.

Friedrich Auguſt Herſe wurde im Jahre 1773 zu Jvenack unweit Stavenhagen geboren, woſelbſt ſein Vater Kammerdiener beim Grafen von Pleſſen war. Nach dem Beſuch der Ortsſchule kam er als Lehrling nach Roſtock. Hellen Kopfes und einer Vervollkommnung und Bereicherung ſeiner Kenntniſſe nachtrachtend, fand er in dem Materialgeſchäft nicht vollauf Befriedigung, ſo daß er ſich gern in der Apotheke zu ſchaffen machte, von der beſagtes Geſchäft einen Beſtandtheil bildete. Die Gehilfen ließen ſich ſeine freiwillige Mitwirkung um ſo lieber gefallen, als ſie ihn ſtetig mehr ſchätzen lernten und ihm nachgerade auch die Zubereitung der Medikamente anvertrauen konnten. So eingeweiht in mancherlei, wenn nicht gar in alle Geheimniſſe der Apotheke, durfte er endlich an eine ſelbſtſtändige Verwaltung einer ſolchen denken, und die Gelegenheit dazu blieb auch nicht aus. Es war nämlich 1797 oder 1798 der Apotheker Griſchow zu Stavenhagen geſtorben, und weil der Erbſohn erſt ungefähr zwölf Jahre zählte, mußte eine Verpachtung eintreten, bei welcher Herſe den Vorzug erhielt. Im Jahre 1810 wurde er, nunmehr ſiebenunddreißig Jahre alt, zum Rathsherrn mit einem Gehalte von einhundertfünfzig Thalern gewählt.

Bei der weiteren Entwickelung dieſer Figur ziehen wir es vor, die Abweichungen der Dichtung von der Wahrheit oder umgekehrt nur in beſonders angebrachten Fällen anzumerken. Herſe konnte als gut mittelgroß bezeichnet werden und ſtach von ſeiner Umgebung durch einen kräftigen Körper ab, der ſich ſoeben der Völligkeit näherte; der rundliche Kopf zeigte in ſeinem bartloſen Geſicht kernige Geſundheit; unter der mehr hohen und breiten Stirn blickten die graublauen Augen ſcharf und zugleich freundlich-gutmüthig hervor; die Naſe war von gewöhnlicher Form und Länge, dagegen hatten die Lippen des ſonſt nicht großen Mundes etwas wulſtige Formen; das Kinn war verhältnißmäßig breit, der dicke Hals kurz und die Hand klein, wohlgeformt und fleiſchig.

Temperament durch und durch, und dieſes weſentlich gehoben durch eine ungeſchwächte Jugendfriſche und Natürlichkeit, hatte er namentlich die Zuneigung der Knaben für ſich, und es bildete ſich zwiſchen beiden Theilen ein derartig inniges und zutrauliches Verhältniß heraus, wie es kaum anheimelnder gedacht werden kann. Für die Jugend exiſtirte der würdebefliſſene Rathsherr als ſolcher nicht, ihr war er der liebe „Unkel,“ und er verbat ſich dies Attribut um ſo weniger, als es beſſer als irgend ein anderes die unverfälſchte Anhänglichkeit zu ihm ausdrückte. Zum Kinderfreund und Allerweltsonkel war er zudem wie geſchaffen. Man vergegenwärtige ſich nur die ſo überaus ſchalkhafte, freundliche, gutmüthige und ſinnige Art und Weiſe, wie er ſich zu geben wußte; wie er niemals ein abweiſendes und ſtrenges Wort für den ihm nacheilenden Anhang hatte; wie er die Jungen ſpielen und allerlei und auch, um mit Reuter zu reden, „praktiſche Handgriffe“ lehrte, ihnen unſchuldige Schelmſtücke beibrachte und an der Stallleiter das Turnen; ſodann an ihrer Spitze den Wald durchjauchzte und die Vogelſtimmen unterſcheiden ließ. Es läßt ſich demnach verſtehen, daß ihm die ſpäteren Männer und vor allen ſein Verewiger das liebevollſte Andenken bewahrten und ſich ſehnſuchtsvoll der von „Unkel Herſe“ durchſonnten Jugend erinnerten.

Immerhin dürfen ſolche Angaben über ſein Temperament nicht zu der Meinung veranlaſſen, als wäre er in ſeinem Denken und Handeln eine unſtete, unruhige und aufgeregte Natur geweſen. Es iſt gerade das Gegentheil anzunehmen. Denn der Gang war gemeſſen und würdevoll, und die ſich in mittler Tonlage bewegende Rede, zu der er ſich im außeramtlichen Verkehr des plattdeutſchen Idioms bediente, klang langſam und faſt bedächtig, obſchon ſie

fröhliche und neckische Gedanken im Hinterhalt vermuthen ließ. Mit dem aus Gefälligkeit ertheilten Privatunterrichte im Hause des Bürgermeisters Reuter und den Diktaten aus dem Kopfe hat es gleichfalls seine Richtigkeit, obschon man sich nicht erinnern kann, daß dabei der Roman „Waldmann" eine Rolle gespielt. Daß er im Schreiben und Zeichnen Vorzügliches leistete, ist aus dem Artikel „Kitte Risch" zu ersehen, und außerdem liegt dem Verfasser eine vom 30. November 1810 ausgestellte Apothekerrechnung mit Namensunterschrift vor, deren Schriftzüge eine seltene und mit Geschmack verbundene Meisterschaft bekunden. Der Charakter der in den einstufigen Buchstaben mehr klein gehaltenen Formen deutet auf Behaglichkeit, während die Großbuchstaben in ihrer schwungvollen, jedoch fast schnörkelfreien Beschaffenheit auf phantasievolles Gemüth schließen lassen.

Nun wir gesehen haben, wie Herse zu der Jugend stand, bleibt zu untersuchen, wie er sich in seinem Amte als Rathsherr und sonst benahm. Da muß gesagt werden, daß der in Reuter geschilderte Grundzug seines Wesens in den verschiedenen Lebenslagen derselbe blieb, so daß ihm selbst bei ernsteren amtlichen Obliegenheiten der Humor und die Gemüthlichkeit nicht abhanden kamen, ohne dadurch die Sache irgendwie zu beeinträchtigen.

Gerade diese Seite seines Charakters trug nicht unerheblich zur Erleichterung des amtlichen Verkehrs bei und schuf ihm hohe Anerkennung in der Bürgerschaft, die um so aufrichtiger gemeint war, als er seinem Posten mit Eifer und Pflichttreue vorstand und die Leistungen nicht nach dem kärglichen Einkommen von hundertfünfzig Thalern abmaß. Um mit den auf ihn gehäuften Arbeiten nicht im Rückstande zu bleiben, nahm er sich einen Hilfsschreiber an, als welcher ihm Fritz Risch (der „Kitte") zwei Jahre hindurch Dienste leistete, welche ihm mit Unterweisungen im Zeichnen und im Schreiben vergolten wurden. Im Ganzen genommen betrachtete er sein Amt weniger als eine Brodstelle, sondern hauptsächlich als eine Ehrenstellung, was auch aus dem zur Schau getragenen Benehmen hervorging. Diesen Umstand hat Reuter nicht ohne Verwerthung gelassen, immerhin dabei die Farben etwas stark aufgetragen, indem er seinen lieben Pathen und „Unkel" bei jedweder Gelegenheit, wie beim Spritzenprobiren, Kuhaustreiben, Einquartierungen 2c. in amtlichem Wichs vorführt. Jedoch in Wahrheit legte Herse den Dienstanzug nicht so häufig an und nur dann, wenn es sich um patriotische Festlichkeiten und sonstige hervorragende Anlässe handelte. Dann aber wußte er in Uniform etwas Besonderes aus sich zu machen, so daß er dadurch Bemerkungen über sich veranlaßte, die von Reuter zu konkreten Fällen gestaltet wurden. In der Gerichtsstube trug er eine derartige Miene und Haltung zur Schau, daß es den Anschein hatte, der Bürgermeister wäre Rathsherr und dieser Bürgermeister. In diesem Allerheiligsten war es denn auch, wo mitunter seine Herzensgüte mit hellstem Zorn wechselte, sobald andere Ansichten und Anordnungen Geltung erhielten, oder man ihm gegenüber es an erforderlichem Respekt fehlen ließ, wie jener Schlossergeselle, der für seine Ungebührlichkeit geohrfeigt wurde. Reuter läßt bei diesem Auftritt den bewußten Stahlring eine Rolle spielen.

Obwohl Herse eine fröhliche und ausgelassene Gesellschaft gern liebte und auch manche heiteren Erlebnisse (Anekdoten) aus der Franzosenzeit zum Besten gab, so kann von ihm doch nicht behauptet werden, daß er übertrieben lustig aufgelegt war. Er besaß mehr eine zurückgehaltene Fröhlichkeit, auch sein Lachen glich im Ganzen genommen nur dem eines Vergnügten. In solchem Freundeskreise nahm er gern einige Gläser Schurr-Murr zu sich, ein aus Rum, Bittern, Kirsch, Kümmel und etwas Cognac zusammengegossenes Getränk. Zu seinem Stammlokal bei Grischow schritt er in Lederschuhen, gelben Hosen, Hemdsärmeln und mit langer Pfeife. Die beiden bekannten Hunde, nämlich der Hühnerhund Rollo und der Dachshund Tippo, begleiteten ihn. Beide hielt er sich eigentlich zum Vergnügen, zur Kurzweil, weil er dem Waidwerk nicht oblag und die Windbüchse nur auf die Sperlinge hielt, welche in den Linden auf dem Markte saßen. Alle diese Einzelheiten hat Reuter mit wenigen Veränderungen dargestellt, wogegen er manche Szenen in der „Franzosentid" mehr aus dem Charakter der Figur, als aus Thatsächlichem herleitete. Demzufolge wird das Abenteuer in der Küche und die durch Herse veranlaßte Flucht der Mamsell Westphal auf den Räucherboden in Frage gestellt, und ebenso ist man der Ansicht, daß er von den Franzosen nicht festgenommen und abgeführt worden wäre; wenigstens vermag man sich dessen nicht zu erinnern. So ähnlich verhält es sich mit der Angehörigkeit zum Tugendbunde, wennschon die Uhrkette nicht aus dem Haar seiner Frau geflochten war, und er einen stählernen Reif trug. Vielleicht daß er sich des Siegelringes zum Besten des Vaterlandes entäußerte, des Trauringes jedoch keineswegs, da man ihn immer an seiner Hand sah. Andererseits hält man stark dafür, daß er als Laie in Kriegsangelegenheiten den naiven Muth gehabt hätte, einem etwaigen Rufe des Königs zur Uebernahme des Heeres gegen die Franzosen ohne Bedenken Folge zu leisten. Streng wahrheitsgemäß dagegen ist wieder die Angelegenheit mit dem verschriebenen Mahlkontrakt (s. Sahlmann und Voß), seine Betheiligung am Stavenhagener Landsturm und das Schießen auf dem Markte.

Ziehen wir noch sein häusliches Leben in Betracht. Während der „Franzosentid" wohnte er in der am Markt gelegenen Apotheke, einem Eckhause, obgleich er schon 1810 außer Pacht und also Rathsherr war. Kinder hatte er nicht, so daß seine Frau, seine „Tante", wie er sie zu nennen pflegte, ihre Gedanken ganz auf ihn gerichtet hielt. Es läßt sich schon verstehen, daß sie ihn ob mancher Eigenheiten beherrschte, und daß er klein beigab; jedoch trübten derlei mürrische Einwände und Gardinenpredigten auf die Dauer das an und für sich gute eheliche Einvernehmen nicht; auch vermochte „Tante" nicht des Längeren zu schmollen und zu grollen. Sie, wahrscheinlich eine geborene Altvater (das Kirchenbuch stellt diese Herkunft in Frage), war von kleiner und zierlicher Gestalt und gab viel auf Anstand und Sitte, so daß denn auch der Gehilfsschreiber Fritz Risch ihr jeden Morgen die Hand zu küssen hatte. Die Mußestunden füllte Herse mit Zeichnen und Malen aus, und daß er darin etwas Besonderes leistete, ersieht man aus dem Artikel „Kitte Risch"; diese Leistungen sind um so höher zu veranschlagen, als er völlig Autodidakt, wie auch in anderen Dingen, war. Seinen Portraits in Oel wird die Naturtreue nachgerühmt, und es beruht keineswegs auf dichterischer Zugabe, daß der Pastor Knöchel derartig getroffen war, daß Vorübergehende über die Aehnlichkeit geradezu in Erstaunen geriethen. Dieses Bild hing viele Jahre in der Kirche, bis es infolge Weißens auf den Boden gestellt wurde, wo es noch zu finden ist. Eine andere Annehmlichkeit im Hause bereitete er sich mit dem Musiziren. Nach Stavenhagener Ansprüchen spielte er eine recht gute Geige, und so hatte er sich mit vier Freunden, nämlich Kapitän Grischow, Musikus Meyer und zwei anderen Stadtmusikanten zu einer Kapelle zusammengethan. Ob nun die eingeübten Stücke über den Charakter des Hoppsassas „Gestern Abend war Vetter Michel da" hinauslangten, bleibe dahingestellt. Jedoch ist die Angabe, als hätte die Kapelle in Sommernächten sich vor verschiedenen Häusern hören lassen, dort also Ständchen gebracht, dahin zu beschränken, daß Herse mit seinen musikalischen Freunden an schönen Sommerabenden und besonders im August vor der eigenen Thür aufspielte und die Begeisterung mit dem sich mehrenden Publikum wuchs.

Erst 56 Jahre alt, wurde dieser rüstige und kräftige Mann am 18. Januar 1829 nach kurzem Krankenlager (um die Art der Krankheit weiß man nicht mehr) ins Lichtreich abberufen. Sein Heimgang hatte ungleich mehr zu bedeuten, als derjenige eines anderen Sterblichen zu Stavenhagen. War doch mit ihm ein bedeutendes Stück Poesie entschwunden und ein Original, wie es sonst nicht leicht wiederzukehren pflegt; zudem fehlte der Jugend die Vermittelung zum Naturleben, und was er gerade dieser war und für sie bedeutete, das hat Reuter mit wärmstem Herzen niedergeschrieben und verewigt. Geld und Geldeswerth hatte der vortreffliche Mann nicht hinterlassen, aber dafür ein anderes und besseres Erbe, das in den Herzen und Gemüthern seiner Jünger die edelsten Früchte zeitigte, so daß sie sich, von Dankbarkeit erfüllt, seiner stets warm erinnerten.

Die Wittwe verzog alsbald nach der Beerdigung nach Sternberg zu Verwandten, wo sie auch gestorben sein dürfte.

Räthsel und Spiele.

Räthsel.

Man meidet mich, doch Mancher eilet
Schon früh am Morgen zu mir hin
Und klagt, trotzdem er mich verlachet,
Daß ich für ihn verschlossen bin.
Was ich auch spreche, was ich sage,
Scheint Keinem jemals recht zu sein,
Am ärgsten aber wird das Schimpfen,
Stell' ich mich in mich selbst hinein.

Rösselsprung.

			der	lau	zen	nicht			
			wer	im	o	nur			
			warm	kalt	sei	her			
	let	freu	hel	die	bald	schwer	auf	und	
be	ler	der	je	auch	be	schat	seln	zen	de
füh	dun	wohl	das	je	find	schwe	freu	ten	leid
	fühlt	licht	kler	res	nicht	halt	denn	wech	
			lau	der	ten	tief			
			müh'n	er	nur	o			
			kalt	warm	folgt	mat			

Räthsel.

Ich bin mir jedes Land's bewußt.
Ich bring' Gewinn und auch Verlust.
Wer mich verliert — ist ungeschickt.
Verfehlt man Dich — bin ich geknickt.

Tausch-Räthsel.

Die Anfangsbuchstaben der nachstehenden zehn Wörter: Zeisig, Ilme, Miene, Magd, Hebel, Weide, Kanne, Asche, Koch, Hummer sind mit den Buchstaben: B, E, I, J, N, N, R, S, T, U (jedoch in anderer Reihenfolge) so zu vertauschen, daß ebensoviele andere, dem Sinne nach verschiedene Wörter entstehen. Sind diese richtig gefunden, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben von oben nach unten den Namen eines berühmten Klaviervirtuosen und Komponisten.

Rebus.

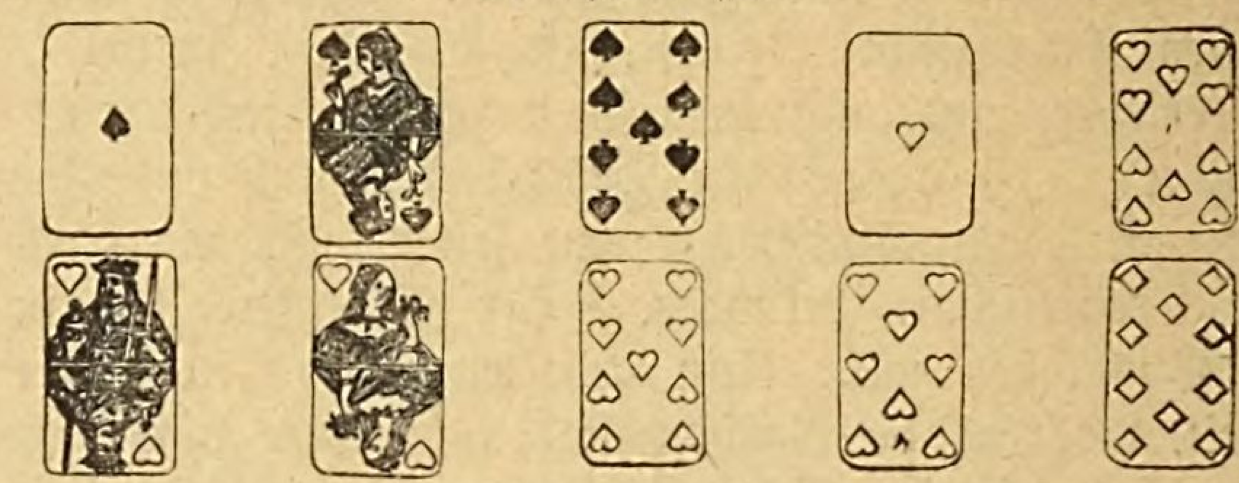


Auflösung der Räthsel aus Nummer 50.

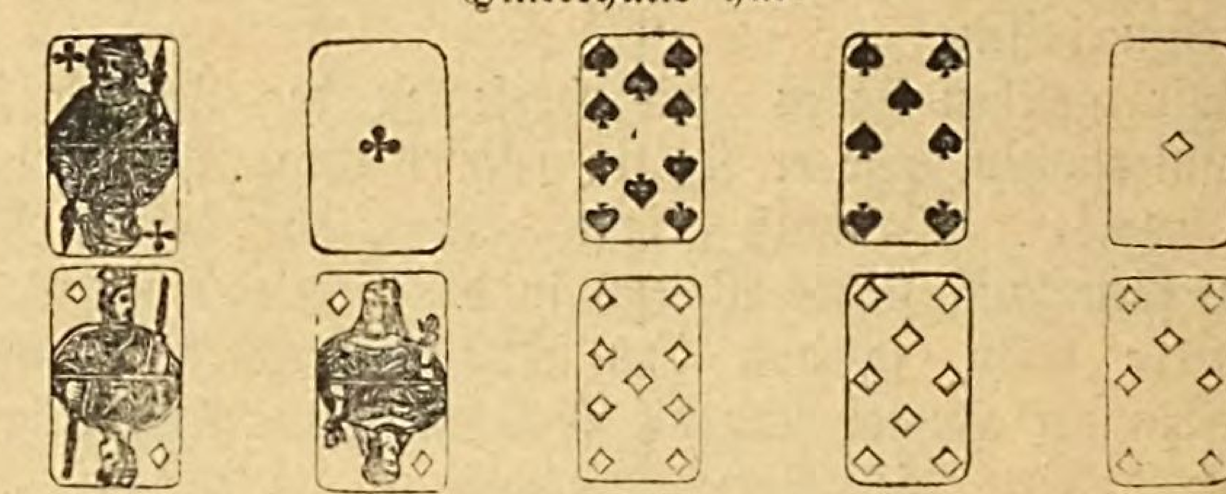
Skat-Aufgabe.

Die Karten sind vertheilt ad 1:

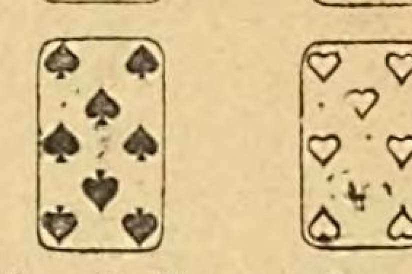
Vorhand hat:



Hinterhand hat:



Im Skat liegt:



Gespielt wird: 1. Coeur-Zehn, 2. Careau-Junge, 3. Careau-Acht. — 1. Coeur-Junge, 2. Trefle-Junge, 3. Careau-Zehn (— 14). 1. Pique-Zehn, 2. Pique-As, 3. Pique-König (— 25). 1. Coeur-König! 2. Pique-Junge (gezwungen), 3. Careau-Sieben. 1. Trefle-Sieben, 2. Trefle-As, 3. Coeur-As (— 22). Das Spiel ist mit 61 Points verloren.

Ad 2 ist das Solo unverlierbar! Wirft Mittelhand, was auch vorgespielt wird, beim ersten Stich den Pique-König ab, ist das Spiel nicht mehr zu verlieren. Denn nach dem zweiten Stich kann Vorhand nicht mehr ans Spiel kommen!!

Silben-Räthsel.

1. Vivarini, 2. Isergebirge, 3. Elmsfeuer, 4. Lorberlaub, 5. Etrurien, 6. Kalliope, 7. Öland, 8. Californien, 9. Haubitze, 10. Eigenlob, 11. Vesper, 12. Eriesee, 13. Rheinland.

Buchstaben-Quadrat.

S	M	O	L	E	N	S	K
I	P	U	E	B	L	O	A
C	A	R	O	S	E	S	L
I	R	i	i	N	W	T	E
L	T	N	i	N	i	S	N
I	E	G	O	N	G	E	D
E	i	S	O	L	D	E	E
N	O	T	H	W	E	H	R

Jro

Räthsel. Orkan — Koran — Oran.

Homonym. Ofen.

Rebus. Provinz Brandenburg.

Logogriph. Mohn — Mohr.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 52 | Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt | 23. Dezember 1888

Der Haß des Bettlers.

Eine Weihnachts-Erzählung von Viktor Menzel.

Unter dem Sternengewölbe, über die todten Gefilde, das Land der Weichsel dahin, jagten die verstürmten Flocken. Gleich einem dichten Netze, geflochten aus feinen silbernen Fäden, umhüllten sie das Dorf Niedola; ein weißer Schein, zitternd und glänzend, schwamm um den Thurm seines Kirchleins, der mit erleuchteten Scheiben wie mit großen, klaren Augen in die Nacht hinausblickte, um die erhellten Fenster der tief verschneiten Hütten. Alles lag still, ernst, träumend.

Fernab, wo aus der endlosen Ebene der Tannenwald wie ein düsterer Wächter zum Himmel ragte, hob aus dem Schnee noch eine Hütte ihr gebeugtes, sturmzerrissenes Dach. Kein freundlicher Schimmer drang durch die verklebten Fenster, kein Leben verkündendes Rauchwölkchen ließ sein dunkles Kleidchen vom Schornstein flattern. Ueber ihr ächzten die gekrümmten Wipfel, wie Trauernde, die an einem Grabe klagen.

Und doch schlug ein lebendiges Herz da drinnen, in der Brust des Mannes, der im Dunkel, in zerlumpten Gewändern am halb erloschenen Heerde kauerte. Ein Herz schlug in seiner Brust, trotz des stumpfen und erloschenen Blickes seiner eingesunkenen Augen, trotz des wirren, verblichenen Bartes, trotz der fahlen Farbe seines gealterten Gesichts und des wilden und unheimlichen Schattens auf seiner niedern, breiten, umbuschten Stirn: hart schlug und ruhelos sein Herz, und jeder der Schläge war so schmerzhaft wie der dumpfe Fall eines Hammers, und sie alle waren Erinnerung.

Auf dem kalten, halbdunklen Heerde knisterten die verglimmenden Reiser; wie das Gewisper feiner Stimmen klang es. Der Bettler saß zusammengesunken, in sein Ohr flüsterten die kleinen Feuergeister:

„Hrr — hrr — st! Vor zehn Jahren! Weißt Du noch? Hrr — hrr — vor zehn Jahren!"

Der Lauschende schrak zusammen, seine braune, knöcherne Faust ballte sich; an die Wand, gerade gegenüber, hefteten sich seine trüben Augen. Dort hing, von einem rostigen Nagel gehalten, eine alte, verblaßte Schleife; an sie klammerte sich des Bettlers Blick. Nun glühte es tief auf in den starren Sternen, ein matter, feindlicher Schimmer: „Er!" murmelte er. „Er trägt die Schuld, Ignacy!"

Es war nur ein Augenblick, die Reiser knisterten, wieder in sich zusammen sank der Bettler: — in sein Ohr flüsterten die Feuergeistchen:

„Hrr — wir frieren, wir erlöschen. Mütterchen Baschas Augen erloschen auch, für immer! — Der Kummer war es, der sie vorzeitig schloß. Wir wärmen nicht mehr die steifen, krummen Glieder des guten Alten, des Väterchen Bartlomiej, weißt Du noch, Celestyn? Wieviel Thränen sahen wir von seiner Wimper tropfen in den schneeweißen Bart! seine Seufzer hörten wir, knackten und zischelten, ihn zu trösten, konnten es jedoch nicht. Fühlst Du die Narbe brennen, Celestyn, an der ruchlosen Hand, die sich gegen den Vater hob?

Ein Frost schüttelte den Einsamen, schauernd zog er den schmutzigen, zerlumpten Mantel um sich zusammen. „Nicht ich, er trägt die Schuld, ihr wißt, daß es Ignacy war, Ignacy Korytko! Verflucht sei sein Leben, er hat mich schlecht gemacht, die Schuld ist sein." Sein Blick, wirr und hastig, suchte den blassen Streif am Nagel, doch der verschwamm im Dunkel; draußen ächzten die Tannen, raschelten die Eisnadeln gegen das Fenster, und die Feuergeister flüsterten weiter:

„Weihnacht, es ist Weihnacht heut. Wie gern leuchteten wir, spiegelten uns in hellen, lustigen Kinderaugen! Ueberall brodelt der Schmaus, auf dem Tische harren die Oblaten, vom Priester gesegnet zum heiligen, festlichen Abend, zu des Herrn Geburt; um die treuen Gatten jubelt die Kinderschaar, und es ist Friede, Friede auf Erden! Vor zehn Jahren! Da hofftest Du, daß es so sein werde."

Ein Stöhnen entrang sich dem Munde des Bettlers. Dann ein Fluch und ein heiseres Lachen. Seine Hand fuhr jäh in die verglimmende Flamme: hochauf sprühten, flatterten die Funken, rannen langsam nieder, wie ein Regen feuriger Tropfen. Hierauf versank das Innere der Hütte in Nacht, wild stieß Celestyn die Thür auf und trat ins Freie.

Ueber ihm flimmerten durch Nebelschleier, durch die fliegenden Wirbel des Schnees, die fernen Sterne, so kalt und frostig, wie Tausende stechender, höhnischer Augen; die spitzen Flocken, vom pfeifenden Wind gepeitscht, blitzten in ihrem Glanze gleich Pfeilen, gleich Pfeilen trafen sie das Antlitz des Bettlers. Der lachte schrill, schwang den Stock um sein Haupt und schritt vorwärts, was thut's, wohin! Gerade so ging er von Haus, nachdem er das Väterchen Bartlomiej begraben, neben Mütterchen Baschas Grab. Winter war's auch damals, Celestyns Gesicht verwundeten die eisigen Pfeile, und er, von derselben Hütte Schwelle, schritt zu, allein mit seinem Haß, und lachte; Alles, Alles heut, am Abend der Wiederkehr, wie einst vor Jahren! — vor Jahren!

Seitdem hat Celestyn wandern gelernt, durch des Winters

Oede, durch des Sommers Blumen. Weit und lang war seine Wanderung, und immer war er allein, allein mit seinem Hasse. Verflucht sei Ignacy Korytko! sein ist alle Schuld.

Der Boden knarrte unter des Bettlers Füßen, das sind die Schollen, die einst sein Pflug gewendet. Reicher war Ignacys Erbe, und die Erde hämisch, daß sie Ignacy eifriger diente! Stetig wuchs des Neides Qual, die Unlust in Celestyns Seele, denn er blieb arm, wer trug die Schuld an seinem Leide? Wer anders, als Ignacy?

Die Flur senkte sich, dumpf hallten die Schritte des Wandernden auf dem Eise des Sees. Es war einst am Johannistag, da schwammen die Kähne in blauer Fluth, da warfen die Mädchen ihre Kränze den Wellen zu, den fischenden Burschen, wie viele ihrer suchten des reichen Korytko Nähe! Celestyns Nähe keine! In seinem Nachen saß er allein, sah Ignacys Glück, und der Grimm fraß an seinem Herzen. Wer trug die Schuld? Ignacy war es!

Weiß glitzernd stieg im Felde eine Doppelreihe von Büschen auf. Sie säumten den Weg ein, der in das Dorf Niedola führte. Celestyn kennt sie wohl, wie oft schritt er zwischen ihren blühenden Zweigen nach jenem Feste an Jadwigas Seite, die Rogatka[1]) auf dem linken Ohr, prunkend mit dem rothen Tuch der Kurtka[2]), mit den hohen, messingbeschlagenen Stiefeln. Zärtliche Worte gab es da, gleich dem Gegirr der wilden Taube, wenn sie im Ahornbaum den Geliebten grüßt, so lieblich klang das Lachen von den Sammetlippen Jadwigas, so lieblich, Celestyn hört es noch, noch heute. Im Winterfrost sind die Blüthen gestorben, da gab sie ihm den Abschied, da ward Jadwiga Ignacys Weib. Wie schmunzelte da Kanink, ihr Ohm, mit dem breiten, gedunsenen Gesicht, wie rieb er sich die Hände, da das Schwesterstöchterchen einzog in das neue, stattliche Haus! Celestyn aber vertrank seinen Schmerz, die Habe vertrank er und das Glück, und das Leid um Mütterchen Baschas Tod; er schlug den Vater, wenn er klagte. Alles ist dahin, nur die rothe Schleife, die Jadwiga an jenem Sommerabend trug, hängt noch verblaßt in der verfallenen Hütte. Und sie bezeugt es: Ignacy machte Jadwiga treulos, er trug die Schuld an Allem — verflucht, verflucht sei sein Leben!

Geisterhaft von fern schimmerte vor dem trüben Auge des Bettlers des Kirchthurms Licht, glänzten die hellen Fensten des Dorfes. Wie ein Wolf geduckt, schlich er der ersten Hütte zu, um das niedrige, kleine Fenster, ins Innere spähend. Am gedeckten Tische beteten Eltern und Kinder mit freudigen Gesichtern, dankten Gott dem Herrn für den Segen des Jahres: keiner gewahrte das dunkle, wilde Antlitz hinter den Scheiben, das Neid und Grimm häßlich verzerrten. Lange stand so der Bettler, unbeweglich, in der finstern Schneewolke, im kalten, pfeifenden Winde: — dann, sich wendend mit einem leisen, hohnvollen Lachen, schritt er weiter, hinweg von den friedlichen Hütten, ziellos über die nächtige Flur.

Ah, wer zu sagen wüßte, ob Ignacy noch lebt, hier in der alten Heimath! Fände ihn jetzt der Irrende, allein, in der schweigsamen Nacht, der leeren Oede — — —

Die Faust des Bettlers fuhr unter den Mantel, an den Griff eines langen, rostigen Messers, das im zerfetzten Kittel stak. Sein gieriger Blick leuchtete durch das Dunkel.

Nun horchte er auf, er stand eine Weile lauschend. Sicher, es war kein Zweifel: eine Stimme rief. weither aus der Ebene, ein verwehtes Stimmchen, fein und schwach und mit angstvoller Klage; die Stimme eines Kindes.

Ein Stich durchzuckte Celestyns Herz. Er kann Kinderstimmen nicht hören; das macht, weil sie ihn an das Einst erinnern.

Unbewußt hatte sich sein Fuß gewandt, der Richtung des Schalles nach. Die Sterne funkelten kalt und frostig, über die Ebene jagten die Flocken, lauter nun durch ihren huschenden Tanz drang der feine, klagende Ruf. Ein Kind muß sich verirrt haben, in der Einsamkeit, am Weihnachtsabend!

Der Bettler war stehen geblieben. Finsterer noch, als sonst, lag der Schatten zwischen seinen Brauen. Wem kein Kind gegeben ist, kein Heerd, kein Weib, was wird der um ein Kind sorgen?

---

[1]) Eckige Mütze. [2]) Kurze, farbige Jacke.

„Vater! Vater!" klang es klagend in der Nähe; bei dem Klange krampfte sich Celestyns Herz zusammen. In seinen Schläfen begann es zu hämmern, vor seinem Auge war ein Flirren, nur einen Augenblick, dann war es vorbei. Mit stumpfer Neugier schaute er auf die kleine, zitternde Gestalt herab, die, aus dem Dunkel tauchend, schluchzend zu seinen Füßen lag.

„Tatuschu, oj Tatuniu!"[1])

Nichts weiter vermochte der kleine Knabe mit tiefblauen Augen und blondem Gelock, zu dem Alten aufblickend, zu stammeln. „O Tatuschu, Tatuschu!" und dann, nach einem Weilchen: „Jasch[2]) kann nicht finden!"

Der Bettler musterte des Kindes Anzug. Aus gutem Tuch die Höschen, die blaue Sukmanka,[3]) die kleine Konfederatka[4]) mit Fuchsfell besetzt. Feste Stiefelchen, Alles zeugte von Wohlhabenheit, gewiß ist das ein verwöhntes Püppchen, hm! an ihm zu gewinnen wäre nicht viel, vielleicht, daß der Vater ein gutes Trinkgeld giebt.

„Wie heißt Du, wo bist Du zu Haus?" fragte er rauh.

Des Knaben Thränen stockten. „Jasch heißt mich der Tata, und Herzchen, und sonst heiße ich noch Korytko, und wir wohnen in Niedola." Bang wäre dem kleinen Jasch geworden, hätte er des fremden Mannes Züge gewahrt! Geängstigt durch das Schweigen, schmiegte sich der Kleine fester an des Bettlers Knie.

„Korytko sagst Du, Korytko?" murmelte Celestyn Piorkowski. Sein Athem röchelte, als er den Namen aussprach. Der Kleine nickte wichtig. „Jan Korytko heiße ich, und die Schwester heißt Jadwiga, die ist älter, aber sie ist fortgegangen, schon lange."

Er suchte ungeduldig mit seinen kleinen, erstarrten Fingern die des Fremden; der riß seine Hand zurück, wie vor einer aufzüngelnden Natter. Dann, als besänne er sich anders, hob er das Kind mit raschem Griffe zu sich empor. „Komm!" stieß er aus.

„Nun geht es nach Haus!" rief Jasch, versuchte in die Händchen zu klatschen und schmiegte sich dann frierend an des Alten Brust, „der Tata wird's Dir lohnen."

Ein tückisches Lächeln flog über Celestyns Antlitz. Das Herz in seiner Brust schien still geworden, still und eiskalt. Er schritt rasch zu, der Schnee knirschte unter ihm, so hat Celestyn geknirscht, Jahr für Jahr, in ohnmächtigem Haß: nun ist seine Stunde da, und Ignacy Korytko wird büßen, Jadwiga büßen, an ihrem Kinde.

Unter seinem Mantel hielt er fest des Kindes Hand. Er stöhnte tief auf. „Bist Du krank, Tatuschu?" fragte der kleine Jasch.

Das sanfte Stimmchen drang in Celestyns Ohr, wie der Stich einer Nadel. Er zuckte schmerzhaft, starrte in des Kindes zutrauliches Gesicht. „Was willst Du?" murmelte er zwischen den Zähnen.

„Bist Du krank?" wiederholte der Kleine mitleidig. „Grade so seufzte das Schwesterchen, als sie von Hause fortging. Jetzt ist sie oben, dort, siehst Du, wo die Sternchen scheinen. Wirst Du heute auch ein Sternchen[5]) haben?"

Celestyn blieb stehen, einen Augenblick. „Vielleicht," murmelte er dann, weitereilend.

An Celestyns Himmel blitzt kein Stern. Nur ist da ein fahler Schimmer, der heutige Abend hat ihn entzündet, das wird sein Weihnachtssternchen sein, und es ist die Rache.

„Gehen wir auch recht?" fragte das Kind ängstlich. „Ich sehe kein Haus — nur dunkle Bäume."

„Drüben," raunte Celestyn, „hinter den Bäumen, da liegt das Dorf, wart' nur noch ein wenig!"

Rascher verfolgte er seinen Weg, hinweg von Niedola, dem Walde zu. „Es ist so dunkel hier!" flüsterte der Kleine. „Ich war schon einmal im Walde, mit meiner Matunia[6]), eh' sie zum todten Schwesterchen mußte."

Wie er das sagte, durchzuckte es den Körper des Bettlers wie ein Schlag. Strauchelnd stand er, einem Versteinerten gleich. „Was sagst Du?" stammelte er. „Jadwiga — Jadwiga todt?"

---

[1]) Tata = das polnische Papa, Väterchen.
[2]) Hänschen.
[3]) Tuchrock, Kaftan.
[4]) Viereckige Mütze.
[5]) Gwiazdka = Sternchen und Weihnachtsfeier, heiliger Christ.
[6]) Mütterchen.

„Todt sind Beide. Die Matunia braucht nun niemals mehr zu weinen; sonst weinte sie oft, so oft!"

Das Kind sprach es wichtig und traurig zugleich. Schwächer strich der Wind durch die Oede; Celestyns Auge starrte wie durch einen rothen, feurigen Schleier: so wild drängte alles Blut zu seinem Haupte empor.

„Jadwiga todt, im Blühen dahin! Kann es, kann es sein? Die Treulose todt! ihres Glückes freut sie sich nicht mehr, nicht mehr lächelt sie Ignacy zu — ihr Mund ist still geworden. Jadwiga — todt!"

„Und am Walde liegt eine Hütte," sprach das Kind weiter, „da kniete Matunia, Keiner war da, es war so dunkel, und sie weinte wieder und betete."

„Eine Hütte?! . . ." Celestyns Zunge stockte. „Am Walde, sagst Du, sie lag am Walde? . . ." murmelte er, wie verständnißlos. „Jadwiga in Celestyns Hütte?"

„O ja, ein dunkles Hüttchen war es, da betete die Matunia, und nach ein paar Wochen haben sie sie fortgetragen. Sind wir nun bald zu Hause, Tatuschu?"

„Sie kam zu Celestyns Heerd und weinte, bevor sie starb!" flüsterte der Bettler heiser. „War es Reue? Hat die Sterbende bereut, was sie Celestyn angethan? „War es das Leid, ein glückloses Leben an Ignacys Seite?"

Langsam schritt der Einsame durch die Nacht: die weißen Flocken umschwirrten ihn, das Kind lag still in seinem Arme. „Gebüßt!" murmelte er. „Sie hat gebüßt, Celestyns Rache kann sie nicht mehr treffen."

Der Knabe regte sich; wie aus dumpfer Erstarrung schrak der Bettler empor. „Ignacy!" kam es zischend von seinen Lippen. Schneller schritt er aus. „Ignacy Korytko, er lebt und trägt die Schuld."

Welche Schuld doch? Welche? War's, daß ihm ein reicheres Erbe zufiel, als Celestyn? War das seine Schuld?

Nein! Glück ist nicht Schuld, es muß etwas Andres gewesen sein, etwas Andres — was doch?

War's, daß sein Feld reichere Ernte brachte? Die Erde vergilt, was Jeder ihr giebt, Fleiß ist nicht Schuld, was war es denn?

Nun blitzte ein Bild vor ihm auf: War's, daß Jadwiga Ignacy ihm den Vorzug gab vor dem Armen?

Und doch, war es nicht Ignacys Zwang, dem die Ungetreue folgte?

Der Athem des Bettlers ging gurgelnd: rastlos, fiebernd klopfte das Blut in seinem Haupte: „Sein muß die Schuld sein, der alte Haß darf nicht erkalten, was hätte Celestyn noch, wenn nicht mehr seinen Haß? . . ."

„Bald müssen wir die Glocken hören," sagte der kleine Jasch, „die schönen Kirchenglocken. In der heiligen Nacht, wenn Pan Chrystussek geboren ist, bekommen alle Glocken eine schöne Stimme. Alle singen sie: „Friede auf Erden!"

Er verstummte, durch eine jähe Bewegung des Bettlers erschreckt.

„Still!" stieß der hervor, mit zugeschnürter Kehle. „Ich will nichts hören! nichts hören von Pan Chrystussek!"

„Warum denn nicht, Tatuschu?"

Der Bettler antwortete nicht. Wie in wilder Flucht stürmte er dahin, der Tannenwildniß, der verfallenen Hütte zu.

„Warum willst Du denn von Pan Chrystussek nicht hören, Tatuschu? Der Tata sagt, er sei gut, und er will, daß alle Menschen sich lieb haben. Ich hab' Dich auch lieb, Tatuschu, weil Du so gut zu mir bist!"

Der Bettler schrie auf. Alles, was er seit zehn Jahren in sich getragen, zerriß in diesem Schrei sein Herz. Der Knabe glitt von seinem Arme, beide Hände vor sein Gesicht schlagend, fiel Celestyn nieder, jäh, wie von einer Axt getroffen. Seine Stirn sank auf den harten, eisigen Boden, ein Aechzen brach aus seiner Brust.

„O Jesu! Jesu! Erbarmen!"

Und dann, sich schüttelnd, zuckend in seinem Weh, brach er aus in Weinen, in ein rauhes, schluchzendes, nicht endenwollendes Weinen. Sein Haupt streichelte der kleine, zitternde Knabe über ihm; klar aus den zerfließenden Nebeln glänzten die flimmernden Sterne. Und es waren nicht mehr höhnende Augen, sie glänzten so mild und freundlich, nur einzeln noch, in ihrem Glanze zitternd, rannen rieselnde Flocken nieder, gleich großen, leuchtenden Thränen.

Der Bettler richtete sich langsam auf. Wie groß und tief doch diese müden, feuchten Augen waren! Das macht, der böse Schatten darüber, der Schatten des Hasses, ist verschwunden, auf Celestyns Stirne ruht der Friede.

„Sind wir nun bald zu Haus?" bat der kleine Knabe.

„Ja, bald," antwortete der Bettler feierlich, mit ihm in seine Hütte tretend. „Nur eh' wir weitergehen, sollst Du Dich wärmen an meinem Heerde und mein Gast sein."

„Ist Pan Chrystussek auch mit uns gekommen?" fragte Jasch ganz leise und sah sich rundum in der stillen, dunkeln Hütte.

„Er ist bei uns," versetzte Celestyn. Seine Augen strömten über; vor dem Kinde niederknieend, legte er die kleinen Hände auf sein Haupt. „Bitte Du für mich bei Pan Chrystussek, er hat die Kinder lieb und wird Dich hören."

Er stand auf, schlug Feuer und schüttelte Reiser darauf in den kalten, finsteren Heerd. Da erhob sich ein Knistern, heimlich, ganz heimlich, ein feines Zischeln und Wispern, vertraut und doch neu; leise regte es sich, flackerte von Reis zu Reis, klopfte an die Eisenringe, an den alten, rostigen Kessel, wärmte das vertrocknete Brod, den halben Fisch, den gestern die Milde dem Bettler reichte. Helle Lichter huschten durch den dämmrigen Raum, ließen die Eiszapfen der Wände wie Edelsteine blitzen; leise, in Celestyns Ohr raunten, wisperten die Feuergeistchen:

„Hrr — hrr — st! Wir flackern, wir prasseln wieder! Wir spiegeln uns in hellen, fröhlichen Kinderaugen! Hei, wie lustig tanzt es sich im alten Heerde, unter den Ringen, die schon Mütterchen Baschas Hand bewachte! Droben wohnt sie nun, hoch, wo die goldnen Sterne blitzen, nickt und lächelt — es ist Weihnacht heute, wie einst, weißt Du noch, Celestyn? Das Vergangene kehrt zurück, Deinem Weihnachtsabend leuchten wir, wärmen Deinen Weihnachtsschmaus. So, einst, wird alles Todte sich zu neuem Leben erwecken, das ist die Gnade Dessen, der heute mit Jadwigas Sohn Dein Gast ist, Pan Chrystusseks Gnade! . . ."

Auf den morschen Tisch trug Celestyn Fisch und Brod auf; fröhlich schmauste Jasch, hungrig mit seinen Zähnchen hineinbeißend. Das Feuer prasselte — — Plötzlich ward es draußen, in der schweigenden Nacht, laut, fremde Stimmen ertönten. Tiefe, angstvolle Stimmen riefen den Namen eines Kindes.

Celestyn Piorkowski trat langsam aus seiner Hütte. Eine Schaar von Bauern, mit Bränden umherleuchtend, kam über das Feld auf ihn zu. Sie schrien durcheinander, als sie den Einsamen gewahrten. An ihrer Spitze schritt ein hochgewachsener Mann; der Schein der Fackeln ließ auf seinem Antlitz die Verzweiflung erkennen.

„Wer bist Du?" rief er wild. „Wo ist mein Kind?"

Der Bettler stand vor ihm; auf die verstörten Züge heftete er starr sein dunkles, trübes Auge.

„Kennst Du mich nicht mehr, Ignacy Korytko?" sprach er langsam.

Beim Klang dieser Stimme schrak der Bauer auf, sein Blick erweiterte sich, staunend.

„Celestyn!" rief er. „Celestyn Piorkowski! Du hier, zurückgekehrt?"

Der Ton, in dem er das sprach, war ein finstrer. Hierauf, sich über die Stirne streichend, wie um seine wirren Gedanken zu sammeln, fuhr er fort: „Mein Kind, ich suche mein Kind!"

Eine plötzliche Furcht, unbestimmt und schreckhaft, veränderte seine Züge. „Celestyn, weißt Du wo es ist?"

Eine Pause entstand, so tief und lautlos, daß man die Athemzüge der Beiden vernahm. Den Körper Korytkos durchzuckte ein Schauer: da wandte sich der Bettler und öffnete die Thür.

„Tritt leise auf," sprach er, hineinweisend, „es ist noch ein Gast da, den Du nicht siehst, Pan Chrystussek selbst!"

Der Bettler stand, an die Wand der Hütte gelehnt, stumm, mit verschränkten Armen. Ignacy wendete sich zu ihm.

„Hab' Dank!" sagte er ernst, „Du hast ihn mir gerettet, den Einzigen, Gott führt alles wunderbar! Ich meinte einst, er hätte



Die Anbetung des Christuskindes durch die drei Könige aus dem Morgenlande.

Nach dem Gemälde von Julius Schrader.



Weihnachtsfeier auf einem deutschen Kriegsschiff.

Aus dem „Deutschen Weihnachtsblatt." Berlin, G. Grote'scher Verlag.

besser gethan, Dich niemals leben zu lassen, Deinetwegen mußte mein Haus ohne Glück sein, mein Weib sterben um Dich."

„Jadwiga, sterben um mich," wiederholte der Bettler. Mit leerem Auge blickte er zu dem Sprecher auf. Der hielt das seine niedergeheftet, in schwerem Sinnen. „Als der Priester uns segnete, wußt' ich's nicht, daß ihr Herz noch Dir anhing. Besser, sie hätt' es mir gestanden, bei Gott! ich war ihr gut, und Kaniuk, der Ohm, machte dann Alles. Ich wußte damals nicht, daß es mein Geld war, was er brauchte, daß sie gehorchen mußte und schweigen, denn Du hattest nichts. Nachher, als sie elend wurde, kam's ans Licht."

Er sah auf, verwundert über den wilden Griff, mit dem die Hände des Bettlers seinen Arm faßten.

„Ignacy! bei des Heilands Barmherzigkeit! mir, sagst Du, hing ihr Herz an? Mir war sie gut noch, als sie Dein Weib geworden?!"

„Weißt Du's nicht? Und doch, Du hattest's nicht verdient, ließest Haus und Gut nachher zu Grunde gehen für die Schänke. Für ihre Thränen hätt' ich sie schlagen mögen, ich konnt's nur nicht, weil's mich so jammerte. Ja da haßt' ich Dich, Gott klagt' ich an, daß er Dich geschaffen, o mein Heiland! Und der elende Ohm, was half's, daß ihm die Pfändung erspart blieb, mußt' er 'doch sterben bald danach, in seinen Sünden, Gott ist groß! Heute hast Du mein Kind gerettet, deß dank' ich Dir, Celestyn, mein Leben lang dank' ich's Dir."

Er legte die Rechte auf die Schulter des Bettlers. Der hatte sich abgewendet; das Antlitz in die Hände drückend, weinte er, heiß und bitter; aber andere Thränen waren es jetzt, als die vorher vergossenen.

„Was fehlt dem Tatuschek?" fragte der kleine Jasch.

„Celestyn," murmelte Ignacy, „es ist vergangen, die Schlummernde schmerzt's nicht mehr, laß sie ruhen, zum neuen Leben — auch Dir, heute, an des Herrn Geburt, wird ein neuer Stern aufgehen; nimm meine Hand, Celestyn, und meine Hilfe, sollen wir ewig Feinde sein?"

„Horch!" fiel der kleine Jasch ein, ins Freie lauschend. „Hört Ihr nichts?"

Ein Summen, ein dumpfes, tiefes Klingen zog fernher über das träumende Land, durch die stille, leuchtende Nacht.

„Es sind die Weihnachtsglocken!" flüsterte Celestyn. „Die Weihnachtsglocken sind es, sie singen: Friede, Friede auf Erden!"

Weihnachten im Nordpoleis.

Von Anton Eichler.

Es war Weihnachts-Abend im Grinnell-Land.*) Die Kälte war für die Jahreszeit mäßig, sie bewegte sich zwischen 25 und 30 Grad unter Null Fahrenheit (d. i. 25—28° unter Null Reaumur.) Doch hatte zwei Tage lang ein rauher Sturm mit eisigem Wind und treibendem Schnee geherrscht, der unsere gewöhnliche Beschäftigung draußen schwierig und gefährli.h machte. Seit siebzig Tagen lastete das drückende Dunkel der arktischen Nacht auf uns, er raubte uns den Appetit, bleichte unsere Wangen und verdüsterte unsere Gemüther. Häufiger denn je überlief das Bewußtsein der Weltabgeschiedenheit in bänglicher Qual unsere Seelen, und unsere Sehnsucht wuchs nach der schönen Welt, die wir verlassen hatten.

Aber der Weihnachts-Abend war gekommen über Grinnell-Land, und es war Zeit, uns zu regen, um, eins im Geiste mit unseren fernen Menschenbrüdern, die Feier der Geburt unseres Herrn zu begehen. Würde wohl der Sturm sich legen, der Wind sich senken, um uns eine schönere Weihnacht zu bescheeren? Das war die Frage, die unsere Gemüther beschäftigte.

Zu unserer Freude fiel der Wind am Mittag, und einige Stunden später verschwanden die Schneewolken wie durch einen Zauberschlag. Dieser plötzliche Wechsel war eine gute Vorbedeutung für den kommenden Tag und flößte den Sergeanten Rice und Brainard neuen Muth ein. Sie erbaten sich freie Verfügung über alle Flaggen, Banner und andere dekorative Sachen, welche vorhanden waren, und gaben uns zugleich sonst zu verstehen, daß unsere, der Offiziere und der „gelehrten Herren," Anwesenheit bis 6 Uhr Nachmittags einigermaßen überflüssig wäre. Um diese Stunde fanden wir, als wir das Quartier der Mannschaft betraten, ihr Werk vollendet. Die wehenden Flaggen, die glänzenden Banner und die lustigen Standarten waren geschmackvoll arrangirt und boten einen lebhaften und erfreulichen Kontrast zu der angeräucherten Wand und Decke dar. An einem bevorzugten Platz war ein Schiffsbanner aufgehängt worden mit allerlei sinnreichen Emblemen. Da war ein goldener Anker der Hoffnung, ein silbernes Glückshufeisen, weiße Lilien, die Blumen der Unschuld, süße Vergißmeinnicht und Veilchen, der schimmernde Polarstern und das Kreuz des Glaubens. Gearbeitet von liebenden Händen unter fernem Himmel, war ihr erster Dienst, unsere einsame arktische Feier am Weihnachtsabend zu verschönen und zu erheitern.

Nach einer aufmerksamen und liebevollen Betrachtung der Dekorationen kam die Vertheilung unserer Weihnachtsgeschenke. Leider fehlte die Hauptsache: der Weihnachtsbaum. Eine genaue Durchsuchung des Grinnell-Landes im Herbst hatte uns die Ueberzeugung verschafft, daß die einzige in diesem Winkel Erd[?] gedeihende Abart von Strauch oder Baum die arktische Weide sei. Das größte Exemplar davon, das wir zu sehen bekamen, war nichts mehr als ein kriechendes Gestrüpp, ungefähr einen Daumen dick und einen Fuß lang. So konnten wir also unsere Gaben nicht an den Baum hängen, sondern mußten sie auf prosaischere Weise vertheilen. Unser Vorrath von Geschenken war natürlich nicht übermäßig. Den größten Theil derselben verdankten wir der Güte einer Dame aus New-York, welche, obwohl mit keinem Mitgliede der Expedition persönlich bekannt, mit seltener Zartsinnigkeit für jedes derselben ein passendes und beziehungsvolles Geschenk gesandt hatte. Für den Offizierstisch war eine prächtige irische Kartoffel — aus Pappe gestiftet worden. Der befehlshabende Offizier erhielt einen Fächer, welcher verführerisch das Bild der Breiten hervorzauberte, für die er bestimmt war. Die Geschenke für die Mannschaft bestanden vorzugsweise aus Pfeifen und Tabak, dazu einige Bücher, Schiefertafeln, Griffel, Pulswärmer u. s. w.

Nun kamen die Geschenke des befehlshabenden Offiziers, Lieutenant A. W. Greeley, an die Reihe. Vierundzwanzig Kannen von gleicher Größe, von eins an numerirt, wurden auf den Tisch gestellt und ausgespielt. Wie bei Porzias versiegelten Kästchen war äußerliche Prüfung erlaubt, und wie in jenem Falle, wo glänzendes Gold und lockendes Silber den Preis verloren, waren auch die schwersten und anziehendsten Kannen nicht immer die werthvollsten. Im Allgemeinen waren die schweren Kannen mit Bohnen, Nüssen und Reis gefüllt, während die leichteren Confect, Früchte, Rum und dergleichen enthielten. Ein Unglücklicher, Sergeant Gardiner, zog eine Anweisung auf eine Tonne Eis, ein zweiter einen Schein „Good for nothing," ein dritter ein Billet zur Ueberfahrt nach St. Johns (Newfoundland) mit dem nächsten Dampfer.

Während gewürfelt wurde, hatten geschäftige Hände unseren Weihnachtstrunk bereitet, einen köstlichen Eierpunsch, köstlich, trotzdem die dazu gebrauchte Milch und die Eier aus den Kannen nicht ganz tadelfrei waren. Die Fröhlichkeit des Abends entlud sich wie natürlich im Gesang. Plantagen-Melodien, komische Couplets und sentimentale Lieder wurden zum Besten gegeben und wichen, als die Mitternacht herannahte, Chorälen und den schönen Christmas carols (Weihnachtsgesängen), die noch das Mittelalter den heutigen Engländern hinterlassen hat. So wurde mit Lobgesängen

*) Das Grinnell-Land liegt im Norden Amerikas zu beiden Seiten des 80. Parallelkreises, also an der Grenze der ewigen Eisregion des Nordpols. Es ist das nördlichste Land Amerikas. Die von der Regierung der Union ausgerüstete Expedition unter Lieutenant Greeley hatte den Zweck, eine meteorologische Station an der Lady Franklins Bai anzulegen, der nördlichsten Station, die überhaupt existirt. Bereits am 14. August 1881 wurde die Station bezogen, und das Schiff Proteus kehrte nach der Ausschiffung der Expedition glücklich wieder zurück. Drei schwere, kummervolle Jahre brachte die heldenmüthige Mannschaft auf dem äußersten Posten der Erde zu, den eines Menschen Fuß je betreten.

der heilige Weihnachtsmorgen in unserem einsamen Heim auf dem unheimlichen Nordpoleis herangewacht.

Um 6 Uhr am ersten Feiertage zeigte das Thermometer 40° unter Null (32° R.). Um 10 Uhr Morgens versammelte sich die Mannschaft zum Gottesdienst. Der 139. und 140. Psalm wurde verlesen. Auf das äußerste Ende der Welt verbannt, und unter dem großen Schatten der arktischen Nacht, griffen uns mächtig die Worte des Psalmisten an die Herzen:

Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meer,
So würde mich doch Deine Hand daselbst führen und Deine Rechte mich halten.
Spräche ich: Finsterniß möge mich decken, so muß die Nacht auch Licht um mich sein.
Denn auch Finsterniß nicht finster ist bei Dir, und die Nacht leuchtet wie der Tag, Finsterniß ist wie das Licht.

Unsere Tagesarbeit war um 4 Uhr prompt gethan, aber das lange Menu verzögerte die Mahlzeit um eine ganze Stunde, da unsere Köche, Frederick und Long, entschieden hatten, daß Alles aufs Beste hergerichtet werden sollte. Alle Länder und Zonen zahlten unserer Tafel am Ende der Welt ihren Tribut. Der herkömmliche Truthahn fehlte, aber er wurde vortrefflich durch die Enten und Lummen Grönlands ersetzt; auch ein köstliches Schwanzstück von einem Moschusochsen des Grinnell-Landes zierte unsere Tafel. Nach dem Kaffee wurde jedem Offizier und jedem Mann der Besatzung eine Havanna-Cigarre verabfolgt, das Geschenk einer Dame, welche die Schwäche von Nordpolfahrern für solchen Luxusartikel zu würdigen wußte. Ein wenig später wurde die übliche Sonntags-Rumfreiheit gewährt. Der Abend verlief schnell mit Musik und Gesang. Am Ende eines Liedes rief die Nachtwache laut in die strenge Eisluft hinaus:

„Elf Uhr!"

Weihnachten im Nordpoleis war zu Ende.

Unser Weihnachtskarpfen.

Humoreske von Fritz Lustig.

Wir hatten einen strengen Winter, und mein Geldbeutel wußte schon im Monat Dezember ein Lied von den Kohlenrechnungen zu singen; nun kam noch der Weihnachtseinkauf hinzu — und zu Neujahr gab es erst Gehalt. Meine Frau kam am heiligen Abend ganz außer sich vom Markte nach Hause, das Pfund Karpfen sollte 75 Pfennig kosten, für unsere Stadt ein unerhörter Preis, und ich sagte kurzweg: „Da denken wir uns diesmal die Fische und essen nur Bratwurst."

„Ich bin einverstanden," sagte meine Frau, „bei solchem Preise vergeht Einem der Appetit."

Es war zehn Uhr Morgens, als wir uns zu dieser Entsagung entschlossen hatten. Gegen halb Elf klingelte es und unsere Karline öffnete. „Frau Mannig," sagte sie bald darauf, „'s ist Jemand mit einem Karpfen da."

Meine Frau ging hinaus und kam nach fünf Minuten mit einem prächtigen Spiegelkarpfen zurück. „Das nenne ich Glück! Die Wunschfee muß uns belauscht haben und sendet uns das als Weihnachtspräsent."

„Präsent sagst Du?" frug ich.

„Nun ja, was denn sonst? Freue Dich, Männle, nun kommst Du zu billigen Karpfen!"

Mir ging vor Verwunderung fast die Pfeife aus, und ich sprang auf und an den Tisch, um das Göttergeschenk in Augenschein zu nehmen. Vier Pfund konnte der Fisch wiegen, doch begriff ich immer noch nicht, wie ich zu diesem Geschenk kommen sollte. „Von wem mag er sein?" frug ich.

„Ja, der Bote sollte es nicht sagen," entgegnete meine Frau.

„Merkwürdig! Noch nie haben wir dergleichen geschenkt bekommen." Ich sann hin und her, konnte aber nicht begreifen, wer uns die Freude bereitet haben solle. „Dein Bruder ist doch in Lübeck, wie er uns schrieb, sollte er bei einer hiesigen Fischhandlung den Karpfen bestellt haben?"

„Das wirst Du ja sehen, wenn er zum Fest schreibt," erwiderte meine Frau, „denn verschweigen wird er es nicht und jedenfalls anfragen, ob wir uns an dem Ungeheuer nicht den Magen verdorben haben."

Meine Frau machte sich nun gleich darüber her, den Fisch regelrecht zum Kochen zuzurichten, während ich mich in Tabakswolken hüllte und Zeitungen studirte.

Wir pflegten den Fisch stets des Mittags zu essen, und um ein Uhr stand das köstliche Gericht so appetitlich wie möglich auf dem Tisch, daneben Bratwurst, Sauerkohl und Kartoffeln, das übliche Bier nicht zu vergessen. Wir schmausten seelenvergnügt unser Geschenk und gedachten bei jedem Bissen gerührt des Gebers.

Nach den Feiertagen ging ich wie allabendlich den üblichen Schoppen trinken. Der Steuereinnehmer und Kantor des Ortes sowie ein Namensvetter von mir bildeten ein vierblättriges Kleeblatt und saßen stets an einem besonderen Tisch. Bald drehte sich die Unterhaltung um das Fest. Der Eine erzählte von dem Aerger mit seinem Dienstmädchen, welchem das Geschenk nicht gepaßt hatte, der Andere hatte bei seiner Frau nicht das Richtige getroffen, und mein Namensvetter Mannig seufzte laut auf.

„Diese Weihnachten," sagte er, „werde ich lange nicht vergessen und meine Frau ebenfalls nicht."

„Was hat es denn gegeben? Doch kein Unglück?"

„Ein Unglück nicht, und dennoch traf es uns hart. Wir hatten an diesem heiligen Abend keinen Karpfen und sind so sehr daran gewöhnt. Andere Jahre bekamen wir regelmäßig vom Stadtmüller einen großen Spiegelkarpfen zum Geschenk und kaufen deshalb keinen Fisch. Doch es wurde Mittag, und der Fisch war noch nicht da. „Er wird schon noch kommen," tröstete meine Frau, „wir wollen ihn Abends essen." Doch auch der Abend kam, der Karpfen aber nicht. Um fünf Uhr wollte meine Frau noch einen Fisch kaufen, es war aber Alles ausverkauft. Nun mußten wir auf den Genuß verzichten und waren den ganzen Abend verstimmt. Was die Gewohnheit nicht Alles thut! Wie viele Leute haben keinen Fisch am Weihnachtsabend und vermissen ihn auch nicht; uns war es nicht festlich zu Muthe, und sogar die Kinder waren verstimmt und frugen beständig nach dem Karpfen. Dafür werden wir uns am Sylvester entschädigen."

Mir dämmerte es, doch ich hütete mich, etwas zu sagen.

Der Stadtmüller war an unseren Tisch getreten und hatte den Sermon meines Namensvetters mit angehört. Wie wurde mir, als er mir auf dem Nachhausewege auf die Schulter klopfte und leise frug: „Wie hat denn der Spiegelkarpfen geschmeckt? Ha, ha, ha, haben Sie nur meinem neuen Kutscher zu danken, der, wie ich heute Abend erst erfuhr, die Verwechselung besorgte. Na, sollen alle Weihnachten Einen haben, nur essen Sie Ihrem Namensvetter nicht mehr den Fisch weg! Gute Nacht!" Sprach's und ließ mich versteinert stehen.

Die Erinnerung an den letzten Weihnachtskarpfen ist etwas bitter, hoffentlich schweigt der Stadtmüller!

Zu unseren Weihnachtsbildern.

Der weihnachtliche Bilderschmuck dieser Nummer kann wohl einer textlichen Erläuterung entbehren. Ist doch das vom Meister Julius Schrader gemalte Bild von der Anbetung des Christuskindleins durch die Weisen oder die drei Könige aus dem Morgenlande, das jetzt die Apsis der Drei-Königskirche in Elbing schmückt, und von welchem wir dem Leser heute eine holzschnittliche Nachbildung bieten, weitbekannt geworden und die der Komposition zu Grunde liegende biblische Ueberlieferung jedem Schulkinde vertraut.

Zu dem die Weihnachtsfeier auf einem deutschen Kriegsschiffe darstellenden Bilde haben wir nur hinzuzufügen, daß es dem kürzlich unter den neuen literarischen Festerzeugnissen warm empfohlenen Hefte entnommen ist, welches unter dem Titel: „Deutsches Weihnachtsblatt" zum Feste in der G. Grote'schen Verlagshandlung in Berlin erschienen ist und sich seinem Inhalte nach an alle deutschen Familienjournale anschließt, gleichsam eine Ergänzung zu derselben bildet; ein Heft, das mit seinen vielen farbigen Bildern und Holzschnitten, mit seinem mannigfachen Inhalt von poetischen Gaben, von Erzählungen und Schilderungen, von Liedern und musikalischen Kompositionen und einem kleinen Theaterstück aus der Feder von Ad. L'Arronge so recht dazu geeignet ist, in der Muße der Feiertage der Unterhaltung von Jung und Alt zu dienen und die festliche Stimmung der Tage festzuhalten.

Räthsel und Spiele.



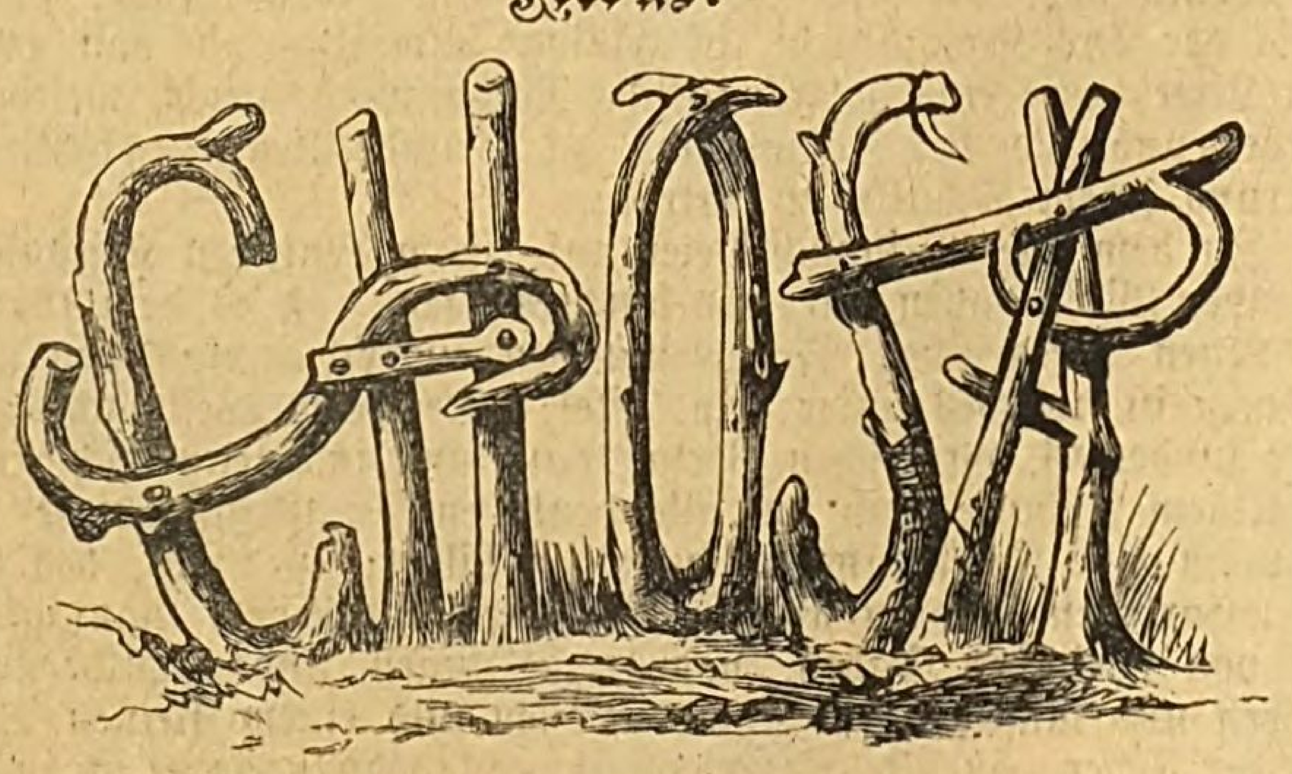
Ein Uebungsstück für die Fertigkeit im Ausschneiden.

Buchstaben-Räthsel.

a	a	**a**	a	b
c	**d**	e	**e**	e
e	e	g	h	**h**
i	**l**	l	**m**	n
o	**p**	**r**	t	u

Die Buchstaben der vorstehenden Figur sind so zu ordnen, daß die dadurch entstehenden fünf Wörter der horizontalen Reihen 1) ein asiatisches Inselreich, 2) einen Vogel, 3) einen Frauennamen, 4) einen fremden Ausdruck für Stockwerk, 5) den Theil einer Pflanze bezeichnen, und daß die acht Buchstaben, welche an die Stelle der fettgedruckten treten, ein Königreich ergeben.

Rebus.



Räthsel.

Mit scharfen Zähnen halte ich
Ein Kleinod lieb und theuer.
Gieb Acht, daß nicht veralte ich,
Sonst Kleinod holt der Geier.
Bei großen Schicksalsschlägen,
Bei unverhofftem Schmerz
Bin ich ein wahrer Segen
Fürs arme Menschenherz.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 51.

Räthsel. Thor.

Rösselsprung.

Warm oder kalt, nur lau sei nicht im Herzen,
Wer Freude fühlt, der fühlet wohl auch Schmerzen,
Denn Leid und Freude wechseln bald —
Je heller Licht, je dunkler sind die Schatten,
Auf schweres Mühn folgt tief Ermatten,
Warm oder kalt, nur lau nicht, — das behalt!

Räthsel. Land-, Spiel-, Fahr-, Visiten-Karte.

Tausch-Räthsel. Reisig, Ulme, Biene, Jagd, Nebel, Seide, Tanne, Esche, Joch, Nummer. — Rubinstein.

Rebus. Neuere Poeten thun viel Wasser in die Tinte.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Deutsche Lesehalle

Nummer 53 — Sonntags-Beilage zum Berliner Tageblatt — 30. Dezember 1888

Zu neuem Leben.

Eine Neujahrs-Erzählung von O. v. Oberkamp.

Es lebe Paris! Es lebe die Liebe! Es lebe Niniche! In dem Bouillon Duval zu Paris, das die Ecke der Avenue de l'Opéra bildet, herrschte heiterstes Leben. Lustig klangen die Gläser an einander.

Die Kellner schwenkten ihre Servietten und lächelten: „Es lebe Niniche!" Die Spaziergänger vor der Avenue de l'Opéra blieben trotz der strengen Dezemberkälte draußen stehen und nickten mit den weißbereiften Bärten: „Es lebe Niniche!"

Wer ist aber Niniche?

Niniche ist eine jener lächelnden, leuchtenden lebendigen Mädchenblumen, wie sie nur dem Pariser Boden entkeimen, Blumen eines Tages, einer Nacht, Blumen, deren ewig wechselndes Farbenspiel die Blicke reizt, deren Duft nervenanregend ist, und eine Zeit lang in keinem Salon der Halbwelt fehlen darf.

Niniche, wie sie daliegt in dem Halbfauteuil nach dem Diner, lächelnd, plaudernd, kokettirend, ist eine Dame à la mode, eine galère en vogue, mit bunten, flatternden Wimpeln. Sie ist der aufgehende Stern des Ambigu, eines der vielen Vorstadt-Theater von Paris. Wahrer und richtiger gesagt: Niniche war kein Stern, sondern eine jener vielen Sternschnuppen, die über das große Paris hinschießen und zerstieben. Sie bezog vom Ambigutheater vorläufig eine Rente von sechstausend Francs, in die sich eine Schneiderin und eine Putzmacherin freundschaftlich theilten. Sie hielt sich eine Kammerzofe und einen Papagei, der gleich der übrigen Welt sein: „Vive Niniche!" in den Tag hinausrief.

Daß Niniche aber neben der Schneiderin, der Putzmacherin, der Zofe und dem Papagei auch noch einen Freund hatte, der sie auf Schritt und Tritt begleitete, war selbstverständlich. Dieser, ein Edelmann aus der Bretagne, Gaston de Grainville mit Namen, hatte Mutter, Braut und Heimath im Stiche gelassen und war aus reiner Liebe zu Niniche auf die weltbedeutenden Bretter gelaufen. Gaston, der von Niniche mit dem Kosenamen „Mon ours!" benannt wurde, und den die Pariser „jeunesse dorée" in Folge dessen „L'ours de Niniche" zu nennen pflegte, hatte in der That etwas Bärenkräftiges und Bärenplumpes, das seinen Spottnamen rechtfertigte.

Und der „Bär" behauptete auch seinen ganz bestimmten Platz am Horizont Niniches. Freilich gab es Leute, die aus gewissen Wetterzeichen prophezeien zu müssen glaubten, daß der große Bär demnächst wie eine Sternschnuppe vom Himmel der gefeierten Theaterdonna herabfliegen werde.

Vorläufig aber stand der „große Bär" noch am Himmel Niniches, oder richtiger gesagt: er stand vor dem offenen Kamin des Bouillon Duval. Er hatte breite Schultern, herkulische Gliedmaßen, plumpe Züge; aber aus den Zügen heraus strahlten ein paar große, rührende, kindliche Augen, die mit seltener Treue jede Bewegung Niniches verfolgten.

Dieser überreichte soeben Vicomte Raoul de Beaucour, ein Lebemann ersten Ranges, aber ein Apoll von Belvedere, der, wie die bösen Zungen behaupteten, von seiner Götterhöhe zu allen Untugenden herabgestiegen war, ein Etui.

Und Niniche neigte sich mit der Beweglichkeit eines Kolibris zu dem galanten Ritter herab und sprach:

„Ei, das ist charmant!"

Ihre großen, dunklen Augen, die fast zu groß erschienen für das kleine, blasse Gesicht, blickten bald das Etui, bald den Vicomte an, der seinerseits diese Blicke mit einem wahren Leuchtfeuer aus seinen schwarzen Augen beantwortete.

Den schlanken Fingern war es endlich gelungen, das Etui zu öffnen und demselben ein Flacon zu entnehmen, auf dem von einem Kranze umgeben in goldenen Lettern die Aufschrift stand: „Parfum Niniche!"

Welche Ueberraschung! Wahrhaftig, sie wußte selbst nicht, die kleine Niniche, wie viel Verehrer sie in dem großen Paris zählte! Man konnte gegenwärtig in den Schaufenstern und den Konfektionsläden der Hauptstadt Frankreichs „Corsage Niniche" und „Paletot Niniche" ausgestellt sehen, und nun noch ein — „Parfum Niniche", das womöglich dem „Bouquet de Roses" oder dem „Ylang-Ylang" Konkurrenz machte.

O, wie Niniche lachte! „Wo ist mein Bär? Das muß ich ihm zeigen." Damit schwebte sie an all den Herren und Damen vorüber und blieb, am Kamin angelangt, vor Gaston de Grainville stehen.

Dieser aber stand unbeweglich, wie der Welt entrückt; welche Gedanken waren es wohl, die ihn die Gegenwart so ganz vergessen ließen? Plötzlich fuhr er auf und seine Blicke flammten.

War vielleicht soeben in seiner Vorstellung neben der leichtlebigen Niniche die jungfräuliche Erscheinung seiner verrathenen Braut aufgetaucht, die sich nie herabgelassen hätte, mit einem Roué

gleich dem Vicomte de Beaucour zu kokettiren; oder war es dieser Roué selbst, der den Zorn des bretonischen Edelmanns heraufbeschwor? Genug, Gaston hatte mit rascher Handbewegung das Flacon ergriffen, das ihm Niniche entgegenhielt, und im nächsten Augenblick flog das letztere gegen den Marmorsims des Kamins, um in Scherben zu Boden zu fallen, während ein prickelnder Duft den Saal zu durchfluthen begann.

Aller Augen wandten sich nach dem Kamin.

Der Vicomte von Beaucour, der nur auf eine Gelegenheit gewartet zu haben schien, um loszubrechen, schleuderte dem Marquis von Grainville den Handschuh ins Gesicht.

Im Bouillon Duval war Alles in Aufregung. Man nahm für und gegen ihn Partei, die Herren nannten Gaston lachend einen „ours sauvage“, während die Damen Niniche „eine Kokette“ schalten. Diese lag in einem Lehnstuhl am Fenster mit auf die Brust hernieder geducktem Köpfchen und weinte. Als Gaston vor sie trat, sagte sie in ärgerlichem Ton, indem sie ihr Linon-Taschentuch mit ihren kleinen Zähnen zernagte: „Ours mal lêché (schlecht aufgezäumter Bär), was denken Sie, wenn Sie mir solchen Eclat bereiten?“

Und da neigte er sich nieder zu ihr und sagte im Ton unterdrückter Leidenschaft:

„Ich denke an das Schloß in der Bretagne, Niniche, dem ich um Deinetwillen den Rücken gekehrt; ich denke an meine Mutter, die Marquise von Grainville, die ich um Deinetwillen verlassen, ich denke an Komtesse Camille Demoulin, meine Braut, die ich um Deinetwillen verrieth, und endlich denke ich daran, daß Du, sobald ich majorenn geworden, Marquise von Grainville werden wirst, und daß ich es mit der Ehre Deines künftigen Namens nicht vereinbar finde, wenn stadtbekannte Roués mit reklamesüchtigen Industriellen im Verein Deinen Namen auf Corsages, Paletots und Parfumflaschen in die Welt hinausschreien.“

Er hatte das mit leiser, aber leidenschaftlicher Stimme gesagt, und sie hatte sehr ungezogen die schönen Schultern dazu gezuckt. Als ob sie sich etwas aus seinem Schloß in der Bretagne machte und aus dem Titel einer Marquise de Grainville!

Armer, großer, tölpelhafter Bär; er stand wie betäubt von diesem leichtlebigen, leichtlaunigen Lachen, mit dem sie aus dem Fauteuil auf- und an ihm vorüber huschte.

Und noch einmal hörte er sie lachen, eine halbe Stunde darauf, als sie draußen vor dem Bouillon Duval in den Wagen stieg und einer der sie begleitenden Herren dem Kutscher zurief: „Nach den Bouffes!“

Und dann war Alles verhallt; kalt war die Nacht, und über ihm fern, unerreichbar fern, funkelten die Sterne.

*

Der Vicomte de Beaucour und der Marquis Gaston de Grainville haben im Bois de Boulogne die üblichen Kugeln gewechselt. Ganz Paris spricht davon, und die Spatzen erzählen sich die Duellaffaire auf den Dächern.

Der Vicomte flanirt schon längst wieder in der besten Laune auf den Boulevards herum. Gaston, weniger glücklich, hat einen Streifschuß an der rechten Hüfte davongetragen, der ihn zwingt, das Zimmer zu hüten.

O, wie einem Zwanzigjährigen die Stunden lang werden auf dem Krankenlager! Gaston wartet auf Niniche, aber diese kommt nicht. Und als der Verwundete, kaum genesen, gerade am Sylvesterabend vor der Wohnung der launischen Theaterprinzessin — Rue Saint Augustin — vorfährt, da sagt ihm die Zofe, indem sie das Köpfchen mit den großen Puppenaugen kokett und vielsagend auf dem Nacken wiegt: „Madame ist nicht zu Hause.“

Gaston bleibt zwischen Thür und Angel stehen; er will gehen und kann nicht, mit rührender Bitte in den plumpen Zügen sieht er die Zofe an: „Aber so erzähle mir doch, wie es ihr geht?“ scheinen die großen, traurigen Augen zu flehen. Und Mademoiselle läßt sich bewegen und beginnt zu reden sehr viel und sehr rasch zu reden: „Ah, Monsieur kann sich trösten, was Madame betrifft; Madame hat sich ebenfalls getröstet. Madame befindet sich stets in der Gesellschaft des Vicomte de Beaucour. Kennt der Herr Marquis den Vicomte von Beaucour? O ein Bild von einem Mann! Und Madame?! Ah comme elle s'amuse! Vorgestern war Madame in Porte Saint Maurice, gestern im Renaissance und heute . . . nun heute ist Madame in den Closeries des lilas — zum Scherz, natürlich nur zum Scherz.“

Und die Zofe lacht zu dem Scherz von Madame; Gaston faßt sich wie verwirrt an die Stirne. In den Closeries! O Gott! Er hört weiter nichts, als das eine Wort.

Er jagt die Treppen hinunter und wirft sich in den ersten besten Wagen.

„Nach den Closeries des lilas!“ ruft er dem Kutscher zu. Er flüchtet sich von der einen Wagenecke in die andere. Wie lahm der Fiakergaul dahintrabt, und wie fieberhaft seine Gedanken jagen! Doch endlich, endlich hält der Wagen am Ort seiner Bestimmung. Seine Rechte reißt den Schlag auf, sein Fuß eilt über die Schwelle des hell erleuchteten Hauses.

Bei rauschender Musik, in bacchantischer Lust bringt man hier das alte Jahr zu Ende.

Das Gekreisch der Violinen, das „Tim-tim“ der Klarinetten, Gejohl, Gelächter, lustige Liedchen tönen ihm entgegen. Gaston mischt sich unter die Zuschauer, die sich vor der offenen Saalthüre stoßen und drängen.

Er sucht und sucht unter den bunt durch einander wogenden Paaren, und jetzt hat sein fieberndes Auge die Eine entdeckt, die er sucht, dort unter dem Kronleuchter. „Niniche!“ stöhnt er auf, und dann ringen sich seine Hände schmerzlich in einander: „Großer Gott! ist es denn möglich?“

Er preßt die Zähne in die Lippen, um nicht laut aufzuschreien. Sie rast dahin im Reigen. Sie ist schöner denn je, aber es ist die Schönheit der Mänade. Ihr Haar ist gelöst, ihre Augen blitzen, ihre Wangen flammen.

„Verloren, verloren!“ gellt es in Gaston auf, aber plötzlich inmitten der Verzweiflung faßt ihn die Sehnsucht, die Geliebte zu retten, sie dem Abgrund, dem Alles verschlingenden Strudel zu entreißen, koste es, was es wolle.

Er bahnt sich eine Gasse zu ihr, und jetzt hat er sie erreicht. Wie eine weiße Blüthenflocke heben sie seine Arme vom Boden empor — hinaus, hinaus!

„Haltet den Dieb!“ schreit es, lacht es hinter ihm drein. Man verfolgt ihn; aber die Nacht ist zu dunkel, und er eilt dahin, als ob er Schwingen hätte; „Tim-tim“ rufen die Geigen und Klarinetten noch eine Weile hinter ihm drein, und dann ist Alles verhallt.

Weißbereifte Baumgerippe ragen gespenstisch in die Nacht, und der Flüchtling steht still. Sanft auf eine Bank läßt er seine Last niedergleiten. Er reißt seinen Mantel von den Schultern, um sie damit zu bedecken, und dann kniet er vor ihr nieder. Seine Lippen berühren ihre Hände, ihre Haare, ihre Augen.

Und sie, sie schlängelt sich unter seinen Liebkosungen wie eine Viper, die stechen möchte, und die es doch nicht wagt.

Nein, sie wagt es nicht, denn sie hat sich fürchten gelernt vor dem Mann, der mit der Seele eines Kindes die Stärke eines Riesen vereint, und der sie unter seinen Fingern zerbrechen könnte wie ein Rohr.

Aber er zerbricht sie nicht, der Riese. O nein! Im Gegentheil! Worte sinnloser Liebe, Worte, weich wie Frühlingswind beginnt er, über sie hingebeugt, hervor zu stammeln: „Niniche, giebt es Jemand, der Dich liebt wie ich Dich liebe? Mit einer Liebe, die so endlos ist, wie der Himmel, und so bodenlos, wie das Meer.“

Und so fährt er fort, zu ihr zu sprechen, aus den Tiefen seiner großen, ehrlichen Kinderseele steigt es auf wie ein Gebet.

Sie aber hört das Gebet nicht, das über ihr hinzittert, und mit verdrossener Stimme sagt sie: „Mich friert, ich will nach Hause!“

Und er? Theilt sich ihm der Frost vielleicht mit, der ihre zarte Gestalt durchschauert?

Als er sie, ihr gehorchend, durch die Straßen führt und sie

in einen Fiaker hebt, tönen ihnen aus einem Cafe chantant die Worte einer launigen Walzermelodie nach, die mit dem Refrain enden: „l'amour a fini, l'amour commence.“

Kann denn Liebe enden? Ihn durchbebt es wie Todesahnung und Todeskälte; er schlingt den Arm um sie und hält sie fest an seine Brust gepreßt.

Es ist schon spät, als der Wagen endlich hält vor der Wohnung in der Rue Saint Augustin. Der Portier muß ihnen die Thür öffnen.

„Adieu et bonne nuit!“ sagt sie unter der Pforte. Er aber folgt ihr mechanisch die Treppen hinauf. Er betritt ihr Boudoir und prallt zurück, denn da liegt vom Schimmer der Lampe übergossen, die von der Zimmerdecke herabhängt, in einem Lehnstuhl ausgestreckt, wie ein Gast, der ein und aus geht wann und wie es ihm beliebt, — der Vicomte de Beaucour.

Gaston starrt Niniche an, er starrt den Vicomte an und er muß in diesem Augenblick sehr hilflos und sehr einfältig aussehen, denn Niniche, die sich auf das Sopha geworfen, bricht in ein ausgelassenes Lachen aus und ruft ein über das andere Mal in die Hände klatschend: „Oh, qu'il est drôle!“

Sie lacht auf, und zu dem offenen Piano tänzelnd, beginnt sie die launische Walzermelodie zu intoniren: „l'amour a fini, l'amour commence!“

Wie sinnlos, den Riesenkörper von einem nicht mehr zu unterdrückenden Schluchzen geschüttelt, stürzt Gaston aus der Wohnung, aus dem Hause.

Wohin? Er weiß es selbst nicht. Er bleibt stehen, an die Wand des Hauses, ihres Hauses, gelehnt, wie an die Stelle gebannt. Was will er denn hier? Den Vicomte erdrosseln in seinen Athletenarmen, sobald er dort aus der Thüre treten wird. Und Gaston de Grainville reckt die geballten Hände zum Himmel empor, aber es waren zu viel der Erregungen und zu viel der Schmerzen, die in den letzten Wochen auf ihn eingestürmt, und mit einem gellen Auflachen bricht er taumelnd auf dem Pflaster zusammen.

❦

Wer hätte noch nicht von der Morgue zu Paris gehört? Allnächtlich, alltäglich, allstündlich versammelt sich hier in dem großen Saale eine bunt zusammengewürfelte, eine seltsam-stille Gesellschaft, die Gesellschaft der Todten, welche die große Pariser Lebensfluth ans Ufer geworfen.

Alles still, Alles stumm in dem großen Saal. Das fahle Frühlicht des letzten Dezembertages bricht durch die Scheiben, und sein fahler Glanz fällt auf die Todten, die hier dicht an einander gereiht auf langen Tischen liegen.

Wer sind diese Todten? Verunglückte, die das Schicksal niedergestreckt, plötzlich und unerwartet.

Heimathlose, die kein Dach besessen, um darunter zu sterben. Selbstmörder, die das dunkle Nichts der Qual eines verlorenen Daseins vorgezogen.

Schrecklich ist es, ein Todter hier zu liegen, aber noch schrecklicher ist es, ein Lebender unter all den Todten zu erwachen.

Und dort ist einer ins Leben zurückgekehrt, den sie in der Nacht als todt hierher geschleppt. Und er rührt sich, er richtet sich langsam empor und blickt sich um. „Wo bin ich?“ scheinen seine umherirrenden Augen zu fragen.

Gaston, denn er ist es, der dort erwacht, preßt schaudernd die Hände vor das Antlitz, und langsam sucht er seine Erinnerungen zu sammeln.

Und die Erinnerungen kommen, eine nach der andern; nachtumflorten, weinenden Blicks treten sie vor ihn hin, und weinend erzählen sie ihm noch einmal eine Geschichte von rührender Treue, von verlorenem Glück und von verrathener Liebe.

L'amour a fini! Wieder hört er's deutlich, wie er's vor Stunden gehört — l'amour a fini!

O er erinnert sich genau, er wird ewig daran gedenken. Er wartete auf den Vicomte de Beaucour; erdrosseln wollte er ihn, den Mann, der ihm ihre Liebe gestohlen. Aber siehe da, eine gütige Vorsehung streckte ihn besinnungslos aufs Pflaster, von wo man ihn auflas als todt, um ihn hierher zu bringen.

Das ist's, was die wiederkehrende Erinnerung Gaston de Grainville erzählt im Saale der Morgue, und die Todten in der Runde starren ihn an mit den verglasten Pupillen und rufen ihm zu: Thor, unter Todten ist's besser, als im Zuchthaus unter Verbrechern, preise das Schicksal, das Dich besinnungslos niedergeworfen, ehe Du zum Mörder geworden.

Zum Mörder! Er wär's geworden! Großer Gott! So nah also ist das Verbrechen im Leben oft dem Besten.

Zum Mörder! Um wen? Um einer Dirne willen, die er zu seiner Höhe zu heben gedachte!

Er eilt durch den Saal, er rüttelt an der Thüre, um den Ausgang zu gewinnen, aber diese ist verschlossen. Und gefangen, er, der Lebende unter den Todten, kauert er sich von Neuem vor dem offenen Kamin zusammen, in dessen todter Asche kein Funken mehr glimmt.

Gelispel ist's, das ihm ins Ohr klingt, das ihn fröstelnd berührt, wie der kalte Hauch des Moders, der aus offenen Grüften steigt:

„Wenn das Menschenleben lange währt, so währt es siebzig Jahre. Jahr reiht sich an Jahr! Und jedes Jahr ist verloren, und verloren bist Du selbst, wenn Du Jahr um Jahr vorüber rauschen läßt, ohne den Nothruf des Jammers zu hören, ohne die Leiden der Armuth zu lindern und ohne die Thränen zu trocknen, die Du fließen gemacht.“

Also flüstern die Todten in der Runde, und der Lebende unter den Schatten hört das Geflüster und erbebt.

Hat nicht auch er Thränen fließen gemacht, die er bis jetzt zu trocknen gezögert?

Weint nicht in dem alten Schlosse der Bretagne die Frau um ihn, die ihn Sohn genannt?

Gaston stöhnt jetzt dumpf auf bei der Erinnerung an all die Schmerzen, die er der Mutter bereitet hat.

Nur ihr allein?

Nein; da am Erkerfenster, wo sie immer saß, wenn sie seiner harrte, sieht er eine jungfräulich-holde Mädchengestalt.

Wie so deutlich er sie sieht! Das Haar schimmert ihr goldblond um die Schläfen, und ihr Blick mit den rührend-kindlichen Augen streift jetzt besorgt zu der Dame im weißen Haar hinüber, die ruhelos in dem großen, holzgetäfelten Gemach auf- und abschreitet.

Gaston, der den wachen Traum geträumt, springt plötzlich empor. Soll die traute Mädchengestalt am Erkerfenster vergebens an ihn geglaubt, umsonst auf ihn gehofft haben?

„Nein, nein! Sie kehren wieder die Todten, wenn das Jahr den Reigen beschließt.

Und siehe, dort in ihren Angeln bewegt sich jetzt die Thüre, und auf ihrer Schwelle erscheint die Gestalt des Schließers. Ha, zur rechten Zeit!

Gaston springt auf und stürzt an dem Manne vorüber, der vor Schreck an die Wand zurückprallt und im ersten Augenblick der Ueberraschung stammelt: „Ein Auferstandener!“

Feierlicher Glockenklang, der das neue Jahr einläutet, tönt ihm in den Straßen entgegen.

❦

Und zwanzig Stunden später, in dem fernen Dorfe der Bretagne, hält der verlorene Sohn die Mutter, der reuig Zurückgekehrte die jugendlich-kindliche Braut am Herzen.

„Ich glaube an die Todten, die wiederkehren!“ flüstert Camille mit ihrem seligsten Lächeln.

Und Gaston legt die Hände gerührt auf ihr goldenes Haar, das wie ein Heiligenschein ihre Stirn umfließt, und stammelt:

„Und Du hattest Recht, daran zu glauben. Ein Todter ist wieder erstanden zu neuem Leben; die aber, die ihn erstehen hießen aus seinem Todesschlaf, das waren die Todten!“

Ein Besuch bei dem Grafen Leo Tolstoi.

Aus dem Russischen von A. Goldberg.

In drei Tagen legte ich zu Fuß den Weg von Orel bis zu der Eisenbahnstation Jassénki zurück, auf welcher ich übernachtete und von wo aus ich, ebenfalls zu Fuß, am vierten Tage meinen Zielpunkt „Jássnaja Poljána" erreichte.

„Jássnaja Poljána," ein kleines, etwa 16 bis 17 Werst von Tula gelegenes Dorf, ist der Wohnsitz des größten gegenwärtigen russischen Schriftstellers und Denkers, des Grafen Leo Tolstoi, zu dem mich mein mühevoller Weg führte.

„Ist das Jássnaja Poljána?" fragte ich einen des Weges laufenden barfüßigen Jungen.

„Jawohl," erwiederte ungern der sichtbar erschreckte Bursche.

„Kennst Du Leo Nikolajewitsch?"

„Den Gutsherrn? Freilich kenne ich ihn."

„Er pflügt wohl jetzt das Feld?"

„Damit ist er bereits fertig, schon seit einigen Tagen."

„Führe mich nach dem gräflichen Hause, Kleiner, da ich mich vor den Hunden fürchte. Du bekommst dafür ein Fünfkopekenstück."

Der Bursche dachte einen Augenblick unentschlossen nach, vermochte jedoch nicht der Kupfermünze Widerstand zu leisten.

Wir machten uns nun auf den Weg, begleitet von einem fürchterlichen Hundegebell.

„Sehen Sie mal die neuen Bauernhäuser dort, die hat sämmtlich der alte gute Herr gebaut. Die alten wurden nämlich alle niedergebrannt, und da hat der Herr an deren Stelle neue gebaut, d. h. er selbst hat daran gearbeitet. Dort oben ist das Herrenhaus. Sie brauchen sich übrigens vor den gräflichen Hunden nicht zu fürchten, dieselben, es sind ihrer fünfzehn, sind gut dressirt und thun keinem Menschen etwas zu Leide."

Ich gab dem Burschen das versprochene Trinkgeld und setzte meinen Weg am steilen Abhang fort.

Meinen Blicken bot sich hier ein überaus herrliches Landschaftspanorama dar. Ringsumher ziehen sich grünende Urwälder in riesenhafter Ausdehnung hin. „Poljána" selbst ist, wie mir schien, nur an einer Seite von Feldern umgeben, sonst wird es von Wäldern und hohen Bergen vollständig eingeschlossen. Keine einzige Wolke trübte den klaren Himmel; die eben aufgegangene Sonne stach nicht; ein erfrischendes und ermunterndes Aroma erfüllte die Luft. Von Zeit zu Zeit durchkreuzen letztere bunte Elstern, hie und da zirpen Grillen. Im Allgemeinen herrschte eine gewisse beängstigende Stille. Wahrscheinlich war Alles zur Arbeit hinaus.

Um das hohe weiße Herrenhaus zu erreichen, mußte ich einen schmalen Pfad am Berge einschlagen.

„Ist das hier das gräfliche Haus?" fragte ich ein des Weges kommendes häßliches Bauernweib.

„Jawohl," gab es mir zur Antwort, „gehen Sie rasch zu, da der Herr eben im Begriff ist, auf die Arbeit zu gehen."

Inmitten von Erlen tauchte vor mir das Herrenhaus auf, umringt von Riesenlinden, welche fast märchenhaft schön die herrliche Façade und die schönen Blumengärten beschatten. Kaum ein anderer Ort besitzt einen solchen bezaubernden Blumenberg. Nur ist es schade, daß derselbe, wie es scheint, von seiner jetzigen Herrschaft nicht allzusehr gepflegt wird.

Ich trat in die weit offenstehende Thür und kam in ein Vorzimmer. In demselben stand, den Kopf durch die Thür des Nebenzimmers steckend und sich, wie es schien, mit einem Dritten unterhaltend, ein Bauer, welcher eine blaue Bluse, Unterbeinkleider und schiefgetretene Stiefel anhatte. Mein Husten veranlaßte ihn, sich umzuwenden.

In dem Bauern erkannte ich sofort den Grafen Leo Tolstoi, den Begründer einer neuen philosophischen Lebens- und Arbeitstheorie.

In seiner ganzen Einfachheit stand vor mir der Landmann: das gutmüthige Gesicht, der wohlwollende, ruhige Blick, die etwas gebückte, aber immer noch elastische Gestalt.

„Verzeihen Sie, Herr Graf, daß ich . . ."

„Schon gut, schon gut" . . . . unterbrach er mich, „seien Sie mir willkommen! Ich komme sofort hin!" rief er in das Nebenzimmer hinein. „Kommen Sie, bitte!" wandte er sich zu mir.

Der Graf ging raschen Schrittes aus dem Zimmer, zog unterwegs noch einen alten Ueberzieher an und führte mich nach einer kleinen Bank unter den Linden hin.

„Setzen Sie sich und erzählen Sie mir, wie Sie hierhergekommen sind."

Was ich nun zu sagen für nöthig hielt, trug ich dem Grafen einfach und offen vor, der mich aufmerksam und theilnahmsvoll anhörte, ohne seine treuen, wohlwollenden Blicke von mir abzuwenden. Es war mir in seiner Gegenwart wohl zu Muthe . . .

„Sie haben diesen weiten Weg zu Fuß zurückgelegt? Da thun Ihnen die Füße wohl ordentlich weh!"

„Das thun sie auch, Herr Graf, was sollte ich aber machen?"

„Ihre Baarschaft besteht aus einem Rubel; ist das Ihr ganzes Vermögen?"

„Omnia mea mecum porto."

„Sie können Latein. Bitte, sprechen Sie mit mir einfach. Wozu wollen Sie nach Moskau?"

„Arbeiten, Herr Graf."

„Das wird Ihnen dort schwer fallen. Solche Arbeitskräfte, wie Sie, giebt es da viel, sehr viel; keine Vakanzen und viel Beschäftigungssuchende. Kehren Sie lieber nach Orel zurück und lassen Sie von Ihrer Profession."

„Ich soll zurückkehren?" fragte ich, das letztere Wort absichtlich scharf betonend, da ich wußte, daß Tolstoi diese Aeußerung als eine Anspielung auf seine Lebensweise und Denkart gebrauchte.

„Ja, ja, zurück. Vorwärts ist Finsterniß. Die Civilisation in der Weise, wie sie jetzt vorschreitet, ist Finsterniß. Man muß zurück. Arbeit ist überall da, aber nur keine ziellose und eigennützige Arbeit. Der Zweck des Lebens ist: Soviel als möglich geben und so wenig als möglich nehmen. Dann nur ziehen Ruhe und Zufriedenheit ein, sonst nicht."

Ein junger Mann, der dieselbe Tracht trug, wie Tolstoi, trat an uns heran.

„Mein Freund Gaidukoff," stellte Tolstoi mir den Hinzugetretenen vor. Wir reichten uns die Hände. Der junge Mann machte auf mich einen sehr günstigen Eindruck.

„Nun an die Arbeit! Sie bedürfen wohl der Erholung?" wandte er sich an mich.

„O, nein, ich würde gern mitkommen, wenn es erlaubt ist" . . .

„Gewiß, kommen Sie mit!"

Wir schritten alle drei über den Abhang in der Richtung zu den Bauernhütten, welche der barfüßige Bursche mir bereits gezeigt hatte.

Tolstoi sprach mit gleichmäßiger, leiser Stimme. Seine Rede war einfach und ungebunden, seine Wendungen verriethen die Einfachheit und Erbaulichkeit eines Predigers.

„Beschränken Sie Ihre Bedürfnisse bis auf das geringste Maß, geben Sie viel und nehmen Sie wenig. Es ist ganz gut, daß Sie zu Fuß gehen mit einem Rubel in der Tasche. Aber das ist noch nicht genügend, Ihr Anzug ist viel zu gut."

„Ich besitze nur den einen Anzug."

„Sie haben für denselben wohl sicherlich 30 Rubel bezahlt, für dieses Geld hätten Sie einen halben Morgen Land kaufen, dasselbe bearbeiten und sich davon einigermaßen ernähren können. Sie wollen aber durchaus Ihre alte Profession betreiben, um mehr Geld zu verdienen. Das ist nicht richtig. Wozu brauchen Sie Geld? Als ich Gutsbesitzer war und meine eigenen Iwans und Peters hatte, konnte ich ihnen befehlen, dies und jenes zu thun, sonst wurden sie bestraft. Jetzt habe ich keine Leibeigenen mehr, besitze aber Geld, für welches ich ebenfalls den Iwans und Peters befehlen kann. Damals habe ich nur befohlen, jetzt zahle ich Geld und befehle, ist das nicht ein und dasselbe? Wenn Sie aber Ihre Bedürfnisse nur im Sinne der Arbeit beschränken, dann brauchen Sie das Geld nicht mehr, um es für unnöthige Sachen auszugeben. Das Geld schafft und befördert nicht die Arbeit, sondern nur die

eigennützige Spekulation. Man kann nicht zu gleicher Zeit Gott und dem Mammon dienen. Wenn Sie Ihre Gedanken durchführen wollen, thun Sie es und wenn auch durch Vermittlung der Preſſe; warum ſollen auch andere Leute Ihre Ideen nicht kennen lernen, es iſt aber ſchändlich, aus denſelben ein Gewerbe zu machen."

Wir begaben uns nach einer Bauernhütte, welche Tolſtoi eigenhändig für eine arme Bauernwittwe baute. Es war ein kleines, aber ſehr gemüthliches Häuschen. An jenem Morgen machte ſich der Graf an die Bedachung desſelben, welche er nach einem eigenen Verfahren ausführte. Zur Arbeit kommen gewöhnlich der Graf, ſeine Tochter, Gaidukoff und eine gewiſſe Maria Alexandrowna. Letztere iſt eine Bäuerin und genießt die beſondere Gunſt des Grafen. Der Graf und Gaidukoff machten ſich an das Lehmtreten und Maria Alexandrowna reichte ihnen den Lehm mit einer Schaufel zu. Die Tochter des Grafen beſchäftigte ſich mit Garnſpinnen



Am Sylveſter-Abend. Nach dem Bilde von Torno.

zur Verzahnung der Ziegel. Abwechselnd holten sie von Zeit zu Zeit Wasser aus dem naheliegenden Brunnen.

Die Arbeit ging sehr schnell von Statten, und die Arbeiter fühlten sich sichtbar sehr wohl dabei. Mitunter tauschten sie ihre Ansichten über verschiedene häusliche Bedürfnisse aus. Die Erörterung derselben ließ eine volksthümliche Ausdrucksweise durchblicken und enthielt häufig bitter-ironische Bemerkungen über die bestehende Ordnung.

Eine alte Frau kam des Weges. Tolstoi grüßte sie zuerst.

„Guten Tag, Mütterchen!"

„Guten Tag, Leo Nikolajewitsch, Du arbeitest wohl fleißig?"

„Ja wohl, Mütterchen!"

Die Sonne stand bereits sehr hoch am Horizont. Tolstoi wischte sich den Schweiß vom Gesicht und Halse ab und unterhielt sich noch eine Weile mit einem benachbarten Dachdecker, der sich darüber beklagte, daß er keine passenden Dachsparren gefunden.

„Gedulde Dich bis morgen," tröstete ihn der Graf, „ich werde Dir schon passendes Material verschaffen. Nun wollen wir frühstücken," wandte sich Tolstoi an uns, „wir bedürfen jetzt der Erholung."

Auf dem Wege nach dem Herrenhause begegneten wir einem alten Herrn in moderner Tracht, welchen Tolstoi mir als einen Künstler vorstellte, der beim Grafen zum Besuch war.

In einem großen Saale im oberen Stocke wurde von Tolstois Tochter der Thee gereicht. Ein dickbäuchiger Tulaer Samowar zischte auf dem Tische, auf welchem Tassen aus echtem Porzellan standen und ungeheure Massen von Weißbrod, Sahne und Butter einladend neben einander lagen. Uebrigens tranken nur Maria Alexandrowna und ich Thee, während der Wirth, Czaidukoff und der Künstler sich an Kaffee labten.

„Warum rauchen Sie?" wandte sich der Künstler an mich, als er bemerkte, daß ich eine Cigarette anstecken wollte.

Es blieb mir weiter nichts übrig, als die Cigarette fortzuwerfen.

„Herr Tolstoi," meinte der Maler, „hat fünfzig Jahre geraucht und jetzt das Rauchen aufgegeben."

„Das Tabakrauchen," sagte Tolstoi, „macht die Menschen wahnsinnig. Die Rauchenden sprechen viel, aber lauter dummes Zeug. Außerdem ist das Rauchen Müßiggang. Man steckt sich vor Faulheit eine Cigarre an und denkt dabei, daß man etwas arbeitet. Am häßlichsten finde ich es aber, wenn Jemand in Gegenwart von Kindern und Brustschwachen raucht. Das ist einfach gemein."

„Trinken Sie?" fragte mich der Graf. Ich verneinte diese Frage.

„Dann treten Sie unserem Enthaltsamkeitsverein bei."

Da ich dieser Idee huldigte, erklärte ich mich bereit, dem Verein beizutreten.

„Haben Sie viel Mitglieder?"

„Bis jetzt etwa tausend, wir hoffen aber bald diese Zahl verdoppeln zu können."

Tolstoi theilte mir die Hauptstatuten dieses Vereins mit, welcher, von ihm ins Leben gerufen, nach dem Muster des schweizerischen Enthaltsamkeitsvereins eingerichtet ist, mit welchem sie in Verbindung stehen.

„Haben Sie das Brod eingerührt"? fragte Maria Alexandrowna die Tochter des Grafen.

„Das habe ich besorgt," gab Letztere zur Antwort.

„Wir essen auch kein Fleisch," sagte Maria Alexandrowna, welche, wie es mir schien, sehr stolz auf die Lebensweise des Grafen war.

„Eigentlich sind unsere Bauern," mischte sich Tolstoi in das Gespräch ein, „schon längst Vegetarianer, da sie sehr selten Fleisch essen. Wenn dieselben so viel Fleisch gegessen hätten, wie die höheren Klassen, überhaupt wenn die ganze Bevölkerung unserer Erdkugel in dem Maße Fleisch gegessen hätte, so würde an einem schönen Tage kein Stück Vieh mehr zu finden sein. Thut es Ihnen überhaupt nicht leid, ein Vieh zu tödten, wir wollen sagen, zum Beispiel, ein junges Kalb zu schlachten?"

„Warum tödten und vernichten Sie denn Pflanzen?" warf ich ein.

„Allerdings thun wir das, allein ich hoffe, daß noch eine Zeit kommen wird, wo man auch die Pflanzen menschlicher behandeln wird."

Nach dem Theetrinken traf Tolstoi wieder Anstalten, zur Arbeit zu gehen. Ich konnte nicht mitgehen, da mich meine Füße fürchterlich schmerzten. Tolstoi stellte mir in liebenswürdigster Weise sein Kabinet zur Verfügung, um mich daselbst von meinen Reisestrapazen zu erholen, und ging mit seinen Mitarbeitern fort.

Nachdem ich etwa zwei Stunden recht fest geschlafen hatte, begann ich sein Arbeitszimmer zu mustern. Welch eine Unordnung herrschte hier! Die Spinden waren mit kostbaren Büchern in eleganten Einbänden buchstäblich überfüllt. Die meisten modernen Sprachen: russische, deutsche, französische und englische Werke waren vertreten, vorwiegend wissenschaftliche Schriften. An den Wänden prangen Bilder von berühmten Leuten, unter Andern große Photographien von Turgenieff, Gontscharoff, Grigorowitsch, Druschinin, mit deren eigenen Unterschriften versehen. Hinter einer spanischen Wand stehen zwei Herren, am Fenster liegen Schuhmacherwerkzeuge, eine Unmasse Holzleisten und Schneiderutensilien gemüthlich, wenn auch in größter Unordnung, beisammen.

Tolstoi wunderte sich, als er nach Hause kam, daß ich so wenig geschlafen hatte. Das Mittagsmahl gestaltete sich noch einförmiger als das Frühstück. Die intelligenten Arbeiter schienen zu sehr von der Arbeit erschöpft zu sein. Fleisch wurde nicht aufgetragen. Die Mahlzeit bestand aus einfacher Rübensuppe, Buchweizengrütze, Milch und Kwas. Mir wurde übrigens Fleisch mit Kartoffeln gereicht, worüber ich mich, offen gestanden, königlich freute.

Nach dem Mittagessen knüpfte Tolstoi mit mir ein Gespräch an über die Literatur im Allgemeinen und über die heutige Presse im Besondern.

Seine Meinung über dieselben war nicht besonders gut. Er ertheilte ihnen den guten Rath, „umzukehren."

„Früher," sagte er, „schrieb man aus Liebe, jetzt betreibt man die Literatur als Gewerbe. Es ist vernünftiger und nützlicher, Stiefeln zu machen, denn unter 1000 Paar Stiefeln können 2 bis 3 Paare nichts taugen, während von Tausend Werken nur eines zu gebrauchen ist und die übrigen 999 werthlos sind. Wenn Sie schreiben wollen, so schreiben Sie nur nach einer Eingebung von oben, sonst schreiben Sie lieber nicht! Wie kann ein Mensch etwas Gediegenes schaffen, wenn er eine heilige Sache zur Profession macht? Nicht derjenige ist ein Genius, welcher für Geld Symphonien komponirt, sondern nur der, welcher das Bedürfniß hat, zu schreiben, zu komponiren.

„Kommen wir nun auf unsere Zeitungen. Was bieten sie uns? Was kümmert es uns, ob Milan von seiner Natalie geschieden, oder wie viel Stimmen Boulanger erhalten hat? Und doch ist über Letzteren so viel geschrieben worden! Wäre es nicht besser, wenn die Zeitungen sich nur auf Handelsmittheilungen und Rezepte beschränken wollten, wie man beispielsweise am besten Gurken einlegen soll? Das bringt wenigstens Nutzen und ist nicht widerlich.

„Vielleicht," fügte Tolstoi hinzu, „werde ich noch Alles bei Seite schieben und wieder etwas schreiben, das ist durchaus nicht ausgeschlossen, aber dann würde es ein innerer Trieb sein, der mich dazu veranlassen würde. Auf diesen Trieb warte ich eben vielleicht kommt er noch und gar bald."

Ueber dieses Thema sprachen wir sehr lange. Tolstoi sprach begeistert und sehr gewandt.

„Ich sage Ihnen noch einmal, gehen Sie nicht nach Moskau," das waren fast seine letzten Worte, die er an mich richtete. Beim Abschiednehmen, als ich ihm seine schwielige, verbauerte Hand zum „Lebewohl" drückte, sah er mich eine Weile mit seinen wohlwollenden freundlichen Augen an und sagte: „Leben Sie wohl! Schreiben Sie an mich, wenn Sie was brauchen, ich bin stets bereit ... Doch kehren Sie lieber um! ... zurück! ..."

Am Sylvester-Abend.

Hierzu unser Bild.

Den Schleier der Zukunft zu lüften, der Vorsehung in ihre Karten zu gucken und das uns wohlweislich verhüllte Geheimniß kommender Schicksale aus Anzeichen zu errathen, — von solchem Drange wird die Menschenseele zu keiner Zeit unwiderstehlicher erfaßt, als zu der, da die letzte Stunde des Jahres verrinnt. Man läßt Wallnußschalen mit brennenden Wachslichtern schwimmen, man gießt geschmolzenes Zinn in das Wasser und deutet die zackigen Formen des plötzlich erstarrten Metalls, man befragt das Karten-Orakel um die bevorstehenden Ereignisse — und in mehr oder minder gebräuchlichen Formen wird des Räthsels Lösung eifrig gesucht. In unserem Bilde sehen wir zwei thörichte Jungfrauen sich ebenfalls dieser Aufgabe hingeben; die beiden suchen die dunklen Weissagungen aus dem in ein Glas gegossenen Eiweiß zu erlangen, die Mutter hat das Schicksal durch den Kaffeesatz befragt, ist aber — schon weise geworden — eingenickt. Wir wünschen diesen, wie allen unsern liebenswürdigen Leserinnen, welche am Sylvesterabend ähnlichen Scherz treiben, von Herzen, daß sie nur frohe Verheißungen erhalten.

Eine Neujahrsgratulation.

Humoristische Erinnerungen von E. Rossi.

Der Fürst von Dschungula und der englische Ingenieur Mathews hatten sich am Tage nach Weihnachten ein wenig gezankt. Mathews nämlich, der Vermessungen im Innern des Landes vornahm, verlangte vom Fürsten Saiib eine Bareda, das ist ein seetüchtiges Fahrboot mit Bemannung und Proviant, während seine indische Hoheit ihm nur einen federlosen Landwagen, von Ochsen gezogen und von zwei Treibern begleitet, zur Verfügung stellen konnte oder wollte. Mathews, ein frischer und tüchtiger Mensch, hätte für seine Person auch wenig Federlesens gemacht, aber er war verheirathet und so närrisch in seine kleine goldblonde Frau verliebt, daß er sie auf allen seinen Irrfahrten mit sich herumschleppte und durch manche unwegsame Landesstrecke sein süßes Weib lieber buchstäblich auf Händen trug, als daß er sich von ihr trennte. Da die nächste Exkursion aber von Gefahren strotzte, wenn man den Landweg wählte und nicht gut versorgt stromaufwärts fahren konnte, so stellte sich die gefürchtete Alternative ein, seine kleine Frau Fährnissen und Entbehrungen auszusetzen oder aber sich auf endlos lange drei bis vier Monate einer grausamen Trennung zu unterziehen.

Fürst Saiib hatte die Bareda so energisch verweigert, daß eine weitere Bitte nutzlos erschien; dazu kam, daß Mathews zwar kein Indisch, die Hoheit hingegen kein Wörtchen Englisch verstand, und der einzige Mensch, der beide Sprachen beherrschte und verdolmetschte, war, mit einer Mission betraut, nach Lahore gereist, man erwartete ihn erst im Februar zurück, und schon am dritten oder vierten Januar wollte Mathews seine Expedition beginnen.

Es war eine unangenehme Lage.

Als der Neujahrstag herankam, begann Mathews sich bereits mit Seufzern und Thränen auf einen Abschied gefaßt zu machen; die Donnerwetter, welche sich auf des Tyrannen Haupt entluden, hätten diesen edlen Inder zerschmettern müssen, wenn er sie nur gehört hätte. Endlich, als die Luft ein wenig von all der Fluchelektrizität entladen war, besann sich der Ingenieur, daß es immer besser sei, diesen Allgebietenden für künftige Zeiten nicht unwirsch zu machen, und er gab dem Rath seiner sanften kleinen Fee nach, dem Herrn Fürsten Saiib von Dschungula eine Neujahrsgratulation zu senden.

So nahm er denn eine seiner europäischen Visitenkarten heraus, seine Frau legte die ihrige dazu, beide steckte er in ein Couvert und übersandte sie dem Saiib am Mittag durch seinen Diener.

Saiib, ein ebenso gemächlich-fauler als feiger Kerl, sobald persönlicher Muth erforderlich wurde, löste die beiden Visitenkarten aus der Umhüllung und hielt die feinen glasirten Kärtchen verwundert in der Hand. „Mr. Robert Mathews," stand auf der einen, „Mrs. Adona Mathews" auf der anderen, auf beiden unten in der Ecke w. C. o. t. S. Was mag das bedeuten? Plötzlich fiel ihm etwas ein, ja gewiß, das mußte es sein! Er hatte doch Einiges von europäischen Sitten gehört; wenn Jemand Einen beleidigt hat in diesem vermaledeiten Europa da am Ende der Welt, so schickt er ihm eine Karte zum Zweikampf; das war's, das wollte dieser eisenköpfige Engländer, und oh über diese rachgierigen Barbaren: nicht allein der Mann, auch die blutdürstige Frau forderte ihn zum Kampf heraus. Natürlich, sie war ja am meisten dabei betheiligt, wenn er ihrem Gatten die Bareda versagte.

Fürst Saiib erhob sich mit schlotternden Knieen von seinem Nargileh-Sopha, auf dem er seine vierundzwanzigstündige Siesta hielt; diese Wendung hatte er nicht erwartet. Wenn er dem Ingenieur Beistand versagt hatte, so mochte ihm allerdings vom Vicekönig ein Rüffel werden, darauf war er sogar gefaßt; indeß ein Rüffel, der erst ein paar hundert Meilen zu durchlaufen hat, trifft sehr abgeschwächt im Dschungel-Lande am Ziel ein, man raucht eine Opiumpfeife mehr, um zu vergessen, damit war die Sache abgethan! Aber kaum hundert Schritte von ihm ein kampfbereiter Engländer mit eisernen Muskeln und einem Stiernacken, und sein weiblicher Racheengel mit den langen Nägeln und den weißen Zähnen! — Saiib rauchte an diesem bösen Tage, an dem man in Europa den 1. Januar 1877 schrieb, eine Pfeife weniger, und seine Diener flogen vom Hafen zum Palast und vom Palast zum Hafen.

Am dritten Januar hielten Mathews und sein Weibchen sich in Thränen umschlungen, es mußte geschieden sein. Vom Fürsten war keine Nachricht gekommen, nicht einmal das zugesagte Ochsengespann; es hieß sich in das Unvermeidliche fügen.

Aber oh Wunder! es nahen Boten des Herrschers, sie bezeugen eine gute Nachricht durch Kreuz- und Quersprünge, sie tragen Blumen in den Händen und Laubgewinde um den Leib. Pantomimisch aufgefordert, folgt Mathews ihnen, sein Weibchen nöthigt man ebenfalls mitzugehen, mit Tam-tam und Jauchzen, die wie Folterschreie klingen, werden sie zum „Hafen" (einer Bucht im Riesenflusse Nemi) geführt, zwei starke Eingeborene bieten ihre Rücken dem Ehepaar, in wenigen Minuten sind sie an Bord einer tüchtigen Bareda, wo der liebenswürdigste aller indischen Fürsten, Saiib, sie persönlich empfängt. Mathews schüttelt ihm herzlich dankbar die Hand, Frau Mathews lächelt ihn unter Thränen an und legt ihre kleine Hand mit zärtlichem Druck auf seine mächtige Herrscherhand, Alles ist Glück, Jubel, Wonne!

Zuletzt zieht der hohe Herr mit einer reizenden Schüchternheit die beiden Gratulationskarten heraus und deutet fragend auf sie. Und mit erneuertem Dank beginnt das zarte und derbe Händedrücken.

„Der gute Kerl," sagt Mathews zu seiner Frau, „er hat zum Dank für unseren Glückwunsch sich wahrhaft königlich erwiesen."

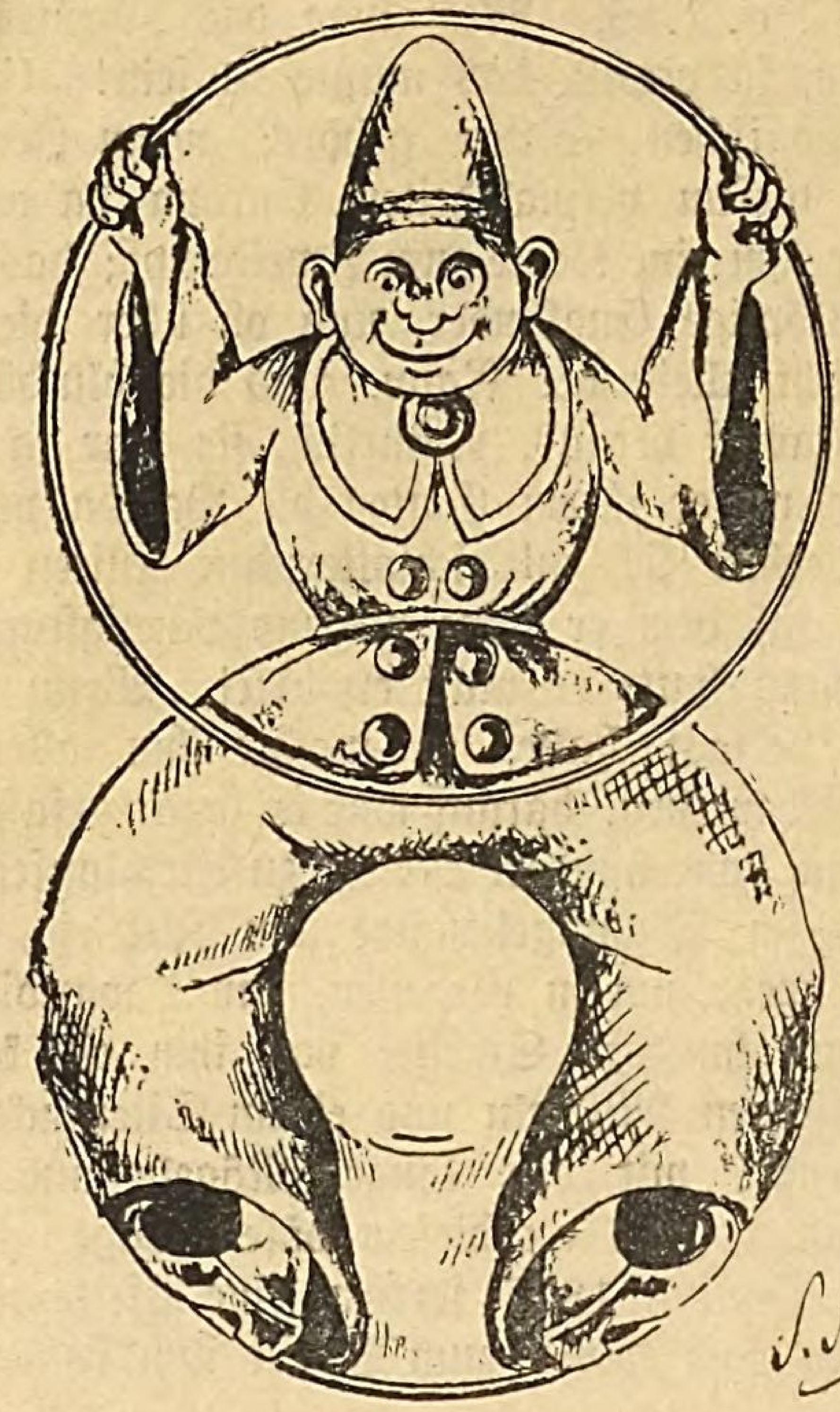
Die Bareda ist schon wochenlang unterwegs, da kehrt der sprachkundige Unterthan aus Lahore zurück. Das Erste, was Saiib ihm zeigt, sind die Karten mit den Namen und der räthselhaften Buchstaben-Inschrift.

„Heil Dir, o Herr," entgegnet ehrfurchtsvoll der Dolmetscher, „diese Karten senden Dir einen Glückwunsch zum Jahreswechsel, w. C. o. t. S. bedeutet: with Compliments of the Season, das will sagen „wir wünschen Dir zum neuen Jahre alles Gute." — —

Man sagt, daß an jenem Abend viele Seufzer und Thränen zum Himmel emporstiegen. Fürst Saiib hatte sein Hauptvergnügen, eine Generalbastonade, in Szene setzen lassen; der Glückwunsch ging also in buchstäbliche Erfüllung, in fürstlich indischer Uebersetzung!

Räthsel und Spiele.

Bild-Räthsel.



Räthsel.

Bei erster Silbe ist die erste nie allein.
Was mag das sein?
Die zweite ist ein Theil der Pflicht.
Erräthst Du's nicht?
Wenn Mittags Gaslaternen brennen,
Wird man Dir gleich das Ganze nennen.

Rösselsprung.

	seh	wo	ich	ich	nicht	
	bin	sicht	ich	du	zu	
	aus	dein	bist	kunft	se	
	sch[illegible]t	zu	ge	haus	mir	
	lie	hin	ten	he	an	
	der	die	des	welt		
me	mag	da	in	und	ist	du
kom	es	kom	so	le	die	tag
so	was	men	geht	es	lang	best

Logogriph.

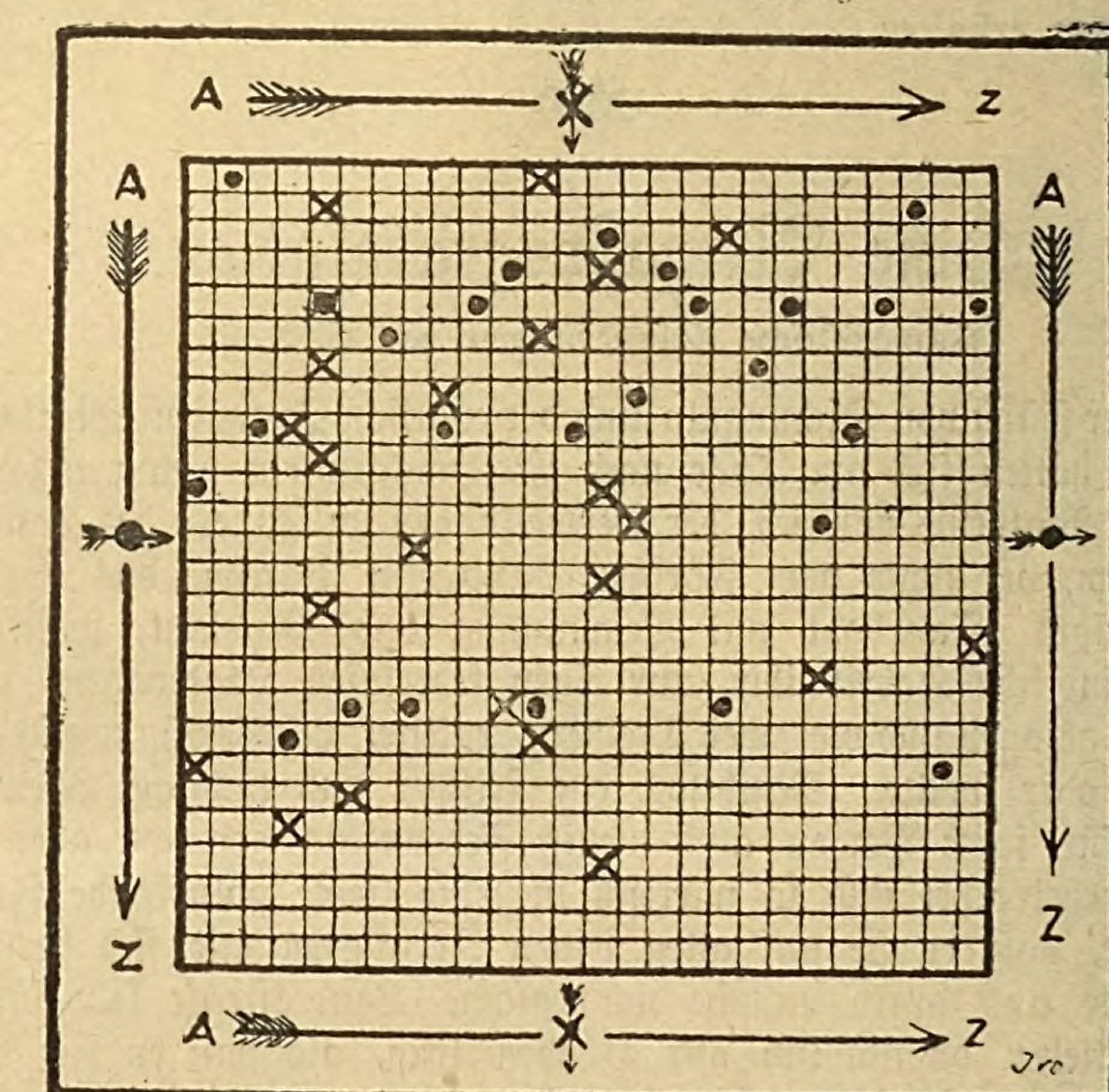
Mit k trägt es mit Schnelligkeit
Botschaft in weite Fernen;
Den Kindern giebst Du's mit f zur Hand,
Daß Gutes sie daraus lernen;
Aus uralter Zeit ist's bekannt mit b,
Und täglich nimmst Du's zur Hand mit g

Auszählungs-Räthsel.

	st	i	p				ei	l	o	
	e		ü				m		r	
	l		m				o		a	
n	u		v	e	r	ck	t		s	i
i										d
n	g	z	n	d	ei	e	ch	e	n	s

Die in vorstehender Figur enthaltenen Buchstaben ergeben einen bekannten Ausspruch des griechischen Weisen Solon, wenn man fortgesetzt den fünften Buchstaben so lange abzählt, bis jeder der vorhandenen als fünfter an die Reihe gekommen ist, und wenn man alsdann aus der durch das Auszählen erhaltenen Reihenfolge der Buchstaben die entsprechenden Wörter bildet.

Quadrat-Dechiffrir-Aufgabe.



Jedes Zeichen in den Quadraten ist ein Buchstabe. Die Richtung der Lösung ist: bei den Punkten von links nach rechts, bei den Kreuzen von oben nach unten vorzunehmen.

Auflösung der Räthsel aus Nummer 52.

Buchstaben-Räthsel.

j	a	**p**	a	n
d	**o**	h	**l**	e
r	e	c	h	**a**
e	**t**	a	**g**	e
b	l	**u**	m	e

Rebus. Sancho Pansa.

Räthsel. Fassung.

Redakteur: Reinhold Schlingmann. — Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.